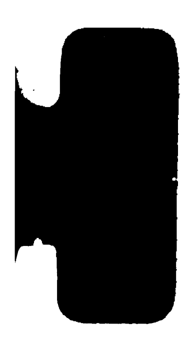


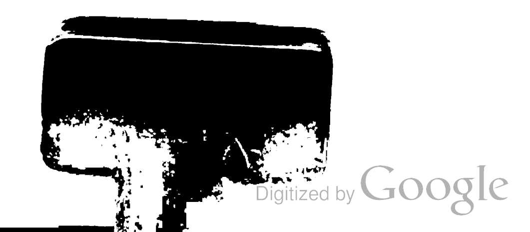
43. Jahrgang Band 2











Velhagen & Klasings Monatshefte

43. Jahrgang 1928/1929

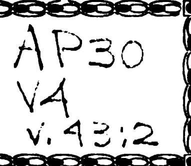
2. Band



Verlag
Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien.

Inhaltsverzeichnis

43. Jahrgang 1928/1929. Zweiter Band



Seite

Romane, Novellen und Verwandtes

Gedichte, Sprüche

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Kunst und Literatur

Sonstige Aufsätze

Preisausschreiben

Neues vom Büchertisch

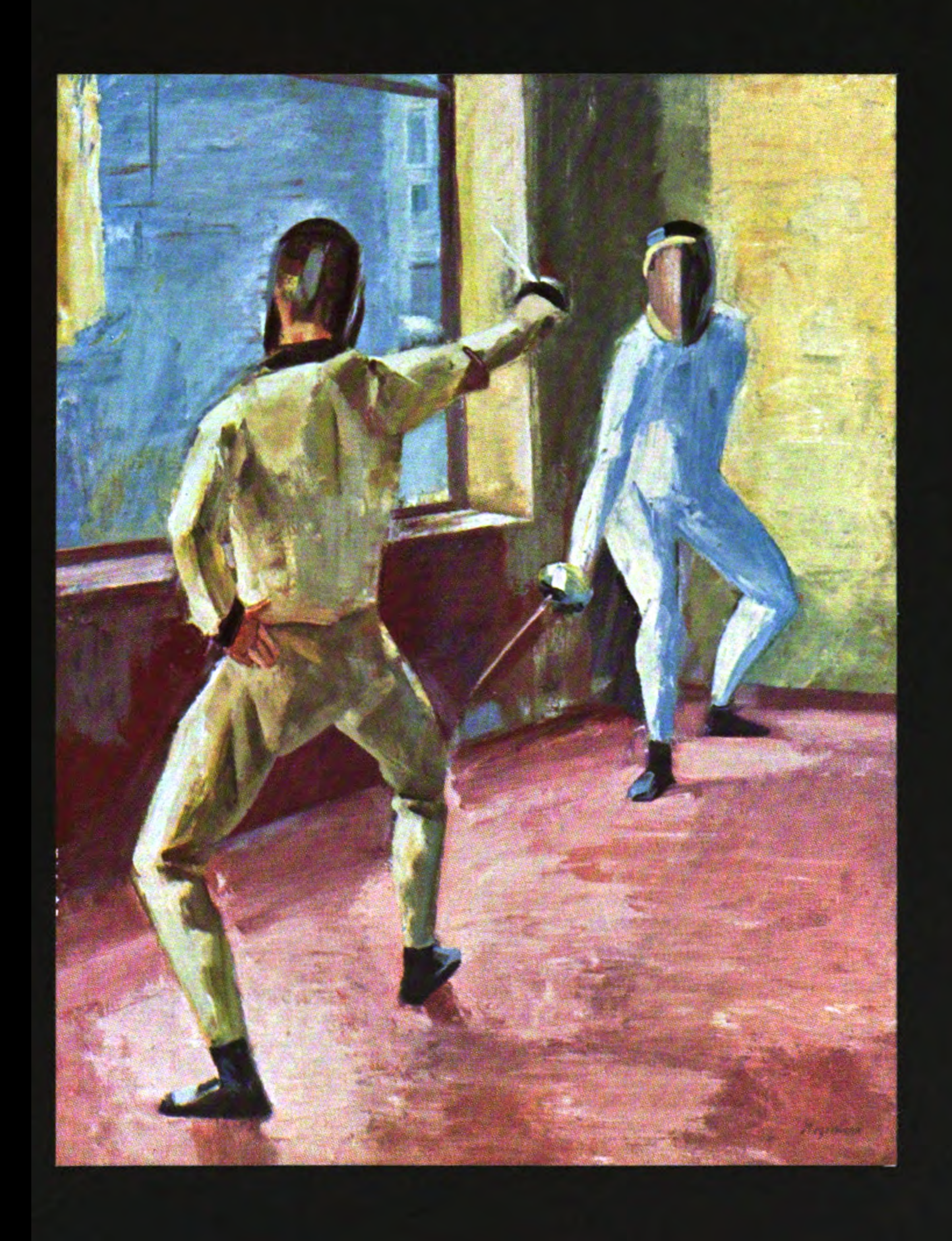
Kunstbeilagen in Mehrfarbendruck, Tondruck und Tiefdruck

Text-Bilder

Kunst, Kunstgewerbe und anderes

Der Beobachter





Die Fechter. Gemälde von Heinrich Stegemann



Das Paradeis

Roman von Viktor von Kohlenegg

Er

Er war dreißigjährige Vollwaise, Leutnant a. D., Regierungsrat a. D. und zu unerfindlichem Zweck Doctor philosophiae z. D.

Er war aus Familiengründen Soldat geworden, auch deshalb, weil er körperlich stark war und viel frische Luft und federnde Bewegung zu einem zufriedenen Dasein brauchte; er war blutjung gewesen, damals achtzehn, kurz vor dem vermaledeiten Krieg. Aber ebenso gern, wenn nicht noch lieber, wäre er Forschungsreisender geworden. Er hatte immer viel gelesen; als Primaner hatte er eine lange Abhandlung über Nietzsche geschrieben, die er eines Tages mit herzlichem Vertrauen, aber wenig Erfolg an Frau Nietzsche-Förster nach Weimar schickte. Er schrieb auch über Geschichte, Reiseeindrücke, Leben und Alltägliches, das ihm an die Nase stieß, auch ganz verrückte Geschichten, und legte es in den Kasten. Seine Freunde sagten: er wird mal ein großes Tier oder gar nichts. Er erklärte offen: bis zum Major werde er ja wohl mitmachen, dann werde er reisen, die Welt fressen und sich auf die geistige Seite legen. Aber im Krieg hatte er im tiefsten Dreck andere Abenteuer fressen müssen.

Danach hatte er an der Berliner Universität belegt und unter allerlei Beschwernissen mit glimpflichem Gelingen in Geschichte, Nationalökonomie und Philosophie seinen Doktor gebaut. Wozu? Das hatte er selbst nicht gewußt. Abschluß.

Guido Siebelind fand zu günstiger Stunde einen Platz in einem Reichsamt, brachte es sogar bis zum Regierungsrat, das ging damals wie das Brezelbacken; aber nicht sehr lange danach wurde er ein Opfer des Sparteufels und abgesägt. Es bekümmerte ihn nach seiner Art nicht übermäßig; immerhin lebte er gern anständig, war ein gesunder Esser, kaufte gern Bücher, ging auch gern mal ins Theater, liebte die See und die Berge und was sonst zu einem verständigen und sinnvollen Leben gehört; da mußte er sich seinen schon mehrfach erprobten Gleichmutspelz wieder überziehen. Er schrieb allerlei für Zeitungen; schließlich erhielt er durch einen befreundeten Zufall einen Platz in einem Handels- und Börsenverlag, mußte als Berichterstatter in Generalversammlungen laufen, saß in Bankpalästen zwischen den großen Wirtschaftskanonen, verstand zuerst kein Wort von ihrem Chinesisch, galoppierte blutschwitzend in die nächste Versammlung, lief dazwischen ans Telephon und sprach den ersten Bericht durch, rannte dampfend in die dritte Versammlung, galoppierte ins Geschäft zurück, hatte schon unterwegs, an der Straßenbahnhaltestelle und in der Elektrischen, seine wildgekritzelten Notizen geordnet, lief in den Setzersaal, diktierte, den Arm im Mantel, die letzten Berichte in die Maschine, denn um 1 Uhr mußten alle Informationen im Reindruck für die Presse vorliegen — seine mehr allgemeinen Schilderungen der jeweiligen Wirtschaftslage waren glänzend, erschöpfend und fast dichterisch schwungvoll. Eine Weile später erhielt er im gleichen Verlag den Auftrag, eine Kurzenzeitung zu redigieren; er bekam dazu hundert Zeitungen, einen Kleistertopf, Schere, Blaustift in die Hand und erbat sich vor Beginn seiner Tätigkeit treuherzig von dem jüngsten, höchst

scharmanten Chef des Hauses eine Erklärung des Wortes ‚Kuxe'. Sie wurde ihm zuteil. Und auch das ging nach kurzer Zeit vortrefflich.

Seine Chefs waren reizende, feine, lebenskundige Leute, die guten Humor und den ausgezeichneten Grundsatz hatten: wer schwimmen lernen will, muß ins Wasser springen. Allein auch diese vortrefflichen Leute hatten in jener verruchten Zeit schließlich ans Sparen denken und auch den geschätzten Mitarbeiter Siebelind aus ihren hindostanischen Geistesbezirken mit herzlichem Händedruck wieder entlassen müssen.

Und nun hatte er es wieder mit den Zeitungen versucht — verdammt — und hatte Ausschau nach allen andern Möglichkeiten gehalten, Besuche gemacht, wohlwollende Redensarten angehört, Bewerbungen ausgeschickt und gewartet, gewartet. Ein Hundeleben durch Monate und Monate.

Schließlich, nach Jahr und Tag hatte er's satt, mit Kniebeuteln in den Hosen umherzulaufen, in einem elenden Hofzimmer zu kampieren, sich knapp einmal am Tage satt zu essen, herumzulungern, auf etwas Wunderbares oder Schäbiges zu warten, hatte es satt, nach hübschen, gepflegten Frauen zu schielen, satt, die eigene Fadenscheinigkeit dabei nicht bemerkbar zu machen, — satt, sentimental oder gar neidisch wie ein deutscher Edelkommunist jeden Pfründner zu begaffen, — satt, zum Donnerwetter satt!

„Nun ist's Zeit. Nun wird's Zeit," monologisierte er. „'raus aus Babylon und Pöbelstadt!"

Und klar leuchtend wie eine Vision stieg an einem Märztag im Regen zwischen den Gefängnismauern der Stadt Robinsons Eiland vor ihm auf; Wald duftete, daß sich seine Nasenflügel blähten und seine Lunge sich weitete, er schmeckte ihn, kaute ihn, ein See blinkte, Sonne schien, Erde rauchte, ein Himmel wölbte sich, alles neu, blau, grün und golden, wie am ersten Schöpfungstag, wie nie gesehen, zum erstenmal erlebt, und doch voll holder, herrlicher Erinnerungen.

Er besaß noch bare 750 Mark. Die lagen auf der Bank. Sie waren die Hinterlassenschaft seiner bei Lebzeiten gutherzigen, aber ihm ständig mißtrauenden Tante Sophie. Sie war seit zwei Jahren selig. Diese 750 Mark waren der Erlös aus dem Verkauf ihrer Familienpretiosen. Er hütete das Geldchen wie ein heiliges Vermächtnis. Es war sein eiserner Bestand.

Einige 50 Kilometer von Babylon ab aber lag Basekow. Basekow bei der Großstadt Zörlin an der Pisede. Das war ein Dorf. Dahinter lag ein prachtvolles Gut, das hieß Zandebur, und das hatte mal dem großväterlichen Siebelind gehört.

Guido hatte herrliche Jungens- und Jünglingstage dort verlebt. Nun saß der furchtbar dicke Herr Biese darauf, Ökonomierat. Aber Guidos Vater hatte beim Auflassen der Erbschaft das alte Pfarrwitwenhaus aus der längst verflossenen Patronatszeit als Jagdgehäuse für zwanzig, dreißig Jahre zurückbehalten; einen kleinen, dürftigen, schäbigen Kasten, in einem Garten, auf einem Hügel zwischen Dorf und Gut. Auch das gehörte noch für lange Jahre zu Guidos eisernen Besitztümern, denn sein Anrecht darauf wollte ihm niemand abkaufen; es hatte auch nichts eingebracht, als bis vor kurzem eine vertriebene baltische Familie drin gehaust hatte. Er selbst war mitunter zu Rast und Jagd dort eingekehrt — als Robinson oder Halbtrapper, aber die Balten hatten sich das verbeten . . . und darauf erst recht nichts bezahlt.

„Das Paradeis!" sagte er an jenem märzlichen Regentag, und es wuchs unhemmbar und gewaltsam der Entschluß in ihm empor, der schon lange in ihm auf diese Stunde gewartet hatte. Er schritt noch behender aus. Er wollte stracks zu seinem Freund Willem Puls, dem ehemaligen Basekower Pastorjungen. Der würde wie ein Jazzneger heulen und mit allen Grübchen lieblich feixen und zuerst gar nicht begreifen, daß —

Und Guido Siebelind schwenkte forsch und lang um die Ecke und stieß gegen den stämmigen, auch in tiefster Trübsal heiteren Willem Puls.

„Puls, ich habe höchst Ernsthaftes mit dir zu reden. Hast du Geld?"

Der Dachs lachte zart. Das hieß immer: nein.

„Ich auch wenig. Also gehen wir in unser Kneipchen. Ganz trocken läßt sich das nicht abmachen." —

Dies also lag nun schon um Jahr und Tag zurück.

Die eilige Dame

An einem frühen Junitag des Jahres 1925, als die Fernsprechautomaten noch mit gerillten Eisenmünzen bedient wurden, stand Guido Siebelind 50 Kilometer ab Berlin in einem kleinen Postamt und wollte durch Zahlkarte seine Kirchensteuer entrichten.

Es war ein trüber Nachmittag. Draußen regnete es, wie damals im März in Berlin, Schnürchen, und die Luft in dem dämmrigen Postladen war feucht, warm und erbärmlich. Es herrschte Hochbetrieb.

Ein Stammkunde lehnte sich breitarmig und freundschaftlich weit in die Luke hinein. „Jotte doch,“ sagte ein Herr in Hemdsärmeln, mehr berlinisch als basekowisch, „feiern Se bloß nich Geburtsdag da vorne!“ Aber der korpulente Postministrant mußte sich langsam erheben und eine Weile in einer geographischen Liste Studien treiben. Guido Siebelind, der in seiner grauen Manchesterjoppe alle um Haupteslänge überragte, trat geduldig von einem nassen Stiefel auf den andern.

Da kam eine junge Dame in schlankem, grauem Regenmantel rasch herein, schwenkte den Schirm und sagte: „O Gott!“

Sie war leuchtend blaß in dem flauen Licht, ihre grauen Augen strahlten fast grün um die schwarze Pupille und zwischen den aufregend dichten Wimpern.

„Anstellen!“ gebot der Herr in Hemdsärmeln, und alle sahen die schöne und eigentümlich heitere Dame an, besonders die Herren. Die war hastig an der Schlange hingegangen. „Ich möchte bloß eine Telephonmünze haben,“ sagte sie mit einer klaren, warmen Stimme, die der schlechten Luft etwas Blühendes gab.

„Können Se nachher, Frollein. Anstellen!“ gebot der Herr in Hemdsärmeln.

„Aber ich habe es sehr eilig. O, mein Herr, würden Sie so gütig sein —“ sagte die von Wärme und Helligkeit umhauchte Dame zu dem fetten Rücken des Herrn, der breitarmig im Schalterfenster lehnte. Der Rücken rührte sich nicht.

Siebelind griff in die Tasche und lüpfte das feuchte, grünliche Hütchen. „Gestatten Sie, daß ich Ihnen für den Augenblick aushelfe, gnädiges Fräulein,“ sprach er ruhig und bot ihr zwischen den gespitzten Fingern eine Sprechmünze dar. Sie stammte noch aus der Babylonzeit und hatte wie ein kümmerlicher Heckpfennig in seinem Klappbeutel gelegen.

„Das ist sehr liebenswürdig!“ melodeite der rote Mund. „Darf ich —“ sie schnappte eilig an ihrer Handtasche. „O, ich habe leider nur . . . darf ich, mein Herr . . .? Ich hole mir den Rest nachher ab . . . wie liebenswürdig! . . . Ich muß schnell mit Fräulein Glau sprechen —“ erklärte sie heiter, das war die Zahnärztin weit draußen an der Promenade, es klang höchst natürlich und vollkommen selbstverständlich. „Ich danke Ihnen herzlich!“ Und sie schob mit einer raschen Handbewegung eine Reichsmark zwischen seine Finger und zog ebenso gewandt die Sprechmünze zwischen den Fingerspitzen hervor; dabei sah sie ihm für eine Sekunde mit einem merkwürdig gespannten Lächeln neugierig und forschend in die Augen. Dann nickte sie kaum merklich und entschwand leuchtend, sicher und rauschend zur Sprechzelle im Hintergrund.

„Det 's en Jeschäft!“ sagte der Hemdsärmelmann, „acht 'n halb jute Jroschen jlatt verdient.“ Guido Siebelind betrachtete gelassen das mäßig blanke Markstück. Er hatte kein kleines Geld in der Tasche — auch die andern, die er fragte, konnten nicht wechseln. Siebelind blickte, über die Köpfe der andern hin, nach der Zelle.

‚Eine ungewöhnlich eindrucksvolle Erscheinung,' sann er lächelnd. Er hielt das Geldstück zwischen Zeigefinger und Daumen und lächelte grundlos. Eine Dame von den Gütern vermutlich — oder aus Berlin — oder ein Gast der sorgenfreien Tiniusvilleggiatur in Basekow . . . Es sollte da jetzt seit etlicher Zeit außer der Verwandtschaft ein ungewöhnlicher und aufregender Besuch weilen. Willem Puls wußte darum. Auch Hilla Cyprian hatte spöttisch davon gesprochen — und der Lehrer Ihlow mit lächelndem Erasmusgesicht. Er selbst, Siebelind, hatte hier und da einen hellen Schimmer gesehen von seinem Kahn aus, bei einer Wegbiegung, am vergoldeten Tiniuszaun — aber nicht genug. Gleichgültig. Einmal hatte er im Wald geschlummert, hatte nach der ermattenden Arbeit die Augen geschlossen, und plötzlich waren drei Damenrücken zwanzig Schritte von ihm ab wie lichte Erscheinungen weitergewandelt, und neben ihm hatte ein kleiner blühender Hundsrosenzweig, der, wie er ziemlich bestimmt glaubte, vorher nicht vorhanden gewesen war, gelegen.

Die Mark in Guidos Hand war warm, lebendig warm. Und nun war er dran.

„Frollein,“ hörte er plötzlich hinter sich rufen. „Frollein — Sie kriejen noch acht 'n halb Jroschen re!“ Siebelind fuhr herum, obwohl der Postamtmann sorgenvoll wartete . . . hob die Mark mahnend zwischen den Fingern hoch. Er sah den Schimmer der Augen, ein Lächeln, die Andeutung einer bittenden Handbewegung. „O danke! Ich habe es sehr eilig, verschenken Sie es! — oder heben Sie es mir auf — —“ klang es klar und rein aus melodeiendem Mund durch die nasse Menschenluft. Dann neigte sich der Kopf, die Tür pendelte, der Spuk war verschwunden.

Siebelind zahlte eilig seine eingemahnte

Kirchensteuer, bekam heraus, ging. Trug die Mark noch zwischen den Fingern. Wollte der Dame nach.

Die Luft draußen erquickte, der Regen rasselte auf seinen Hut. Aber die wunderliche Gläubigerin war verschwunden.

Paradeisischer Morgen

Die Sonne stand lachend über dem Paradeis und wartete, daß sich etwas ereigne. Petrus, der gelblackierte Hahn, gockelte durch das sauber bekieste kleine Hofviereck und krähte gebieterisch trompetend; seine stattlichen Hennen raunzten beifällig und duckten sich dazwischen wie gemächlich verliebte und verwöhnte Frauen auf dem besonnten Boden — nun, Petrus war ein ungewöhnlich tüchtiger Hahn und hatte heute seinen besten Tag.

Im Garten hinter dem blühenden Heckenzaun rauschten breite Bäume und schwollen üppig überall kleine Früchte und Beeren, die Gemüse schlürften in fetter Ruhe den glitzernden Tau, auf den Frühbeeten blitzten die Fenster, und auf dem prachtvollen Komposthaufen im Winkel saß ein Star und zerlegte mit Behagen einen feisten Regenwurm, der sich in kummervollem Fatalismus krümmte.

Das kleine weiße Fachwerkhaus mit den grünen Läden und Türen schlief noch. Kein Mensch hätte die alte klägliche Pfarrwitwenkate wiedererkannt; es war seit einem Jahr das Paradeis! Es prahlte mit seinem fleißigen Gärtchen auf einem luftigen Hügel, dicht hinterm Waldrand, zwischen Basekow und Zandebur; zeigte der Welt bloß ein Stück seines Daches, auf dem ein paar Schindeln neu und feuerrot waren, als stecke es der Welt die Zunge heraus.

Kein ländlicher Palazzo, nein; es hatte nicht mal einen Keller. Zu ebener Erde gab's ein mäßig großes, geweißtes Zimmer mit Balken an der niederen Decke und je einem Fenster nach Süden und Osten und einer klappernden Glastür, die ohne Umstände in den Garten hinausführte. Dies war der Staatsraum des Hauses, Salon, Herrenzimmer, auch Speisezimmer, wenn man wollte; auf der andern Seite, hinter dem roten gebirgigen Backsteinflur, lag die Küche, eine winzige Witwenküche mit einem gemauerten Hexenherd; und im einzigen Oberstock, rechts und links neben der steilen, morschen Hühnertreppe, lagen zwei Kammern, in denen je ein ausgewachsener Mann beinahe stehen konnte. An der Südwand des Hauses prunkte eine Veranda aus spinatgrünen, bewucherten Holzlatten, die sogar ein Pappdächchen und zwei Stufen hatte: das Belvedere; und auf der Hofseite, neben dem Hühnerstall, stand ein merkwürdig untermauertes und verschaltes Gebäu, eine Bretterbude mit einem umfänglichen Fenster und einem italienischen Flachdach aus Teerpappe, in dem Willem Puls, der Dachs, über Tags pfiff, schmetternd sang und emsig hantierte — beides sichtbar neue Architekturen!

Im Obergeschößchen also standen die Luken der beiden Kammern offen. Hinter der einen lag Guido Siebelind, Regierungsrat a. D., Dr. phil., zur Zeit Urmensch, Waldmensch, Trapper, selig zufriedene Urnatur, ein Liebling Gottes, und schlummerte friedlich mit zuckender Nasenspitze, die ein greller Sonnenstrahl kitzelte. Und hinter der andern Kammerluke lag sein Freund und Jugendgenoß Willem Puls, jetzt notleidender, aber fröhlicher Lehmkneter und funebrer Skulpteur, und vollführte ein gewaltiges Schnarchen.

Siebelind blinzelte, öffnete ein Auge und sah meditierend an dem blanken und störenden Sonnenstrahl entlang, reckte die Arme und lag eine Weile glückselig still. Also nein, er war nicht gezwungen, einer jungen Dame durch den Weltraum nachzulaufen, um ihr etwas aufzudrängen — eine Mark oder so — eine seltsam aufregende Jagd, die etwas loswerden und zugleich etwas Blaßheißes, Strahlendes ergreifen wollte — er hatte ein wenig davon geträumt, irgend etwas.

Draußen schien die runde Sonne, war die nicht auszutrinkende Paradeisluft, der blankgeputzte Himmel, der keinen Schornstein- und Babylonqualm und -gestank kannte —: also man hatte heut mächtig viel zu tun ...! Im Garten, im Dorf Basekow, danach würde man einen Marsch machen, etwas schießen oder angeln, nachmittags im See baden . . . und dazwischen — ja, ein bißchen ‚arbeiten', kritzekratze machen. Man hatte allerlei Einfälle und betrachtete sie vorher und nachher verlegen und traute ihnen keineswegs, auch wenn sie schön gestriegelt und gekämmt dastanden.

Nun schlug sein Deckbett Wellen, ein bäuerlich kariertes Deckbett, das ihm viel zu warm und zu schwer war, — und plötzlich stand er mit einem Sprung, der die alten Dielenbretter stöhnen ließ, draußen.

Ein rotes Badehöschen an! von wegen des Anstandes, denn es kamen hier frühe Leutchen vorüber, Jüngferchen, Weiberchen,

oder die Dorfakkuschöse Mente brachte einen geplätteten Kragen, ein gewaschenes und gemangeltes Hemd, sie hatte auch eine Tochter, Miele, die nicht selten statt ihrer kam, saftig, eine weißhäutige Augenweide, mit Wolfszähnen und hellen, gelben Katzenaugen — ein Luderchen! Er trat auf den handbreiten Gang hinaus, der ein mückengroßes Fenster hatte.

„Morgen, Tobias!" Der stand schon draußen, wedelte mit dem Stummelschwänzchen und antwortete mit lächerlich heiserer Stimme; ein Gemüt von einem Hund, ein winziger, grimmig faltiger Bully, der einen Dackel zum Vater hatte. Dies war Tobias, ehrlich wie ein Kassenbote.

Sie gingen beide zu Puls hinein, das heißt: sie machten die Tür auf. Da lag Pülschen in Paradiesesunschuld und sägte seinen Ast. Aber endlich hatten sie ihm die Säge aus der Hand genommen; und Puls, kurz, rund, stämmig, ein winziges, flachsblondes Kinnbärtchen an dem rosigen runden Kindergesicht, lächelte verstört: „Wieso? Ja! Morgen! Bully, du Schuft, geh 'raus!" Aber er mußte selbst 'raus, half ihm nichts, — und er begann sacht ob des neu gewonnenen Lebens, ob des hellen Tags, über Guido und Tobias und gar nichts zu strahlen. Er sang etwas Begrüßendes, hymnisch Morgenfrisches, Weltumarmendes, halb Choral, halb Troubadoursolo, machte jedenfalls gewaltigen Lärm, so daß Bully Tobias ehrfürchtig verstummte. Auch Puls stieg in ein Badehöschen. Danach wandelten sie selbdritt hinab.

Die Luft war ein Liebeskuß. „Ein jungfräulicher Liebeskuß," sagte Pülschen mit spitzen Lippen und segnete mit neuen hellen, kehligen Tönen das Paradeis und die umliegenden Länder. Im Garten stand ein hölzerner Brunnen mit einem eisernen Schwengel: auf einem schlichten Schemel davor leuchtete ein blaues Waschbecken aus Blech, lag Seife, eine Scheuerbürste und davor ringelte sich ein alter, mit Pflastern und Draht geflickter Gartenschlauch. Rosen dufteten, Jasmin rauchte weiß und gelb und betäubend, Nestvögel flöteten verträumt, eine Amsel kadenzte, ein Kuckuck spottete im Wald, und die beiden Herren schritten anmutig zur Pumpe, der eine kurz, fest und rosig, der andere schlank, sehnigstark, hoch und braun.

„Los!" befahl Siebelind und sprang auf nackten Sohlen den Weg hinab, indes Puls ernst entschlossen den Schlauch anschraubte; und dann tanzte und prustete, wieherte und schrie der eine vor Behagen, während der andere unerbittlich den gewalttätigen Strahl lenkte — krümmte sich, auf den Leib, auf die Brust, in den Rücken geschossen — und dann kam Puls dran und sprang wie eine arme Seele im Fegefeuer, wie ein Teufel im Flammenschwall der striemenden Eiseskälte, atemlos. „Genug! genug!" Sodann stiegen die krebsroten Eremiten wieder friedesam und beruhigt vor Frische und tugendreinem Glück in ihre Kemenaten hinauf, um das übrige zu besorgen; der Garten duftete ihnen nach, und der Kuckuck lachte...

Ja — so hausten sie nun schon seit einem guten Jahr, wie Robinson und Freitag von gleicher Couleur, hier oben, dem Malstrom der Zeit keck entsprungene Paradeisler.

Sie hatten hier mächtig gewirkt, hatten wunderbare Veränderungen und Verschönerungen angerichtet, am Haus und darin, im Garten und überall, hatten gemauert, gehämmert und gepfählt, weiß und grün und rot getüncht und gemalt, halb nackt in alten Drillichhosen; hatten gerodet und neu gepflanzt, Mist gefahren und gejaucht; der Stellmacher Knaack vom Gut Zandebur hatte allerlei hobeln und leimen müssen, und der dicke Ökonomierat Biese vom Gut hatte gelacht und hätte am liebsten mitgespielt. „Ihr Leute, ihr Leute! Dat 's der Düwel! Das wird ja 'ne Schlemmervilla!" Dachpappe mußte gekauft werden, Nägel, Draht, andere Sachen, sogar Haushaltungssachen; da hatte Guido mit spitzem Finger ein wenig von Tante Sophies Pretiosengeldchen wegnehmen müssen — geizig, nicht viel, es war heilig! Nein, Puls hatte kein Geld, er lachte nur zart . . . aber er hatte herzliche Freunde im Dorf, besonders Frau Berta Glinze, eine weizenblonde kinderlose Witwe mit stattlichem Hof, noch in Trauer um den bejahrten Seligen, noch jung, fest und hübsch — bei ihr stand mancherlei Überflüssiges, Pulschen lachte zart und verschämt, aber schließlich war er nicht so; und die junge Wittib hatte etwas mütterlich Resolutes. „Da, Willem!" sagte sie. „Unsinn, was soll das Zeug hier, hilfst mir mal bei meinen Erbschaftsscherereien oder auf dem Hof, es fehlt der Mann, oder machst mein Porträt —" sagte sie, sie war seine Jugendliebe. Und dann war da die ökonomierätliche Lina Biese, ebenfalls kolossal dick und meist sehr aufgeregt. „Gott im Himmel," sagte die Dame Lina, „das wird 'ne tolle Wirtschaft werden! Das wird schön werden mit euch!" Und tags darauf standen zwei braungestrichene, ehrenvoll verschrammte Bettstellen aus Fichtenholz mit Matratzen und turmhohen Federbetten da, ein alter Korbstuhl und ein

Liegestuhl mit Gurtsitz, eine Wandtruhe voll allerhand Leinenzeugs, ein Läufer rollte herein, sogar ein alter Teppich, zwei weißgestrichene Nachtschränkchen prunkten mit je einem blauen Blechgefäß, und mancherlei anderes für Haus und Küche — Guido gedachte, es durch Edelobst wieder gutzumachen; mit leckeren Fischen, mit reichlich und sicher erbeuteten Rebhühnern, Hasen und Böcken, die er für den feistbequemen, wackeligen Ökonomierat schießen sollte; eine anständige Vergeltung, ein reelles Geschäft also!

Sie waren ein paar harte und gerissene Burschen in ihrem Windfang von Häuschen; Puls natürlich, ein Meister in Hortikultur und Landwirtschaft, wußte fabelhaft mit Kompostpflege, mit Kainit- und Superphosphatdüngung, mit Frühbeeten, Obstwartung und Gemüsezucht Bescheid. Er hatte nebenbei die prächtigsten Porträts modelliert, Grabdenkmäler wie ein Steinmetz geflickt, ein Kriegerdenkmal aus Feldsteinen gezaubert, — viel Geld hatten die Leute nicht dafür berappt, aber sie hatten Naturalien geliefert, Hühner, Enten, Schinken, Würste und Butter, sogar im Abonnement, sogar ein tüchtiges Schweinchen, das bei Berta Glinze in Pension gegeben worden war. Er schuf auch für das Gut Plastisches — eine Plakette des massigen Ökonomierates und seiner Rätin ... nun ja, er brauchte auch mal was Bares, aber es gackerte und quakte auch dabei etwas nebenher.

Freilich der Winter war eine harte Anfechtung gewesen. Sie hatten sich als gefaßte Männer gegen die grimmen Herren verbarrikadiert, hatten Holz und Torf herbeigeschleppt, Fenster und Türen mit eremitierten Kartoffelsäcken gedichtet, aber als man mitten drin war in der Jahresarktis, da ging es, wie das immer so ist, nicht schlecht. Ein prachtvolles neues Abenteuer. Das Holz knackte, der Torf schwelte und stank in den alten, dickverschmierten Öfen ... wunderbar, wenn Siebelind durch die weiße Stille, durch stürzende Schneewolken, durch den pfeifenden, Atem vereisenden Sturm stapfte, auf Schneeschuhen dahinsauste, allein in der Welt, Herr der Welt und ein ganz warmer, glühender Mensch in sich selbst; und wenn er in seine Hütte kam, dann knurrte Bully Tobias sorgenvoll vergnügt, dann sprach man laut, stampfte umher, und dann zündete man die kleine Lampe an, und der Winter und die Welt waren draußen. Auch in Pülschens windiger Werkstatt glühte und spuckte ein grimmiger eiserner Ofen und ließ sich vom Winter nichts gefallen. Bücher waren da, Siebelind hatte viele Bücher, und die meisten konnte man immer wieder lesen, sie wurden bloß schöner und tiefer. Seine Feder machte eifriger als je Kritzekratze, während die Eisblumen an den kleinen Fenstern dicker und phantastischer blühten — und Puls schuf elegisch pfeifend ein funebres Kriegermal für die Großstadt Papenau in der Nachbarschaft. Es gab für beide, so sie mal Hunger nach Menschen hatten, Leute im Dorf, die Gaststube mit ehrenfesten, streitbaren Bauern, den Scholarchen Ihlow, der fast ein Gelehrter war, ein in Lebenswirrnis gesänftigter Weiser, drei Kilometer ab den dicken Pfründner Biese, und natürlich Berta Glinze oder das kluge, sarkastische Mädchen Hilla Cyprian, die liebe, aus den Schuhen gekippte Studiosin, die im Dorf Hühner züchtete, — dazu Hasen und Böcke und Schaufler.

Ein panisch schlichtes Leben ... bis zu diesem Morgen.

Aber da waren die beiden schon wieder!

Guido legte mit Schwung eine verschossene Leinendecke auf den wackeligen Tisch der Veranda, stellte dicke Tassen mit Zinnlöffeln hin, Butter, schnitt ein rundes Roggenbrot an; Puls hantierte lärmend in der Küche, siedete etliche Eier der fleißigen Hühnerdamen ... Sie waren beide unerhört geschickt auch im Kochen und Schmoren; Siebelind hatte es im Feld gelernt, und Pülschen konnte alles, was zu einem erdennahen, schlichten Leben gehörte!

Nun schmausten sie.

„Ich muß dann aufs Gut zu Stellmacher Knaack, wegen der morschen Schwelle in meinem Salon," sagte Guido; „schließlich kriegen wir den Schwamm ins Haus. Kann nicht viel kosten —" sagte er mit einer großartigen Handbewegung, die Puls bewunderte.

„Nein," sagte Puls ernst und trank. „Habe heute auch mächtig zu tun. Muß die Figur formen. Und dann den Garten jauchen. Das ist meine Sache — du bist ein feinerer Herr. Und dann die verdammten Raupen. Ich will Kalk anrühren und ..." Puls setzte eifrig die Tassen zusammen; man würde sie gleich unter der Plumpe waschen und die Messer auf der Bank mit Korken und Sand scheuern. „Ich mache das schon, Herr Regierungsrat — Ihren Teller, Herr Doktor, darf ich bitten, Herr Leutnant," erbot sich Puls behende mit schmalen Äuglein.

„Kaffer. Übrigens ja — die Tiniusleute drüben hinterm Dorf. Sie scheinen wieder komplett zu sein und etlichen Besuch zu

haben in der Casa der reichen Witwe Cilly und ihres Schwiegerpapas. Ich sah vor einigen Tagen einen Schimmer davon. Etwas Helles, Merkwürdiges. Eine Dame — erzählt' ich dir? —"

Puls schloß das eine Auge und ließ den Pfeifenrauch dünn aus dem andern Mundwinkel fließen. „Sahst du? Richtig."

„Einen Schimmer. So von rückwärts auf dem See. Übrigens — schon vorher mal drüben im Wald. Viertelsprofil — kaum das, die Sonne blendete. Ging auch hier mal vorüber mit schwingenden Hüften."

„Blendete," wiederholte Puls.

„Schaf. Geht uns nichts an." Siebelind machte eine weit abschiebende, harte Armbewegung.

„Gar nichts. Wir sind leibhaftigere Menschen. Man greift lässig an die Hutkrempe. Kaum das. Nein."

Guido betrachtete aufmerksam Tobias und sah scharf durch den Rauch auf Puls.

„Auch Hilla Cyprian . . .," fuhr Puls heiter fort, „Fräulein Cyprian, Verzeihung, dürfte durch den Neffen der Casa Tinius, durch Billo Lüdemann, den akademischen Schlosser, genaueren Bescheid wissen."

„Mag sein. Ja, ich erinnere mich. Seit acht — zehn Tagen, wie? Ich sah Fräulein Cyprian eine Weile nicht, ihre Küken hatten den Pips oder die Pocken, gutartig, sagt Jhlow."

„Gottlob. Ja, ungefähr so lange. Die Dame ist übrigens Frau, nicht Fräulein. Frau Dorothee Witt," unterrichtete Puls. „Vielleicht Witwe oder geschieden."

„Warum soll sie nicht. Selbst die Matronen sehen heute wie muntre Schmaltiere aus. Gib mir deinen Pfeifenstopfer."

Der Dachs lächelte verträumt und fuhr zeichnend mit dem Schaufeldaumen durch die Luft. „Immerhin eine illustre Dame. Sah sie zweimal ziemlich nahe. Tiefaschblond mit weißem Fleisch und heiterblühendem Mund. Mehr malerisch vielleicht — immerhin zartsaftig und scharmant."

„Guter Puls, nimm die Flosse aus der Luft."

„Befehl. Habe sie leider nie in ihrer Gloria gesehen. Sie spielte, glaub' ich, zuletzt in Wien, vorher in Frankfurt, Wiesbaden, München, schlichte, elementarische und liebesselige Wesen, auch früher mal in Berlin, sagt man. Jetzt Halsknacks, Stimmdefekt oder so — sagt man; war in Behandlung in Berlin — eine Reisebekanntschaft der Bürgerin Cilly."

„Sagt man? Sosososo. Schade, daß das Paradeis nicht auf dem Sirius liegt!" sprach der andere dunkel und streng und erhob sich straff. Er hatte eine Joppe aus grünlichgrauem Leinen an, Kniehosen, graue Stutzen, derbe Stiefel und einen weichen Kragen mit Strickschlips. Seine merkwürdig hellen Augen blickten herrisch. Er war sehr blond, bis zur Haut geschoren; der Hals ragte hellrot, gesund durchblutet, männlich. „Übrigens — ich traf sie vorgestern, wenn nicht alles trügt, in Zörlin auf der Post." Er lächelte verschlossen. „Ich bin ihr noch fünfundachtzig Pfennig schuldig."

„Wieso?" Puls hatte runde porzellanblaue Kinderaugen.

„Ich erzähl' es dir vielleicht später mal." Er ging durch die offenstehende Glastür neben dem ‚Belvedere' in seinen Salon. Die niedrige Stube war peinlich sauber. An der Längswand stand ein breites Regal aus braunem Tannenholz mit vielen Büchern und einer bunten Petroleumlampe oben in der Mitte. Hier also las und schrieb er . . . schrieb, wenn er nicht im Kahn lag oder herumstreunte. Am liebsten des Abends, wenn die Nacht rauschte und ganz still war und nur mal ein Kauz schrie oder eine verliebte oder verzweifelte Kreatur. Paradeis. Zeitlos, zwanglos. Hier sah man wieder Sterne. Sterne, Wolken — den Himmel. Schrieb — von der feinen, fabelhaft gescheiten Hilla Cyprian und ihren wunderlichen Leuten in vornehm lächerlicher Bauernkate, von Miele Mente, dem herzhaften Luderchen, gut, schlau und unbekümmert, stark wie ein Waldtier, vom weisen ‚Humanisten' Jhlow, von Hartwig und Lina Biese, von Puls und Berta Glinze, von Hasen, zornig liebenden Rehböcken, von Rebhühnern und Habichten, Dachsen und Iltissen und Bully Tobias, dem Paradeis . . . von sich selbst, von dem hungrigen und satten, brünstigen und ehrfürchtigen, närrischen und heiligen Ja des Lebens.

Er nahm vom Tisch, auf dem grünes Wachstuch lag, also von seinem Schreibtisch, einen Papierblock, seinen Füllfederhalter und steckte beides in die breite Joppentasche. Tabaksbeutel. Stock. Nahm das verschossene grüne Filzhütchen vom Haken und nachdenklich ein Buch aus dem Regal — für alle Fälle.

Puls pfiff bereits in seinem Gehäuse und rührte Gips in einem Trog, der von einem Faß abgeschnitten war. In der Werkstatt ragte das Tonmodell seines Schützen, der mit umgekehrtem Gewehr todbringend einen Lehmhaufen hinaufstürmte . . . das ging zielsicher nach Brot, war für die Kapitale Papenau bestimmt, aber ehrlich empfunden. Siebelind sah verlegen weg.

Die grüne Stube

Siebelind ging durch den Wald.

Eine Misteldrossel schnarrte zwischen den knarrigen Kiefern, ein Specht lärmte, und sein Kardinalskäppchen leuchtete, ein Mäusebussard rauschte mit großen, runden Flügeln langsam weg. Dann kam eine Allee von Weiden und Pappeln; an einer Stelle watete er in der Pappelwolle wie in Schnee, eine tolle Verschwendung, Großmanufaktur für Vogelnester, fabelhaft billig — es roch bitterkräftig nach Brennesseln, Wasserampfer stand in großen Stauden, ein Gräbchen, hopla — war er drüben.

Nach dreißig Minuten war er in Zandebur.

Da stand der Monarch Biese mächtig dick im Hof und hatte eben ein bißchen bei den Schweinen und Kühen regiert. „Schwelle? Können Sie haben, Siebelind. Was wollen Sie denn wieder anstellen da oben? Sie sind der richtige Grundbesitzer, immer bauen, ändern, ich mach's gerade so!"

Da war auch Madame Lina Biese in einer prachtvoll bunten Bluse. Eine ungewöhnlich breite, starke Dame, mit wunderbar lichten Augen bewehrt.

„Was ist los, Siebelind, lieber Herr Doktor — ist etwas?"

„Denke dir, Mama, das Paradeis ist eingefallen!"

„Was — ach, das verbitt' ich mir, das —! Ach, Siebelind — Sie nehmen schon gar nichts ernst auf der Welt. Selbst mich nicht."

„Liebe gnädige Frau, ich schwöre bei meiner Tante Sophie —"

„Also trinken wir einen Schnaps — oder bleiben Sie zum Frühstück, Doktor?" sprach der Patriarch anmutig trotz seines Leibes derber Schwere.

„Nein, danke. Ich habe enorm zu tun."

Es wurde Zeit für ihn, in seine grüne Stube zu gehen, den Tag und die Stunde, und was sie boten, einzuschlürfen.

Er lief mit starken Schritten davon. „Tag, Herr Jhlow!" rief er am Schulhaus, wo die Gören plärrten und wo ein großer, hagerer, langnasiger Erasmuskopf am offenen Fenster auftauchte. Der Waldmensch lachte und verschwand hinter einem Spiräenbusch, um gradeswegs auf den Drinnensee zuzusteuern.

Weit drüben, jenseits des Sees, ragten die runden roten Dächer und die Essen des behaglichen Tinius-Chateaus, englisch-märkisch-sächsisch von Schultze-Naumburg — ging Siebelind nichts an, lag jenseits, lag auf dem Sirius — ob auch diese Dame Dorothee, diese Frau Witt mit defektem Seelenpropeller, hier angespült worden war, am Basekower Lebensstrand? säuselte es ihm durch den Sinn.

Noch gleichgültiger! Hatte ihn erst recht nichts zu kümmern! Er bückte sich, schlüpfte zwischen Erlen, blanken Birken, durch dichtes Weidengestrüpp und sprang in den alten Kahn, in dem ein wenig Wasser stand und ein paar Schnecken sich liebten.

Ein Rauchwölkchen stieg aus seiner Pfeife auf. Er tat eine Weile gar nichts, atmete. Dann griff er in die Tasche und schraubte die Kappe vom Füllfederhalter.

Kritzekratze machte die Feder . . .

Nach zwei Stunden, die kurz wie Liebesstunden waren, kam Hilla Cyprian mit ihrem raschen, etwas federnden Schritt den Wiesenweg herunter. Ein Mädchen, eine junge Dame mit einem kühlen, blanken, graublauen Blick und einem blaßroten geschweiften Mund, der kluge und reife Winkel hatte. Ihre langfeine Marquisennase stand hoch in der Luft. Eine unbekümmerte oder auch eigensinnige Haltung. Die Hand pendelte wie bei einem eiligen Jüngling.

Hilla Cyprian kam von einem Ausbau am Draußensee, wo die Frau des Fischers Kleese in den Wochen lag. Sie bemerkte an einer Stelle, daß ein Zweig dicht am Boden frisch abgeknickt war. Sie räusperte sich.

„Sind Sie da?" fragte sie plötzlich mit klarer Stimme und lächelte.

Der Ruf blieb in der Luft hängen, blieb allein. Sie lauschte ihm nach. Stille. Sie war enttäuscht oder ärgerlich, und ihre schlanken, hohen Beine machten Anstalt, eilig weiterzupendeln.

Da zwitscherte es drin, sehr leise, sehr zart, zu lang und beredt für einen geschwätzigen Busch- oder Sumpfvogel.

Sie spitzte mühsam den Mund und zwitscherte den Ruf mit einer fragenden, holden Hebung am Schluß zurück. Da kam mit langem, lockendem Flöten und mit einer eindringlich befehlenden, fast ungestüm einladenden Senkung die Antwort . . .

Hilla Cyprian bückte sich, schlüpfte weiter, von kühlen, feuchten Blättern gestreift, von Fliegen, Spinnen und Käfern berührt, ein großer Kohlweißling huschte wie eine Puderquaste über ihre Nase, ihr Herz pochte leicht, bang und heiter.

Da schimmerte ein kurzgeschorenes helles Haupt, ein langer Mann lag darunter im Schatten und Kahn mit einer Pfeife. „Bitte näher zu treten!"



Venezianische Fischer. Gemälde von Prof. Konstantin Gorbatoff

Sie stand am Buschrand, ein ehrliches Rot auf den Wangen. „Ich kam vorbei. Ich merkte, daß Sie zu Haus sind. Ich wäre allerdings tiefunglücklich, wenn ich Sie gestört hätte."

Guido erhob sich, um die Honneurs zu machen.

„Ich muß heim," sagte sie schlicht beteuernd; aber sie stand schon mit gutem Schwung, durch seine kräftige Hand gestützt, im Kahn, atmete noch einmal auf und saß würdig und herb wie eine ältere Dame.

Die Beine waren wunderhübsch, kerzengerade, der helle Strumpf war an der Wadennaht hier und da zierlich gestopft, und die gelben Spangenschuhe sahen nicht eben neu aus — ach nein, ihr Ohm Cyprian war kein Lebensbändiger.

„Ich brachte der Kleesen etwas Suppe," sagte sie und strich hochmütig mit der länglichen Hand über ihr gestreiftes Kleid, das überm Knie einen runden, vielleicht nicht ganz frischen Fleck hatte; es konnte auch Staub sein. „Ich war ungeschickt beim Tragen." Er nickte ernst. Er glaubte's ihr unbedingt.

Süße, kleine Hilla. Wenn sie hier war oder oben im Wald mit ihm strolchte, dann war die Stunde blank wie ihr Haar und rot und weich wie ihr Mund, auch wenn er herbe Dinge sprach oder schwieg. Ein Kind fast. Kleine Schwester. Selbstverständlich. Kleine, holde Schwester, ganz wahr, ganz ernsthaft, alles oder nichts. Sie war übrigens neunzehn. Und er ein großer und verständiger Bruder — fernab von allen Bräuchen und Mißbräuchen der gesitteten Welt.

Ein Bekasinchen ätschte über dem Schilf.

„Was Kleines angekommen bei der Kleesin?"

„Ja. Zwillinge," sagte sie sorgenvoll.

„Sie sollten auch ein paar Eier von uns abholen und ein Hähnchen, was? Salat und Gemüse, wenn ich bitten darf."

Hilla nickte und saß geborgen in dem grünen Licht. Da vorn sprangen kleine silberne Fische, dunkle Entenkugeln rollten über das Wasser. „Sie waren sehr fleißig," sie blickte auf die vielen Blätter neben ihm.

Er verstand nichts, verschwand hinter einer Rauchwolke.

„Ach ja, Sie sprechen nicht davon."

„Nein. Wir wollen nächstens einen Damenkaffee geben, Puls will Waffeln backen."

„Ich möchte wieder einmal etwas lesen," sie sah unablenkbar auf seinen Kritzelblock.

„Nein."

„Nicht nett von Ihnen. Übrigens kann ich mir die Zeitung verschaffen."

„Kann sein, kleine Hilla. Also später."

Sie dehnte sich behaglich und lächelte. „Ich h a b e neulich wieder gelesen. Ihlow war so freundlich —. Wie zart Sie sehen können, trotz aller Grimassen."

Er lachte derb. „Ich habe gestern vergeblich an der Waldecke auf Sie gewartet. Mir fehlte es an — Zartheit —"

Sie streckte die Beine aus.

„Schade. Ich hatte leider keine Zeit; die Hühnerpocken waren mehr Furcht als Wahrheit, aber es waren neue Küken ausgekommen. Sechzig Stück und fünf tote."

Was für hübsche gewölbte Fingernägel sie hatte, keine Dutzendhand. Natürlich, Hilla war die Seele dieser gesegneten und wenig aussichtsvollen Zucht. Das kleine lange Mädchen hielt die beiden verdrehten alten Leute am Henkel. Küken von Hühnern, Perlhühnern, Enten, Gänsen — und hatte dazu beinah zwei Semester Deutsch und Philosophie in Berlin studiert.

„Onkel Dietert will es natürlich wieder mal ganz großartig machen — gestern hatte er neue Pläne." Die Wimpern lagen sanft auf den Wangen.

Ach ja, lustig! Ohm Dietert, Rittmeister a. D., gewesener Gutsbesitzer, ein großartiger Herr, der früher nach Braunkohlen auf seinem Boden hinter Zandebur geschürft, nach Petroleum gebohrt hatte, vorher eine Pferdezucht im großen Stil, danach eine Melassefabrik, sodann eine elektrische Großmühle und zuletzt eine Harkenfabrik für ganz Deutschland eingerichtet hatte — weniger ein zäher Phantast als ein nervöser, fixer Plänemacher; und dann hatte ihn die Inflation verschlungen und in das kleine Haus mit Ölanstrich verschlagen, wo er gekränkt und entrüstet Agenturen betrieb und einigen verstimmten Schwägern auf die fernen Taschen drückte; Tante Irene aber war eine vornehme und weinerliche Dame, eine geborene von Pütz. So war das: Hillas kleines Erbe, das auf seinem Gut gestanden, war mit drauf gegangen, nun brütete sie, nach kläglich versuchtem akademischen Ausflug, Küken beim Ohm Cyprian aus, wobei ihr die alte, starke, erfahrene Line, auch ein Überbleibsel besserer Zeit, half — und hatte hundert Pläne, tüchtig heitere, verwegene Cyprianideen.

So war das mit Hilla; er war ihr schon im vorigen Frühjahr, Sommer und Herbst an ihren Wochenendtagen hier begegnet, hatte auch den Herrn Rittmeister, der sich gern mitteilte, kennengelernt, ein alter Kavalier, der Panje Ohm mit dem Pferdekiefer, dem pomadisierten Scheitel, dem

Kneifer an schwarzer Seidenschnur und dem langen, grauen Schnurrbart, ein Schwätzer.

„Angenehm für zwei Minuten," sagte sie, starr auf das blanke Wasser blickend, denn Siebelinds väterlich-brüderlicher Blick war wie ein Gitter, das sie einschloß. „Bredereck soll heut zu Tisch kommen —"

Das war die Dachpappenfabrik in Zörlin a. d. P., von der das Paradeis ein paar billige Restchen erworben hatte; auch das ehemalige Gut des Ohms gehörte nun ihm; Mann in den besten Jahren, fünfzig oder so, ein jovialer Herr, laut von der Güte der Welt und seiner selbst überzeugt, Auto, Villa an der Pisede — er erschien manches Mal — und Hilla hätte wohl alle üblen Lebenssaldi begleichen, bereinigen können mit ihrem süßen, weißen Fleisch, roten Frauenmund und ihrer — Seele.

Guidos Pfeife röchelte, er spie aus und genierte sich nicht.

„Noch Zeit bis Mittag," antwortete er. „Ein hübscher Mann übrigens, Brederecd. Noch gar nicht grau, glänzend braun, besonders der Backenbart, und saftig blühend — ja. Grüßen Sie ihn, Fräulein Cyprian."

Hilla wurde steinern in dem rieselnden grünen Licht. Sie blickte ihn an. „Warum sagen Sie das?" fragte sie ruhig.

„Nur so, Hilla, Fräulein Cyprian. Die Welt wird nicht neu und anders, was sie auch schwatzen."

Hilla steckte träge die Hand in das Wasser — erfrischend. „Da sitzt man nun — etwas weit ab von hochgemuten Zielen. Eng, eng — man möchte hinausfliegen!" eiferte sie.

„Das da draußen?"

„Die Welt wird besser, wenn ich dabei bin — durch meinen Willen, mein Mitleben! Das ist mein Glaube."

„Amen, gutes Kind. Ja, durch Sie, das ist gewiß, Hilla."

Sie schwieg hochmütig verdrossen und liebkoste lässig das Wasser mit der hohlen Hand. Aber daß er hier in der Nähe saß, das war doch ein bißchen ein Glück . . .

„Keine Sehnsucht danach meinerseits!" eiferte er, etwas zu laut und erhaben. „Je länger, je weniger. Man müßte bloß noch weiter weg sein — Urwald mit Papageien, Affen und Krokodilen. — Das ganze Vorläufige da draußen, das den Karren mit Gebrüll und Stinkbomben ein Stückchen weiter schiebt? Geht mich nichts mehr an. Babylon hat mich zu meinem Glück ausgespien. — Wie geht es Ihrem erfahrenen Freund Billo Lüdemann aus der Casa Tinius?"

„Ich glaube gut. Er hatte in der letzten Woche wenig Zeit zu klugen Reden."

Siebelind kreuzte die Beine behaglich und sah sie zärtlich und menschenfreundlich an — „Billo; ich gönn' es ihm — solang' ich nicht zu kurz komme, wie? Haha. Wenig Zeit zum Kükenerziehen, Motorfahren, Paddeln, Laufen? Ja . . . er wird sich neuerdings zwischen Ihnen und dem neuen Gast da drüben teilen müssen, etwas zu bereitwillig scheint mir. Sie soll — ich meine die vor einiger Zeit dort eingekehrte Dame — eine Natur sein, um goethisch zu sprechen oder wie Willem Puls."

Hilla sann nach. „Sie sprachen sie —?"

„In fernem Umriß. Ich weiß es nicht."

„Hell wie ein Sommertag — ungoethisch," sagte sie spöttisch.

„Eine Bezauberin also, scheint es. Man wird auch Sie hinüberziehen in die Großbürgerhütte, Hilla. Sie werden das Rakett schwingen und Ihre alten Freunde vergessen."

„Ach nein. Ich habe noch immer keine Tennisschuhe — und nicht genug Zeit dafür. Die Großbürgerhütte ist freundlich. Aber sie tut mir irgendwie weh. Es ist nicht gerade Neid. Als ich das eine Mal dort war, wurde meine Welt noch enger und trüber, daß ich beim Weggehen die Hände vor mir herstieß. Es ist unzweifelhaft unartig von mir. Ich bin's. Und man duldet nur mich dort — nicht den Ohm und die Öhmin."

„Hilla ist nicht unartig. Soso." Siebelind betrachtete das herbe Profil aufmerksam: sie schien eigensinnig ihre Welt hier nicht erweitern zu wollen. Kleine, süße Hilla, schmerzt es dich bloß, daß du keine Tennisschuhe und vielleicht auch nicht allzu feine Kleiderchen hast — neben jenen? Ich will dir goldgestickte Tennisschuhe schenken, und seidene Kittelchen, Perlen um den Hals und das teuerste Parfüm. Es müßte schön sein, sie zu schmücken, fürs Paradeis, für den Abend, für ein nahes Schreiten und Beieinandersitzen. Aber sie würde es kühl ablehnen, und die Tante würde ohnmächtig werden, und der Ohm würde ihn als Kavalier zur Rede stellen und totschießen. Er nahm den Schreibblock und schlug sich zornig aufs Knie.

„Ja, es ist Zeit. Sie wollen arbeiten. Es war hübsch und lehrreich."

Sie erhob sich, schmal und gestreift mit hellen Beinen. Es tat Siebelind geradezu weh. ‚Bleiben Sie sitzen!' hätte er ihr befehlen mögen. Sie griff nach einem Zweig, der Kahn schwankte; da bot ihr Guido die Hand.

Es tat gut, die Hand hineinzulegen, sie umschließen zu lassen; es geschah ein wenig

zu fest, fast hart. „Wiedersehen, Fräulein Cyprian, gnädiges Fräulein."

„Darf ich mir wieder ein Buch holen, Herr Doktor?"

„Es wird mir eine Ehre sein."

Rascheln, Knacken. Stille. Eine frische Pfeife. Ein Seufzer. Papier. Starren. Kritzekratze ... es ging sofort wieder im Fluge übers Papier. Er war ein frisch angestochener, gestauter Quell. Er flocht Hilla ein. Eine ernste, blasse Hilla mit einem roten Frauenmund, mit einem Blutsrauschen im vestalisch weißen Leib. Ach — bloß ein Mädel, ein köstliches, warmes, kühlhäutiges. Eine Stunde verflog wie ein Blattsäuseln, wie ein Möwenschrei.

Da plätscherte etwas draußen.

Hallo?

Eine Bewegung, ein Schatten, eine Wirklichkeit. Sieh da, ein anderer Kahn.

Er glitt froschgrün und elegant heran, ein schnittiges Paddelkähnchen, das, wie der Augenschein lehrte, zum jenseitigen Gestade der Tinii gehörte, und das er übrigens kannte: ‚Cilly' stand, wie er wußte, mit hübschen Bronzebuchstaben daran. Das war die Dame des Hauses. Es saß auch jetzt eine Dame darin. Aber es war nicht die Witwe Cilly. Sieh da: Eine Dame mit strahlenden, grauen Augen und in der Sonne schimmerndem, leuchtendem Profil, in einem apfelgrünen Hauch von Kleid. Erstaunlich. Sie wandte nicht gerade den Kopf nach ihm, aber sie glitt ziemlich dicht, sehr dicht an seiner Blätterwand, daß die Paddel darin polterte und raschelte.

So zog die Erscheinung vorüber, mit leichtem, nervigem Tauchschlag, mit einem rätselvollen Lächeln, wie ihn deuchte, unberührt und sorglos in ihrem Kahn, mit einem verschwiegenen Wasserrauschen.

Und glitt davon.

Teufel — das war doch wieder ...!

Er beschwor zwangsmäßig zum Vergleich ein Bild aus der Erinnerung, ein Paar Augen, ein Antlitz unter einem wunderbar zart eingebeulten Filzhut, über einem fahlen, hochgeknöpften Regenmantel in dumpfer, nasser Menschenluft ... Die schlecht legierte Mark war noch da. War noch vorhanden in einer Seitenfalte seines schlichten Geldtäschchens — ein Saldo von 85 Pfennigen in Wahrheit, ein Amulett, ein abgebrochener Schicksalsfinger.

In Gottes Namen, schloß er und lehnte sich befriedigt und gelangweilt zurück. Trolle dich zum Teufel!

Plötzlich reckte er forsch den Arm und sah auf die Uhr daran — Richtig, sie wollten ja heute Kartoffelpuffer braten. Puls war bestimmt schon beim Reiben. Er steckte die Papiere liederlich in die Tasche, sprang aus dem Kahn und lief mit langen, hungrigen Schritten davon.

Gewitter im Juni

Siebelind wartete in aller Herrgottsfrühe hinterm Grüzwald auf ein Böckchen, das er seit vierzehn Tagen Lina Biese in die Bratpfanne schießen wollte. Ein ungeheuer gerissenes Böckchen, mißtrauisch wie ein alter Staatsanwalt.

Da trat es nachlässig sichernd aus den Stangen, ein Pfundbürschchen: zu weit ab, der Lümmel; stand auch schlecht, also warten; Stein wurde man, obwohl das Herzchen pochte. Ruhe. Eine Eule lachte und pfiff mit einem Triller, flog mit weichem, dunklem Schlag ins Holz; plötzlich jubelten die Kiefernstämme im Sonnenlicht auf, der Wald duftete — Ruhe! Aber da sprang der Wind um, das Böckchen zeigte den Spiegel und empfahl sich mit einem Bööh!

Guido nahm empört die Büchse von der Backe — und stiefelte davon.

Er sprang über einen breiten Graben; das war wie zwei Stunden Schlaf — nun war er ganz frisch. Er schlich durch die Schonung an den blühenden Kartoffeln hin, trat in die süßen Lupinen wie in einen riesigen gelben Kuchen und reckte den Hals — da unten lag die schiefe Villa der alten Mente, gelegentlichen Palastdame für kleinen Dienst im Paradeis. Das jämmerliche Häuschen war vorn grell beschienen, daß die Stockrosen vor der jungen Miele Mente Kammer flammten, und an der Seite blaudunkel beschattet, daß man die alte Hexe Mente schnarchen hörte ... aber Miele auf der lachenden Sonnenseite lachte im Schlaf mit roten, breiten Lippen und weißer Brust. Sein Blut pochte, er hob sich auf die Fußspitzen und ging wie ein Storch behutsam und gefühlvoll durch die Lupinentorte.

Teufel — was war das? Die Tür ging sacht auf, ein Büchsenlauf blitzte, und der Förster schlich davon. „Die Hölle röste ihm die Schwarte braun und knusprig!" brummte Siebelind grimmig. Hatte er sie endlich erwischt! Du scheinheilig lachendes Luderchen! Du Sündenfleisch! Er lachte, hieb grimmig den Stock in den Acker, daß die Brocken flogen. Der Förster verschwand eiligst im Knick.

Am Paradeis stand Bully Tobias. „Jajaja — war nichts mit dem Böckchen,

Bully, kein Härchen am Stiefel, kein rotes Schweißtröpfchen am Strumpf. War auch nichts mit Miele, Tobias, gar nichts, der Förster, weißt du — Luderchen!“ Er stellte das Gewehr krachend ab und warf den Rucksack in die Ecke.

Er rumorte gewaltig in der Pfarrwitwenküche.

Pfeife. Er schob alles beiseite — auch Ärger und Grimm, großmütig und großartig.

Nach etlichen Stunden wurde es da oben schieferblau und pechdunkel und schien mit dickem Brüten über ein paar Blitze nachzudenken.

Bully sprang auf und schimpfte. Das Paradeis zitterte, aber Guido nickte bloß gemütlich über seinem Schreibblock, als wäre das hinter dem Horizont seines Lebens passiert. Da draußen rauschte und strömte es, hängte die Himmelsmacht einen gestreiften Vorhang vor die Welt. Ganze Wolkenberge prasselten herunter — herrlich. Und nun zischte wieder breit gezackt ein Blitz — irgendwo in der Nähe barst ein Baum. Wundervoll. Ach, die Menschen und ihre Kinkerlitzchen! Erfanden Motoren, Autos, Flugzeuge, Radiowellen, und wenn der uralte Regen niederbrach und der Blitz lohte, vor allen Elementen, die ihre Notdurft segneten und schreckten, waren sie machtlos wie die Neandertalmenschen. Nein, ihn störte das nicht, er war befreundet mit dem Element.

Danach machte Siebelind mit Bully einen Spaziergang durch den tropfenden Garten. Der Komposthaufen spielte Bergrutsch, und die Regentonne spritzte aus klaffenden Fugen; da mußte mit energischer Hand eingegriffen werden. Pülschen war gestern mit seinem zerschnittenen, stürmenden Gipsgrenadier zum Gießer nach Babylon-Berlin abgezogen; die ‚Kommission' aus Groß-Papenau war gestern morgen dagewesen, schwere, dickblütige Herren, Puls hatte Bier angezapft, und dann hatten die Herren vor Willems Zauberbude gesessen und sachverständig gezecht.

Siebelind saß auf der Bank unter dem Kirschbaum und träumte. Ja, Berlin. Affennest. Er war mit keinem Fuß wieder dort gewesen. Verschwendete niemals den leisesten Liebesgedanken daran.

Übrigens da war dieser Tage wieder ein Brief seiner mäzenatischen Freunde aus der Zeitungsmanufaktur angekommen. Sie schrieben mitunter ungewöhnlich nette, artige und ermahnende Briefe. „Vielleicht führt Sie Ihr Weg doch einmal nach hier,“ hatten die höflichen Herren vor ein paar Tagen geschrieben; „wir würden uns aufrichtig freuen, in mündlicher Aussprache Ihre nächsten Pläne und auch endlich Sie selbst kennenzulernen,“ schrieben sie. Mit aufrichtiger Hochachtung ergebenst. Er griente vor Selbstachtung.

Da knarrte die kleine Tür im Zaun. Es war Miele. Sie war außerordentlich frisch, hatte einen roten, breiten Mund, der ihre weiße Haut blaß machte, breite, blanke Stutenzähne. Sie brachte ein bißchen Wäsche von Muttern, die Hebammenpflichten abhielten, und wiegte sich zufrieden in den Hüften.

„Ah, Fräulein Mente. Guten Morgen.“

Sie machte die blanken, gelben Augen schmal, blickte zwischen den kurzen, weißen Wimpern nach dem bequemen Herrn auf der Bank. Ein angenehm starkes Mädchen, erfreulich groß und fest, nicht übertrieben schlank. „Ich bringe die Wäsche. —“

„Ja. Gut geschlafen?“ erkundigte er sich höflich.

„Natürlich.“

„Kann ich mir denken. Ich war schon zeitig auf; drüben im Grüz, wollte den Bock schießen. Aber er muß wohl den Förster gerochen haben. Als ich zurückkam, traf ich ihn, — den Förster mein' ich; war auch schon zeitig auf den Beinen, der Herr Förster!“

Die glashellen Augen wurden noch schmäler und blanker.

„Ich weiß nicht,“ sagte sie und bog träge die Brust hoch. „Wie soll ich wissen?“ Sie stand dicht vor ihm und roch nach frischer Schürze und einem warmen Kattunkleid.

„Nein, Miele — Fräulein Mente, wie sollten Sie. Ich stand bloß in den Lupinen wie ein Hase. Beinahe hätte ich Ihnen einen Strauß ans Fenster gebracht. Nur ans Fenster natürlich. — Luderchen,“ sagte er zwischen den Zähnen.

Sie sah böse und dreist auf ihn nieder. Sie lächelte in den Mundwinkeln; übrigens glaubte sie ihm kein Wort; ihre Knie berührten fast die seinen.

Er regte sich nicht. Sie gefiel ihm heute nicht. Sie war häßlich, gemein, ein hübsches Tier mit Raubgebiß. Nun ja, sie verstand es nicht anders, es war ihre Natur — ihr natürliches Recht.

„Ich bin sehr beschäftigt, Miele, wie Sie sehen. Muß nachdenken. Wirklich beschäftigt. Ich danke Ihnen, daß Sie sich bemüht haben, Fräulein Mente. Was bin ich schuldig?“

„Wie immer,“ sagte sie patzig. Sie machte spöttisch lockende Augen und einen beleidigten Mund, bewegte sich langsam

mit trägegleitender Hüftenbewegung dem Hause zu. „Ist noch was —?“ fragte sie, als sie langsam nach einer beträchtlichen Weile wieder herauskam. Er sah sie fünf Sekunden lang stumm und starr an, als hätte er völlig vergessen, daß sie hier war. „— Nein, danke, Fräulein Mente. Mein Diener muß gleich kommen.“

„Och — uhhh —“ sie legte die kräftige Hand auf den Mund. Was für urhafte, unmögliche Töne das Mädchen in der Kehle hatte, granatrot und feucht wie ihr Mund und Schlund. „Ich könnt' auch mal aufkehren,“ schlug sie nachgiebig und verschlagen vor.

„Nein, danke. Sie sind bezaubernd liebenswürdig, Miele, und mit jeder Minute hübscher. Mein Kammerdiener — Sie wissen. Und in jedem Gipsbrocken in der Werkstatt steckt ein Edelstein, Sie verstehen das nicht. Ich bin ungewöhnlich beschäftigt; es würde mich stören,“ sagte der erlauchte Herr, und sein Blut begann zu kochen.

Sie bewegte sacht die Hüften, daß der Rocksaum tanzte.

„Wiedersehen,“ sprach sie dicht vor ihm. „Dann kann ich ja gehen. Meinswegen. Danke schön!“ sie schob das empfangene Geldchen in die Rocktasche. „Und arbeiten Sie nicht zuviel, Sie sind schon mächtig blaß —“ Sie stand starr, steil und heiß vor ihm. Der Kattun duftete wie eine Flamme. Und plötzlich ging sie rasch mit knatterndem Rock davon.

„Miele!“ sagte er leise, und sein Blut pochte. Es war fast Bewunderung in dem Wort, Duldung, Verzeihung. Man war hier im Reiche Ur. Er rührte sich nicht. Stille. — Dann stand er auf und ging müde zum Zaun. — —

Doch da erkannte er plötzlich Hilla Cyprian drüben am Wald. Sie ging rasch im Lodenmantel, die Kapuze überm Kopf, schlank und grau wie eine Nonne.

Er wurde ganz ruhig.

An der Seite lief Miele den Weg hinab, blau und flachsblond, ein derbes, gewöhnliches Mädchen, mit stoßenden Hüften und schlenkernden Armen, eine junge Kuh, eine Stute, ihm ganz gleichgültig und abscheulich. Aber nun blieb sie unversehens stehen, winkte herauf und rief schnell und rauh: „Er ist mächtig beschäftigt — er beißt, Fräulein!“ dann verschwand sie lachend hinter dem Korn. Das war unerhört frech. Unverschämt. Hilla stand drüben an der üblichen Waldecke, kaum hundert Meter weit, und schaute herüber, ohne ihr Signal, ihren Käuzchenruf zu geben.

Da rief er sie.

Sie war naß. Sie kam von Lina Biese und wollte zu ihren Zwillingen am Draußensee. Sie trug einen Korb in der Hand. Guido strich sacht über ihren Lodenkittel, um seine Nässe zu prüfen. Wie schmal sie war unter seinen langen Händen, rührend.

„Sie wollten mir eine Wurst für die Kleeseleute geben; ich gehe heute betteln.“

„Sollen Sie haben. Auch Eier. Eingemachtes — wie? Haben wir auch. Ein Fläschchen Erdbeerwein, reif und stark. Aber Sie können nicht gleich wieder weg, Fräulein Hilla. Sie sind pudelnaß. Sehen Sie: es wird schon wieder dunkel! Das dulden wir nicht. Ich bringe Sie dann.“

Sie ging mit mißtrauischem Blick vorm Zaun. Um ihre gerade Nase und ihre eigensinnig geschweiften Lippen war eine Abwehr.

„Wir essen jetzt Erdbeeren mit Milch — sauer oder süß.“

Sie war dagegen. Aber Siebelind hatte als Grundherr eine ungewöhnliche Willenszähigkeit und wußte sich durchzusetzen.

Er zog ihr den Mantel aus und hängte ihn in die Küche, sah in die Milchtöpfe — Tobias grunzte zustimmend. Das entschied, denn Tobias und Hilla hielten viel voneinander. Aber sie blieb noch verschlossen.

„Miele Mente hat eben Wäsche gebracht, Fräulein Cyprian,“ sagte er treuherzig. Miele war vollkommen ausgelöscht wie Beelzebubs Atem vor der irdischen Reinheit.

Da taute Hilla sacht auf und sah sich lächelnd um. Was ging das sie an?

Die Trockenheit, die ein wenig moderig roch, die Stille, die Bücher, diese ganze vertraute Welt hier, das stimmte wunderbar wohlig wie eine gute, unerschütterliche Zuflucht. Sie selbst sah nun in die sauren Milchtöpfe — Guido rieb sich die Hände und setzte sich auf die Bank vor der Tür, sah in die Küche. Erdbeeren standen kühl und sauber da, eine ganze Schüssel voll; er hatte sie gestern abend gepflückt.

Die kleine, süße Frau, eine Mama, man bekam es mit langen, feinen Mädchenfingern vor die Nase gesetzt; konnte gar nicht antworten, so voll hatte man den Mund von Behagen; daneben saß sie selbst, sehr gerade, und leckte heimlich an einem Finger. Guido war nahe daran, sie an sich zu ziehen und sich mit ihr zu verloben. Aber das ging natürlich nicht — war gegen seine Grundsätze. Und da war auch Bredereck, der goldechte Halunke . . . und — — sie nahm alles rasend ernst.

„Hier müssen ein paar Blumen hinein," befahl sie und gab ihm ein Glas, das sie aus der Küche mitgebracht hatte. Schon der leiseste Kuß — und es war aus und vorbei mit ihr. Niemals, sie ist heilig.

Sie wünsche dann gleich ein neues Buch mitzunehmen, wenn sie dürfe, sprach sie. Soviel sie wolle, erklärte er.

Es donnerte in der Ferne.

Sie saß wieder ein bißchen blaß da, mit einem Schatten unter den Augen. Ganz dunkel der Himmel. Und nun blitzte es wieder grell, daß ihre Augen zuckten und goldhell wurden.

„Hier passiert nichts, wir gehören dazu," er machte eine große Armbewegung.

Sie nickte. „Ich werde inzwischen die Teller spülen," erklärte sie und blickte starr und streng zu den dicken Wolken da oben. Guido schlenderte zufrieden im Garten und suchte derweil neue, große Erdbeeren, es wuchsen hier oben Prachtexemplare von einer wahren Paradiesessüße. Die wollte er sorglich zu den Büchern packen, sie sollten plötzlich in ihrem Zimmer duften und sauber im Bett geschleckt werden.

„Für dich, kleine Hilla," sagte er im Bücken. Dann schnitt er eine Wurst ab, stieg in den Keller, der eine große Kiste in der Erde war, um den Erdbeerwein zu holen.

Hilla stand schon wieder im Mantel. Aber der Regen rauschte und strömte noch immer. Sie sahen wartend hinauf. Sie standen hintereinander an der schmalen Verandaöffnung. Es war warm und ganz dunkel um sie, eine drückende Nacht.

„Wir müssen noch warten," gebot er.

Sie beobachtete stumm das blanke Rauschen und dunkle Wehen. Ein mächtiger Blitz zischte, und sie erschrak ein wenig.

„Ruhe, kleine Hilla," sagte er brüderlich. Ein Donner krachte, daß alles wankte. Sie wandte sich ab, ihr Blick war plötzlich dunkel und sah scheu an ihm vorbei — und plötzlich mußte sie ein ganz klein bißchen in den Augenwinkeln, kaum merkbar in der Kehle weinen. „Es ist nichts —" sie lachte.

Er nahm ihre Hand . . . eine ungeschickte Bewegung. „Warum weinen Sie, Hilla?"

Sie lächelte wieder. „Ach, das Leben ist so tot, zum Ersticken — ich weine keineswegs. Ein kleiner, unerlaubter Nervenschreck, ein polares Erlebnis sozusagen. Ich möchte weit weg — heraus . . . Auch Herr Brederek ist ziemlich lächerlich," sagte sie mit schmalen, spöttischen Lippen. So sprach sie, ohne sich zu rühren, als erzähle sie's gelassen ihrer Tante Irene oder dem ehrbaren Bully oder der schlichten Lattenwand mit dem wilden Wein — keinem Mann. „Sie dürfen mich auslachen, so es lohnt."

„Nein, es lohnt nicht."

Da küßte er sie leise — legte die Lippen sacht auf ihre Stirn, zart auf ihren warmen, jungen Mund, er hatte den Geschmack einer kühlen Lindenblüte.

Sie löste sich los, wurde rot und hochmütig. „Nein. Sie verstehen mich nicht," sagte sie; das klang fremd und hart, aber ihr Herz pochte heftig darunter.

„Kleine Schwester."

„Großer Bruder," spottete sie und leuchtete bleich. Aber dann wurde sie gleichmütig und kalt und sprach nicht mehr, Studiosin und Marquise.

Nach dem letzten Donnerschlag wurde es wieder hell. Da brachte er sie ein Stück. Er warnte sie, den weiten Weg zum See noch zu wagen. Aber sie schüttelte den Kopf: „Auch ich gehöre dazu," sagte sie mit einer raschen Handbewegung.

Da merkte er, daß sie allein sein wollte, und daß er einen Fehler gemacht hatte. Er winkte ihr nach; doch sein Herz war fröhlich, töricht-gut, weich und egoistisch, hart und blind, ohne Reue. „Süße, kleine Hilla — süße, kleine Schwester," summte er lächelnd.

Besuch in Babylon

Du, Puls, ich muß heute notwendigerweise nach Berlin fahren," sagte Siebelind eines Morgens.

Pülschen griente.

Siebelind öffnete den gelbgestrichenen Kleiderschrank auf dem kleinen Hausflur, in dem es nach warmem Kienholz und nach Kampfer roch. Es hing nicht viel an den Holzriegeln: ein Pfeffer- und Salzanzug, ein Cut mit Hose, jawohl! an den Ärmeln etwas blank — und dann noch der blaue Anzug von Puls, sein bester.

Siebelind wählte den Pfeffer-und-Salzenen, nahm die alte, braune, von Papier geschwellte Aktenmappe in die Hand, den Gummimantel besserer Tage übern Arm und säuselte wie ein selbstbewußter Handlungsreisender davon.

In Berlin schlenderte er als unbeteiligter besserer Mensch und Trapper in Zivil durch die Straßen. Darauf versank er in einen Untergrundbahnhof und tauchte wieder in Sonnenschein und Benzingestank empor.

Dies war das Haus. Ein gebietender Pförtner neigte zerstreut das Haupt und gab ihn huldvoll weiter.

Er mußte in einem kleinen, abgenützten Hofzimmer warten; Maschinen donnerten irgendwo; er machte das Fenster auf, und beschloß, nicht lange zu warten. Immerhin, es dauerte recht lange; man schien in diesem Zellengefängnis kolossal zu arbeiten. Da plötzlich empfingen ihn zwei Herren in einem besseren Papiermagazin: seine Freunde; sympathische Herren, die behende am Rad der Zeit drehten. „Pläne?" fragten sie. — „Eine Scheune voll!" — „Auch eine große Arbeit in der Pfanne?" — forschten sie. Siebelind hatte gleich beim Eintreten seine braune Mappe möglichst unauffällig an ein Tischbein gelehnt. „Was haben Sie da?" Die Herren lächelten, und Siebelind lachte verschämt im Baß. „Gut, gut, wir werden auch da hineinsehen — Sie wissen, wie wir über Sie denken; lassen Sie's mit Gottvertrauen da, wir können bestimmt mancherlei davon brauchen . . .!"

Nach etwa einer Stunde empfahl er sich mit leichterer Tasche; es steckten bloß noch sein Tabaksbeutel und ein Buch darin.

Er aß in einem Lokal, reichlich und teuer. Begab sich in ein Café und wurde trübsinnig, wie stets in einem Café. Da saßen Leute um ihn her — es war ein nobles Intelligenzcafé — mit hellen Gamaschen und sichtbar tiefer Verachtung vor dem ‚Bürger', dem ‚Vorläufigen'; ‚Umschichtung' schienen sie Mokka schlürfend und sattzufrieden zu denken, Licht aus dem Osten, o Mensch Bruder! und gingen danach in die Tanzdiele hinauf, fuhren gern Auto, mußten, wenn irgend möglich, dringend nach Spalato reisen und waren jederzeit auf ein gut fundiertes, leckeres und wirksames Leben wild erpicht. Ganz unpersönlich sah er das mit zwei Linsen im Kopf ... kritzekratze machte seine Hand dabei auf der Pfeffer- und Salzhose; auch das würde ganz lustig sein, mal was anderes! Er hörte das Geld in seiner Tasche rascheln, das er vorhin bei seinen Freunden für eine kürzlich gedruckte ‚Sache' unten an der Kasse gleich hatte einheimsen dürfen. Nicht wenig, gar nicht wenig; — und er freute sich seines bessern und wahrhaftigen Lebens.

Inzwischen war es sechs oder sieben geworden.

An einem Kinopalast in der Nähe des Zoo blieb er gedankenvoll stehen, buchstabierte ergriffen den schönen Kolportagetitel — aber — aber da wurden seine Augen plötzlich spitz, und sein Herzmuskel begann sich merkwürdig zu erheitern. Es war fast ein Schreck. Da stand groß und dick gedruckt: Dorothee Witt. Das war unabweisbar der Name der Nachbarin in Basekow ... des illustren, stimmlich behindert gewesenen Gastes; vermutlich auch der der einsamen Kahnpaddlerin neulich im Drinnensee dicht vor seiner geweihten grünen Stube ...

Er schritt zur nächsten Wand. Da hing ein Bild, ein Brustbild. Es zeigte ein schmales Gesicht mit betonten Wangenknochen, das unzweifelhaft nicht alt war. Das Herrschende darin waren, so schien es, die Augen, steingrau mit dunkelgeöffneter Pupille und breitem Lid, die den Beschauer Siebelind frei und heiter anblickten. Die Nase war am Ansatz etwas breit, stieg an der Basis reizend an und zeigte ovale, leidenschaftlich atmende Löcher. Der Mund war voll und reif, ein lächelnder Sprechmund mit spitzen Winkeln, der augenscheinlich geheimnisvoll zu schweigen verstand und — sich plötzlich höchst beweglich, ja vielleicht blütenhaft öffnete. Dies war das Gesicht. Es ruhte auf einem schlanken und festen Hals, von dem die Schultern mädchenhaft abfielen, die Arme waren zärtlich; über die feste Brust spannte sich ein weiches Tuch. Aus.

Man sollte sich das vielleicht mal ansehen; das könnte aus mancherlei Gründen ergötzlich und putzig sein. Er stand überlegend, sah nach der Uhr am Arm. Darauf begab er sich hinein. Lichtbündel tropften von der Decke, ein starkes Orchester dudelte.

Die Flimmerei war schon im Gange.

Eine üppige Schloßhalle tat sich vor seinen staunenden Augen auf; dieser Anblick tat wohl, wie ein Blick in den Himmel; gekrümmte Lakaien, ein gebietender Haushofmeister — es war beglückend und erschütternd, auch für die billigsten Plätze. Nicht lange darauf aber betrat eine Dame in geschlossenem Reise- oder Regenmantel die Halle, es geschah mit einem gleitenden Gang, wobei sie die Schultern frei und eigenwillig bewegte, als wolle sie . . . ja, als brauche sie unbedingt schnell eine Telephonmarke!!

Großaufnahme in Front. Sehr gut. Genau so, als hauche sie leidenschaftlich: ‚Ich brauche eine Telephonmarke! Würden Sie die Güte haben, mein Herr?' Sie stieg zwischen den einknickenden Lakaien langsam und schwebend die Treppe hinauf. Sie mußte wundervolle Beine haben, Tänzerinnenbeine, zarte und stählerne Schenkel.

Da wurde es plötzlich hell. Pause. Siebelind reckte sich in den Gelenken, daß sie knackten, und betrachtete die Leute; sah auch wohlwollend zu den vollbesetzten Rängen

und Logen hinauf und machte die Brauen plötzlich langsam spitz. —

Dort oben saßen zwei Damen aus Fleisch und Blut. Er möchte sich den kleinen Finger abbeißen, wenn das nicht — hm. Die eine, die Lorgnette vor den milchblassen Augen, war unzweifelhaft die Domina des Landhauses Tinius am Drinnensee, die schlanke, leichtangewelkte Bürgerin Cilly mit dem sicheren Witwenherzen.

Die andere lehnte bequem an der Brüstung, hatte die Arme wie ein Schulmädel aufgestützt, und betrachtete mit gleitendem Blick die Leute, die eben noch zu ihrem Bilde gebetet hatten.

‚Sieh da!' Siebelind ragte einsam und sorglos in der Menge und sah hinauf. ‚Eine Situation,' dachte er, niemals schüchtern. ‚Guten Tag, meine Gnädige. Wir kennen uns ja.' Er wollte sich setzen, aber er blieb gemütlich noch stehen.

Der Blick da oben, der jetzt, bei seinem Spaziergang über die Köpfe, nach der Mitte des Hauses gelangt war, blieb gleich darauf nachdenklich prüfend, als fiele ihm etwas auf, an dem ragenden Herrn haften. Die Vielbegehrte wandte den aufgestützten Kopf langsam zur Seite und sprach etwas . . .

Da geschah es, daß Siebelind, der inzwischen wieder ein paar Stalaktiten betrachtet hatte, sich zuerst vor Dorothee verneigte, danach vor Cilly, die er ja auch nicht gerade näher kannte. Frau Witt hatte das ruhig beobachtet, dann gelächelt und erst zuletzt den Kopf dankend gesenkt. Na also.

Da ward es zu aller Freude wieder dunkel. Als er nach einer Weile wieder einmal hinaufschielte, erhob sich eben Frau Tinius in der von der Flimmerleinwand her gemilderten Dämmerung und schwebte mit einem Nicken, das wie ein trockenes Geräusper wirkte, hinweg. Aha! die hatte genug davon oder noch etwas vor. Die Dame Witt aber, das Kinn in beide Hände gestützt, schien willens, sich selbst bis zum guten Ende zu erdulden, selbstverliebt, wie es diese Herrschaften waren.

„Also weiter," seufzte Siebelind und kreuzte wie vor einem unabweisbaren Geschick die Arme.

Doch — endlich erhob sich auch Siebelind. Das hielt auch der friedlichste Buschneger nicht aus; alles war in Butter da vorn und konnte kein Ende finden; Dorothee sank ihrem Conte an die Hemdbrust, Großaufnahme, Fünfminutenbrenner von Lippe zu Lippe.

Siebelind durchwandelte den Mittelgang, heiter stieg er die Treppe hinab, nahm Mantel und Stock und alles, was sein war, drehte sich um und setzte den Hut auf. Dabei blickte er nach oben . . .

Da kam zwischen andern übersättigten Einsamen noch jemand die Treppe herab. Leicht, ohne Eile, auf anmutig steilen Beinen. Auch Frau Witt sah ihn da unten stehen. Beschaute sich ihn ebenfalls ruhevoll und unbekümmert, als wäre sie allen Zufälligkeiten gewachsen und nicht leicht zu verstören. Nun war sie unten. Da verneigte er sich mit der Nase, was sie aufmerksam beobachtete, und lüpfte den bessern grünen Jagdhut. „Verzeihung, gnädige Frau," sagte er mit tiefer, heiterer Stimme. „Darf ich die Gelegenheit wahrnehmen, ein Versäumnis, das mich bisher ernstlich bedrückt hat, nachzuholen?"

Sie blickte zu ihm auf. „Welches?" Eine Melodie. Die Augen waren grau wie seidenweiches Katzenfell — wie blanker Kiesel mit einem feinen, schwarzen Rand um die Iris.

„Siebelind," sagte er.

„Welches Versäumnis?"

„Ich schuldete der gnädigen Frau etliche gute fünfundachtig Pfennige. Ich schenkte sie, auftraggemäß, einer bedürftigen Frau. Allerdings erst später, ich war sehr beschäftigt. Einer Frau aus dem Dorf, Frau Mente, die freilich ein wenig trinkt. Sie ist Hebamme. Ich glaubte eben, jedenfalls glaube ich jetzt, Ihnen diesen Bericht schuldig zu sein. Er brannte mir auf der Seele."

Sie sah ihn immer noch mit diesem Lächeln um den vollen Mund an. Es genügte ihm, diesen Mund zu betrachten.

„Danke schön, Herr — Doktor Siebelind," sprach sie unverwirrt. „Ein Erlebnisfaden also — der nicht abgerissen ist."

„Keineswegs."

Danach machten sie selbander ein paar lässige Promenadenschritte nach dem Ausgang hin. Dabei sprachen sie weiter. Blieben stehen. Es war unbedeutend, was sie sprachen. Was man so spricht. Artig und stockend, lippenzuckend und flüssig von der augenblicklichen Lebenslage.

„Ja. Cilly wollte den Wagen zurückschicken," erzählte sie schließlich. „Aber ich mochte nicht gebunden sein. Ich werde irgendwo eine Droschke nehmen . . ." Sie schritten selbander durch die Pendeltür. — „Sie wollen zur Bahn?"

„Es eilt nicht," erklärte er ehrlich.

Sie betrachtete wieder ungescheut seine merkwürdig klaren Augen und sann über etwas nach. Gleich darauf betraten sie hintereinander die Straße, wurden umdrängt; neue Kinobesucher eilten herbei.



Erschreckende. Bronzebildwerk von Johannes Knubel

„Ich möchte ein paar Schritte gehen, bis zur nächsten Autostelle — nach all dem da drin — es war auch sehr heiß."

„Mächtig heiß!" Sie schritten eine Weile nebeneinander her. „Ich sah Sie, gnädige Frau, wenn ich nicht irre, zuletzt im Paddelboot. Ich saß in meiner grünen Stube. Sie fuhren dicht vorüber."

Sie machte die Augen schmal, daß sie unheimlich glänzten. „Ich weiß es nicht."

Soso. Pause.

„Wie kamen Sie gerade — da hinein?" fragte sie und wies mit einer vertraulichen Kopfbewegung nach rückwärts.

„Ich kam vorüber, las Ihren Namen."

„Das zog Sie an?"

„Ein wenig," gestand er. „Ich habe Sie niemals wirklich spielen sehen. Bedauerlich."

„Man kann so sagen." Sie wies mit dem Kopf wieder nach rückwärts. „Das Ganze ist entsetzlich dumm!"

„Sehr dumm! — Ach was, Sie sahen gut — sehr gut aus. Das ist wichtig."

„Sehr wichtig! Ich wollte es wieder mal nachprüfen." fuhr sie fort. „Man tut und tat es ein paarmal des Geldes wegen," schloß sie ab.

Pause.

„Sie — verkehren nicht bei meinen Freunden?" fragte sie dann nach einer Weile zerstreuten Plauderns und blickte suchend nach einer Droschkenstelle aus.

„Nein. Bin außerordentlich beschäftigt." Herrn Siebelind dünkte plötzlich irgend etwas in seiner Nachbarschaft nicht geheuer. Weiberchen. Luderchen; kein besserer Mann sollte sich jemals damit einlassen.

„Ich glaube, da drüben stehen Wagen. Es wird nun wohl Zeit für mich. Es war recht hübsch und nicht alltäglich — dieser auf einem Umweg verlängerte Erlebnisfaden. Sie sind entlastet, Herr Doktor. Wollen Sie bitte einem der Fahrer ein Zeichen geben? Danke. Ja — auch ich bin sehr fleißig da draußen für den Herbst oder Winter."

„Ach ja, Ihre Stimme —"

„Nicht das," sagte sie ablehnend. „Die ist vollkommen heil, ich — wollte nach Herzenslust für mich sein, soweit das möglich ist . . .!" sprach sie nachdenklich und mit hohen Brauen, wie eine Dame, achtundzwanzig- oder dreißigjährig nach seiner Schätzung; eine reife Frau besonders um die Augen, unter den Augen, mit einem warmen Duft der Überlegenheit und des verschwiegen lockenden Zaubers. Ambra . . .

„Allein und fleißig. Das ist gut. Wir werden das so weiter machen," antwortete er lakonisch. „Man wird sehen," erklärte er großartig.

Sie legte die Lippen zusammen. Da war der Wagen.

„Auf Wiedersehen . . . Es ist ja wohl nicht ganz unwahrscheinlich, Herr Doktor, daß wir einander gelegentlich doch mal da draußen in unserer Nachbarschaft wieder über den Weg laufen werden; mit Gottes und des Geschickes Hilfe. Ohne einander zu stören natürlich. Man wird sehen," sprach sie kurz mit seinem Wort und Tonfall und mit einer schönen Stimme in höherer Lage; es klang wie geharfter Spott, bezaubernd.

Er verneigte sich argwöhnisch und ritterlich. Seine Hand war männlich, sehnig und edel. Eine beruhigende, starke Hand, so spürte es ihr Blut. Sie lächelte spöttisch. Ein Bär, ein großer, hübscher Junge — aber was sie hier und da, durch des Tiniusneveu Billo Lüdemanns Vermittlung, von ihm gelesen hatte, das war noch . . . anders. „Auf Wiedersehen, Herr Siebelind." Sie sah sich im Wagen noch einmal nach seiner hohen Gestalt um. Da guckte auch er — nein, er sah bloß nach einem Busch Rosen in einem Vorgarten.

Als er eine halbe Stunde später in den Zug stieg und sich auf die harte Bank setzte, steckte er sich eine Pfeife an, nach der er sich seit etlichen Stunden immer leidenschaftlicher gesehnt hatte, und sagte: „Gott sei Dank!"

Dann rauchte und träumte er. Sah in dem Rauch der Pfeife merkwürdig klare Bilder — eine Gestalt, ein Gesicht; so kühn, so zart und lebendig, so von innen her strahlend — eine Natur — a u c h eine Natur . . . Nein, nein, er wollte sich das nicht mehr ansehen! Das war kompletter Irrsinn. Er war ein Trapper, fertig. Guido Simplicius Rousseau Siebelind. In Ewigkeit.

Fertig.

Hilla — das liebe Kind; die herbe, kluge und verhinderte Studiosin, der süße Tolpatsch, gar nichts. Das hatte er, dünkte ihn, heute schon einmal gedacht — oder vor Äonen.

„Ach nein," sagte er, lachte und schlief nun doch ermüdet von der stickigen, eklen Babelluft ein. Als er wieder zu sich kam, war er sehr frisch, roch Bauern und Handwerker um sich und freute sich mächtig aufs Paradeis, auf Puls und Bully — als wäre er jahrelang weggewesen — und in einem verschatteten Winkel auf das Cyprianmädchen.

Der glimmende Busch

Guido strich die neu verpichte Regentonne. Puls war im Garten damit beschäftigt, den Komposthaufen zu veredeln. Guido war seit einigen Tagen sehr kritisch, schweigsam oder gebieterisch. Gelber Kies mußte auf die Wege! Die Pforte im Zaun war verquollen, hing schief und kreischte. Puls könnte sich auch mal die skandalöse Brettertür an seiner Werkstatt vornehmen, er hatte zuzeiten eine grinsende Elefantenhaut, schwatzte bloß betriebsam und mußte geknufft werden.

„Weg da, Bully!" Ein saftiger Pinsel sauste Herrn Tobias ins Gesicht. Er sah wie ein Gecko aus und schimpfte.

Übrigens die Kirschen — das strotzte von Kirschen, rot und schwarz und bernsteingelb, ein dicker, gewaltiger Segen, daß einem das Wasser im Mund zusammenlief. Sie mußten 'runter! Man mußte auch etwas zum Anbieten haben — auf hübschen Tellern, er würde ein feineres Servierbrett und auch gleich ein paar Obstmesser kaufen — für Hilla oder — ja. „Puls!"

„Hö?"

„Die Kirschen, hör' mal du —"

„Versteht sich!" Doch der hatte jetzt andere Gerüche in der Nase, furchtbaren Gestank.

Guido pfiff und saß ermüdet vom Pinseln und Kritisieren in der Sonne. Er hatte gestern, vorgestern und vorher — wochenlang — er wußte's nicht mehr genau — wieder Papier geschwärzt. Aber es hatte ihm nicht immer und überall genügt. Ein neuer Zustand — sozusagen. Man war jetzt zu einer gewissen bewußteren Verantwortung verpflichtet, sagte er sich gebläht und bewegte selbstbewußt und elegant die Hand mit der Pfeife. So war das. Es war übrigens schon wieder ein Brief von den ‚Gönnern' gekommen, — nun, ‚Gönner', sie hatten mehr Respekt als Wohlwollen gezeigt, und er selbst war leutselig und mit Reserve umgänglich gewesen.

Ja — früher hatte er bloß manchmal oder oft keine Lust gehabt, war bloß faul gewesen, hatte etwas zu schießen gehabt, mußte in den Wald bummeln, fischen, rudern, schwimmen, im Garten graben, basteln oder klug schwatzen. Jetzt war das anders, ganz anders — — Er hatte da jüngst etwas ganz Neues angefangen, in dem die glänzenden Augen, der leichte, gleitende Schritt, der Ambraduft ‚mit noch etwas' und die klare frauliche, auch in der Höhe wunderbar klare und manchmal hold zwitschernde Stimme einer Frau — die Dorothea oder Wittlinde hätte heißen können — vorkamen.

Er lachte kräftig und kreuzte die Beine anders, spürte eine prachtvolle Wärme in den Adern und betrachtete, völlig objektiv und kritisch, seine Stiefel. Auch die gefielen ihm heute nicht sonderlich. Nicht bloß heute. Hart wie Beton und runzlig, voller Sprünge im Leder, wie erschüttertes Porzellan.

Man könnte oder sollte wenigstens ein Paar nette braune Gentlemanstiefel an den Pedalen haben — Sportstiefel. Überhaupt hier und da manchmal mehr auf sich achten. Wäre schlimmstenfalls kein Unglück. Diese vergraute schäbige Leinenkluft da oder das nicht minder verschabte Manchesterhabit drin am Haken — hinten haarlos wie ein Affenpodex — er kniff ein Auge zu und errötete zornig. Man hatte auch in seiner gottesnahen Wildnis hier und dort zu repräsentieren — es war unvermeidlich — auch diesen und jenen mit etlicher Würde und Lieblichkeit zu empfangen, auch hier — Dazu klimperte einem einiges Geld im Sack . . .

„O, du Geck und Hanswurst, du Hochstapler und gestriegelter Tartüff des Paradeises! Dir schleicht ein Spürchen verruchten Weiberdufts in der Nase. Das ist alles," bekannte er eifernd und erhob sich mit einem gewaltsamen Ruck.

Da kam Puls und schwitzte.

„Puls, wie siehst du aus — nicht rasiert — hör' mal — das geht im Sommer nicht," sagte Siebelind streng.

„Im Sommer? Und für diese Mistarbeit."

„Ja, im Sommer!" fuhr Siebelind unerbittlich fort. „Da sind Leute hier und überall, allerhand Leute, siehst du — die spazierengehen, auch mal . . . stehenbleiben — auch Damen — nicht zu ändern . . . Hör' mal, Dicker, du plänkelst hier mit der Absicht herum, durch Lüdemann mit der Tiniussippe drüben anzubändeln, um ihnen etwas von deinem kleinen Viehzeug oder dem alten Herrn ein Grabmal anzudrehen. Bedenke auch das gefälligst mal. So geht das nicht; wir sind schließlich immerhin wer, keine völlig namenlosen Leute — keine Landstörze."

Puls machte runde Porzellanaugen und griente. „Jawoll, haben Herr Regierungsrat noch mehr Befehle? Ich gedachte eben an unserm Nirwanaörtchen und -Abörtchen — was meinst du? ein rosa Herz anzupinseln, und vielleicht am Haus einen ver-

träumten Amor mit Pfeil als Wegweiser anzubringen —"

„Ich spreche ernsthaft, mein Lieber. Das sind unziemliche Scherze. Und dein Schopf — man schwitzt, wenn man dich sieht. Unmöglich. Hol' den Stuhl."

Er selbst holte die Schermaschine und schor mit ingrimmigem Eifer den unter Schmerzen stöhnenden Puls ratzekahl. „Das erquickt bis ins Herz. Das wird jetzt alle acht Tage gemacht, verstanden? Wie die Ferkel und Buschleute brauchen wir nicht herumzulaufen!"

*

Aber eine Woche später hatte Siebelind — es war sehr heiß, eine glimmende Sommernacht in der Kammer und über den Büschen und Bäumen draußen — einen unruhigen Traum.

„Blöd — sinn!" Er hatte gestern spät beim alten dicken Biese drüben in Zandebur gesessen, was immer eine langwierige Sache war. Was zum Teufel hatte das mit der Witt zu tun . . .? Mit Dorothee — —

Er hatte sie geduzt; sie schien die Herrin dieses Hauses gewesen zu sein — er hatte sie übrigens nicht schlecht angepfiffen, und hatte erbärmlich vor ihr gelitten. „Noch verrückter!" knurrte er und wurde wieder schläfrig; sehnte sich fast nach dem Traum zurück und verabscheute ihn, fürchtete ihn; und dachte dabei willenlos, bereitwillig und verlangend an Dorothee Witt, sah sie, spürte sie wie einen nahen, heißen Hauch, ihren Ambraduft ‚mit noch etwas', sie selbst, was ihn lächeln ließ und unergründlich glücklich und dankbar machte.

Wie er sie angepfiffen hatte! haha. Nicht schlecht — Dorothee! Er drehte sich herum. Und dann schnarchte er kaum linder als sein Freund Puls drüben.

*

Eines Nachmittages sah er den Weg hinab. Nein, von Hilla Cyprian war nichts zu sehen. Es wäre jetzt ihre Stunde. Sie war seit jenem Gewitternachmittag nicht wieder hier oben gewesen.

Er vermißte sie nicht gerade. Aber er hätte jetzt und überhaupt nicht ungern mal wieder ein paar Worte mit ihr geschwatzt.

Er schritt mit flottem Beinschwung aus. Dieses faule Herumliegen und Papierschwärzen war einem ehrlichen Mann nicht immer zuträglich — herrlich diese windige Luft unter dem grauen Himmel, Ostwind blies aus vollen Backen und ließ die Bäume rauschen und knarren, zauste das Kleingevögel und trieb einen Bussard in rasendem Gleitflug über die Wiesen.

Da war ja wohl, im obern Dorf, das Cyprianhäuschen, von abgeblühten Glyzinen und Weinrebe überklettert, und darunter eine mit Ölweiß bepinselte Sechservilla.

Rittmeister Cyprian trat aus dem Vorgärtchen. Er trug graue Leinengamaschen mit großen Stahlschnallen, auf beiden Händen Ringe, die Kneiferschnur lag auf seinem flachen Ohr.

„Wollen Herr Rittmeister über Land?" Ja, so sprach Leutnant Siebelind.

„Habe einiges zu tun. Jeder Agrarier will Bankerott anmelden und braucht dazu ein neues Auto," knarrte der Kavalier mit dem schmalen Pferdekiefer unter hängendem grauen Schnurrbart; sein kleiner Schädel war fast spitz, die blassen Augen standen eng. „Schlechte Zeiten, mein lieber Herr Leutnant!"

Siebelind hätte dem alten Herrn gern was angeboten; aber so standen sie nicht, und Hillas helle Augen und feine Ohren waren in der Nähe.

Guido saß im Cypriangarten. Auch Hilla war da. Er hatte sie bei der alten Line, die stark und gerissen wie ein Mann war, und bei ihren Küken gefunden, piepsenden gelben Chenilleböllchen, gierig und tückisch wie alle Kreatur. Nun machte sie große Stiche in ein Stück Nessel. Sie hatte ihm ein Glas Himbeerwasser geholt, ganz frisch, ein hohes Glas mit Schaum. Guido betrachtete sie in ihrem vestalischen Schürzenkleid bei ihrem emsigen Tun, saß unbekümmert still. Er sah gern auf Frauenhände . . . auch Madame Dorothee Witt hatte gepflegte Hände — noch anders, jawohl; weitab von Nessel und Küken.

Er hatte Hilla, auch nach seinem Ausflug nach Berlin, bloß mal zufällig im Dorf, bei Ihlow oder irgendwo im Wege gesprochen. Sie war dann munter und freundlich gewesen, das alte gute Kind; hatte ein bißchen rasch von ihren geheimnisvollen Arbeiten in der Giebelstube und mit Line berichtet. Nun ja, auch er war riesig beschäftigt gewesen und hier und dort abgelenkt worden.

Bienen summten, ein Hahn krähte drüben, eine ferne Mühle rummelte gemächlich wie zu ihrem Vergnügen.

Sie hörte natürlich ganz gut, was er dachte. Er spähte ihr von der Seite auf die blonden Wimpern. Es waren dichte, gebogene, schimmernde Mädelwimpern, die einen ehrlichen Mann für eine Sekunde rührten. Sie wurde zudem wirklich mit jedem Monat reifer in der Bewegung. Es war einmal etwas Hübsches zwischen ihnen

geschehen — gerade das machte sie schweigsam und herb verstockt. Er polterte mit den Füßen am Tisch.

Hier störten übrigens die Betonstiefel und die schäbigen Buxen nicht im mindesten. Auch das machte zufrieden.

Man sollte ohne Umschweife und entschlossen eines Tags aneinander rücken — und dann? Die Weiberchen! Sie wollen gleich fünf Zimmer für den Anfang, ein Dienstmädchen — bitte: um ein Uhr zu Tisch, um vier Kaffee, um acht Abendbrot . . . hast du um Gottes willen schon wieder nichts zu tun? wie siehst du denn aus —? o Gott — bitte leise, o pfeife nicht so, das Kind — die Kinder schlafen! Guido griente. Wenn ich den Arm höbe, wenn ich die Hand auf deine weiße zitternde Haut legte. Du Reh. Du Schmaltier. Du wild- und süßduftendes Seelchen. Zu schade für das hier und alles andere — aber würdest du auch in der Stadt duften — Stadt? Weg.

„Sind Sie mir böse?“ fragte er.

Sie blickte auf und errötete kaum nennenswert. „Böse? O nein,“ sagte sie ruhig und aufrichtig. Marquise. Er mußte an eine andere Dame denken, die das noch besser konnte. Anders.

„Ja —“ Er erzählte ihr jetzt mit gelassenem Behagen von Dorothee Witt, wie von einer alten Bekannten. Er schilderte sie sehr wesenhaft und anschaulich. Es geschah mit brüderlicher Absicht.

„In der Tat eine nicht alltägliche Frau und Erscheinung, eine Natur, soweit man das von einer Frau sagen darf,“ schränkte er versonnen ein und um ihr nicht zu weh zu tun.

„Natürlich darf man,“ antwortete Hilla aufsässig und machte große Stiche. „Sie sind jetzt häufiger zusammen?“ fragte sie.

„Es ist unvermeidlich. Mitunter ist es — natürlich bedeutend störend, Fräulein Hilla. Man ist der Herr der Gegend. Man macht die Honneurs der Gegend. Es ist unvermeidlich.“ Er verschwand schwatzend hinter einer Rauchwolke.

„Ich sah Sie ein paarmal. Das muß hübsch und anregend sein. — Und was macht das Geschäft?“

„Geschäft? Na hören Sie, Hilla. Das ist eine merkwürdige Art, sich auszudrücken. Es geht nach wie vor hervorragend flott. Ich kann durchaus nicht klagen.“

Hilla wurde noch ernster. „Ich hoffe, Sie werden das Paradeis noch nicht gleich einreißen,“ sagte sie ruhig.

„Nein, noch lange nicht — wenn es nach mir geht. Das da draußen — abscheulich, Hilla! Hat keine Zeit für sich und seine Quellen und Stimmen; keine Liebe, am wenigstens vor der Stille; keiner kann Zeit verschwenden, um Leben zu gewinnen. Nirgends Freude, leise, lachende, selige Freude. Ihr Glück ist ein neuer Staubsauger oder Leichtmotor . . . ach nein, Kaffern haben Zeit und Götter.“

Hilla lauschte lächelnd. Sie kannte das. Aber sie hörte es mit sacht sich entspannendem Herzen. „Hier draußen ist auch nicht alles gut,“ sagte sie dann.

„Das weiß ich. Es gibt — zum Beispiel Brederecks — hm! Ich weiß, Hilla; es ist ein ungeheurer Schwindel um den ewigen Frieden der Natur, dahinter schreit es oder wütet stummer und lauter, rasender Kampf. Aber alles ist ehrlicher in Kampf und Not und stirbt dem Leben; und was bleibt und sich durchsetzt, Hilla, das wächst gerade, reift, ist gottgewolltes Dasein.“

Nun ja, sie hatten wieder einmal geschwatzt. Das war gut. Das sollte niemals anders werden. Da lag ihre warme Hand auf dem Tisch im warmen, lichtgefleckten Schatten. Die andere Dame — das war Seide und Parfüm und tausend feine, komplizierte Rädchen, die alle Lärm machten, immer geradeaus schnurrten, am eigenen und an anderer Leute Leben vorbei.

Da kam Tante Irene, nervös erhitzt, heraus. Sie lächelte und lachte.

Sie hatte eine jugendlich bunte Bluse an und trug noch mehr Ringe als ihr Gemahl an den etwas gichtischen, mühsam gepflegten Händen. Sie verbreitete ein sehr scharfes Parfüm. „Sie haben uns etwas vernachlässigt, lieber Herr Doktor, nicht wahr, Hilla, mein Kind?“ drohte sie schalkhaft und sah die beiden jungen Leute lächelnd, ermunternd und erwartungsvoll an, als säße sie in ihrem unvergeßlichen roten Salon.

‚Ach, das ist wunderlich,‘ dachte Siebelind mitleidig und antwortete artig und einfach. Aber er blieb noch eine gute Weile sitzen.

Danach stieg er mit großen, zufriedenen Schritten wieder davon und psalmodierte mit mäßig wohllautendem Baß:

„Sommerspuk und Manneslust,
teils verrucht, teils ungewußt,
Hilla zieht das Stirnchen kraus,
Spüklein haucht sein Leben aus —
Aus.“

Und er lachte, als habe er seine Seele angenehm ausgelüftet, und freute sich wieder auf die Luft des Paradeises.

Der Trapper und der andere

Eines Morgens erschien Siebelind ernst und nachdenklich zum Kaffee und ließ sich von Puls bedienen. Er machte ein paar höfliche Handbewegungen und nahm vornehm leidend Platz.

Puls lächelte, indem er die Zunge an den Gaumen legte, das gab besonders zufriedene oder verschlagene Tönchen.

„Es ist gestern etwas spät geworden," erklärte Siebelind mild.

„Du hast tage- und nächtelang, die ganze Woche lang geschuftet," sagte Puls vorsichtig und ließ hilfreich ein Grübchen spielen.

„Ein flammender Busch," sagte Siebelind lächelnd und bekam wieder ferne, glitzernde Augen. „Ja, das war gut, das war sehr gut, Puls! Man war ein Mann, der sich lieb hatte, der sich beim Ins-Bett-Steigen achtete, gewissermaßen schätzte, sich selbst die heiße Hand mit biederer Hochachtung schüttelte. Tätigkeit, Puls — Tätigkeit! — der Mensch soll sich regen, ein brennender Wald sein — wie?! Sehr gut. Aber dann — was ist dann? Man sieht zurück — Papier, beklecksstes Papier — nichts. Ein schmierig grauer Himmel. Puls — — Kennst du das? Diesen gesteilten Gipfelzustand? Hast du je nach dem Abschluß einer Arbeit geglaubt, daß du einmal wieder —"

„Schon am nächsten Morgen!" bekräftigte Puls unerschütterlich.

„Du bist ein rosiger Mensch. Du stammst aus einem Pfarrhaus. Ach ja, einmal wird auch das Trauerjahr deiner Freundin Berta zu Ende sein."

Puls bekam einen roten Kopf und eine kindlich dicke Falte zwischen den Brauen.

„Gut, gut. Aber inzwischen — Guter Puls. Verstehst du Träume zu deuten? Natürlich nicht." Siebelind rieb seine Stirn. „Er hatte einen rätselhaften Einschlag, mein ferner Traum, überhaupt meine Träume — meine Nächte — aber das verstehst du nicht. Das ist tief wie die Welt und schwingt ins Metaphysische. Gib Kaffee. Was ich sagen wollte . . ."

„Befehlen?"

„Wann gedenkst du die Büste von Frau Witt anzufangen? Oder willst du eine Plakette machen? Wenn ich mich recht erinnere, ist beides geplant oder doch in Erwägung gezogen worden. Frau Witt war, glaub' ich, mehr für Relief —"

„Rund, ganz rund." Puls zackte und koste Daumenbewegungen in die Luft. „Manche Frauen wirken als Büste wesentlicher; Frauen von dieser Art, an denen jede Fläche vibriert — wunderbar."

„Für deine rauhe Hand nicht ganz leicht. Du bist immer etwas rasch in deiner Begeisterung, mein Lieber." Siebelind zuckte erhaben mit dem einen Auge.

„Verzeihung."

„Habt ihr schon einen Termin festgesetzt?"

„Sobald ich kann. In Groß-Nedlitz ist eine neue Denkmalskonkurrenz in Sicht, an die muß ich mich 'ranschleichen. Mit tausend Freuden — ich meine die Büste. Sehr köstlich. Und Reklame — illustre Dame — Talent und Name, Lohnes genug, dazu ein heiterstrahlender Blick, ein bezauberndes Lächeln und ein weicher Händedruck. Sie schien Wert darauf zu legen, mir hier oben in meiner Bude zu sitzen. Aber eigentlich müßte ich doch vorher noch unserer Freundin Hilla Cyprian Wort halten. Sie steht zu meiner Schande noch erheblich länger auf der Liste! — Ich werde beide zu gleicher Zeit machen — Fräulein Cyprian als Plakette, weißt du —"

„Wie ich dich kenne, wird aus beidem nichts werden!" meinte Siebelind nach einer Pause. „Du steckst mir in letzter Zeit viel zu viel auf dem Glinzeschen Hof, alter Puls," fuhr er strenger fort. „Da bleibt hier auch sonst manches liegen."

Des Dicken leuchtende Miene verriet schuldhaftes Bedauern. „Man braucht mich dort. Die schwache Frau und der große Hof. Die Verwandten des Seligen umschleichen wie Schakale die Erbschaft. Ich habe doch mal zwo Semester Jura studiert . . ." erklärte Puls herzlich und überzeugend.

Guido erhob sich lärmend, versetzte Puls einen schmetternden Schlag auf die breiteste Fläche und lief gleich darauf geschäftig in den Wald hinauf, der Zandebur-Gegend zu. Er wollte sich dort oben mit einem neuen, blühenden Plan beschäftigen — der ihm in aller Erschöpfung noch in spätester Nacht eingefallen war und in dem ein ihm nahestehender Herr und Eulenspiegel eine heroische, wenn auch noch ziemlich ungewisse Rolle spielen sollte — — —

Es war übrigens möglich, daß späterhin auch Frau Dorothee Witt durch das obere Wiesental spazieren würde. Sie hatte gestern flüchtig davon gesprochen. Er hatte ihr so beihin erzählt, daß er vermutlich dort oben ein wenig arbeiten würde.

Es war nicht ganz zu vermeiden, daß sie einander jetzt des öfteren in Gottes freier Natur begegneten.

Auch der Zufall führte sie natürlich zusammen —: die Wittin paddelte in ihrem

Boot auf dem See und sprach mit klarschwingender Stimme merkwürdig leidenschaftliche Sätze in die Luft; sie konnte unmöglich wissen, daß ein anderer Fanatiker der Stille gerade jetzt in seinem grünen Geheimkabinett unter Schilf- und Weidenruten saß. „Juhu!" sagte er, rein aus Artigkeit; sie fuhr mit dem Gesicht herum, mit großen, erschrockenen Augen. „Herr Doktor Siebelind?" fragte sie ungewiß lächelnd. Er glaubte ihr beinahe. Nun ja, so ganz war der Beruf wohl nicht vom Menschen zu trennen!

Oder sie begegneten einander oben am Wald, an Hillas Wald; Frau Witt kam ein bißchen müde von einem längeren Spaziergang, wie sie ihn liebte, heim, gerade am Paradeis vorüber. Da trat sie mitunter auf seine höfliche Bitte, dankbar und ungezwungen, ein; rastete im schattigen Paradeisgarten, erfrischte sich an saftigem Obst und streichelte Bully Tobias. Einmal war sie auch zu einem improvisierten kleinen Imbiß hier oben geblieben, es hatte gerade gepaßt, da Cilly Tinius schon am Morgen in Geschäften nach Berlin gefahren war; Puls hatte gewalttätig etlichen Hähnchen die Hälse abgedreht, um den Rest knusperig zu braten, Siebelind hatte im ‚Salon' gedeckt, denn auf der Veranda war es zu eng; der Gast hatte die Arme erwartungsvoll auf den Tisch gelegt, mit der Zungenspitze über die blühende Lippe geleckt und wie eine Katze geschnurrt — „Das ist hübsch," hatte sie gesagt; „niemand da, der einen ärgert, nichts, das einen ängstigt und quält —! Ich verstehe Ihr Paradeis," dabei hatte sie Herrn Siebelind herzlich befreundet angeblickt, und Puls hatte vor Glück gezwinkert; es gab vorjährigen Johannisbeerwein, es sollte noch Kaffee geben, Mokka, es roch nach Blumen in der Stube, Gardinchen wehten, die Glastür stand offen, Sonne lag auf dem alten Teppich, einem Läuferchen aus Kokosfasern, Bücher; sie hatte zuletzt träge in dem alten Liegestuhl geruht, der seufzend knarrte und krachte, wenn sie sich weich hineinschmiegte.

Sie hatten auch mit zwangloser Verabredung schon größere und kleinere Märsche gemacht. Und einmal war er selbst in einem atavistischen Drang und mit einem schicklichen Rosenstengel zur Gegenvisite bei ihr im Tiniusbau erschienen und war bald darauf von ihrer Freundin Tinia mit einer Einladung zum Essen und etliche Zeit später zum Tennis bedacht worden. Aber dabei hatte er es seinerseits vorläufig bewenden lassen.

„Wir wollen hin und wieder Kameraden sein, Herr Guido Siebelind!" hatte sie einmal in ihrer unbekümmerten, wunderbar natürlichen und immer überzeugenden Art gesagt.

*

Etliche Zeit später eines Abends fragte Siebelind Herrn Puls über die Schulter: „Kommst du mit ins Dorf?"

Auch Puls war zerstreut — er müsse Briefe schreiben, „die neue Konkurrenz, weißt du." Er habe auch Berta Glinze versprochen, nochmal vorbeizukommen; neue Schwierigkeiten mit der Erbschaftssteuer — und dann die neue Zentrifuge. „Interessiert mich kolossal. Wir wollen sie aufstellen. Du solltest dir auch —"

„Heut nicht."

Guido schritt friedlich im Abendlicht, völlig vergoldet. „Goldene Abendsonne, wie bist du so schön," pfiff er zart.

Dieser Zaun da war ja wohl der Tiniuszaun; hoch, solide und frisch gestrichen, oben mit blitzendem Stacheldraht bewehrt. Keine Sorge, meine Damen! Er kam ganz zufällig hier vorüber. Hinter dem starren Gitter leuchteten Blumen, blinkte ein armdickes Springbrünnchen in einem verschilften Becken mit feisten Goldfischen; irgendwo fern standen Korbstühle mit bunten Kissen, schimmerten helle Kleider und tönten Stimmen, von denen man abgeschieden war.

Eine heitere Welt geborgenen Pfründnerlebens! Auch er schritt in Frieden. Aber warum schritt er? —

‚Schwindle nicht, mein Freund!' mahnte der ehrenfeste Trapper Guido in ihm. Nein, warum sollte er schwindeln?

Sie hatte ihm gestern — war es nicht erst gestern gewesen? — wieder gesagt: „Sie müssen sich mal wieder bei uns sehen lassen. Bringen Sie Herrn Puls mit. Man wundert sich sonst. Ist es nicht sehr hübsch bei uns?"

Er schritt bedächtig mit seinem Bambusstab. ‚Mein lieber Guido, du bist ein scheinheiliger, verräterischer Bursche —!' sprach der bessere oder paradeisische Guido weiter. ‚Du meditierst nicht bloß oder gar zufällig hier zaunlängs, du stehst im Beginn, das, was du mit fröhlichem Ernst und mit innerem Zwang hier begonnen, zu verraten — leugne es nicht, Bube!'

‚Ich will dir mal was sagen, du —'

‚Du hast zu schweigen. Wenn ich rede, lauschen selbst die Sterne. Schon dein kümmerlicher, belächelnswerter, kindisch überschätzter Erfolg, Knabe, den du in Sümmchen zu rühmen oder umzudeuten liebst — ironisch grimassierend — aber

gläubig und entzückt im Pfuhl des Unterbewußtseins —'

Der andere Guido blies cholerisch die Backen auf und faßte den Bambusstock fester. ‚Weißt du wieviel Sternlein stehen,' pfiff er schmelzend und völlig abwesend.

Der Trapper lachte geringschätzig. ‚Du hast dir das Leben hier von Grund auf erschlossen, es genossen, durchlitten, durchkämpft, dir selbst nahe, dich selbst entzündend — dich selbst findend, steigernd, deine Art abteufend, nach dir selbst schürfend — dennoch im Untergrund in letzter Zeit wissend, daß jeder, auch du, zugleich ein gebendes und empfangendes Organ der großen Symbiose des Lebens ist — daß überall Reichtum ist; erst recht Reichtum freilich, laß es dir einbrennen! wenn die Weite und Breite zur Enge und Stille des wahrhaft in sich Erlebenden kommt. Es scheut selbst noch den Tag, denn du bist in allem ein etwas zäher, verbohrter, langsamer und abenteuerlich anhänglicher Mensch. Aber nun — Dorothea. Ihr spielt beide, so will es mir scheinen, ein wenig — ja — Katze oder Kater und Maus miteinander. Leugne es nicht, Liebster. Sie hält sich auf ihre erfahrene Art zurück... schließlich, was soll sie mit dir Rauhbein? Und du — dir brennt es zuzeiten heiß unter den Flügeldecken, wie dem Maikäfer im Frühjahr im dumpfen Erdloch — und bisweilen rennst du durch den Wald oder wirfst dich ins Wasser oder sitzt beim Hillakind und schwatzest Torheit und Wehmut. Bedenke, Bruder, was soll daraus werden? Hat es einen Sinn? Solltest du es nicht wie einen Wiesenbrand austreten? — wie einen Waldbrand mit Graben und Wasser löschen? Dann säßest du wieder breit und besonnen, stark und deiner sicher, der Welt und ihrer Lockung lachend, im Paradeis — tritt dir ins Herz, Bruder!'

Guido lachte erheitert und lauschte den zornigen Baßtönen einer Wildtaube.

‚Es lohnt nicht, lohnt wirklich nicht, Bruder Guido! Ein bißchen Hautfieber, ein bißchen Weibsgier, von seelischen Wellen süß umspielt — hochbesonders — Sei gescheit, ein Mann und Trapper wie ich . . .! dir treu, dem Paradeis — du steuerst über einem Wirbelchen und einer Mordsdummheit!' Guido der andre schnaufte und pfiff gellend.

‚Denk' auch mal an Hilla — hold wie dieser Abend — erquickender Tau auf heißer Sommererde, ernst und gläubigfroh wie dieser reinglühende Westhimmel, der den unsterblichen Tag sinken sieht, und straff wie die Tanne im Wind.'

In dem großen Tiniusgarten wurde gerufen und gelacht.

Man war ein wenig lustig da drin. Das war wie ein Streicheln in der Luft, wie ein beseligender und hautversengender Spott. Besonders eine Stimme, schwingend wie keine andere, dünkte ihn unverkennbar. Er blieb stehen und mußte sich, bedächtig lauschend, auf den Bambusstab stützen, denn er wurde unbezwinglich etwas weich in den Knien, unverkennbar ein wenig schwach, und sein Auge glänzte verdächtig. So lauschte er.

Er könnte noch ein Stückchen weitergehen, klingeln und eintreten: „Guten Abend, meine Herrschaften. Ich kam vorüber. Ja, eine Tasse Tee nehme ich gern, auch einen Likör — danke tausendmal — wie ist es Ihnen ergangen inzwischen? Ja, gnädige Frau — ich saß stundenlang da oben am Wald über dem Wiesenplan und sah manchmal hinunter — nein, nicht oft — o nein, nicht lange. Nicht der Rede wert. Gewartet? Nein. Dann klopfte ich die Pfeife aus." Er schritt langsam weiter. ‚Dorothee,' flüsterte er. Das war der Klang einer Harfe, der Name war ein singender Geigenton in der Luft.

Da drinnen knirschte nicht weitab der Kies des Weges. Ein sommerliches Kleid wehte nicht fern, bischofsblau und grün, grell und lind durcheinander gestreift, ein bestürzendes Augenglück.

„Bunte Abendsonne," sang er leise, verwirrt und innig; lauter, mit starkem Baß. Ein wunderschönes Lied; er genoß es wieder.

Es huschte näher. „Siebelind? . . . Oh, ich ahnte es."

Sie stand am Gitter; grün und violett, grell und lind, ein Augenschmerz und ein Sinnenseelenglück. Sie reichte ihm die Hand, ein Schwert mit dem Duft ihres Bluts hindurch, warm anzufühlen, mit ein paar blitzenden Ringen, nein, sie selbst. Er küßte und trank die Hand. „Sie ahnten es?"

„Ich erwartete Sie. Ich ahnte es vielleicht. Es ist heute langweilig hier. Trotz Billo Lüdemann. Und Onkel Odo. Und dem heitern Urpapa —" Sie lachte leicht. „Ich habe heut schlecht gearbeitet. Dann bin ich immer unruhig, entsetzlich leer. Dann liegt alles durcheinander in mir, und ich habe unruhige, kühle, fast feuchte Hände."

„Sie sind warm und trocken."

Sie zog die Hand zurück und sah ihn dabei fest an.

‚Katze ...' dachte er mit dem abwesenden Trapper.

„Kommen Sie herein," sagte sie.

„Sehr liebenswürdig, gnädige Frau. Danke tausendmal. Ich war heute im Wald."

„Ich bin nicht hinaufgegangen. Ich mußte einen wichtigen Brief schreiben. Dann lernte ich auf dem See."

„Natürlich, natürlich."

„Das können wir uns auch hier drin erzählen, lieber Herr Doktor."

Siebelind sann nach. Er würde lieber nach dem Eichenkranz gehen, schwer zwischen den Bauern sitzen und ihnen was vorlügen, daß sie dröhnend auf den Tisch hieben; oder zu Berta Glinze, wo bereits Pülschen wie ein Räucherkerzchen glühte und liebliches Arom verströmte — sehr gemütlich. Man konnte ein unverstelltes, munteres Wort mit ihr reden, einer Bürgermeisterstochter.

„Sie müssen mich entschuldigen, gnädige Frau. Ich bin nicht darauf vorbereitet. Ich muß auch noch etwas nachdenken — war nicht zufrieden mit meiner Arbeit — nicht völlig bei der Sache." Da hätte er wütend über das Gitter springen mögen. Aber das ging natürlich erst recht nicht. „Ich hoffe, wir finden wieder einmal Zeit — für das da draußen," sprach er höflich.

„Das wäre hübsch." Sie hob die geliebten Brauen und reichte ihm die Hand. Er küßte sie nicht.

„Gute Nacht, gnädige Frau!"

„Auf Wiedersehen," klang es hinter ihm, dicht am Gitter, schwingend, vogelleicht. Er hätte plötzlich etwas aus sich herausbrüllen mögen. Oder sie über den Zaun reißen mögen, ganz gleich, was daraus würde. Sie mit sich nehmen — an sich reißen, Mund zu Mund, Leib zu Leib. — Nichts geschah von alledem. Er lachte bloß höhnisch in der Kehle, wie vorhin sein Freund, der Trapper.

Die Himmelsstiege

Siebelind hatte in Stadt Zörlin beim Schneider Ramsin, genannt Ramses der Kleine, zu tun.

Seine Majestät erhob sich und wurde nicht größer, reichte Herrn Guido bis an den Nabel. Guido stieß an die Decke, Ramses stieg beim Anprobieren auf ein Hütschchen. „Wollen Herr Doktor auch die Beinkleider —" Seine Majestät war ihm auch dabei behilflich.

„Wissen Sie, ich behalte diese Sommerkluft gleich an, damit sie ein paar Falten kriegt." König Ramses lächelte in Guidos Nabelgegend neben der Hutsche. „Das alte Zeug und den neuen Knickerbockeranzug schicken Sie mit dem Zandeburer Milchwagen." Siebelind schüttelte ihm die Hand, und Ramses der Kleine lächelte huldvoll. „Es war mir eine Ehre." — „Meinerseits, Euer Majestät," brummte Siebelind und trat als neuer, faltenloser, europäisch strahlender Mensch in das Licht der Straße.

Da fauchte ein blitzblaues Auto um die Ecke, es nahm fast die ganze Straße ein, Siebelind mußte in seiner neuen Edelhülle zur Seite springen. Er fluchte und grüßte. Es war Herr Bredereck, der große Dachpappenindustrielle, wohlwollender Freund des Hauses Cyprian. Ein jovialer Herr in bastseidenem Anzug, mit roten feuchten Lippen, spitzgewelltem braunen Backenbart und einem goldenen Pincenez, das das gerötete Fleisch vom Nasenbein abzwickte, ein hoher Vierziger, mit brombeerblanken Augen. Er rauchte seine Zigarre in einer langen Bernsteinspitze.

„Holla, Herr Doktor!" Er streckte die Hand aus dem Wagen. „Haben Sie Zeit?"

„Leider nicht, Herr Bredereck."

Der blühende Industrielle sah schärfer durch den Zwicker, wobei sein üppigroter, saftiger Frauenmund zackig und ungemütlich wurde. „Wie geht es Fräulein Hilla?" fragte Herr Bredereck heiter und schüttelte mit der schlappen Hand Guidos braune sehnige.

„Lange nicht gesehen."

„Grüßen Sie, Herr Doktor. In Ordnung?" fragte er barsch den Fahrer und blies spitzen Zigarrendampf aus dem linken Mundwinkel.

Siebelind vergaß den Herrn noch während des Hutaufsetzens. Er stolzierte ins Kaufhaus hinüber, um für Bully Tobias ein neues Halsband zu erstehen; auch der sollte sich etwas mehr als Europäer präsentieren.

Siebelind neigte sich eine Weile wählerisch über elegante Hundekragen. Spitzte, noch während er beschäftigt war, leicht das linke Ohr und sah mit langem Hals um die Ecke des Ladens.

Es handelte sich dort um verschwiegenere Dinge, wie er zu vernehmen glaubte . . . seidene Damenstrümpfe ausschweifend englischer Länge . . . nein, das wäre nicht die Farbe und Länge, versicherte bestimmt eine klarbetonende Frauenstimme, die den merkantilen Raum durchblühte und durchduftete. Sei stille, mein Herz; aber es lächelte und lachte. Herr Dovidat, der Chef des Hauses, geriet in Ekstase und stürzte Kartons und



Bauernkind mit Äpfeln. Gemälde von Peter August Böckstiegel
(Dresden, Staatliche Galerie)

Stapel um. „Ich schaffe die Farbe, Gnädigste — neueste Länge! Gnädigste werden zufrieden sein."

Guido lächelte, machte sich sichtbar und verneigte sich höflich und leutselig. „Das da ist doch sehr hübsch — darf ich behilflich sein?" schlug er vor und griff behutsam in ein frauliches Gewebe.

„Wirklich — —!" beteuerte Frau Witt, obwohl es sicherlich nicht stimmte, und legte auch ihre Hand darauf, warm und leicht an die seine.

„Das ist nett, Herr Doktor! Auch Sie im Städtchen?" Dabei musterte sie lächelnd, beinah staunenden Mundes seine Erscheinung. ‚Mein lieber Herr Trapper, so gefällst du mir fast noch besser!' schien ihr Blick zu sprechen oder zu strahlen. Sie wurde sehr heiter und lebhaft, sogar zufrieden mit dem aufgeregten Herrn Dovidat. „Gut, besorgen Sie das andre. Und das hier — o, liebster Herr Doktor Siebelind, Sie brauchen sich nicht alles anzusehen," gebot sie lächelnd mit kaum oder gar nicht umwölkter Stirn und schob ein Schlupfhöschen und anderes schreckhaftes Geheimnis den langen Tisch hinunter. „Bitte schicken Sie alles in den Wagen am Markt, Herr Dovidat. Ich danke Ihnen. — Begleiten Sie mich zur Post, lieber Herr Siebelind? Dann können wir nun gehen — Ja . . . aber was machen wir mit Billo Lüdemann?"

„Ist hier?"

„Beim Friseur. Alles embelliert sich. Gut. Er wird uns finden."

Auf dem Postamt nebenan war Geld für sie da. Der Postbeamte verneigte sich diesmal huldigend. „O danke sehr —!" hauchte sie durch den Schalter und quittierte rasch; sie schien den Segen mit einiger Bestimmtheit erwartet zu haben.

„Sind auch Briefe da?" fragte sie überredend. O, gewiß. Alles, was sie wollte. „O, vielen Dank!" Sie nahm den Brief mit einer leichten, zugleich energischen Handbewegung und schob ihn neben die Geldscheine in die Handtasche.

„Fertig, mein Herr! Es kann wieder weitergehen!" Wohin? Das würde sich finden. Die Sonne schien grell, das Pflaster war buckelig. Ein heiterer Jungsommertag, der zufrieden und unternehmungslustig stimmte. Plötzlich schnitt sie dicht an seiner Schulter ein herzensgutes und kummervolles Matronengesicht, das dem eines alten Dämchens, das ihnen eben entgegenwieselte, aufs Haar glich, und sprach mit tiefer, brechender Stimme: „Mir ist schwach, mich dürstet nach Kaffee, Liebster!" Es war fabelhaft echt und frech. Das wirkliche alte Dämchen erschrak bis ins Herz. „Benehmen Sie sich, Dorothee!" mahnte Siebelind väterlich streng und beglückt und lachte locker und tief wie ein Großpapa.

„Ich denke nicht dran. Empört sich Ihr Prunkgewand? Ich bin merkwürdig vergnügt — weil, vielleicht weil ich Geld bekommen habe!"

„Soso. Das macht Ihnen Eindruck."

„Großen! Das macht mir immer Eindruck.' Ich — habe etwas von meinem Schmuck verkauft," bekannte sie, den Kopf duckend, unbesorgt und kameradschaftlich, als gehöre auch er zum Bau mit seiner Füllfeder.

„Wieso Schmuck?"

„Es gibt neuen. Sehr gut verkauft. Übrigens, ich wünsche nicht, daß darüber gesprochen wird." Sie wurde wieder untadelige Dame. „Ich möchte Kaffee trinken in Wahrheit und Ehrbarkeit und mit ganzer Seele."

Sie trug ihre Handtasche fest unter die Achsel geklemmt, so daß die sich beim emsigen Ausschreiten um ein kleines hob. ‚Es ist der Brief . . .!' lächelte Siebelind in gütigem Herzen.

Es gab zwei brauchbare Cafés in der Stadt; sie gingen in das andere, das eigentlich eine Bäckerei war und den besten Kuchen buk. Sie mußten aus dem Laden ein schmales Treppchen, eine wahre Himmelsstiege, hinaufklettern. Oben war ein großes, kühles Zimmer, eine niedere Stube mit Marmortischen und Rohrstühlen; ein paar Leute klapperten mit Dominosteinen und wurden nicht beachtet; Baumwipfel rauschten vor den Fenstern. Und keiner von den beiden kümmerte sich um den irrenden Jüngling Lüdemann, der vermutlich eben, duftend wie eine Bisamratte, den Friseur verließ.

Dorothee nahm an einem der schattigen, kühlen Fenster Platz.

„Sie sollten jetzt in Ruhe Ihre Post lesen, gnädige Frau," ermunterte er sie höflich. „Ich glaube bemerkt zu haben, daß Ihre Hände ein paarmal unruhig an Ihrer Tasche tasteten."

„Meine Hände? Die sind nicht zaghaft und unentschlossen, meine lieben Hände. Auch heute nicht —" erklärte sie mit gehobenem Kinn und sich senkenden Mundwinkeln, in denen noch ein Hauch von Puderzucker schimmerte. Sie leckte ihn behaglich weg. „Jedes zu seiner Zeit, mein Freund. Der Kuchen war vortrefflich." Darauf lehnte sie sich zurück.

Hier hätte sie in Wahrheit ein kleines

Menschenleben lang sitzen bleiben mögen, auf diesem kühlen Rohrstuhl, die Arme auf den Tisch gelegt, den Blick ins schwankende Lindengrün gerichtet. Die Welt sah sich nicht bloß vom Paradeis aus blank und einfach an, zum Zugreifen. Man traute sich auch hier manches zu. Alles kinderleicht, ich bin, — ich will! Sie blickte Herrn Guido Siebelind wieder einmal herzlich an.

Der spürte geschmeichelt seine neuen Buxen und gelben Sommerlordschuhe unterm Tisch und runzelte grimmig die Stirn.

Drüben im Paradeis wirkte er in seiner Art vollkommener, träumte Dorothee. Braun, schlank, sehnig, fast hager, stahlgrau, weißblond, ein prachtvoll kantiger Schädel, ein Mann, der sich präsentieren durfte, wie er wollte — oder sie wollte. Er gefiel ihr recht gut, und sie spürte bei einem leichten Atemzug die feste Fülle ihrer Brust wie ein Glück und wurde für den Augenblick starr und noch nachdenklicher. Sie legte die hellen Knie übereinander — der Stuhl war für eine längere Benutzung doch etwas steif, die Bewegung erfrischte sie und gab ihr neuen Frieden. „Also, nun will ich einen Augenblick lesen, wenn ich darf!“ bat sie weich und klappte die Tasche auf.

Siebelind griff ernst zu einer illustrierten Zeitung. Sie las ziemlich lange. Das starke Papier machte knatternde Geräusche Als sie am Ende war, wandte sie die Blätter um und begann noch einmal von vorn. Siebelind besah sich selbstvergessen die illustrierte Zeitschrift von 1919. Er versenkte sich eifrig in das Gesicht eines längst verstorbenen siamesischen Kaisers, es konnte auch eine Reichstagssitzung sein, längst verstorben, voll Fliegenschmutzes.

Vermutlich von einem Mann. Wie?

Sie hatte den Briefumschlag sorglos, vielleicht auch absichtlich, auf den Tisch gelegt, dicht neben sein betagtes Heft voll stürmischer Neuigkeiten; er hatte ihn sehen m ü s s e n : eine kleine, feste, elegante Männerschrift, Gelehrtenschrift. Ungewöhnlich gleichgültig! Vielleicht ihr Arzt. — Plötzlich mußte er über einem Bilde Kerenskis, auf dem eine Fliegenmumie klebte, mit einem jähen und verrückten Sprung auch an ihre Ehen denken. Großer Gott, was so eine schmale und glattleibige Frau nicht schon alles hinter sich gebracht hatte, nicht anders als wäre sie bloß im Sonnenschein, schlimmstenfalls in einem hochgeschlossenen, hübschen Regenmantel spazierengelaufen!

Mitten im Lesen faltete sie den Bogen wieder zusammen, sann nach, steckte ihn in die Hülle zurück, schnappte mit der Tasche, richtete die Augen auf die grünen Baumwipfel vorm Fenster und dann langsam auf Siebelind. Die Dominosteine klapperten, Fliegen summten; sie wurden nicht beachtet. „Ich möchte rauchen,“ bat Dorothee leise und machte schmale Augen.

Er schloß das Heft.

„Danke.“ Sie nickte ihm zu. „Nun also —“ sagte sie schlicht und tief und genoß den Ton und seine beseelte Rauheit. Ganz sitzt der neue Anzug ja nicht, so um die Schultern! erkannte sie kritisch aus einem Augenwinkel, während sie den Rauch aus der Nase kräuseln ließ.

„Gute Nachricht?“ fragte er umgänglich.

„Man kann so sagen,“ antwortete sie mit sich senkender Unterlippe, auf der jetzt ein selbstironisches Glanzlicht flimmerte.

Wenn sie ihm jetzt etwas von sich erzählen würde?... Oh, großartig gleichmütig, stumm lachend würde er zuhören. Ein älterer, feiner Herr? Das würde ihn nicht erschüttern.

Natürlich war es nicht viel gewesen. Nicht genug! O weh, da stach es doch nochmal und wieder in ihrem empfindlichen Herzen. Dieser Esau da vor ihr aber dampfte vor Leben; doch sie argwöhnte, daß er im Innersten eine blaue Blume begoß; daß er nach der holdesten Frau in irgendeinem Montsalvatsch wallfahrtete, kein reiner Tor, ach nein! aber eigensinnig verrannt, bestimmt auch in diesem Punkt! Ob sie Hilla hieß oder einmal heißen würde? —

„Legen Sie doch bitte die gräßliche Zeitung weg, lieber Herr Siebelind. Ihr Zartgefühl macht mich nervös,“ sagte sie sanft.

Er folgte sogleich. „Die Laune ist nicht gut,“ bemerkte er höflich.

Die war ganz gut. Sie nahm lächelnden Auges noch eine Zigarette, legte sie aber nach den ersten unlustigen Zügen wieder weg. Guido deckte für einen Augenblick mißbilligend seine Hand über ihre Hand; aber als er ihre Wärme spürte... da blieb die seine darauf liegen.

„— Also hören Sie, ich habe eine Entdeckung gemacht,“ sagte Dorothee nach einer falterhaften Wimperbewegung und zog ihre Hand sanft zurück. „Ich litt — fast ein Jahr lang an einer, ich muß es leider so bezeichnen, unglücklichen Neigung.“

„Aha!“ Guido nickte wie ein älterer, erfahrener Kusin, als habe er sich das gedacht oder als wäre irgendeine heftige Neigung jederzeit bei ihr selbstverständlich.

Sie nannte keinen Namen. Ja — ihr Arzt, der Professor. Siebelind gestattete sich eine Regung eitler Selbstbewunderung. Es hätte auch alles einen ziemlich... bürgerlichen Verlauf genommen.

Sie nahm die dritte Zigarette.

Guido sah sie mit seinen unheimlichen weißgrauen Augen an. Warum erzählte sie's? Spielte sie Komödie? — Ach was, dummes Zeug! — sie spielte nicht mehr Theater im Leben als jede andere geschmackvolle und sehenswerte Frau!

Ein sehr überlegener, energischer und bedeutender Mann. Nicht mehr ganz jung, auf der reizvollen Grenze, wo noch Sturm ist und doch Stille und Beherrschtheit schon regieren, sagte sie vertraulich unter empfindsamen Brauenbogen.

„Wie alt muß man dann sein?"

„Etwa Mitte 40. Er war oder ist verheiratet und hat Kinder. Hatte auch eine sehr menschliche, vielleicht feige Sorge vor der unvermeidlichen Lebensstörung. Seine Überlegenheit machte mich verrückt. Ich war krank, auch meine Stimme litt neu darunter. Es war sehr schlimm. Ich — ja, wünschte ihn zu heiraten, trotzdem oder grade weil es unmöglich war. Es war eine sehr widerspruchsvolle Sache — ganz verrückt —" Sie sah auf und lauschte ein bißchen spöttisch ihrer eigenen Stimme nach. „Ich kann jetzt darüber sprechen. Das ist die Entdeckung. Niemand wußte darum, bloß Cilly ein wenig."

„Ein wenig," sagte Guido zerstreut.

„Natürlich bewegt es mich!" ereiferte sie sich. „Weil es einmal so war. Ich floh hier heraus. Da fiel es sacht von mir ab, als hätte ich es vorausgesehen oder gesucht." Ihr steingrauer Blick flirrte unter ihren breiten Lidern, er beobachtete es flüchtig. „Vor kurzem — ich glaube, ja — ich erinnere mich — an jenem Nachmittag, als Sie oben im Wald warteten, schrieb ich einmal, um eine Probe aufs Exempel zu machen: ich wollte erfahren, wie diese Fernberührung auf mich wirken würde. Hier ist die Antwort. Ich habe sie, wie ich erwartete, ruhig — recht ruhig gelesen. Dies ist das Ergebnis. Ich habe mich hier draußen gesammelt — und abreagiert."

„Abreagiert?" Guido wiederholte das Wort mißtrauisch.

„Nun — allgemein," sagt sie mild.

Die lieben, feinen Hände da — ein bißchen streicheln — nein. Was war das für eine verrückte Sache? Warum floß ihr Herz über? „Nun und?" fragte er kurz und räusperte sich.

„Was noch? Auch diese kleine Beichte gehört dazu. — Seien Sie bedankt. Fertig und unwahrscheinlich, wie alles Fertige hinterher. Das dem Leben Nachschauen ist meist das Merkwürdigste — das und die Erinnerung an solche Bekenntnisse. Nun ist's aus."

„Haben sich abreagiert?" Er saß noch steif wie ein Methodist da.

Da lachte sie ungeduldig. „Sagt Ihnen das Wort nicht zu?"

„Es ist mir nicht ganz klar," antwortete er verstockt.

Sie rauchte stumm und betrachtete ihn nach einer Weile durch den weißen Dampf. Sie möchte ihm die glühende Zigarettenkuppe sacht in die Hand bohren; er würde still halten, nicht mit der Wimper zucken, sie bloß anblicken; und sie würde willenlos sitzen. Er sah nicht gerade wie eine harmlose Beruhigungspille aus. Und plötzlich zog sie sich in einem ahnungsvollen Schrecken weich und lautlos lachend in sich zusammen.

Die Brettspieler begannen die zehnte Partie.

„Da kommt Billo Lüdemann —!" sagte sie, nach einem raschen Blick durch das nahe Fenster.

Sie machten beide lange Hälse und kamen dabei einander mit den Gesichtern nahe. Auf Guidos Backe war ein wildes Brennen.

„Ja, da kommt er. Was sagen wir?"

„Nichts," entschied Guido mit trockener Kehle.

Auch der höfliche kleine Billo verehrte sie, wie nur ein kühler Tatsachenmensch und kritischer Kopf um die 20 anbetet.

Da tauchte Studiosus Lüdemanns rötlicher Scheitel und sommersprossiges Gesicht über einem Kuchenteller die Himmelsleiter herauf. Er verneigte sich und blinzelte höflich mit den rosagoldenen Wimpern. „Verzeihung, wenn ich störe. Ich hörte schon, daß Sie hier seien, gnädige Frau. Die halbe Stadt weiß es. Ich nehme an, daß Herr Doktor Siebelind unsere Verabredung konterkariert hat," sprach er lächelnd.

„Nun ja, Sie gedachten in der Konditorei den Tee zu nehmen, lieber Herr Lüdemann," sagten zwei heiter gehobene Brauenbogen. „Dies angenehm kühle Stübchen lag uns bequemer. Verzeihung."

„Natürlich. Ich machte nur den Vorschlag."

„Sie haben gewartet, Armer?"

„Ich wartete pünktlich seit vier. Es gab leider bloß alten fetten Blechkuchen," erläuterte er sachlich indigniert und stellte seinen Teller mit zwei Sahnenbaisers auf den Tisch. Er sah die beiden nicht an. Aber als er mit dem Löffel das zähe, schaumige Gebäck zerteilte, zitterte seine lange weiße Knabenhand.

Ein Tiniusmorgen

Dorothee kam im bunten Bademantel, das Frottierlaken unterm Arm, die Füße in Ledersandalen von der kleinen Badeanstalt her. Sie sprach laute Sätze, die ihr herrliches Behagen ausdrückten und vor allem stark und flötend in allen Tonlagen klingen sollten.

Sehr still war der Park. Cilly, die Tinia, badete warm, und ihre statiöse Hofdame, Hildegard Pinzger, schien nur allsonnabends ihren üppigschlanken Leib dem gleichen dampfenden Marmorgehege anzuvertrauen.

Siebelind! flog es ihr durch die Seele, und der lautlose Ruf stieg wie ein silberner Strahl über das Rauschen des Parks — aber der abwesende Herr schwamm in der Regel erst gegen Abend im tiefen Draußensee, von einem Weidenbusch aus. Zu gefährlich und abenteuerlich!

Wer stand da oben und turnte? Natürlich Onkel Odo, Cillys Vetter, Oberfinanzrat im Amt und Witwer z. D. Er stand unablenkbar beschäftigt und recht sichtbar hinter der offenen Balkontür im herrlich gestreiften Unterornat, als wünsche er bei seiner energischen Tätigkeit gesehen zu werden.

Dieser recht eitle, jugendlich-zierliche Herr verlebte in diesem Sommer hier in Basekow regelmäßig das Wochenende, um angestrengt zu atmen und Urlaub und Geld für eine winterliche Sizilienreise einzusparen. Es schien auch, daß er sich immer emsiger vor der lieblichen und feurigen Dorothee Witt, ja, selbst vor der üppig gefestigten Hildegard Pinzger wie ein vorsichtiger Gockel und blanker Täuberich zu drehen beliebte ... wobei er gern von seiner philosophischen Lektüre, von Selbstbeherrschung und Lebenszucht sprach. Ein selbstgefälliger, leichtgekränkter Herr mit einer heimlichen Leibbinde und einem Magenübel, wie man wußte.

Dorothee schritt unberührt lächelnd weiter und bot ihm sicherlich einen anregenderen Anblick dar als er ihr.

Lustig! Dort vorn hinter einem Stachelbeerbusch ragten jetzt zwei weiße Hosenbeine und weiße Schuhe und ein Stück Zeitung — der stud. rer. ing. Billo Lüdemann bei der Morgenlektüre! Der beliebte Neveu des Hauses, Sohn einer ärmlichen Seitenlinie, der am Ende seines praktischen Jahres einen schlimmen Betriebsunfall erlitten hatte und nun das verpfuschte Semester zu leiblicher Erbauung im Tiniuskral benutzen durfte. Ein Refugium also für mancherlei lebensbesinnliche Leute! ... Aber es dünkte der einsamglücklichen Dorothee nicht eben nötig, daß er sie jetzt bemerkte.

Drüben auf der Terrasse war eines der Mädchen am Frühstückstisch beschäftigt. Dorothee, die bloß ein Glas Milch und eine trockene Schrippe im Leibe hatte, lief nackt unter dem gegürteten Kittel, an der kleinen Hauspforte vorbei über ein Rasenstück, auf dem der Gärtner mit der Mähmaschine klapperte, und ließ sich ein Brötchen im voraus servieren. Dann aber begann für sie eine äußerst wichtige halbe Stunde: Massage und Gymnastik. Ihr Körper war ihres Lebens heiliger Schrein, ihrer Kunst prangendes Gefäß und sichtbare Leuchte — in den Schultern und Hüften sehr schmal, sehr jung. Wie alt? Jung! gebot sie, so jung ich will! Und siehe da, es war so.

Als sie wieder hinabkam, war man schon um den runden, nahrhaften Tisch versammelt.

Da stand das stattliche Fräulein Pinzger, ehemals Pädagogin, und bot anmutig an, Hände und Busen waren fest und voll und rochen vermutlich nach Mandelseife. Die Herrin Cilly neben ihr schien heute, wie manchmal in diesem Morgenlicht, ein bißchen welk um die Augen, vom unruhigen Morgenschlaf oder vom warmen Bad, wie es langjährigen Witwen nicht schlecht steht: fast gefühlvoll, trotz den kühlen blaßblauen Augen, die leicht vorstanden, etwas kurzsichtig waren und farblose Wimpern hatten; eine große, elegante Dame mit kachiertem Nackenschnitt, recht hübsch und herb verständig. Der kleine Patriarch ihr gegenüber rauchte hier im Freien bloß sein leichtes Morgenzigärrchen.

Dorothee nahm gebadet und geglättet rasch an der andern Seite Cillys Platz, eine leuchtende Morgenfreude, wie Billo Lüdemann feststellte, — ja: sie war ein Glück, das wehtat. Dies war eine seiner letzten, sorglich gefeilten Fassungen.

Das Morgenglück Dorothee entwickelte sogleich einen beachtenswerten Appetit und ließ sich unter heiterm Danken von der Pinzgerin bedienen. „Ihr guten Leute! Ich habe mich etwas lange mit meinem leiblichen Menschen aufgehalten — übrigens bin ich nicht der letzte Gast!“

Jetzt kam auch Onkel Odo, der jugendliche Fünfziger, eilig, mit hartem Hackenschlag im Pfauenglanz seiner blauseidenen Strümpfe, oben mit rosiger Glatze, drahtigem weißblonden Spitzbart und blitzendem Kneifer über die Terrasse. Er hatte im letzten Augenblick eine Abhaltung gehabt. Er war äußerst korrekt, aber etwas launisch.

„Sehr fatal. Ich gebe mich der Hoffnung

hin, daß unser erfahrener Freund Billo die Damen bedeutsam unterhalten hat," sprach er zum Gesamttisch und kräuselte die roten dünnen Lippen äußerst humorvoll über der von Fräulein Pinzger gefüllten Tasse.

„Ich war nur schöne Seele, trank meine gute Milch, Onkel Odo."

„Bedauerlich. Ich habe mehr erwartet!" Es traf den Neffen ein mißtrauisches und scharf sarkastisches Glanzlicht des Zwickers. Ein unglaublicher Jüngling, dreist und flach.

Nun schmauste man eine Weile schweigend. Nur der Urpapa plauderte leicht und mehr für sich von dem heutigen Morgenfischfang, und Billo Lüdemann berichtete verständnisvoll von den neuesten Lebensvorgängen, die er vorhin aus der Zeitung erfahren hatte.

Doch Cilly räusperte sich in ihrer trocknen Art. „Ich muß nun doch schon morgen oder übermorgen nach Berlin, liebe Dorothee! —" wandte sie sich an die völlig versunken Schmausende nebenan. „Ich werde ein paar Tage in meiner Berliner Wohnung bleiben. Kommen Sie mit, Dorette —? Wir können auch im Esplanade kampieren, das ist bequemer und nicht eingemottet," sagte Cilly, von dem würzigen Morgentrunk und einem Ei erfrischt und unternehmungslustig.

Dorothee blickte tief erstaunt aus ihrer Verträumtheit auf.

„Berlin ...?" fragte sie, als habe sie Honolulu verstanden. O, das könnte sie ... ja, beinahe locken! Aber nein, das würde ihr jetzt wohl doch nicht so recht passen. Gerade in diesen Tagen nicht — die Arbeit, ja ... und manches andere. Sie schüttelte stumm den Kopf und blickte Cilly leidend und herzlich an, indes eine süße Schwere auf ihren Beinen lastete. „Arbeit!" sagte sie leise und schluckte hinunter.

„Ach Arbeit, Dorette!" Cilly nahm Dorothees Hand und schüttelte sie mutwillig. „Dazu ist noch genug Zeit. Sie hüpft Ihnen nicht davon, und Pausen sind ebenso nötig. Wir würden à la garçonne leben, die Kongreßtage unserer Frauenliga besuchen, Sie und Fräulein Pinzger als meine Sekretärinnen in den Vorstandssitzungen, wenn Sie wollen. Sie könnten erhebende Studien machen, Dorothee. Es gibt einige komische, eifrige und wichtige Leute da!"

„Das wäre herrlich, Cilly ... ich bin sehr unglücklich. Danke, liebes Fräulein Pinzger, nein, keine Sahne, sie macht zu dick. Es geht aber doch nicht, Cilly. Ich habe mir ein festes Programm grade für die nächsten Tage und Wochen gemacht, muß immer noch lernen und feilen, Cilly ... wahr und wahrhaftig! Ich habe mich bis über die Ohren eingesponnen in meine Aufgabe und ihre letzte Lösung. Ich sitze wie eine Larve im Kokon und warte bebend auf meinen Falterflug. Sind Sie böse, Cilly?" Sie umschmeichelte die hübsche Hand und küßte sie plötzlich zwischen zwei Schlucken Kaffee, worüber Cilly errötete, die doch die ältere war, dicht hinter der Jahreszahl 40.

„Gott behüte. Ich dachte, es würde Sie zerstreuen. Nein, jeder tut, was er mag, liebe Dorothee. — Und Doktor Siebelind wird es zu schätzen wissen —!" neckte sie spöttisch, wobei sie ihre geliebkoste Hand verständig weglegte.

Hildegard Pinzger schob die Lippen wieder zu einem belustigten Entenschnabel vor, indes Billo angestrengt blinzelnd an Dorothee vorbei in die Sonne sah.

„Ein ungewöhnlich — selbstgefälliger Herr!" bemerkte Onkel Odo mit sarkastischem Edelhumor zu seinem Serail, denn Siebelind hatte ihn ein- oder zweimal nicht genügend beachtet.

Die Wittin lachte sanft in einer glockenhellen Mittellage. „Freund Guido im Paradeis? Rauh und ehrlich wie Johannes in der Wüste! Er störte mich — gerade jetzt seltener oder gar nicht. Aber auch wenn er mich einmal stört — er gibt mir unbestreitbar manches ... sogar viel," bekannte sie herzlich. „Er hat merkwürdige Erkenntnisse, hört überall Quellen rauschen — darf ich nicht? Gut, ich werde während Ihrer Abwesenheit nicht zu sprechen sein."

„Ja, Sie dürfen, Dorothee. Sie dürfen alles!" sprach Cilly, nun ihrerseits lachend, mit tiefer, mütterlicher Kehlstimme resolut und herzlich und mit einem unmerklich zögernden Atemzug dazwischen.

„Ich sah ihn vorhin drüben in seinem Kahn sitzen," äußerte Billo höflich.

Dorothee blickte verständnislos schweigend über das blasse Gesicht mit dem beherrschten Mund. Ein schrecklich gescheiter Knabe.

„Also ein andermal, meine liebe Dorothee. Es war ein Einfall von mir. Sie sollen sich hier ganz und gar selbst leben. Und uns im Winter Ehre machen!" das klang aufrichtig und stolz. „Nun muß auch ich mich an die Arbeit machen, an Rechnungen, Akten und Berichte ...!"

Da neigte sich Dorothee hinüber und küßte sie fest auf den Mund. „Gute, großmütige Cilly!" Und Cilly streichelte beinahe zärtlich und etwas ungeschickt ihr Gesicht.

Und nun konnte man allerseits an seine Geschäfte gehen! Es gab auch für andere Leute tüchtig zu tun, es flogen nicht bloß die gebratenen Tauben in der Luft! Da war die Wirtschaft mit Vieh, Obst und Feldern, die

Verwalter Kieselack gern allein betreute; man mußte selbst nach dem Rechten sehen, Cilly war sehr genau; da waren die nicht wenigen Vereine älteren und neuen Stils mit sozialen und auch europäischen und ausgleichend politischen Belangen. Sie hatte auch hier draußen ein richtiges Büro mit allem Zubehör... übrigens wünschte Madame la Reine in diesem Jahr das Haus nicht wie sonst voller Dauergäste zu haben, sondern diesmal mehr sich selbst und der Natur zu leben — Gott und einige Hausgenossen wußten warum. Freilich des Sonnabends kamen mitunter noch ein paar andere Intime heraus — darunter Herr Curt Röseborn, das neue Direktionsmitglied der Tinius A.-G., mit Cillys Schwager Alfred. Herr Röseborn also, ungemein stattlich, eine Kraftnatur, ein königlicher Kaufmann, klar und fest. Ein Kapitän. Er schien, wenn es seine Zeit erlaubte, außerordentlich gern und passioniert hier draußen zu weilen.

Nein, niemals hörte man die Einsamkeit peinlich sausen, auch wenn Dorothee in immer stärkerem Maße von ihrem Arbeitseifer und Studium, am liebsten in Gottes freier Natur, besessen war — das war nicht so einfach, wie man es sich wohl dachte! — Man störte einander nie. Es gab dazwischen genug gemeinsame Stunden, auch Grammophon und Radio; ja, Cilly lernte unter des umsichtigen Billo Leitung sogar chauffieren, da Herr Direktor Röseborn die Meinung geäußert hatte, daß eine moderne Frau von bewußter Haltung ein Auto steuern können müsse. Indes, die Königin beliebte daneben auch ihrerseits viel allein zu sein und weite, einsame Spaziergänge zu unternehmen, mit Stock und Hund, eine heiterrüstige und gedankenvolle Gutsfrau, die mit sich und dem Leben zu Rate zu gehen schien, und es war noch vollkommen ungewiß, wann sie in diesem Jahre ihre Zelte hier abbrechen würde.

„Ich habe heute den Quartalsbericht der Firma bekommen. Ich nehme an, daß er auch dich interessieren wird, liebe Cilly. Ich stehe jederzeit zur Verfügung," sagte jetzt der Familiengreis.

„Wann du willst, Papa. Steht es gut?"

„Recht gut — recht munter, mein Kind!" antwortete der heitere Patriarch und verzog den Mund, als schmecke er etwas Süßes.

Da erhob sich auch Dorothee leicht und straff. Nun waren sie bei ihrem allerschönsten und dankbarsten Thema, auch die liebe und im Grund ziemlich unkomplizierte Tinia, die in allen Vermögensdingen überaus umsichtig und äußerst bestimmt war.

Odos Kneifer blitzte wie das Antlitz der Verführung. „Nun, Gnädigste —? Man sollte einmal schwänzen! Der vis inertiae seinen Tribut zahlen. Das macht sich, nach meiner Erfahrung, in der Tat und Wahrheit bezahlt! Programmäßige Cäsuren sind niemals die rechten, ich meine fruchtbaren —"

„Sehr gut," sagte Billo.

„Herr Studiosus Lüdemann hat die Güte, mir zuzustimmen. Welch ein Glück für mich und welche Persuasion für Sie, gnädige Frau — ich dachte allerdings bei meiner Bemerkung nicht grade an jüngere Herren."

„Sie ist dennoch nicht weniger ausgezeichnet und überzeugend, Onkel Odo."

„Außerordentlich verbunden, lieber Billo. Man muß sich höllisch vor deiner Anerkennung in acht nehmen. Also Signora, gnädigste Frau —"

„Ach nein, leider unmöglich, meine Herren. Ich muß mit mir allein sein und in die Arbeit! Rivederci!" Und sie entschwebte in bezaubernder Anmut über den blitzenden Kies, schwebte wie ein lichtes Huldgebild zwischen dem Grün. Ein Duftwölkchen noch, sonst nichts. Fräulein Pinzger sah ernst und zugleich heiter mit scharfer, objektiver Kenntnisnahme auf die beiden Herren, wobei ihr Blick eine Sekunde länger und ernster auf Herrn Odo ruhte.

Ja, da würde nun auch er sich hinter seine ingeniösen Bücher setzen, beschloß Billo und betrachtete seine gelben Stiefelspitzen, als hätte die grelle Sonne seine Augen geblendet — ein bißchen arbeiten dort drüben in der Hängematte, wie Dorothee wo anders an ihrem Gaukelspiel.

„Soll ich dir ein Buch leihen?" fragte Billo unerschütterlich höflich seinen Onkel Odo. „Auch ich gedenke jetzt etwas zu tun."

„Sehr lobenswert, mein Bester. Im übrigen — danke dir herzlich, mein guter Junge. Ich pflege meine Lektüre stets nach Bedarf zur Hand zu haben. Laß dich nicht stören, ich bitte dich —" und so weiter.

Da ließ Billo den flimmernden Kneifer mit einer kurzen Verbeugung stehen. Er nahm ihn bestimmt nicht sehr tragisch. Er hatte zufällig einmal festgestellt, daß Onkel Odos philosophische Gesamtbibliothek aus einigen wenig benutzten Taschenausgaben Mark Aurels, Epiktets und Epikurs bestand, den Onkel Odo bekennerhaft nur mit ironischer Einschränkung gelten ließ — nun, Epikur schien dem lebfrischen Ethiker und Humoristen nach Billos Ansicht noch am nächsten zu stehen, nicht bloß als übliche Altherrenlektüre; zwei Bände Schopenhauer und Kant zeigten nur auf den ersten Seiten einige Bleistiftstriche. Sonst sehr gut erhalten. So gut wie neu.

Der Schrei überm See

So schritt denn Dorothee rasch dahin, um einen kurzen Bewegungsbummel durch den Tiniuspark zu machen. Ein herrliches Freiheitsgefühl erfüllte sie. Sie hatte bis zwei Uhr Urlaub.

Starker Heuduft lag in der Luft. An einer Wegbiegung weit oben am Park, dicht am See, pflückte sie sich eine feste Teerose, deren Duft sie entzückte. Sie sog ihn ein wie ein Glück und schielte dabei nach dem Ufer jenseits des Sees.

Alles still und grün von Schilf, Röhricht, hängenden Weiden, Erlen und Birken. Sehr still. Ein Ufer, das in der Sonne träumte. Sie hatte sich auf dieser Seite des Sees ebenfalls einen Kahn mit einem Lehnsitz eingerichtet. Niemand im Hause wußte darum — bloß des Knaben Ludemann verschwiegene Spitznase hatte vielleicht das Versteck schon gerochen. Der See war hier am breitesten zwischen hüben und drüben.

Sie hatten beschlossen, einander ‚beinahe niemals' zu stören, es sei denn — gut. Siebelind war ziemlich verläßlich. Aber es kam auch vor, daß Dorothee irgendeinen zierlichen Wimpel hißte, indem sie, vollkommen gedankenlos, ein Tuch, einen Strumpf oder ein anderes zartansprechendes Ausrüstungsstück an einen Weidenzweig band... bloß damit es nicht wegflöge.

Nun saß sie auf flachem Kissen in beschaulicher Stille vor ihren Büchern. Sie sah durch die Zweige hinüber. Ob er wirklich da drüben saß? Er muckte sich zeitweise niemals. Ein Duckmäuser und Worthalter. Auch wenn sie wimpelte. Sie mußte schon rufen oder singen. Nein. Jetzt nicht. Überhaupt nicht. Erst die Arbeit. Sie seufzte und las.

Es war hier hüben wärmer als drüben; hier kam die Sonne an einer Stelle durch. Aber das gab hübsche zitternde goldweiße Flecken und Kringel auf ihren Händen und Armen, so daß sie gelegentlich den Mund auf die glatte, heiße Haut legen mußte. Meist zog sie sich die Strümpfe aus, mitunter auch das Kleid. Ihre Haut brauchte viel Luft, um glücklich und dankbar zu sein. Sie stutzte den Kopf und grub die Fingernägel in die Kopfhaut. Der Text saß schon. Natürlich längst. Das Lernen bereitete ihr niemals Schwierigkeiten. Auch das andere nicht. Gewiß, sie grübelte und konstruierte auch mal, aber nur, wenn sie müde oder unlustig war, oder wenn ihr die Rolle nicht lag. O, langweilig zum Sterben, ein Schmarren da, ein abscheulicher..! aber wirksam, ein Reißer mit einer herrlichen Rolle. Alles Schlichte, Heit[illegible]e, Holdschmerzliche und Menschliche lag ihr wundervoll. Ihre Melodie! Die Saftweide des Herzens, wie Siebelind das nannte. Damit sollte sie im Winter oder schon im Herbst anfangen — vielleicht auch mit etwas anderm, das schon von früher her saß — wenn ... ja wenn —

Sie verzweifelte wieder sanft und gemartert und zum Zeitvertreib: ihr neuer Prinzipal, der in seinem andern Theater Possen und Operetten trällern und johlen ließ, hatte vorm Jahr ein Spezialgenie entdeckt: Gemma Birkner. Die sollte vor Dorothee in einer großen Rolle herausgeschickt werden. Sie ballte die Hände, sie wurden weiß. „Ich kann mehr — viel mehr — aber sie ist ganz jung, noch nicht 18, ganz neu, ein Wunder. Nicht schlecht; zu spitzig, vertüftelt, gewollt kindlich, ein paarmal wundervoll. Deshalb — ja — soll ich verrosten? Ich will nicht! Das ist ein Gift, das böse macht!" Sie spreizte die Knie und legte die Hände dazwischen auf das gestraffte Kleid. Konnte sie überhaupt noch spielen? Das war gräßlich. Hatte sie überhaupt noch eine Linie und Art, die man an jedem Nasenspitzenwackeln erkannte? Ach — ach man traute der kleinen Gemma und ihrem Erfolg keineswegs übermäßig, man hielt sie, die Witt, die unvergleichliche, in Reserve —! Sie lächelte sieghaft und strahlend, seufzte unter einem harten Willen und wilden Ehrgeiz und schaute erwachend auf.

Nein, da drüben saß niemand, zu dem sie eben im Geiste gesprochen hatte und der mit unheimlich hellen Augen an seiner Pfeife sog. „Ach, schreib doch was, daß man nicht bloß Blödheiten zappeln, stottern und stammeln muß — schreib was, Siebelind!" rief sie hallend über den See.

Stille. Der dachte nicht dran. „Ich quake bloß Dudelsack," hatte er einmal gesagt.

Sie sah seufzend wieder ins Buch. Sie war faul, unlustig, obwohl sie vorhin im Garten einen großen Eifer, eine heitere Lust gezeigt hatte. Sie zog die langen seidenen Strümpfe aus, stand auf und befestigte einen davon, der ins Boot gefallen war, zur Strafe an einen Zweig und warf das lose Ende nach draußen in die Luft, daß es wehte oder wimpelte.

Darauf begann sie stark zu vokalisieren, sehr laut, sehr gewaltsam, so daß es über den See hinhallte — sie lugte rasch einmal durch die Zweige und schwieg lauschend; dann übte sie noch lauter.

Ob sie die Beine ins Wasser stecken sollte? Sie tat es. Dann setzte sie sich beruhigt und sittsam, die Hände im Schoß, eine stille, feine Feriendame, wieder in den Stuhlsitz.

Es lagen Zeitschriften und Bücher auf dem niedrigen Klapptisch. Es verlangte sie, Bilder zu betrachten, ihr eigenes Bild in einer Zeitschrift.

Aber sie war dazu zu träge.

Da faltete sie die Hände und dachte spöttisch an den Professor, den berühmten Arzt. Ludwig Thorne. Ihre Haut war voller Brandwunden gewesen, ihre liebe, glatte Haut. Nun ruhte sie davon aus; immer noch. Nein, nicht mehr, schon seit — etlicher Zeit nicht mehr... Sie war hier in Wasser und frischer Luft gekühlt. Sie zog die Brauen zusammen und lächelte zufrieden und behaglich. Ein paar Küsse, nicht viel mehr. Ein leidenschaftlicher Berufsmensch, ein stürmischer Professor. Ein wenig feige. Schade. Es hatte weh getan, furchtbar weh. Addio. Sie zuckte die Achseln und griff zu einer Zigarette. Sie hätte Thorne geheiratet? Sie schloß die Augen, um es sich noch einmal vorzustellen. Aber es war doch zu schwierig. Sie saß still, so daß sie das Rohr im Wasser knistern hörte, und sang plötzlich mächtig durch die Zweige nach drüben. Sie wartete. Schweigen. Eine grüne Fliege brach in ihre Stille und lärmte kreisend. Da wurde Dorothee traurig, spürte den Nebel einer Melancholie in ihrem Blute kreisen.

Sie nahm den andern Strumpf vom Tisch und jagte die gräßliche grüne Fliege davon. Dann hängte sie auch diesen Strumpf hinaus und ließ alle Wimpel wehen.

Schweigen.

Oho, mein Herr, das verbitte ich mir!

Sie schmiegte sich wieder in den niedrigen Sitz und pfiff gemütlich. Nein, das war bestimmt auch für sie nichts — aber seine herrische, unverschämte Männlichkeit hatte etwas unbestreitbar Sympathisches und Erregendes. Denn hinter ihr steckte noch viel mehr, Reicheres, Weicheres. Sehr stark. Sie hatte in der vorigen Woche beobachtet, wie er ein Pferd, das in einen Graben gefallen war, herausgezogen hatte — prachtvoll; er hatte selbst förmlich gewiehert vor Glück, und die dämlichen Vieseschen Leute hatten begeistert gefeixt. Ein lärmender Waldgott mit einer innigen Jünglingsseele — lieber Guido!

Natürlich hatte er ganz verdrehte Ansichten, was sie gelegentlich hingeknurrten Einschüben entnommen hatte. Schien vor möblierten Zimmern, vor einem Leben auf der Walze, ja, vor einer Zweisamlaube und Paradeiseshütte nicht zurückzuschrecken, als böte das alles den sichersten Rahmen für hieb- und stichfeste Kameradschaftlichkeit und unauslöschlichen Wonneglanz. Er nahm es äußerst gründlich und ernst. Bestimmt. Sie machte ein Doppelkinn, schob die Lippen vor und sah Fräulein Hildegard Pinzger nun zum Verzweifeln ähnlich. Darauf rief sie weithin schallend: „Siebelind! Gu-i-do!"

Da schob er langsam den hellen Schädel durch seine Weidenbüsche, als sage er gemütlich guten Morgen, und verschwand wieder. —

★

Guido aber schrieb an den Rand einer ernsthaften Blockseite:

„Durch die Weiden glänzt ein Mädchen,
tiefgolden stürmisch behelmt,
darunter rote Seide und schmales Fleisch,
weißblendend in der Sonne.
Schreit wie ein Vogel
übers Wasser, daß es schauert
und heiter seufzt mit blitzenden Wellchen.
Das grelle Melodein hängt in der Luft,
ist Blättertanz, ist Fleischgeblink
und warme rote Lockeseide.
Ist Lockung, Vogelruf und Falterflug,
ist süße Lippenfrucht, nach der ich schwindelig lechze.
Ich strecke meine Beine aus und bin sehr träge,
sehr schwer und süß in Mark und Bein,
und sehr zufrieden, schwellendfaul und fast bereit
zu neuem Kritzekratze. Hol's der Teufel.
Amen."

So schrieb Herr Jean Jacques Sprödebold Siebelind und blies Wölkchen aus seiner Pfeife.

Er hatte die seidenen Strumpfwimpel gesehen und die Stimme dahinter gehört. Er war stark beschäftigt gewesen; die Gönner in Babylon, immer in Eile, hatten den Wunsch nach einem Aufsätzchen, das von ihm selbst erzählen sollte, ausgesprochen. So eine Selbstentblößung war eines anständigen Mannes unwürdig, und alles konnte ein ehrlicher Mann überhaupt nicht sagen. Eine höchst greuliche Sache — gut. Er würde sich herrlich schwarz anpinseln und aus der Sündenschwärze mit weißen Zähnen grinsen.

Übrigens war Hilla vor fünf Minuten hier vorübergegangen, während seiner schwierigen Beschäftigung, Fräulein Cyprian, auf einem unvermeidlich zufälligen Spaziergang. Er hatte sie zwischen zwei wehenden Blättern zufällig erkannt, ihr helles Haar, die hohe Nase, knabenschlank; kein Zweifel, sie war es. Hätte er sie anrufen sollen? Es wäre ihr möglicherweise nicht recht gewesen; sie konnte scheu und ablehnend sein wie ein Bauernmädel, stolz, wenn ihr etwas nicht zusagte. —



Der Junggeselle (Selbstbildnis). Gemälde von Otto Griebel

Düsseldorf, Ausstellung Deutsche Kunst

Einmal war er ihr oben im Wald mit ihrem Hakenstock begegnet. „Man sieht Sie nicht mehr, Fräulein Hilla." „Viel zu tun," hatte sie in die Luft geantwortet; „ich helfe nun auch Herrn Jhlow bei seinen Bildertafeln." — „Möchten Sie," hatte er leicht und herzlich gefragt, „Frau Witt nicht näher kennenlernen —?" Sie kannte sie sehr flüchtig durch den umgänglichen Lüdemann, auf drei, vier Worte. „Ein prächtiger Mensch, wunderbar — naja, sie hat vermutlich ihre versteckten Schlacken; bis hinters letzte Knopfloch kenne ich sie nicht — überhaupt keinen, auch Sie nicht, Hilla," hatte er wie der frühere große Bruder derb hinzugesetzt. Da hatte sie herzlich gelacht, tief im schmalen Schlund, wie freundliche alte Großtanten über kleine Jungen lachen. Und hatte ihn mit einem Augenheben beobachtet wie besagte freundliche Großtante und dahinter wie ein kluges, schönes Waldtier, das eine Witterung hat, ein wenig Unruhe spürt und vielleicht Angst...

Angst? Wovor? Dummes Zeug!

Also Guido schrieb nun wirklich, vom Geist gesegnet, über sich selbst. Er hatte Hilla vollkommen vergessen. —

*

Dorothee hatte sich lang und mißmutig in den Kahn gelegt.

Plötzlich richtete sie sich auf. Ihr Blut pochte. Ihr Lächeln wurde schmal und listig, und ihre Hand zitterte in der besonnten Wärme. Sie spürte ihren Leib — war das nichts? Es wurde ihr drückend eng unter dem Gezweig. Der Duft des Weidensafts machte schlaff, ihr dünnes Kleid drückte und brannte. Sollte sie es ausziehen? Ach, sie wäre auch mit ihrer Nacktheit allein, in der verrinnenden Zeit.

Hier, — du Waldmensch, neuerdings vom kleinen Ramses façoniert, — hier bin ich. Sie griff ins Leere, knirschte mit den Zähnen. O nein, sie kräuselte mitleidig und böse die Lippen.

Sie stand auf, nahm langsam die Riemen des Kahns und machte einige Bewegungen. Der Kahn drehte sich und glitt sacht unter den rauschenden Zweigen hinaus. Dort war es blendend hell.

„Heia!" schrie es.

Sie erschrak und freute sich. Es wurde ruhig und mild in ihr, wie oft in dieser Zeit. Der stürmische Ruf umhüllte sie. Sie zog sich sittsam die Strümpfe und Schuhe an.

Er raffte den Weidenvorhang auseinander. „Guten Morgen, gnädige Frau." Er breitete die Zweige, so weit es ging, auch über ihren im Röhricht steckenden Kahn.

„Audienz also genehm?" sprach sie mit vornehmer Nase, eine federleicht gesprochene Heiterkeit, die wie ein Flaum stach und ins Herz fiel.

„Haben Sie gearbeitet?"

Er nickte geschwollen.

„Eine Fliege störte mich. Ich war zerstreut. Da drüben ist es wärmer —" klagte sie.

„Im Kahn gelegen?"

„Auch."

„Da hätt' ich mich doch mal heranschleichen sollen! Ich glaubte Sie besessen vom Eifer — die Strümpfe schienen mir in der Glut der Arbeit abgezogene Warnungssignale. Die hab' ich übrigens in meiner Elegie vergessen."

„Elegie?"

„Ja." Er las mit etlichem Pathos den Anfang seiner ruppigen Verse vor.

„Weiter!" befahl sie weich.

„Nein. Eine Fliege störte mich. Oder mein eigenes Seelengespenst."

Sie betrachtete ihn aus forschenden Augen, die von den Büschen ringsum einen tiefen Beryllglanz hatten. „Schenken Sie es mir, lieber Guido," bat sie mit noch sanfterer Stimme.

„Nein, das geht nicht. Das geht wirklich nicht, Dorothee. Es steht auf einem ernsthaften Blockblatt, sehen Sie. Später, Sie bekommen es bestimmt, wenn es ganz fertig ist." Ihre Bitte machte ihm das Herz warm, zufrieden und glücklich, erschütterte sein Herz.

Doch Dorothee sagte: „Ich wäre in diesen Tagen gern einmal weit gegangen oder auf die Seen hinausgerudert. Ich mußte mich dem alten Herrn und Billo Lüdemann anvertrauen. Gottlob kam diesmal auch Onkel Odo schon gestern."

„Es schien mir nicht so wichtig für Sie, gnädige Frau. Ich habe inzwischen angestrengt über Sie nachgedacht."

„Über mich?"

„Ja. Ich dachte zum Beispiel mühevoll darüber nach — daß Sie eigentlich wenig in mein derzeitiges, nun sagen wir: Weltbild passen — oder richtiger gesprochen umgekehrt: ich schon gar nicht in das Ihre."

„Wie muß man dazu sein, um in Ihr Weltbild zu passen?"

„Keine große Dame."

„Bin ich das?"

„O schon. Sublimiert und scheinbar entirdischt, wie es nur der Frau möglich ist."

„Sieh, sieh. Entirdischt. Das ist hübsch gesagt, Siebelind."

„Ich weiß, daß das ein holder Blödsinn ist."

„Danke."

„Ich sagte übrigens: scheinbar entirdischt.

Ich weiß auch, daß es heute die große Dame nicht mehr gibt, die auf einem Fauteuil saß und deshalb für geistreich galt. Aber Sie spielen sich auch im Leben vollendeter als wir andern uns. Nein anders, es gibt da eine Aura der Vollendung und delikatester, sehr bewußter Ansprüche. Jedenfalls sind Sie mir schlichtem naiven Menschen ein bißchen unheimlich, gnädige Frau. Gestatten Sie dieses Geständnis."

Sie hatte das Kinn in die Hand gestützt. „Wie Sie mir, Guido," sagte sie mit ihrem empfindsamen Lächeln.

Da lachte er, daß sein Adamsapfel tanzte. Er hatte den Kopf zurückgeworfen, weil ihn ein sengender Glücksstrahl durchspritzte. „Wie alt sind Sie eigentlich — genau? Verzeihen Sie."

„Guido, Sie sind wirklich unmöglich."

„Ohne Zweifel. Ein Neger. Verzeihen Sie. Ein schlichter, naiver Mensch. — Ich schätze Anfang Dreißig."

„Gut. In der Schätzung liegt die letzte Wahrheit."

Er griff nach ihrer Hand, doch die war plötzlich woanders. „Ich habe auch darüber nachgedacht, es war ein anderer Knoten in der Meditationsstrippe. Ja, es gehörte ein bißchen zu der unheimlichen und sublimierten Erscheinung."

„Und der nächste Knoten? Es gab doch noch mehr Knoten?"

„Hm. — Einen ganzen Rosenkranz!"

„Also bitte," befahl sie und sah träumerisch, den Ellenbogen auf das Knie gestützt, zu ihm auf, in einer elend machenden Köstlichkeit.

„Ja —" Siebelind wetzte erhitzt in seinem Kahn. „Wo sind eigentlich — Ihre Herren Gemahle, gnädige Frau? Sie machten gelegentlich einige Bemerkungen," stotterte er. „Sie versprachen mir einmal —"

„Tat ich das? Es genügt nicht, wenn ich allein hier sitze?"

„Himmelseidank. Vollkommen. Ich habe, offengestanden, wenig Sympathie für die Herren."

Die kirschrote Seide atmete an ihrer Brust. „Also hören Sie, lieber Herr Siebelind —" sprach sie sanft, ohne ihre Haltung zu ändern. „Mein erster Mann war Schauspieler; er hatte mich gewissermaßen entdeckt. Ein guter Mensch und ein sehr schöner Mensch. Wirklich sehr schön. Nicht sehr klug. Nein. Mancher Schauspieler darf nicht sehr klug sein. Auch Adonis war es nicht —"

„Er starb —?" fragte Guido mit sordinierter Teilnahme.

„Nein. Er hat inzwischen die dritte, vielleicht auch vierte Frau genommen. Ich weiß es nicht. Ich sprach ihn lange nicht. Wir paßten nicht gut zueinander; das war mir und vielleicht auch ihm bald klar geworden. Ich war noch nicht zwanzig damals."

„Sie sollen nicht sprechen."

„Bitte?" Sie sah ernst zu ihm auf.

„Ich bin unmöglich."

„Der Zweite —? Ich war zweiundzwanzig, als ich mich wieder verheiratete. Ein Bohémien leider. Mein zweiter Mann war Journalist, sehr begabt, eine ungewöhnliche Erscheinung, fast ein Mann, aber ohne sonstige Hemmungen. Und als nach zwei Jahren unser Kindchen starb — ja. Er sah es vollkommen ein."

Guido wetzte wieder auf seinem Sitz und beschimpfte sich. Auch ein Kindchen, ein Dorotheekindchen war dagewesen, er hätte ihre Hände streicheln mögen, er hatte ihr Kindchen nachträglich lieb. Sie hatte ein Kindchen gehabt...! „Verzeihen Sie. Ich bitte Sie zu schweigen."

„Ja, man soll nach vorn leben. Nach rückwärts leben ist, als wate man in Moder. Fühlen Sie das?"

„Genau so. Und dann —?"

„Dann — es war ein Rechtsanwalt. Nun, das ist gleich. Sie wissen ein wenig, wie ich über die Ehe denke, nicht übermäßig günstig nach meiner Erfahrung. Er war überdies seltsam eifersüchtig, spielte ein wenig, schätzte auch, um mich zu strafen oder zu zwingen, wie er sagte, eine meiner Freundinnen zu sehr und ging eines Tages zu seiner früheren Frau zurück, die als Witwe zu Geld gekommen war. Ich war damals," sie dachte nach, „etwa achtundzwanzig — ja, am Anfang," sagte sie gewissenhaft und traurig. „Und dann -- dann kam eigentlich nichts mehr," schloß sie.

„Nichts mehr."

„O doch — eine Freundschaft mit einem vielgenannten Chemiker — Sie kennen vermutlich seinen Namen — er wurde krank, war es wohl immer, und starb nach einigen Jahren im Süden. Ich durfte nicht dabei sein. Diese Ehe war die schönste. —"

Soso. Rund vier. Warum, großer Gott, hatte sie sich immer wieder ernsthaft damit eingelassen? Er hätte es ihr nachträglich verbieten mögen -- es kam aus letzter, roter, erzitternder Tiefe und Lust ihres Lebens, so daß sie Unvergänglichkeit, Unlöslichkeit wähnte und heischte — und 'reinfiel? Er hätte sie zornig schelten, ihr hart wehtun mögen. Man sollte sich niemals mit diesen irdisch und himmlisch begabten Wesen einlassen! Dabei wunderte er sich, daß sie so frisch und jung, so peinlich gepflegt mit ihrem feinen Duft nebenan im Kahn saß,

keine Armspanne weit, friedevoll, ein liebes, eben aus dem Ei gepelltes Menschenkind. Sie war durch Wirren, Kampf, durch Sorgen und andere abscheuliche Niederungen gegangen! Kein Fältchen verdrückt, kein Härchen locker. Alles untadelig und strahlend, wie ihre Hände — schlanke, gebenedeite Mädchenhände. Keine vierte Ehe? Abgesehen von diesem Professor oder Arzt oder Simplicius und der nachfolgenden Abreagierung. Er würde sich hüten, sie zu fragen. Es schnitt ihn quer durch den Magen. „Und dann?" fragte er.

Ihre Beryllaugen blickten starr.

Plötzlich durchschlug ihn eine helle und glückhafte Erkentnis: ihre seelische und körperliche Kraft und Leidenschaft schwemmte alles in ihr weg und rein — machte sie immer wieder neu! Jedes neue Erlebnis ließ sie neu erstehen von der Zeh bis zum Schopf. Die schlanke Kraft ihres Lebens war unzerstörbar, und ihre Arbeit war ein Jungbad, ein Zauberschwamm und eine Schrubberbürste.

Er bog sich hinüber und nahm erleichtert und völlig unbekümmert ihre Hand. „Das ist Moder, Dorothee!" Sie war Dorothee Witt, immer sie selbst. Eine Libelle mit Flammenflügeln. Sie selbst. — Und er selbst ein Rechnungsrat.

„Kommen Sie herüber zu mir. Ich will es Ihnen doch vorlesen."

Sie antwortete nicht gleich. Sie blickte träumerisch ernst und genießend über das Wasser. — Man sollte die Serie der Geständnisse allmählich abschließen! Er war in der Tat unmöglich.

Er betrachtete sie wie ein Büßer.

Sie wandte sich langsam nach ihm um.

„Cilly fährt morgen auf ein paar Tage nach Berlin. Ein Kongreß. Ich soll mit —"

Guido erbebte. „Wie lange?"

Sie dachte nach; sie hob zögernd die Braue. „Ich werde vermutlich hierbleiben," sagte sie nach einer Weile. Alle Melodien klangen in ihrer Stimme.

Er umfaßte beide Bootsränder und lehnte sich in ihren Kahn hinein. „Sie ist tüchtig und regsam, die Bürgerin Tinius?" fragte er eifrig und beglückt sehr nahe und freute sich, daß Cilly wegging.

Dorothee Witt zog die Brauen sehr hoch. „Es ist ein europäischer Kongreß," erklärte sie mit bedeutsamem Akzent und ein wenig durch die Nase. „Eine Liga. Sehr prominent, sehr elegant, sehr eifrig und ideenträchtig; leicht rechts und mäßig links gerichtet. Manche behaupten es: für die Praxis nicht allzu belangvoll. Es kommen Delegationen, hauptsächlich Damen, von weither, sie werden von Damen des Reichstags, des Munizipiums, der Industrie und der Intelligenz empfangen. Eigentlich sollte ich's mir ansehen!" Sie machte eine ehrfürchtige Miene und sah auf ihre Nasenspitze.

„Und Cilly —" Guidos Boot kippte sacht; er legte die Hand auf Dorothees sonnenwarme Hand — um besseren Halt zu haben.

„Sie macht vortreffliche Figur und zahlt mit beherrschten, klaglosen Händen. Der Name Tinius hat Gewicht und Kurs. So freut man sich des geschäftigen Lebens. Die Pinzgerin —"

„Ein wackeres Mädchen. Ein wenig zu busig. Jajajaja — die Menschen ändern sich niemals. Bestimmt nicht, Dorothee. Auch in Rußland nicht."

„Es ist abscheulich von uns," sagte Dorothee zerknirscht und duckte den Kopf. Plötzlich starrte sie nach drüben. „Sehen Sie — dort ist wieder einmal Lüdemann, bloß ohne Sahnenbaiser. Beinahe an meinem Winkel. Er dürfte uns sehen —"

„O Gott!" sagte Guido unbegreiflich erschrocken. „Kommen Sie herüber, Dorothee. Wir lassen den Vorhang herunter. Ihr Kahn da — eben ein Kahn, neutral! Schrecklich weitsichtig, solche rotbewimperten Knabenaugen. Übrigens, was geht uns der Knabe Billo an? Natürlich — wir wünschen in unsern grünen Stuben hüben und drüben nicht gestört zu sein weder vom Billo noch vom Odo — wie? Und nun — haha, kommen Sie, Dorothee. Furchtbar gleichgültig. Immerhin —" Er war äußerst beredt und bestürzt.

Sie schloß sanft die Lider bis zu einem weichen, glänzenden Spalt. Erhob sich langsam und lautlos, kaum daß die kirschrote Seide knisterte und eine Sehne knackte, und balancierte schmal, sich lächelnd im Schutz der dichten Weiden haltend, über ihren Kahn.

Wunderbar gewandt. Billo war ein blinder Hesse. Ein lächerlich unwichtiger Knabe! Aber Siebelind mußte sie doch ein bißchen stützen; jetzt kam der Schritt herüber auf hohen Beinen. Er half ihr, hielt ihre Hände, ihren Arm, denn der Kahn gab unter ihren Füßen weich nach, glitt weg wie erschüttert und geschmolzen, vor Ehrerbietung. Da zitterte etwas in ihm, in seinen Armen, daß sie hart wurden. Sie rief erschrocken, es konnte auch ein bezwungenes Lachen sein. Ihr Gesicht glitt an seinem Gesicht — lag an seinem brennenden Gesicht. Sein Auge flammte weiß — er legte hart die Lippen auf ihren Mund und die Hand auf ihre Brust.

Da lachte sie ruhig und tief. „Wir wollen nicht unvorsichtig sein, lieber Guido Siebelind!" Sie meinte bestimmt nicht bloß ihre Ungeschicklichkeit.

„Nein, das sollten wir nicht sein!" stieß er heraus. Er war außer sich, in einer Wut. Er zitterte vor Glück. Das war nicht zu verstehen — das ließ sich bloß in unverschämten Versen oder höhnenden Kritzezeilen begreifen ... Dorothee, du alles Lebens Brand und Seligkeit.

„Bitte nicht dieses finstere Trappergesicht, Siebelind, das ist beängstigend."

„Wir wollen Platz nehmen," bat er fröhlich und hart. Nun war auch sein Gesicht so weiß wie seine Augen.

Darauf umfing er sie wieder und küßte sie von neuem zart und scheu; stürmisch, rasend und unersättlich. Demütig. Kein Mensch von dieser Welt.

„Dorothee!" schrie er. „Dorothee!" Ein Windhauch, ein Säuseln der Luft.

„Warum fürchten wir uns eigentlich vor Lüdemann?" fragte sie lächelnd.

„Ich weiß es nicht. Das Leben segne ihn; kleiner Billo... du Nichts, du Werkzeug Gottes. Dorothee! ... das ist nicht wahr, wie der Himmel. Er wird einfallen — niemals! Das ist unmöglich. Du Wahrheit und Herrlichkeit in Ewigkeit." Er küßte ihre Hände, demütig ihre Knie, ihre Füße. „Er wird mit einem andern Kahn herüberkommen, der Bube — wie —?" fragte er bebend vor Sorge. „Dorothee — ich liebe dich, Ich lege mein Haupt unter deine Füße, in Wasser und Sand." Er war sanft und grausam wie ein Kind ... „Was kümmern uns alle Kähne der Welt! Wir gehen in den Wald hinauf oder zu mir. Ins Paradeis —!" rief er lachend, es war sein Herz, das lachte. „Dorothee, wie schön ist dein Name; ich spreche ihn in Demut und Ehrfurcht. Du bist aller Himmel Güte!" Er war hart und krank vor Glück.

Sie schüttelte den Kopf und machte sich sacht frei. Sie hatte es ja gewußt, daß er es furchtbar ernst nehmen würde. Unabsehbar ernst Es stand eine Sorge in ihren grünüberflackerten Augen, um ihren brennenden Mund. Er wirkte, so dünkte es sie wieder, indes ihr Herz schwer und stürmisch pochte, nicht mehr sehr beruhigend, dieser wunderliche Freund Guido... „Lesen Sie," gebot sie und nahm auf der andern Bank Platz.

Nach einer Stunde schlug es vom Dorf her Mittag. Da glitt das Boot auf den See hinaus. Er ruderte mit mächtigen, zitternden Schlägen, als wolle er einen unverlierbaren Raub und Besitz blitzschnell ins Weite führen. Das Licht um sie war ein Taumel, die heiße, weiche Luft war himmlisch leicht. Dorothee...! Die saß still am Steuer und ließ die Stricke lächelnd durch die Hände gleiten. Sein Auge sah groß und leuchtend nur sie; es war mächtiger als die Sonne; voll tiefster Andacht.

Sie wußten nicht, ob Billo Lüdemann noch zwischen den Büschen drüben stand und, die Hand über den Augen, auf das weiße Wasser sah oder ob er längst gewissenhaft zu seinen ingeniösen Büchern zurückgekehrt war. Sie verschwanden im Glanz — im Glanz.

(Fortsetzung des Romans folgt)

Ur-Schreie

Von Börries, Frhr. von Münchhausen

Ich sah ein' Knaben spielen,
Von Eschenholz sein Bogen war,
Ich sah ihn eben zielen,
Als schon sein Pfeil entflogen war.

Durch seines Fanges Wehren
Das Rohr sich bruchzersprungen bog,
Und neben ihm im Leeren
Der Jubelschrei des Jungen flog. —

Ein' Falken hört' ich schreien,
Wild warf er sich ins Blau hinauf,
Er konnt' sich nicht befreien,
Denn mit ihm stieg das Grauen auf,

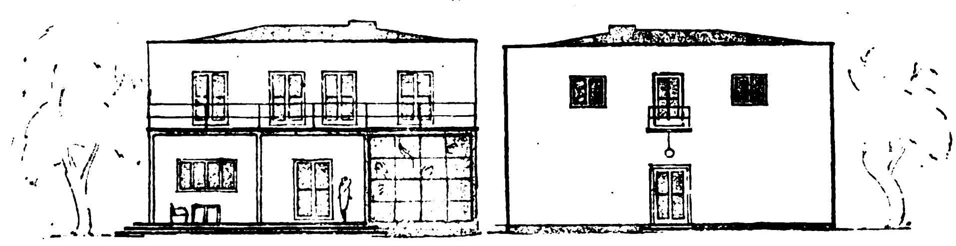
Ich hört' die Schreie beide
Und wußte nicht, wer heller klang,
Ob, der aus wildem Leide
Dem grauen Raubgesellen sprang,

Ob, der aus wilder Wonne
Der Knabenbrust heraus entschallt' —
Sie flogen beid' zur Sonne
Und waren beid' jahrtausendalt.

Unser Preisausschreiben
für ein Eigenhaus der jungen Welt, der neuen Zeit

15000 Mark Architektur-Preise; 25000 Mark Baugeld
gestiftet von der „Deutschland"-Bauspar-A.-G. für Stadt und Land, Berlin W 8

Kennwort: Essen wir im Grünen



Obergeschoß
1. Schlafzimmer des Vaters
2. „ der Mutter
3. „ „ Töchter
4. „ „ Söhne
5. Bad
6. Nähplatz
7. Hausangestellte

Die Gesamtbaukosten betragen etwa 34 000 RM.

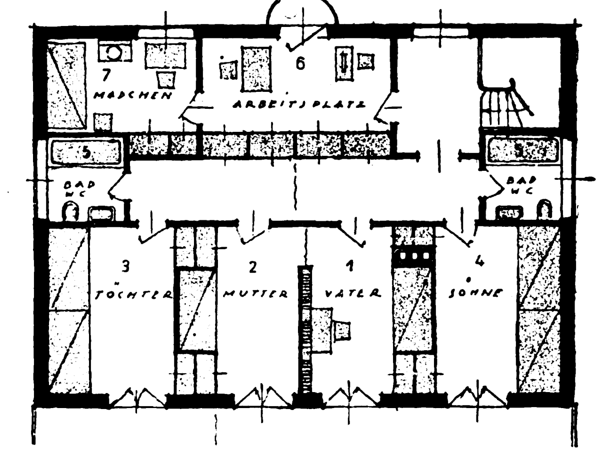
Die Trennwand zwischen den Elternschlafzimmern kann beseitigt werden.

Die Wäscheschränke sind sowohl nach dem Flur, gegenüber den Schlafräumen, wie nach dem Arbeitsplatz zu öffnen.

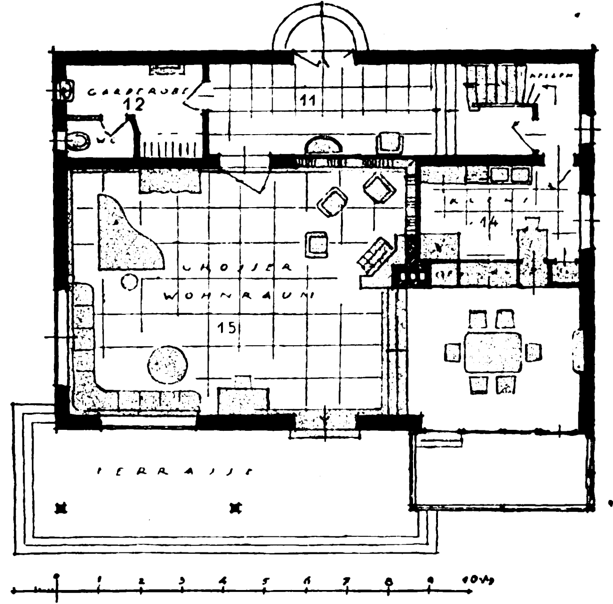
Im großen Erdgeschoßwohnraum ist der Eßplatz um drei Stufen erhöht, der guten räumlichen Wirkung halber. Durchreiche zur benachbarten Küche. Nach außen angegliedert das Pflanzenfenster.

Im Keller Waschküche mit Hausangestelltenbad, Sammelheizung, Warmwasserbereitung, Kohlen- und andere Vorratsräume.

Alles übrige aus der Zeichnung ersichtlich.

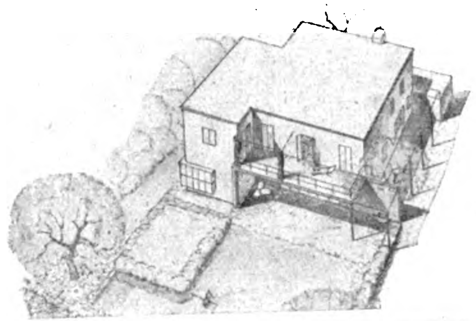


Erdgeschoß
11. Eingang
12. Kleiderablage
14. Küche
15. Großer Wohnraum



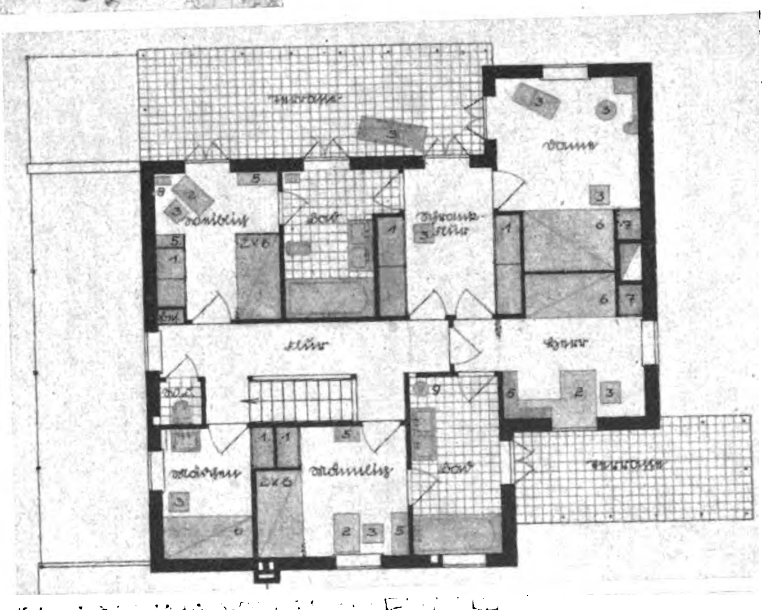


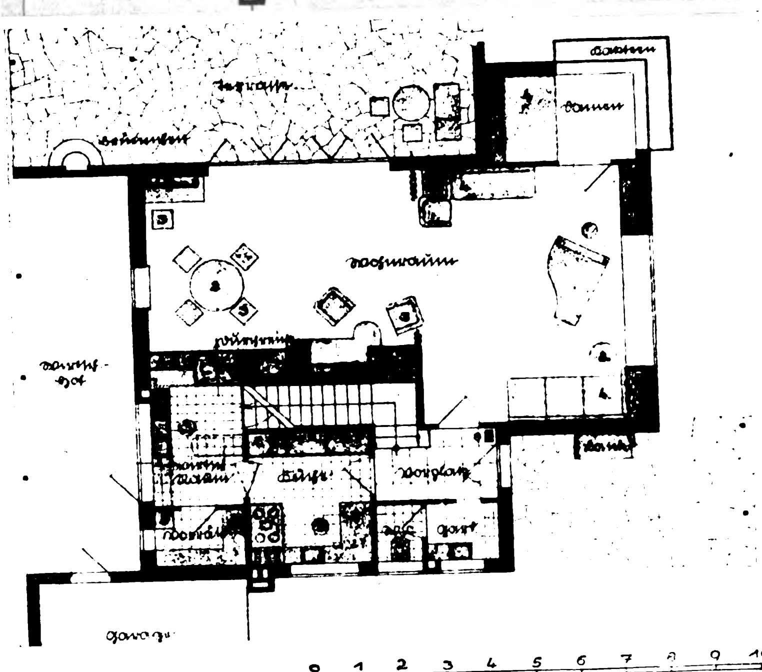
Kennwort: Antitypp



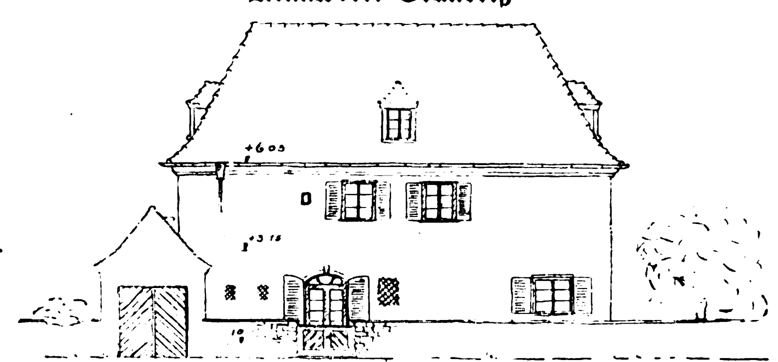
Es sind 725 Kubikmeter umbauter Raum für Obergeschoß, Erdgeschoß und Kellergeschoß vorgesehen.

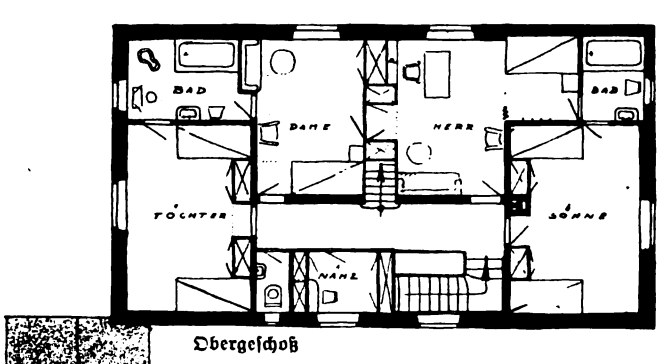
Die Baukosten für „Antitypp" berechnen sich, ohne Garage und ohne eventuellen Trockenraum, bei Zugrundelegung von 40 RM. für den Kubikmeter auf rund 29 000 RM.





Kennwort: Grundriß



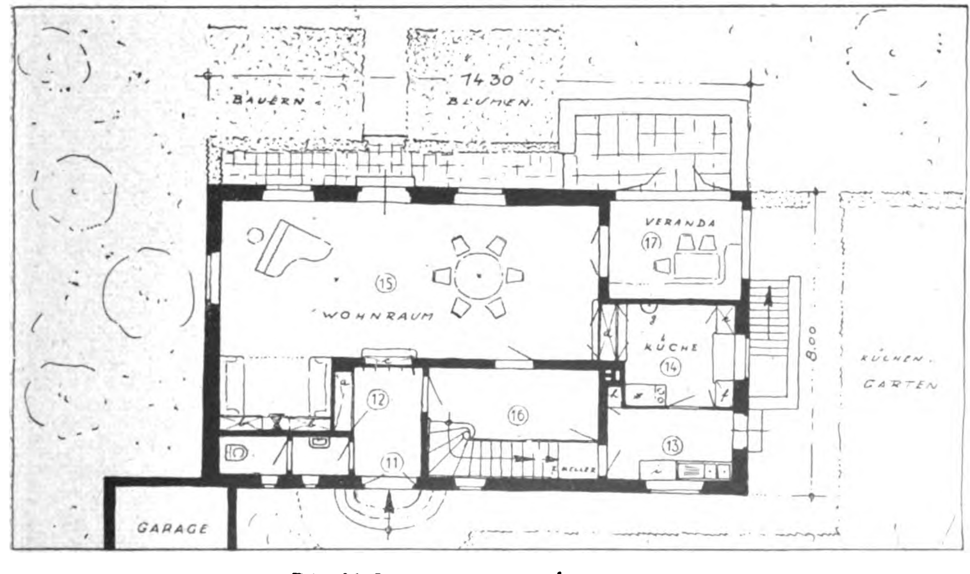


Obergeschoß

Zwei Lösungen sind hier vorgesehen: mit Dach für evtl. späteren Einbau von Fremden- und Mädchenzimmern, und auch ohne Dach. Preis 39 760 bzw. 39 060 RM. (bei einem Kubikmeterpreis von 36 RM.).

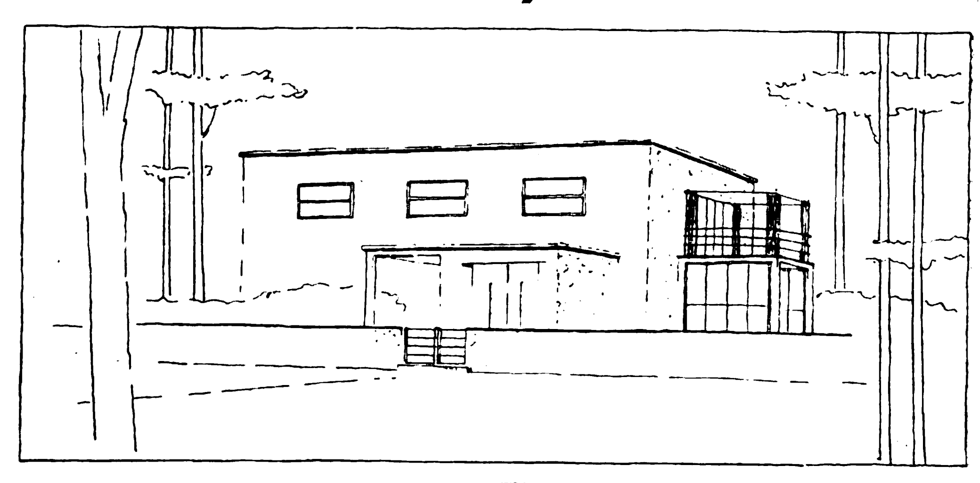
Erdgeschoß

11. Eingang
12. Kleiderablage
13. Wirtschaftsraum
14. Küche
15. Großer Wohnraum
16. Flur
17. Veranda



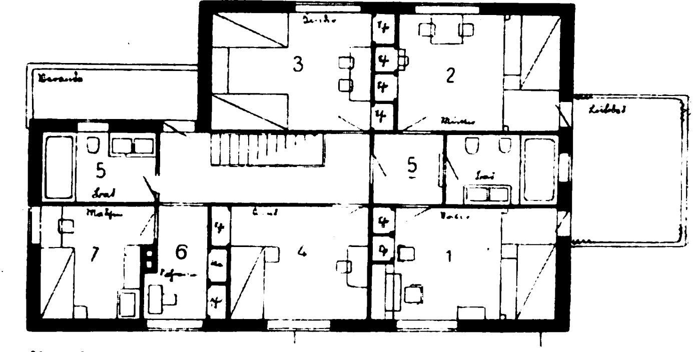
Erdgeschoß

Kennwort: Nov. 28

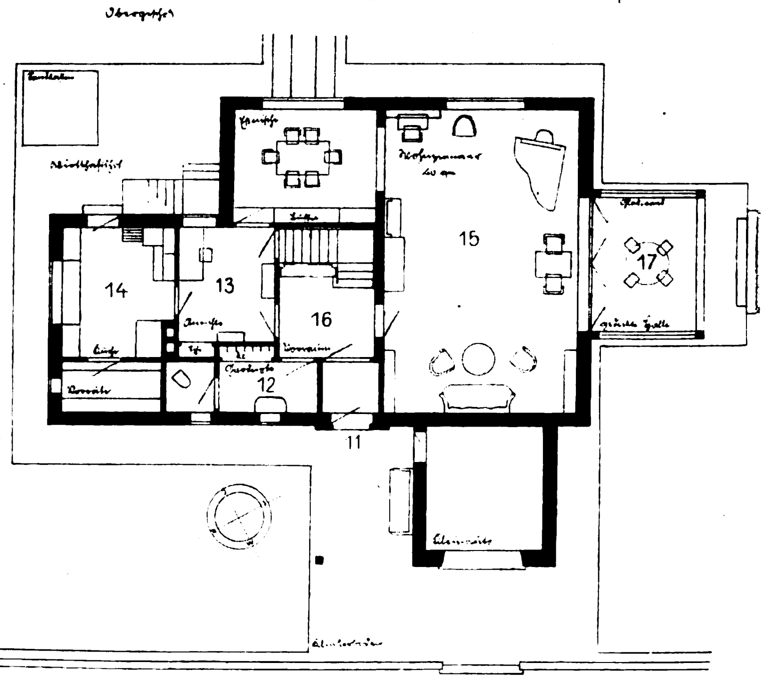


Obergeschoß

1. Schlafzimm. d. Herrn
2. „ „ Dame
3. „ „ Töchter
4. „ „ Sohnes
5. Bad
6. Nähraum
7. Hausangestellte



Die Bezeichnung der Himmelsrichtung ist zu beachten: das Haus ist auf schräge Achse gestellt, so daß kein Raum ausschließlich nach Norden gerichtet ist. Die Haupträume für Tagesleben und Schlaf haben ihre Fenster zwischen Südost und Südwest.



Erdgeschoß

11. Eingang
12. Kleiderablage
13. Wirtschaftsraum
14. Küche
15. Großer Wohnraum
16. Flur
17. Gedeckte Veranda

Der deutsche Kleinkraftwagen auf der internationalen Automobil-Ausstellung in Berlin 1928

Von Dr.-Ing. O. Fratschner (Technische Hochschule Hannover)



Zum ersten Male seit dem 12. Oktober 1911 fand in Berlin (in der Zeit vom 8. bis 18. November des vergangenen Jahres) eine internationale Automobil-Ausstellung statt. Und zum ersten Male nach dem Weltkriege war der deutschen Kraftfahrzeug-Industrie Gelegenheit gegeben, ihre Erzeugnisse im Wettbewerb mit der gesamten ausländischen Konkurrenz zu zeigen und ihr hohes Können unter Beweis zu stellen. Wenn auch in den letzten Jahren bereits internationale Automobil-Ausstellungen in Neuyork, Genf, Paris und London stattgefunden haben, auf denen auch einige deutsche Firmen ihre Erzeugnisse zeigten, so konnten doch diese Ausstellungen nicht ein solch geschlossenes Bild der gesamten Kraftfahrzeug-Industrie der Welt geben, wie die soeben beendete Berliner Ausstellung.

Im ganzen hatten sich etwa 600 Firmen zur Ausstellung angemeldet, darunter allein 520 deutsche. Natürlich waren nicht alle ausstellenden deutschen Firmen Kraftwagen-Hersteller, vielmehr entfiel der weitaus größte Teil auf die Erzeuger von Einzel- und Zubehörteilen zu Kraftfahrzeugen, Aufbauten, Bearbeitungsmaschinen u. dgl.

An Kraftfahrzeugen waren ausgestellt: Personenwagen von 24 deutschen und 38 ausländischen, Nutzkraftwagen von 25 deutschen und 9 ausländischen und Krafträder von 34 deutschen und 13 ausländischen Firmen. Schon diese wenigen Zahlen zeigen deutlich, wohin die Entwicklung der deutschen Kraftfahrzeug-Industrie in den letzten Jahren gegangen ist. Unser durch Krieg und Inflation verarmtes Volk konnte sich den Luxus eines großzügigen Personenkraftwagenbaues nicht leisten, da der Mittelstand als Käufer jahrelang völlig ausschied. Deshalb waren die erzeugenden Firmen gezwungen, zum großen Teil Lastkraftwagen, also reine Nutzfahrzeuge, und entsprechend der gesunkenen Kaufkraft des deutschen Volkes billige Krafträder zu bauen.

Vor dem Kriege besaß Deutschland bereits eine hochentwickelte, in der ganzen Welt geachtete Kraftfahrzeug-Industrie, die damals unbedingt an der Spitze marschierte. Während des Krieges und auch noch in den ersten Jahren nach dem Kriege war aber Deutschland übervoll mit sich selbst beschäftigt und daher völlig vom Weltmarkt abgelenkt, so daß unsere Auslandsmärkte verloren gingen. Zieht man noch die jahrelangen Währungsschwierigkeiten sowie die jahrelange Abschnürung des Ruhrgebietes und des Rheinlandes vom übrigen Deutschland in Betracht, wodurch ein geregelter Rohstoffaustausch innerhalb Deutschlands bzw. ein Bezug hochwertiger Rohstoffe aus dem Auslande zeitweilig völlig unmöglich gemacht wurde, so kann sich auch der Laie ein Bild machen von den unendlichen Schwierigkeiten, mit denen die deutsche Automobil-Industrie zu kämpfen hatte. Da anderseits aber das Ausland, besonders Nordamerika über unerschöpfliche Hilfsquellen und Rohstoffmengen verfügte, so war es kein Wunder, daß die ausländischen Kraftwagen den deutschen zeitweilig überlegen waren und Deutschland mit ausländischen Kraftfahrzeugen geradezu überschwemmt wurde. Noch am 1. Juli 1928 waren im Rheinland jedes vierte Kraftrad und jeder dritte Kraftwagen einschließlich der Lastwagen und Zugmaschinen ausländischen Ursprungs, während zur selben Zeit in der Stadt Berlin 40 Prozent aller Krafträder, 30 Prozent aller Personenkraftwagen, 17 Prozent aller Nutzkraftwagen und 58 Prozent aller Zugmaschinen ausländisches Fabrikat waren. Im Gesamtdurchschnitt war in Deutschland am 1. Juli 1928 etwa jedes neunte Kraftrad, jeder fünfte Personen- oder Lastkraftwagen und jede vierte Zugmaschine ausländischer Herkunft. Und das in einem industriell so hoch entwickelten Lande wie Deutschland.

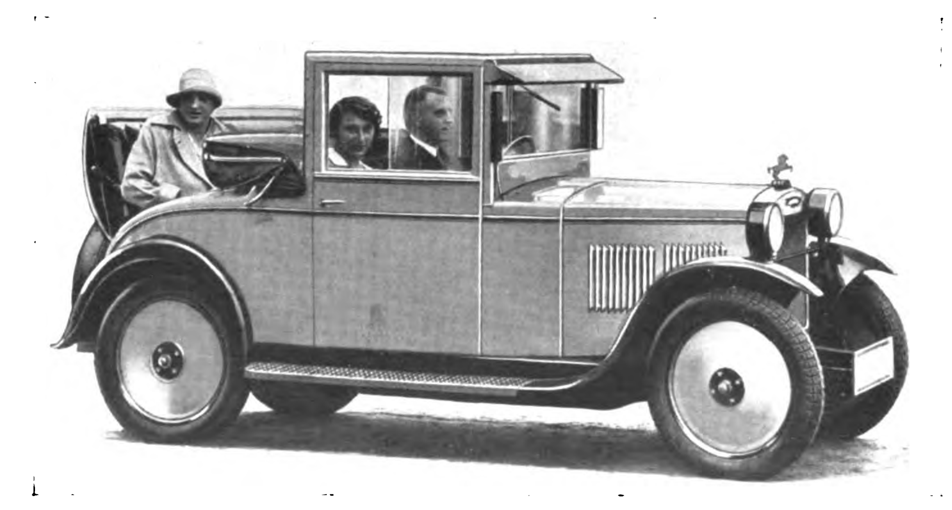
Glücklicherweise hat uns aber die internationale Automobil-Ausstellung in Berlin gezeigt, daß es der deutschen Kraftfahrzeug-Industrie, nachdem sie die schweren Jahre des Wiederaufbaues überwunden hat, gelungen ist, ihren guten Ruf wieder zu erlangen, und wir können überzeugt sein, daß es ihr auch gelingen wird, sich ihren Platz auf dem In- und Auslandsmarkt wieder zurückzuerobern. Und schließlich steht doch Deutschland, verglichen mit den übrigen Kulturländern der Welt, erst am Anfang der Entwicklung des Kraftfahrwesens, steht es doch mit der Zahl der Kraftwagen be-

zogen auf den Kopf der Bevölkerung erst an 15. Stelle in der Welt und an 9. Stelle in Europa. Während z. B. in den Vereinigten Staaten von Nordamerika auf jeden 5. Einwohner ein Kraftwagen entfällt, kommt in Deutschland erst auf jeden 134. Einwohner ein Kraftwagen. Bezieht man auch die Krafträder mit ein, so ergibt sich freilich, daß schon auf jeden 68. Deutschen ein Kraftfahrzeug entfällt. Es wäre nun aber falsch, hieraus den Schluß zu ziehen, daß Deutschland in verkehrstechnischer Beziehung gegenüber den übrigen Kulturnationen rückständig ist, man muß vielmehr bei derartigen Betrachtungen auch die übrigen Verkehrsmöglichkeiten mit heranziehen. Und da zeigt sich, daß das deutsche Eisenbahnnetz etwa dreimal so dicht ist, wie dasjenige Nordamerikas, so daß wir Deutschen schließlich auch noch auf andere Weise reisen können, als nur im Kraftwagen.

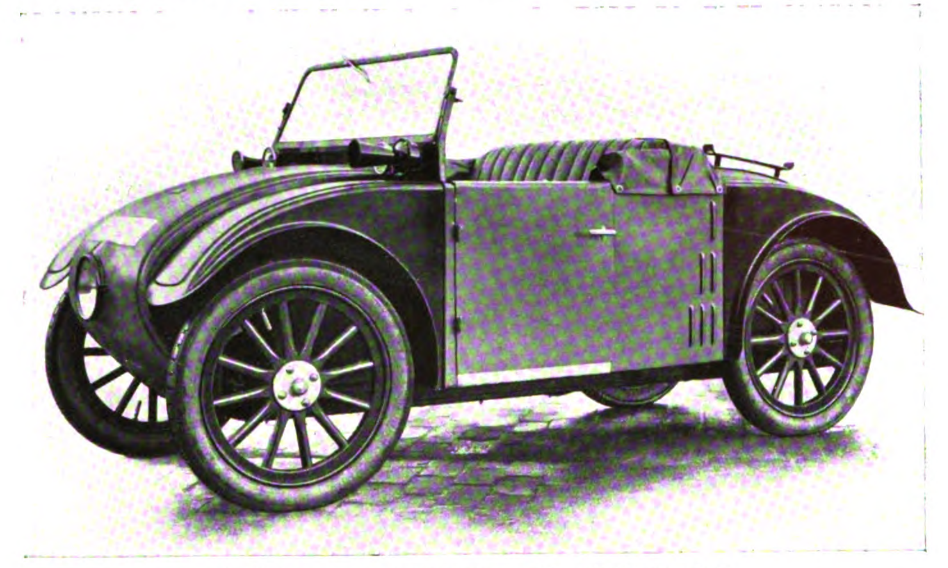
Daß die Entwicklung des Kraftfahrwesens in Deutschland aber ständig vorangeht, mögen folgende Zahlen, die der Zeitschrift „Wirtschaft und Statistik" vom 11. Oktober 1928 entnommen sind, zeigen: Während vom 1. 7. 1926 bis zum 1. 7. 1927 der Kraftfahrzeugbestand in Deutschland sich um rund 152 000 Fahrzeuge gleich 26,6 Prozent vermehrt hatte, betrug die Zunahme vom 1. 7. 1927 bis zum 1. 7. 1928 fast 210 000 Fahrzeuge gleich rund 29 Prozent. Die Zunahme ist also sowohl rein zahlenmäßig als auch in Hundertteilen größer als im Vorjahre.

Doch nun zurück zur internationalen Automobil-Ausstellung in Berlin. Das erste, was dem aufmerksamen Beobachter auffallen mußte, ist die Tatsache, daß sowohl die Zahl der deutschen Kraftfahrzeuge bauenden Firmen als auch die Zahl der ausgestellten Typen sich wesentlich gegenüber den Vorjahren verringert hat. Es zeigt sich jetzt der Erfolg der Rationalisierung und Typisierung: weniger, aber leistungsfähige Firmen, weniger, aber gut durchkonstruierte Modelle. Während noch im Jahre 1924 etwa 80 deutsche Firmen rund 150 Modelle von Personenkraftwagen bauten, erzeugen im Jahre 1928 nur noch 27 deutsche Firmen Personenkraftwagen mit 67 Haupttypen, bei denen die Fahrgestelle unter sich verschieden sind, und 28 Nebentypen, die sich nur durch die Form der Aufbauten unterscheiden. Im Durchschnitt stellt also jede deutsche Firma nur 3—4 Typen her. Der Erfolg dieser Rationalisierung der deutschen Automobil-Industrie ist auch nicht ausgeblieben, denn wenn man die ausgestellten deutschen Kraftfahrzeuge mit den ausländischen vergleicht, so kann man feststellen, daß die deutsche Automobil-Industrie sich ihren alten Platz in der Welt wieder erobert hat und heute jeden Vergleich mit der ausländischen Konkurrenz aushalten kann. Konnte man schon in den letzten Jahren sagen, daß der deutsche Qualitätswagen dem ebenso teuren Ausländer gleichwertig war, so können wir heute, nach dem, was uns Berlin gezeigt hat, behaupten: auch der deutsche Gebrauchswagen ist dem Ausländer ebenbürtig. Ein Beweis hierfür dürfte auch schon darin liegen, daß fast alle deutschen Aussteller über Erwarten gut verkauft haben, und zwar nicht nur nach dem Inland, sondern auch nach außerdeutschen Ländern, besonders nach Ost- und Südeuropa.

Unverkennbar ist freilich das Bestreben



750 ccm/16 PS-Hanomag-Kabriolet

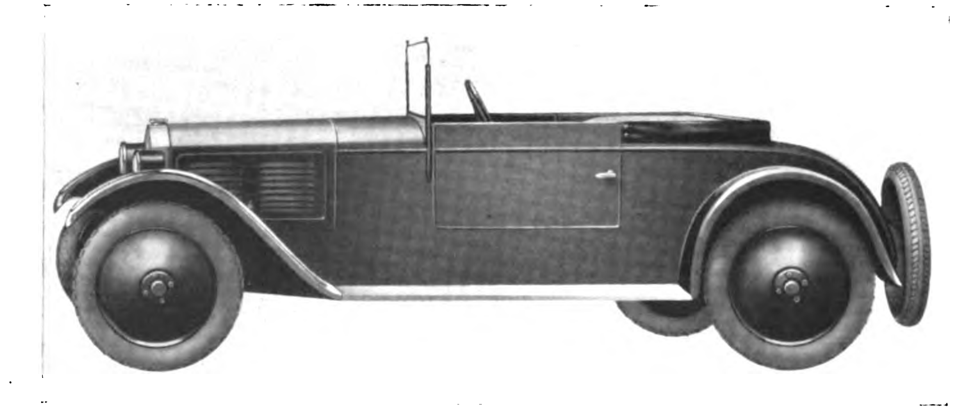


2/10-PS-Hanomag-Kleinkraftwagen, offen mit Klappverdeck

der deutschen Firmen, unter dem Zwange des ausländischen Wettbewerbes an Stelle des bislang noch überwiegenden Vierzylinder-Wagens den Sechs- und Achtzylinder-Wagen zu bauen, da der Vielzylindermotor dem Wagen besonders hohe Fahreigenschaften, starkes Anzugsmoment und ruhigen Lauf verleiht. Von den in Berlin ausgestellten 95 Typen hatten allein 52 Stück Sechszylinder-, 18 Stück Achtzylinder und 22 Stück Vierzylindermotoren. Es ist auch wohl anzunehmen, daß der Vierzylindermotor zugunsten des Vielzylinders im Laufe der Zeit noch verschiedene Typen abgeben muß, doch wird er niemals ganz verschwinden, da er sich für den kleinen Wagen als der wirtschaftlichste Motor erwiesen hat. Außerdem hat auch die Zahl der Zylinder einen großen Einfluß auf den Preis des Wagens, so daß viele Käufer gar nicht in der Lage sein werden, einen Vielzylinderwagen zu erwerben.

Es wäre nun anscheinend das Nächstliegende für einen nicht gerade kapitalkräftigen Käufer, der ein Kraftfahrzeug erwerben will, sich ein Kraftrad zuzulegen, das seine unbestreitbaren Vorzüge hat. Es ist billig in Anschaffung, Betriebsstoffverbrauch und Unterhaltung. Es braucht zum Unterstellen keine besondere Garage, sondern kann wie jedes Fahrrad fast überall eingestellt werden und hat den großen Vorzug, daß sein Besitzer auf allen Wegen, selbst auf schmalen Fußwegen fahren kann. Aber es hat einen Nachteil: der Motorradfahrer ist jedem Wind und Wetter ausgesetzt, und das Fahren ist immerhin eine körperliche Anstrengung, der nicht jeder auf die Dauer gewachsen sein dürfte. Wenn es auch ein Vergnügen ist, bei strahlendem Sonnenschein durch die Gegend zu flitzen — und vielleicht sogar manchen vorsichtig fahrenden Kraftwagen zu überholen —, wieviel schöner ist es aber, bei Sturm und Regen im bequemen Kleinauto bei heruntergeklapptem Verdeck warm und trocken nach Hause fahren zu können. Und für den Reisenden, der seine Besuche in sauberer Kleidung machen will, ist ein Kraftrad völlig unmöglich. Deshalb ist das Kleinauto, soweit es sich nicht um reine Sport- oder besondere Berufszwecke (Fahrt zur Arbeitsstelle) handelt, dem Motorrad unbedingt vorzuziehen.

Aus diesen Gründen und um auch dem nicht gerade mit Glücksgütern gesegneten deutschen Staatsbürger den Erwerb eines eigenen Kraftwagens zu ermöglichen, haben sich verschiedene deutsche Kraftfahrzeugfabriken wieder in verstärktem Maße dem Bau von Kleinkraftwagen zugewandt. Die obere Grenze für ein Kleinauto pflegte man früher allgemein bei etwa 4 Steuer-PS und 15—20 Brems-PS anzunehmen. Diese Art der Begrenzung ist aber heute nicht mehr richtig, da nach dem neuen Kraftfahrzeugsteuergesetz vom 1. 4. 28 die Steuer nicht mehr nach Steuer-PS, sondern nach dem Zylinder-Inhalt berechnet wird. Man kann deshalb die obere Leistungsgrenze für einen Kleinkraftwagen bei etwa 1 bis 1,1 Liter Zylinder-Inhalt ansetzen, entsprechend einer Brems-



3,35/10/15 offener DKW-Kleinkraftwagen

leistung von 15 bis 20 PS je nach der Umlaufzahl des Motors.

Eins der bekanntesten Kleinautos, das durch seine von der üblichen Form des Kraftwagens abweichende Gestalt auffällt, ist wohl der sogenannte kleine Hanomag. Dieser Wagen ist das einzige deutsche Kleinauto, das mit einem Einzylindermotor ausgerüstet ist. Während bei allen übrigen Kraftfahrzeugen der Motor vor dem Führersitz liegt und durch Kupplung, Wechselgetriebe, Gelenkwelle und Ausgleichgetriebe die Hinterachse antreibt, liegt bei dem kleinen Hanomag der Motor über der Hinterachse und treibt diese über Kupplung und Wechselgetriebe unmittelbar durch Kette und Kettenrad an. Dadurch war es möglich, den Wagen besonders leicht und billig zu bauen, so daß er viele Liebhaber gefunden hat. Der Wagen wiegt in offener Ausführung etwa 370 Kilogramm, in geschlossener etwa 425 Kilogramm und kostet heute 1850 RM bzw. 2100 RM. Auf der Berliner Ausstellung zeigte nun die Hanomag erstmalig ihr neuestes Vierzylindermodell, das sich auch in seiner äußeren Gestalt wieder den üblichen Formen des Kraftwagens anpaßt. Bei diesem Modell liegt der Motor von 750 ccm Inhalt vor dem Führer und treibt in der üblichen Weise die Hinterachse an. Ein besonderer Vorteil dieses Wagens gegenüber seinem kleinen Bruder liegt darin, daß er außer den beiden Innensitzen auch noch einen Notsitz für 1½ Personen hat. Während die Bremse des kleinen Hanomag nur auf die Hinterräder wirkt, hat das neue Modell die heute allgemein übliche Vierradbremse. Die Bremsleistung des Wagens beträgt 16 PS, sein Preis 2800 RM. Die Höchstgeschwindigkeit soll etwa 75 Stundenkilometer betragen. Zur Verminderung der Stöße und Schwingungen auf schlechter Straße ist die Federung mit besonderen Stoßdämpfern versehen.

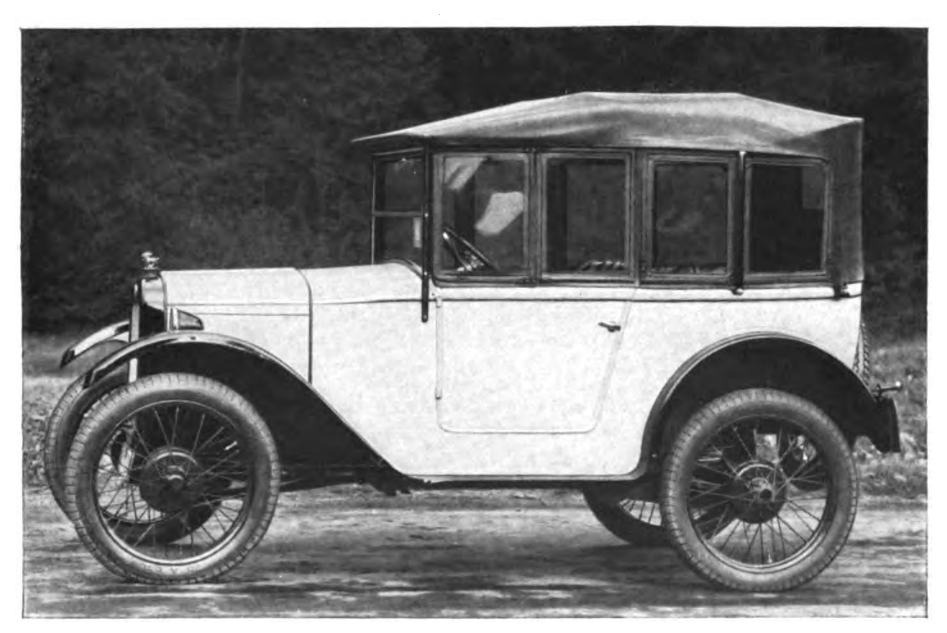
Eine bemerkenswerte Neuerscheinung im Kleinautobau war auf der Berliner Ausstellung auch der Wagen der Zschopauer Motorenwerke, J. S. Rasmussen A.-G., Zschopau, Sa., die schon seit Jahren durch ihre DKW-Motorräder bekannt sind. Diese Firma verwendet als einziges deutsches Werk als Antriebsmaschine den sogenannten Zweitaktmotor, der im Kraftradbau seit Jahren mit gutem Erfolg eingeführt ist. Während bei den im Kraftwagenbau allgemein gebräuchlichen Viertaktmotoren auf je vier Zylinderhübe ein Arbeitshub entfällt, ist beim Zweitaktmotor jeder zweite Hub ein Arbeitshub. Der Zweitaktmotor hat also je Zylindereinheit etwa die doppelte Leistung des Viertaktmotors und läßt sich deshalb bei gleicher Leistung bedeutend kleiner bauen, als der Viertaktmotor. Eine Neuerung des DKW-Wagens ist auch der Doppelstufen-Mehrdüsen-Vergaser, der bei einem Zylinder-Inhalt von 584 ccm Höchstleistungen bis zu 15 Brems-PS gestatten soll. Bemerkenswert ist bei diesem Wagen auch die Federung, da an Stelle der allgemein gebräuchlichen Längsfedern gelenklose Querfedern verwandt worden sind. Die Handbremse des Wagens wirkt auf ein Vorder- und ein diametral gegenüberliegendes Hinterrad, die Fußbremse auf alle vier Räder. Auch dieser Wagen hat zwei Innensitze und einen Notsitz für 1½ Personen. Der Wagen ist äußerst leicht gebaut, er wiegt bei einem Radstand von 2600 mm als offener Wagen nur 520 kg und kostet in offener Ausführung 2500 RM und als sogenanntes Kabriolett 2750 RM.

Weiter fand auf der Berliner Ausstellung auch der kleine Dixi-Wagen allge-

meine Beachtung, der auch im Straßenverkehr schon häufig zu beobachten ist. Der Vierzylindermotor dieses Wagens mit 748,5 ccm Inhalt leistet bei 3000 Umläufen je Minute 15 PS und verleiht dem Wagen eine Geschwindigkeit von 70 bis 80 Kilometer. Auch das Fahrgestell dieses Wagens ist besonders leicht gehalten. Vorn hat der Wagen eine Querfeder, hinten zwei sogenannte Auslegerfedern. Zur Verminderung der Stöße auf schlechter Straßendecke sind besondere Stoßdämpfer vorgesehen. Die Verbindung des Wechselgetriebes mit der Hinterachse geschieht durch eine Gelenkwelle, die an der hinteren Querverbindung des Rahmens durch ein Kardangelenk mit Schubkugel unterbrochen ist, so daß die Hinterfedern von den Schubkräften entlastet sind. Der Wagen bietet Platz für drei Personen und wiegt bei einem Radstand von 1900 mm in offener Ausführung nur etwa 430 kg. Er kostet je nach Ausführung 2595—3050 RM.

Die bislang genannten deutschen Kleinkraftwagen sind entweder auf der letzten Berliner Automobil-Ausstellung erstmalig gezeigt, wie der neue Hanomag und der DKW-Wagen, oder erst kurze Zeit auf dem Markt, wie der kleine Dixi. Man darf nun aber in der Reihe der deutschen Kleinwagen keinesfalls den 1,1 Liter-4-PS-Opel vergessen, der in seiner früheren Gestalt als „Laubfrosch" schon seit Jahren bekannt und beliebt ist. Dieser Wagen erscheint jetzt auf der Ausstellung in neuer, verbesserter Auflage als offener und geschlossener Zwei- und Viersitzer. Da die Firma Opel heute mit einer Tagesleistung von etwa 500 Wagen die größte deutsche Kraftwagen-Erzeugung hat und alle Wagen serienmäßig baut, so kann sie den offenen Zweisitzer schon für 2500 RM und den offenen Viersitzer für 2980 RM liefern. Das sind Preise, die in Anbetracht des verhältnismäßig stark bemessenen Motors sowie der übrigen Einrichtungen des Wagens als niedrig zu bezeichnen sind. Besonders der Viersitzer dürfte für manchen Käufer, für den der zwei- bis dreisitzige Wagen nicht ausreicht, das gegebene Kraftfahrzeug sein, zumal dem Wagen infolge seiner starken Maschine Leistungen zugemutet werden können, die an diejenigen eines mittelstarken Wagens heranreichen. Der Wagen wiegt als offener Zweisitzer 620 und als offener Viersitzer 700 kg. Der Motor leistet 16—20 Brems-PS.

Nun wird aber den Leser, der mit der Absicht umgeht, sich einen eigenen Kraftwagen zu kaufen, wahrscheinlich besonders die Frage interessieren: Was kostet der Kraftwagen in Betrieb und Unterhaltung? Diese Frage kann einigermaßen mit Genauigkeit nur beantwortet werden, wenn die Größe des Kraftwagens, die Art des Geländes sowie die übrigen Verhältnisse, unter denen er gebraucht werden soll, bekannt sind. Da ist z. B. die Frage der Abschreibung. Während ein Kaufmann, der seinen Wagen für rein geschäftliche Zwecke gekauft hat, diesen zweckmäßig so schnell wie möglich abschreiben wird, kann derjenige, der sich den Wagen in der Hauptsache zum Vergnügen oder zu Erholungszwecken gekauft hat, mit sehr kleinen Abschreibungssätzen auskommen. Ebenso kann auch die Frage nach der Höhe der Garagen-Miete nicht ohne weiteres beantwortet werden, da

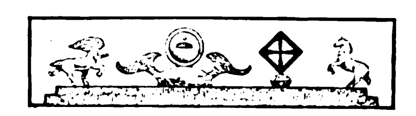


3/15 PS-Dixi mit vollständig aufgeklapptem Allwetterverdeck



1,1 l 16 PS-offener Opel-Viersitzer

die Kosten ganz davon abhängen, ob die Garage im teuren Zentrum einer Großstadt oder in einem billigen Vorort liegt. Unbedingt fest liegt nur die Höhe der Steuer. Nach dem neuen Kraftfahrzeugsteuergesetz vom 1. 4. 1928 kosten je 100 ccm Zylinderinhalt 12 RM an Steuer, wozu für das Jahr 1928 noch ein Zuschlag von 20 Prozent und für 1929 ein solcher von 15 Prozent für Wegeabnutzung erhoben wird. Bei der Berechnung des Zylinder-Inhaltes werden freilich jede angefangenen 100 ccm voll berechnet. Das heißt also: ein Kleinwagen mit einem Motor von 750 ccm Inhalt kostet an Steuer 8 × 12 = 96.— RM, dazu für 1928 ein Zuschlag von 20 Prozent = 19.20 RM = rund 20 RM, also zusammen 116.— RM und für 1929 96.— RM plus 15 Prozent = 111.— RM. Ferner muß der Kraftwagenbesitzer noch auf alle Fälle mit den Kosten der Haftpflichtversicherung rechnen, die jährlich je nach der Höhe der Versicherungssumme zwischen 100.— und 150.— RM liegen dürften. Über die Kosten der Unterhaltung des Wagens lassen sich bestimmte Angaben nicht machen, da diese sich ganz danach richten, wie der Wagen behandelt und wie oft er gebraucht wird. Der Brennstoffverbrauch der Kleinwagen schwankt je nach der Stärke des Motors zwischen 5—7 Liter, der Ölverbrauch zwischen 0,25 und 0,5 kg je 100 km, so daß jede 100 km Fahrt im Kleinwagen an reinen Betriebsstoffkosten heute etwa 2,20 bis 3,30 RM kosten werden. Alles in allem kann man annehmen, daß die Kosten des Kleinwagens unter Berücksichtigung der Ausgaben für Steuer, Versicherung, Garagen-Miete, Betriebsunterhaltung, Reifen- und Betriebsstoffverbrauch bei einer Jahresleistung von rd. 15 000 km etwa 7,5 bis 8,5 Pfg. und bei einer Jahresleistung von 30 000 km etwa 5,5 bis 6,5 Pfg. je Kilometer betragen. Vergleicht man hiermit die Fahrpreise auf der deutschen Reichsbahn mit 3,7 Pfg. je Kilometer in der Holzklasse und 5,6 Pfg. in der Polsterklasse, so muß man die Kosten des Kleinkraftwagens, wenn man ihn selbst fährt, als sehr günstig bezeichnen, ganz abgesehen davon, daß das Fahren im eigenen Wagen infolge der Unabhängigkeit von Zeit und Ort ein Vergnügen ist. Zum Schluß wäre noch darauf hinzuweisen, daß es keinesfalls erforderlich ist, einen Kraftwagen beim Ankauf sofort bar zu bezahlen, sondern daß die meisten Firmen heute nur etwa 1/4 bis 1/6 des Kaufpreises als Anzahlung verlangen, während der Rest in 12 bis 18 Monatsraten getilgt werden kann. Zudem übernehmen auch die Firmen im allgemeinen noch die Ausbildung des Käufers in der Führung des Kraftwagens, so daß dieser lediglich die amtlichen Prüfungsgebühren zu bezahlen hat.



Flut unter Brücken

Novelle von Richard Eßwein

Es war so, daß man meinen konnte, die große, eiserne Brücke, die aussah, wie die gigantische Häkelarbeit eines Riesen, schrie ihre etwas kürzere, massivere, gedrungenere Schwester an: „Was liegst du in deiner Faulheit und schaust zu mir herüber? — Ich war vor dir. Ich habe gesehen, wie sie dich zusammengetragen haben! Du bist ein übles Zugeständnis an den Kleinbürger; an den Dutzendmenschen, der keinen Horizont hat. Ich bin karg und sparsam zusammengesetzt; man kann von oben durch mein Gerippe schauen und sieht die Wasser unter mir hindurchwallen; und wenn die Menschen aus ihren Schiffen heraufblicken, sehen sie zwischen meinen Knochen und meinen Sehnen den hellen, blauen Himmel. Und über mich hinweg eilen die schweren, langen Züge, die Länder mit Ländern verbinden und Menschen zu Menschen bringen. Aber du bist verschwenderisch und breit und faul hingelehnt, und zwischen deinen Rippen sind Steinplatten, und über deinen glatten Rücken gehen und kriechen und lustwandeln, wie sie sagen, kleine Menschen, die kaum über dein Geländer hinwegschauen können; und dumme Buben stecken die Köpfe durch deine Randpfeiler und spucken den Ruderern in die Boote. Du dienst der Behäbigkeit und der Faulheit; ich bin für die Welt."

*

Übrigens muß, wie es wahr ist, gesagt werden, daß die kleine, schlanke Frau, die auf der breiten, steinernen Brücke stand, die Ellbogen auf das Geländer gestützt und das Gesicht an die gefalteten Hände gelehnt, keinen Unfug mit den Ruderern trieb. Es waren überhaupt keine Boote auf dem stillen, beinahe sonntäglich anmutenden Wasser, und die Frau blickte nur gedankenverloren vor sich in die Wellen, die langsam und behäbig dahinwogten, und merkte nicht, wie klein die breite, steinerne Brücke unter dem endlosen, blaßblauen Himmel war und wie winzig sie selbst auf der großen Brücke aussah. Sie sah nur mit weit offenen, starr lächelnden, blicklosen Augen, wie im Himmelblau das Wasser drunten tiefer wurde und durchsichtiger. Man konnte an ein stilles, blasses Angesicht denken — und wie die Wellen kleine, scharf schwarze Risse in die helle Fläche zogen.

Das war wie ein Spiel, wie ein sonderbar lustiges, kindlich leichtes Spiel . . .

Die kleine, schlanke Frau auf der Brücke lächelte ein wenig, als das Gestänge der schlanken Eisenbahnbrücke drüben unter einer Schlange von rasselnden, klirrenden Wagen zu dröhnen und zu stöhnen begann. Vielleicht war in einem Abteil ein Fenster geöffnet, und er sah sie hier stehen. Sie dachte ‚er', und ‚seine blauen Augen', und ‚seine weichen, hellen Haare, durch die man gern mit der Hand fährt'; und sie dachte: ‚Dämmerung — Winkel im Erker — leise sprechen, murmeln, flüstern, schweigend träumen — kühle, herbe Hände, die ungeschickt liebkosen — Druck, der sich ums Herz legt — Wonne — Dämmern — er — du —'

„— er — du! —" sagte sie leise. Sie lächelte, wie sie daran dachte, daß man in einen Traum hineingreifen und ein Bild vor sich hinstellen könne. Aber dann legte sich um das Lächeln eine schmale Falte, die sich tief und scharf von den Nasenflügeln zum Mund hinabzog, und engte das Lächeln ein und erstickte es. Und die Brauen in dem hübschen, feinen Gesicht zogen sich zusammen und stellten einen senkrechten Schatten zwischen sich, grad' auf die Nasenwurzel; und die Augen röteten sich und wurden feucht, und um die Mundwinkel zuckte es, und die Lippen bebten und formten leise, unverständliche Worte, in denen Gedanken waren, die hinter der kindhaft runden, weißen Stirn tobten. Sie dachte, daß die Hand, die so ungeschickt geschmeichelt hatte, hart war; und dachte daran, daß die Hand, die sie geküßt, sie geschlagen hatte, und daß der Mann, der vielleicht drüben im Zug saß, von ihr gegangen war, und daß sie die Hand, die ihr wehgetan hatte, wieder küssen wollte . . .

Es war etwas Quälendes in dem Gedanken, daß er nun zurückkommen wollte. Eine große Ratlosigkeit: wie ihm begegnen? Wie über all das hinwegkommen, was war? Wie es über sich bringen, einfach und mit einer selbstverständlichen Bewegung zu kapitulieren, so etwa, wie man mit Lineal und Stift einen Strich zieht? Warum überhaupt die Waffen strecken, da er doch auch im Unrecht war? Drüber hinweggehen müßte Heuchelei sein, denn das Vergangene war noch zu lebendig, als daß man es einfach als erledigt betrachten könnte. Davon sprechen würde von neuem peinliche Stunden bringen; und es würde nicht einmal gut, zum mindesten nicht leicht

mußte das Wiederfinden sein, und das neue Leben, und das große Feuer, in dem sie untergehen wollte. In der nächsten Minute ...

Sie lauschte . . ., und es wurde still in der Wohnung, und die Minute war leer, auf die sie gehofft hatte. Um ihre Kehle lag eine harte, unbarmherzig würgende Faust, und sie weinte hilflos und todtraurig und ohne Halt ...

★

Als der Mann erwachte, lag noch Dämmerung in dem kleinen Raum. Seine Glieder schmerzten, und er mußte einen Augenblick nachdenken, wie alles gekommen sei. Er saß mit geschlossenen Lidern, aber er fühlte, daß die Frau vor ihm stand; und dann sah er ihre weiße, immer saubere Schürze, und sie hatte die Hände gefaltet.

„Warum bist du gekommen wie ein Einbrecher?“ fragte sie leise und ohne Vorwurf.

„Warum fragst du mich etwas?“ entwortete er, und seine Stimme klang leer. „Und weißt doch, daß ich dir nicht die Wahrheit sagen würde . . .“

Sie wandte sich ab und hantierte mit Feuerhaken und Ringen und Töpfen.

„Willst du etwas essen?“ fragte sie nach einer Weile, und begann, ohne daß sie eine Antwort erwartet hätte, den Tisch zu decken. Und dann saßen sie wieder vor demselben blütenweißen Tuch und brachen von demselben Brot, und er hatte ein Gefühl, als nähme er das Abendmahl mit einer heimlich Verstoßenen . . .

Ein großes Mitleid kam über ihn; er betrachtete ihre Hände, wie sie das Brot nahmen und immer ein wenig zitterten, und sah in der Küche um sich, und wagte nicht, die Augen zu ihrem Gesicht zu erheben. Er fragte nach Unwesentlichem, das weit abseits lag, und hörte aus der Antwort immer nur das, was sich auf seine Frau und auf ihr Alleinsein und auf die vergangenen Wochen bezog. Und sie verlangte nicht zu wissen, wo er sich in der Zwischenzeit aufgehalten hatte; sie sah an seinem Gesicht und merkte an seinem Reden, daß er zerrissen war und daß er den Weg zu ihr noch nicht sah. Sie war froh, als er für den Mittag sein Lieblingsgericht verlangte, und meinte, daß er sich geborgen fühle in dem Augenblick, in dem er Gutes von ihr erwartete.

Es war wie eine ungesprochene Vereinbarung, daß sie das Vergangene einfach am Wege liegen ließen. Vielleicht war es gut zu schweigen und weiter zu gehen ...

Der Mann war in der nächsten Zeit viel um sie, und sie dachte, es sei doch ein anderes Leben, und die kurze Trennung wohl doch nicht vergeblich gewesen. Vielleicht war es Zufall, daß sie bei ihren kleinen, nachmittäglichen Spaziergängen immer wieder auf der breiten, steinernen Brücke stehenblieben und hinab in das Wasser und hinüber zu der Eisenbahnbrücke schauten. Ein paarmal fuhren drüben eilige Züge vorbei, und dann winkte die Frau mit einem weißen Tüchlein und war plötzlich ganz vergnügt. Und der Mann sah nachdenklich die große, dunkle Schlange zusammenschrumpfen und zwischen Häusern und Bäumen verschwinden.

Eines Sommermorgens standen auf halbem Weg zwischen den beiden Brücken an den Ufern hölzerne Häuschen und Schuppen, und riesige Steinquadern wurden angefahren und eiserne Rippen; und Pontons lagen auf dem Wasser, auf denen qualmende, klirrende Maschinen waren; Pfähle wurden in den Grund gerammt, und Menschen sammelten sich an den Ufern und auf der großen, alten Steinbrücke und schauten zu, wie aus Gedanken und schwarzen Strichen, die mit feiner Tinte auf Pergament gezogen waren, eine neue Brücke entstand.

Die Frau entdeckte an jedem Tag noch Ungesehenes draußen am Wasser, und der Mann wunderte sich, daß sie plötzlich so reges Interesse für schwierige technische Dinge habe. Sie lächelte nur, wenn er ihr das sagte, und einmal, als er sie wieder hinaus zu den Holzhäuschen geführt hatte, die an der seltenen Baustelle lagen, bat sie ihn, er möge doch einmal über die alte Brücke hinweg ans andere Ufer gehen; sie wolle solange zurückbleiben. Er sah sie fragend und ein wenig erstaunt an, aber sie bat noch einmal und hatte ein seltsames Lächeln im Gesicht, und als er drüben war, und der Fluß ging ruhig zwischen ihnen hin, und kleine, unbeholfene Boote, in denen Arbeiter waren, fuhren hin und her, da stand sie ganz ruhig am Ufer und sah lange zu dem Mann hinüber, der zu ihr gehörte, und einmal übermannte sie eine plötzliche Freude, und ihr Tüchlein fuhr in die Luft empor.

Sie ging auf dem Heimweg still neben ihm und sann vor sich hin, und dann sagte sie, und schmiegte sich enger an seinen Arm: „Es war so sonderbar; — als du drüben warst am andern Ufer, meint' ich, sie bauen die Brücke von mir zu dir, und von dir zu mir. — Es war so sonderbar und schön . . .“

★

Den Mann hatte ein großes und stilles Verwundern darüber ergriffen, daß dieses Frauenwesen, das nicht klug war und nicht weltgewandt, die Dinge mit einem Wort, aus einem Gefühl heraus, so zeichnen konnte, wie sie waren. Es war ein ungläubiges Staunen in ihm, und dieses „Begreifen, ohne zu verstehen" erschien ihm fast wie ein Wunder. Und dabei ging er immer mit einem Gefühl durch den Tag, wie ein Kranker, dessen Zustand eine ganz plötzliche Besserung erfahren hat; eine Besserung, von welcher der Arzt weiß, daß ihr der vernichtende Schlag folgen muß. Er wartete fast auf diesen Schlag.

Ganz langsam war das, was zwischen den beiden Menschen stand, wieder groß geworden; es war einfach da, und ließ sich nicht beiseiteschieben: das Bewußtsein, daß irgendwo ein Riß klaffte, der nicht zu schließen war; daß ein Schatten zwischen ihnen schwankte, wo sie auch waren. Es war kein schönes Verhältnis, und es hatte etwas Erzwungenes, es erinnerte geradezu an unnatürlich verrenkte Gliedmaßen: wie die beiden im Grunde genommen nur Reinheit zwischen sich haben wollten und das auch sehr wohl wußten, — und wie sie trotzdem fast teilnahmlos nebeneinander hergingen, einander umspürten, nicht wagten, geradeaus zu handeln und zu sprechen, aus Furcht, es könnte das Unbemerkte, aber doch Vorhandene plötzlich auftauchen.

Es sind oft nichtige Gründe, die im Leben eine Rolle spielen. Es regnete mit beharrlicher Ausdauer, und dieser kühle, feuchte Schleier, der tage- und nächtelang in der Luft lag, nnd das eintönige, halblaute Rauschen drückten die Stimmung. Die Frau saß jetzt oft mit einer kleinen Handarbeit am Fenster, an dem in trostloser Einförmigkeit die hellen Tropfen hinabliefen, und stichelte. Und nach einer Weile kam es immer, daß sie die Nadel und das Stückchen Linnen oder Seide sinken ließ und durch die tränenden Scheiben sah, an die der Wind schlug und der Regen prasselte. Es hing etwas um sie wie Angst des Sterbenmüssens in diesen stillen Stunden, und sie hatte oft ein Gefühl, als schreite sie auf einer dünnen Eisdecke, und unter ihr gurgle der wilde, schwarze, tiefe Strom, dessen lange, nasse Arme durch das feine Glas schimmerten.

Dieses Gefühl verstärkte sich, als der Mann aus seiner Stellung entlassen wurde. Es kam plötzlich und ganz unerwartet. Die Trostlosigkeit und die Unlust des Wetters schlich in die kleinen, heimlichen Räume, in denen die beiden Menschen waren, und es war, als wollte sich neben ihnen ein Gast niederlassen, der schattenhaft umging: die Not. Der Mann ging mit gedrückter Miene umher und erzählte von Überschwemmungen, die an andern Orten in die Fabriken eingedrungen seien und die Arbeiter brotlos gemacht und ihre Wohnungen ertränkt hätten, und man sprach von vernichteter Ernte, und daß der Winter bös werden könnte, wenn nicht zeitig Hilfe käme. Wenige Tage später erschien ein Beamter mit einer großen Mappe, der ging von Tür zu Tür und fragte an, ob man für kürzere oder längere Zeit Herren vom Strombau unterbringen könne. Und nicht lange darauf bezog in der kleinen Wohnung der Herr Strombaumeister Quartier.

„Es ist wegen der neuen Brücke," sagte die Frau und dachte, daß der Regen aufhören möge; sie hätte wahrhaftig Lust, wieder einmal hinauszugehen ans Ufer.

„Vielleicht," sagte der Mann und wiegte bedenklich den Kopf, „ist es des Regens wegen." Aber das wollte die Frau nicht glauben; der Strombaumeister war ein großer und stattlicher Mann, er strömte Beruhigung aus, und die Wassernot würde sicher nicht so schlimm werden. Sie hatte, als der Fremde einzog, zunächst daran gedacht, daß man nun von dem kleinen Mietzins notdürftig das Leben fristen könne, und die Tatsache, daß diese größte Sorge von ihr genommen war, ließ ihr die andere nicht so wesentlich erscheinen.

Und der Herr Strombaumeister sagte gar nichts, sondern ging wohlgemut und mit starken Schritten daher, und lachte bisweilen die kleine, schmale Frau an und hatte einen so seltsamen Blick dabei und bekam jeden Tag eine große Wetterkarte und viele Telegramme ins Haus gebracht. Eines Tages brummte er vor sich: „Jetzt könnt's bald aufhören!" Und dann blieb er lange aus der Wohnung fort, und als er zurückkam, sagte er zu der kleinen Frau, die jetzt immer ein merkwürdiges Gefühl der Spannung in sich hatte: „Morgen früh, wenn Sie Lust haben, können Sie sich einmal etwas anschauen."

Die Frau wirtschaftete am andern Morgen über den lodernden Flammen, vorsichtig, damit niemand erwache, und dachte an den Strombaumeister, und was er wohl gemeint haben könnte. Natürlich wollte sie anschauen, was er ihr zeigen wolle; es sei ohnehin einförmig genug, immer in der Wohnung sitzen zu müssen, und immer zu sehen, daß es weiterregnet, und daß sich in den Gassen kleine Flüsse bilden, die Pflastersteine und Erde fortwühlen, und daß kein

winzig blaues Fleckchen am Himmel erscheint. Sie blickte unwillkürlich zum Fenster hinüber; es regnete stärker als an den vergangenen Tagen, und ein Sturm hatte sich aufgetan, unter dem die Fenster knackten.

Es klopfte kurz und leise; der Strombaumeister kam herein und brachte ein paar lange Lederstiefel und eine ölige Lederhose.

„Das müssen Sie anziehen heut, kleine Frau, damit es Sie nicht zu sehr packt. Einen guten Mantel geb' ich Ihnen noch."

Er schien nicht zu sehen, daß sie nur leicht bekleidet war; er sprach weiter, wie wenn er vor sich hin redete: „Schlimm, schlimm draußen! — Sie stehn hier auf der Höhe mit Ihrem Häusl, und das ist gut. — Jetzt noch der Sturm, — jetzt kann's gar wild werden! — Na, aber —" Er packte sie mit einem burschikosen Lachen an den Schultern und schüttelte sie ein wenig. „Jetzt müssen Sie flott machen, daß Sie ins Leder kommen, und dann los!" Ihre Lippen bebten, und als er es sah, fuhr er ihr ein paarmal ganz leise über die Wange. „Und nur keine Angst! — Bis wir versaufen, muß ein anderes Hochwasser kommen."

Sie sah ihm mit großen, ein wenig schreckhaften Augen nach, als er zur Tür ging. Er hatte immer so etwas natürlich und rückhaltlos Verlangendes, wenn er zu ihr sprach oder sie anlachte in seiner jungenhaft unbesorgten Manier. So etwas: „Merkst du denn nicht, ich will dich haben, du kleines, zartes, unerwachsenes Menschenkind!" Er hatte dabei eine Selbstverständlichkeit und fast möchte man sagen: Sieghaftigkeit, und die Frau, die täglich um ihn war, mochte ihn nicht für schlecht halten. Sie ertappte sich gelegentlich bei dem Gedanken, daß sie ihn — eigentlich — und ganz, ganz heimlich nur — recht gern hätte . . .

Draußen im Flur stieg der Strombaumeister in seinen schweren Stiefeln auf und ab; da nahm sie langsam und ein wenig widerwillig und mit einer leisen Beklemmung die weiten Lederhüllen um sich und zog die Schnallen fest, und der Baumeister gab ihr Mantel und Hut und schloß die Tür, und dann gingen sie in den peitschenden, fegenden Regen hinaus. Sie lachte munter, daß sie jetzt in den schweren Lotsenstiefeln dieselben langsamen und großen und schwerfälligen Schritte nehmen mußte wie er, und er lachte mit; aber der Weg, den sie zurückgelegt hatten, war noch gar nicht lang, da spürte sie schon die Anstrengung vom Wetter, von dem aufgeweichten Erdboden und vom ungewohnten Gehen. Da schwieg sie, und die beiden ledernen Wanderer kämpften sich stumm durch das Unwetter.

Die Frau stutzte: war das Zufall, — der Weg zur Brücke hinüber —? — Es ging aber nicht zur Brücke; der Baumeister schlug kurz vorher einen Seitenpfad ein, der über ein Hügelchen führte, erst hinab durch eine Senkung, und dann auf eine breite, baumbestandene Lehne hinüber.

„So, jetzt geben Sie mir Ihre Patschhand," sagte der Baumeister, „und seien Sie vorsichtig, damit Sie nicht ausrutschen!" Sie gingen, solange der Weg durchs Tal führte, in trübem, stehendem Wasser, auf dem gelbgrüne und schmutzige Fäden zogen, lange, gerade und kleine, runde Figuren. Dann ging es an den Berg hin, das Wasser blieb zurück, und die Frau sah, daß droben auf der Höhe ein Holzbau stand, und daß da Menschen waren, die sich trotz des Wetters zu schaffen machten.

„Aber — was ist denn —?" fragte sie ganz fassungslos, als sie seitwärts einen Blick auf den Fluß tun konnte. „Das ist das Hochwasser," sagte der Strombaumeister, „doch kommen Sie erst noch ein wenig weiter."

Sie wollte noch etwas sagen, aber sie brachte kein Wort hervor. Das war der ruhige, sonnige, murmelnde, klare, spielerische Fluß gewesen? — Das war ein ungeheuer großer Kessel, in dem es brodelte und kochte und quirlte und zischte, aus dem es Gischt und Getöse spie, in dem Mord und Zerstörung wühlten; das war Leben, das aufgehört hatte, Leben zu sein, Erde, die aufgehört hatte, Erde zu sein; das war rasender Kriegshause, der sich in hetzende, unerhörte, atemlose Bewegung gesetzt hatte, und durch die Flußbetten jagte und über die Lande brauste und schrie und toste und brüllte: „Wir zerstören, zerstören, zerstören . . ." Das war . . . das war . . . furchtbar . . .

Die kleine Frau ging mit gesenktem Kopf hinter dem riesenstarken Mann her, der das alles schon kannte, zu dessen Brot es gehörte, sich mit dem Element herumzuschlagen, von ihm geschlagen zu werden, oder es zu bändigen. Und plötzlich fiel ihr die Brücke ein; sie dachte an den sonderbaren Abend am Fluß: „die Brücke von ihm zu mir und von mir zu ihm . . ." Sie fragte den vor ihr Schreitenden, mit ganz kleinen, aufgescheuchten Lauten, die wie ein gehetztes Wild waren. Er gab keine Antwort; er lachte nur vor sich hin, in sich hinein, tief und glucksend wie die zerstörenden Wasser, die er bezwingen wollte. Und nach einer Weile, die Zeit, die vergangen war, schien endlos lang, sagte er: „Kommen Sie nur!"

Die Frau legte für einen Moment die

Hand vor die Augen; sie hatte ein so sonderbares Gefühl, so als wanke der Boden unter ihren Füßen. Und dann schritt sie wieder aus, immer das starke, gleichmäßige Rauschen zur Seite, und das knirschende Mahlen, das vom Fluß heraufklang.

Der Strombaumeister, der ein paar Schritt vorauf war, blieb stehen und sah in die Gegend. Hier oben hatten die Bäume aufgehört, und der Blick in die Runde war frei. Die Augen der Frau weiteten sich unnatürlich, als sie hinuntersah auf eine unendliche Wasserfläche, aus der Bäume und Häuser hervorsahen und in der unerkennbare Gegenstände trieben. Durch die Glieder der großen Eisenbahnbrücke schäumte die Flut, weißer Gischt kräuselte zwischen den Schienen; zwei tote Kühe trieben den Fluß herab und blieben an den Pfeilern hängen, und die Wellen tobten um sie und warfen sie hin und her. An den Ufern schafften unermüdlich ein paar Dutzend nackte Gestalten am Deich, bis an die Knie im Wasser, bis an die Schultern im Wasser. Zwei Motorboote fuhren vorsichtig die Strecke ab, und drüben, weit drüben wuchs wieder eine Anhöhe empor, auf der Häuser standen und Bäume, und Menschen wohnten, die vor der Flut sicher waren. Kein Zug donnerte mehr über die Brücke, keine Fabriksirene heulte vom Ufer herauf; nur das gleichmäßige Rauschen und das halbbegrabene Gepolter drunten vom Fluß ergoß sich ohne Unterbrechung über die Gegend.

Richtig, da drüben die große, breite Steinbrücke. Ein paar Neugierige standen am Geländer, und ein dumpfes Staunen war um sie über die unförmig gewachsenen Wasser, die an den breiten Pfeilern rüttelten und in den Gewölben dröhnten. Wie lange noch, und die Flut ergoß sich vielleicht auch über den massigen Steinbau hinweg.

Und nicht weit davon die Wirbel mitten im Wasser und die winzigen, feuchten, halb überspülten Steininseln — „Das ist die neue Brücke," sagte der Strombaumeister. „Dort, wo man die langen Wirbel sieht, Stromschnellen beinah, dort sind die Pfähle in den Grund gerammt worden. Ein Wunder, daß sie noch halten! — Eins von den Booten hat's uns weggerissen, und die große Maschine verschlickt irgendwo auf dem Grund. —"

Der wetterharte, wetterbraune Mann sprach weiter, während sie langsam zum Ufer hinuntergingen. Er erzählte vom Anfang dieser Sintflut, sprach von den Wasserständen und von der Scheitelwelle, die heute noch erwartet würde, und ließ dabei schlaff und mutlos die Arme hängen, als sei er des aufreibenden, vergeblichen Kampfes müde. Er sprach von den Opfern, welche die Katastrophe schon gefordert hatte; ein hitziger Junge, der mutig und prächtig an den Deichen gestanden hatte, Tag und Nacht und Nacht und Tag, war hinweggerissen worden, und keiner hatte ihm helfen können. Die Frau horchte aufgeschreckt und in einer leisen Beklemmung und merkte gar nicht, daß sie auf dem schmalen Weg eng aneinandergeschmiegt gingen und daß er seinen Arm in den ihren geschlungen hatte. Sie lauschte nur; und die unbändige Naturkraft, die alles zerstörend daherraste, und die stumme, trotzige Menschenkraft, die sich breitschultrig gegen das ungeheuerliche Toben stemmte, waren ihr wie eine Offenbarung. Ein Gedanke kam über sie: sie müsse sich unter die stählerne Energie beugen, die den Mann an ihrer Seite straffte, die wie das Rauschen der Wasser war, so gleichmäßig und unerschütterlich.

Am Ufer drunten, — da wo j e t z t das Ufer war, — blieb die Frau stehen. Weit hinaus standen die Bäume im Wasser, und vorn, zum eigentlichen Flußbett hinunter, kräuselten sich die Wellen, und Blumen aus weißem Gischt blühten und verblühten auf der grauen, glatten Fläche, über die sich die langen, dunklen Spiegelbilder der Stämme ringelten.

„Ich bin müde," sagte die Frau, und der Mann nahm sie bei der Hand und führte sie in die triefende Holzhütte, in der ursprünglich die Brückenarbeiter gehaust hatten. Ein alter Kittel hing noch an der Tür, einiges Gerät lehnte an der Wand, und in der Ecke stand ein Kasten mit Bierflaschen. Es roch dumpf und nach moderiger Erde.

Die Frau ließ sich erleichtert auf die lange, roh gezimmerte Bank fallen und legte den großen Lederhut klatschend neben sich auf die Bretter. Der Strombaumeister stand noch einen Augenblick am Fenster und sah in den rinnenden Regen hinaus; er hatte die Fäuste in die Hüften gestemmt, und seine Kiefern arbeiteten. Dann ging er mit großen, wuchtenden Schritten quer durch den Raum und setzte sich neben sie, die Beine von sich gestreckt und die Hände in den Schoß gelegt, muskellos, wie aufgelöst. Er sah unter gerunzelten Brauen hervor auf die kahlen, schmutzigen Dielen; es war, als ließe er sich noch einmal, bevor die ganz große Arbeit kam, die Arbeit um Sein und Nichtsein, hinabfallen in das Nichtdenken, in die Kraftlosigkeit, in das völlige, tiefe, endlose Ruhen einer versteckten, einzigen Minute.

Es war ganz still um die beiden. Nur das Rauschen draußen war zu hören; und von Zeit zu Zeit warf sich der Wind gegen die Tür und griff durch einen schmalen Spalt und raschelte in den Papieren, die am Boden lagen.

„... und wenn man's recht nimmt, ist doch alles vergeblich gewesen," sagte der Baumeister aus einem Grübeln herauf. Die Frau sah zu ihm hinüber, und sie meinte, er habe jetzt eine scharfe, kerzengerade Falte im Gesicht, von den Nasenflügeln zum Mund hinab, die sie vorher nicht bemerkt hatte. Es konnte aber auch die sonderbar müde, halbe Beleuchtung sein, die täuschte.

„Manchmal denk' ich, das ganze Herumkriechen auf dieser armen, überschwemmten Erde ist vergeblich ..." sagte er nach einer Weile leise, und seine Finger trommelten ruhelos auf den ledernen Mantel.

Die Frau sah ihn voll und offen an: „Warum denken Sie das? — Ich glaube, daß es keinen Strom gibt, vor dem Sie sich fürchten."

Er wandte langsam sein Gesicht zu ihr, in dem es sonderbar zuckte und wetterleuchtete, und nahm mit einer ganz kleinen, schmalen, fast könnte man sagen: übersehenen Bewegung ihre Hand. „Ja, schau'n Sie, das ist es eben! Es hört sich toll an, wenn ich das sage: es gibt aber auch keinen Fluß, der m i ch fürchtet! Alles ist so vernunftlos; entweder erreiche ich nichts, und dann geht die Flut ins Land und zerstört alles. — Oder ich schaff's, und dann rollt die ganze ungeheure Naturkraft in irgendeinen Ozean, nutzlos und vertan ..."

Er spielte, während er sprach, mit ihrer kindlich kleinen Hand, lächelnd und ein wenig versonnen, als denke er an eine andere Frau, die auch so weiß und lind war; und plötzlich, ohne einen Übergang, wie von einem Zwang gefällt, beugte er sich über sie und rührte mit den Lippen das dünne, nervöse Geäder und die feinen, duftenden, zitternden Finger; und dann faltete er die Hände um das gebrechlich zarte Gelenk und zog den erregten, pulsenden, bleich und heftig atmenden Frauenkörper zu sich herüber. Sein Mund küßte ihre Schläfe. „Warum sagst du nichts?" Er küßte ihre Augen. „Du sollst mein sein!" Er riß sie wild an sich und umspannte ihr Gesicht mit seiner großen, harten Hand, er küßte ihre Wangen, ihren Mund, ihren Hals. „Du b i st mein, süße, kleine Frau; süßes, kleines Mädchen ..." Ihre Hand lag schlaff in seinem Schoß; sie hatte die Augen geschlossen und über ihre Lippen kam ein halblautes, hingegebenes Stöhnen. — „Sag' etwas," flüsterte er; „warum sagst du nichts?" Und seine Hände nestelten an ihrem Ledermantel und an dem weichen, weißen Gewand, das er freigab, und fuhren über ihre Haut, über ihre Brust, hart und bebend und fordernd. „Warum?" hörte er sie wie aus einem Traum hervor. „Du, warum? — Ich hab' dich gern, hörst du? — Ich hab' dich ja gern ..." Und dabei glitt ihre Hand ruhelos durch sein störrisches, blondes Haar und über seine Wangen.

„Hast du mich lieb?"

„Ja, ich hab' dich lieb," sagte sie und lächelte mit geschlossenen Augen.

„Du sollst zu mir kommen, heute abend!"

„Ich kann nicht, du! — Ich kann nicht ..."

„Du wirst, du kleine, heiße Frau!"

Er sah ihre zusammengepreßten Lippen und ihr bleiches Gesicht, und fühlte, wie ihr ganzer, leichter Körper bebte.

„Wirst du?"

„Ja," sagte sie leise und lag regungslos in seinem Arm.

„Du wirst mir sagen, daß du mich lieb hast ..."

„Ja!"

„... sehr lieb ..."

„Ja!"

„... und wirst mir gehören ..."

Ganz leise: „... ja ..."

„... und wenn ich gehe, — wirst du — an mich denken?"

„... ja ..." Geflüstert, unhörbar fast.

„Du bist süß, kleine, weiße Frau!" Er küßte ihre willenlosen, halb geöffneten Lippen. „Du bist so süß und darfst nicht böse sein ..."

*

Es waren nur noch kurze Stunden, in denen der Strombaumeister sein Quartier in der kleinen Wohnung aufsuchte. Die Flut raste unabläßig, aber der Damm hielt noch immer, draußen arbeiteten sie Tag und Nacht und fuhren Sandsäcke heran und zimmerten an den Deichen und flickten jedes Loch in fieberhafter Eile. Aber die Gefahr hielt an, und der Baumeister mußte auf dem Posten sein.

Es waren nur noch kurze Stunden, die er daheim verbrachte. Aber in diesen Stunden waren Augenblicke und Minuten, in die sich die Glut heißer, schwüler Sommernächte preßte; Minuten, da Gedanken stockten und der Herzschlag wild und ungebärdig war, als wolle er die Adern sprengen. Da der fremde, starke Mann die kleine Frau vom Erdboden aufhob wie ein Kind und ihr die Scheu und den Atem hinwegküßte und ihre Hand lind und weich sein

hieß, und da die Frau vor seiner Kraft erschrak und seine Lippen duldete und ihn hinnahm, mädchenhaft und ein wenig furchtsam und bezwungen. Da sie sich, seine Sklavin, wenn er sie gehen hieß, ihrer Nacktheit schämte, und doch versprach, wenn er seine Hände um ihre schmalen Hüften legte: „Du willst es, ich komme wieder . . .“

Und einmal in solcher Minute geschah es, daß er sie leise und beinahe wehmütig streichelte. „Ich glaube, jetzt ist die Gefahr vorüber, und unsere Zeit ist um.“ Und nach einer Weile: „Die neue Brücke hat es weggerissen. Sie ist förmlich zermalmt worden von der Flut, von diesem Sinnlosen, das wie eine blinde Leidenschaft ist . . .“

‚Die Brücke von mir zu ihm,‘ dachte sie, ‚und von ihm zu mir . . .‘ Und er wunderte sich, daß sie von da ab stumm und fremd war und daß sie den Kopf auf die Brust senkte und lautlos aus dem Zimmer ging. ‚Es ist die Trennung,‘ dachte er und wunderte sich nicht mehr, als sie ihm beim Abschied die Hand entzog, die er küssen wollte, und sich zum Fenster wandte. —

— — — — — — — — — — — —

„Warum warst du so?“ fragte der Mann, als er die Tür hinter dem Strombaumeister geschlossen hatte.

Sie stand schweigend und sah zum Fenster hinaus, über dem sich wieder blauer, sonniger Himmel wölbte. „Jetzt scheint wieder die Sonne,“ sagte sie mit einer merkwürdig schwebenden Stimme, „aber es war schlimm, und die Brücke ist zerbrochen . . .“

„Willst du mir nicht antworten?“ fragte der Mann.

„Nein,“ sagte sie mit einem Seufzer der Erleichterung, und ein trauriges Lächeln lag um ihren Mund; „ich will es dir nicht sagen . . .“

Er sah sie einen Augenblick stumm an, und sie meinte, es habe sich wie ein Schleier über sein Gesicht gelegt. Dann neigte er den Kopf, wie unter einer Last, und ging. Sie hörte draußen die Tür fallen.

*

Als der Mann sehr spät am Abend nach Hause kam — ‚ich habe mich betrunken,‘ dachte er in seinem wirbelnden Hirn, ‚ich habe mich völlig betrunken, und sicher ohne Grund‘ —, stand er einen Moment in der Küchentür und sah, daß auf dem kleinen Tisch ein bescheidenes Essen für ihn stand, und preßte ein lautloses Lachen in sich hinein. „Ich habe mich wirklich ohne Grund betrunken,“ sagte er vor sich hin; „ich will nett und lieb zu ihr sein, damit sie es vergißt. — Weshalb soll sie mir auch antworten? Ich kann sie ja nicht zwingen.“

Er wankte auf den Tisch zu; er wollte sich hinsetzen und das kleine Abendbrot, das mit soviel Liebe hergerichtet war, anschauen; essen wollte er nicht, aber er wollte ihr am Morgen sagen, wie sehr er sich gefreut habe. Und dann wollte er über sie und sich so recht gutmütig lachen, und alles sollte wieder gut sein.

Neben der Kaffeetasse lag ein zusammengefalteter Zettel, und er las, mühselig und mit unklaren Augen: „Ich habe ein Kind, des Vater Du nicht bist. Ich kann nicht mehr, und Du sollst denken, daß der Mensch armselig ist, aber nicht schlecht.“

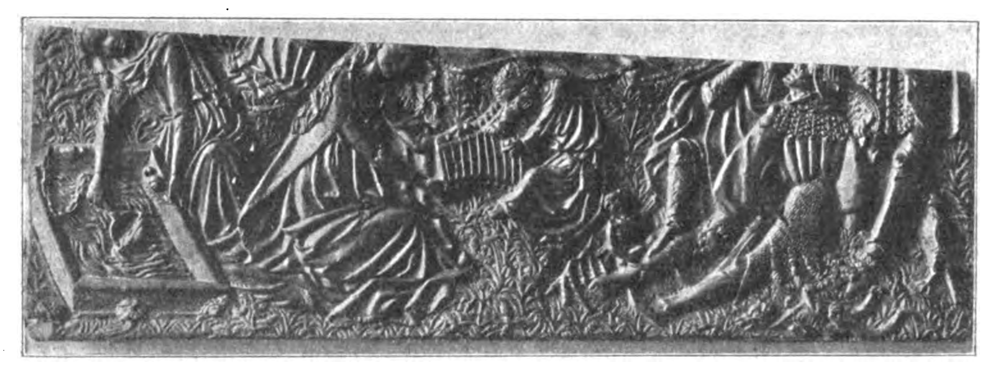
Der Mann konnte im Augenblick gar nicht recht verstehen, was eigentlich vor sich gegangen sei. Er legte mechanisch die Kleider ab, und im Bett starrte er krampfhaft ins Dunkel und mühte sich, klar zu denken; und als er schließlich begriff, preßte es ihm die Kehle, und er weinte in seiner Trunkenheit tränenlos vor sich hin, halblaut und erschütternd, wie ein Hund . . .

— — — — — — — — — — — —

Die Nachbarin erzählte am andern Morgen, daß die Frau so sonderbar gewesen sei, fast feierlich, als sie ging. Sie wäre schüchtern und beinahe zaghaft gegangen, gar nicht frei wie sonst, und sie sei noch einmal zurückgekommen und habe zu den Blumen hinaufgelangt, die vorm Fenster draußen wachsen, und ein weißes Monatsröschen abgebrochen. Das habe sie sich an die Brust gesteckt und sei davongegangen . . .

Klarheit. Von Leo Sternberg

Nun flammt das Gold des Abends um die Bäume
Am Horizont. Ich aber halte still,
Und hinter mich tritt alles, was ich träume,
Was ich gelebt und noch vollenden will,
Daß klar ich selbst wie jene Wipfel stehe
Und weiter schaue als ein Auge reicht,
Umglutet ganz von einer goldnen Nähe,
Die einer grenzenlosen Ferne gleicht.



Liebesgarten. Holzbildwerk des 15. Jahrhunderts. London, Victoria und Albert-Museum

Der Liebesgarten in der deutschen und italienischen Kunst

Von Hofrat Univ.-Prof. Dr. Josef Strzygowski

Unter einem Liebesgarten stellt man sich bald italienische Villen vor, in deren schattigen Hainen oder an deren rauschenden Wassern sich Paare trunken in die Augen blicken, oder man sieht nach französischer Art ein Schäferpaar schäkernd in ländlicher Umgebung, oder endlich, man läßt sich von Böcklin auf irgendeine Insel zaubern, auf der ein Paar eins ist mit der Natur. Rubens hat gar die wildeste Ausgelassenheit bald im Reigen tanzender Bauernpaare, bald im Kreise von Satyrn und Nymphen gemalt. Nicht um solche der verfeinerten oder vergröberten Natur nahekommende Darstellungen handelt es sich hier, sondern um eine sinnbildliche Art, die den geheimnisvollen Schleier des Rätselhaften um sich geworfen zeigt und sowohl in der italienischen wie in der deutschen Kunst Züge aufweist, die nicht rein europäischen Ursprunges sein dürften, obwohl in beiden Fällen nordische Gesinnung schöpferisch am Werke ist. Ich will hier auf solche Ursprungsfragen gar nicht eingehen, sondern dem Leser nur den unendlichen Reiz der ganzen Gattung vorzuführen suchen. Sie ist von doppelter Art. Betrachten wir zunächst die italienische Auffassung.

Es hat etwas für sich, wenn man bei der Vorstellung des Liebesgartens von der italienischen Villa ausgeht und sich all der lockenden Reize erinnert, die die Abhänge von Frascati oder Tivoli, dann in der Umgebung von Florenz und Genua, endlich an den oberitalienischen Seen bieten. Botticelli hat diesen Naturrahmen köstlich mit Gestalten der antiken Mythe zu füllen gewußt, als er die bekannten Liebesbilder für Giuliano de' Medici malte, die man gern „Geburt der Venus" und „Frühling" nennt: Mit Unrecht, denn es sind nicht kalte Allegorien, sondern Sinnbilder der Liebe jener Simonetta Vespucci, für deren Heim, die Villa Careggi, die beiden Bilder gemalt wurden. Das eine stellt dar, wie sie die Liebe in Gestalt der Schaumgeborenen bei sich aufnimmt, das andere, wie sie im Vollbesitz ihrer Liebe frisch wie der Frühling den Liebesgarten der etwas hausbackenen Frau Venus durchschreitet. Uns sollen nicht diese herrlichsten Bilder der Florentiner Frührenaissance beschäftigen. Wir wenden uns dem italienischen Norden zu.

Zu den bekanntesten Gemälden jener wunderbaren Jugendblüte venezianischer Kunst, die wir zusammenbringen mit dem Namen Giorgione oder jenem Tizian, der ganz befangen in Giorgiones Fußstapfen seinen Lebensweg beginnt, gehört auch das bekannte „Ländliche Konzert" im Louvre, eine Landschaft mit einer Gruppe von zwei Jünglingen, einer modisch gekleidet, der andere ein Bauer mit nackten Füßen, die mit zwei wie selbstverständlich nackt auftretenden Frauen im Grünen eine Pause im Musizieren machen. Das Bild ist 1,10 Meter hoch und 1,38 Meter breit und in Öl auf Leinwand gemalt.

Wir sehen die vier Gestalten im Vordergrunde so verteilt, daß die eine Frau links versonnen über einen rechteckigen Brunnen gebeugt dasteht, auf den sie sich mit der rechten Hand stützt, während die Linke ein Gefäß über die Öffnung hält; die zweite Frau rechts sitzt wie auf einem kleinen Hügel vor den beiden Männern im Grase, wendet uns den Rücken zu und hält, indem sie den Oberkörper mit dem linken Arm auf das rechte Knie stützt, in der Rechten eine Flöte. Sie scheint ebenso versonnen wie die andere Frau, nur blickt sie in die Bildtiefe. Von den Jünglingen zwischen den beiden

Frauen sitzt der eine links gerade aufgerichtet mit einer Laute im Schoße, der andere liegt rechts von ihm abgewendet da und dreht den Kopf zu ihm zurück, so daß die Gesichter einander gegenüberstehen. Die ganze Gruppe wird durch einen schattigen Abhang mit einem Baume links losgelöst von der übrigen Landschaft, die im Mittelgrunde hell einsetzt und rechts vor einer mächtigen Baumgruppe einen Hirten, links hinten ein Gehöft zeigt. Im Hintergrunde links die weite Ebene mit dem Meer in der Tiefe, darüber Wolken.

Es ist zu verwundern, daß man sich noch nicht bemüht hat, den Gegenstand dieses Bildes aus einem griechischen oder römischen Schriftsteller herzuleiten. Nackte Frauen mit bekleideten Männern musizierend, das ist für mythologische Ausdeutung doch gar zu lockend. Aber die idyllische Ruhe, die über den Menschen und der Landschaft ruht, wirkt so natürlich, daß selbst die philologisch-historische Deutelsucht nicht vorlaut wurde. Es ist eine Pause im Musizieren eingetreten, die Männer plaudern, die eine Frau hört ruhend zu, die andere holt einen erfrischen-



Paradiesgärtlein. Gemälde eines unbekannten mittelrheinischen Meisters um 1420/1430
Frankfurt a. M., Städelsches Institut

den Trunk herbei und ist beim Schöpfen in stilles Sinnen versunken. Was will man mehr? Es ist ein durchaus ländliches Sittenbild, doch ein Sittenbild, das auf irgendeinem reineren Planeten Wesen vereinigt zeigt, die menschenähnlich, aber höher organisiert scheinen als die Gattung, die wir auf unserer Erde hinzunehmen gewohnt sind.

Die Gestalten der Landschaft wie der Männer und Frauen scheinen durchaus venezianisch, besonders die weiblichen Körper in ihrer weichen Üppigkeit ohne jenen halb an die Antike anklingenden oder wissenschaftlich beobachtenden Unterton der Florentiner. Ein genaueres Betrachten und Vergleichen besonders auf das Beisammensein der Gestalten in der Landschaft und den Stimmungsausdruck hin, deckt seltsame Zusammenhänge auf. Zunächst sei nur festgestellt, daß der Körper der sitzenden Frau schwammig ist und durch die Haltung des Modells kaum gewinnt. Die Bauchfalten, der runde Rücken, der verkümmerte Arm und dergleichen können manchen Betrachter abstoßen, ebenso wie das Fehlen einer Begründung für das Höhersitzen des Rückenaktes. Auch die stehende Gestalt mit dem schwammig vortretenden Bauch und der fetten Hüfte zieht eigentlich als Akt wenig an, auch wird das Verschwinden des einen Beines hinter dem andern und die Modellhaltung des linken Armes manchen Tadel hervorrufen. Solche Gestaltmotive sind ja mit jeder Elle zu messen.

Was die äußere Gestalt dem an der Antike gebildeten Auge zu wünschen übrig läßt, das ersetzt die innere Gestalt der Frauen und Männer in so reichem Maße, daß selbst der Salongeschmack des Humanisten sich davor beugt. Wie der Lautenspieler seine Hand auf dem Rande der Laute ruhen läßt und mit der andern in die Saiten greift, dabei (wie in Giorgiones Konzert im Palazzo Pitti) den Kopf voller Empfindung wendet, der andere mit stärkerer Bewegung ihm das Haupt entgegenneigt, die Frau davor in Sinnen versunken lauscht und die stehende Gestalt zu einem Denkmal innerer Befangenheit geworden ist, das muß man nur mit dem aalglatten Tizian vergleichen, um sich der Keimkraft bewußt zu werden, die in der ausführenden Hand dieses Bildes lebt. Die menschliche Gestalt wird hier so stark mit dem Adel des seelischen Gehaltes einer schlicht natürlichen Künstlerpersönlichkeit durchsetzt, daß man bis auf die Griechen der praxitelischen Zeit zurückgehen muß, um ähnliches feststellen zu können.

In der Form ist ganz deutlich, daß der Maler seine lockere Gestaltengruppe im Vordergrunde durch einen festen Linienrahmen verbindet. Davon fällt sofort die Schräge in die Augen, in die der Körper der sitzenden Frau von der Mitte weg gebracht ist: in den beiden Beinen zusammen mit dem Arm und der parallel zu dieser Diagonale gehaltenen Flöte. Die Richtung klingt drüben in der stehenden Frau mehrmals an im Oberarm und in dem nach links gezerrten Faltenwurf. Zwischen die beiden weiblichen Vertreter der Diagonale legt sich vermittelnd im senkrechten Winkel das auffallend beleuchtete Bein des Lautenspielers in einer Richtung, die der Abhang des Hügels, auf dem die Gestalten sitzen, aufnimmt. Zwei dahinter nach rechts geworfene, belichtete Schrägflächen nehmen die Richtungsanordnung auf und bringen die lotrechte Masse der Laubbäume rechts ebenso zur Geltung wie die weibliche Gestalt links mit dem Baumstamme darüber. Da im Hintergrunde durch die weit ausgezogene Wagrechte des Meeres in ähnlicher Weise Ruhe in die Anordnung gebracht ist, so erscheinen die bewegten Schrägen der Figurengruppe des Vordergrundes in einen Rahmen gespannt, der die innere Ruhe der Gestalten wesentlich verstärkt. Räumlich ist eine ganz klare Anordnung dadurch getroffen, daß Vorder-, Mittel- und Hintergrund mit einer Unbefangenheit getrennt sind, die als Formwert ebenso überrascht, wie die kindliche Treue in der Wiedergabe der an sich unschönen weiblichen Körper.

Der Inhalt des Bildes? Wer ihn nicht längst in seiner mozarthaften Weichheit erkannt und in Menschengestalt wie Landschaft wirksam empfunden hat, dem ist mit Worten wenig zu sagen. Der Meister malt seine Sehnsucht nach einer reineren Welt, einer Welt, wie sie schon damals in die Brüche zu gehen droht. Was er als Dasein erschaut, ist vielleicht, nur noch ernster, in den Giebelgestalten der Westseite des Parthenon bei Phidias zu finden, nicht aber in der Welt, in der ein Tizian und Palma maßgebend wurden.

Das Bild wird dem Giorgione zugeschrieben, vor allem aus inhaltlichen Gründen, wegen jener versonnenen Art, die jede Handlung ruhen und die Landschaft in ihrer abendlichen Stimmung wie in dem Gemüt der dargestellten Menschen widerklingend erscheinen läßt. Wir kennen diese Wehmut von der Madonna di Castelfranco, Giorgiones Hauptwerk, von seinen in den Maßen ähnlich groß gedachten Feldmessern in Wien und dem Giovanelli-Bilde, das man gern die Familie des Giorgione nennt. In diesem Bilde fallen auch die Tracht des bekleideten Mannes und die nackte Frau nebeneinander wie in unserem Bilde auf, die Frau übrigens in einer ähnlichen Haltung wie die Sitzende, nur von vorn gesehen. Bemerkenswert sind die unerwartet kleinen Maße (0,83 Meter hoch, 0,34 Meter breit), die die Gestalten fast miniaturartig erscheinen lassen. Darin nähert sich das Bild dem Frankfurter Liebesgarten. Im Louvrebilde sind sie etwas größer. Am nächsten verwandt ist dem Ländlichen Konzert dann die schlafende Venus in Dresden, die den nackten

Körper ähnlich, wenn auch sorgfältiger behandelt zeigt. Das Louvrebild weist in der Gestaltenbildung — man betrachte besonders den Rückenakt mit der absichtlich harten Schräge links — manche Einzelheiten auf, die auf starke Formüberlegungen hinweisen. Doch kommt das für unsere Frage nicht in Betracht.

Wir heben aus dem Bilde nur die Frau am Brunnen neben der im Grase sitzenden Gruppe mit den Musikinstrumenten hervor und dieses versonnene Nebeneinander in der Landschaft. Vielleicht weiß mancher Leser bereits, daß die nackte Frau am Brunnen wiederkehrt in einem der berühmtesten Bilder der venezianischen Kunst, in der „Himmlischen und irdischen Liebe“ von Tizian, auch einer Art Liebesgarten. Daher wird es doppelt überraschen, wenn ich nachweise, daß diese Gestalt und das Ländliche Konzert des Giorgione in seiner Anordnung wiederkehrt in einem älteren deutschen Liebesgarten, dort allerdings in ganz anderer Einführung.



Ländliches Konzert. Gemälde von Giorgione. Paris, Louvre



Liebesgarten. Mittelitalienische Schule des 15. Jahrhunderts. Berlin, Kaiser Friedrich-Museum

War der italienische Liebesgarten, wie er vor unserer Vorstellung schwebt, an die Zeiten der Renaissance und des Barock geknüpft, so ist der deutsche ein ausgesprochenes Lieblingsmotiv der vorausgehenden Gotik. Was für Italien das Ländliche Konzert der Giorgione, das ist für den Norden ein Liebesgarten, der sich in Frankfurt am Main befindet, einst in dessen Historischem Museum, jetzt im Städelschen Institut. Das Bild ist sehr klein (26,3 mal 33,4 Meter) und auf Holz gemalt.

Wir sehen einen von zinnengekrönter Mauer umschlossenen Garten, in dessen oberer Hälfte eine breit neben einem sechseckigen Tische dasitzende und in einem Buch lesende Frau die Mitte einer Gesellschaft, links von Frauen, rechts von Männern bildet, die die untere Hälfte des Bildes füllen. Zwischen beiden Gruppen, genau unter der lesenden mit einer zarten Krone versehenen Frau ein Knabe mit kreuzförmigem Strahlenscheine, also Christus unter Maria. Noch eine Gestalt fordert eine religiöse Deutung, die rechts in der Art von Dürers Melancholie sinnend auf dem Boden sitzende jugendliche Gestalt, die geflügelt ist, also wenn man sie mit Christus und Maria als Mittelgestalten zusammen nimmt, einen Engel darstellt. Überdies steht zwischen dem Engel und Christus ein geköpfter Baum, dem Propfreiser aufgesetzt sind, wie sich nachweisen läßt, das Sinnbild der Jungfräulichkeit der Gottesmutter.

Das Frankfurter Bild ist also nicht minder geheimnisumwoben, wie das des Giorgione. Und doch wie verschieden ist in beiden die gegenständliche Fassung. Warum ich sie nebeneinander nenne? Sehen wir zu. Mit dem Christusknaben zusammen, ihm eine Zither hinhaltend, hockt inmitten von Maiglöckchen eine Frauengestalt, die wie der Engel eine Blumenkrone auf dem Haupte trägt. Über ihr eine stehende Frau, die von Maria abgewendet Früchte von einem Baume mit mit doppeltem, gewundenem Stamme (dem Baume der Erkenntnis) in ihren Schoß pflückt. Geht man dem Halbkreise, den diese beiden Frauen um die Hauptgruppe bilden, nach, so endet er rechts in der vor dem Engel auf dem Boden sitzenden Rückengestalt eines Mannes in modischem Kleide, der, indem er die Linke in die Seite stützt, aufblickt. Vor ihm liegt am Bildrande ein



Schlafende Venus. Gemälde von Giorgione und Tizian

totes Tier auf dem Rücken. Eine der schönsten Gestalten des Bildes schließt den Halbkreis rechts ab: ein Jüngling, der, indem er einen Baumstamm umfaßt, sich wie lauschend oder sehend vorbeugt. Auch er ist in die modische Tracht der gotischen Zeit gekleidet.

Es bleibt noch eine Gestalt übrig, die wie bei Giorgione abgesondert links in der Ecke des Bildes erscheint und merkwürdig das gleiche Motiv zeigt, wie in des italienischen Meisters Liebesgarten: eine Frauengestalt, die sich mit dem einen Arm auf den Rand einer rechteckigen Wasserkufe stützt und sinnend innehält, während sie mit der andern Wasser schöpft. Freilich ist sie hier, der ganz anders gearteten Grundstimmung entsprechend, bekleidet. Es kann ja immerhin Zufall sein, daß die nach der äußeren Gestalt und inneren Stimmung gleiche Frau in einem deutschen und einem italienischen Bilde an ungefähr derselben Stelle gegeben ist; ist es auch Zufall, daß neben ihr im Grase eine musizierende Gruppe erscheint? Man sieht, es ziehen sich da merkwürdige Fäden zwischen Nord und Süd der europäischen Kunst. Den Schlüssel bieten zunächst die französische Kunst des 14. Jahrhunderts und ihre Voraussetzungen in den Ritter- und Minnepoesien der Araber, die wieder in der arischen Kunst am fernen Südrande des asiatischen Nordens ihren Ursprung haben.

Wir wollen uns hier an dem zauberhaften Duft der beiden vorgeführten Bilder freuen und uns ergänzend das Paradiesgärtlein in Frankfurt noch etwas näher ansehen. Es ist mit miniaturartiger Feinheit gemalt und läßt gegenständlich ebenso im unklaren, wie Giorgiones Bild. Es gibt ein Bild von Giovanni Bellini im Palazzo Pitti, eine ähnliche „Religiöse Allegorie" wie das deutsche Paradiesgärtlein in Frankfurt; dazu hat Gustav Ludwig eine französischen Quellen und Miniaturen entnommene Deutung geschrieben. Ähnliche Wege muß man, wie gesagt, auch im altdeutschen Bild gehen.

Ich habe einige Andeutungen darüber gemacht, daß der Typus auch sonst nicht unbekannt in Deutschland war. Das beweist u. a. eine vielleicht Augsburger Arbeit, ebenfalls des 15. Jahrhunderts, eine Schnitzerei in Buchsholz, die sich heute im Victoria- und Albert-Museum in London befindet. Sie ist nur im unteren, aber gerade beim Vergleich mit Giorgione und Dürers Melancholie entscheidenden Teile erhalten. Kleinigkeiten sind etwas anders. So ist der Baum der Jungfräulichkeit unten zwischen Christus und dem Engel nicht gegeben, dafür kommt der kleine Teufel besser zur Geltung, der bei genauem Zusehen auch in dem Frankfurter Bilde zu Füßen des Engels neben dem gepfropften Baume hockt. Die sinnende Frau an der Kufe hält unter der aufgestützten Hand Blumen und neben dem Jüngling ganz rechts, der gerüstet ist, sitzt am Boden ein Jagdfalke.

Ich wage nicht jeder einzelnen Gestalt des deutschen Liebesgartens Namen zu geben. Er muß nicht notwendig rein religiös sein. Es würde vielleicht hier noch mehr als Dürers Melancholie gegenüber am Platze sein, ganze Bücher über die Bedeutungsvorstellungen zu schreiben, die in diesem einzig schönen Bilde stecken. Die Anfänge und das Werden des Typus führen auf iranischen Ursprung zurück.

Rein künstlerisch genommen hat das Bild viel von dem Reize der persischen Miniaturenmalerei. Die von einer hohen Wand umschlossene Oase mit den einzelnen blühenden Bäumen — die Kufe links in der Ecke war wohl ursprünglich ein Fließbrunnen —, dazu die Bäume und Vögel klingen an alte Vorbilder an, wie sie schon Albertus Magnus kennt, und Wandwirkereien wiederholt darstellen. Albertus Magnus z. B. beschreibt (Z. f. Bild. Kunst 60, 26/7, Pantheon, Febr. 1928) Rasenplätze, hinter denen in quadratischem Ausschnitt alle Arten aromatischer Kräuter und Blumen gepflanzt werden können. Zwischen diesen Kräuterbeeten und dem Rasenstück soll am Ende derselben ein erhöhtes Rasenstück angelegt werden, voll lieblicher Blumen und ungefähr in der Mitte zum Sitzen geeignet, wo sich die Sinne erholen und Menschen sitzen können, um sich ergötzlich auszuruhen usw. Anderes wie das Stilleben mit dem Spitzenläufer auf dem Tische, der hohe, schlanke Korb links und Einzelzüge der Tracht finden sich immer wieder in der gleichzeitigen deutschen Kunst, besonders in der Graphik, so in einem Kupferstich-Liebesgarten, den ein niederrheinischer Meister um 1448 geschaffen hat (Pass. II, S. 253, 3).

Die Zartheit der Einzelgestalt ist ebenso kennzeichnend, wie daß für die einzelnen Frauen und Männer kein einheitlicher Maßstab genommen ist. Die Zeit bindender Naturtreue war in Europa damals noch ebensowenig da, wie jemals in Asien. Im Gruppenbau fällt die Anordnung im Halbkreise um die Hauptgestalt auf, dazu seltsam abgehackt, die kahle, im hellen Lichte rechtwinklig abschließende Wand im Hintergrunde. Alles baut sich noch übereinander, nicht hintereinander auf, wie es einst in altchristlicher Zeit die iranisch flächenhafte Raumauffassung auch in Byzanz und Italien eingeführt hatte und im Norden heimisch war. Bei Giorgione ist die Höhe in Tiefe übergeführt, aber immer noch mit dem kennzeichnend hohen Augpunkt. Licht und Schatten spielen in dem deutschen Werke nur in der Flächenbewegung des Faltenwurfes eine Rolle. Wer aber das Beste an der ganzen Schöpfung sehen und jubelnd genießen will, der muß vor das Urbild in Frankfurt wallfahrten: der Reiz der Farben ist von unbeschreiblicher Schönheit. Das kann keine Nachbildung wiedergeben.



Liebesgarten aus René von Anjous: „Buch vom liebentbrannten Herzen"
Buchmalerei vor 1465
(Mit Genehmigung der Österreichischen Staatsdruckerei, Wien)



Ausschnitt aus einem Wandbild im Schloß Buen Consiglio in Trient

Der Meister, der dieses miniaturartig feine Bild gemalt hat, ist uns unbekannt. Wir nennen ihn mittelrheinisch um 1420/30. Von ihm ist noch ein zweites, ähnlich geheimnisvolles Werk mit persischem Einschlag erhalten, eine Maria im Rosenhag. Doch will ich davon nicht weiter reden; die Betrachtung der beiden Liebesgärten hat zu viel Platz weggenommen. Der Leser wird empfunden haben, welchen unerschöpflichen Reiz das Versenken in ein Kunstwerk hat und welche Schätze die Forschung daraus holen kann.

Ich bin den Weg von der üppigen Zeit des italienischen Barock zurückgegangen auf die deutsche Gotik, weil ich den Leser anregen wollte, sich in Ursprungsfragen hineinzutasten. Woher nimmt die deutsche Kunst diese seltsame religiöse Auffassung des Liebesgartens und wie kommt es, daß davon noch Nachwirkungen in der arkadischen Umbildung der italienischen Kunst zu finden sind? Man kann ähnliches auch für das andere Lieblingsmotiv der deutschen Kunst, die mystische Auffassung der Mariendarstellung in der Madonna im Rosenhag nachweisen. Auch davon hat die italienische Kunst noch Einschläge empfangen.

Wir haben nur eine ganz bestimmte Gruppe von Liebesgärten herausgegriffen, den deutschen in Frankfurt, der unmittelbar oder von Frankreich aus auf den Giorgiones übergegriffen hat. In Deutschland ist er noch religiös, bei Giorgione schon weltlich. Es wird eine prachtvolle Aufgabe sein, dem religiösen Liebesgarten nachzugehen. Außer Zweifel steht, daß er nordischen Ursprungs ist. Schon eine Silbervase aus dem Maikopschen Kurgan im Kuban zeigt die religiöse Fassung der Landschaft (um 2000 v. Chr.), die der Ausgangspunkt sein dürfte. Die menschlichen Gestalten sind freilich erst bei der Berührung des Nordens mit dem mittleren Gürtel der bildenden Kunst dazu gekommen.

Die Sternenkuppel

Novelle von Friede H. Kraze

Peter Parler aus Gmünd in Schwaben, von Kaiser Karls Majestät berufen, den Bau des Prager Doms fortzuführen, stand in seinem Werkraum.

Es war ein großer, ebenerdiger Saal, kreuzgewölbt, in seinem Hause nicht weit vom Bischofshof am Kleinseitner Brückenturm.

Der Brand des Abendhimmels warf sich in die Moldau und entzündete die kühle Tiefe. Auch die schöngewölbte Stirn des Meisters überflog rötlich. Die Haut darunter blieb immer bleich, so viele Stunden des Tags er auf den Gerüsten zubringen mochte oder mit Hin und Her zwischen Dom, Bauhütte und Haus. Allein seine Augen, die tief gesetzt waren zu Seiten des schmalen Nasenrückens, verrieten zuweilen, daß der Meister ein inwendiges Feuer hegte, wie draußen zur Stunde der Moldaustrom.

Des Meisters Blick war kühl bis zur Geschliffenheit. Die festen, mageren Hände warfen Pläne und Berechnungen, die den gewaltigen Eichentisch bedeckten, hastig durcheinander: dieses waren die Maße des Chores von Allerheiligen, dieses der Grundriß von St. Bartholomäus in Kolin. Wie mochte ihm denn jetzt, da er ganz anderes suchte, die Zeichnung des Treppentürmchens am Dom in die Hände geraten!

Er warf sie ungeduldig zur Seite.

Im nächsten Augenblick überflog ein Lächeln seine Lippen. Er nahm das Blatt wieder auf, hielt es von sich ab. „Es schwebt zur Höhe!“ sagte er.

Er griff nach einer anderen Rolle mit dem Plan der Strebebogen, von den herrlichen Pfeilern herüberspringend zum Chor.

Wieder hielt er das Blatt von sich, drückte leicht die Augen zusammen, zeichnete mit dem Finger: er sah ihn schon vollendet, den Wald von Türmchen und Fialen. Die Kreuzblumen blühten. Drachen, Scheusäler und Zungenblecker spien das Wasser im Bogen über die Heiligen, die unter ihren spitzen Dächlein ganz ruhig in den Nischen standen, und jetzt — wie inbrünstige Arme, hochgereckt, die Spitzen der Finger zart aneinanderlehnend — den Kapellenkranz tief unter sich lassend, Gott bestürmend, Gott preisend, schwebte er zur Höhe, der herrlich ragende Oberbau.

„Regine,“ sagte der Meister. Die Spannung seines Gesichts löste sich. Traum trat in seine Augen. Aber schon hatte er wieder die Pergamente zur Seite geworfen. Er schüttelte abwehrend den Kopf, suchte weiter — da!

Die schmale Gestalt des Meisters ließ sich eigentümlich hart in den Armstuhl. Er hielt die Pergamentrolle, die er gesucht hatte, eine Weile in der Hand, ehe er sie aufschnürte. Nur seine Finger spielten unermüdlich daran auf und ab. Plötzlich weiteten sich seine Augen, er riß die Rolle auf. Seine Nüstern blähten sich. War nicht ein Gesicht ihm gegenüber gestanden? Schaute mit hinein in den Plan? Stahlgrüne Augen unter blassem Lockengebausch? Sie funkelten Triumph, Wagnis. Sieg blühte auf überrotem Mund.

In diesem Augenblick drückte sich langsam und schwer die dunkle Eichentür in den Saal. Frau Regine trat ein.

Sie trug nicht die Tracht, gegen welche der hochwürdige Herr Konrad Waldhauser, Pfarrer an der Teynkirche, so heftig eiferte. Sittig hoch an dem zarten Halse schloß das Unterkleid. Der Sorket darüber war violenfarbig, wie der Meister es liebte.

„Petrus,“ sagte Frau Regine behutsam. „Gunnst dir gar keinen Frieden, Peterlein?“

Wie sie auf schmalen Füßen, leicht und unhörbar zum Stuhle des Meisters trat, hätte ihr niemand den Sohn geglaubt, der schon im letzten Jahr den Steinmetzen sein Gesellenstück vorstellte.

„Regine!“ Der Meister fuhr heftig mit der Hand über die Stirn, seufzte auf, lächelte sanft, wie er den Arm ausstreckte, obwohl der Blick noch an dem Plane hing.

„Ach,“ sagte Frau Regine mit den Augen zu dem Verhüllten hin neben dem Ofenturm. „Bist fertig geworden?“ Sie lief durch den Saal wie ein Rehlein und lupfte das Tuch. Es war die Büste des Meisters, soeben vollendet in Ton.

„Die Stirn? Ja,“ sagte Frau Regine, wie sie das Gesicht nachzog mit zartem Finger. „Ist schon recht. Alles, was dahinter halt aufgeht.“ Ihre Augen wurden ehrfürchtig. Sie nahm leise die Wölbung in die Handfläche wie in ein Nest. „Heiße Arbeit macht heißes Köpfle!“ Ihr Blick bekam Muttermilde. „Die Wangen,“ sagte sie dann, zärtlich streichelnd, „arg dünn — die Leutel werden sagen, die Frau vom Meister, nichts mit der Kuchel versteht sie.“ Sie lachte leise. — „Die Nase — no — wird schon stimmen. Bloß der Mund“ — sie erschreckte sich plötzlich.

Peter Parlers Stirn zog sich zusammen,

während er zart und heiß die Frau küßte. „Mußt halt mit dem lebendigen Mund fürlieb nehmen, Weible. No —“ er zögerte — „was ist's denn an selbigem?“

„Rechnen tut er so arg viel Zahlen!“ sagte Frau Regine schnell und leise, als ob sie die Schuld daran trüge.

„Muß er nicht Zahlen rechnen?“ Peter Parler hatte Frau Regine sacht auf die Knie gezogen. Er zupfte behutsam an dem braunen Haargespinst, das seidenweich über dem Ohr aus der Haube quoll. „Wie sollt' denn halten ein' Sach, wenn's der Meister zuvor nicht tät auskalkuliern? Denk' an die Strebbogen vom Dom. Wenn's nicht gestimmt hätte auf den Strich!“

„Freilich,“ sagte Frau Regine schnell. „Bloß zu arg große Zahlen tust jetzt errechnen.“

„Ach,“ sagte sie schmerzlich, als sie sein Gesicht ansah, „nicht ärgern! Tu dich nicht ärgern!“ Sie faltete ängstlich die Hände.

Der Meister hob Frau Regine fort von den Knien und stellte sie hin. Er ging mit großen Schritten auf und ab im Saal. „Regine, hör' zu. Darfst mir nicht dreinreden. Nicht wie ein Stein darfst dich dranhängen, wenn ich will fliegen.“

Sie sah erschrocken aus und wie überblutet die feine, bräunliche Haut. „Die Kuppel,“ — Peter Parler faßte ihre Hand — „wenn ich ihnen die Kirche überwölb' in Karlshof, den Augustiner Chorherren, hier, schau' das Exempel. —“ Er führte sie zum Tisch und breitete den Plan der achteckigen Pfalzkapelle des großen Karl zu Aachen vor ihr aus.

„Ja,“ sagte Frau Regine, „schön genung. Bloß — die hohen Türm' sind nicht da. Wie sie Gottes Herz anpacken hoch droben. Alles nit da, wo hinaufstrebt — Pfeiler verschlungen zu oberst wie die Tannen daheim im Wald — nehmen gleich mit die Gebete.“

„Weißt,“ — sie strich zart über die Stirn des Meisters, in die eine Falte schnitt — „denkst nicht mehr auf unsern Wald, wenn wir heimgingen um Abend?“ Sie seufzte.

Peter Parler legte den Arm um ihre Hüften. Er weiß: Heimweh heißt dieser Seufzer. Nie hat sie in der herrlichen Stadt Prag ihre schwäbische Heimat können vergessen.

Wie sie jetzt stehen, aneinander gelehnt, und in den Himmel schauen, der, erst Brand, dann venedisch Glas und jetzt zarter Opal wird — mitsammen spüren sie ihn, den starken Geruch der Weißtannen und Rottannen. Auf den steilen Gebetsstühlen des Jura sehen sie hinauf, die blauen Waldeinsamkeiten. An den gefurchten Flanken hinunter rinnt der grüne Sammet der Wiesen. Sanfte Herdglocken läuten — schau, die Bläß, Peter, wie das Kälblein nicht locker läßt! — Die geschindelten Dörfer, schmal, heimelig, ducken sich talentlang.

„Wenn du hast Feierabend gemacht,“ erzählte Frau Regine verloren — „die Heiligenkreuzkirche hat dein Vater gebaut, dazumal in Gmünd. Ich war bei den englischen Fräulein draußen, zum Spitzennähen. An der Ecke beim Taferl hast immer gewartet. Mir hat's gegraust allein durch den Wald, — dreizehn bin ich gewesen —“ entschuldigte sich Frau Regine.

„Schön war's nachher durch den dunklen Wald, Hand in Hand . . .“

Er zieht sie enger Schulter an Schulter, Hüfte an Hüfte.

„Und hernach, wenn die Stämm' vonsammen sind getreten, sind blank worden wie Silber — der Wald hat die Torflügel aufgeschlagen, und drunten im Tal, wie Milch und Rauch, zugedeckt die Erde, ausgelöscht, bloß über uns, über den Stämmen wie die Kirchpfeiler — der hohe Himmel!“

„Regine,“ sagte der Meister schnell — seinen Augen entglitt der Traum, der Blick bekam wieder das Geschliffene, Kühne — „ein Himmelsgewölb überstirnt, schau, das ist's. Damit will ich sie eindecken, die Kirche. Wie Gott den weiten Himmel hat über die Erde gewölbt, gleichermaßen eine Himmelskuppel will ich wölben. Wie ein klein Kind zu einem Riesen soll sie sein, die Pfalzkapelle zu meiner.“ — Seine Zähne setzten sich fester, das Kinn trat hervor. „Das, was noch keiner vollbracht hat,“ sagte er leise, „das, was die Erde noch nicht gesehen hat! — Sagst du gar nichts, Regine?“ Er kehrte sich hastig um. Er sah nicht, daß ein Schauder ihr die Nackenhaut überlief. Er hob ihr Kinn, daß sie ihm voll in die Augen sehen mußte.

Frau Regines Blick bekam etwas geheimnisvoll Zugedecktes, wie sie mit weit aufgeschlagenen Lidern dem Blick ihres Mannes standhielt. „Ich will beten,“ sagte sie leise.

Peter Parler ließ hart die Hand von ihrem Kinn fallen. Seine Zähne nagten die Unterlippe. Er fing an, den Saal abzuschreiten, daß es widerhallte.

Frau Regine rührte sich nicht. Der Flaum ihrer Nackenhaut stand noch steil. Aber unter dem Zugedeckten ihrer Augen zitterte es heiß.

Der Meister blieb neben ihr stehen. Er faßte sie nicht mehr an mit der Hand, nur seine Stimme rührte sie zart: „Regine“ — er deutete auf seine Büste — „sollt's dich

nicht freuen? Auf dem Triforiumslaufgang, wir zwei, der Matthias von Arras und der Peter Parler. Da, wo kaiserliche Majestät steht, dein Mann, Regine . . . wo der Herr Erzbischof steht, die Prinzen . . ."

Frau Regine nickte eifrig. Ihre Lippen waren weiß. Sie schienen es noch festzuhalten von vorhin das Wort: ‚Ich will beten!' — Peter Parler wartete. Stumm strich sie ihm mit der zitternden Hand über Augen und Stirn.

Der Meister hielt ihr die Hand nicht fest, und küßte sie nicht in die warme Fläche, wie er sonst gern tat. Frau Regine nahm die Hand wieder zu sich. Der Abendhimmel war völlig verblaßt. Etwas Dunkles hockte sich in die Tiefe des Saales.

„Wir sollten die Kerzen anzünden," sagte Frau Regine zaghaft.

„Nicht hier." Die Stimme Peter Parlers klang verstaubt. „Nicht hier. Bei dir drüben, Regine. Ich muß fort alsbald."

Draußen schlug eine Tür. „Drei Lilien, drei Lilien," sang eine helle Mädchenstimme. Flinke, leichte Schritte liefen vor schweren Schuhen. Das Lied brach jäh ab. Man hörte Lachen und Schelten. — „Die Buben und die Walburg," sagte Frau Regine lächelnd. „Necken tun's gar zu gern. — Gehst du zu den Dubnas?"

Der Meister nickte. „Will noch mein Gewand wechseln zuvor," sagte er schnell.

„Hast's doch an bereits, dein neu Gewand." Frau Regine staunte.

„Ist schlecht im Schnitt!" Der Meister entgegnete fast heftig. „Der Graf Michna — der Wenzel Michna — er hat einen Schneider, der in Paris gelernt hat . . ." Er schwieg plötzlich, verlegen.

„Der Wenzel Michna!" Frau Regine schlug die Hände zusammen. „Der, wo immer stolpert über seine geschnabelten Füß? Hochwürden Waldhauser hat neulich auf ihn hingeschaut, extra, bei der Predigt. Wie eine stopfete Gans hat er die Brust, und den Bauch fortgeschnürt wie ein Windhund! Der!"

„Maidel! Regine!" Der Meister lachte.

„Ach," sagte Frau Regine. „Du bist gemacht von Gott wie eine Rottanne so hochauf und bist ein Meister, ein großer. Daß du so einen willst nachäffen!" Sie richtete sich selber hochauf. In ihrer Stimme waren Tränen und Zorn.

„Sei nicht schiech, Regine!" Der Meister wollte aufbegehren. Aber er sänftigte sich gleich. „Wenn ich dem Michna seinen Schneider nehm', brauch' ich ihn selber noch lange nicht nachäffen!" — Als Frau Regine nicht antwortete — „willst ja niemals mitkommen, du. Erst neulich hat's wieder geheißen, beim Kinsky, wo die schöne Frau Regine ist geblieben!"

„Wart'," — Zärtlichkeit wärmte wieder seine Stimme — „wenn wir die Gasterei erst geben und den Tanz — aus deinem eignen Haus kannst mir schon nit fortrennen — rosinenfarb sollst mir anziehen flandrisch Tuch und Seiden aus Venetien, gestickt und mit Zobel verbrämt!"

Frau Regine schlug wieder die Hände zusammen voll Staunen. „Eine Gasterei? Hier bei uns? Einen Tanz?" — Auf Rosinenfarb und Zobel antwortete sie nicht, und auch das Fortrennen ließ sie außer acht. „Ach so," sie lachte plötzlich hellauf — „ein' alte Frau bin ich worden. Immer wieder tu' ich drauf vergessen. Vier große Kinder hab' ich. Bald wird die Walburg wollen tanzen. Dem Hansel ein Fest willst geben. Einen Buben von neunzehn hab' ich bereits!" Sie lachte wieder wie die silbernen Glöckchen am Zymbalum. Sie sah aus, als könnte ein Bube von neunzehn wohl ihr Bruder sein.

In den Augen des Meisters ist Sanftmut und Flimmern zugleich. „Bist die Schönste annoch," sagt er an ihrem Ohr, wie er die Arme um ihre Hüfte legt. „Du selber sollst tanzen. Sollst mir fliegen lernen!"

„Nit so! Nit so!" Frau Regine hob abwehrend die Hände, drückte sich aber gleich eng an seine Schulter.

Peter Parler faßte ihre beiden Hände. „Folgen Händlein! Gehorsamen! Habt's gelobt!" Er küßte Ringfinger und Ring.

Sie schwiegen aneinandergelehnt. Die rote Glut setzte sie zusammen in einen blanken Rahmen. „Geh schlafen beizeiten," sagte Peter Parler plötzlich sich erinnernd. „Heut sollst nicht auf mich warten. Es kann spät werden."

Er küßte sie dreimal schnell auf den Mund, ging zur Saaltür, kam wieder zurück mit großen Schritten, nahm ihr Gesicht zwischen die Hände. „Ja, bet' für mich, Regina!" Seine leise Stimme war schamvoll.

*

Frau Regine stand und sah ihm hinterdrein. Ihre Augen schwammen. Dann lief sie zum Kasten, wo das Feuer mit dem Bildwerk spielte. Sie faßte den Kopf sanft in ihren Arm, mit der freien Hand zog sie wieder die Linien nach wie vorhin: Stirn, Nase, Augen, Mund. „Bist der Schönste, du," flüsterte sie. „Bist der Allerliebste!"

„Schau —" sie hielt plötzlich inne, schien ein Bild zu sehen in der Ferne. „Der Meister Matthias," erzählte sie leise dem

Kopf in ihrem Arm — „wie sie den täten abnehmen — jedesmal zuvor ist er gegangen nach Maria Schnee und hat gekniet vor unserer allerheiligsten Jungfrau. Siehst's ihm an, dem Bildnus — seine Seele hält sie annoch in ihren Händen. Siehst's ihm an, dem frommen Mund. Schauen nach dem Thron der Dreifaltigkeit, die Augen."

„Du" — ihre Augen zogen sich schmerzlich zusammen, wie sie ihre feinen Finger auf die steinerne Stirn legte — „ach, die großen Zahlen! Schwingest so fern. Schwingest mir vonsammen über alle Reiche der Welt."

Frau Regine war aufgestanden. Sie drückte die gefalteten Hände gegen die Brust, ihr feiner Kopf warf sich in den Nacken. „Meinen Leib," murmelte sie, „meinen Leib tät' ich drum geben." Sie sagte nicht, wofür ihr schmaler Leib gern Opfer sein wollte.

*

Indessen stieg Peter Parler zum Hradschin. Er hatte den Knecht mit der Laterne voraufgehn heißen. Der Mond war fast voll. Die Sterne funkelten. Seine Brust dehnte sich, wie er emporschaute. So ein Himmelsgewölb! — Er fing an zu zeichnen in Gedanken: vom Polygonum der Hauptpfeiler rückt in die Mittelachse vom Langschiff . . .

Seine Hände wurden unruhig. Sein Schritt eilte.

Plötzlich wuchs der Dom heraus aus dem Sterngefunkel. Wie aufgelöst im Licht. Peter Parler erschrak. Seine Hand schien etwas fortzuweisen. „Regine," sagte der Meister tief atmend. Er legte die Hand auf die Brust.

Ruhig, mit entspanntem Gesicht ging er weiter. Links harfte ein sanfter Wind in dem Geäst der Bäume des Hirschgrabens und der kaiserlichen Lustgärten, vor ihm ragte der Dom.

Was hatte er gesagt: Sie dürfe ihm keinen Stein anbinden, wenn er fliegen wollte? Regine?

War sie nicht mitgeflogen? Nein, selig voraufgeflogen ist sie ihm, damals, als er den Lichtgaden plante und baute, als die gewaltigen Maßwerkfenster die schlanken Chorwände ganz völlig auflösten. Als alles sich eintauchte in klare Unendlichkeit.

Aber willst du denn heut noch schweben? fragt ihn eine Stimme. Den Erdkreis eindecken willst du. Die Erde — besitzen. — Hat die Stimme gesagt „besitzen"?

Peter Parler trat fehl. Ein Stein polterte. Seine Stirn war schweißbeperlt. Er sah sich um. Kam jemand hinter ihm?

Nun, es kamen genug: Karossen, Sänften, Fackelträger, hohe Herren zu Fuß, ihre Laternen tragenden Knechte vor ihnen. Nichts gehört hatte der Meister. So versponnen war er in seine Gedanken. Da strahlte es schon auf, das Palais.

Die ganze Flucht des gewaltigen Gebäudes war erhellt. Aus venedisch Glas, böhmisch Glas, von den Silberleuchtern in den Sälen funkelte es. Vor den Türen gluteten die Fackeln und Pechpfannen.

Auf allen Treppenabsätzen standen Lakaien, die leuchteten und den Weg wiesen. Die Gäste drängten. Es war schlecht vorwärtskommen mit der übermäßigen Länge der Schuhe. Zwei Fuß für die Adligen, einen Fuß für die Bürgerlichen gestattete ein hoher Rat.

Peter Parler war in das Gefolge des Bischofs geraten. Aber kaum, daß Bischöfliche Gnaden seiner gewahr wurden: „Meister, ich rechnete darauf, Euch hier zu treffen —" und reichte ihm die beringte Hand.

Peter Parler küßte den Bischofsring. Noch vor der Saaltür, die von den Lakaien aufgerissen wurde. „Hört," sagte der Bischof, „was den Triforiumslaufgang betrifft . . ."

Das Stimmengewirr im Saal verschlug das Gespräch, das Seine Eminenz zu Ende führte, obwohl der Hausherr, gekräuselten und duftenden Haares, in kurzer zweifarbner Schecke, Lappen von den Schultern zur Erde hängend, schon bereit stand.

Peter Parler hatte den Grafen nur kurz begrüßt. Immer, wenn er einen festlich erleuchteten Saal betrat, geschah es ihm dieser Art: Bezauberung überkam ihn. Er schwamm dahin in Farben und Licht. Erst nach und nach löste sich's ihm auseinander in die Einzelheiten. Dann erkannte er Frauenkleider, mit engen Ärmeln in der Farbe der Chrysoprase, maisgelb, Zinnamon, violenfarbig, den Sorket darüber zu beiden Seiten geschlitzt, gefüttert mit Pelzwerk, mit Seiden gestickt. Er erkannte die von Steinen funkelnden Schapel, wie sie das in Schnüren und Zöpfen aufgebundene Haar festhielten, Schleier und Gugeln, Fürspangen und tief entblößte Frauenschultern und Brüste. Samtene und seidene Glocken der Männer lösten sich ihm aus der Lichtflut, Hosen so eng, daß sie von der großen Zehe bis zum halben Rücken hinauf zugenestelt waren, goldene Hüftgürtel und Taschen, besetzt mit Amaranthen und Chrisolten.

‚Regine,' dachte der Meister plötzlich. Auch sie liebte die Vollkommenheit der Dinge, aber die Pracht ängstigte sie. Er ließ sich berauschen von der Pracht.

Peter Parler reckte sich noch höher in seinem Mantel aus holländischem Tuch, mit Grauwerk verbrämt, den er trug gleich den Magistern der Hochschule. Er strahlte selber aus wie ein Leuchter.

Er war schnell umringt. Der Hochflug seiner Ideen zog ihm die lebendigen Geister hinterdrein. Auch war die Stellung, die Kaiser Karl seinen Künstlern einräumte, die allgemeine geworden.

Auf der mit purpurnem Tuch überdeckten Bühne am Ende des Saales stimmten bereits Geigen und Zymbalum.

Um Seine Bischöfliche Gnaden, Peter Parler und Hagecius, den Rektor der Universität, hielten sich die hohe Geistlichkeit, zugereiste und einheimische Adlige, denen die Kunst am Herzen lag, Herren vom Rat, der Prager Maler Theodorich und der Italiener Thomas von Modena, auch solche Studenten, die noch etliches zu profitieren gedachten, ehe sie sich dem Tanze hingaben.

Vom Dombau und von der täglich sich mehrenden Zuwanderung deutscher Steinmetzen war man aufs Handwerk gekommen, dem Kaiserliche Majestät gleichfalls den Sinn huldreich zugewendet. Allein die Goldschmiede! Löste nicht ein Auftrag den anderen ab? Jetzt, so hieß es, wolle der Kaiser ihnen die Reliquie des heiligen Eligius stiften, der Goldschmiede Zunftpatron.

Freilich die Reliquien! Es war ein guter Plan, daß die Fronleichnamsbruderschaft eine eigene Kapelle beschlossen hatte. Auf letztes Jahr, zum Fest der Aussetzung — der neue weite Karlsplatz hatte sie nicht gefaßt, die Scharen der Pilger. Kein Ei war zu kaufen dazumal. Und was so ein Schafschinken gekostet hatte, gar eine Gans!

„Nun, Eure Magnifizenz," — des Bischofs beringter Finger drohte — „was die Teuerung anlangt — Ihr scheltet die Kirche. Ich schelte die Hohe Schule!"

Alle lachten Beifall.

„Es ist allerdings nicht mehr wie dazumal, als wir ein Dutzend Eier um einen Silberpfennig kauften," sagte der Bürgermeister der Altstadt. „Fraget den Meister — als die große Flut unsere Judithbrücke fortriß, und er die steinerne baute, — Eier und Wein ließ er unter den Mörtel mischen zu besserer Haltbarkeit."

Man wandte sich zu Peter Parler. Der sagte nicht ja und nicht nein. Er lächelte nur, festgeschlossener Lippen. Dann lenkte er das Gespräch zurück auf die erste Hohe Schule des Reiches zu Prag, vom Kaiser gegründet.

Freilich mochte sie das Leben verteuern; aber bildete sie nicht ein Wahrzeichen für Kultur und Bildung, auf das jeder Prager Bürger stolz war? Nicht nur aus allen Gegenden Deutschlands zog sie Studierende her, sondern aus England und Frankreich gleichermaßen, aus Polen, Ungarn und der Lombardei, viele Söhne von Edlen mit ihren Präzeptoren und Gefolge, hohe Kirchenherren, Magister und Prälaten.

Nun, Kaiser Karl sorgte schon dafür, daß der gemeine Mann sein Brot, seine Blutwurst oder einen Bissen Käse behielt, dazu eine Kanne dunkles Pilsener Bier. Ließ er nicht die Befestigungsmauer türmen? Und jene vom Wyscherad?

Überhaupt, was wurde gebaut in Prag! Gebaut! Der Kaiser gab das Beispiel. Geistlichkeit, Adel und Bürgerschaft folgten. Grade als einer der Domherren begann aufzuzählen: „Fürstbischöflicher Hof, Emmauskloster, Sankt . . ."

„Hochwürden Waldhauser liegt im Sterben," flüsterte die eigentümlich gebrochene Stimme des alten Grafen Pikkolomini. Und obwohl er von der Krankheit Waldhausers anfing, des um seiner mutigen Offenheit ebenso gefürchteten wie geehrten Predigers an der Teynkirche, spitzte der Graf die Lippen, als schmecke er einen ausbündig feurigen Ruster. Zugleich hob sich seine Stirn in runden Faltenbögen über den Augen.

„Es wird ihm die Seligkeit vergällen," flüsterte er, „ein Thema versäumt zu haben vor seinen nächsten Sermon." Er wandte den grau und gering behaarten Kopf, sich tief verneigend.

Der Meister stockte im Gespräch. Nun waren sie Wirklichkeit geworden, die Augen unter dem blassen Lockengebausch, deren blaue Blitze immer Triumph meinten: die Schwägerin des Hausherrn, vor der sich der Pikkolomini verneigte, sah Peter Parler an.

„Und die Kuppel der Chorherren, Meister?" fragte die Gräfin Cornelia. Nachdem ihre kleine beringte Hand an viele Lippen geführt worden, stand sie im Mittelpunkt des neu gebildeten Kreises, der angespannt und verändert erschien. Ihre Stimme war kindlich, gelangweilt, und irgendeine verhaltene Note des Aufruhrs schwang darin.

Peter Parler sah nicht, daß sein Sohn Johann mit dem Sohn des Hagecius eingetreten war. Seine Augen suchten den Vater. Da er ihn im großen Kreise erblickte, hielt er befangen inne.

„No," sagte ein junger Krieger zu seinem Nachbar. „Könnt mir nit übel gefallen, jene. Halt, die große Babel heißen's." Er deutete mit flackernden Augen auf die Gräfin.

„Komm," sagte Johann, der ihn gleichfalls gehört hatte, zu seinem Freunde. Das junge Blut war ihm in die Wangen geschossen, kaum daß er wußte, warum. —

„Mir hat heut nacht von Euch geträumt, Meister." Die Gräfin Cornelia lachte. Ihr Lachen war wie ihr Sprechen: kindlich, gelangweilt und mit einer Note des Aufruhrs. „Ihr wolltet den Schlußstein in die Kuppel setzen. Über den Weltkreis spannte sich die Kuppel."

„Wohlan," sagte Peter Parler, der ein Fremdes und Stechendes in seiner Kehle zu bewältigen hatte. „Ihr mögt unser Zeitalter im Sinne gehabt haben, hohe Frau. Errichtet nicht Kaiserliche Majestät eine Kuppel solcher Art?" Er sprach jetzt fließend und schön, trotz der schwäbischen Zischlaute, die ihm geblieben. Die Umstehenden hingen an seinem Munde. Auch sein Sohn Johannes drängte näher mit glänzenden Augen. „Baut er nicht eine Kuppel, Kaiser Karl," fuhr der Meister fort, „die wahrlich den Erdkreis einrundet? Nicht allein aller edlen Künste Pfleger und Schutzpatron darf man ihn billig heißen — der Wissenschaft, dem Handel, dem Handwerk wies er neue und kühne Wege, so daß sie ans Künstliche streifen in ihrem Ausmaß. — Ja, selbst die politischen Geschäfte, als wie mich bedünkt, die kunstvollsten von allen, meistert seine Hand als ein Spiel Nüsse." Er gedachte dabei der ausgebreiteten und bedeutungsvollen Korrespondenz, die, wie die Rede ging, der Kaiser pflag mit Cola di Rienzi und anderen. „Nach allen Reichen der Erde spannt er seine Fäden, gleich Saiten eines riesenhaften Instrumentes, ihre Töne zum Wohllaut der Harmonien verbindend. Den gewaltigen Bau des Reiches deckt er mit der Kuppel seines Geistes und seiner Herrschaft."

Der Meister schwieg, staunte in sich hinein. Aber noch ehe jemand erwidern konnte: „Unser Säkulum ist groß," sagte er fast leise. „Es mag das größte sein, das dieser Stadt vorbehalten. Sein Gedächtnis wird unsterblich bleiben in seinen Malen, solangs das Deutsche Reich besteht. Wir" — seine Augen flammten, er stockte plötzlich, sein Gesicht war noch tiefer erblaßt — „auch wir," sagte er dann fest, „wir werden unsterblich sein. Wir alle, in unseren Werken, die er uns auftrug."

Beifall wurde gemurmelt oder laut und freudig zu erkennen gegeben. Hagecius, ein Anhänger Waldhausers, ein großer, machtvoller Mann, nickte ein paarmal vor sich hin, schien dann mit irgend etwas nicht völlig einverstanden. Sein Gesicht grübelte und verschattete sich. Man bemerkte es nicht, vor den anderen, die näher drängten. Stolze, kühne Männer von Adel, ehrenfeste, bedachtsame Ratsherren. Viele hätten gern dem Meister die Hand geschüttelt. Johann, Parlers Sohn, fühlte sein Herz wachsen, es trat ihm heiß in die Augen. Er wandte sich schamvoll zur Seite.

Gerade da kam die hohe, gelangweilte Stimme der Gräfin Cornelia, in der das Aufrührerische heftiger herrschte: „Die Kuppel, von der ich träumte, Meister, hatte auf diesmal nichts zu schaffen mit dem erhabnen Reichsbau Kaiserlicher Majestät. Es war die Kuppel der Karlshofer Kirche. Ihr hattet sie vollendet bis auf den Schlußstein. Jetzt verlangtet Ihr ein Lebendiges einzumauern, daß die Kühnheit ihres Schwunges sie nicht hieße zusammenzustürzen."

Etliche wandten sich murrend ab. Andere veränderten sich plötzlich. Von hohen und glänzenden Stirnen schien etwas fortgewischt. In das erhabene Feuer der Augen, von des Meisters Rede entfacht, trat ein Dunst und eine heiße Trübe.

„Und welches war das Lebendige?" fragte Peter Parler. Seine Augen waren nicht getrübt, sie hielten die zwei anderen fest, in denen Lockung und Wagnis funkelten. Auch seine Augen funkelten.

„Es bedarf keines Lebendigen," sagte der Bischof kurz. „Bei weltlichen Bauten ist es der Brauch, ein Hündlein einzumauern oder dergleichen. Bauwerke zur Ehre Gottes nimmt die himmlische Schutzmannschaft selber in Obacht."

„Es ist ein dunkles und schweres Geheimnis um das Blut des Lebendigen," sagte Peter Parler. Sein Sohn Johann hing, jäh erblichen, an des Vaters Gesicht. Die Stimme des Vaters war wie aus fremder Ferne. Über das Lachen und Rauschen und Schwirren kam ein schmerzhafter Ton von der Bühne herüber. Eine Saite mochte gesprungen sein.

„Wartet," — die schöne Gräfin Cornelia lachte — „mir ist — jetzt hab' ich es wieder. Es war kein Hündlein oder dergleichen. Ihr trugt es herbei in Euren Händen, Meister, es blutete, und es war rot. Es war ein Menschenherz."

„Etwan das Eure?" fragte ein Männermund heiß an der Gräfin Ohr.

Sie antwortete nicht. Sie sah den Meister an. Ihre Augen flimmerten.

Gleich darauf lenkte Peter Parler, den Arm der Gräfin auf dem seinen, hinüber zur Kunstkammer. Sie wollte nicht tanzen heut. Sie sei viele Stunden geritten.

Die Musik setzte ein mit einem wilden Wirbel.

Johann stand wie eingewurzelt. Er fühlte eine feine Kälte ihn überrieseln vom Genick bis zu den Zehen. Er legte die Hand an den Dolch, der ihm im Gürtel stak. Er wußte nicht warum.

*

Am anderen Morgen, als sie bei der Morgensuppe saßen, wanderten die Augen von Frau Regine zwischen ihrem Mann und ihrem Ältesten. Der Meister erzählte von der Schönheit der Räume, der Tafel, der Farbigkeit und dem Glanz der Gewänder, und wie sie bald selber wollten ein Fest geben, auf den nächsten Namenstag vom Johann.

Johann stand auf. Er stieß heftig den Stuhl zurück, trat neben die Mutter.

Die anderen gewahrten es nicht, weil die Walburg anfing zu jubeln und zu springen, und ob sie dann auch das Oberkleid gefüttert kriegte mit Bunt und die Schapel mit Beryllen, wie sie beim Goldschmied Batzner in der Wenzelgasse tät liegen, und ob ein Halskettlein wie die Brigitt Hagecius . . .

Sie faßte die beiden Buben an, die fort mußten auf die Bauhütte, und tanzte und trällerte mit ihnen hinaus.

Frau Regine strich dem Johann das schwere Haar aus der Stirn. Er sah sie an, eine ungeklärte Not auf dem Grunde der Augen. Er wollte den Brüdern folgen.

„Du sollst von heut ab nicht länger für Allerheiligen arbeiten," sagte der Meister. „Ich will dich drüben in Karlshof haben." Die heitere Lebendigkeit seiner Augen wuchs in das kühne, herrische Leuchten. „Sollst mir mitschaffen an der Kuppel."

Er verschränkte seine Hände im Rücken, daß die Knöchel weiß aus der luftbraunen Haut sprangen, fing wieder an sein Hin und Her mit starken Schritten.

Frau Regine war erblichen. Johann rührte sich nicht. „Habt Ihr's vergessen, Herr Vater, was der Gräfin geträumt hat?" fragte Johann. „Und was vermauert worden in den Schlußstein?"

Über die Stirn des Meisters zuckte es.

„Was war es?" fragte Frau Regine.

Der Meister blieb hart stehen. „Eine Torheit!" sagte er heftig.

„Ein Lebendiges," trotzte der Bube. Er zögerte. „Ein Herz," murmelte er dann.

Der Meister lachte auf. Es klang hart wie sein Stehenbleiben und sein Schritt, als er mit dem Hin und Her aufs neue begann. Die Falte zwischen den Brauen zur Nase hin schnitt sich tiefer.

Frau Regine hing am Gesicht des Meisters mit weitgeöffneten Augen. Plötzlich senkte sie die Lider. Der Schatten ihrer langen, dunklen Wimpern zitterte auf den Wangen. „Könnt ihr mir nicht alles erzählen?" Sie setzte sich, als ob sie Halt brauchte.

Johann erzählte.

„Ein Herz?" sagte Frau Regine. Sie hob den Kopf, sah verloren lächelnd den Meister an. „Fünfundsiebenzig Schuh lichte Weite hat die Kuppel," sagte sie zusammenhanglos. „Ein Herz?" Ihr Lächeln war noch immer fremd und verloren.

Der Meister war plötzlich stehen geblieben. „Regine!" Sein Atem kam kurz. Seine Stimme war dick. Sie beschwor und befahl in einem.

Frau Regine neigte demütig das Haupt. Eine schwere Flechte glitt ihr wie ein braunes Schlänglein aus der weißen gefältelten Haube bis zum Gürtel herunter. Frau Regine faltete die Hände. Draußen hörte man die Walburg singen.

„Wirst du nun mit mir kommen nach Karlshof?" Die befehlende Stimme des Vaters und des Meisters war sanft geworden. Fast schien es, er bitte den Sohn.

„Nein! — Vater!" schrie Johann plötzlich.

„Geh doch," sagte Frau Regine schnell und leise. „Geh doch mit!"

Es klang, als ob sie seinen Schutzengel anflehe, den Meister nicht zu verlassen.

*

Von dieser Zeit an veränderte sich Frau Regine. Sie war immer eine fleißige Kirchgängerin gewesen, aber zu Hause hatte sie dann mit den Kindern gescherzt und gesungen, und immer klapperte ihr Schlüsselbund ein fröhliches Liedlein treppauf, treppab, und Stube und Kammern, Küche und Keller bekamen ein helles Gesicht, wenn nur die Frau die Türklinke anfaßte. Jetzt war sie um fünf in der Früh schon heimlich fort von des Meisters Seite, und noch viele Male am Tage war es leer im Hause, als sei die Seele davongegangen. Indessen kniete Frau Regine in der Teynkirche und vor den Altären von St. Georg, St. Michael oder St. Barbara. Draußen in den Wäldern nach Wysotschan hin blühten die zarten Galanthus, und Leberblümchen blinzelten blauäugig aus dem Fallaub, das kräftig roch, weil es nicht mehr starb, sondern bereits neue Erde wurde und neues Leben.

Die Schwalben, die Herrgottsvöglein, waren zurück und hatten ihre alten Stätten gefunden und segneten die Häuser. Die schönen glänzenden Winterpelze von Fuchs

und Wolf, Waldkater und Eichkatz wurden ein weniges fadenscheinig, und eines Tages stand die Welt in einer Wolke von blauem Veil. Zu anderen Jahren war Frau Regine um solche Zeit manchesmal mit den Kindern hinausgezogen durch die Stadttore. Sie hatten weißblühenden Schlehdorn gebrochen, Kalmus aus den Teichen, Palmkätzchen und goldgelbe, geschmeidige Weidenruten, um schöne und feste Schmeckostern daraus zu flechten.

Jetzt kniete Frau Regine viele Stunden lang in den schwarz verhängten Kirchen durch die schwere Leidenszeit des Herrn und hielt die Fasten streng bis zum Vergehen des Lebens. Und auch dann noch, als die Grabplatte zerbrochen war und der Osterjubel aufschwoll selig wie Lerchenjubel, war sie weit öfter in den Kirchen zu finden als daheim. Aber wie sie sich auch die Knie wundscheuerte und die Fliederblüte draußen vorüberließ und den seligen Mai — das Wunde in ihrem Herzen heilte nicht.

Manchmal in der Frühe tastete des Meisters Hand hinüber im Ehebett — „Regine!" — suchte eine andere Hand, ihm Genoss' zu sein für den Tag, seine Drangsal und seine Lindigkeit — aber das Bett war kühl und leer. Nur ein sanfter Eindruck in dem Linnen zeigte an, daß Frau Regine neben ihm geruht hatte in der Nacht.

Und wenn er am Abend sich zu ihr niederlegte, und sein Mund war heiß, wenn er sie küßte, und seine Hand zitterte leicht, wenn sie zu ihr herüberkam — dann schien es, als ob Frau Regine sich auflöste und zerginge wie Schnee unter der Sonne. Mochte ihr süßer Leib ihm noch gehorsamen — er spürte es wohl — ihres Blutes Wellen verströmten nicht mehr mit den seinen zu dem jauchzenden und starken Strom. Denn ihre Seele zog ferne Wege, der seinen entgegengewandt.

Am Tage bat er zuweilen: „Regine, kommst du mit mir nach Karlshof? Laß dir zeigen, wie der Bau wächst, wie meine Kuppel sich ründet!" Aber sie wich erschrocken zurück, hatte ein Gewerbe hier, ein Gewerbe dort. Selbst den Werkraum des Hauses betrat sie an seiner Hand nur noch mit scheuen Füßen. Der Meister hatte angefangen, daheim an einer Bildsäule des heiligen Wenzel, sechs Schuh hoch. Auch ein schönes Chorgestühl für St. Veit begann er zu schnitzen. Wie ein wundes und zitterndes Reh stand Frau Regine vor allem. Als ob sie sogleich vor dem Wort „Karlshof" an ihre Altäre flüchten müßte.

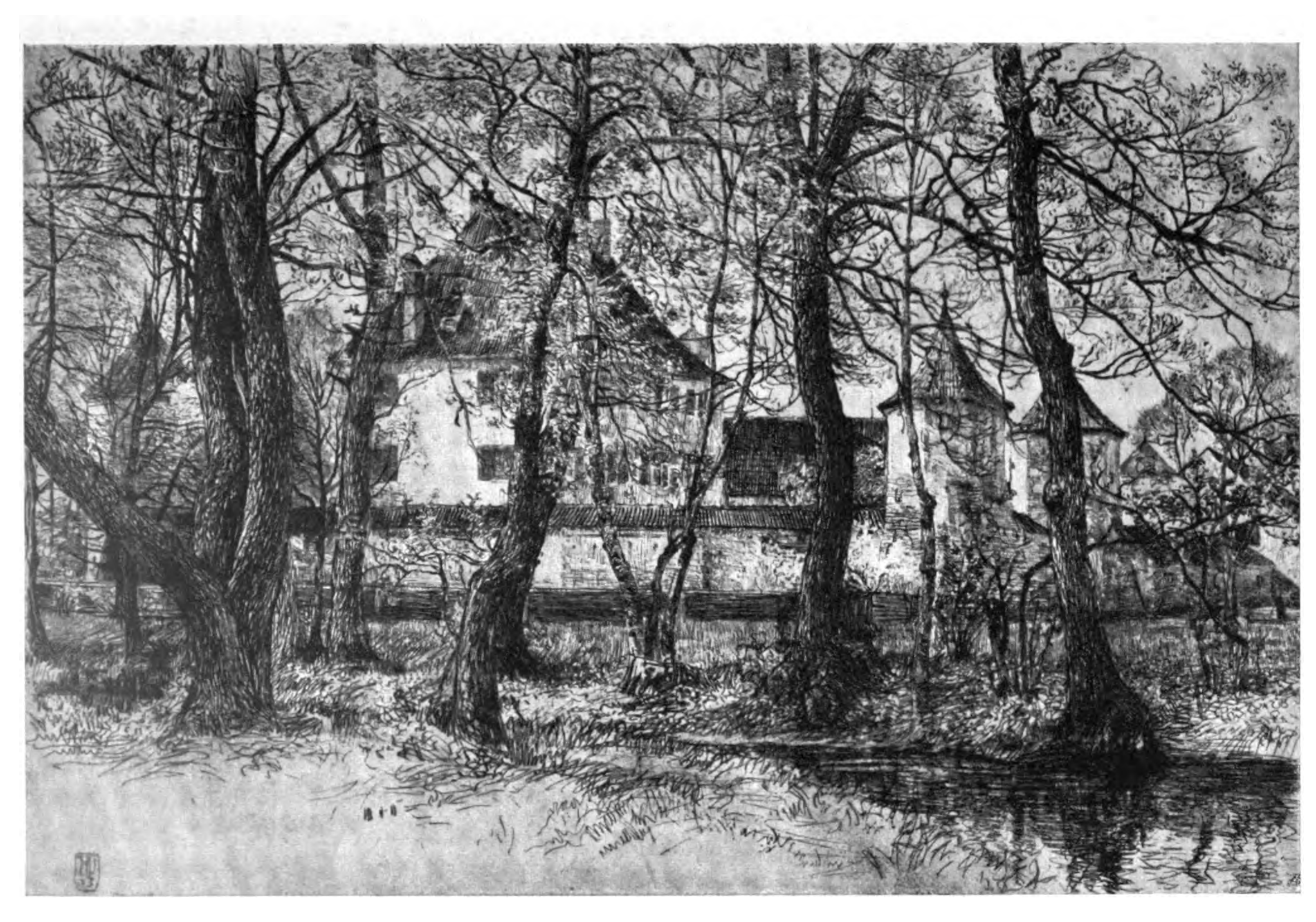
Daß sie, wenn der Meister fort war, sich oft genug heimlich in die Werkstatt schlich, die Dinge, die er bildete, liebkosend betastete mit Blicken und Fingern — das freilich wußte der Meister nicht.

Da nun Frau Regine sich verschloß wie in einem Gehäus' und dem Meister den Schlüssel dazu verwehrte, so stieg jener hie und da hinauf zum Palais Bucha. Das, was ihn erfüllte zum Rande, mußte er austun, sonst hätte es ihn zersprengt.

Freilich war da sein Bruder Michael, gleichfalls ein Meister des Bauwerks und mancher edlen Künste Freund, — es war unter den Steinmetzmeistern mancher, den der Hochflug seiner Gedanken ihm nach und nahe geführt hatte. Es war da Johann und des Meisters zweiter Sohn und die Menge der Schüler, alle im Bann seines Geistes; unter Prälaten und Domherren und unter Adel und Bürgerschaft waren viele, die seine Kunst ehrten und sich stärkten und erquickten an ihr — nicht zum letzten sein hoher Förderer und Auftraggeber, Kaiserliche Majestät selber — aber wo waren die Zeiten, dachte Peter Parler, wenn er an dem leeren Gemach von Frau Regine vorüberging — wo waren die Zeiten, da ihre dunklen Augen voll Glanz an den seinen hingen, wenn er sie entrückte auf jene kühnen Wege, die sein Geist schritt? Wo war die Zeit, daß er sich erlöste in ihrem süßen Weibtum? Daß sein Blut nicht, ein harter Fronvogt, ihn mit Ketten und Skorpionen in den Niederungen peinigte, sondern selig befreit und beschwingt ihn zu den Höhen trug? Da alles Verworrene sich lächelnd klärte, das hart Belagerte frei sich schenkte, das Unmögliche ein Scherz wurde und ein Spiel?

Wenn sie ihn so überfiel zuzeiten, die Bedrängnis des Häftlings, und wenn Frau Regine kein kleinstes Fingerlein bot — etwan ein Kuß außer der Zeit, ein holdes Anschmiegen, nur daß in der Ferne die Brücke aufdämmerte, welche die kostbaren Frachten hin und wider trug, — dann — selten zuerst, nachher öfter griff der Meister nach dem neuen Mantel.

Wie blanke, heiße Schmerzenspfeile stach es in ihn hinein, zuerst, als er der Gräfin Cornelia gegenübersaß, allein in ihrem Gemach. Es war gefüllt mit Wunderfreveln und kostbarem Tand aus allen Ländern der Erde, durchduftet von Spezereien wie ein Würzlädlein. War sie nicht selber ein kostbarer Tand und ein Wunderfrevel? Rot gefärbt Lippen und Wangen, das gebauschte Haar an der Sonne mit Wasser gebleicht zu silbrigem Flimmer, in Gold und Purpur gewandet, flimmernde Steine auf den ruhelosen Schühlein aus Samarkand.



Schloß Blutenburg bei München. Radierung von Hans Volkert-München

Der Meister sah wohl die gefärbten Lippen und das künstlich veränderte Haar. Aber die Augen unter dem Haar — sie brachten ihm dennoch den Rausch.

Kaum, daß er bei ihr Platz genommen, und der Kammerpage den heißen Würzwein gebracht und auf silbernen Platten Backwerk und im Süden gereifte Früchte, schon hatte die Gräfin begonnen: die Karlshofer Kuppel. — Nicht wie früher mit Frau Regine, wenn er ihr die Pläne wies vom Domtrepplein, von St. Bartholomä in Kolin, schwebte er alsbald empor, frei, selig, singend, die Sternenbahnen zum Throne der Dreifaltigkeit — vielmehr ihm war, er keuche, eine unerträgliche Last auf dem Rücken, Wege an Abstürzen entlang, bis jäh das Rund der Kuppel sich über ihm wölbte und das Erdreich eindeckte. Dann blähten unter ihm kühne Schiffe die Segel, Kauffahrer auf Hunderten von Rössern und Mäulern trugen preislose Schätze ihm zu. Schlachten hieß er donnern, und Städte rauchen, Könige krönen und begraben, Burgen und Schlösser türmen, Tanz und Saitenspiel erklang, und in den Rosenlauben der Liebe lockten die Nachtigallen.

Manchesmal, wenn die Gräfin Cornelia zwischen gezuckerten Früchten und einem glühenden Schluck aus dem Becher die blauen Augenblitze in ihn hineinzückend an seiner Kuppel baute, sie immer weiter spannte — legte er die Hand über die Stirn: Was ging dies alles ihn an? Dieses wäre seine Kuppel? Zur Ehre Gottes gebaut? Und einmal überkam es ihn: er stieß den vergoldeten Stuhl zurück, stampfte hart auf. Da hatte sich schon das Antlitz der Gräfin verändert. Das triumphierend erhobene löste sich in sanfte Mattigkeit, die Augen blitzten nicht mehr kühn, sie wurden schwimmend und lockten und unterwarfen sich. Die Lippen erglühten, daß sie der roten Schminke spotteten, sprangen vonsammen wie die süße Reife den Schlitz in den Granatapfel reißt . . . an diesem Tage zum erstenmal küßte der Meister den Mund der Gräfin Cornelia, wild und ruchlos.

Hernach stürmte er fort von ihr, die nicht mehr seine Kuppel versucherisch wölben half ins Ungemessene, sondern die, selber von ihr überwölbt, als letzte Kostbarkeit ihm gehuldigt hatte, dem Schöpfer der Kuppel.

*

An jenem Abend war es lange nach Mitternacht, ehe der Meister heimkehrte. Die bösen Geister jagten ihn um. Wie durfte er sich niederlegen neben Frau Regine nach diesem?

Er stand lange auf der steinernen Brücke und starrte in die Moldau, in der sich die Sterne spiegelten. Aber ihm schien, es war die alte Judithbrücke, die das Eis donnernd zerstört hatte. Sie waren jung und glückselig eines dazumal, Frau Regine und er. Sie trug Johann, seinen und ihren Liebling, als er die Brücke baute, auf der er jetzt stand, die dem mächtigen Strom den Fuß auf den Nacken setzte, wie der Sieger dem Unterjochten.

Der Meister fühlte, wie der Schweiß perlte auf seiner Stirn. Eine Lockung ging aus von dem Wasser in der Tiefe. War er noch immer der Sieger? War er nicht jetzt vielmehr ein Unterjochter? Würde der Gedanke, daß Vermessenheit die Kuppel baute, daß er ihrer Tragfähigkeit zuviel zumutete, ihn nicht mehr freigeben? Denn dieser Gedanke — er wußte es plötzlich, als habe es ihm jemand zugeschrien — er stand wie ein Gespenst zwischen ihm und Frau Regine. Er hatte ihn in die Arme der Gräfin gehetzt und in die Schuld.

Nun — was begonnen war, das mußte vollendet werden. Zum Segen oder zum Fluch. Er setzte die Zähne fest und wendete sich seinem Hause zu.

*

Er wußte nicht, ob Frau Regine schlief oder wachte, als er die Kammer betrat. Er wäre gern vor den Bettschragen niedergebrochen, seinen Kopf an Frau Regines Knie gedrückt oder an ihr Herz, aber sie rührte sich nicht. — — —

Nicht lange danach saß Frau Regine auf in ihrem Bett, streckte die zitternde Hand aus und legte sie auf die Stirn des Meisters, die brannte wie im Fieber, und seine Träume waren wild und verzweifelt. Er rechnete, er maß, er türmte Stein auf Stein. Er schrie auf: „Ein Herz! Ein Lebendiges!" Dann klagte er und weinte wie ein Kind...

Frau Regine wußte nicht, daß ihr die Tränen über die Wangen liefen. Ihre Hand glitt leicht über die brennende Stirn, bis das Weinen aufhörte.

Dann stand der Morgenstern auf, und der blasse Himmel fing an sich rötlich zu streifen. Die Hähne krähten, die Spatzen schilpten und Frau Regine erhob sich leise vom Lager, um die Frühmesse nicht zu versäumen. Sie dachte, sie wolle zurück sein, ehe der Meister zur Bauhütte ging, und sie sputete sich. Aber als sie wiederkam, war das Haus leer, Kaiserliche Majestät hatten den Meister befohlen, er solle mitreiten nach der eben vollendeten Burg Karlstein im Bernautale und seinen Sohn Johann mitbringen.

An diesem Mittag faßte sich Frau Regine ein Herz. Sie ersah einen Auftrag für die Walburg und machte sich auf den Weg zum Karlshof, der Kirche der Augustiner, deren Kuppel der Meister baute.

Es war am Anfang des Erntemonds und ein weißglühender Mittag geworden. Frau Regine hatte diese Stunde gewählt, weil dann die Arbeiter feierten.

Nun stand sie allein, wie sie es sich gewünscht hatte, in der Mitte der Kirche unter der Kuppel. Die Gewölbfüße nahmen schon im unteren Drittel der Fensterhöhe ihren Anfang. Frau Regine bemerkte es wohl. Nicht umsonst war sie die Frau Peter Parlers. „Er trauet ihm selber nicht! Es grauset ihm selber!"

Frau Regine drückte den Kopf in den Nacken. Sie sah in die Höhe. Die Kuppel war noch lange nicht geschlossen. Über der oberen Öffnung drückte die Last des Mittagshimmels flimmernd von Hitze.

„Wie soll die Seel' aufschweben hier herinnen?" murmelte Frau Regine. Und wie sie ratlos zerquält in die Höhe blickte mit schmerzendem Genick und Augen und Stirn — stürzte nicht der schwere Himmel herunter? Oder stürzte das Gewölbe herunter? Fiel nicht Feuer vom Himmel? Ein großes Brausen hub an wie die Posaunen des Jüngsten Gerichts, und die Zerschmetterten in der Tiefe gellten und fluchten. Aber über allem dröhnte eine furchtbare Stimme, die sprach: „Es muß wohl Ärgernis in die Welt kommen, aber wehe dem Menschen, durch welchen das Ärgernis kommt!" —

Da brach Frau Regine zusammen mit einem Schrei und wurde gleichfalls begraben von dem zerkrachenden Gewölbe.

*

Nach einer langen Weile kam Frau Regine wieder zu sich. Sie lag in einem schmalen Bett in einer fremden Stube. Ein Fink sang im Bauer vor einem Fenster, um das Weinlaub einen schönen, hellgrünen Bogen wölbte, und draußen im Hof schritt ein Seiler die lange Bahn seiner Seile auf und nieder. Sie glänzten wie aus Gold gesponnen, und der Seiler sang ein Lied. Die Worte und die Melodie, die Frau Regine fremd waren, schienen traurig. Gleichviel sang der Seiler, als ob er seines Glückes ganz sicher wäre. Dazwischen ging eine freundliche alte Mutter behutsam auf Filzsohlen ab und zu.

Als Frau Regine sich aufrichtete, brachte sie ihr zu trinken und erzählte, wie die Maurer sie gefunden hatten um Mittag ohne Besinnung mitten im Chor liegen. Sie hatten sie gegenüber ins Häuschen des Seilers getragen.

Es dauerte eine Stunde oder zwei, bis Frau Regine es wagen konnte, aufzustehen. Sie sagte nicht, wer sie war, drückte der freundlichen Mutter die Hand und gedachte einmal einen Blumenscherben herzutragen oder ein Gebackenes zum Dank. Eine Begleitung wollte sie nicht. Sie zog die Gugel tief in die Stirn, als sie ging. Es mochte gegen die Sonne sein, die noch genug sengte.

*

Der Meister war seither nicht wieder bei der Gräfin Cornelia gewesen. Dann eines Tages — er war mit Johann auf dem Wege zur Bauhütte — hieß er mit harter Stimme jenen allein gehen. Er selber kehrte kurz um. Wie er ging und stand, eilte er ins Palais Bubna.

*

Der Name des Meisters und der Gräfin Cornelia wurden seither des öfteren miteinander verflochten.

Johann hatte es einmal gehört im Vorübergehen. Er hätte das Lästermaul beinah zerschlagen. Sein Gesicht wurde verschlossener und trauriger von Tag zu Tag.

Ohne daß er sich mit dem Vater verständigt hatte, arbeitete er jetzt wieder am Dom. Die Steinmetzen und nicht nur die Gesellen fingen an aufzuhorchen, wenn er bescheiden und sicher seine Meinung gab. Nicht als sei er des Meisters Sohn, sondern selber ein Meister.

Aber jeder freie Augenblick, den ihm die Arbeit ließ, und den die anderen in der Schenke verbrachten oder mit einem Liebchen, fand ihn an der Seite der Mutter. Oft, wenn er heimkam, sah er sie an wie nach langer Trennung und fragend.

Wenn dann Frau Regine nichts sagte, nur schmerzlich staunte und die schwere, dunkle Mähne aus seiner Stirn strich, so konnte er erleichtert aufatmen, und der Schein eines Lächelns glättete seinen herb gewordenen Mund.

Auch die Brüder hielten sich mehr daheim als früher und waren stiller. Über dem hohen Hause am Brückenturm, in dem früher soviel gelacht, gescherzt und gesungen wurde, stand es jetzt immer wie die grausame Gier einer Wetterwolke oder wie eines Raubvogels heißes und gelbes Auge. Nur die Walburg hörte man noch die Treppen hinauf und herunter mit ihrer hellen Stimme. Den Meister sah man kaum noch. Meist war er in Karlshof und stand wie der

Fronvogt hinter Steinmetzen und Maurern, daß sie anfingen zu murren und ihn zu fürchten. Wo er sonst war, wußte keiner und keiner fragte ihn.

Frau Regine schien still auszulöschen, wie ein Licht erlischt. Der Meister hatte eines Tages geheißen, ihm ein Lager zu richten oben in einer der Kammern. Er habe oft länger zu arbeiten, hier oder dort, und er wollte Frau Regine nicht aus dem Schlaf schrecken.

Nun lag Frau Regine allein die Nächte hindurch, die voll Kornreife und Lindenduft waren. Sie lag mit gefalteten Händen, blickte zum Fenster hinaus und sah den jungen Mond wachsen von Abend zu Abend, sich runden, bis er wieder abnahm.

„So war mein Glück," sagte dann wohl Frau Regine mit weher und zärtlicher Stimme. „Alles beginnt gar gering und wächst, und von seiner Höhe neigt es sich wieder."

Manchmal überkam es sie dann, daß sie lange und bitterlich weinen mußte. Aber mitten in ihren Tränen stand sie auf, kniete nieder vor dem Bette und flehte, Gott wolle ihre Schwachheit nicht ansehen. Und wenn es eines Lebendigen bedürfe, daß der Meister nicht in Blutschuld verfalle, und sein Werk, die Kuppel, nicht Tausenden der Untergang wäre, so wolle sie gern gehorsamben mit ihrem Leibe, da doch ihr Herz schon längst willig sei.

Wenn sie so gebetet hatte, legte sie sich gestillt zurück auf ihr Lager. Sie hörte nicht mehr, wie der Meister sachte über ihr in die Kammer trat. Mit den Küssen der Gräfin Cornelia wie rote Male auf seinem Gesicht, ächzte er den Namen seines Weibes, und wie ein Verdammter fieberte er in der schmalen Hölle seines Bettes.

*

Eines Tages, als es so weit war, daß die Kuppel des Meisters und seine sündige Liebe ihren Triumph feierten, hatte die Gräfin Cornelia beschlossen, sie wolle Frau Regine sehen von Angesicht.

Die Gräfin befahl die Sänfte und den Läufer und den Mohren voraus und ließ sich vom Hradschin hinuntertragen. Aber als sie in der Nähe vom Hause von Peter Parler war, verließ sie die Zuversicht. Denn die Reden über Frau Regine, daß sie eine Heilige sei, waren bis zu den Ohren der Gräfin gedrungen, und sie wußte nicht, was für ein schickliches Gewerbe sie sich machen sollte, um bei ihr einzutreten.

Gerade, als sie Befehl geben wollte, auf einem anderen Wege sie zurückzutragen, trat ein Krämer, wie sie oft des Weges kamen, hochgetürmt die Kasten mit fremden, kostbaren Zeugen, auf die Stufen zum Parlerschen Hause.

Frau Regine wollte soeben den Krämer heißen weitergehen, als die Gräfin Cornelia den Fuß aus der Sänfte setzte. „Ich hätte gern mit ihm gehandelt," sagte die Gräfin schnell, „wollt Ihr mir Euren Flur erlauben?" Sie fügte hinzu, wer sie sei.

Frau Regine lächelte milde. Vor ihren Ohren war der Name der Gräfin, mit dem ihres Mannes verflochten, noch niemals genannt worden. Sie öffnete die Tür zum Werkraum des Meisters, der das meiste und hellste Licht hatte.

Der Krämer breitete die glühenden Stoffe auf den Boden. Er mochte seine Heimat nach Sonnenaufgang haben, seine Haut war dunkel. Die Träger der Sänfte und der Läufer glotzten, als ihre Herrin von Frau Regine sich führen ließ. Die Gräfin lachte plötzlich klirrend. Frau Regine traf das Lachen wie Geißel und Dornen. Aber sie schüttelte unmutig mit sich selber den Kopf, sah ruhig der Gräfin Cornelia zu, wie sie die fremden Stoffe durcheinanderwühlte, dazwischen die Augenblitze gierig durch den Saal jagend von Stück zu Stück und immer wieder mit ihnen zu Frau Regine zurückkehrend. Aber jedesmal, wenn die Gräfin Cornelia Frau Regine ansah, lächelte sie so rätselhaft, daß Frau Regine das rote Blut über den Nacken ins Gesicht quoll. Sie wußte nicht warum, und warum sie dann jedesmal mit der Hand nach dem Herzen greifen mußte.

Als die Gräfin genug gewählt hatte und der Mohr den Beutel mit Rosenobels aufschnürte, wollte der Krämer auch Frau Regine verlocken. Aber Frau Regine verneinte ruhig. Einzig der Walburg zu Gefallen und den Krämer nicht zu kränken, wählte sie ein kunstvoll geschnitztes Kästlein aus Zedernholz.

Da nun der Krämer gegangen war und die fremden und glänzenden Zeuge von den Dienern der Gräfin in die Sänfte gebracht, hätte die Gräfin füglich wohl gehen können. Aber sie schien es nicht eilig zu haben, fragte dieses und jenes, ging im Saal hin und her und hielt an vor der Büste des Meisters. Wie nun die Gräfin das Bildwerk beschaute, fing sie an mit spitzem Finger und wollte die Züge nachziehen. „Die Stirn ..." hub sie an.

„Erlaubet!" sagte Frau Regine ruhig, nahm einen Teppich, der auf der Bank lag und verhüllte das steinerne Angesicht.

Die Gräfin Cornelia kehrte sich jäh zu

Frau Regine. Ihr Gesicht war überpurpurt. „Warum . . .?“

Aber ehe sie weiter ein Wort sagen konnte — „es ist das Bildnis meines Ehegemahls,“ sagte ruhig Frau Regine.

Die Gräfin faßte sich schnell, lachte das klirrende Lachen von vorhin. „Vergebt,“ sagte sie spottend. „Ich meinte, ein Künstler gehöre der Welt.“

„Wohl, sein Werk,“ sagte Frau Regine sanft und zugleich stolz. „Da seid Ihr im Recht.“ Sie wollte weitersprechen, aber sie schwieg jäh. Irgendwo draußen schlug hart eine Tür. Frau Regine fühlte eine fremde Schwäche in den Knien. Sie griff nach der Tischkante.

Die Gräfin war einen Schritt zu ihr hingetreten — in ihrem Blut und in ihren Gedanken brauste die letzte Nacht. „Alsdann,“ sagte sie, leise höhnend, „weil Ihr sein steinern Antlitz keinem wollt gönnen, so müssen sie anders es ausrichten. — Aber,“ fügte sie hinzu, „ich meinte, das Eheweib eines Künstlers wolle in jedwedem Werk mit einbeschlossen sein!“

„Ihr meint nicht unrecht,“ sagte Frau Regine. Ihre Stimme klang, als habe ein feines Glas einen Sprung erlitten.

„Weshalb denn ließet Ihr Euch aus von der Kuppel?“ fragte die Gräfin Cornelia. Sie hatte sich hochaufgerichtet, das blonde Haargebausch flimmerte in der Sonne. Die Blitze ihrer Augen waren gnadenlos geworden.

Frau Regine hielt sich noch immer fest an der Tischkante. Sie hörte mit einemmal die Stimme Johanns, wie er trotzte: ‚Habt Ihr vergessen, was die Gräfin von der Kuppel geträumt hat, Vater?‘ Und sie sah seinen Knabenblick voller Verwirrung und Not.

Frau Regine wußte mit einemmal: diese vor ihr hatte den Traum gehabt. Sie wußte noch viel mehr. Sie wußte alles.

*

Da ließ Frau Regine die Tischkante los. Sie stand hochauf vor der anderen und sah sie an. „Es ist ein dunkler Zauber um Menschenblut,“ sagte Frau Regine ruhig.

Die Gräfin Cornelia schlug die Augen nieder. Sie fühlte eine leichte Kühle. „Dasselbe sagte der Meister!“ murmelte sie.

„Er hat recht!“ Frau Regines Stimme war hell und stark. Zugleich aber zog ein Nebel vor ihren Augen. Die Gräfin, der Saal, alles rundum fing an zu schwanken. ‚Wird der Donner wieder anheben?‘ dachte sie flüchtig. ‚Und die Posaune des Gerichts wie damals?‘ Aber nein, sie schwebte doch empor — fügte den Schlußstein in die Kuppel, das Lebendige, das verlangt wird: ihr eigenes Herz.

Aber wie sie noch schwebte, ihr Herz in den Händen, und wie die Gräfin ihr gegenüberstand, die Augen aufgerissen und starr, die Kühle im Genick — stürzte der Sturm die Tür in den Saal? Johann stand im Saal. Sein Blick ging wie eine Flamme zwischen den beiden Frauen. Dann — er hatte sich nicht verneigt — es war nicht mehr nötig, er wußte, es ist alles offenbar vor der Mutter. Er wußte nicht einmal, was offenbar war, er fühlte nur, wie etwas seine Kehle und seine Brust wie mit Messern zerschnitt. „Eure Leute, Gräfin,“ sagte er kurz, „sie haben Auftrag Euch unverzüglich hinaufzuführen.“

Die Gräfin fühlte, wie das Lächeln auf ihren Lippen unter dem verächtlichen Bubenblick zu Eis gefror. Sie wollte ein Wort erwidern, aber sie fand keins. Sie wollte lachen, aber es kam nur ein rauher und häßlicher Ton. Da lief sie mit kurzen, kleinen Schritten, als ob sie die Feuerprobe über die glühenden Pflugscharen ginge, zur Tür, die Johann vor ihr aufriß. Er schlug sie hinter ihr zu und sprang zur Mutter. Frau Regine lächelte in seinen Armen, aber sie sah ihn nicht an.

*

Nun war sie in der Stadt. — Sie war schwarz und voller Beulen. Ein fauler Gestank zog vor ihr her und hinter ihr drein, Aasgeier und Krähenvolk. Wer hatte sie gerufen, die Scheußliche? Vielleicht ein Soldat von den Türken herauf? Fahrend Volk vielleicht? Vielleicht auch ein Krämer mit gewirkten und glühenden Stoffen? Hatte man nicht einen gesehen? — Schlagt ihn tot, den Hund! —

Den Krämer hatte niemand gefunden, aber die Pest war in der herrlichen Stadt Prag. Die Straßen waren verödet. Heulende Weiber rannten plötzlich aus einem Haus und zerrauften sich die Haare. Pfannen mit brennenden Spezereien wurden voraufgetragen, wenn ein hoher Herr von der Geistlichkeit auf seinem Maultier schneller, als es der Brauch, durch die Straßen ritt. Immer schebberte irgendwo ein jämmerliches Glöcklein, und um die Dunkelstunde zogen ganze Züge von Karren mit hölzernen Kasten, die geringer Arbeit genossen hatten, aus den Stadttoren.

An einem dieser Tage kam Johann verspätet zum Mittag. Sein Haar hing wirr. Seine Augen funkelten. Er sprach nicht.

Als abgegessen war, nur noch der Mei-

ster und Frau Regine im Speiseraum, trat Johann neben Frau Regine und faßte sie bei der Hand. Er sah seinem Vater, der gegenüberstand, starr in die Augen. „Die Gräfin Cornelia liegt an der Pest," sagte er. „Sie sind alle geflohen vor ihr aus dem Palais."

Peter Parler fuhr zusammen. Frau Regine, völlig erblaßt, ließ die Hand ihres Sohnes los, trat einen Schritt zum Meister. Johann verneigte sich vor seiner Mutter seltsam tief und feierlich. Dann ging er.

Frau Regine hob leicht ihre Arme zu Peter Parler hin, die Finger ausgespreizt und gerundet. Peter Parler sah lange Frau Regine an, tat ein paar schwere Schritte, brach zusammen vor ihrem Schoß.

Frau Regine legte ihre Hände um seinen Kopf wie einen Ring. Ihre Augen sahen aus, als ob sie ein Geheimnis und einen Auftrag erkannten.

*

An diesem Nachmittag ging Frau Regine leisen Schrittes durch das Haus und wie eine verklärte Seele. Sie ging durch alle Gemächer und zu allen ihren Kindern. Sie sagte jedem ein Wort der Liebe und strich mit der Hand über ihre blühenden Wangen. „Gott hüte dein Blut!" sagte sie leise zur Walburg.

Als sie ihrem Sohn Johann die Arme um den Hals legte, waren ihre Augen voll Tränen. „Bleibe bei ihm!" bat sie innig.

Johann nickte finster. Als die Mutter ihn zart am Kinn faßte, daß er sie ansehen mußte, wurde sein Gesicht weich.

*

Nachher öffnete Frau Regine die Tür zum Werkraum. Der Meister war auf ihre Bitte auf die Bauhütte gegangen. Er ging, ihr Wort der Vergebung in seinem Ohr.

Frau Regine trat zu dem Bildwerk auf dem Kasten und sah es lange an. Sie hob sich leicht auf den Zehenspitzen und küßte die steinernen Lippen. Dann bekreuzte sie das Abbild des Meisters.

Es war unterdessen dämmrig geworden. Einmal war es, als ob ein banger Seufzer durch den Werkraum zitterte. Dann ging die Tür, und dann war es still.

Das ganze Haus schien seltsam leer geworden. Es war wie ein Körper ohne Seele.

*

Als die Buben am Abend heimkamen: „Wo ist die Mutter?"

Die Walburg hatte sie lange nicht gesehen. Die Mutter hatte sie in die Webkammer gesetzt, an den großen Vorhang mit springenden Hirschen für den Meister.

Die Mägde in der Kuchel, in der Spinnstube, im Backhaus und im Keller, alle hatten eine Anordnung von Frau Regine empfangen. Aber das war schon eine rechte Weile her.

Johann kam nach Hause mit dem Vater. „Wo ist die Mutter?"

Niemand wußte zu antworten.

*

Nun suchten sie schon drei Tage nach Frau Regine. Der Onkel Michael wußte nichts von ihr, Hagecius nicht. Keiner der Verwandten und Freunde.

Überall sind sie gewesen, Peter Parler und sein Sohn Johann. Immer die beiden zusammen. Ihnen schien, keinen Winkel der Stadt hätten sie ausgelassen, und in allen Winkeln hockte die schwarze, scheußliche Dirne. Aber sie grinste sie nur an, warf sich ihnen nicht an den Hals wie den vielen.

Am vierten Tage, als der Meister im Werkraum stand mit stumpfen Augen, trat Johann herein. „Sie haben geschickt vom Karlshof. Der Meister soll kommen. Sie fürchten sich weiter . . ."

„Fürchten sich?" schrie Peter Parler. Auf seinen Lippen war Schaum. Wie er war, lief er, Johann neben ihm.

Als sie nach Karlshof kamen, feierte die Arbeit. „Einem hat geträumt," sagte der älteste Steinmetz, „über die Kuppel . . ." Er schwieg betreten.

„Über die Kuppel?" Der Meister hatte sich schwer niedergelassen auf einen Haufen Bausteine. „Ruft ihn!"

Ein junger blonder Bursch, ein Knabe fast, kam zitternd.

„Was hat dir geträumt?" fragte der Meister müde.

„Die Gottesmutter," — der Bub stammelte, — „hat's wollen nit weihen, die Kirchen, ehedenn ein Opfer ist drin vermauert!" Mit dünnem, zitterndem Arm deutete er die gewaltige Runde ab. „Frevel," sagte er, „Frevel!"

Der Meister stierte den Buben an. Sein Gesicht war plötzlich wie ein Totengesicht. Plötzlich fiel ihm das Kinn auf die Brust. Er wußte plötzlich alles. Er wußte, wo Frau Regine war.

Er hob den Kopf, stand mühsam auf. Seine Augen suchten die Augen von Johann, ja — auch Johann wußte. —

„Wenn's Frevel ist," sagte der Meister leise, „trifft's nur den einen." Er legte dem Buben die Hand auf die Schulter. Er lächelte traurig.

„Wohlan!" Er stand wieder hochauf. Seine Stimme klirrte: „Ans Werk! Seid ruhig! Das Opfer ist drinnen vermauert bereits. Das Opfer vor den Frevel ist vom Himmel angenommen!"

Die Blitze seiner Augen waren wie blutige Klingen. Alle gingen ans Werk ohne Widerreden.

*

Peter Parler und Johann sahen sich nur an. „Zum Hradschin!" sagte der Blick. „Zum Palais Bubna." Ihr Atem keuchte.

Keine Karossen und Reiter begegneten ihnen, keine Läufer, Gesandten und Fürsten. Die wenigen Menschen — alle liefen sie, Mäntel fest herumgeschlagen. Gugel über das Gesicht gezogen, oftmals ein Salbenbüchslein vor Mund und Nase.

Das Palais war verschlossen. Niemand kam, wenn sie mit dem messingnen Klopfer gegen die Tür hämmerten.

„Alle sind fort!" erzählte ein altes Weiblein. „Hals über Kopf, in vier Wägen. Haben's sie verlassen. Ganz allein ist herinnen im Schloß die . . ."

War sie immer noch ganz allein? Die Augen von Vater und Sohn brannten ineinander. „Ein Fenster einschlagen," sagte Johann. —

Aber die Fenster haben gute Gitter.

Johann rannte hinunter nach Meißel und Brecheisen. Die Brüder rannten mit zurück, auch die Walburg. Sie arbeiteten, daß ihnen der Schweiß floß, der Meister und seine drei Söhne. Wer vorüberging, bekreuzte sich. Stehen blieb keiner: zwei Mägde hat man schon herausgeschafft vor drei Tagen und den Kammerpagen. — Die — ist noch drin! Die Gottes Hand geschlagen hat als erste. Die den Pakt hat. Die Satansbuhle!

Nun ist's geschehen. Die kunstvolle Schmiedearbeit ist ausgebrochen, soweit, daß ein schlanker Bubenleib sich durchpreßt, „Vater — ich!" Johann hatte sich schon hineingeschwungen wie ein Kätzlein.

Des Vaters brennende Augen folgten ihm. Die anderen hingen an seinem Gesicht. „Vater, wir auch!"

Peter Parler sah sie an: Junge, junge Jugend! „Nein," sagte er fest. Er tat noch ein paar harte Schläge mit dem Hammer, zerrte am Gegitter. Sein Gewand riß vonsammen bis zum Ellenbogen. Blut sprang wie ein Brünnlein.

„Buben," sagte Peter Parler, „Buben! Wenn ich sollt nit wiederkommen — der Ohm Michael, ihr wißt's schon — Gott behüt' euch, Buben, die Walburg bind' ich euch ein! Geht heim, ihr drei! Betet ..."

Er legte der Walburg die Hand auf den lichten Scheitel. Er war schon durchs Fenster gestiegen. Die drei schauten ihm nach, entsetzt. Nachher legte einer dem andern den Arm um den Hals. Die Walburg hatten sie in der Mitte. Sie weinten stumm, jeder gegen die Schulter des andern.

Wie sie warteten und weinten, fiel einem von ihnen der Ohm Michael ein. Etwan der hilft?

Sie faßten sich an, rannten hinunter.

*

Peter Parler und Johann suchten von entgegengesetzter Richtung. Die meisten Türen standen offen. Manche waren verschlossen. Sie rüttelten an den verschlossenen Türen. Dahinter blieb Todschweigen. Wenn sie durch die offenen eintraten, auch dann stand Todschweigen um sie her.

Überall verfolgten sie die Spuren von jähem Aufbruch: umgeworfene Stühle, verschleifte Teppiche, aufgerissene Kästen, ausgeworfene Kleider und Schuhe.

In einem der Säle war das Mahl nicht vollendet worden. Viele der Speisen standen unberührt auf der Anrichte. Ein silberner Krug lag umgestürzt. Wein war geflossen, dunkel wie aus tiefer Wunde über Tisch und Estrich. Ein gleißender Pfau als Schauessen thronte in der Mitte der Tafel.

Vater und Sohn suchten von Tür zu Tür, von Kammer zu Kammer. Zuletzt begegneten sie einander im Festsaal, vor der mit Purpur überdeckten Bühne. Sie blieben stehen, schüttelten die Köpfe gegeneinander, gingen mitsammen die Stiege hinunter.

Wo sollten sie noch suchen? —

Als Peter Parler schwerfällig durch das zerbrochene Fenster zurückstieg: „Das Schranktürlein!" schrie er, schlug die Faust auf die Stirn. Er hatte schon wieder die Stiege in Sätzen genommen, Johann hinter ihm drein.

Nun waren sie beide in den Gemächern der Gräfin Cornelia, die vorhin der Meister allein durchsucht hatte. Wie er jetzt neben Johann stand, verfärbte sich sein Gesicht. Er senkte die Augen. Er zitterte.

Johann kehrte sich ab. Die Nägel seiner Hände gruben sich in die Handflächen. Er atmete schwer. „Die Mutter!" sagte er zwischen den Zähnen.

Peter Parler zuckte zusammen. „Johann," sagte er. Seine Stimme brach. Johann fuhr herum. Seine Hände öffneten sich langsam. Er streckte sie aus. Peter Parler ergriff die Hände seines Sohnes.

Gleich danach wurde der Vorhang neben dem Bett der Gräfin heruntergerissen. Der Meister drückte auf die verborgene Feder der Täfelung. Nun hatten sich die beiden schon durch die schmale Türöffnung auf den Altan gedrängt. Am Ende des Altans ist die andere Tür.

Als sie sie geöffnet haben und in dem sechseckigen Turmstüblein stehen, fällt Peter Parler gegen die Mauer: auf dem Bettschragen, mühevoll aufgerichtet, elend, aber der tödlichen Krankheit wie durch Wunder entronnen, lehnt die Gräfin. Sie bedeckt das Gesicht beim Anblick Peter Parlers.

Auf dem Estrich, in ihren Mantel gehüllt, die Gugel über das Gesicht gezogen, auf den gefalteten marmornen Händen ein einziges blaues Mal — liegt Frau Regine.

*

Die Jahre waren gegangen seit diesem. Peter Parler hatte den Schlußstein in die Karlshöfer Kuppel gefügt. Nun war die Kirche geweiht worden.

Am Abend jenes Tages stand Peter Parler allein auf der Moldaubrücke. Er sah zu, wie der Brand des Himmels sich in die Moldau warf, die kühle Tiefe entzündend, und er dachte eines anderen fernen Abends, da er mit Frau Regine im Arm am Fenster des Werkraumes gestanden.

So ganz in Erinnerung verloren, merkte er gar nicht, wie der Himmel aus der Glut in die Sanftheit hinüberwich, und hernach in das tiefe samtene Blau der schon zeitig beginnenden Nächte des Weinmonds, bis die Sterne sich um die zarte, junge Mondsichel versammelten.

Aber wie er den Geruch von Wasser und Abendkühle durstig einatmete, spürte der Meister wie so oft in diesen letzten Jahren die schmerzhafte Lockung, die von dem Flusse ausging. Nur daß sie diesmal an ihm zu reißen schien wie mit Armen.

„Regine," sagte Peter Parler in den sternüberfunkelten Himmel, „dein zartes kleines Frauenherz sollte eine so schwere Kuppel wie die Karlshöfer tragen? So will ich mich heut selber abscheiden von meinem Leibe, daß mein Herz neben dem deinen sich in den Schlußstein fügt und Gott dem Werke gnädig sei, zu dem meine Hände sich vermaßen."

Aber wie er so stand in der Sternennacht über dem Strome mit aufgehobenen Armen, dünkte ihn, eine sanfte Helle schwebe vom Himmel hernieder, und als die Helle die Brücke fast erreicht hatte, erkannte der Meister Frau Regine.

„Du sollst nicht verzagen," sprach sie und blickte ihn an mit der süßen Liebe von einst. „Es gibt gar nichts auf Erden, das mehr tragen könnte als ein Frauenherz."

Da erfaßte Peter Parler mit beiden Händen das Brückengeländer. Er weinte.

*

Von diesem Tage an wurde der große Meister nicht mehr gesehen. Das Volk erzählte, er habe, an der Tragfähigkeit der Karlshöfer Kuppel verzweifelnd, in der Moldau den Tod gesucht. Niemand in Prag wußte — es war zu weit — daß um diese Zeit auf einem der Waldberge des Jura ein Einsiedel in den Geruch großer Heiligkeit gelangte. Die Leute sagten von ihm, wäre es nicht, daß sein Gesicht glänzte, er könne ein Parler sein aus Gmünd.

Die Straße. Von Franz Lüdtke

Eine dunkle Straße
In die Ewigkeit,
Eine dunkle Straße,
Manchmal wie verschneit,
Manchmal ganz zerklüftet,
Führt uns seltsam hin...
Weißt du, dunkle Straße,
Weißt du, wo ich bin?

Alle Tage gehen,
All' die Nächte her;
Um die Stirne wehen
Winde kalt und schwer,
Meine dunkle Straße
Macht das Schreiten still,
Und ich muß so wandern,
Wie die Straße will.

Tausend Wege ziehen
Über Scherz und Leid,
Tod und Leben blühen
Durch die bunte Zeit.
Doch auf dunkler Straße
Tasten ich und du
Eines neuen Frühlings
Goldnem Leuchten zu.

Aus dem Lande der Rothäute

Plauderei von Max Vollmberg

Mit dreizehn Bildern des Verfassers

Wir fuhren durch die öde, heiße Kaktuswüste der mexikanischen Grenze. Trotz aller Bequemlichkeiten des Pullman-Clubwagens ließ bleierne Mattigkeit die Unterhaltung ersterben. Aber als ein redseliger Amerikaner bemerkte: „Früher wurde hier mit den kriegerischen Indianern aufgeräumt, auf deren Skalpe man Belohnungen aussetzte!", da fuhr ein Mann auf, der während der tagelangen Fahrt geschwiegen hatte, und stieß rauh hervor: „Wir Indianer verteidigten unser Land gegen Angreifer, wie jeder andere auch getan hätte, und niemand hat uns deswegen einen Vorwurf zu machen!" Alle sahen erstaunt auf den Sprecher und — schwiegen weiter. Es war zu heiß. Dieser O-beinige, untersetzte Herr mit den blitzenden, kleinen Augen im breiten, bronzenen Gesichte, mit dem schwarzen, gescheitelten, straffen Haar und den protzig beringten Fingern trug die Tracht des Farmers aus dem Westen. War es zu glauben, daß seine Väter noch nach den Gewohnheiten der Steinzeit gelebt und auf den Prärien Büffel gejagt hatten?

Seitdem im Jahre 1883 die letzte wilde Büffelherde den Repetierbüchsen weißer Schlächter zum Opfer fiel, ist es mit dem freien Leben des Prärie-Indianers vorbei. Was halfen alle heiligen Büffeltänze? Tagelang wurde mit Büffelkopfmasken und Büffelschwänzen getanzt und Büffeljagd gemimt. Aber die vor den Dörfern aufgestellten Jagdposten mochten noch so lange spähen: kein Zauber brachte den Büffel zurück, „Wa kan tanka," das große Geheimnis, war seinen roten Kindern nicht mehr gnädig. Früher zogen jeden Sommer die Jagd- und Kriegsgesellschaften, von Häuptlingen und der Lagerpolizei beaufsichtigt, auf die Büffeljagd. Stießen Banden feindlicher Stämme zusammen, so gab es Krieg, bei dem mit allen Mitteln gekämpft wurde. Selbst die Prärie wurde angezündet, um sich gegen Feinde zu schützen oder diese anzugreifen. Aber auch zu Jagdzwecken wendete man Präriefeuer an, um die Herden in die Enge zu treiben. Im allgemeinen aber sprengten die Indianer auf ihren starken, schnellen Ponies in die Büffelherden hinein und erlegten die Beute mit der langen Büffellanze oder dem Bogen und selbst mit dem Messer. Die Squaws (Weiber) gerbten aus den Fellen weiche Decken für Kleider und Zeltbahnen, Pfeifenbeutel usw. Die ringförmig geflochtenen Gestelle der Kriegsschilde wurden mit Büffelhaut überzogen, die am Feuer derart zusammengezogen und verdickt wurde, daß selbst Vorderladerkugeln nicht durchgingen, wenn man die Schilde etwas schräg hielt. Aus ungegerbter Büffelhaut waren die Sohlen der perlengestickten Mokassins und jene zylindrischen Schachteln, in denen die Federhauben und Medizinbündel aufbewahrt wurden. Mit ungegerbter Büffelhaut waren auch die Sättel überzogen und aus demselben Material waren die „Parfleches" hergestellt, zweckmäßige, hübsch bemalte Taschen, in denen „Pemmican" (getrocknetes, zerstampftes Büffelfleisch, oft mit Kirsch-Zusatz) aufbewahrt wurde, das Hauptnahrungsmittel des Prärieindianers. Der Büffel hatte dem Indianer Haus, Kleidung, Nahrung und mit seinen Knochen und Sehnen sogar Werkzeuge und Garn geliefert. Trotz feierlicher Verträge nahmen große Viehgesellschaften den Indianern ebenso widerrechtlich das Land fort wie der weiße Farmer, der irgendwo im Indianergebiete sein Blockhaus baute und das Land pflügte. So kam die Zeit, wo der Indianer außer von der Jagd auch von Raub und Rache lebte. Die „Prärieschooner" (große Planwagen der Einwanderer), der Pony-Expreß (reitende Eilpostboten) und Postkutschen wurden überfallen, und selbst dem Händler, der sonst dem Indianer unverletzlich war, wurde sein whiskybeladenes Maultier fortgetrieben. Für jeden getöteten Weißen aber kamen zehn neue, und die Truppen jagten die Indianer in die entlegensten Teile des Nordwestens zurück. Trotz heroischster Tapferkeit konnten selbst geniale indianische Führer wie Sitting Bull, Chief Joseph und Red Cloud die Freiheit ihrer Völker nicht mehr retten. Sitting Bull starb, bis zu seinem letzten Atemzuge ein Freiheitsheld, auf der Standing Rock Reservation in Nord-Dakota durch Meuchelmord im Jahre 1890. Noch kurz vor seinem Tode führte er bei seinen Uncapappa-Sioux die neuen Geistertänze ein, die durch einen indianischen religiösen Schwärmer, der als Messias auftrat, erfunden waren. Tagelang tanzten Männer und Frauen, bis sie erschöpft zusammenbrachen und nun in Visionen das verlorene Büffelparadies und die Geister der gefallenen Krieger wiedersahen. Doch die armen, halbverhungerten Krieger wurden durch die Tänze nicht kugelfest, wie man ihnen vorgelogen hatte, ebensowenig verschwanden die Weißen, noch kamen die Büffel und die toten Helden zurück.

So war die letzte Hoffnung auf Rückkehr der alten Zeit dahin. Zwar setzten alte Krieger noch immer trotzig ihr „Tipi" (Zelt) neben die ihnen vom Onkel Sam gelieferte Bretterhütte, in der sie nicht schlafen konnten, aber die jüngere Generation fing wohl oder übel an, die Lebensweise des weißen Mannes nachzuahmen. Doch

welcher Art waren die Weißen, mit denen sie in Berührung kamen? Außer den Lehrern der Indianerschulen, gelegentlichen Forschern und Künstlern, die es gut mit ihnen meinten, doch nur solche, die skrupellos den unwissenden Indianer betrügen und ausnutzen wollten, unerzogene, rohe Menschen, die dem Indianer nur eine falsche Vorstellung von der wirklichen Kultur des Weißen beibringen konnten. So wurde denn der freie, ordentliche Indianer ein Zweifler an den Sitten seiner Väter, ohne imstande zu sein, den Lehren der Weißen mit Vertrauen zu begegnen. Zwar hängen konservative Alte noch immer an den alten, heiligen Sitten, aber deren Ausübung ist nicht gern gesehen und wird ihnen immer schwerer gemacht. Schon lange verbietet die Regierung das Bestatten der Leichen auf Bäumen und Gerüsten im Freien. Selbst das Aussetzen der Leichen in Kästen unter Bäumen, wie es bei den Schwarzfüßen üblich wurde, ist nicht mehr gestattet.

Trotzdem aber kann man selbst heute noch Reflexe des alten Lebens zu sehen bekommen in den einzelnen Sommerlagern, die im Juni von den Blackfoot-Indianern am Glacierpark in Montana und von den Sioux in Dakota bezogen werden, zur Ausübung der Sonnenfeste. Dann sieht man die Blackfeet mit Weib und Kind die Bretterhäuser Onkel Sams verlassen und auf Wagen und Pferden ein schönes, entlegenes Gebirgstal aufsuchen, wo am Rande eines duftenden Tannenwaldes in der Nähe eines Baches von den Squaws in unglaublich kurzer Zeit das Zeltlager aufgeschlagen wird. Malerisch genug sieht so ein Sommerlager aus. Ein eigenartiger Geruch von Fett und Rauch kündet es schon von weitem an. Vor den bemalten Tipis, deren rauchgeschwärzte Windlaschen durch zwei Stangen flügelartig geöffnet sind, sitzen Weiber mit perlenbestickten Wiegen, die auf dem Rücken getragen oder beim Reiten am Sattel aufgehängt werden. Sie sind so gebaut (bei den Sioux mit einem Kopfbügel), daß das darin festgebundene „Papoose“ (Kind) bei einem Falle sich nicht verletzen kann. Andere Frauen reiten „Travois“ schleifend ins Lager. Als Travois sind lange Stangen am Sattelknopf befestigt, die divergierend auf dem Boden nachschleifen. In der Mitte, hinter dem Pferde, ist diese Stangenschleife durch eine leichte Tragfläche verbunden (bei den Blackfeet rechteckig, bei den Sioux oval), auf der schwere Zelttücher und Pakete und selbst alte Leute oder Kinder befördert werden. Bevor das Pferd, der „Medizin-Hund“, im 18. Jahrhundert zu den Schwarzfüßen kam, wurde der Hund als Zugtier benutzt. Beim Sonnenfeste kommt alles Alte wieder zu Ehren: Bemalte Jagdhemden und Lederleggins (einzelne Hosenbeine, die seitlich am Gürtel festgebunden werden) werden wieder angelegt, und selbst der urindianische Schamschurz kommt wieder zu seinem Rechte. Die schwarzen Ledergürtel und Messerscheiden der Blackfeet sind mit Messingnägeln beschlagen, und die Lederkleidung dieses Stammes zeichnet sich durch besonders reiche Perlenstickerei und Feinheit und



Mein Freund Shug-Nuk



Comanche-Krieger der Büffelzeit

(Nordstern), in Herrschertracht. Seine Squaws kleideten ihn an und malten ihm rote Flecke auf Wangen und Nasenwurzel, als Freundschaftszeichen. Er setzte sich auf eine Matte mit seinem Tabaksbeutel, Pfeife und krummen „Coupstick“, denn er war ein alter Krieger, der 26 Coups zählte, d. h. er hatte in seiner Jugend 26 Feinde mit seinem Coupstick berührt. Der Coup zählte mehr als Skalpe, denn leichter war es, einen Feind zu töten, als ihn im Gefecht vor Zeugen mit der Hand oder mit diesem Stabe zu berühren. Bei den Sioux ist der Coupstick ähnlich wie bei den Chippewas, aber viel länger und mit Skalpen besetzt. Bei den Schwarzfüßen ist der Coupstick vorn gespalten. Dieser alte Chippewahäuptling war der eigentliche Besitzer des Grund und Bodens von Milwaukee und müßte also von Rechts wegen Milliardär sein! Er wollte mir seine Friedenspfeife mit schönem, altem Katlinit- (heiliger, roter Pfeifenton) Pfeifenkopf schenken. Ich nahm sie nicht an, da ich den guten, alten Mann nicht der wenigen Reliquien aus seiner Jugendzeit berauben wollte. Mein Name wurde bei diesen Leuten in der Zeichensprache folgendermaßen ausgedrückt: Der rechte Zeigefinger auf die Zunge gelegt und dann hochgehoben. Das heißt: der Länge der Fransen aus. Hat der weiße Gast des Sommerlagers Glück, so kann er vielleicht in den ersten Tagen bei Morgengrauen eine wilde Bande Krieger im vollen Kriegs- und Federschmuck auf bemalten Pferden unter schauerlichem Geheule Fantasia reiten sehen.

Länger schon als die Prärie-Indianer leben die östlicheren Waldindianer in Reservationen. Ich besuchte die Chippewa-Indianer in den herrlichen Ahornwäldern des nördlichen Wisconsin am lieblichen Asinigkagemag (Steinsee). Sie lebten in Bretterhäuschen, pflanzten Mais, züchteten Pferde und jagten ein wenig. Die Weiber machten sehr schöne Perlenstickereien, in deren Ornamenten Blattmotive (Klee- und Ahornblätter) überwogen, während bei den Präriestämmen geometrische Formen vorherrschen. Die jungen Männer, von denen viele ihre Uniformen aus dem Weltkriege auftrugen, arbeiteten auch als Knechte auf den Farmen der Weißen, führten aber im allgemeinen ein schläfriges Leben; ich sah junge, starke Burschen stundenlang damit beschäftigt, mit stumpfen Vogelpfeilen nach den Eichhörnchen zu schießen, die die Maisfelder plündern wollten. Ich malte ihren Häuptling „Shug-Nuk“



Moderne Navojo-Familie



Adlertanz der Hopi-Indianer

Mann, der nur eine Zunge hat; das heißt: der nicht lügt.

In demselben Walde wohnten Pottawátomi-Indianer, die die Ahornbäume anzapften und den Saft zu einem Zucker einkochten, der köstlichen Walnußgeschmack hatte. Ihr „Wigwam“ bestand aus Zweigen, die im Kreise in die Erde gesteckt und oben in der Mitte zusammengebogen und zusammengebunden waren. Dieses halbkugelige Gestell war wieder mit horizontallaufenden Zweigen verbunden und das Ganze mit Birkenrinden und Decken so überdeckt, daß nur eine kleine Öffnung zum Hineinkriechen übrigblieb.

Vergangenes Jahr sah ich ganz ähnliche Wigwams bei den Apachen in den Wüsten von Arizona, westlich vom Rio Grande, nur waren diese Hütten mit Stroh und Blättern der Yucca-Palme gedeckt. Von Yuma-Apachen-Weibern erstand ich hübsche Perlentäschchen, als ich aber einige der in schreiend bunte Kattunkleider gehüllten, sehr fetten Squaws photographieren wollte, zogen sie in abergläubischer Scheu ihre Umschlagtücher über die Köpfe und warfen in heller Wut Sand nach meiner ganz unschuldig neben mir stehenden Frau. Bis 1886 dauerten die Kämpfe mit den Apachen, die für die blutdürstigsten Indianer Nordamerikas galten.



Hopi-Mädchen beim Maismahlen

Freundlichere Bilder als diese armen degenerierten Wüstenindianer bieten die im nördlichen Arizona und Neu-Mexiko lebenden Navojos. Folgende Erinnerung wird mir unvergeßlich bleiben: Mitten in der öden Steppe das verrostete, zerbrochene Automobil eines weißen Landsuchers, umgeben



Schlangentanz der Hopi-Indianer

von leeren Flaschen und Konservenbüchsen; daneben sein Grab mit rohem Holzkreuz, von elendem Lattenzäunchen umstellt. Daran vorbei trabt vergnügt ein Navojopaar mit Kind auf struppigen Ponies. —

Nie hat der Navojoindianer die Hilfe Onkel Sams in Anspruch zu nehmen brauchen, denn seitdem ihnen die Spanier vor 250 Jahren die Schafe brachten, verdienen die Navojos ihr Leben und Geld als friedliche Viehzüchter. Ihre Weiber weben wollene Decken, die wegen der Schönheit ihrer Zickzack- und Rautenmuster von Liebhabern sehr gesucht sind. Ihre Silberschmiede verstehen aus mexikanischen Silberpesos wundervolle Halsketten anzufertigen und ovale Silberplatten zur Verzierung der Gürtel. Hütten, in denen jemand stirbt, werden sofort verlassen und zerstört. Daher besteht bei ihnen eine gewisse Scheu vor festen Niederlassungen, zum Unterschiede vom Puebloindianer, dessen Lebensweise an die des mexikanischen Indianers erinnert. Die bedeutendsten Stämme der Puebloindianer sind die Hopis. Mittelalterlichen Burgen gleich sind ihre Dörfer auf schwer zugänglichen Mesas (Tafelländer) aufgebaut. Die Häuser sind aus Adobe oder aus Bruchsteinen errichtet. Die oberen Stockwerke weichen terrassenbildend zurück. Auf Leitern sieht man Weiber, mit Kindern und Wasserkrügen beladen, zu den Fenstern hinaufsteigen, die hier oft auch als Türen dienen. Töpfe, denen der Boden ausgeschlagen ist, sind als Schornsteine verwendet. Hier



Schwarzfuß-Häuptling



Eine Hopi-Künstlerin

und da findet man auf einem Dache einen roh aus Zweigen hergestellten Käfig, in dem ein unglücklicher Adler schmachtet, dessen Federn man für die religiösen Zeremonien braucht. An den Mauern sind Melonen, Gurken und Girlanden von aneinandergereihten roten Pfefferschoten aufgehängt. Darf man vom Dache aus auf der Leiter in den kühlen Wohnraum hinabsteigen, so findet man vielleicht ein junges, schlankes Mädchen in der hübschen Hopitracht, mit den eigenartigen Haarschleifen über den Ohren (Abzeichen der Jungfrau) am Boden kniend beim Maismahlen. Gewöhnlich sind immer drei Metates (Mahlsteine) nebeneinander in dreiteiliger Holzverschalung angebracht. In halbkugeligen Backöfen, nach Art der mexikanischen, werden die „Tortillas" geröstet oder das papierdünne Brot „Piki" gebacken. Den Frauen liegt die Hausarbeit ob und die Ausübung der Künste. Im Korbflechten und im Bemalen der Gefäße leisten sie Meisterhaftes. Die Männer bearbeiten die Felder. Stets hat der Hopi Reservevorräte für ein Jahr im Hause, denn er muß in seinem heißen, wasserarmen Lande, das er nach Vorväterart bewässert, stets mit Mißernten rechnen. Früher brachten gelegentliche Jagdausflüge in die Prärien Büffel- und Antilopenfleisch als Abwechslung in seine Kost; heute muß er sich mit Kaninchen begnügen, die er mit Wurfkeulen und Pfeilen erlegt. — Jedes Dorf hat ein oder zwei Kiwas, halbunterirdische Räume, in die man auf Leitern gelangt und die als Zusammenkunftsräume der Männer dienen. Hier werden die geheimen Zeremonien abgehalten, die den Tänzen vorangehen. Oft haben diese die Form eines Dramas, in dem die Tätig-



Sioux-Krieger zünden die Prärie an



Sioux-Krieger, von einem Beutezug heimkehrend

keiten übernatürlicher Wesen und Tiere imitiert werden. Einer der entzückendsten Tänze, die ich je sah, ist der Adlertanz. Zwei junge Burschen bedecken Schultern und Arme mit einem Adlerfell, das auf dem Rücken den Hopischild zeigt, fassen mit den Händen die Schwingen und tanzen zum Takte der Pauke, begleitet vom Geräusche der Tanzrasseln und einem wilden, rhythmischen Gesange, mit federnden Schritten und weichen Armbewegungen, geschickt und elegant das Hüpfen und Schweben des Adlers nachahmend.

Der dramatischste Tanz der Hopis ist aber der Schlangentanz, der abwechselnd mit dem Flötentanz ein um das andere Jahr in Wolpi und Oraibi stattfindet, und zwar im Herbst. Inszeniert wird er von den beiden Geheimgesellschaften der Antilopen- und Schlangenbünde. Vier Tage lang werden die Schlangen eingefangen, meist giftige Klapperschlangen, aber auch andere Arten von beträchtlicher Länge. Sie werden in Säcken zur Kiwa gebracht, wo bereits vor dem Schlangenaltare die Fetische stehen und ein symbolisches Sandbild aus verschiedenfarbigem Sande auf dem Boden ausgestreut ist. Tag für Tag werden jetzt von den Antilopen- und Schlangenpriestern feierliche Handlungen in der Kiwa ausgeübt, und am neunten Tage nachmittags werden alle Schlangen nacheinander in eine Flüssigkeit getaucht und unter gellendem Geschrei auf das Sandbild vor dem Altare geschleudert, das dadurch natürlich zerstört wird. Grauenhaft ist es, die Schlangen in der halbdunklen Kiwa herumkriechen zu sehen, merkwürdig dabei, daß kein Priester gebissen wird. Schwer gelingt es einem Weißen, zu den rätselhaften Zeremonien in der Kiwa zugelassen zu werden, dagegen findet die Haupthandlung, der eigentliche Schlangentanz, in aller Öffentlichkeit statt, und zwar am neunten Tage auf der Plaza. Am achten Tage gibt es eine Art Generalprobe ohne Schlangen. Am Nachmittage des neunten Tages halten die Antilopen- und Schlangenpriester nacheinander viermalige Umzüge links um die Plaza ab. Dann gehen die Schlangenpriester paarweise zu einer Bude, in die inzwischen die Schlangen geschafft wurden und wo jetzt einem Manne von jedem Paare eine Schlange gegeben wird, die er in den Mund nimmt. Sein Begleiter folgt ihm an der Seite und zieht die Aufmerksamkeit der Schlange auf sich durch ein mit Federn besetztes Stöckchen. Nach einigen Schritten wird die Schlange fallen gelassen, die sofort von dritten Priestern aufgehoben wird, die den Paaren folgen. Die Tänzer, etwa elf an der Zahl, lassen sich so oft Schlangen geben, bis alle fünfzig bis sechzig Schlangen im Tanze getragen wurden. Dann macht der Oberpriester einen großen Kreis aus Maismehl, in den er Linien zieht, die die vier Weltviertel darstellen. In diesen Kreis werden die Schlangen geworfen und von den Squaws mit Maismehl bestäubt. Auf ein gegebenes Zeichen ergreifen die Schlangenpriester so viele Schlangen, als sie in jeder Hand halten können, rennen damit zum Dorfe hinaus und setzen die Schlangen in Freiheit.

Seitdem ich die Grand Cañons von Arizona gesehen und gemalt habe, glaube ich die Indianer besser zu verstehen. Ich erreichte die Cañons das erstemal bei fürchterlichem Sturm und schwerem Gewitter. Am Rande sah ich nichts weiter vor mir als den unendlichen, schwindelerregenden Abgrund, der sich in ein dunkelblaues, höllisches Nichts verlor, aus dem hintereinander grelle Blitze zuckten, deren harter Donner die Erde scheinbar erschütterte. Plötzlich rissen die Wolken wie Theatervorhänge auseinander: Sonnenbeleuchtete Mesas erschienen in der Ferne und stellten sich kulissenartig hintereinander auf; weiter und weiter wurde die Landschaft. — Doch diese phantastischen, ungeheuerlichen Felsformationen glichen keinen gewöhnlichen Gebirgen: eher waren es von Göttern oder Giganten angelegte Stufenpyramiden, Riesentempel und Paläste mit



Ein Sommerlager der Schwarzfuß-Indianer

Toren, Höhlen und Brücken aus Gold, Türkisen, Purpur und Lapislazuli: ein verzaubertes und versteinertes Riesentempelreich der Götter, über dem sich jetzt zwei ungeheure Regenbogen wölbten. —

Unwillkürlich drängte sich mir bei diesem Anblick die Überzeugung auf, daß ich hier an der Geburtsstätte amerikanischer Kunst stand. Nur hier konnten Naturreligionen entstehen wie die der Hopi und Mexikaner. Kein anderer als der Donnervogel verursachte den Donner durch Schütteln seines Obsidiangefieders, und selbstverständlich erschien es, daß Götter auf Blitzen und Regenbogen reisten, gehüllt in Wolkenschleier, die aus Sonnenstrahlen gewebt waren.



Verfolgter Apache der achtziger Jahre

Die Rothaut der Abenteurerromane unserer Jugend existiert nicht mehr. Trotzdem aber lebt, vermehrt und entwickelt sich der Indianer in ungeahnter Weise. Die alten Krieger vom Schlage Shug-Nuks sterben aus; auch die Zeit des Dahindämmerns des von der Regierung ausgehaltenen Reservationsindianers wird überwunden werden. Die modernen Indianer züchten Vieh, bebauen das Land und lernen Berufe nach Art des weißen Mannes. In Oklahoma wurden viele Indianer dadurch reich, daß Ölfelder in ihren Gebieten entdeckt wurden. Doch bedeutet so erworbenes Geld nicht immer Glück für sie. Weiße Abenteurer suchen ihnen das Geld wieder abzulocken, und vor einigen Monaten wurde eine junge indianische Millionenerbin entführt, zu dem Zwecke, um sie bis zu ihrer Mündigkeit zu verbergen und ihr Vermögen zu erheiraten. Mehrfach werden jetzt schon mit Erfolg Prozesse durchgeführt zur Erfüllung alter Indianerverträge. Die Tatsache, daß es jetzt schon indianische Ärzte, Künstler, Rechtsanwälte, Zeitungsmänner und sogar Senatoren gibt, läßt erwarten, daß bald auch die Masse der nordamerikanischen Indianer sich zu einer nützlichen Bürgerschaft entwickeln wird.



Comanche als Cowboy

Ein neues Deutsches Strafgesetzbuch

Von Oberreichsanwalt a. D., Honorarprofessor Dr. Ebermayer

Unser geltendes Deutsches Strafgesetzbuch hat eine mehr als fünfzigjährige Geltungsdauer hinter sich. Berücksichtigt man, welche Veränderungen in diesem Zeitraum sich auf politischem, wirtschaftlichem, sozialem Gebiete vollzogen haben, welche Fortschritte die Strafrechtswissenschaft gemacht hat, wie sehr sich zum Teil auch die ethischen Anschauungen geändert haben, so ist es begreiflich, daß der Wunsch, man kann wohl sagen: das Bedürfnis nach einem neuen, den Verhältnissen und Anschauungen unserer Zeit entsprechenden Strafgesetzbuch immer lebhafter sich geltend machte. Auch an leitender Stelle hat man das nicht verkannt und schon vor mehr als zwanzig Jahren nahm man im damaligen Reichsjustizamt — jetzt Reichsjustizministerium — die Arbeit einer Reform des Strafgesetzes in die Hand. Diese Arbeit wurde bis zum Ausbruch des Krieges im Jahre 1914 eifrig fortgesetzt, gegen Ende des Krieges im Jahre 1918 wieder aufgenommen und seitdem ununterbrochen gefördert. Im Jahre 1927 konnte endlich dem Reichstag der Entwurf eines „Allgemeinen Deutschen Strafgesetzbuchs" vorgelegt werden. Die vorzeitige Auflösung des Reichstags hat die Erledigung des Entwurfs unmöglich gemacht. Der neue Reichstag hat durch seinen strafrechtlichen Ausschuß die Beratung des Entwurfs wieder aufgenommen, und es besteht, wenn nicht unvorhergesehene Zwischenfälle eintreten, die Aussicht, daß vielleicht schon in der ersten Hälfte des Jahres 1929 der Entwurf im Reichstag zur Erledigung kommt.

Unter diesen Umständen erscheint es dringend nötig, daß über die Fachkreise hinaus auch in weiteren und weitesten Kreisen das Interesse für das, was in Deutschland in Zukunft auf strafrechtlichem Gebiete Rechtens sein soll, geweckt wird. Daß dieses Interesse zur Zeit noch ein so verhältnismäßig geringes ist, muß um so mehr wundern, als gerade das Strafrecht, dessen Subjekt oder Objekt jeder jeden Tag werden kann, weit mehr interessieren sollte als die Gestaltung des Zivilrechts. Bei diesem handelt es sich im wesentlichen nur um sachliche Rechtsgüter, um das Vermögen, beim Strafrecht dagegen handelt es sich um Freiheit, Leben und Ehre.

★

In der deutschen Strafrechtswissenschaft herrscht seit langem heftiger Streit über den Zweck der Strafe. Die einen, die sogenannte alte klassische Schule, sehen den Hauptzweck, manche ihrer Anhänger sogar den alleinigen Zweck der Strafe in der Vergeltung. Im Gegensatz hierzu behauptet die moderne, soziale Schule, Strafe und Strafrechtspflege hätten neben dem Zweck der Vergeltung noch andere Zwecke zu erfüllen, nämlich die Zwecke der Besserung und Erziehung des Täters, der Verhütung der Verbrechen und der Sicherung der Allgemeinheit gegen den gemeingefährlichen Verbrecher.

Der Strafgesetzentwurf konnte sich diesen Forderungen der modernen, sozialen Schule nicht entziehen. Er denkt nicht daran, die Vergeltung als Strafzweck aufzugeben, aber er tritt den Forderungen dieser Schule insoweit bei, als er verlangt, daß die Strafe neben dem Zweck der Vergeltung noch jenen vorgenannten Zwecken zu dienen habe.

Dieses Ziel aber kann nur dann erreicht werden, wenn der Richter bei Ausmaß von Art und Höhe der Strafe mehr als bisher neben der objektiven Schwere der Tat die Persönlichkeit des Täters, seine natürliche und geistige Veranlagung, seine Herkunft, die Welt, in der er aufgewachsen ist, seine soziale Lage, die Beweggründe, die ihn zur Tat veranlaßt haben, sein Verhalten nach der Tat usw. berücksichtigt.

Solche Berücksichtigung ist jedoch nur dann möglich, wenn dem Richter bei der Strafbemessung ein höheres Maß freien Ermessens eingeräumt wird, als es das geltende Gesetz tat. Und so zieht sich denn dieses höhere Maß freien Ermessens bei der Strafbemessung wie ein roter Faden durch den ganzen Entwurf. Es werden eine Reihe gesetzlicher Schranken beseitigt, die den Richter bisher binden und nicht selten zwingen, auf Strafen zu erkennen, die seinem eigenen Rechtsempfinden widersprechen. Vor allem kommen hier die im geltenden Rechte vielfach vorgesehenen, häufig viel zu hoch gegriffenen Strafmindestmaße in Betracht. Was soll es z. B. heißen, wenn im § 216 St. G. B. bei der Tötung auf Verlangen das Gesetz den Richter nötigt, unter allen Umständen, mag der Fall auch noch so mild liegen — man denke daran, daß jemand den flehentlichen Bitten eines dem nahen Tode Verfallenen, ihn von seinen unerträglichen Schmerzen zu befreien, aus reinem Mitleid nachgibt — auf mindestens drei Jahre Gefängnis zu erkennen! Der Entwurf räumt, wo immer es geht, mit diesen hohen Mindeststrafen auf, wie er überhaupt die Strafrahmen möglichst weit spannt, um dem Richter die Möglichkeit zu geben, der Eigenart jedes einzelnen Falles gerecht zu werden. Ein weiteres: das geltende Recht läßt die Annahme mildernder Umstände nur da zu, wo das Gesetz dies bei den einzelnen Tatbeständen ausdrücklich vorsieht. Der Entwurf ermächtigt den Richter, bei allen Straftaten mildernde Um-

stände anzunehmen, wenn bei Abwägung der Strafbemessungsgründe die für eine milde Strafe sprechenden Umstände beträchtlich überwiegen. Dies gilt selbst für das schwerste Verbrechen, den Mord. In Zukunft kann der Richter auch beim Mord mildernde Umstände annehmen und dann statt auf Todesstrafe, wenn diese überhaupt beibehalten wird, auf Zuchthaus abkommen. Mit vollem Recht, denn auch der Mord kann sehr verschiedener Art sein, und es muß dem Richter auch hier die Möglichkeit der Abstufung gegeben werden. — Das geltende Recht gefällt sich in einer weitgehenden Kasuistik, indem es neben den einfachen Tatbestand eine Reihe schwererer (qualifizierter) Tatbestände stellt, so z. B. bei der Brandstiftung. Solche Kasuistik hat stets ihre Bedenken, da sie häufig unvollständig und lückenhaft ist. Der Entwurf ersetzt sie, wo immer es geht, durch die besonders schweren Fälle. Daneben stellt er die besonders leichten Fälle, solche, in denen die Schuld des Täters so gering ist und die Folgen der Tat so unbedeutend sind, daß eine Bestrafung nicht nötig erscheint. Hier soll der Richter in den Fällen, in denen das Gesetz dies bei einzelnen Delikten vorsieht, von Strafe absehen können. — Eine wesentliche Erweiterung des richterlichen Ermessens liegt auch in der vermehrten Androhung der Geldstrafe an Stelle der Freiheitsstrafe oder wahlweise mit ihr; bei an sich verwirkten geringeren Freiheitsstrafen zwingt das Gesetz sogar den Richter, an Stelle der Freiheitsstrafe auf Geldstrafe zu erkennen; durch diese sehr vernünftige Vorschrift werden gerade die kurzen Freiheitsstrafen, die nie nützen, nicht selten schaden, vermieden. — Eine weitere Möglichkeit, der Eigenart des Täters und den besonderen Umständen der Tat gerecht zu werden, schafft der Entwurf ferner dadurch, daß er die sog. custodia honesta der Einschließung, die an die Stelle der bisherigen Festungshaft treten soll, nicht nur wie das geltende Gesetz neben Zuchthaus wahlweise bei einzelnen Delikten zuläßt, sondern bestimmt, daß sie in all den Fällen an die Stelle von Zuchthaus oder Gefängnis treten soll, in denen der Täter lediglich aus ehrenhaften Beweggründen gehandelt hat und die Tat nicht schon wegen der Art ihrer Ausführung oder wegen der verschuldeten Folgen besonders verwerflich erscheint.

Indem der Entwurf in dieser Weise das freie Ermessen des Richters erheblich erweitert und ihm ein weiteres, größeres Maß von Machtvollkommenheit zuerkennt, als er bisher hatte, legt er dem Richter gleichzeitig große Verantwortung und schwere Pflichten auf.

Trotz aller Hetze, die man heutzutage gegen die Justiz zu treiben beliebt, können wir darauf vertrauen, daß die deutschen Richter diese neue, große Aufgabe erfüllen werden.

*

Da der Entwurf, wie schon bemerkt, davon ausgeht, daß der Zweck der Strafe nicht nur in der Vergeltung liege, daß sie vielmehr daneben noch die Zwecke der Besserung und Erziehung, der Verhütung und der Sicherung zu erfüllen habe, mußte er außer der entsprechenden Regelung der Strafbemessung neben den Strafen noch bestimmte Besserungs- und Sicherungsmaßnahmen vorsehen. Dies tut er zunächst, indem er die seit einigen Jahren schon dem geltenden Rechte bekannte bedingte Strafaussetzung weiter ausbaut. Einem nach seiner Persönlichkeit und seiner Tat geeigneten Verurteilten, von dem anzunehmen ist, daß er, auch ohne daß die Strafe an ihm vollzogen wird, in Zukunft ein gesetzmäßiges Leben führen werde, kann das Gericht Strafaussetzung gewähren. Es setzt ihm eine längere Bewährungsfrist; läßt er sich während derselben nichts zuschulden kommen, so gilt nach deren Ablauf die Strafe als erlassen. Dies gibt die Möglichkeit, eine Reihe minder Krimineller, insbesondere noch nicht Vorbestrafter, vor der Schande des Gefängnisses zu bewahren, und kann daher durchaus erzieherisch wirken. Allerdings muß mit dieser Maßnahme mit mehr Vorsicht, als es bisher zuweilen geschieht, Gebrauch gemacht werden, damit nicht im Volke der Glaube entsteht, einmal sei keinmal.

Ferner sorgt der Entwurf im Interesse des Verbrechers selbst und zum Schutze der Allgemeinheit vor dem Verbrecher für die Unterbringung von Verbrechern, die wegen Geisteskrankheit freigesprochen werden, in eine Heil- oder Pflegeanstalt. Bisher hat das Gericht keine Handhabe, sich um derartige Personen nach Erlaß des freisprechenden Urteils zu kümmern, es blieb lediglich der Polizei überlassen, ob sie dieselben, soweit ihr hierzu eine gesetzliche Ermächtigung zustand, in Anstaltsverwahrung bringen wollte. Dies konnte, zumal solche Personen nicht selten in hohem Grade gemeingefährlich sind und durch das freisprechende Urteil gewissermaßen einen Freibrief für die straflose Begehung weiterer Straftaten erhalten hatten, zu großen Mißständen führen. In Zukunft ordnet das Gericht in allen diesen Fällen, sobald es die öffentliche Sicherheit erfordert, die Unterbringung des Freigesprochenen in einer öffentlichen Heil- oder Pflegeanstalt an; dort bleibt er, bis er gesund oder wenigstens nicht mehr gemeingefährlich ist.

In gleicher Weise kann das Gericht anordnen, daß Trunksüchtige, die strafbare Handlungen begangen haben und in der Trunkenheit zu deren Begehung neigen, bis zu zwei Jahren in einer Trinkerheil- oder Entziehungsanstalt untergebracht werden, wenn diese Maßregel erforderlich erscheint, um sie an ein gesetzmäßiges und geordnetes Leben zu gewöhnen.

Bettler, Landstreicher, Dirnen werden nach

Verbüßung ihrer Strafe für eine vom Gericht näher zu bestimmende Zeit in einem Arbeitshaus untergebracht. Die wesentlichste und einschneidendste Maßnahme ist aber die Sicherungsverwahrung. Gemeingefährliche Gewohnheitsverbrecher, die schon mehrfache namhafte Strafen erlitten haben, sollen unter gewissen, im Gesetz genau bestimmten Voraussetzungen bei Begehung einer weiteren Straftat zunächst nach einem besonders schweren Strafrahmen bestraft und nach Verbüßung ihrer Strafe in Sicherungsverwahrung genommen werden, zunächst auf die Dauer von drei Jahren. Nach dieser Zeit prüft das Gericht, ob weitere Verwahrung nötig ist. Bejaht es die Frage, so dauert die Verwahrung weiter. In gewissen Zeiträumen erfolgt neuerliche gerichtliche Prüfung, und so ist die Möglichkeit gegeben, den gemeingefährlichen Gewohnheitsverbrecher dauernd unschädlich zu machen.

★

Soviel über die allgemeinen Grundgedanken, auf denen der Entwurf aufgebaut ist und über die zu ihrer Verwirklichung getroffenen Bestimmungen.

Der Entwurf steht durchweg auf dem Schuldprinzip: keine Strafe ohne Schuld. Strafbar ist nur, wer schuldhaft, d. h. vorsätzlich oder fahrlässig handelt, also entweder den Tatbestand einer strafbaren Handlung mit Wissen und Willen verwirklicht oder doch mit der Möglichkeit der Verwirklichung rechnet und auch für diesen Fall damit einverstanden ist (unbedingter und bedingter Vorsatz), oder wer die ihm nach den Umständen und nach seinen persönlichen Verhältnissen zuzumutende Sorgfalt außer acht läßt und infolgedessen nicht erkennt, daß sich der Tatbestand der strafbaren Handlung verwirklichen kann, oder, obwohl er dies für möglich hält, darauf vertraut, daß es nicht geschehen werde (unbewußte und bewußte Fahrlässigkeit). — Außer dem Zurechnungsunfähigen berücksichtigt der Entwurf auch den vermindert Zurechnungsfähigen, der nach einem milderen Strafrahmen bestraft werden soll. Das geltende Gesetz beschränkt den Notstand (die Nothilfe) auf den Kreis der Angehörigen, der Entwurf läßt diese Beschränkung fallen, was hauptsächlich für den Arzt, der dem Kranken Nothilfe leistet, von Bedeutung ist. Der untaugliche Versuch bleibt nach wie vor strafbar; Anstifter und Gehilfen sollen, anders als bisher, auch dann strafbar sein, wenn eine strafbare Haupttat nicht vorliegt, z. B. sich nachträglich ergibt, daß der Angestiftete geisteskrank war. Die viel umstrittene Todesstrafe behält der Entwurf bei.

Aus dem Besonderen Teil des Entwurfs, der die einzelnen Tatbestände enthält, seien nur folgende Fälle hervorgehoben, die eine wesentliche Änderung des geltenden Rechtes enthalten: In Zukunft soll nicht nur die eidliche, sondern auch die uneidliche falsche Zeugenaussage, die vor Gericht abgegeben wird, strafbar sein. — Die Urkundenfälschung ist nicht mehr wie bisher zweiseitiges Delikt, d. h. zur Vollendung ist nicht mehr erforderlich, daß die Urkunde gefälscht oder verfälscht und von ihr zum Zwecke der Täuschung Gebrauch gemacht wird, vielmehr ist schon jeder der beiden Akte: Fälschen oder Verfälschen einerseits und Gebrauchmachen anderseits als vollendete Urkundenfälschung strafbar. — Ärztliche Eingriffe, die lediglich zu Heilzwecken und nach den Regeln der ärztlichen Kunst erfolgen, sind bisher, wenn die Einwilligung des Kranken fehlt, rechtswidrige, strafbare Körperverletzung; dieser von der Rechtsprechung trotz aller dagegen erhobenen Einwände stets festgehaltenen Anschauung macht der Entwurf ein Ende: der lediglich zu Heilzwecken kunstgerecht eingreifende Arzt wird unter keinen Umständen wegen Körperverletzung, wohl aber, wenn er gegen den Willen des Kranken handelt, wegen eigenmächtiger Heilbehandlung bestraft. Ebenso trifft den Arzt, der lediglich aus medizinischen — nicht auch aus sozialen oder eugenischen — Gründen eine Schwangerschaft unterbricht oder eine Perforation vornimmt, um die Mutter vor schwerer Lebens- oder Leibesgefahr zu retten, nicht die Strafe der Abtreibung oder Tötung, wohl aber, wenn er gegen den Willen der Schwangeren handelt, die Strafe wegen eigenmächtiger Heilbehandlung. — Den vielfach hervorgetretenen Bestrebungen, die Abtreibung der Leibesfrucht und den homosexuellen Verkehr zwischen Männern straffrei zu lassen, hat der Entwurf nicht stattgegeben. — Bei den Vermögensdelikten wäre noch hervorzuheben, daß der Entwurf Diebstahl und Unterschlagung zu Bereicherungsdelikten gemacht hat, der Täter muß in der Absicht der Bereicherung handeln.

Auf weitere Einzelheiten einzugehen, verbietet der Raum. Das Gesagte wird genügen, erkennen zu lassen, daß der Entwurf im Allgemeinen und im Besonderen Teil eine Reihe wesentlicher Verbesserungen gegenüber dem geltenden Rechte bringt und eine geeignete Grundlage bildet, auf der ein neues, den Anforderungen unserer Zeit entsprechendes Strafgesetzbuch aufgebaut werden kann, das dem Richter eine scharfe Waffe zur Bekämpfung insbesondere des gewohnheitsmäßigen Verbrechertums in die Hand gibt, anderseits aber auch im Verbrecher noch den Menschen sieht, dem nicht nur vergolten, sondern der, soweit möglich, wieder zu einem brauchbaren Glied der menschlichen Gesellschaft gemacht werden soll.

Gelingt es, wie beabsichtigt ist, das neue Strafgesetzbuch zu einem für Deutschland und Österreich gemeinschaftlichen zu machen, so wäre das im Interesse engster kultureller Verbindung der beiden stammverwandten Völker aufs freudigste zu begrüßen.

Über den Stand der Krebsforschung
Von Geh.-Rat Prof. Dr. med. Ferd. Blumenthal

Direktor des Universitätsinstituts für Krebsforschung in Berlin

Die Tatsache, daß der Krebs in allen Kulturländern in den letzten Jahren zugenommen hat, ist heute nicht mehr zu bestreiten. Die Zahl der jährlich an Krebs Sterbenden hat die Zahl der Tuberkuloseopfer erheblich überschritten, und während die letzte Krankheit von Jahr zu Jahr eine Verringerung der Todesfälle aufweist, ist der Anstieg der Krebstodesfälle ein ununterbrochener. Der Grund für die Zunahme der Krebserkrankungen und der Krebstodesfälle beruht nicht etwa auf einer epidemischen Ausbreitung der Krankheit, denn der Krebs wird nicht durch einen von der Außenwelt in den Körper eindringenden Bazillus, wie die Tuberkulose oder die Diphtherie, hervorgerufen, sondern die Zunahme ist im wesentlichen dadurch bedingt, daß mehr Menschen als früher das Alter erreichen, in dem der Krebs vorzugsweise aufzutreten pflegt. Die Krebserkrankungen sind, wenn auch nicht Krankheiten des hohen Alters, so doch solche des schaffenskräftigen Lebens und pflegen in der Zeit zwischen 45 und 60 Jahren am häufigsten vorzukommen. Aber in den letzten Jahren wird von verschiedenen Seiten berichtet, daß auch die jugendlichen Formen des Krebses zunehmen, und wir haben in unserem Institut immer einige Kinder in Behandlung, die an dieser furchtbaren Krankheit leiden. Der Hauptgrund der Zunahme der Krebsfälle beruht darin, daß infolge der Fortschritte der Medizin die Menschen in den letzten Jahrzehnten im Durchschnitt älter werden als früher. Am Anfang dieses Jahrhunderts war das Durchschnittsalter noch wenig über 40, heute liegt es bereits zwischen 55 und 60. Wir müssen eben bedenken, daß all die zahlreichen Menschen, die früher an Säuglingskrankheiten oder in der Jugend an den weit verbreiteten Infektionskrankheiten, Scharlach, Diphtherie sowie an Typhus gestorben sind, und die zahlreichen Frauen, welche vom Kindbettfieber dahingerafft wurden, heute diesem Schicksal sehr viel weniger ausgesetzt sind und dadurch in die Jahre kommen, in denen die Stoffwechselkrankheiten (Diabetes, Gicht), die Arteriosklerose und auch der Krebs ihre verheerende Wirkung ausüben. Der Krebs verdankt es also den Fortschritten der die Menschheit länger am Leben erhaltenden medizinischen Wissenschaft, daß er jetzt diejenige Erkrankung geworden ist, die uns am meisten bedroht, da mehr als jeder zehnte Mensch ihr erliegt. Ja, wenn wir die Menschen im Alter über 45 Jahre allein betrachten, wird dies noch deutlicher, da es Städte gibt, in denen fast die Hälfte der Todesfälle solche an Krebs sind. Das gleiche Verhältnis zeigte sich im Altersheim von Paris, in dem in einem Jahr von 78 Verstorbenen 39 bei der Sektion Krebs aufwiesen.

Unter Krebs versteht man eine Erkrankung, die die Zellen des Organismus befällt, fast immer zuerst an einer bestimmten Stelle in der Art, daß diese Zellen nicht nur sich zu vermehren anfangen, sondern auch ihren Stoffwechsel ändern, wodurch sie die für den Organismus gefährlichen Eigenschaften gewinnen. Die Krebszellen, die also von Körperzellen abstammen, können im Gegensatz zu ihren Mutterzellen das umgebende Gewebe zerstören und dann hineinwachsen; sie dringen wie Lebewesen in die Lymph- und Blutbahnen ein und bringen an anderen Stellen des Körpers Tochtergeschwülste hervor. So kommt es, daß, wenn diese Geschwulstbildung an einer lebenswichtigen Stelle zustandekommt, der Tod eintritt. Und wenn sie zu schweren Blutungen Veranlassung gibt, oder in geschwürigen Zerfall gerät, wodurch Bakterien in den Körper eindringen, kann eine allgemeine Infektion hervorgerufen werden, die den Tod zur Folge hat. Die Bösartigkeit der Krebszellen beruht auf einer Veränderung der in den Zellen vorhandenen Fermente (Enzyme), deren Wirkung teils verstärkt, teils vermindert ist. So ist die Eiweißspaltung vermehrt, die oxydativen Fermente dagegen sind vermindert, die zuckerspaltenden wiederum in ihrer Wirksamkeit verstärkt. Neben den fermentativen Stoffwechselstörungen geht auch eine Atmungsstörung einher (Otto Warburg). Die Krebszelle vermag im Gegensatz zur normalen Zelle auch bei Sauerstoffabschluß zu atmen. Die Milchsäurebildung der Krebszelle ist, wie gleichfalls Otto Warburg feststellte, um das Vielfache vermehrt, was von größter Bedeutung ist, da die Krebszellen wie die Zellen überhaupt auf Kosten der gebildeten Milchsäure wachsen und sich fortpflanzen. Sie können mit Hilfe der eiweißspaltenden Fermente die umgebenden Gewebe zerstören und sich so die Bahn für ihr Wachstum freimachen. Auch die Fettspaltung durch die Krebszelle ist verringert. Der Stoffwechsel der Krebszellen ist also gestört, und diese Störung überträgt sich auf den übrigen Organismus. Es entstehen dabei Produkte, die dem Körper fremd sind und ihn dadurch vergiften.

Es ist nicht ganz sicher, ob es sich bei der Krebsbildung des Menschen um eine einheitliche Krankheit in dem Sinne handelt, daß die Biologie, d. h. die Lebensäußerungen der Krebszellen bei den einzelnen Geschwulstformen vollkommen die gleichen sind,

oder ob sie voneinander in den Grundbedingungen verschieden sein können. Immerhin müssen gewisse Eigenschaften, wie das zerstörende unbeschränkte Wachstum, die Neigung zur Bildung von Tochtergeschwülsten allen gemeinsam sein. Aber wenn auch hier der Grad dieser Eigenschaften bei den einzelnen Geschwülsten schon stark voneinander abweicht, so unterscheiden sich doch gewisse Hühnergeschwülste mindestens in einem grundlegenden Punkte von den meisten menschlichen und Säugetierkrebsen. Sie sind nämlich nicht nur auf Hühner wieder übertragbar, wie die Säugetiergeschwülste auf die gleiche Tierart (Ratte auf Ratte, Maus auf Maus), wobei noch unversehrte Krebszellen übertragen werden, sondern auch die wässerigen Auszüge der Hühnergeschwülste (Hühnersarkome) besitzen diese Eigenschaft, wenn die Zellen durch Filtration von der Flüssigkeit getrennt, also diese zellfrei ist. Nachdem man eine Zeitlang geglaubt hatte, daß diese Fähigkeit auf der Anwesenheit eines unsichtbaren Parasiten (Virus) beruhe, darf man jetzt wohl annehmen, daß es ein schon in den normalen Zellen vorgebildetes Ferment ist, welches durch die krebsige Stoffwechselstörung in das Krebsferment übergeführt wird und der Zelle die krebsigen Eigenschaften verleiht, aber beim Hühnersarkom von der Zelle getrennt und wirksam erhalten werden kann. Bei den Säugetier- und menschlichen Krebsgeschwülsten müßte dagegen, wollen wir auch hier ein solches Ferment annehmen, dieses so fest an den Zellen verankert sein, daß es nicht leicht bei der Herstellung von wässerigen und anderen Extrakten von ihr getrennt werden kann. Diese Auffassung ist nicht unwahrscheinlich, denn es liegen schon verschiedene Erfahrungen vor, die dafür sprechen, daß auch bei den einzelnen menschlichen und Säugetiergeschwülsten ein solches Krebsferment aus der Krebszelle heraus in die Zirkulation gelangen kann, so daß es sich wahrscheinlich nur um eine verschieden starke Bindung des Ferments in den einzelnen Geschwulstzellen, nicht aber um einen völlig verschiedenen Mechanismus des Stoffwechsels in den Krebszellen der verschiedenen Tierarten handelt.

Der Krebs wäre demnach eine Stoffwechselstörung, wobei es zur chemischen Abartung von in der Krebszelle vorgebildeten fermentativen Eigenschaften kommt.

*

Wodurch aber kommt diese Stoffwechselstörung zustande? Wir vermögen es heute, den Krebs experimentell hervorzubringen. Verschiedenartige Reize, die sich an einer bestimmten Stelle auswirken, können Krebsbildung hervorrufen, chemische, physikalische und auch parasitäre Reize. Von den letzteren ist es mit Rundwürmern künstlich bei Ratten, ferner mit Bazillen ebenfalls bei Ratten und Mäusen gelungen, bösartige Geschwülste zu erzeugen. Auch andere Parasiten sind als Krebserreger festgestellt worden. Diese Aufzählung zeigt schon, daß es nicht ein bestimmter Parasit, der „Krebserreger", ist, der die Krankheit hervorruft, sondern daß verschiedene Parasiten und Bakterien Krebs hervorrufen können. Aber diese Eigenschaft der Lebewesen ist beim Menschen immer nur eine gelegentliche, nicht eine regelmäßige, und alle diese Parasiten erzeugen nicht den Krebs, sondern meist nur eine Entzündung. Diese Entzündung kann wieder heilen, dann kommt es nicht zum Krebs. Wenn sie aber jahrelang besteht, so kann durch den fortwährenden Reiz, der durch sie auf die umgebenden Zellen ausgeübt wird, eine Krebsgeschwulst sich entwickeln. Aber der Krebs ist in den meisten Fällen gar nicht parasitären Ursprungs, wenigstens kann man durch Reizung mit Teer, Anilin usw. ebenfalls Krebs bei Tieren künstlich hervorrufen. Und auch diese Krebsreize (Teer, Anilin usw.) machen bald nur Entzündung, bald gutartige und bösartige Geschwulstbildung, häufig alles dies nebeneinander.

Es kann unter Umständen jeder Reiz gelegentlich einmal zu einem Krebsreiz werden, aber es gibt Reize, nach denen häufiger Krebs entsteht als nach anderen. So hat man z. B. nach Pinselung mit Teer bei Mäusen und Kaninchen auf der Haut bei einzelnen Stämmen in 100 Prozent der Fälle Krebs erzeugen können, seltener dagegen bei diesen Tieren durch Einspritzen von Paraffin, Anilin, während es nach Anwendung anderer chemischer Substanzen bisher überhaupt nicht gelungen ist, Krebsbildung hervorzurufen. Fibiger gelang es, in einer großen Anzahl bei Ratten Magenkrebs nach Verfütterung eines Rundwurmes, Spiroptera, zu verursachen. In Ägypten gibt es einen Parasiten, „Schistosomum haematobium", der mit dem Nilwasser in das Blut und in die Blase einwandert und dort Blasenentzündung hervorruft. In 10 Prozent aller dieser Blasenentzündungen entwickelt sich der Krebs. Am Kurischen Haff und an großen Flußläufen in Rußland leidet die Fischerbevölkerung an einem Leberkrebs, der hervorgerufen wird durch einen Leberegel, welcher mit dem rohen Fischfleisch genossen wird. Die Pflanzengeschwülste mit krebsartigem Charakter werden hervorgerufen durch ein Bakterium (Tumefaciens), das auch gelegentlich in menschlichen und in Mäusekrebsgeschwülsten gefunden wurde. Aus syphilitischen Geschwüren können sich Krebsgeschwülste entwickeln. Aus Hauttuberkulose (Lupus) entsteht nicht selten Krebs. Die Zunahme des Lungenkrebses wird von manchen Autoren auf Grippeepidemien zurückgeführt, nach denen gehäuft solche Krebsfälle auftraten. Der Krebs kann aber auch eine Berufskrankheit sein; insbesondere

sind außerordentlich zahlreiche Fälle von Lungenkrebs in Kobaltbergwerken beobachtet worden. Krebs kommt auch bei Baumwollarbeitern, bei Paraffin- und Anilinarbeitern, bei Arbeitern in der Brikettfabrikation vor. Hier handelt es sich um direkte Reizwirkungen auf die Schleimhaut der Lungen oder auf die Haut, wodurch dann ein jahrelang bestehender entzündlicher Prozeß sich entwickelt, der in einzelnen Fällen in Krebs übergeht. Als Berufskrebs kann auch der Strahlenkrebs bezeichnet werden, der bei Ärzten, die sich dauernd den Röntgenstrahlen aussetzen müssen, vorgekommen ist. Gerade in diesem Falle kann es ein Jahrzehnt und länger dauern, bis der Krebs sich entwickelt.

★

Diese Frage der langsamen Entwicklung des Krebses ist wichtig für die Begutachtung bei Unfällen, weil der Unfall unter Umständen mehrere Jahre zurückliegen kann, der Veranlassung zur Krebsbildung gab. Aber es ist nötig, daß die Folgen des Unfalls in der Zwischenzeit sich mehr oder weniger dauernd bemerkbar machen. Ist einmal eine Verletzung vollständig geheilt, so kann nicht Krebs daraus entstehen. Die Krebsbildung ist verbunden mit einer Reaktion des betroffenen Gewebes auf den entzündlichen Krebsreiz. Der Organismus sucht die Schädigungen des Reizes zunichte zu machen und dadurch kommt es zu Wucherungsbestrebungen. Die Wucherungen, deren bekanntestes Beispiel die Knochenbildung nach dem Knochenbruch ist, können dabei in eine falsche Bahn gelenkt und zur Krebswucherung gebracht werden. Einige Forscher stehen auf dem Standpunkt, daß all die vorhin genannten Reize nichts weiter sind, als Terrainebner für einen unsichtbaren Erreger, wie er bei einzelnen Infektionskrankheiten, so insbesondere bei den Pocken, angenommen wird. Abgesehen davon, daß wir einen solchen unsichtbaren Erreger gar nicht nötig haben, um die Krebsentstehung durch Reize zu erklären, müßten wir dann glauben, daß dieser unsichtbare Erreger schon in jedem oder doch bei vielen Tieren vorgebildet oder vorhanden sei, denn sonst wäre es unmöglich, daß man bei Experimenten, wenn man z. B. Mäuse mit Teer pinselt, in jedem Falle einen Krebs erhalten hatte. Für ein solches Ergebnis ist es nötig, daß in dem Tierkörper selbst der vermutete Erreger immer vorhanden sei. Zu solch geschraubter Annahme liegt, wie gesagt, keine Veranlassung vor, und wenn wir heute im Tierexperiment in manchen Fällen häufiger, in manchen Fällen seltener Krebs bekommen, so liegt dieses nicht daran, daß das eine Mal der Erreger zufälligerweise da ist und das andere Mal nicht, sondern an der Verschiedenheit der Stärke des Reizes selbst, der auf die geschädigte Stelle einwirkt und an der daselbst vorhandenen Disposition, wie wir sie auch bei anderen Krankheiten jetzt immer mehr als ursächlich werten gelernt haben. Wir wissen, daß die Infektion mit dem Tuberkelbazillus bei solchen Leuten besonders leicht Tuberkulose hervorruft, bei denen die Disposition, d. h. der tuberkulöse Habitus, vorgebildet ist. Beim Krebs gibt es zwar keinen Krebshabitus, aber disponierte Stellen im Organismus, die zum Teil erst im Leben erworben werden. Dazu gehören die flachen Warzen, die besonders im Alter auf der Haut auftreten und deren Verletzung dann manchmal Krebs verursacht. Es gehören dazu die Naevi, die Schönheitsflecke, aus denen sich, wenn sie gereizt werden, bösartige Geschwülste entwickeln können. Ich habe drei Fälle gesehen, wo sich Damen aus kosmetischen Gründen diese Flecken (Naevi) entfernen ließen und dann eine bösartige Geschwulst durch den Reiz entstanden ist. Auch wenn das Rasiermesser solche disponierten Stellen verletzt, kann sich daraus auch einmal ein Krebs entwickeln. Die mit der Hautpflege weniger sorgfältige Bevölkerung des Landes und insbesondere die Seemannsbevölkerung leidet vielfach an einem Hautkrebs, der dadurch hervorgerufen wird, daß in den Falten der Haut sich Schmutz ansammelt, der als Reiz dient. Hier ist es also die veränderte, durch das Alter trocken und rissig gewordene Haut, welche den Insulten des Reizes leichter ausgesetzt ist als die glatte jugendliche Haut. Daß aber auch letztere, wenn besonders starke Reize angewandt werden, schließlich zur Krebsbildung Veranlassung geben kann, beweisen die Kangrikrebse, welche bei Frauen im Himalajagebirge auftreten, die wegen der Kälte einen kleinen Holzkohlenofen um den Leib tragen und dadurch häufig dort Verbrennungen zeigen. Der Krebs an diesen verbrannten Stellen tritt nur bei diesen Frauen auf und nicht auch bei Männern, weil diese solche Öfen nicht zu tragen pflegen. Aus einem Magengeschwür, aus einer durch Steine gereizten Gallenblase, durch gewohnheitsmäßig zu heißes Essen und Trinken kann Speiseröhren-Krebs entstehen. Der starke Druck eines schlecht sitzenden Klemmers kann an der Nase einen Hautkrebs hervorrufen. Alle solche Fälle sind *selten*, aber man tut gut, diese Reize zu vermeiden.

★

Wir sehen also: Für viele Fälle von Krebsbildung ist ein äußerer Reiz nötig, der eine disponierte Stelle treffen muß. Es ist daher wichtig, äußere Reize, namentlich die genannten Krebsreize, zu vermeiden, und wenn sichtbare Stellen einer Disposition vorhanden sind (Naevi, flache Warzen), diese zu schonen. Man vermeide es überhaupt, ein und dieselbe Stelle immer wieder gleichen Reizen auszusetzen. Nicht

der einmalige Reiz ist gefährlich, sondern der chronische. Bei der Krebsdisposition handelt es sich auch darum, ob dieselbe vererbt werden kann. Es ist bei Tieren gelungen, durch fortgesetzte Kreuzung von Tieren aus Stämmen, in denen häufiger Krebs vorkam, schließlich einen Stamm zu züchten, in dem eine große Zahl der Tiere an Krebs erkrankte. Das zeigt also, daß theoretisch eine Krebsanlage vererbt werden kann. Auf den Menschen übertragen zeigen aber diese Versuche, daß man systematisch Menschen aus krebskranken Familien dauernd miteinander verbinden müßte, um schließlich eine solche stark krebsempfindliche Generation zu erzeugen. Es kann gar keine Rede davon sein, daß jemand, weil sein Vater oder seine Mutter an Krebs gestorben ist, nun deshalb für diese Krankheit besonders empfänglich ist oder daß seine Nachkommenschaft gefährdet wird, wenn er in eine Familie hineinheiratet, wo ebenfalls Krebsfälle vorgekommen sind. Bei der Vererbung handelt es sich immer um dasselbe Organ, z. B. Brust, Magen, Darm, und immer um verhältnismäßig jugendliche Fälle. Die Alterskrebse, d. h. der Krebs, der vom 65. Lebensjahr ab auftritt, hat mit der vererbten Krebsanlage nichts zu tun. Es gibt zwar einzelne solche Familien, in denen die Krebsanlage vererbt wird, da treten aber die Krebsfälle meist schon um das 40. Lebensjahr herum auf. Davon, daß der Krebs für gewöhnlich dadurch entsteht, weil Krebszellen übertragen wurden, kann keine Rede sein. Ebensowenig verbreitet sich der Krebs durch Ansteckung. Es sind wohl einzelne Unglücksfälle beobachtet worden, in denen junge Ärzte, nachdem sie mit einer Spritze Krebsmaterial aufgesogen hatten, sich mit der Spitze der Kanüle stachen und damit infizierten. Aber daß die Berührung des Krebskranken, der Umgang mit ihm zu Krebs führt, ist durch nichts bewiesen. Krankenwärter und Ärzte erkranken nicht häufiger an Krebs als andere Berufsstände, während z. B. bei der Tuberkulose die Krankenpfleger ganz besonders gefährdet sind. Eine Ansteckung vom Krebskranken aus kommt also praktisch nicht in Betracht. Es kommt manchmal vor, daß beide Eheleute an Krebs sterben, das ist aber bei einer nach dem 45. Jahr so verbreiteten Krankheit nichts besonders Auffallendes. Man wird natürlich mit den Entleerungen des Kranken, falls krebshaltiges Material darin ist, schon aus Gründen der Sauberkeit und Ästhetik vorsichtig umgehen, mehr ist aber nicht nötig, ein gewöhnliches Händewaschen genügt. Dagegen hat man eine gewisse Acht zu geben auf diejenigen Parasiten, welche die entzündlichen Prozesse hervorrufen, aus denen, wie oben erwähnt, öfters der Krebs sich entwickelt, insbesondere die Rundwürmer, die Helminthen, ferner die Schistosomen. Dort, wo diese Parasiten vorkommen, in den tropischen und subtropischen Ländern, wie Ägypten, Japan, wird man sich vor der Infektion mit diesen Parasiten besonders in acht zu nehmen haben. Bei uns hat man bisher nicht den Eindruck, als ob diese Parasiten bei der Krebsentstehung eine besondere Rolle spielen, zumal ja bei uns überhaupt die Wurmerkrankungen viel seltener sind, als in den warmen Ländern. Auf der anderen Seite ist dort ein Gegensatz zwischen Malaria und Krebs vorhanden. In Malarialändern soll der Krebs selten sein. Ferner kommen in gewissen Geschwülsten bei Pflanzen Bakterien der Tumefaciensgruppe vor, die auch einmal gelegentlich beim Menschen mit der Krebsbildung in Beziehung stehen können. Im allgemeinen sind sie aber ebensowenig wie die anderen genannten Parasiten als Krebserreger in unseren Gegenden zu fürchten. Immerhin sollte man bei der jetzt üblichen Rohkost auf sorgfältiges Waschen der Früchte und Gemüse achten.

Es ist eben gesagt worden, daß in Malarialändern der Krebs selten sei. Dies wird auch von den Ländern der warmen Zone behauptet. In Italien ist der Krebs in Süditalien seltener als im Norden. Man hat dies mit Rasseneigentümlichkeiten und der Ernährung in Beziehung gebracht. Die nordische Rasse soll an sich gefährdeter sein als die alpine, und insbesondere weist die Krebssterblichkeit in Dänemark, Schweden, Norwegen, Holland und England die höchsten Zahlen auf. Dort wird mehr Fleisch gegessen als im Süden; aber es ist fraglich, ob dies der Grund ist. Es wird auch alles heißer gegessen; die Menschen arbeiten länger, kleiden sich anders und leben unter anderen Bedingungen der Besonnung. Kurz, es sind die Lebensbedingungen so verschiedene, daß es nicht gerade die von der natürlicheren abweichende Kost zu sein braucht, der die ausschlaggebende Bedeutung zukommt. Man hat sich, um diese Frage zu erklären, in den letzten Jahren viel mit der Bedeutung der Kost für das Wachstum der Krebszellen beschäftigt, insbesondere auch nachdem festgestellt ist, daß die Störung im Vitamingleichgewicht im Tierexperiment zur Krebsbildung Veranlassung geben kann.

Kalkreiche Kost hemmt im Tierexperiment das Wachstum der Krebsgeschwülste, kalireiche mehrt es. Einseitige Milchernährung fördert ebenfalls das Wachstum der Krebszelle. Dagegen hat sich die Ernährung mit Muskelfleisch nicht als von Einfluß erwiesen, wohl aber die Darreichung von Organbrei. Auf jeden Fall ist der Einfluß der Ernährung bisher auch im Tierexperiment nicht ein so großer gewesen, daß man berechtigt wäre, irgendeine Krebsdiät einzuführen.

Von großer Bedeutung ist die Erkennung der Frühsymptome. Wir müssen daran festhalten, daß, je früher der Krebs entdeckt ist,

er desto leichter heilbar ist. Als Frühsymptome haben Blutungen allerart zu gelten. Wenn Frauen, die ihr Unwohlsein bereits verloren haben, dieses scheinbar wieder bekommen, so ist der Verdacht, daß eine bösartige Geschwulst vorliegt, immerhin gerechtfertigt. Das gleiche gilt für Blutungen aus dem Darm. In solchem Falle darf man sich nicht mit der Möglichkeit von Hämorrhoidalblutungen beruhigen, sondern der Darm muß untersucht werden. Auch Blutungen aus dem Magen, aus dem Hals sind genauer auf Krebs zu untersuchen. Dagegen ist es nicht nötig, daß die verdächtige Stelle schmerzhaft ist. Krebs kann jahrelang bestehen, ohne die geringsten Schmerzen zu machen. Jeder verdächtige Knoten in der Brust oder sonst am Körper ist indes auf Krebs zu untersuchen. Die meisten Krebsfälle gehen deshalb zugrunde, weil sie nicht frühzeitig genug in die ärztliche Behandlung kommen.

*

Die Krebsbehandlung hat in den letzten Jahren nicht unerhebliche Fortschritte gemacht, insbesondere auch darin, daß Fälle, die nicht mehr operabel sind, noch gerettet werden können. Im allgemeinen ist an dem alten Standpunkt festzuhalten, daß jeder Krebsfall, der noch operiert werden kann, operiert werden soll, und die Statistik zeigt, daß etwa 40 Prozent aller Fälle durch die Operation gerettet werden können; bleiben also 60 Prozent übrig, eine enorm hohe Zahl. Aber auch hier ist zu sagen, daß, wenn die Patienten früher in die Behandlung kommen als bisher, sicherlich auch der Prozentsatz der durch die Operation zu rettenden Kranken erhöht werden kann. Außer der Operation haben sich noch bewährt die Bestrahlung mit Röntgenstrahlen, mit Radium, mit Mesothorium und mit Thorium X. Was in dem einzelnen Fall und wie es anzuwenden ist, das muß dem Fachmann überlassen bleiben. Es ist noch immer eine große Kunst, diese Mittel richtig zu gebrauchen. Genau so, wie ein guter Operateur nicht mit einem schlechten, darf ein erfahrener Bestrahler nicht mit einem unerfahrenen verglichen werden. Es ist daher dringend davor zu warnen, die Röntgen- bzw. Radiumbehandlung von jemandem vornehmen zu lassen, der auf diesem Gebiete nicht genügende Erfahrungen besitzt. Strahlenbehandlung kann und muß mit der Operation kombiniert werden. Es ist durchaus falsch, der Operation die Bestrahlung gegenüberzustellen, sondern man muß überlegen, inwieweit man beide Methoden kombinieren kann. Zu den segensreichen Methoden gehört auch die Elektrokoagulation bzw. die Operation mit Diathermie mit nachfolgender Bestrahlung mit Radium oder Thorium X. Wenn die Bestrahlung von sachkundiger Seite gemacht wird, so ist sie nicht nur unschädlich, sondern auch wirksam. Davon, daß durch die Bestrahlung, wie viele immer noch glauben, die Geschwulst oder das gesunde Gewebe zur Krebsbildung gereizt wird, kann gar keine Rede sein. Die biochemischen oder homöopathischen Heilmittel sind beim Krebs vollständig unwirksam. Es gibt keinen einzigen Fall, der mit diesen Methoden geheilt worden wäre. Ich habe solche angeblichen Heilungen zu sehen bekommen, es waren aber niemals Krebsfälle, sondern ganz andere Krankheiten, die da angeblich zur Heilung gebracht worden sind. Die Kranken lassen sich leider einreden, daß jeder Pickel oder jede Schwellung einen Krebs bedeutet, und wenn sie von diesen Dingen befreit sind, so glauben sie, daß eine Krebsheilung vorliegt. Die chemischen Mittel, welche in den letzten Jahren vielfach angepriesen wurden, seien es Geheimmittel wie Kieselsäure, Ameisensäure, oder von Ärzten empfohlene Präparate wie Blei usw., nutzen, allein angewandt, wenig. Sie geben aber häufig im Zusammenhang mit der Strahlenbehandlung einen günstigen Erfolg, indem sie die Strahlenbehandlung wirksam unterstützen. Das ist besonders zu betonen vom Arsen und vom Jod, ferner vom Cholin und von der Behandlung mit Eigenblut, Serum und Eiweiß (Proteinkörpertherapie). In neuerer Zeit ist im Anschluß an die Tatsache, daß die Peroxydasen, d. h. diejenigen fermentartigen Stoffe, welche z. B. aus dem Wasserstoffsuperoxyd den Sauerstoff freimachen, in den Krebsgeschwülsten fehlen oder nur in geringen Mengen vorhanden sind, die Behandlung des Krebses mit Sauerstoff unter Druck oder durch Abspaltung aus sauerstoffreichen Peroxyden empfohlen worden. Solche Versuche wurden im Dahlemer Institut des Professors A. Fischer bei Krebstieren und im Berliner Krebsinstitut bei Menschen ausgeführt, Versuche, die nicht ganz ohne Aussichten zu sein scheinen. Auch in Frankfurt a. M. hat Professor Fischer-Wasels Sauerstoff und andere Gase in Kombination mit anderen Mitteln den Kranken auf dem Atmungswege zugeführt und gewisse Erfolge gesehen. Es ist zu hoffen, daß diese Versuche zu einem therapeutischen Fortschritt führen werden. In der ganzen Welt wird in den zahlreichen Krebsinstituten auf das eifrigste gearbeitet, rein wissenschaftlich und auch in therapeutischer Hinsicht, so daß wir annehmen dürfen, daß in nicht zu ferner Zeit auch diejenigen Fälle, welche wir mit der Strahlen- und operativen Therapie nicht mehr behandeln oder bessern können, einer neuen Behandlung zugängig gemacht werden können.



Die Schauspielerin Erika von Thellman. Gemälde von Prof. Josef Eberz
Nürnberg, Galerie



Berliner Bühnen

In den ersten Tagen des jungen Jahres muß dieser Bericht, der die hübschen neuen Theaterbilder des Märzheftes begleiten soll, in die Setzerei gelangen; er hat also Rechenschaft zu legen von der Bühnenarbeit des halben Winters. Man müßte fast ein Prophet sein, wenn man dabei besonders liebevoll gerade das behandeln wollte, was auch noch acht Wochen später den Berliner Spielplan beherrschen und das Interesse im Reich festhalten wird. An manchen Premièrenabenden werden hier sensationelle Hervorrufserfolge durch eigens dafür bestellte Klatschkräfte erzwungen — aber schon nach wenigen Tagen müssen die Stücke wieder lautlos in der Versenkung verschwinden, weil das zahlende Publikum ausbleibt. Nicht die Tätigkeit akustisch gebauter Hände und verwandtschaftlich beteiligter Lungen entscheidet nämlich über das Schicksal einer Neuheit, auch nicht der Schiedsspruch der angesehenen und ernsten Vertreter der reichshauptstädtischen Tagespresse, sondern einzig und allein der von Mund zu Mund gehende trockene Rat des Berliner Galeriebesuchers und Parkettgastes: „Das müßt ihr euch ansehen, Kinder!"

Wenn Ende Januar die „Grüne Woche" große Scharen theaterhungriger Freunde nach Berlin ruft, dann ist also dieser Rechenschaftsbericht, noch während er sich im Druck befindet, vielleicht schon überholt. Vielleicht haben inzwischen ein paar neue gewaltige Schlager die Nachfrage nach den augenblicklichen Nummern auf der Gewinnseite der Theatersaison völlig verschoben. Vielleicht aber auch haben dann selbst die Weihnachtsneuheiten wieder eingepackt werden müssen und es ist auf den eisernen Bestand des Spielwinters zurückgegriffen worden, den unser „Beobachter" allmonatlich ins Licht zu rücken pflegt, — und die Jäger und Landwirte, die Reiter und Züchter aus dem Reich werden dem Ratschlag alterfahrener Großstadtbummler folgen: zunächst immer diejenigen Theater zu besuchen, zu denen gute Plätze zu besorgen dem Hotelportier nur unter Aufrechnung eines beträchtlichen Agio möglich ist.

Das war um Silvester herum noch immer der Fall bei den vier bekannten Saisonlustspielen: „XYZ", „Ehen werden im Himmel geschlossen", „Arm wie eine Kirchenmaus" und „Olympia".

Vor der Empfehlung der Sensationserfolge dieses Winters pflegt sich der Berliner Familienvater seinen Schützling immer erst etwas genauer zu betrachten; denn es können Freundschaften in die Brüche, es können sogar Verlobungen auseinandergehen über der Streitfrage: hat man Konstanze gegenüber richtig gehandelt, indem man ihr die in so liederlichem Milieu spielenden drei Paraphrasen ums Strafgesetzbuch als unbedingt sehenswert bezeichnete: „Verbrecher", „Ton in des Töpfers Hand" und nun gar „Revolte im Erziehungshaus"? Auch reife



Lucie Höflich und Hans Albers in Ferdinand Bruckners Schauspiel „Verbrecher"
Berlin, Deutsches Theater. Aufnahme Zander & Labisch

Menschen, die das Theater wirklich nicht nur als Amüsiertempel betrachtet wissen wollen, haben diese unerfreulichen Auseinandersetzungen nicht bis zu Ende über sich ergehen lassen können. Andere wieder, die ruhig das Milieu als scheußlich zugeben, die Tendenz als aufreizend, haben darin immerhin des Dichters Hauch zu verspüren gemeint. Und die alte englische „Beggars Opera", von Bert Brecht und Kurt Weill als „3-Groschen-Oper" für das Theater am Schiffbauerdamm umgebaut und zurechtgeflickt, weit über hundertmal unter jubelndem Beifall gegeben, wird von zarteren Gemütern als eine einzige Geschmacklosigkeit bezeichnet. Wer mit seinen Gästen aus dem Reich also gut Freund bleiben will, der müßte hieraus die Lehre ziehen, daß es ebenso undankbar ist, ein Theaterstück zu empfehlen — wie etwa eine Sommerfrische, einen Spezialarzt oder eine Schneiderin.

Ziemlich ungefährlich (weil erfahrenste Oberkellnerweisheit) ist die Empfehlung des noch immer das Große Schauspielhaus füllenden „Casanova" und der leibhaftig im Metropoltheater mit der ebenso unsterblichen Fritzi Massary wieder auferstandenen „Lustigen Witwe".

Eine kaum wieder gutzumachende Enttäuschung bereitete ich aber meinen frisch angekommenen Freunden, als ich sie ins Berliner Theater zu Anne Nichols „Dreimal Hochzeit" einlud. Ich hatte das Stück im Jahre 1924 in Neuyork gesehen, wo es schon den dritten Winter bei täglich ausverkauftem Haus mit stürmischem Erfolg gegeben wurde: ein teils überwältigend komisches, teils rührendes Kleinbürgerstück aus dem Neuyorker Judenviertel. Nun, in dem ausverkauften Broadwaytheater mag damals der genius loci mitgewirkt haben: man wurde naiv und literarisch anspruchslos wie ein echter, hundertprozentiger Amerikaner (der ewig Vierzehnjährige) und lachte und weinte mit. Bei der Berliner Aufführung dagegen, knapp vier Jahre später, — (nachdem die Verfasserin inzwischen acht Millionen Dollars Tantieme aus dem Stück gezogen hat) —, genierte man sich, diesen fürchterlichen Schmarren über sich ergehen lassen zu müssen. Ein Romeo und Julia-Konflikt auf der Neuyorker Ostseite? Der junge Levi bringt in sein strenggläubiges Elternhaus die Tochter eines irischen Katholiken. Dem jungen Paar gelingt es trotz Trauung in allen drei Konfessionen nicht, die Religionszwistigkeiten zwischen den starren Vätern zu beseitigen; erst ganz zum Schluß einem im zweiten Zwischenakt zur Welt gelangten Zwillingspaar. Diese Generalversöhnung macht verschämte Anleihen bei Nathans „Drei Ringen" und wirkt hier weniger überzeugend als vielmehr verboten rührselig. Aber zwei Nebenpersonen aus dem jüdischen Milieu (in Neuyork klassisch gewordene Typen!) haben auch in der Berliner Charlottenstraße einen Triumph zu verzeichnen: Gisela Werbezirk und Hans Moser, ein urkomisches Paar, das auch die zunächst Widerstrebenden zu bezwingen weiß.

Das übliche Saisonkriminalschauspiel hat



Anni Mewes. Aufnahme Zander & Labisch



Jessie Vihrog vom Berliner Komödienhaus
Aufnahme Becker & Maaß

wieder Edgar Wallace geliefert. Originell ist diesmal die Einkleidung des Falles in den Bericht eines Gerichtsreporters, den Oskar Homolka virtuos spielt. Auch für Paul Graetz und sein berühmtes Mundwerk ist eine drastische Portierrolle vorhanden. Dieses Detektivstück ist kalt errechnet und glatt zurechtgezimmert, die Situationen sind unwahr, aber schlau kombiniert. So spannend wie der „Hexer“ oder der „Fall Dugan“ ist das Ding nicht gedreht. Da jedoch dieser Genre in weiten Kreisen an Beliebtheit gewinnt, so kann „Der Zinker“ vielleicht gar noch um Ostern herum sein dunkles Spiel im Deutschen Künstler-Theater treiben, wer will da orakeln!

★



Szenenbild aus Franz Molnars Spiel „Olympia“
Berlin, Komödie. Aufnahme Zander & Labisch

Zwei deutsche Dichter sind zum Glück zu nennen, die trotz der amerikanischen Invasion mit literarisch etwas anspruchsvolleren Gaben Gehör gefunden haben. Im Theater in der Königgrätzer Straße brachte Barnowsky in schlechthin vollendeter Inszenierung ein Kriegsschauspiel von Gerhard Menzel heraus: „Toboggan“. (Es hat mit der im Druck erschienenen Buchausgabe des Stücks nur noch geringe Ähnlichkeit, weiß der Himmel, wer da alles mit umgedichtet hat!) Ein Hauptmann und Abteilungsführer wird uns im ersten Bild im wildesten Schlamassel des Weltkriegs vorgeführt, Muster eines Feldsoldaten, vermutlich trotz seinem kanadischen Namen ein Deutscher. Toboggan wird lebensgefährlich verwundet. Im zweiten Bild, in der zerschossenen Ferme der Division, gibt der Stabsarzt ihn auf, der Kommandeur besetzt seinen Posten also durch den ältesten Oberleutnant. Aber Toboggan, der seine letzten Abschiedsgrüße an die Geliebte schon der Feldpost anvertraut hat, kann und will noch nicht sterben. Es reißt ihn zur Front zurück. Leichenfahl erscheint er unter den alten Kameraden und will das Kommando wieder übernehmen. Erneuter Blutverlust macht



Werner Kraus und Carola Neher in Walter Hasenclevers Komödie „Ehen werden im Himmel geschlossen“
Berlin, Kammerspiele. Aufnahme Zander & Labisch

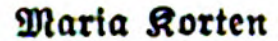
ihn ohnmächtig. Auf abenteuerliche Weise gelingt es ihm, dem Feldlazarett zu entgehen und heimzufahren. Er sucht die Geliebte auf — die sich inzwischen über seinen Verlust aber schon anderweit getröstet hat und den Wiederauferstandenen, von Grauen gepackt, davonjagt. In einem Café erlebt er die Gleichgültigkeit der Menge an seinem Schicksal. Was bedeutet ihr sein Einzelfall? Man weicht der Gesellschaft dieses irrtümlich in der Verlustliste gemeldeten, schon ziemlich verwahrlosten, von Lungenschußschmerzen sichtlich gepeinigten Hauptmanns aus. Im sonst leer gewordenen Café findet er Anschluß an eine einzelne Dame, die ihn mit nach Hause nimmt. Es ist keine Dirne, sie sucht nur Schutz und Halt, weil sie's in ihrer Wohnung nicht länger allein aushält: ihr Mann ist vor zwei Stunden gestorben. Toboggan feiert also kein Liebesfest zum Abschluß seines schon verlorenen Lebens, sondern er flieht entsetzt vor dem Anblick der Leiche, wandert hinaus in den Schnee, einsam, bricht zusammen und träumt sich hier endlich in den erlösenden Tod. Als darstellerische Meisterleistung muß Rudolf Forsters Hauptmann gerühmt werden. Aus dem köpfereichen Ensemble der schwierigen Szenen ist noch Eleonore von Mendelssohn als die Dame aus dem Café hervorzuheben, eine sehr kultivierte neue Erscheinung auf der Berliner Bühne. „Toboggan" ist nichts für schwache Nerven. Die Vorführung aufwühlender Fronterlebnisse glaubt man erst jetzt, nach zehn Schonjahren, langsam tastend wieder wagen zu können. Natürlich nur zu dem Endzweck: an die Grausigkeit und Sinnlosigkeit des Blutvergießens auf Kommando zu erinnern. Der konstruierte Fall Toboggan löst keine Rätsel, gibt keine Frage auf. Aber viel Gescheites ist darin gesagt. Und die szenische Verarbeitung heikler Situationen verrät immerhin Takt, wofür alte Soldaten unter den heutigen Verhältnissen schon ganz besonders dankbar sein müssen.

Carl Zuckmayer, dem der „Fröhliche Weinberg" und der „Schinderhannes" Sturmerfolge gebracht haben, will auch in seinem Seiltänzerstück „Katharina Knie" der hessischen Heimat und dem hessischen Dialekt nicht untreu werden. Er führt die Großväter in früheste Kinderzeiten zurück: als noch einer der richtigen alten Seiltänzer Knie von Jahrmarkt zu Jahrmarkt zog und bei der damaligen Jugend wegen seiner halsbrecherischen Kunst, bei den alten Leutchen wegen der vorbildlich sauberen und tugendsamen Lebensführung hochgeschätzt war. Zuckmayer versetzt sein zahmes Spielchen ins letzte Inflationsjahr und zeigt das hundertmal gezeigte Flitterelend einer Wandertruppe noch einmal. Die kleine Katharina, Vater Knies Liebling, begeht einen Diebstahl; sie klaut Futter für den hungernden Pony. Der von ihr heimgesuchte Landwirt Rothacker hat Mitleid mit der kleinen Gelegenheitsdiebin, die vom entsetzten Vater moralisch schwer bestraft wird. Ob sie nicht seßhaft werden will? Zunächst einmal als Hofhilfe bei seiner Mutter? Der alte Knie erlebt den Schmerz, daß sein Mädel die Truppe verläßt. Katharina geht's gut auf dem Hof, die strenge alte Rothackerin macht eine Mustermagd aus ihr, und Martin Rothacker will sie zur Frau nehmen. Als Katharina das Jahr darauf zur Truppe zurückkehrt, um dem Vater diese Botschaft zu brin-



Bühnenbild aus der „3-Groschen-Oper"
Theater am Schiffbauerdamm. Aufnahme von Zander & Labisch





Maria Korten



Erika von Dernburg
Aufnahmen von Zander & Labisch



Eleonore von Mendelssohn

gen, ist der Alte schon zusammengebrochen; er stirbt ihr unter den Händen. In Katharina meldet sich nun doch übermächtig der Wandertrieb, zugleich das im Blut vererbte Verantwortungsgefühl. In einer an Worten sparsamen Szene mit der Bäuerin nimmt sie Abschied von Seßhaftigkeit und Bräutigam, ergreift Vaters Peitsche und zieht mit dem Völkchen, das schon arg zu verwahrlosen begann, ins Land hinaus weiter. Ein sentimentaler Kalenderroman, den beinahe der selige Auerbach hätte schreiben können. Aber einzelne Szenen sind doch sehr wirkungsvoll. Und dieses dritte Mal wirkt auch der treuherzig-derbe Dialekt noch. (Ob auch noch ein viertes und fünftes Mal?) Albert Bassermann hat uns den König der Seiltänzer mit dessen Funken Genie bei aller Bürgerlichkeit wahrhaft erleben lassen. Elisabeth Lennartz gab als Katharina alles, was die Rolle von ihr verlangte. Karl Etlinger und Hedwig Wangel gaben leider ein bißchen mehr: sie übertrieben die Verwahrlosung der reisenden Jahrmarktskünstler unnötig scharf und stellten damit das Netteste in diesem engen Rahmen auf den Kopf. Übrigens war auch noch eine waschechte Seiltänzerfamilie Eichel für die Aufführung der akrobatischen Einschiebsel aufgeboten; nach dem Vorgang der „Artisten“ unausbleiblich.

★

Der Fremde, der nach längerer Zeit wieder einmal das Opernhaus Unter den Linden betritt, merkt nur wenig von den Riesenumbauten, die nötig gewesen sind, um das Gebäude den heutigen Anforderungen der Bühnentechnik, Sicherheit und Hygiene anzupassen. Hat er den ihn etwas kalt anmutenden Kassenraum und die Vorhalle mit den beiden Kleiderablagen durchschritten, dann fällt ihm höchstens noch der Umstand auf, daß der Wandelgang im Parkett luftiger und breiter geworden ist. Im Zuschauerraum selbst scheint sich gar nichts geändert zu haben. Nur lichter und sauberer wirkt der alte Bau. Kleine Tintenozeane sind darüber verschrieben worden: daß hier eine der größten Kulturschanden begangen würde, indem man an der geheiligten Form Frevel allerart verübte. Nichts von all den düsteren Prophezeiungen ist eingetroffen. Das Haus ist heute nach der Generalreinigung jedem Besucher wieder lieb und wert geworden. Und wenn es auch wahr sein mag, was die Finanzleute errechnet haben, daß man für die Millionen, die der Umbau verschlungen, ein ganz neues Gebäude hätte hinstellen können, so freuen wir uns doch wohl alle darüber: daß es an diesem Fleck und an keinem anderen steht!

Herrlich wäre es, wenn man nun gleich von einer großen Menge festlicher Kunstgenüsse berichten könnte, die uns Unter den Linden bereitet worden sind, um das neue Gewand einzuweihen. Ein vorzüglich durchgearbeiteter „Ring des Nibelungen“ ist auch unbedingt als Festgeschenk zu nennen. Aber welche Neuheit wäre dem friedliebenden und melodiensuchenden Fremdling denn zu empfehlen? Die deutsche Opernproduktion scheint mehr und mehr zu erlahmen. Es liegt wohl nicht an mangelndem Fleiß und mangelndem guten Willen, wenn der Spielplan Unter den Linden immer wieder zu den bewährten Standwerken zurückkehrt. Wie unendlich viel Arbeit ist für Schrekers „Singenden Teufel“ vertan! Monatelange Vorbereitungen, Qual für Solisten, Chöre und Orchester — und nach zwei Aufführungen ein sich totgähnendes Haus!

Wo sind die jungen Genies, die in der sprichwörtlichen Dachkammer der Annahme und Aufführung ihrer weltbewegenden Meisterwerke harren? Gibt es in Deutschland nicht hundert Bühnen mit tausend Sängern und hunderttausend Musikern, die diesen jungen Genies einen jubelnden Empfang bereiten würden?

Und welche Freude erst für das Publikum



Fritz Kortner als „Ödipus". Berlin, Staatl. Schauspielhaus. Aufnahme Elli Marcus

unserer Opernhäuser, endlich einmal wieder ein neues Tondrama mit zu erleben, aus dem man Melodien mit nach Hause bringt!

Über die Dresdener Uraufführung der Oper „Die ägyptische Helena" hat in diesen Heften bereits Max Marschalk berichtet. Im Herbst ist die Staats-Oper Unter den Linden mit einer sorgfältigen, mühe- und liebevollen Einstudierung gefolgt. Was läßt sich über das Werk selbst noch sagen? Uns Berlinern fehlte wohl die Spannung, die für Dresden und Wien aus der Vorstellung ein großes künstlerisches Ereignis machte. Wir haben uns inzwischen auch länger und eingehender mit dem Hofmannsthalschen Text beschäftigen können. Und das ist ihm und uns recht schlecht bekommen. Der Zaubertrank, der dem armen Menelas, dem vielgehörnten, wenn er seinen scharfgeschliffenen Krummdolch zückt, um das Luderchen Helena zu töten, den Rausch des Vergessens vermittelt, erscheint uns als eine recht fade Bowlenmischung. Diese ganze Parodierung der Familienskandale am spartanischen Königshofe hat Offenbach so frech und dabei so lustig verewigt, daß wir ernstgemeinte Varianten nicht mehr vertragen, die peinliche Situation des Menelas nötigt uns in der Hofmannsthalschen Neuumschreibung nur ein bedauerndes Lächeln ab. Sein in den höchsten Tenortönen geäußerter Schmerz über seine Riesenblamage vor allen Göttern und Helden Griechenlands ergreift uns nicht. Und wenn weder Tragik noch Kankanstimmung dem Buch Halt und Gesicht geben, in welches Operngebiet soll sich der Komponist flüchten? Es bliebe das Zauberstück Raimunds. Auch Mozart ist es ja mit dem trockenen Fabrikat Schikaneders, in dem der Konkurrenz halber im letzten Augenblick noch die gute Fee und der böse Zauberer in ihr Gegenteil umgetauscht werden mußten, gelungen, ein Werk von Weltgeltung zu schaffen. Aber Richard Strauß scheint in seiner künstlerischen Ehe mit Hugo von Hofmannsthal derart unter den Pantoffel geraten zu sein, daß er stilldulden nachkomponiert, was ihm der Wiener Freund vordichtet. Und so hat er denn das ganze Konglomerat von Unnatur, Schwulst, leerem Pomp, verlogener und verlegener Heldengeste, naiven Anleihen an Wagners Dramatik und altmodischem Theater nach dem Rezept von Spontini getreulich in Musik gesetzt. Es bleibt uns nichts erspart. Wer das dickleibige und langatmige Libretto heute in Ruhe liest, unbeeinflußt von dem Sturm der verschiedenen Premièren, der staunt über den zähen Fleiß, den der große Vertoner da aufgeboten hat. Denn ein Großer bleibt Richard Strauß trotz diesem neuen Fehlschlag. Und wenn seine Partitur nichts anderes gäbe, als daß sie dem herrlichen Opernorchester Gelegenheit bietet, zu blühen, einem halben Dutzend wundervoller Singstimmen, lange Töne auszuhalten und unsere Sinne mit Wohlbehagen zu erfüllen. Von dem, was gespielt und gesungen ward



Forster als Hauptmann Tobbogan in Gerhard Menzels gleichnamigem Schauspiel. Theater in der Königgrätzer Straße. Aufnahme Frhr. v. Gudenberg

in der „Ägyptischen Helena“, bringt auch der musikalisch veranlagte Hörer wohl kaum einen Takt, kaum den Tonschritt einer Melodie mit heim. Aber dieses eine: die Überzeugung, daß es unsagbar schwer gewesen sein muß, die tausend Fäden in dem wirren Kanevas zu überblicken, und nun gar, als Kapellmeister ihre Führung nach Höhe und Tiefe und Einsatz auswendig zu behalten! Ein voller goldener Strom einer überreich ausgearbeiteten Partitur ergießt sich besonders in den Schlußszenen des zweiten, des Schlußaktes, über das Parkett. Nur ein Meistervirtuos wie Rich. Strauß konnte das (noch fabelhaft bereicherte) Wagner-Orchester motivisch und chorisch so bunt mischen und den Glanz der Stimmen als pomphafte Unterlage gewinnen. Leo Blech war gerade der rechte Mann, um diese theaterhafte Musik zum Klingen zu bringen, die dem Ohr von heute all das vortäuscht, was aus ihrer phänomenalen Routine heraus Meyerbeer und seine Vorgänger ihrer bescheideneren Zeit vorzutäuschen pflegten. Maria Müller als Helena, Gitta Alpar als die ägyptische Zaubertrankmixerin, Karin Branzell als tönende Muschel (eine Art Radio-Berichterstattung aus dem Trojanischen Krieg), die bildschöne Genia Guszalewicz und Else Knepel, bewältigten ihre stimmlichen Riesenaufgaben wie spielend. Bravour bewies auch Friedrich Schorr als neue erotische Gefährdung der im zweiten Akt noch kaum wieder notdürftig reparierten Menelas-Ehe. Der aus Neuyork hierher beurlaubte Rudolf Laubenthal hat alles wieder mitgebracht, was ihm hier an der Charlottenburger Oper jahrelang bestätigt werden mußte: die im Mittelregister klangvolle, im Piano der Oberlage unangenehm knödelnde Tenorstimme, das hübsche, aber maskenhaft starre, an Schießscheibenvorlagen erinnernde Gesicht und das ganz unmögliche Spiel der stereotypen Bewegungen: beide Hände auf Magen, Herz oder Leber oder wie zum Fliegen ausgestreckt.



Elisabeth Lennartz, Bassermann und Janssen in Carl Zuckmayers Seiltänzerstück „Katharina Knie“
Berlin, Lessing-Theater. Aufnahme Frhr. v. Gudenberg

Daß die Staats-Oper moralisch verpflichtet war, ein neues Werk von Richard Strauß zu erwerben, ist selbstverständlich. Höchster Bewunderung wert ist der Fleiß, den alle szenischen und musikalischen Mitgestalter aufgewendet haben, obwohl sie wohl alle bald ahnen mochten: wie selten das Publikum Gelegenheit haben würde, ihnen für die unendlichen Opfer an Kraft und Zeit und Mühe zu danken.

★

Wir stehen mitten in der Verdi-Renaissance. Aus dem unendlichen Reichtum des fruchtbarsten aller Opernkomponisten wird jedes Jahr ein neues, der Welt von heute noch unbekanntes Werk vorgeführt. Nicht immer handelt sich's um Opern, die zu des Meisters Lebzeiten durchgefallen sind und die erst das dankbarere (und natürlich bei weitem klügere!) Publikum von heute zu würdigen in der Lage ist. Mancher glanzvolle Theatererfolg Verdis ward nur immer wieder dadurch geschädigt, daß Galerie und Parkett eben durchaus nicht von ihren erklärten Lieblingen lassen wollten, dem Trovatore,

der Traviata und den anderen schönen Dingen, auch als diese längst auf die Leierkastenwalze der Karussells gekommen waren. Werffels vortrefflicher Verdi-Roman kam eben zurecht, um die Neuentdeckungen vergrabener, verschollener, vergessener Meistertaten der großen italienischen Oper vorzubereiten.

Die Abkehr von Wagner, die bei der Jugend von heute zu bemerken ist, führt nicht unbedingt zur Atonalität und zu den expressionistischen Versuchen der Krenek und Strawinsky; es gibt vielmehr wieder ein junges Publikum, das alle von Wagner überwundenen Operndummheiten sich ganz gern gefallen läßt, sofern es nur schöne Melodien zu hören bekommt und den dramatischen Nerv einer musikalischen Situation fühlt.

So konnte es geschehen, daß Verdis „Othello" sowohl in der Oper Unter den Linden wie in der Städtischen Oper Repertoirestück wurde, und daß an dieser letzteren Stelle jetzt die durch Jahrzehnte von allen Bühnen totgeschwiegene, publikumfremde, aber einzig herrliche Oper „Don Carlos" eine jubelnde Aufnahme fand!



Fritzi Massary als „Lustige Witwe"
Aufnahme Frhr. v. Gudenberg

Die „Othello"-Aufführungen waren künstlerisch gleichwertig, nur in Einzelheiten verschieden. Es wäre ungerecht, die eine auf Kosten der anderen herauszustreichen. In der Staats-Oper sang die liebliche Violetta de Strozzi die Desdemona, Fritz Soot den Mohren, Max Roth den Friedrich Jago; in der Städtischen Oper gab die unvergleichliche Maria Müller Othellos Gattin, Oehmann und Rhode liehen ihre herrlichen Stimmen den beiden Männerrollen.

Was den Besucher beider Häuser hinreißen muß, das sind die blühenden Orchester. Wir können stolz sein auf diese beiden Tonkörper! Weil ich noch am stärksten unter dem zuletzt empfangenen Eindruck stehe, muß ich über Bruno Walthers Arbeit am Dirigentenpult der Städtischen Oper noch ein paar Worte sagen. Die Sturmmusik der ersten Szenen, die Erregung der Volkschöre, die Distanzierung der rasch wechselnden Auftritte, die Landung, das verzuckerte Gewitter — das ist alles so elementar in der musikalischen Einheit herausgeholt, daß wir glauben, einer Uraufführung beizuwohnen. Ein ganz neues Werk, aufregend und erschütternd, spielt sich vor uns ab. Das berühmte Rache-Duett der Männer, die Schlußszene, Desdemonas Tod, reißt uns zu immer neuem Staunen hin. Unfaßbar: diese Kostbarkeiten hat eine Partitur enthalten, von der ganze Generationen nichts wissen wollten!

Im „Don Carlos" (Georg Sebastian als musikalischer Leiter) hat besonders Alexander Kipnis als Philipp einen wohlberechtigten Triumph gefeiert. Verdis Musik atmet hier nicht die Leidenschaft wie im „Othello". Stark aber ist seine Charakterisierungskunst. Und gerade der König von Spanien muß stimmlich und darstellerisch den schweren Aufgaben, die Verdi stellt, gewachsen sein. Die Leistung von Kipnis gemahnt geradezu an die Schaljàpins.

Von unserer dritten Oper — Am Platz der Republik — heute nur die kurze Notiz, daß ihr Leiter Otto Klemperer das ehrliche Bemühen nicht aufgibt, das Publikum an Strawinsky und Krenek zu gewöhnen. „Die Geschichte vom Soldaten" gelangte an einem Strawinsky-Abend zusammen mit dem Opern-Oratorium „Ödipus Rex" zur Aufführung. Auch der Krenek-Abend, der die Einakter „Der Diktator", „Das geheime Königreich" und „Schwergewicht oder: Die Ehre der Nation" brachte, kam über einen Achtungserfolg kaum hinaus.

Das Publikum urteilt aber vorschnell, wenn es für sein Mißfallen an der Atonalität und Sprunghaftigkeit der Partitur das Orchester verantwortlich macht: es ahnt ja nicht, wie schwer Krenek zu spielen ist und welche Sisyphusarbeit diesem jungen Tonkörper immer wieder zugemutet wird.

Man möchte dem fleißigen Institut am Platz der Republik von Herzen gern einmal einen recht starken und aufmunternden Erfolg gönnen. Aber der von seinem Leiter augenblicklich beschrittene Weg dürfte kaum der rechte sein. P. O. H.

Markgräfler, Trollinger, Bocksbeutel

Eine fröhliche Weinreise von Fedor von Zobeltitz

Im Rheingau bin ich zu öfterem gewesen und habe mir an den Rebenhängen der Mosel häufig einen guten Tropfen schmecken lassen — und da lüstete es mich nun zu fröhlicher Sommerzeit, der Abwechslung halber einmal eine Weinreise durch Gemarkungen anzutreten, die seltener besucht werden, obschon auch ihr Traubenblut wahrhaftig nicht anzuzweifeln ist: nämlich durch das Badener Land, durch Württemberg und Franken.

In Freiburg fing ich an — an einem wonnigen Morgen sah ich vom Fenster meines Schlafabteils aus schon in der Ferne seinen altehrwürdigen, schlanken Münster auftauchen und im Hintergrund der Stadt die malerisch gereihten Vorberge des Schwarzwalds. Im sehenswerten Weinbau-Institut nahm man mich gastlich auf, und da ging es denn auch gleich mit den ersten Proben los, natürlich mit dem Markgräfler, der dem ganzen Land von Basel ab bis kurz vor Freiburg seinen Namen gegeben hat, und der, meist aus der Gutedeltraube gezogen, als frischer, bekömmlicher Tischwein auch bei uns im Norden geschätzt wird und selbst ein hübsches Alter vertragen kann. Das spürte ich schon beim 27er St. Loretto vom nahen Lorettoberg, bei dem ich am Abend länger verweilte, weil ich mich gut mit ihm vertrug, während die leicht süßliche, im Geschmack dem Pfälzer ähnelnde getrocknete Beerenauslese vom Freiburger Jesuitenschloß bei aller Trefflichkeit mich doch zur Vorsicht mahnte. Es ist ein Schlürfwein, kein Kneipwein. Einen angenehmen, leichten und süffigen Rotspon liefert der Tuniberg bei Freiburg, doch soll man vor allem den Glottentaler nicht stehen lassen, dessen Feuer auch ein schönes Lied besingt.

Es ist allein schon eine helle Freude, im Auto durch das Badener Ländle zu fahren, durch grüne Wiesen und dunkle Wälder, die Berge hinauf, mit freiem Weitblick bis zur Grenze des Elsaß, durch Weingärten, die fleißige Hände überall anlegten, auf Löß- und Lehmboden, auf Moränenschutt, auf Gneis und Granit, auf vulkanischen Verwitterungen. Ebenso vielfältig sind die Traubensorten: Riesling, den man im Offenburger Gebiet Klingelberger nennt, Ruländer, Traminer, Sylvaner, Gutedel, Elbling, Räuschling, Muskateller, als Rotweintraube der blaue Spätburgunder — und dementsprechend sind auch die Badener Weine außerordentlich abwechslungsreich, es ist schwer, sie unter einen Hut zu bringen, ihr Charakter ändert sich in den verschiedenen Betrieben, aber das ist andererseits auch wieder sehr interessant.

Da liegt der runde Basaltkegel des Kaiserstuhls, auf dessen höchster Höhe, dem Totenkopf, Rudolf von Habsburg Gericht gehalten haben soll, umgeben von Wiesentälern, Wäldern und Rebengärten — am herrlichsten die Aussicht vom Katharinenberg bei Endingen. Gewaltige Lößhänge decken die Flanken dieser grünen Rebinsel inmitten der Rheinebene, nur an der West- und Südwestseite tritt das vulkanische Gestein noch unmittelbar zutage. Hier gedeihen auf sonnenwarmem Boden vor allem die süßmundigen gedeckten Rotweine, auf den Lößterrassen mehr die leichteren Kaiserstühler von spritziger Moselart. Auf dem Versuchs- und Lehrgut der Badischen Landwirtschaftskammer Blankenhornsberg-Ihringen und in Oberrotweil konnte ich mich durchkosten. Vom Blankenhornsberger setzte man mir eine ganze Musterkarte vor — hallo, da mußte man die Zunge spitzen! Spätburgunder, Sylvaner, Ruländer, Traminer vom Jahre 27 und als Perlen eine 25er Riesling Spätlese und eine 26er Riesling Beerenauslese: jedweder Vater kann diese milden, erfrischenden, gleitenden Weinchen getrost mit seinem Sohne trinken. In Oberrotweil empfangen uns noch blumigere, kräftige Weine von Hochwert, ein 26er Freiherr von Fahnenbergs Henkenberg, ein Eichenberger Weißherbst des Barons Gleichenstein, ein Ihringer Winklerberg Riesling Spätlese, Wachstum der Gebrüder Hüglin. Ich kann sie nicht alle aufzählen, diese badischen Gewächse, möchte nur bedauernd sagen, daß man sie auf unseren großstädtischen Weinkarten höchstens ausnahmsweise verzeichnet findet. Sie werden zu wenig verlangt, erklärt man. Aber in Berlin, in Frankfurt a. M. und auch anderswo habe ich rechts und links um die Ecke Badische Weinstuben sozusagen als „Spezialität" aufstöbern können — da kriegt man sie.

Rasch noch einen Abstecher nach Müllheim, zu den Markgräflern am Fuß des Schwarzwaldgipfels Blauen, wo wir im alten Wirtshaus „Zum Löwen" uns an einem Trunk Batzenberger Gutedel, Reggenhager Nüßle, Schliengener Sonnenstück letzen können — und dann weiter in die reizvollen Landschaften der Ortenau und des Bühlertals, in die Weingärten des berühmten roten Affentalers, den Ludwig Eichrodt, der alte Leipziger, so niedlich besungen hat. Da liegt beim Durchbachtale auf steiler Höhe das alte Schloß Staufenberg, an das sich wunderlicherweise auch eine Melusinen-Sage knüpft. Die Rebenhügel dehnen dicht zu unsern Füßen sich aus, und in der weiten Schloßhalle warten unsrer schon die Tropfen von den umliegenden Weingütern des Prinzen Max von Baden, des Barons Neveu und des Freiherrn Zorn von Bulach. Und nun laßt uns proben:

einen vollen, weichen Spätburgunder Weißherbst (die Trauben werden meist sofort nach der Lese weiß abgepreßt), einen Dürbacher Klingelberger (Rieslingtraube), einen sehr feinen weißen Bordeaux aus verhältnismäßig wenig tragenden französischen Reben, und einen ausgezeichneten naturreinen, stahligen 26er Staufenberger Rotwein vom Prinzen Max.

Tiefer hinein ins mittelbadische Gebiet mit seinem Tannenduft und dem gefangenen Sonnengeist seiner Rebhügel! Halten wir zunächst einmal am „Lamm" zu Neuweier und proben wir den dunklen Affentaler des dortigen Winzervereins und den würzigen Mauerwein, der uns in der kurzen, rundlichen, dickbäuchigen Flaschenform kredenzt wird, die man in Franken Bocksbeutel nennt. Eine 21er Thiergärtner Klingelberger Auslese schien mir fast schon ein wenig „über" zu sein, ein 26er Nägelförster Riesling mundete mir in seiner köstlichen Frische dagegen vortrefflich. Wird er in sechs Jahren noch ähnlich so schmecken? —

Eingebettet in einer Abdachung der Hornisgrinde. 1032 Meter über dem Meere, zwischen fichtenbewachsenen Felsen, liegt der angeblich grundlose, sagenberühmte Mummelsee, dem die Acher entströmt. Ein wunderbar romantisches Erdenfleckchen — ein Gasthaus am Seeufer, in dem wir zu Mittag speisen wollen (natürlich Forellen), mit lockerer Durchspülung eines frisch gekelterten Amselberger Rieslings und einer etwas kräftigeren, doch angenehmen Traminer Auslese. Bei mählich sinkender Sonne hangab dem Weltbad Baden-Baden zu, mit kurzem Aufenthalt vor seinen Toren, am hübschen Schlößchen des alten Klosterguts Fremersberg, wo uns von liebenswürdiger Frauenhand ein Eigengewächs gereicht wird, das uns bei erster Zungenprobe daran erinnert, wie ausgezeichnet sich ehemals die stillen mönchischen Winzer auf Rebenzucht und Kellerkunst verstanden, und was die Nachfahren von ihnen gelernt haben.

Und nun als letzter Besuch im badischen Weinland eine fröhliche Wanderung nach Schloß Eberstein, ehemals Pachtbesitz des Großherzogs, jetzt Versuchs- und Lehrgut der Badischen Landwirtschaftskammer. Die Grafen von Eberstein, die in den Kämpfen der Staufen eine bedeutsame Rolle spielten, sind ein ausgestorbenes Geschlecht, aber das Ebersteinschloß bei Gernsbach mit seiner Rosenpracht im Burggarten und seiner wundervollen Aussicht in das Murgtal steht noch, und da konnten wir denn bei einem kräftigen Schluck milden Eberbluts und Waldulmer Pfarrberg-Beerweins Abschied nehmen von Baden und seinem Traubenblut, seinen leichten Tischweinen und hochwertigeren Gewächsen, um den Wanderstab weiter zu setzen: über die Höhenwege der Herrenalb hinein ins Schwabenland. —

Man sagt, daß die Württemberger ihre Weine am liebsten allein trinken. Ich kann's nicht beschwören, weiß nur, daß der letzte König von Württemberg den heimischen Rebensaft allen anderen Weinen vorzog, er kam auch immer auf die Hoftafel. Die Vielzahl der württembergischen Weine macht es freilich unmöglich, sich „wissenschaftlich" durchzukosten. Bei den geringwertigen Massenträgern lohnt es sich kaum, man trinkt sie vom Faß, und wenn man durstig ist, kann man sie sich auch gefallen lassen. Zumal die sog. Schillerweine (die aber mit Schiller nichts zu tun haben, sie „schillern" außerhalb der Literaturgeschichte) haben häufig eine angenehm spritzige Art. Viel hat in den letzten Jahrzehnten der Staat und das Genossenschaftswesen für den schwäbischen Weinbau getan, zumal in bezug auf das arg vernachlässigte Kelterwesen; so konnte ich in Untertürkheim und Flein Gemeindekeltern besichtigen, die den modernsten und größten Betrieben nicht nachstehen.

Die Rotweine überwiegen. Dem kernigen, feinblumigen Trollinger besserer Lagen möchte ich den Vorzug geben. Den Verrenberger am sonnigen Südhang der fürstlichen Residenz Öhringen hat Lenau sogar bedichtet. Weit hinaus bekannt sind die an den Keuperhängen der Berge um Weinsberg reifenden Trauben, ob sie nun als Riesling oder Trollinger den Weg in die Kehle finden. Justinus Kerners, des Alten von Weinsberg, Preisgesang „Wohlauf noch getrunken" mahnt an die Zeit zu Anfang des 19. Jahrhunderts, da man den „Vielträgern" gegenüber mehr Wert auf die Qualität zu legen begann. In Weinsberg befindet sich auch die älteste Weinbaulehranstalt Deutschlands, die viel Ersprießliches leistet. In Lauffen, herrlich gelegen am brückenüberspannten Neckar, konnte ich den Manen Hölderlins — sein Geburtshaus liegt inmitten der Weinberge — ein Glas Schwarzriesling weihen. „Neckarwein — Schleckerwein" sagt ein gutgemeintes Sprichwort. Ob man in Heilbronn schon zu Käthchens Zeiten dem Eigenwuchs kräftig zugesprochen hat, kann ich nicht sagen. Aber gern bestätige ich, daß mir im Ratskeller daselbst Marken wie Pfaffenhundsberg, Stahlbühel, Pfühl, Sülmer Ried (es können auch noch andere gewesen sein) vorgesetzt wurden, an denen ich ein herzliches Wohlgefallen fand. Heilbronn ist noch immer der bedeutendste Weinort Württembergs, und ich glaube wohl, daß sich in den oft sehr hübschen Weinbergshäuschen auf den rebumkränzten Hängen zwischen Stiftsberg und Schweinsberg recht fröhliche Feste feiern lassen, wie man mir erzählt. — —

Und nun noch einmal ins Auto — im Geiste setzen wir Scheffel zwischen uns, im Erinnern an ihn wollen wir „ins Land der Franken fahren". Würzburg, du gebenedeite Bischofsstadt, mit deinen turmreichen Kirchen, deinem herrlichen Fürstenschloß,

deinen „Glöckli" und „Mädli", du Königssitz edelsten Frankenweins, sei uns gegrüßt! Auch hier am goldenen Main waren die ersten Weinbauer fromme Mönche — St. Kilian freilich mußte wohl noch den Wein zum Meßopfer auf Schläuchen durch dicken Urwald schleppen, aber als der Apostel Winfried das Bistum Wirceburgum und sein Schüler Sturm Anno 744 die Abtei Fulda begründete, da grünten bereits die Reben auf den Bergen — jedenfalls werden in den Traditionsbüchern von Fulda die ersten Weinpflanzungen um diese Zeit erwähnt. Und seinen Ruhm hat sich der Franke durch die Jahrhunderte erhalten. In ihrer 1179 verfaßten „Physik" rühmte schon die Heilige Hildegard die heilsamen Kräfte des fränkischen Weins, auch Goethes Lieblingstrunk war der Würzburger, und Kliniker wie Virchow, Leube, Bergmann empfahlen ihn als Krankenwein. „Frankenwein — Krankenwein" heißt ja denn auch ein alter Spruch, vielleicht noch aus der Zeit her, da vom Osten der „Schwarze Tod" Einzug hielt ins Frankenland. Aber man braucht weiß Gott nicht krank zu sein, ein kerngesunder Mensch kann ihn als Haustrunk ebenso lieb gewinnen. Stein und Leiste sind seine berühmtesten Lagen geblieben. Den Steinwein pflegt man häufig nach der uralten Form seiner Flasche als „Bocksbeutel" zu bezeichnen, und so heißt er auch in E. T. A. Hoffmanns „Kreisleriana" des „Kater Murr". Von gleichem Adel, etwas milder und süffiger für einen fröhlichen Kneipabend, ist die Traube der Leiste. In den Riesenhallen der Kellereien der Residenz, des Bürger- und Juliusspitals sah ich die fränkischen Edelweine in ungeheuren Faßgebinden, Kostbarkeiten wie Würzburger Stein und Harfe Auslese, Innere Leiste, Randersackerer Lämmerberg neben den wohlfeileren Gewächsen vom Repperndorfer Berg, vom Eschenberger Fürstenberg, vom Sommeracher Katzenkopf — es gibt gar viele — und den offen verschenkten wie den Sulzfelder Altenberg und den Randersackerer Marsberg, die mir bei einem Rundgang durch die kleineren Beisel in den engen Gassen der Innenstadt trefflich den Durst löschen halfen. Eine Sonderheit der großen Kellereien sind die ovalen Fässer, in denen sich nach altem Büttnerglauben der Wein besonders gut klären soll, und die oft künstlerisch reich geschnitzt sind. Giganten, wie die „Beamtenweinfässer" früherer Zeit im Hofkeller (das größte hält 660 Eimer zu je 68 Liter) baut man heute kaum noch.

Durch die fränkischen Weingebiete bin ich einige Tage hin und her gefahren, bergauf und bergab, und fand überall einen klaren, bekömmlichen Trunk am Wege. Im malerischen Hofgarten zu Veitshöchheim, den in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts der kunstsinnige Fürstbischof Adam Friedrich von Seinsheim anlegen ließ, hat man 1901 die Staatliche Lehranstalt für Wein-, Obst- und Gartenbau geschaffen, die sich u. a. die Anlage von Musterweinbergen auf früheren Ödungen zur Aufgabe stellt. Als gute Lagen erwiesen sich auf den Steilhängen rechts des Mains flußabwärts namentlich der Ravensberg, das Wölflein, Scharlach, Freiberg und Wagenwand, die Kellerei der Anstalt selbst spendete mir auch erfreuliche Proben von Sylvaner, Traminer und würzigem Miltenberger Burgunder.

Rings um das einst reichste Kloster Süddeutschlands, um die Benediktinerabtei von Kitzingen, wuchs im Laufe der Jahrhunderte eine mächtige Weinhandelsstadt heran, heut in der Tat die Metropole des fränkischen Weingebiets. Die grünen Berghänge am Flußufer tragen gute Namen: Mainleite, Sonnenstuhl, Sonnenleite u. a. m., dazu nordostwärts die umfangreichen Lagen von Buchbrunn und Repperndorf, und südwärts im Maintal die Weingelände des Sulzfelder Berg und Maustal — ich könnte noch seitenlang erzählen vom Rebenbau im Volkacher Gau, am Steigerwald, an der Saale und Tauber, am Untermain, wo der rote Klingenberger gedeiht, aber der Raum ist bemessen. Nur eins darf ich nicht vergessen, die Tatsache, daß es auch fränkischen Sekt gibt, den man vor einem halben Jahrhundert als „Siligmüller" oft auf unseren Weinlisten verzeichnet fand. Die alte Lothringer Schaumweinfirma Eckel & Co. siedelte während des Krieges sich gleichfalls in Würzburg an, und da man vor allem auf die bewährte Technik der Flaschengärung hält und das erlesenste Traubenmaterial zur Verfügung hat, so ist auch der fränkische Sekt nicht zu verachten, besonders in den Sommertagen, auf einer der Terrassen am Main, wenn das hinter der alten Zitadelle aufflammende Abendrot seinen Rubinflimmer in den Pokal streut.



Dichterbriefe

Von Karl Strecker

Drei wesentliche deutsche Dichter, die unlängst gestorben sind, stehen wieder auf und sprechen in Briefen zu uns, mit ihrer ganzen liebenswerten Eigenart, mit der Frische und Fülle ihres Daseins: Walter Flex, Ludwig Thoma und Carl Hauptmann.

Auf Flex trifft jenes „unlängst“ am wenigsten zu, denn er ist schon 1917 in den Kämpfen gegen Ösel gefallen, aber die Reihe seiner edlen Schöpfungen lebte erst nach seinem Tode ganz in unserem Volke auf; auch diese Hefte haben dazu ein wenig beigetragen (vgl. das Januar- und das Juliheft 1918); der „Wanderer zwischen beiden Welten“ ist nun schon in 300 000 Exemplaren verbreitet. Hat Flex in dieser tiefen Erzählung aus dem Schicksal und Spiegelbild seines gefallenen Freundes die große Herzensnot jener Zeit und zugleich seine eigene Persönlichkeit zur Idee erhoben, so tritt sie uns aus seinen Briefen (München, Verlag Oskar Beck) unmittelbar vor Augen, er wird uns als Mensch und als Dichter neu geschenkt, auch in dem beigegebenen Bilde: einem gescheiten Gelehrtenkopf mit hellen Dichteraugen hinter der Brille — mehr noch in den Heimatbriefen, wo Herz und Geist eindringlich sprechen von einem reinen und lieben Menschen, dem eigentlichen Dichter des Weltkriegs.

Zugleich wird hier sein ganzes Leben vor uns aufgeblättert, das äußere wie das innere, vom Abschluß seiner Gymnasiastenzeit bis zum allzufrühen Tode. Im Jahre 1907 verläßt er sein Elternhaus, sein „Ursudomus“, die „Bärenhöhle“ wie er es nennt und wo er sein liebes „Petzlein“, den Bruder, zurückläßt. Mit viel Humor schildert er der Mutter seine Fuchszeit, dieser prachtvoll sichtbaren Mutter, die lächelnd betreut und sorgt, während der bärtige Vater, der Eisenacher Professor, den Weg zur Pflicht weist. Im Sommersemester geht Walter nach Straßburg, aber bald muß er, um seine Studien bestreiten zu können, eine Hauslehrerstelle annehmen. Er hat das Glück, in Varzin bei der Gräfin Bismarck, Klaus, den ersten Enkel des Altreichskanzlers zu unterrichten, ein „sehr nettes, junges Kerlchen“, wie er schreibt. Mit einer gewissen Verwunderung berichtet er der Mutter, wie der Diener Johann, wenn er früh um sieben weckt, ihm seine frischgebügelten Anzüge ans Bett trägt und ein Fußbad anrichtet, wie dann drei reichliche und kräftige Frühstücke aufeinanderfolgen (um 7,20, um 10 und um 12,30). Aber wichtiger als dies ist ihm sein kleiner Zögling, mit dem „sehr feinen, noch sehr kindlichen Gesichtchen“, dem er bald mehr Freund als Präzeptor ist. Aber auch sein dichterisches Schaffen vernachlässigt Flex nicht und glückselig berichtet er von einem Sonntag, an dem er viele Stunden in bestem Fluß an seinem Roman gearbeitet hat: „Es ist das Schönste, was ich kenne, wenn einem mitten im Arbeiten der Stoff sich wandelt und sich wie ein überfließendes Bächlein Wege sucht, die man gar nicht im Auge gehabt hat . . .“

Früh regt sich der Politiker in ihm, er will Verhandlungen wegen einer Hauslehrerstelle im Posenschen anknüpfen, um später einmal in die Kampfpresse der Ostmark zu gehen. Das nationale Gefühl wird immer stärker in ihm; nach einer schmerzlichen Klage über die parteipolitische Zerrissenheit des Volkes spricht er einmal die vorausschauende Erkenntnis aus: „Ein Volk, das die Staatsautorität nicht wie ein heiliges Dogma hütet, ist für den Staatsgedanken noch nicht reif... Wir brauchen einen zähen, opferbereiten, hartherzigen, nationalen Idealismus. Den haben den Deutschen immer nur die Feinde beigebracht.“

Später kam Flex durch Vermittlung der Gräfin Bismarck nach Friedrichsruh, wo es ihm nicht so gut gefiel wie bei seinem kleinen Kameraden Klaus, doch macht er von hier mit seinen Zöglingen eine Reise in die Schweiz, die ihm ein neues Leben aufschließt. Begeistert und von hoher dichterischer Schönheit sind seine Schilderungen dieser Reise. Inzwischen ist er literarisch sehr rührig, ein Band Bismarcknovellen entsteht und eine Tragödie: „Klaus Bismarck, Kanzler der Mark“, die in Koburg und Oldenburg mit großem Erfolg zur Aufführung kam. Der Dichter sah jetzt, noch Student, seine Lebensstraße geebnet und aufwärts gerichtet vor sich, da kam der Krieg, an dem er, obwohl im Frieden als untauglich zurückgestellt, freiwillig teilnahm.

Seine Kriegserlebnisse, innere wie äußere, machen nun in der Folge den Inhalt seiner Briefe aus, sie gehören zu den bedeutendsten, die uns aus dem Weltkrieg überliefert sind. Der Krieg war, wie der Herausgeber Walther Eggert-Windegg treffend sagt, für Flex eine sittliche Idee, unbeschadet der vollen Erkenntnis seines Elends und Grauens. Und von Kriegsbeginn an hat er alle seine Kräfte in den Dienst dieser Idee gestellt, auch seine dichterischen, und darum war seine Wirkung so stark. Er weiß in diesen Briefen die Furchtbarkeit des Krieges ebenso vollendet zu schildern, wie die zartesten Empfindungen und idyllischen Reize, die dem Dichter auf zerwühltem Grunde erblühen. Da grüßen die vor dem Feinde im Mondschein für die Mutter gepflückten Veilchen, wir hören Singvögel vor dem Schützengraben, wir sind Zeuge seiner tiefen Ergriffenheit bei der Nachricht von des „lieben, lieben Petzleins“ Tod, wir lesen erschüttert die von Seelengröße verklärte

Nachricht vom Tode seines Freundes Ernst Wurche an dessen Eltern und endlich seine letzte, dem Burschen diktierte Mitteilung, mit welcher der Sterbende die Eltern zu beruhigen sucht — es ist nichts Einzelnes in diesem Buch, es ist alles festgefügter Teil eines einheitlichen Erlebens.

Ich muß es mir versagen, ein paar köstliche humorvolle Stellen aus bitterster Not und Gefahr herausgepflückt wiederzugeben — so die fortwährende Meldung seines Postens: „Herr Leutnant, die Russen kommen!" — denn das Bekenntnis, das er ein halbes Jahr vor seinem Tode Frau Fine Hüls gegenüber ablegt, ist wichtiger. Es heißt da: „Was ich von der ‚Ewigkeit des deutschen Volkes und von der welterlösenden Sendung des Deutschtums' geschrieben habe, hat nichts mit nationalem Egoismus zu tun, sondern ist ein sittlicher Glaube, der sich selbst in der Niederlage oder, wie Ernst Wurche gesagt haben würde, im Heldentod eines Volkes verwirklichen kann. Ich war nie ein alldeutscher Parteidichter, für den man mich vielerorts hält. Ich glaube, daß die Menschheitsentwicklung ihre für das Individuum und seine innere Entwicklung vollkommenste Form im Volk erreicht und daß der Menschheitspatriotismus eine Auflösung bedeutet, die den in der Volksliebe gebundenen persönlichen Egoismus wieder freimacht und auf seine nackteste Form zurückschraubt. — Auch hat das Wort Bruder zu tiefen Klang für mich, als daß ich es an Südfranzosen und Kosaken vergeuden möchte. Mein Glaube ist, daß der deutsche Geist im August 1914 und darüber hinaus eine Höhe erreicht hat, wie sie vordem kein Volk gesehen hat. Glücklich jeder, der auf diesem Gipfel gestanden hat und nicht wieder herabzusteigen brauchte. Die Nachgeborenen des eigenen und fremder Völker werden die Flutmarke Gottes über sich sehen an den Ufern, an denen sie vorwärtsschreiten. Das ist mein Glaube, mein Stolz und mein Glück."

Man sieht aus diesen Proben schon, wie in seinen Briefen die ganze prachtvolle Natur dieses reinen Dichters aufleuchtet; immer sind seine Briefe ihm Mittel für innere Schau und Rechenschaft, für Bewährung und Wachstum einer sittlichen Persönlichkeit großer Art.

Als Dichter und Mensch beinahe gegensätzlich von Flex verschieden, hat doch auch Ludwig Thoma durch das große Erlebnis des Krieges eine entscheidende innere Wandlung erfahren, die wir deutlich in seinen Briefen erkennen. Kurz hintereinander sind zwei Bände Briefe aus seinem Nachlaß erschienen, von denen der eine: „Ludwig Thoma, die Geschichte seiner Liebe und Ehe" aus Briefen und Erinnerungen. Herausgegeben von Walther Thiersch (München, Georg Müller) nicht viel bedeutet: er gibt Bruchstücke aus der ersten Ehe Thomas, einer durchaus „modernen" Ehe. Sie konnte nicht von Dauer sein, denn der bajuvarische Förstersohn und die tropische Wunderblume Mariquita, geboren auf einer Hazienda zu Manila (Philippinen) waren zu grundverschiedene Naturen. Von dem Dichter Thoma ist in diesen Bruchstücken sehr wenig zu spüren, um so mehr aber in dem anderen Bande: „Ausgewählte Briefe" von Ludwig Thoma, herausgegeben von Josef Hofmiller und Michael Hochgesang (Albert Langen, München). In einer ebenso feinsinnigen, wie polemisch gewappneten Einführung gibt Josef Hofmiller ein klares Bild namentlich von der inneren und politischen Entwicklung des Dichters, der zwei ganze Jahrzehnte vor dem Kriege den Simplizissimus leitete und sich über die Tragweite seiner Satire, namentlich im Auslande, wohl erst im Kriege klar geworden ist. Im August 1914 sieht er mit anderen Augen. Sein starkes Vaterlandsgefühl bricht hemmungslos durch, und seine optimistische Natur sieht Sonne und Zukunft. Freilich hatte er auch vorher immer nur seine ehrliche Überzeugung vertreten und niemals nur „mitgemacht". Jetzt aber ruft er in einem Brief an Haußmann aus: „Herrgott, lieber Konrad, was erleben wir! Und fast sehe ich mehr werden und emporwachsen als untergehen. Mein Herz hat immer dem Volke gehört ... Und jetzt ist alles so tausendfach größer und edler als wir ahnen konnten und aus jeder Hütte heraus treten schlichte Helden, deren Größe mir über jede geschichtliche Tradition hinauszuragen scheint. Ich erzähle Dir einmal von den tapferen Landwehrmännern im Oberland, wie schlicht und einfach sie Abschied nehmen und wie gleich wieder die unverwüstliche Lustigkeit des Altbayern durchbricht."

Bayerns volkstümlicher Dichter erreicht es, als Sanitätsmann, zunächst im Osten, eingestellt zu werden, und ist beglückt von dieser keineswegs leichten Tätigkeit. Nach der Schlacht bei Gorlice gibt es tüchtige Arbeit, Tag und Nacht. „Und mancher liebe deutsche Kamerad hat sich von mir heben und tragen lassen und mancher legte mir die Arme um den Hals, vertrauensvoll wie ein Kind. Darüber bin ich im Herzen froh." Im Jahre 1916 erkrankt er schwer und ist zur Heimkehr genötigt. Aber aufs tiefste nimmt er nun in seiner Arbeit Anteil an Deutschlands Schicksal. Einmal klagt er: „Komme ich in die Stadt, so kriege ich die Ohren voll Blödsinn, schreibt mir ein Soldat, oder ein Offizier, so ist Herzhaftigkeit der Grundton."

Schwer leidet er, der noch 1916 ausrief: „Den Krieg gewinnen wir", unter dem Zusammenbruch. Ein Brief vom 18. März 1918 an Geheeb, heute aufschlußreicher als damals, läßt seine Stimmung schon erkennen. Und nach der Neuordnung sträubt er sich gegen die Zwangsjacke einer Partei, er zitiert Goethe: „Ein Dichter, der sich einer Partei anschließt, ist verloren. Er nimmt Abschied von der Freiheit des Geistes und

zieht sich dafür die Kappe der Borniertheit und des blinden Hasses über die Ohren."

Drei Jahre später starb er, sein letztes Wort in diesen Briefen ist: „Und nun schicke ich Ihnen einen lieben Heimatgruß!" Wir haben in dieser sehr sorgfältigen Auswahl von 244 Briefen das ganze Leben eines Dichters, der geradeheraus sagt, was er denkt und fühlt, der auf dem Boden der ursprünglichen Volkheit steht — über den Geschiebebänken von Klassen, Ständen und Rassen, in die das Land aufgeteilt ist, das Zeugnis eines wahren und tapferen Mannes.

★

Drei Menschen, die das eine gemeinsam haben, daß sie alle drei Dichter und unverkennbar deutsche Dichter sind. „Unser Leben schauend gelebt, ist unsere Ernte gehalten," sagt sehr bezeichnend der stillste, träumerischste von ihnen, Carl Hauptmann. Er wuchs im Schatten auf, wie ein Zweig, an dem ein jüngerer Schößling schnell vorüberwächst, so daß der ältere wenig Sonne bekommt und von manchem gar für seinen Nachfolger angesehen wird — hat man doch tatsächlich Carl Hauptmann im Hinblick auf seinen vier Jahre jüngeren Bruder Gerhart einen „Spätnaturalisten" genannt. Aber besser als mit derartigen Schlagworten und literaturgeschichtlichen Etiketten wird man Carl Hauptmann mit einem Wort seines „Einhart, der Lächler" kennzeichnen: „Er hatte immer heitere Gesichte seines inneren Auges und hörte die Dinge aus sich tönen."

Das findet man so recht in seinen Briefen bestätigt, die Will-Erich Peukert unter dem treffenden Titel „Leben mit Freunden" herausgegeben hat. (Berlin, Horen-Verlag.) Wie konnte dieser Einsame Freund sein! Welch eine Fülle von Liebe, Güte, Hilfsbereitschaft, Hingebung, Vertrauen und unwandelbarer Treue birgt dieser Band. Liebe — das ist das erste und letzte Wort das man über dies Buch sagen kann, sie gehört bei Carl Hauptmann der ganzen Menschheit, aber sie sammelt sich bei wenigen Auserwählten. Kennzeichnend für den Dichter ist der Brief, den er an einen Herrn schreibt, der einem Freunde etwas übel genommen hat: „O vergeben Sie Kränkungen dessen, der doch ein treuer Freund sein konnte. Gar Kränkung wider Willen! Wir begehen sie alle. Wir alle sind gleichermaßen hart gebunden. Manchmal bedarf's nicht viel, um sich wieder zu finden. Ich möchte das kleine Licht sein, das die Fülle eines Augenblicks erhellt, daraus wieder der Schatz des Vertrauens von Mensch zu Mensch aufsprießen will... Ich wäre so glücklich, könnten wir mündlich reden. Nur immer das eine: daß wir dem, der uns seine Seele neu schenken will, die Tore der eigenen Seele hoch und weit machen..."

Die nächsten Freunde des Dichters, an die die Mehrzahl der Briefe gerichtet ist, waren bekannte Mitbegründer der Kolonie Worpswede, Otto Modersohn, dessen verträumte Künstlernatur ihm innerlich verwandt war, Werner Sombart, Otto Pringsheim, Carl Duisberg, die Dichter Julius Maria Becker und Max Herrmann-Neiße. Wie schwer Carl Hauptmann zu kämpfen hatte, erkennt man erst aus diesen Briefen. Zu jeder Lebenszeit tief in Arbeit vergraben, zeigt er sich immer nur um deren Wert besorgt, nie um Erfolg oder gar Reklame. Merkwürdige Streiflichter fallen auf sein Verhältnis zu Gerhart. 1885 zeigt er sich herzlich erfreut über Gerharts Erfolge. Fünfzehn Jahre später, als Carls Schauspiel „Ephraims Breite" in Berlin aufgeführt wurde, schreibt er dann freilich an Modersohn die bedeutsamen Worte: „Mein Bruder Gerhart war nicht in der ‚Breite'. Vielleicht wünscht er, die Welt mag glauben, ich sei ihm gleichgültig. Wer weiß, was? Das kann ich und will ich nicht glauben. Und ich trage mit Würde und Kraft diese Feigheiten des Charakters, die nie und nicht sein Wesen waren, und die ihm Lumpengesindel zugemutet und abgehandelt haben. Am anderen Morgen kam er gütig und freundlich, und ich habe meine aufrichtigen Schmerzgefühle verborgen. So leben wir nebeneinander, wissen, daß wir uns in tiefster Seele verwandt und in innersten Lebensgefühlen verbunden sind, und können nicht zueinander. Die Händler stehen dazwischen. O Wirrsal, wer hat ein Schwert, den Knoten durchzuhauen. Sie wissen, hier liegt die Tragik meines Lebens."

Carl Hauptmann empfindet es schmerzlich, daß man „die freundliche Gewohnheit hat, mich auf Kosten meines Bruders zu entwerten, ohne meine Arbeiten zu kennen". Aber niemals kommt sonst eine Klage, oder gar eine Anklage über die Lippen dieses wahrhaft vornehmen Menschen.

Wir lernen aus diesen Briefen seine schweren Nöte kennen, aber auch seine Standhaftigkeit, Selbsterziehung und strenge Zucht. Unzerstörbar bleibt sein Glaube an die Sendung der Deutschen. In schlimmster Zeit, im Dezember 1918, klagt er über den „bitteren Most", aber er fährt fort: „Und es wird doch einmal neuer, süßer Wein sein. Es wird doch einmal eine große, deutsche, einige, freie Nation sein; achtzig bis neunzig Millionen Deutsche werden, in Geist und Sprache einig, zum erstenmal frei nebeneinander wohnen. Neben Amerika der größte freie Menschenstaat auf Erden... Wenn wir nur unsere Seele hochschicken mit dem Adler und uns den Weltblick nicht trüben lassen."

„Leben mit Freunden" ist ein deutsches Lebensbuch vornehmster und gehaltreichster Art. In ihm kommt der Dichter uns innerlich so nahe, wie niemals in seinem langen und arbeitsreichen Leben, das von einer leisen Tragik beschattet war.

Neues vom Büchertisch

Zwei geschichtliche Bildnisse. Von Univ.-Prof. Dr. W. Schüßler

Eugen Bagger, ein Amerikaner, hat es unternommen, die erste größere ernsthafte Darstellung des Kaisers Franz Joseph zu geben; er nennt seine Arbeit eine Persönlichkeitsstudie und hat damit den Plan des Buches angedeutet (Amalthea-Verlag, Wien).

Bisher besaßen wir die ausgezeichneten Aufsätze über den alten Kaiser von Friedjung und Oswald Redlich; und wenn Bagger jetzt in seinem größeren Werke versucht, die so schwer faßbare Persönlichkeit Franz Josephs zu schildern, so mußte er die Klippe vermeiden, etwa eine Geschichte Österreichs während der langen Regierungszeit des Kaisers zu geben; anderseits mußte scharf erkannt werden, worin die biographisch-historische Aufgabe beruht: nämlich in der Wirkung, die Franz Josephs Charakter, Herrscherbewußtsein und Gesichtskreis auf die Gestaltung der inneren und äußeren Politik Österreich-Ungarns gehabt haben.

Diese ungeheuer schwierige Aufgabe hat der Verfasser nicht bewältigen können. Denn dazu gehören eine ganz umfassende Aktenkenntnis und ein vieljähriges Studium, wie es etwa dem großen Werke von Joseph Redlich über das österreichische Staats- und Reichsproblem zugrunde liegt und wie es niemals Baggers Absicht gewesen ist.

Ist dem Verfasser nun innerhalb seiner gesteckten Grenzen seine Absicht gelungen? Darüber sind Zweifel erlaubt, bei aller Anerkennung der geleisteten Arbeit. Denn für eine Persönlichkeitsschilderung ist das Buch zu breit; für eine Geschichte Österreichs von 1830 bis 1916 fehlen dem Verfasser die eingehenden Kenntnisse. Was die Charakterschilderung selbst angeht, so dürfte Bagger den autokratisch-cäsarischen Zug doch überschätzen, wie es wohl jeder tut, der nicht in dynastisch-monarchischer Umgebung aufgewachsen ist. Daß dieser Zug seine große Bedeutung für die Geschicke des Habsburgerreiches gehabt hat, ist selbstverständlich. Schade, daß Bagger gerade diese Tatsache bei der Darstellung der dualistischen Verfassung nicht deutlich machen kann; die wichtigsten Ansätze dazu hat Josef Redlich schon gegeben. Es ist verständlich, daß den Verfasser ein so früh fertiger, unveränderlicher, schwungloser und nüchterner Charakter wie der Franz Josephs im Grunde rein biographisch weniger lockte als der des unglücklichen Kaisers Maximilian von Mexiko, den er dem älteren Bruder als den „echt österreichischen" Typus gegenüberstellt. Aber ist es begründet, dem jüngeren einen so großen Abschnitt zu widmen und Franz Joseph zum Mitschuldigen am Tode des Bruders zu machen? Und wird Franz Joseph nicht auch sonst über Gebühr belastet? Die verschiedenen Verfassungsbrüche während der Zeit des ersten Experimentierens werden ihm als Meineid ausgelegt, ohne daß die ungeheure Schwierigkeit des österreichischen Problems hinreichend deutlich geschildert wird.

Überhaupt fällt auf, daß der Verfasser die staatlich-politische Seite nicht eigentlich beherrscht. Und das ist der schwache Punkt des Buches. Da dem Verfasser die vielen entscheidenden Einzelkenntnisse fehlen, wird die biographisch-historische Aufgabe nicht gelöst. Wie lohnend wäre es z. B. gewesen, sie gerade hinsichtlich des entscheidenden ungarischen Problems zu verfolgen! Und so wird trotz aller Arbeit unser Wissen nicht nennenswert vermehrt.

Es wäre kleinlich, dem Verfasser seine Irrtümer und Verzeichnungen nachzurechnen; für einen Amerikaner müssen gerade die mitteleuropäischen Dinge unendlich kompliziert sein. Trotzdem sollten heute die alten Urteile über Metternich nicht wiederholt werden, und man sollte nicht mehr drukken, daß Bismarck nach 1870 Österreich-Ungarn habe spalten wollen. Aber es ist ja die Art der modernsten, zum großen Teil nicht von fachwissenschaftlicher Seite stammenden biographischen Darstellungen, ohne eigentliches geschichtliches Einfühlungsvermögen und deshalb letztlich ohne Verständnis den Gegenstand allzu stark zu isolieren und dabei der Gefahr der Verzeichnung zu verfallen. Und man wird gerade bei Baggers Buch die nachdenkliche Frage nicht los, ob wahres Verstehen jemals ohne Liebe möglich ist. Als Unterton dieses Buches klingt doch immer das Bewußtsein durch: daß alles dies in Amerika nicht hätte passieren können!

*

Nach den beiden schwerfälligen Bänden der Eduard-Biographie von Sir Sidney Lee, die so manches aus Diskretion verschweigen, hat H. W. Edwards es jetzt in seiner „psychologischen Studie" unternommen, tiefer in dieses Kronprinzen- und Königsleben hineinzuleuchten (Mauritius-Verlag, Berlin). Man könnte es fast als einen Zug unserer Zeit betrachten, daß überall nach einer Tragödie gesucht wird, auch da, wo der äußere Anschein durchaus dagegen spricht. Dem Verfasser ist aber sicher recht zu geben, daß hinter dem lebenslustigen siebenten Eduard tatsächlich so eine Art Tragödie steckt; und zwar zunächst das typische Kronprinzenelend der endlosen Wartezeit, unter dem ja sein Schwager, Kaiser Friedrich, so gelitten hat. Da aber diese Lage nur dann im echten Sinne tragisch wirkt, wenn ein Thronfolger politische und ehrgeizige Ideen hat, ist es in diesem Falle die Aufgabe des seelisch geschulten Biographen, ihn uns als Träger solcher Ideen und Pläne darzustellen. Man muß

gestehen, daß hier der schwache Punkt der ganzen sonst so lebendigen und anschaulichen Darstellung steckt. Denn der Beweis, daß Eduard VII. ein „politisches Genie“ gewesen sei, wird nicht erbracht, obwohl die Behauptung fortwährend wiederkehrt. Ich weiß nicht, ob die Engländer diese These deshalb billigen, weil Eduard VII. die Entente zustande gebracht hat; die Folgen bestanden in einer so furchtbaren Verschärfung der internationalen Spannung, daß die kleinste Streitigkeit den Weltkrieg heraufbeschwor. Es spricht doch wohl kaum für das politische Genie Eduards, wenn er diese Wirkung seiner Ententen nicht tatsächlich vorausgesehen haben sollte; ebensowenig wie die offenkundige Tatsache, daß der König seine auswärtige Politik auch seinerseits zweifelsohne von den persönlichen Antipathien gegen seinen kaiserlichen Neffen hat leiten lassen; das tut ein politisches Genie nicht.

Überhaupt pflegt es ja der sehr erklärliche Nachteil solcher rein auf das Seelische eingestellten Darstellungen zu sein, daß der reale Hintergrund der Politik zu sehr vernachlässigt wird und daß die notwendige genaueste Einzelkenntnis der Tatsachen fehlt. Deshalb wird der deutsche Leser zwar die seelische Begründung der Abneigung Eduards gegen Deutschland in seiner anscheinend verfehlten „deutschen“ Erziehung mit großem Interesse lesen, wird für so manche psychologisch feine Bemerkung dankbar sein, aber gerade die Auffassung über Deutschland ablehnen. Es ist sicher falsch, für das verhängnisvolle schlechte Verhältnis Kaiser Wilhelms II. zu seinem Oheim nur den Kaiser verantwortlich zu machen; ebenso, zu behaupten, daß Bismarck die Gunst der Stunde für ein Bündnis mit England habe vorübergehen lassen (vgl. dagegen sein Bündnisangebot vom Januar 1889!); ganz einseitig ist die Darstellung der Persönlichkeit Wilhelms II. und seiner „charakterlosen“ Ratgeber, und unsinnig die Behauptung, daß Friedrich Wilhelm II. und IV. verrückt gewesen seien.

Aber das Schwergewicht der Darstellung ruht nicht in solchen Partien und Kleinigkeiten, sondern in der großen Linie der seelischen Zeichnung, und als ein Versuch zu solcher seelischen Vertiefung wird das Buch trotz allen einzelnen Mängeln seinen Platz neben der Biographie Lees behaupten.

Die Jagd aller Völker im Wandel der Zeit. Von Dr. Karl Rollenhagen

Unter diesem Titel hat A. Berger, auch den Lesern dieser Hefte als Jagd- und Reiseschriftsteller von Ruf bekannt, bei Paul Parey in Berlin ein umfangreiches Werk mit etwa 300 Abbildungen erscheinen lassen. Ein Buch, das jeden Weidmann fesselt, denn etwas Ähnliches hat es bisher nicht gegeben. Zum erstenmal wird hier der Versuch einer zusammenfassenden Schilderung der Jagd unternommen, und wer sich Bergers kundiger und niemals langweiliger Führung anvertraut, der wandert, auch als Jäger vielfältig angeregt und belehrt, durch Jahrhunderte und Jahrtausende, denn er erfährt genau, wie der Mensch der Eiszeit den Wisent gejagt hat oder wie die Damen und Herren roherer und galanterer Zeiten den Fuchs zu prellen liebten. Berger schildert uns nicht bloß die Arten und die Mittel der verschiedenen Jagden, ihre wirtschaftliche Bedeutung, Jagdschutz und Jagdrecht, auch Jagdaberglauben, sondern er stellt auch fest, wie die jagdbaren Tiere sich im Ablauf der Zeiten entwickelt haben, und macht dem Laien klar, was der Jäger weiß: daß strenge Regelung der Jagd den Verfall vieler Tierarten aufhält oder verhindert, daß die zügellose Freiheit einzelner Zeiten den Menschen regelmäßig als schädlichstes Raubtier erwiesen hat und daß infolgedessen gerade der Tierfreund den Jäger als besten Bundesgenossen in seiner Liebe für jegliche Kreatur ansprechen muß.

Vermutlich ist diese Wirkung Bergers die wertvollste auf den Laien. Begeisterte Tierfreunde vertragen sich gewöhnlich schlecht mit dem Jäger, denn sie sehen in ihm eine Art besseren Schlächter. Massenmörder wie z. B. der Assyrerkönig Tiglatpileser I., der über 1000 Löwen auf einmal zur Strecke gebracht haben will, sind ja leider nicht ohne Nachfolger geblieben. Aber das sind und waren keine rechten Jäger, und es ist für den vernünftigen Tierfreund sehr angenehm zu lesen, wie gütig und wie verständig Berger die Grenze zieht zwischen dem hegenden Jäger und dem Rekordfex. Er macht Front gegen sinnlose Wildvernichtung wie den Vogelfang und nicht bloß in Italien, sondern er weist mit Freimut darauf hin, daß unser Dohnenstieg auch eine mit kulinarischen Rücksichten nicht entschuldbare Gemeinheit ist.

Mit Sachkenntnis und Spürsinn haben Verfasser und Verlag die zahlreichen zeitgenössischen Abbildungen zusammengetragen. Berger schreibt anschaulich und frisch. Stilistische Kunststückchen liegen ihm nicht. Dieser Naturforscher und Arzt ist im Grunde ein Freiluftmensch, und so kann er für vieles, was er von fremden Völkern erzählt, zum Besten der Anschaulichkeit seiner Darstellung aus eigenem Erleben schöpfen. Er hat das Hubertuswunder selbst erlebt. Er liebt den Wald und sein Wild, den Jäger und seine grüne Farbe, und so sachlich er schildert — er wird fast dichterisch bewegt, wenn er den Jäger als den verläßlichsten Mann in den Tagen vaterländischer Not zu preisen beginnt. Den Männern im grünen Rock hat Berger auch mit diesen Worten aus der Seele gesprochen.



Bäckerladen. Gemälde von Hans Joachim Lau
Berlin, Akademie-Ausstellung 1928

Illustrierte Rundschau

Rudolf Hesses „Tänzerin“ — Velhagen & Klasings Monographien zur Erdkunde — Masken — Sèvres-Tasse aus der Sammlung Darmstaedter — Jean-Gabriel Domergue — Wilhelm Beckmanns Lüneburger Zimmer — Max Vollmberg in Amerika — Zu unsern Bildern

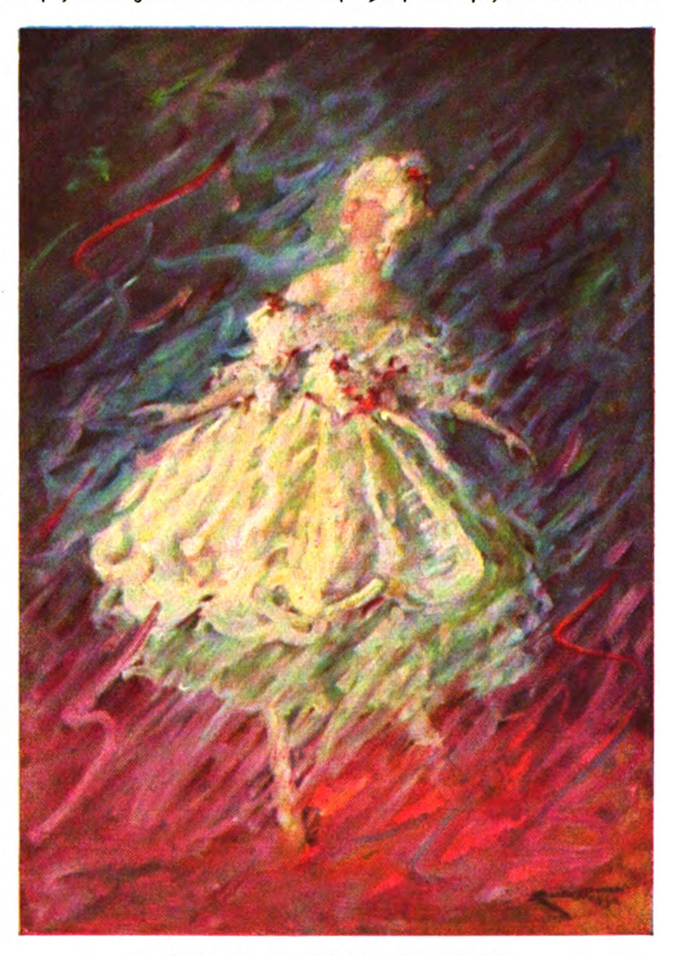
Einen Farbenrausch hat Rudolf Hesse mit seiner „Tänzerin“ gestaltet. Die zierliche und leidenschaftliche Bewegung der Künstlerin erscheint wie in Flammen getaucht, und wir fühlen vor diesem erregt gemalten Bilde, daß der Tanz mit dem Glauben ans Übersinnliche wie in Urzeiten so auch heute noch und von neuem zusammenhängt.

★

Auf den folgenden beiden Blättern zeigen wir zwei Proben aus dem Bilderschmuck neuerschienener „Monographien zur Erdkunde“. Ganz neu ist „Die Niederweser“ von Diedrich Steilen; in neuer Auflage erscheint Otto Follmanns „Eifel“, bearbeitet von Dr. Hermann Overbeck. Man liest heut allgemein und mit starker Vorliebe Bücher, die Anschauungen von Land und Leuten vermitteln. Die berühmten Monographien des Verlages Velhagen & Klasing sind klassische Werke geworden und dank ständiger Fürsorge geblieben. Ihre Verfasser wissen lebendig zu schildern, aber sie schreiben keine unterhaltsamen Feuilletons zu einer Reihe von Illustrationen, sondern geben wissenschaftlich begründete und dabei allgemeinverständliche Darstellungen. Nicht bloß reizvoll, sondern unentbehrlich sind den Bänden die zahlreichen Bilder, in der Hauptsache nach Photographien, denn es kommt dabei auf dokumentarische Treue an. Daneben aber werden auch farbige Wiedergaben von Gemälden geboten, und sie geben den Bänden viel von der Frische und Heiterkeit, mit der sie vor den Leser treten. Natürlich müssen diese Gemälde bei allen malerischen Vorzügen der Natur ergeben sein. Bilder, die über eine Landschaft nur künstlerisch phantasieren, sind ausgeschlossen. Aber wieviel bietet dem Maler immer wieder die andächtige Versenkung in die Natur! Auch so gewissenhafte Künstler wie Walter Bertelsmann und Hans von Volkmann schreiben sie nicht bloß ab, sondern nehmen sie in sich auf und geben sie, vereint mit ihrem seelischen Erleben, wieder.

★

Noch immer gibt es in Japan eine uralte Theaterkunst, die sich der Masken bedient. Diese japanischen Masken



Tänzerin. Gemälde von Rudolf Hesse

stellen, ähnlich wie etwa in der italienischen Komödie die Colombine, der Capitano, Sganarell usw., bestimmte Typen dar, göttliche oder menschliche Charaktere; wir begegnen dämonischen Ungetümen wie dem Froschmenschen und dem Höllenhund, Gestalten wie dem jugendlichen Helden und Liebhaber oder der komischen Alten und Vertretern von Ständen wie Adligen, Rittern und vielen andern. Die Masken sind als Kunstwerke hochgeschätzt. Im Innern befindet sich der eingebrannte Stempel des Meisters, der sie in Holz geschnitzt hat. Für die Aufführungen werden die kostbaren Urbilder vervielfältigt. Man findet sie in europäischen Sammlungen nur sehr selten, denn sie gelten in Japan für heilig und werden sogar in Tempeln aufbewahrt.



Bremen. Freihafen II. Gemälde von Walter Bertelsmann, Worpswede
Aus: Monographien zur Erdkunde. „Die Niederweser". Verlag von Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig



Die Kasselburg bei Gerolstein. Gemälde von Hans von Volkmann. Im Besitz von Dr. van Vleuten, Berlin
Aus: Monographien zur Erdkunde. „Die Eifel". Verlag von Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig



Nürnberger Schandmaske

Neben den japanischen zeigen wir noch zwei andre Masken, eine aus Ceylon, die den fünfköpfigen Schlangengott Shiwa darstellt, und eine Nürnberger, die freilich schwerem Ernst und nicht dem Spiel diente: es ist eine Schandmaske, in die diebische und ehebrecherische Frauen geschlossen wurden, die sich aber von Theatermasken des Mittelalters nicht stark unterscheidet. Man fühlt sich leicht versucht, überhaupt alle Masken des Morgen- und Abendlandes als verwandt zu betrachten und sogar Negermasken mit altschweizerischen in Vergleich zu stellen. Doch wäre es falsch, aus Ähnlichkeiten einen andern Schluß als den zu ziehen: jedes Volk unter der Sonne liebt das Theater, und jeder Mensch liebt es, mit oder ohne Maske anders zu scheinen, als er ist.

★

„An Grazie kommt ihm kein Maler unsrer Zeit gleich," sagte der Baron Melchior von Grimm über François Boucher, und wir pflichten ihm bei und vergessen gern, was der strenge Kritiker mit einem Aber hinzufügte: „— er malt fürs Geld, und damit untergräbt er sein Talent." Wir sehen, wie dieser fabelhaft schaffenskräftige Rokokomeister in seinen Vorzügen und Schwächen ein Kind seiner Zeit war, und es überrascht uns nicht, wenn wir seinen Kompositionen auf Porzellanen der Manufaktur von Sèvres wieder begegnen. Denn seine Kunst, deren Stärke weniger in der Charakteristik als in der Dekoration liegt, ist auf demselben Boden gewachsen, der das Porzellan zum Liebling des Geschmacks der guten Gesellschaft in Dresden und Berlin, in Wien und Paris machte. Die reichgeschmückte, für uns bei aller Zartheit des Farbensinns etwas überladene Tasse stammt aus der weltberühmten Sammlung Darmstaedter, die vor drei Jahren so großes Aufsehen machte, als sie zu einem geringen Teil bei Lepke in Berlin versteigert wurde. Der Sammler Darmstaedter, im vorigen Jahre verstorben, ist unser Mitarbeiter, der bekannte Forscher in der Geschichte der Naturwissenschaften, dessen Buch „Naturforscher und Erfinder", im Verlage von Velhagen & Klasing erschienen, von der gesamten gelehrten Welt des In- und Auslandes mit starkem Beifall aufgenommen worden ist.

★

Ein dekorativ stark begabter Franzose unsrer Tage ist Jean-Gabriel Domergue, geb. 1889 in Bordeaux. Er hat z. B. Theater ausgemalt und gilt als ein geschmackvoller Porträtist namentlich eleganter Damen aus der Gesellschaft und aus der Bühnenwelt. Auch das hier wiedergegebene Bildnis mit seinen lärmenden Klängen in Gelb und Rot ist im wesentlichen Dekorationsmalerei, obgleich man die feinen und flotten Züge der Charakterisierungskunst Domergues nicht übersehen kann.

★



Japanische Dämonenmaske aus Holz. **Brandstempel**



Holzmaske. Schlangengott. Ceylon

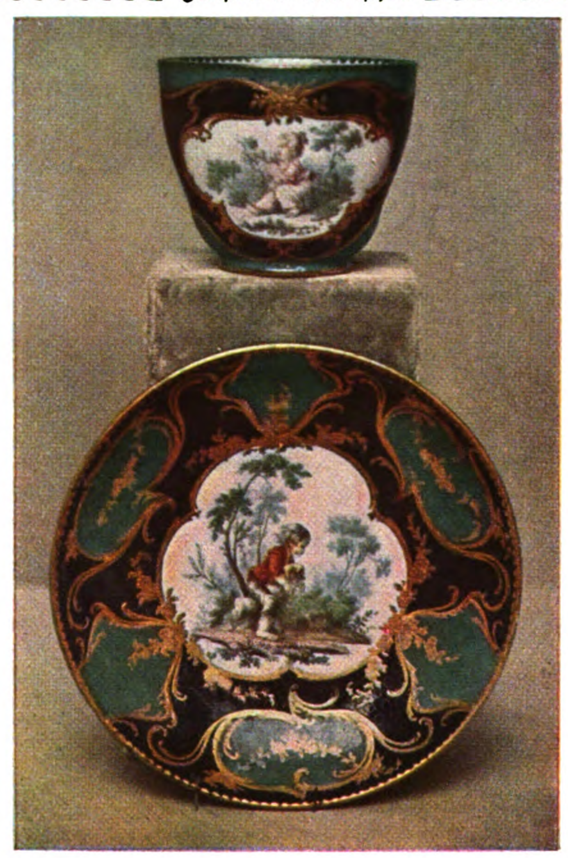
Wilhelm Beckmann kennen alle unsre Leser als den ausgezeichneten Maler beseelter Innenräume. Eines seiner schönsten neueren Werke auf diesem Gebiet ist das Biedermeierzimmer in Lüneburg, stammend aus einem der ehrwürdigsten Häuser der hochberühmten alten Stadt. Das Bild ist auf graue und braune Töne ungemein zart abgestimmt; die grüne Tischdecke und namentlich die blaue Schale wirken, so zurückhaltend sie sind, sehr stark, ohne den lyrischen Grundzug des Gemäldes zu stören.

★

Max Vollmberg, der den Beitrag „Aus dem Lande der Rothäute" gemalt und geschrieben hat, ist den Lesern der Hefte kein Fremder: schon 1922 war er hier mit einem Beitrag aus Mexiko und Mittelamerika vertreten. Er war wohl der erste deutsche Künstler, der den Ruinen der Mayavölker nachging, und seine Feststellungen haben die Forschung der deutschen Wissenschaft vielfach angeregt. Im Jahre 1923 war er abermals in Amerika, diesmal in den Staaten, wo er die Indianerreservationen besuchte und ihre Bewohner studierte. Auf dieser Reise sammelte er den Stoff auch für den Beitrag dieses Heftes. 1925 war er wiederum in Mexiko, wo er eine Ausstellung seiner Gemälde unter dem Schirm der Regierung veranstaltete. Im ganzen hat Vollmberg fünfzehn Jahre drüben zugebracht, der erste



Japanische Froschmaske aus Holz



Tasse mit Figurenmalerei nach F. Boucher. Sèvres, 1766. Sammlung Darmstaedter, Berlin

deutsche Maler, der nach dem Kriege in Amerika, in San Francisco ausgestellt hat, ein Künstler, der unserm Ansehen drüben auch durch seine menschlichen Eigenschaften immer nützlich war, ganz gleich, ob er in den U.S.A., in Kanada oder in Mittelamerika weilte. Seine Bedeutung liegt in der Darstellung der Indianer und der Tropenwelt. Doch ist er auch ein vortrefflicher Porträtist.

★

Heinrich Stegemanns „Fechter“, eine ausgezeichnete Bewegungsstudie, welche die Spannung des Kampfes mit der ganzen Erregung des sich blitzschnell wandelnden Augenblicks wiedergibt, eröffnet eindrucksvoll das Heft. — Der Russe Konstantin Gorbatoff bewährt mit seinen „Venezianischen Fischern“ erneut die oft bewunderte Gabe, das zitternde Farbenspiel des leicht sich kräuselnden Wassers und die kräftigen Töne bunter Segel miteinander zu vereinen (zw. S. 8 u. 9). — Der Bildhauer Johannes Knubel, geb. 1877, stammt aus Münster i. W. und lebt in Düsseldorf. Er hat viel mit Architekten zusammengearbeitet, z. B. mit Olbrich und Kreis, und die Bildhauerarbeiten an Modehäusern und dergleichen geschaffen. Doch auch mit freien plastischen Arbeiten ist er hervorgetreten. Eins seiner Werke kennt jeder, der einmal in Düsseldorf war: die Pallas Athene am Planetarium nahe der Rheinbrücke. Seine „Erschreckende“ zeigt, wie sicher er die Form beherrscht und wie innig er sie zu beseelen versteht. Knubel hat die im vorigen Jahr so schön gelungene Düsseldorfer Kunstausstellung vorzubereiten und zu leiten geholfen. — Auch der in Dresden tätige P. A. Böckstiegel ist ein Westfale, aus Werther, wo er 1889 geboren wurde. Er malt Bildnisse und Figurenbilder, Landschaften und Stilleben und ist der Wirklichkeit nicht immer so abgeneigt, wie man nach unsrer Probe seiner Kunst (zw. S. 24 u. 25) vielleicht annehmen könnte. Er malt, wo es ihm angebracht erscheint, treu nach der Natur; dieses „Mädchen mit Äpfeln“ bot ihm jedoch nur die Anregung zu einem fesselnden Farbenspiel von Rot, Gelb, Blau, das in seiner Gesamtwirkung an die Glut von Glasmalereien erinnert. — Ein Glasmaler war



Bildnis
Gemälde von Jean-Gabriel Domergue



Biedermeierzimmer in einem der ältesten Häuser Lüneburgs. Gemälde von Wilhelm Beckmann

ursprünglich Otto Griebel, geb. 1895 zu Meerane in Sachsen. Aber das Handwerk sagte ihm nicht zu, und er hat sich dann in allerlei Berufen umgesehen, lieber noch in der Welt. Im südlichen Europa ist er richtig auf Wanderschaft gewesen. Er war schon vierundzwanzig, als er sein eigentliches Erbe entdeckte: er wurde Maler und ging zu Stock auf die Dresdner Akademie. Man rechnet ihn zur „neuen Sachlichkeit“. Er selbst liebt es nicht, sich unter dieses bequem gewordene Schlagwort ordnen zu lassen. Ihn reizt die Wirklichkeit zur Gestaltung, und er sieht sich selbst, wie sein Bild beweist, streng und ernst wie die Welt, die ihn umgibt (zw. S. 32 u. 33). — Ein Poet ist der Graphiker Hans Volkert, ein Meister in der Radierung wie in der Lithographie, Landschafter, Porträtist und Gebrauchsgraphiker, aber immer ein bißchen Phantast und ein starker Erzähler, wie es das Wesen aller großen Griffelkünstler gewesen ist (zw. S. 72 u. 73). — Prof. Josef Eberz ist einer der namhaftesten Vertreter moderner religiöser Malerei: er hat die Kirche zu Freilassing mit mächtigen Fresken geschmückt und in groß gestalteten Gemälden, Aquarellen und Zeichnungen mit seinem „Werk von Assisi“ die Welt des heiligen Franziskus neu erstehen lassen. Hier begegnen wir ihm auf wesentlich andern Wegen. In dem Bildnis Erika von Thellmans zeigt er sich als ein Künstler, der neben der Größe auch Eleganz besitzt (zw. S. 96 u. 97). — Über Hans Joachim Lau haben wir hier erst kürzlich gesprochen. Sein „Bäckerladen“ bezeugt wiederum seinen frisch zugreifenden Sinn für die Wirklichkeit und seine geschmackvolle Malerei. **P. W.**

Herausgeber: Paul Oskar Höcker und Dr. Paul Weiglin
Verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin — Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig in Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Herm. Goldschmiedt G. m. b. H. in Wien I. Verantwortlich: Dr. Emmerich Morava in Wien I, Wollzeile 11 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50





Bäuerin aus Grundlsee in der Tracht von 1860.
Öltempera-Gemälde von Viktor Hammer



Das Paradeis

Roman von Viktor von Kohlenegg

(Fortsetzung)

Der Weg zum Paradeis

Die Padrona Cilly weilte wieder in Berlin bei ihren wichtigen Geschäften. Sie hatte heute angerufen und Dorothee erzählt, daß sie noch die ganze Woche fernbleiben würde; ihre Repräsentationspflichten gegenüber den fremden Gästen — schön. Ob Dorothee nicht noch nachkommen wolle? — O, sie möchte schon, aber leider — nein — es wäre auch diesmal unmöglich. Ach nein, es wäre nicht zu einsam hier; sie dehne und erlebe sich in dieser herrlichen Sommerluft, — o danke, liebste Cilly!

Diese Unterhaltung hatte Dorothee erquickt. Sie setzte sich in dem nach kühlem Mahagoni duftenden Musikzimmer in eine Ecke, um nachzudenken. ‚Ich hätte Cilly ebensogut sagen können: ich komme; ich will auch im Leben plätschern —!' überlegte sie rasch und saß mit wippendem Fuß, wie auf dem Sprunge. Nichts ‚zwang' sie hierzubleiben, niemand. ‚Ach doch,' dachte sie leiser. ‚Ich bleibe gern hier.' Und sie spürte wieder die kostbare Leere des Zimmers und die ihr neu und freigebig überlassene Einsamkeit so stark, daß sie blaß wurde.

Mit raschem Wagen davonfahren, von einem kaum — nein, nie erlebten Sturme rasten und von der eigenen Glut; mit einem spöttischen, dankbaren Rückblick verweilen: ich bin frei, wieder bei mir, nun ganz bei mir, erfrischt und ein wenig müde. — „Ich war in Berlin, Siebelind," würde sie dann leise lachend berichten, und er würde sie wild ansehen und ... zerbrechen. O, bloß um ihm das sagen zu können, lächelnd und quälend. Vielleicht, daß Siebelind sie begleiten würde? Sie hätte in die Hände klatschen mögen über den rasch aufspringenden Gedanken und Wunsch. Aber es war ja gar kein Wagen da.

Draußen vorm Fenster ging Billo auf dem Rasen und sprach freundschaftlich mit der Gärtnerstochter Franziska. Die lachte schrill, als wäre keine Herrschaft im Hause, und legte die Hand an den Mund. Ja, Billo ging immer irgendwo herum, wenn er nicht im Garten oder auf seinem Balkon in Meditierstellung verharrte; artig und leutselig.

Sie lächelte gutmütig und mitleidig und erhob sich lautlos, wobei sie ihren Duft wie eine Liebkosung empfing.

Sie wollte zu Billo Lüdemann hinausgehen. Sie lief mit den kleinen leichten Schritten und federnden Hüften Franziskas über die heiße Terrasse. „Ich hoffe, nicht gestört zu haben, Herr Lüdemann."

„Gewiß nicht, gnädige Frau," antwortete Billo und blieb ein wenig vorgeneigt stehen, wie immer in sorgfältiger Toilette, trotz dem jugendlich störrischen roten Haarwirbel. „Die Unterhaltung war beendet." Er errötete leicht auf der weißen Haut. „In der Tat. Wir sprachen über die Laichzeit der Fische."

„Oh, sehr interessant."

„Haben gnädige Frau ein Programm?"

„Danke, nein," sagte Dorothee mit ihrer wärmsten Stimme. „Ich will —" das heiße Glück auf ihren Schultern sank in ihr Herz und schwer in ihre Knie — „ich will ein Stück gehen und dabei nachdenken. Was werden Sie tun? Wir können ein wenig später essen, wenn Sie wollen."

„Nicht meinetwegen. Aber wenn gnädige Frau befehlen —"

„Ach Lüdemännchen. Sie sind schrecklich

formell," sagte Dorothee lachend und strich ihm übers Kinn; es war ihm, als klinge, tanze und dufte das Sonnenlicht. „Gut, ich wünsche es."

„Ich werde etwas arbeiten und mich dann aufs Motorrad schwingen," sagte Billo, noch erschüttert von der Berührung.

„Das ist recht. Gute Unterhaltung, lieber Herr Billo." Als sie sich umsah, stand er noch höflich am Gartentor. Sie winkte mit der weißen Hand, und er dienerte ernst; die grüblerische Falte zwischen seinen Brauen und den kummervollen Blick in dem verschwiegenen blassen Knabengesicht sah sie nicht. Sie schritt mit ausschwingendem Stock unter schattigen Bäumen dahin, der Sommer tropfte auf ihr Haar und ließ es heller flammen. Sie hatte noch das Lächeln auf den Lippen, die beruhigt und erwartungsvoll blühten.

Auf den Feldern vorm Dorf war man beim Mähen; Maschinen klapperten, Sensen zischten, heiße, halbnackte Mädchen mit grellbunten Kopftüchern neigten sich überall in dem gelben, stürmischen Glanz, sie blickten neugierig oder höhnisch herüber, und die schweißblanken Burschen schrien ihnen und Dorothee freche Worte zu.

Sie verstand zum Glück nicht viel, aber sie lachte und nickte ihnen zu. ‚Ich bin nicht reicher als ihr da —! Ihr habt eure Arme und Fäuste, ich meinen Kopf und meine Glieder, die haben es oft schwerer!' Gelbe, glühende Reife überall. Die Hitze und die Arbeit kochten das Blut da drüben, sie begriff, daß ihre kühle, trockene Haut die Männer erregte und die Mädchen böse machte.

Da stand einer mit klaffendem Hemd, dick und glühend, winkte mit dem Strohhut. Ganz ländlich, Bauer. Er stakte Garben hoch, eine Spielerei, eine schwere, gesunde Arbeit. — Ach das war ja Meister Puls, Herr Wilhelm Puls! „Bei der Arbeit?"

„Feste, gnädige Frau! Das Stück muß heute 'rein!"

Er verbeugte sich, wie Lüdemann, lachte schallend, wedelte mit dem Hut und spuckte sich in die Hände.

Ja, der half jetzt hier unten, immer. Das wußte Dorothee. Auch Siebelind hatte früher oft geholfen; sie hätte es sehen mögen; er tat es auch jetzt noch mal — zum Spaß, um sich selbst etwas Gutes anzutun. Aber er hatte jetzt nicht viel Zeit dazu; sehr wenig Zeit.

Ein Bach schwatzte eifrig neben ihr und schickte einen kühlen, scharfen Duft zu ihr empor, daß sie erfrischt und wohlig weiterschritt. O nein, das Paradeis lag rechts, ganz rechts. Sie ging nach links, immer mehr nach links, schnurgeradewegs nach links.

Puls stützte sich weit hinter ihr auf seine Gabel, schob den Strohhut zurück und kniff ein Auge zu.

Nach links ging Dorothee Witt, dicht am schwatzenden Bächlein hin. Puls sah es gut und genau. Immer weiter, bis zum Birkenwäldchen ging sie, das voll hoher Wacholderbüsche war, dick wie alte Nönnchen. Dort wollte sie vermutlich rasten, nachsinnen oder schwierige Dinge lernen. Dahinter lief ein unscheinbarer Weg schnurgerade nach rechts, lief zwischen den Wacholdernönnchen und dann durch alten, verständigen Kiefernwald, und wurde ein schmaler, steiler Pfad zum Paradeis hinauf. Möglich, daß sich Dorothee Witt verirrt hatte; die Richtung verloren hatte, und sich nun mühsam durch das dichte, heiße Holz quälen mußte, immer hügelan.

‚Warum diesen Passionsweg?' Sie blieb lächelnd und klagend stehen und atmete heißen Harzduft. Er war fast zu stark. Ihr Blut summte, und ihr Herz sprang.

Sie hätte plötzlich laufen mögen. Spürte ein Zittern in den Knien, das sie beglückte. War es noch weit?

Noch eine halbe Stunde. Sie ging und sang und rastete. Aß süße Brombeeren und halb vertrocknete, wilde Himbeeren.

‚Hol' mich doch! Warum bist du nicht da? Hier ist es still, das allerschönste Paradeis. Es ist unrecht, daß ich mich quälen muß — du in deiner kühlen, satten Ruhe! Ich will nicht.' Sie schritt schlank und leicht weiter, langsam und zufrieden, ein Lächeln auf den Lippen, mit sonnenheißem Atem.

Dort drüben standen Rehe am Rand einer Wiese; sie hielt beglückt still. Sie hatte Zeit. Viel Zeit.' Die Rehe sahen herüber und ließen sich nicht stören. Aber plötzlich sprangen sie davon. Ein Elsternpaar schwang sich kreischend über den Weg und machte den ganzen Wald für eine Weile lärmend geschwätzig. Sie lauschte ihnen nach. Dann ging sie langsam weiter. Ihr dünnes Kleid war schwer und heiß wie ein Panzer.

„Ich bleibe hier," beschloß sie ruhig. „Hier ist es gut; kühl und grün und einsam." —

Aber nun kam sie auf den Weg am Zaun. Sie wollte geradeaus vorübergehen. Dort ging Hilla — dort Miele — andere Leute. Kein Mensch. Eine Drossel flötete — oder war es keine richtige Drossel?

Sie wandte rasch den Kopf zum Hause hin und legte die bebende Hand auf den Zaun. Wie jung man ist. Jungmädeljung. Unbegreiflich. Niemand würde's glauben, und jeder lächeln — sie selbst.

Es war köstlich über die Maßen. Doch plötzlich hörte sie die Luft rauschen, die Kiefern zischen, es war ein einsames, leeres,

trostloses Geräusch, daß sie erschrak. Niemand daheim? Auch kein Bully? Alles abgeschlossen und tot. Er saß in seinem Kahn. Er stand vor ihrem Zaun. Nein — er wartete immer.

„Sie—be—lind!"

Bei der zweiten Silbe gewann das Haus Leben, es schien zu wanken.

„Du??" Die Augen waren blank wie der Sonnenglast. Bully raste und verlor seine kleine rote Zunge aus dem Maul.

Sie nickte nur, die Hand stumm und matt auf dem Zaun. „Wir wollen ein Stück gehen, Siebelind," sagte sie fremd.

„Du bist müde. Du kamst durch den Wald herauf?" fragte er voll Sorge und griff ganz sacht und mitleidig nach ihrer Hand. Umschloß die Hand wie einen weichen, warmen Vogel und preßte sie für eine Sekunde tot. Sie spürte's kaum. Sie lächelte. Er küßte die Hand, den Arm.

„Du mußt dich ruhen — Liebling. Willst du nicht?" Wie leise und zart er sprach, ganz innige Sorge.

Da nickte sie. Er hob sie fast durch die Pforte, so liebevoll unlöslich war sein Händedruck. „Nun ist es gut," sagte er, und sie glaubte ihm, daß er das sagen mußte. Sie lächelte vor Dank. Zwei große, kluge Leute ... Bully, es ist zwecklos, daß du dich einmischst, du verstehst das nicht in deiner Hundeseele; kümmere dich nicht um zwei lächelnde, gescheite Menschen. Sie sind bei Gott nicht töricht.

„Willst du trinken —?" — „Einen Schluck Wasser, Lieber." Sie gingen Hand in Hand, ziemlich langsam. „Ja, gleich," sagte er bewegt. Aber sie vergaßen es im nächsten Augenblick wieder, gingen gerade auf die Glastür zu, neben der schmalen Veranda. Sie gingen rascher, und plötzlich sanken sie aneinander.

„Hast du gewartet? Ich wollte nicht kommen, aber ich mußte ein paar Schritte gehen. Cilly bleibt noch in Berlin."

„Es ist gleich. Du wolltest nicht —"

„Ich wäre doch gekommen."

„Du willst trinken."

„Ja ja. Es hat Zeit."

Da standen Blumen, herrliche Rosen. „Wie schön," sagte Dorothee ergriffen . . . Geh weg, kluger Bully, es hat keinen Sinn, daß du hier stehst und dich wunderst, Tobias; sei weise und leg' dich in die Sonne.

Sie tranken beide. Atem und Blut. „Du zerbrichst mich."

„Ich will dich zerbrechen. Jeden Tag. Stück um Stück. Du sollst hilflos sein ohne mich — demütig und armselig ohne mich — herrlich in Zeit und Ewigkeit. Mein, mein."

Da ging Bully weg und legte sich in die kühle Küche.

Das Paradeis war still. Kaum ein Rauschen in den schweren Büschen und Bäumen. Die Drossel flötete verträumt, und der Sommer glühte reife goldene Seligkeit.

★

Billo Lüdemann hatte einmal, es war noch nicht lange her, da oben zwei Gestalten gesehen, einen Herrn und eine Dame, dicht aneinander gingen sie, wohl Hand in Hand, und sangen, wobei sie die Hände schwangen, ein lustiger, übermütiger oder kindlicher Anblick; und plötzlich blieben sie stehen. Vielleicht sprachen sie miteinander, sehr dicht, flüsterten — küßten sich. Es mochte ebenfalls Übermut sein, nein, ein Krampf.

Wie kann man so unbesorgt sein, so leichtsinnig? Das war sein erster Gedanke gewesen, nachdem sein Herz still gestanden hatte. Er hatte mit den rötlichen Wimpern geblinzelt. Aber diese überlieferten alten Vokabeln kannten die Leute da drüben vermutlich nicht, beide Herrschaften nicht.

Es war lange her, daß Frau Witt mitunter seinen Arm genommen hatte: „Kommen Sie, Billo, Sie sind der Verständigste. Mit Ihnen kann man ein ehrliches und nicht alltägliches Wort sprechen." Und sie hatte in der Dunkelheit des Gartens sich fester auf ihn gestützt, sie hatte ihre Hand auf seine lange Knabenhand gelegt, und er hatte beruhigend tief gelacht, sehr männlich. „Wo wart ihr?" hatten die andern gefragt. „Oh, wir hatten viel zu sprechen. Ich dank' Ihnen, Herr Lüdemann. Es ist mir manches klarer geworden. Das müssen wir öfter machen. Sehr hübsch. Heute werde ich gut schlafen. Gut und tief."

So war das gewesen.

Heute nun war es abermals recht spät geworden, eh' sie hatten zu Tisch gehen können.

„Liebe Hedwig," hatte Billo würdig zur rebellischen Köchin gesagt, „wir warten eben, ein anderes gibt es nicht!" Und der Urpapa hatte jeden süßen Geschmack im Munde verloren; Unpünktlichkeit war seinem Wohlbehagen nicht zuträglich, aber er hatte liebenswürdig geplaudert: „Frau Witt wird doch nichts passiert sein, Billo?" — „Ich glaube nicht."

Endlich war sie lachend gekommen. „O tausendmal Verzeihung; Sie hätten ohne mich essen sollen, meine Herren; ich war zu weit gegangen!" ‚Ein wenig liederlich — diese Entschuldigung,' dachte Billo und verbot sich das Wort. Und er duldete ernst, daß sie besonders herzlich und heiter zu ihm war, seinen Arm nahm, ihn scherzend streichelte

und ihn am Ohr zupfte. Ein wenig liederlich das alles, keine Dame auf Himmelshöhen, vor der man knien mußte. Sie war schöner als je, lebhafter. Er verbot es sich — auch, daß er beinahe den Kopf vor ihrer Hand ein wenig zurücknahm. Er wußte nichts.

Man war da oben befreundet — wie er mit Hilla Cyprian. Nichts weiter. Ein Zufall jene Beobachtung, ein häßlicher Übermut, wie er natürlich zwischen ihm und Hilla Cyprian niemals statthatte. Aus keinerlei Gründen statthatte. Es hatte ihn nichts zu kümmern. Sie verlangte schon lange nicht mehr oder nur ganz flüchtig oder gutmütig nach seinen klugen Ansichten; schlief ohne sie vortrefflich.

★

„Du mußt am Sonntag wieder einmal mit Puls kommen," sagte Dorothee eines Tages zu Siebelind. „Du gehst zufällig vorüber und trittst ein. Machst uns einen Besuch. Jetzt sind die andern Herren wieder da."

„Die interessieren mich nicht, und Puls ist auf neuen Denkmalsfang in der Nachbarschaft," antwortete er und sah auf ihre geschwungenen Brauen. „Ich kann dich dazwischen nicht sehen. Ich bin imstande, ihnen zu verbieten, in deiner Nähe zu weilen, dich anzusehen, deine Luft zu atmen, Dorothee."

„Liebster," sagte sie weich. „Sei mal verständig! Du hast doch früher in der Welt gelebt."

„Das ist lange her. Ich habe es vergessen und war den Leuten niemals geheuer. Übrigens bin ich nicht eingeladen."

„Gut, ich werde es einrichten. Die Tiniusluft verlangt eine gewisse Form. Auch wenn es schon ein bißchen zu spät sein sollte. Jedenfalls will ich dich sehen —" sagte sie mit einem zärtlich prüfenden Blick.

„Liebling. Ich werde kommen. Aber ich werde mich verraten."

„Das dürfte unklug sein." Nun war sie wirklich ungeduldig.

Er küßte bloß ihre Brauenbogen. „Ich liebe dich."

An diesem Wochenende war der Schwager Alfred Tinius wieder herausgekommen, ein stiller, glattrasierter Vierziger mit einem unheilbaren Eheknacks und einer verhinderten Liebe, die ihm kein Mensch ansah. Er hatte, wie bräuchlich, das neue Direktionsmitglied der Tinius A. G. Herrn Curt Röseborn mitgebracht. Herr Röseborn war kein Fremdling hier draußen. Sehr willkommen; er gehörte sozusagen zum Familienkonzern. Überdies war er unverheiratet, Ende vierzig, ein saftig blühender Mann, groß und stark, mit energischen Falten hinten über dem Kragen, ein geborener Generaldirektor, der sehr bestimmt und gescheit sprach, sich gut anzog und eine runde goldene Brille trug. „Nicht übel," hatte Dorothee Witt schon im Winter in Berlin gesagt; „man hat ein Gefühl der Sicherheit und Gesundheit in seiner Nähe, fühlt sich durch ihn den Realitäten des Daseins angenehm verpflichtet; gut genährt und gebadet, ein stattlicher, starker Mann!" — „Vielleicht ein wenig zu schwer und real," hatte Cilly geantwortet. „Und seine Hände . . ." Cilly errötete; „dick und stark wie Hämmer." —

Gegen fünf erschien Siebelind in gegürteten hellen Hosen, Blusenhemd und Jacke, auf Tennisschuhen vom Dovidat in Zörlin. Er wurde erwartet. Röseborn wußte schon Bescheid: ehemaliger Offizier, Doktor, Regierungsrat a. D. — er ließ jeden nach seiner Fasson leben und sterben; Siebelinds Stimme war nicht kleinlauter als die seine, das gefiel Röseborn. Schwager Tinius war wie immer freundlich und umgänglich, plauderte allerlei Heiteres wie sein Vater oben am Tisch im Korbstuhl.

Nein, man geriet nicht in Streit. Guido trank seinen Tee wie ein ehemaliger Kammerherr und sah Dorothee fortwährend an, worüber die sich ärgerte oder mahnend mit der Stirn zuckte. Guido ließ sich nicht stören und nahm es hin wie einen Kuß aus der Ferne. Röseborns Gegenwart an ihrer Seite gestattete er gnädig, er duldete ihn mit Selbstbeherrschung; immerhin, er sollte sich vorsehen; so viel blühendes Leben konnte auch einen Kleinlauteren reizbar machen; solche Speckfaltenmänner hatten mitunter selbstherrliche Wallungen! Sicherlich aber saß er mehr Cillys wegen hier, ein königlicher Geschäftsmann auch in diesen Dingen.

„Du sollst mich nicht immer ansehen!" gebot sie ihm leise, als man aufstand.

„Wen sonst? Dazu bin ich hier.".

„Du wirst alles verderben," sagte sie und runzelte die Brauen.

Er hob die Hand, um sie zu glätten. „Was? — O, Dorothee Tinius! Es wird nichts verdorben. Es gibt nichts zu verderben. Niemals. Diese Leute — ach, man duldet sie." Er schob die Leute mit einer Handbewegung weg und ging zufrieden zum Tennisplatz.

Siebelind spielte bloß mit Dorothee; Lüdemann, ihr Partner, konnte es begreifen. Siebelinds Bälle sausten scharf übers Netz, famoser Aufschlag, man konnte's noch, besonders, wenn man mit Dorothee spielte, das verlernte sich nicht. Sie mußte tüchtig springen — prachtvoll — Geliebteste! — er

ließ verträumt und verzückt einen Ball aus. Cilly auf seiner Seite gab die Bälle zu kurz und errötete vor Eifer.

Die beiden Aktienmänner saßen am Rande auf einer weißen Bank und rauchten dicke Zigarren, sprachen Geschäftliches, Politisches, von der Jagd hier draußen und von dieser prächtigen Tiniusbesitzung. Sie sahen dabei angelegentlich auf die Damen, insonders Röseborn sah sie, der jeder Lebenslage zielbewußt gerecht wurde und gewachsen war. Ein paarmal hätte ihm Siebelind gern einen scharfen Ball gegen den Rundkopf gespielt — holla, Röseborn, Speckfalte, Cilly steht auf der andern Seite!

Onkel Odo aber machte den Unparteiischen, rügte mit energisch heiterer Stimme, feuerte mit blitzendem Kneifer an und zählte knapp und gebieterisch scharf, aber häufig falsch, kein Mensch kümmerte sich darum; über beides ärgerte er sich, er schob die Hände untern Rock, spazierte elegant auf und ab, dachte an Mark Aurel und ‚lächelte'. Ein müßiges Spiel — kindlich, sehr kindlich, diese Kinder, die nicht wissen, was sie tun, und mehr oder minder dreisten Flirt für Sport- oder gar Lebenswert nehmen — „ich durchschaue euch — und lächle." Die Prinzessin saß drin im Kühlen und hörte am Radio einige ihr teure Nummern des Nachmittagskonzerts.

Dann schwänzelte Guido wie ein gebügelter Kavalier im Garten. Er war kein Wilder. Aber als er am Abend bei Tisch neben Dorothee saß, da wurde's ihm doch schwer. Er war schweigsam. Nein, er arbeite jetzt nichts — antwortete er überaus höflich der Dame Cilly ihm gegenüber. Oder doch ja (so fiel ihm ungebärdig ein, denn er hatte nicht die geringste Lust, diese Qual noch öfter zu zerbeißen), etwas Neues, das ihn ungeheuer beschäftige, es stünde erst im Anfang, nein, er spreche nicht gern davon. Er wurde blaß und trank ziemlich rasch.

Dorothee stieß ihn unterm Tisch an. Da hätte er aufschreien mögen, es war wie ein elektrischer Schlag. Er mußte sich bezwingen, daß er nicht vor aller Augen ihre dicht neben ihm liegende Hand ergriff. Er war verrückt. Nein, es war ein Irrsinn und eine infame Lüge, die natürlichsten Dinge nicht zu tun, bloß zu essen, zu schwatzen und wie eine Sägemehlpuppe dazusitzen.

„Bitte, sei vorsichtig," flüsterte Dorothee nachdrücklich und bückte sich nach ihrer Serviette. Er bückte sich auch und küßte unterm Tisch ihr Knie.

Dann saß er still, fast müde und traurig. Umgänglich wie ein friedlicher Sonntagsgast. Er machte dem Busen der Pinzgerin sanft den Hof, trank Billo zu, der sich blaß verneigte; aber Guido war rot, und seine Augen leuchteten.

Bald nach zehn wollten die Berliner Herren mit ihrem Wagen heimfahren, Schluß des Wochenendes. Es wurde noch eine Tasse Kaffee serviert.

„Es waren wieder herrliche Tage, gnädige Frau," sagte Röseborn bei einer neuen Zigarre im Garten. „Durch Ihre reizende Güte verschönt," sagte Röseborn. „Ein kleines Eden hier. Ein entzückendes Sorgenfrei. Ich hoffe, bald wiederkommen zu dürfen, liebe gnädige Frau." Seine Stimme klang klar und starkbewegt und wußte um jedes Wort, das sie sprach. „Von Herzen willkommen," antwortete die Domina rasch. „Ich freue mich, daß Sie sich wieder daheim fühlten, lieber Herr Röseborn . . ."

O, das ist unmöglich, sagte Siebelind abseits zu seiner Zigarre. Röseborn, so darfst du nicht sprechen. Natürlich weißt du, was du sagst; aber es klingt bei Gott nicht. Trautes Eden oder so — durch Ihre reizende Güte verschönt. Ihr seid ernsthafte, großartige und hervoragende Männer, aber ihr habt keinen Stil. Er bekam Kaffee, vergaß seine üble Laune, trank und wurde wieder glücklich.

Dort stand Dorothee im Mondlicht. Unirdisch . . . eine Weißglutflamme, wie sie es in seinen Armen wurde, und doch lind wie ein bebendes, holdschwaches Kind. „Dorothee," sagte er. Aber niemand hörte es, denn Dorothee sprach und lachte laut mit den andern. Die Büsche rauschten. Das schwache Rauschen peitschte seine Seele wie eine wilde Traurigkeit. Was soll ich tun? Das ist Lust und Qual. Erbärmlich.

Der große Wagen fuhr mit stürmischen Lichtern vor. „Habe mich gefreut," sagte Röseborn kräftig und drückte fest zu.

„Meinerseits," sagte Siebelind mit neu erwachender dankbarer Heiterkeit und verbeugte sich. Man winkte nach. Ab.

„Nun wird es auch für mich Zeit, gnädige Frau," sprach Siebelind und lächelte. „Die Damen wollen Ruhe haben. Es war ein reizender Tag durch Ihre Güte, gnädige Frau." —

Lüdemann stand mit nachdenklichem Blick im Hintergrund, und Onkel Odo, der sich nach seinem überlegenen Gefühl von diesen jüngeren, selbstgefälligen, feisten Verdienern und sonstigen unmanierlichen Burschen wieder mal nicht genügend beachtet gesehen hatte, war gekränkt, ‚lächelte' und nahm nur wenig Notiz von der zweiten Abschiedszeremonie: auch ein wunderlicher Heiliger, dieser Herr! ganz unphilosophisch, ein biß-

chen unverschämt, ein Landsknecht — ein Abenteurer des Lebens — die Wendung gefiel ihm und besänftigte ihn. „Schon gehen? ach was. Wir spielen noch eine Partie Billard!“ sagte der Humorist flott.

„Danke, nein,“ antwortete Siebelind und wartete.

„Gut. So werde ich Sie an die Pforte bringen, Herr Doktor,“ sagte Frau Witt. „Wir müssen auch noch den Besuch auf dem Bieseschen Gut besprechen —“ erklärte Dorothee den andern. Billo aber war gleich darauf verschwunden; es schien ihm für die nächste halbe Stunde das beste, den Philosophen bei einigen Karambolagen hereinzulegen und dann — ja, das war schwierig.

Hinter der Hecke — Siebelind war schon einen Schritt voraus — blieb er stehen und riß sie wie ein Verschmachteter an sich. Sie ließ es eine Weile geschehen. Nun ebenfalls erlöst. „Du darfst nicht wiederkommen, du hast recht.“

„Siehst du. Ich wußte es.“

„Morgen. Es wird nicht ganz leicht sein. Überhaupt schwierig —“ sagte sie und sah für einen Augenblick über ihn hinweg. „Du bist ein etwas harter und stachliger Liebster, Guido! Ich hätte es wissen müssen. Immer du, kein anderer, nichts anderes gilt,“ sagte sie leise und atemlos.

„Du giltst.“

„Das ist dasselbe.“

„Komm mit —“

„Siehst du, da ist es wieder. Nein, ich muß hinein. Gute Nacht . . . lieber, unmöglicher Guido. Cilly dürfte etwas gemerkt haben. Morgen.“ Auch sie zitterte und machte sich hastig frei. „Gute Nacht.“

Eine Eule lockte drüben zwischen den Ebereschen.

Das Käuzchen rief noch, als Dorothee schon wieder eine Weile bei Cilly auf der Terrasse saß. Es war sicherlich Siebelind.

„Ein hübscher Wochenschluß,“ sprach Dorothee und lauschte beklommen.

„Ja, sehr hübsch,“ antwortete Cilly in Gedanken.

„Wie gefiel Ihnen heute Herr Röseborn? Ich habe ihn niemals so aufgeschlossen und heiter gesehen — prachtvoll.“

„O, sehr gut. Ein ungewöhnlich erfahrener und überzeugender Mann,“ sagte Cilly nach einer Weile lächelnd mit einer fast anmutigen Kopfneigung, wobei sie unter dem fahlen Madonnenhaar errötete. „Aber Ihr Freund Siebelind — müssen Sie um seinetwillen nicht vorsichtiger sein, Dorette? Ich glaube, er spielt immer bar, um seines Lebens Einsatz.“

„Ich glaube, ich kann ihm nicht mehr helfen,“ antwortete Dorothee ruhig und ernst und liebte in dieser Sekunde die verständige Cilly sehr.

Darauf schwieg Dorothee noch tiefer. Sie nahm Cillys Hand und streichelte sie. Und auch die Bürgerin Cilly schwieg. Die Sterne schienen hell, und der große Garten rauschte nächtliche Geheimnisse.

Der dionysische Puls

In Pulsens ‚Studio‘ stand ein Kriegstrommler mit um die Schlegel geballten Fäusten — sie wollten ihn nicht haben, es war nichts mit der neuen Konkurrenz gewesen.

Frau Cilly Tinius hatte bloß ein winziges Entlein gekauft, und der Urpapa interessierte sich nur für lebendige Fische; die Wochenendherren aber — Dorothee hatte einmal eine alte Segeltuchtasche voll Gips mit nach drüben genommen — hatten sich das angesehen, wie ältere Jungen einen Maikäfer betrachten, naja, vielleicht als Briefbeschwerer oder als Kühlerfigur zu brauchen, und sie hatten vorläufig von Wichtigerem gesprochen — was Onkel Odo seinerseits sarkastisch belächelt hatte. Bloß Frau Witt hatte drei Stück gekauft, bar und mit Bronzezuschlag, ohne zu handeln.

So war denn Puls nicht viel daheim. Es hätte angesichts der trüben Geschäftslage wenig Zweck gehabt.

Freund Siebelind aber war mit langen Schritten, vom Tobias behütet, durch den Garten gegangen, hatte Äpfel gegessen und war wieder in seine Klause verschwunden. Sein Kahn und das diesseitige Ufer des Drinnensees schienen ihm dafür nicht mehr zuzusagen; hier dampfte die ganze Stube von seinem Fleiß, war er eingespannt in eine fruchtbare Fron und gestattete sich kaum ein brüllendes Gähnen; nichts lockte und störte von drüben übers Wasser; kein Schimmer der andern Welt dahinter, die ihm gleichgültig und lästig war; hier war er bei sich, sog die Welt in sich hinein. Dorothee! Geliebteste! Er war vergraben in Arbeitsbrunst und Lebensseligkeit.

Aber auch Siebelind hatte wenig Zeit für den Paradeisgarten. Es war eine Schmach und Schande. Das Obst, Gottes duftiger Segen, und alles andere mußte kläglich auf Befreiung und Hilfe warten. Das Paradeis roch süß und stark wie eine Obstkammer.

„Puls!“ befahl er eines Morgens scharf.

Und da stieg Puls des Morgens oder Abends hinauf und pflückte Körbe und Säcke voll.

So faßten sie an manchen Tagen beide verbissen an und dann fluschte es, aber plötzlich stieg Guido mit langen Schritten davon, und dann sah man wieder die Rauchwölkchen aus seinem Fenster ziehen und hörte die Feder schaben. Und dann schlich auch Puls bald davon, leichtfertig und pietätlos. Und dann kam es — daß Dorothee Witt ins Zimmer trat, meist am Nachmittag, schön und ein wenig blaß, sie kam vorüber, während er gewaltig beschäftigt war und vor Freude leuchtete.

Aber es gab auch stille, besonnte Waldplätze, die heiß dufteten, ummauert von Knieholz und hohen Wacholderbüschen. Sie machten weite Wege, aber dann wurde Dorothee müde und stützte sich schwer auf ihn. „Ich bin müde. Ich mag nicht mehr gehen," sagte sie wie ein verdrossenes Kind und war bestürzend hinfällig. Ein- oder zweimal hatte er Miele Mente in der Nähe der Hütte gesehen; sie schien auf etwas zu warten. Er hatte meist ein Gewehr bei sich, denn es gab hier oben viel Raubwild und massenhaft Kaninchen; da schoß er ein bißchen seitwärts, ein Kaninchen; Miele stieß einen hellen, erschrockenen Schrei aus und lief davon. „Was war das?" fragte die Stimme neben ihm. „Ach, ein Angsthäschen," antwortete er; „vielleicht auch eine Wildtaube."

Aber jetzt setzte eine längere Regenzeit ein. Ein herrliches Geräusch, wenn man in der Klause saß, ein fleißiges Geräusch, höchst lebendig, und zugleich beschwichtigend wie ein mütterliches Raunen. Gut für die Arbeit; und wenn es ihn draußen erwischte, lief er pitschnaß, berauscht und sorglos darunter hin.

Puls steckte auch in dieser Regenzeit jeden Nachmittag zwischen drei und vier den heiterroten Kopf sacht durch die Tür.

„Verzeih, wenn ich dich störe," säuselte er. „Ich gehe ins Dorf — habe zu tun; ich komme erst gegen acht — neun zurück. Brauchst du mich noch — sonst noch ein Befehl und Auftrag?"

„Danke. Ab."

Vielleicht mußte er den neuen Glinzeschuppen mit Atlastapete bekleben, mit geschnitzten Paneelen benageln. Er langweilte sich hier — gut. Und manchmal war irgendwo Schweineschlachten oder Kindstaufe, nicht gerade bei der Glinzin. Indes, er pflegte sonst weniger sacht den dicken Schädel durch die Tür zu schieben und nicht so genaue Zeitangaben zu machen. Der Lümmel. Guter Kerl. Eine Seele.

Aber wenn es dann still um ihn war und die Stunde nahe war, dann mußte er die Feder weglegen. Seine Augen wurden groß und feucht wie in einem Zorn, so stark war das Gefühl. Er hatte nie so eine Frau gekannt. Mädchen, Weiber — ja. Junge, auch reizende, schöne aber nicht so. Es war ein Wunder. Wahr wie die Natur und zauberisch raffiniert, ganz schlicht. Ein Strom, der brauste, der schmeichelte und flüsterte, voll süßen Lachens und stummen Ernstes. Eine Urgewalt. Ach, Hilla — kleine farblose Motte, ein Blümchen, ein holdes Spechtchen — es gab keinen Vergleich. Der Reichtum der Welt, allseitig und abgründig. Weib und Welt — eins durch das andere, die Pforte zur Welt.

Vor ihm lag ein Haufen Geschreibe. Auch hier Dorothee — eine Rhapsodie auf Dorothee. Zeitlos, ewigschön und gültig, er glaubte es diesmal mit harter Beharrlichkeit; er verbot sich grimmig allen Zweifel und grinsenden Hohn. Sie hatte einiges hier gelesen und wartete auf mehr; sie las oft, auf seine Schulter gestützt, mit heiß werdender Wange und offenem Mund, der vor Spannung und Freude lächelte. Er mußte es dulden, er duldete es, ihrem Munde nahe, mit klopfendem Blut. Und alles trieb ihn, der Königin zu dienen.

Es kam vor, daß er plötzlich die Welt wie ihren geliebten Leib sah, herrlich lockend und für seinen Willen bereit. Alles für sie? Es war zu wenig für sie? ... Als müßte er ihr allen Glanz und Zauber der Welt unter die Füße breiten? Das mußte jeder Mann tun — und dann — aber dann schwieg sie meist und küßte ihn, zärtlich verstockt und verschlossen. Das ewige Rätsel für den tumben Mannesblick.

Da rauschte es an der Tür. Er sprang auf . . .

Und wenn dann gegen acht oder neun, aber manchmal wurde's noch später, denn Puls war einer, der gern dort, wo er verweilte, die Arme fest aufstützte, so es ihm gut ging, Herr Puls mit unbekümmert festem Schritt und hellem Zwiegesang mit Tobias durch den Garten kam und ins Haus trat, dann mußte sich Guido, wie weiland Faust an den weniger saftigen Wagner, erst wieder an ihn gewöhnen. Es war noch zuviel Glanz in seinem Blick und Unruhe und Grübeln in seinem Herzen, obwohl er schon eine Weile und Ewigkeit wieder allein war.

„Ich will dich nicht stören," zirpte Puls.

„Setz' dich in die Ecke, mein guter Puls, nimm ein Buch und schweige." Dann las Puls, und Siebelind schrieb oder rauchte.

So war es auch heute. Die Stube war blau von Rauch, und Puls hüstelte, als quäle ihn ein entsetzlicher Durst.

„Puls — ich glaube, es könnte nichts schaden, wenn wir ein Fläschchen heraufholten. Eins der besseren Saarfläschchen, weißt du — die mir Kaufmann Plath angeschwatzt hat."

Puls leuchtete und war wie durch einen Zauberschlag verschwunden, und Bully Tobias lachte weise und zufrieden vor sich hin.

Auf Merlins Zaubermantel war Puls wieder oben, er trug ein Fläschchen in der einen Hand, zwei Gläser in der andern und einen zweiten schimmernden Flaschenhals verschämt unter dem Rock.

„Sososo," sagte Siebelind und rückte mit seinem ächzenden Großpapastuhl ernst und schweigsam an den Tisch. Die brodelnde Stube war lieblich durchschimmert von Pulsens blühendem Behagen. Der Pfropfen puffte melodisch. Puls war behende wie Ganymed vor Zeus.

„Mach' die Glastür auf."

„Befehl." Puls schwebte zur Tür, ließ Sterne und Halbmond herein, Rauschen und Sommernachtsduft.

„Dein Wohl, Puls. — Das deine — aller Wohl, — die uns teuer sind," sprach Siebelind; Puls schloß verzückt mitten im Zimmer stehend die Augen und feierte mit frommer Zunge Sabbat.

„Ein Kuß der Liebsten," flüsterte Puls mit innig gespitztem Mund und zitierte Catull und Properz aus seinem unheimlich guten Gedächtnis. „Es gibt eine Welt neben dieser Welt!" schloß er begeistert.

Siebelind räusperte sich drohend. „Leg' die Pfeife weg. Hol' die Zigarren. Einschenken."

„Befehl."

Und Siebelind lächelte herzlich und gut. „Lieber Kerl. Die Stunde muß es bringen, Puls. Immer bloß die Stunde. Das ist das große Geheimnis des Glücks. Gnade und Geschenk. Unser Wollen ist Stückwerk und Krampf. Stillesein und Hinnehmen und Danken. Prost."

Puls trank und dankte.

Siebelind schwieg. Es war ein großer Friede in ihm. Und eine große, wunderliche Dankbarkeit, die aus seiner warmen, müden und zufriedenen Seele aufstieg, wie Weihrauchduft zu den Sternen. Ein ziemlich neues Gefühl. Nie so rein und mächtig empfunden. Noch nie hatte ihm ein Glas Wein so köstlich geschmeckt, noch nie eine Zigarre so lieblich. Man konnte bloß mit kleinen, andächtigen Zügen und Schlucken daran nippen und die Welt segnen.

„Du bist fertig mit der Arbeit?" fragte Puls zart wie ein Liebender nach einem tiefen Geheimnis.

Siebelind nickte bedächtig, wobei eine weiße Wolke sein Haupt umzog. „Prost," sagte er. „Die zweite Flasche, Dicker. Wir werden noch eine dritte trinken müssen. Ein Gebot der Stunde. Lohn und Geschenk. Ein Wiegenlied der Seele." Er strich wie Gottvater am Ende der Schöpfungsgeschichte über sein Kinn. „Höre, Puls, ich werde vermutlich an einem der nächsten Tage wieder nach Berlin fahren müssen — —"

„Ich dachte's mir."

„Du dachtest dir? Du hast fürwahr seltsame Gedanken! Es ist gut geworden, Puls. Sehr gut."

„Sicherlich. Auf dein Wohl. Auf das Wohl der nächsten —"

„Schweige. Es ist gut. Es ist ausgezeichnet. Das beste, — überhaupt das beste. Ich spreche ernst, Puls. Aus innerster Überzeugung und mit Ehrfurcht. Sie werden es wie Honig fressen, Puls. Sie werden es verschlingen und dann das Glück der Erde im Magen spüren, wie selige Wiederkäuer. Das behaupte ich nicht — das weiß ich." Er hieb sich knallend auf den Schenkel und wurde danach wieder ernst wie ein in sich schauender Brahmane. Aber er sagte kein Wort davon, daß Dorothee drin war — überall Frau Witt. „Der Narr im Busch" hieß es. Sehr gut. Eine lange Sache. Ziemlich lang. Das längste bisher. Ein Buch. Ein Geschenk der Benedeiten, ihre Gabe und Gnade — Santa Dorothea sei gepriesen, ich küsse deine Füße, deine Hände, ich lege meinen Kopf in deinen Schoß. Es war wie die Erbsen gewachsen, man sah kaum hin, fegte bloß übers Papier, und mit einemmal war es da, Punkt. Geliebteste, ich rufe dich! Und das Faß war immer noch voll — seine Seele, sein pochendes, glühendes Herz. Und die Schubladen waren noch von früherem Gekritzel voll, rasch hingeworfen, fertig und nicht fertig — auch darüber nun ein Glanz der Herrlichsten, daß es auflebte, erst wirklich wurde, neu und fertig. Man war ein überlaufendes Gefäß. So war das. Und er reckte die Arme und sprang auf, lief demütig und eitel durch die niedrige Stube. Aber von alledem sprach er nicht.

„Ich werde viel Geld bekommen, Puls. Ich rechne bestimmt darauf. Es gilt jetzt, — ja, weiterzubauen — ein Leben aufzubauen — und so weiter, so und so, und weil ich es so will!" Er stürzte ein Glas Wein hinab.

Puls füllte wieder; die dritte Flasche

Rheinpromenade. Gemälde von Theo Champion

stand schon vor der Tür, er hatte bereits vorhin an sie gedacht; bloß ein kleiner Griff jetzt. Sehr gut. Lieber, guter Puls!

„Du mußt dir ein Kontobuch anschaffen, Siebelind."

„Hier sind fünfzig Mark Vorschuß, Puls. Ich pumpe sie dir."

„Grazie," sagte Puls und steckte sie in die Westentasche.

„Siehst du, ich habe jetzt etwas Zeit ... Zeit ... Das ist wunderbar ... Zeit, um mich zu mir selbst zu setzen, und ja ... wenn's mir beliebt, ein bißchen Seeleninventur zu machen," erklärte er dunkel. Ihm selbst dunkel.

„Fürs Paradeis," warf Puls vorsichtig ein, sehr delikat, um das vierte Fläschchen nicht zu gefährden.

„Auch das. Man kann so sagen. Auch das, Puls. So allerhand — allerhand!"

Nun saßen sie wieder und glitten träumerisch in die mildere Gunst der festlichen Stunde. „Na, und du, Puls? Wie steht's im Dorf?"

„Sehr gut. Man fragt nach dir, Siebelind, und läßt grüßen. Du bist etwas selten geworden."

„Sososo. Du kennst den Grund," und er wies unbestimmt mit müder, satter Hand nach dem schlichten sogenannten Schreibtisch.

„Auch Lehrer Ihlow — aber den sprichst du ja wohl manchmal."

„Schön, schön. Und wie steht's mit der Erbschaft und dem Trauerjahr?"

Puls zwinkerte, angestrengt nachdenkend, was ihm weder Bully noch Siebelind glaubten. „In der nächsten Woche ist Schlußtermin. Die Sache ist goldklar. Vollkommen. Frau Glinze bekommt ihr Recht und den Hof — und die andern müssen mit der Kostenrechnung und einem Pfropfen im Mund abziehen."

„Ausgezeichnet. Das war immer deine Ansicht. Und die Trauerzeit — wie?"

Puls bekam sogar eine dunkle Falte zwischen den kaum sichtbaren Brauen. „Das dauert noch eine Weile. Basekow hat starre Sitten. Aber in den übernächsten Wochen wollen wir inzwischen ein Schwein schlachten. Eine kapitale Sau. Du bist eingeladen. Du wirst dich nicht drücken können, Siebelind. Das würde höllisch übelgenommen werden."

„Ich drücke mich nie, mein Guter. Also Erbschaftsfeier —?"

„Kann sein. Bertas Geburtstag. Ob wir noch eine letzte Flasche —?"

„Ich glaube nicht, mein Puls. — Auf Berta Weizenblonds Wohl, der Rüstigen, Straffen, Heiteren!"

„Danke dir. Das Leben ist keine sentimentale Sache. Es wird angepackt. Die unvermeidliche Differenz wird aus eigenem Fonds bestritten, mit Heiterkeit und Arbeit," sagte Puls entschlossen und mit etwas heißem Kopf.

„Gut. Ausgezeichnet, Puls. Ich liebe Hilla — ich wollte sagen: Berta Weizenblond dafür, wenn du erlaubst. Die Differenz wird munter und rüstig aus Eigenem bestritten. Prachtvoll." Aber plötzlich mußte er mit einem unvorhergesehenen Sprung wieder an Hilla — und Brodereck denken, nahe und weh. Auch Hilla würde zahlen müssen ... Irrsinn. Er wurde wütend. „Prost. Das ist was anderes, ganz was anderes, du — und Berta — Saft und Kraft und schallender Gleichklang, das duzt sich mit dem Leben und zwingt es ohne Differenz."

„Schluß!" sagte Puls und stellte das leere Glas auf den Tisch. Seine Stirne war rot.

„Puls, du hast recht. Du hast in jedem Sinne recht; laß mich das in dieser denkwürdigen und gehobenen Stunde freundschaftlich sagen. Sie ist prachtvoll — Berta Lachemund, die sich vom Leben nichts vorflunkern läßt, auch von sich selbst nicht, auch von dir nicht, Puls. Eine saftige, würzige Roggenfrucht —"

„Schluß!" sagte Puls und rieb mit dem Glas knirschende Kreise auf den Tisch.

„Nein, kein Fläschchen mehr, Puls. Wir sind glücklich. Das ist der Sinn solcher Fläschchen. Siehst du — darf ich dich daran erinnern? ... Jan Steen, der große Maler, war Bierbrauer, zum mindesten und erwiesenermaßen ein fröhlicher Gastwirt in Leyden, um bloß ihn zu nennen. Warum nicht Landwirt? Das ist noch besser und tüchtiger, und schadet erst recht keiner Kunst. Schafft bessere Kunst, unbekümmertere, eigensinnigere — das heiterernste S p i e l der Kunst, der freien Stunde, das einzig gültige und befreiende."

Puls machte verschlagene Äuglein, dann leuchtete seines Herzens Ehrlichkeit ins Zimmer. „Der Teufel hole den Dreck!" sagte er und schlug auf den Tisch.

„Pst!" bat Siebelind.

Aber der andere dachte an seine vertrocknete Werkstatt drüben, an den unbegehrten, zerbröckelnden Trommler und an die verlegenen Tierchen auf dem Bord. „Soll ich hier im Paradeis — Gott segne es dir und mir, wir lieben es! — soll ich ewig hier Kohl pflanzen und mit Jauche pantschen und dazwischen sorgenvoll Enten, Hühner, Schweine, Eulen und Hasen kneten, die mir vielleicht Frau Witt (ich verehre

und adoriere sie, ich schwöre dir, nicht bloß deshalb!) abkauft, und Ihlow für zehn Mark, und Kaufmann Plath in Zörlin für Tabak und Schnaps und Biere — diese Feistbürger und Lebensfresser . . .! Für mich will ich sie machen — bloß für mich, in ‚heiterernstem Spiel'! Für mich und meine Kinder nach des Tages Plage oder am Sonntag, wenn die Kirchenglocken klingen. Nicht schlecht, nicht schlecht! Du wirst sehen, Siebelind —" er steckte die Hände in die Hosentaschen und saß, mit einem Glanz auf allen runden Gliedern, da.

„Ruhig," gebot Siebelind.

„Naja. Du gehörst ja jetzt dazu — zu den Lebensfressern."

„Ich gehöre dazu? Ich verbitte mir . . . Soso. Gut."

„— Und wenn du selbst mal von hier weggehst? Exitus aus dem Paradeis —?"

„Ich? Soso. Ich geh' weg?" Er pfiff und ging wieder in bedrohlicher Haltung spazieren — Dorothee fiel ihm ein. Stand vor ihm. Seine Augen wurden groß und feucht vor rasender Sehnsucht. Er hätte schreien mögen. Sie war heute hier gewesen — Er sehnte sich, er hob die Arme wie ein Verbrennender — nein, er war ganz ruhig, still bewegt, nahm sein Herz aus der Brust und trug es behutsam in der Hand.

„Du tust recht, Puls," sagte er vertraut. „Sei ein Mensch und Mann, der sich liebt und dem Leben vertraut. Es ist ein Unfug, sich immer krampfhaft schnurgerade den Weg abzustecken zu irgendeinem vagen Ziel. Das Leben schenkt sich. Ist ganz nahe. Man muß bereit sein. Fest und gelassen mit einem willigen Ja auf den Lippen. Das ist metaphysische Weisheit, Puls. — Ich werde zum Schweineschlachten kommen. Verlaß dich drauf."

„Es wird erwartet. Berta Glinze wird sich freuen." Puls schloß ein Auge und dachte nach. In seinen Backengrübchen fing sich der Abglanz eines lieblichen Gedankens. „Ob es auch Frau Witt Spaß machen würde —?"

„Das müßte erfragt werden. O, ich glaube schon; bestimmt glaube ich es. Ich sehe sie schon dabei. Aber — warum Frau Witt, mein Lieber —?" seine Augen waren groß und weiß vor Härte. Sein Herz wurde weit wie die Nacht draußen und war eine stürmisch schwingende Glocke.

„Nur so. Es fiel mir ein. Sie ist prachtvoll — und sie paßt auch in eine Jan Steen-Stube." Puls lächelte liebreich und weise.

„Du meinst? Ja, ein wenig. Prachtvoll." — — Siebelind lachte hell und bebend und liebte den Dicken von ganzem Herzen. Er schlug ihm wuchtig auf die Schulter und rüttelte ihn aus seinen Träumen auf.

Und danach wandelten die beiden Herren, trautgeeint Arm in Arm, durch den nächtlichen Garten, der betäubend süß war von der Fülle der schlummernden Frucht, und über dem alle Sterne blitzten. Mitunter fiel ein Apfel mit dumpfem Schlag ins Gras, das war ein geheimnisvoll erschütterndes Geräusch, dem man lauschen mußte; dann flüsterte die mondhelle Stille wieder mit fraulichem Atem. Die Männer schwiegen, jeder auf seine Art, der Erde nahe und aller Himmel voll, herzeinige Brüder im Paradeis und im wechselnden Geschick.

Bully Tobias aber, der auch die holderen Wirren des Lebens verständig mied, schlief und schnarchte sanft.

Das Liebespaar für sich

Auch Dorothee hatte die fernere Welt vergessen. Es lag in ihrer Art, sich einem Gefühl mit grenzenloser Unbekümmertheit hinzugeben, unbefangen wie ein Kind, das ein köstliches Spiel gefangen hält, und egoistisch wie eine Frau, die mit ihrem tiefsten Wesen einig ist und seinem herrischen Gebot willig folgt.

Aber auch der schönste August geht zu Ende.

Die Charitinnen des Tiniushauses waren ein paar Tage in Köln gewesen. Es tagten jetzt überall Kongresse; der dauerhafte Sommer schien auch die prominenten Damen unruhig zu machen. Dorothee hatte es für geraten gehalten, diesmal die Einladung ihrer Gastfreundin anzunehmen; sie war für eine Woche mitgefahren.

Jetzt weilte Cilly mit der Pinzgerin in Hamburg, wo ebenfalls etwas los war. Die Tinia hatte sich nach unruhigem und verschlossenem Zögern, wie es ihre Art war, plötzlich aufgemacht, als habe sie ein wenig Blut geleckt da draußen. Zu dem kam, daß wahrscheinlich auch Schwager Alfred geschäftlich in Hamburg weilen würde, vermutlich auch Herr Direktor Curt Röseborn, der, wie rühmlich feststand, in allen Außendienstfragen eine besonders geschickte und energische Hand zeigte. Es war fernerhin sogar möglich, daß sich die Damen, im Anschluß an Hamburg, auch noch zu einem Abstecher nach Kopenhagen und Stockholm entschließen würden, wo gleichfalls „etwas" spektakelte, wofür eine geeignete Delegierte noch peinlich fehlte — indes, das war noch

ungewiß; aber es war wiederum nicht unmöglich, daß auch die Herren, wenigstens einer von ihnen, etliche skandinavische Geschäfte an Ort und Stelle zu tätigen hatte; die Tinius A. G. brauchte Holz und Eisen.

‚Das beste wäre also, ich schnürte mein Ränzel!' hatte sich Dorothee gesagt, als von diesen neuen Plänen die Rede war. Aber Cilly, als sie eine Andeutung hörte, war rasch rot geworden. „Aber das ist ja Unsinn, Dorothee — was fällt Ihnen ein," hatte sie in ihrer bestimmten Art, ein wenig nervös geantwortet. „Das dürfen Sie nicht. Was wollen Sie sich schon jetzt in Berlin oder irgend sonstwo herumdrücken. Das ist gegen die Abmachung. Oder langweilen Sie sich —?"

„Nicht eine Sekunde."

Cilly errötete. „Na also. Ich — hm — würde Sie bitten, wieder mit uns zu kommen. Aber es ist ein bißchen weit diesmal und trubulös. Man hat nicht viel voneinander, schon in Köln war es so; meist eine Hetze." Es kam auch der Geldpunkt für Cilly, die gern rechnete und nicht über Gebühr verschwendete, in Frage. „Ich weiß auch nicht, ob Sie selbst —" Räuspern.

„Nein, Cilly."

„Hm. Na also, Dorothee. Sie bleiben selbstverständlich hier und hüten das Haus. Was für ein verdrehter Einfall! Was sollten denn Papa und Ihre Troubadoure Odo und Villo und Siebelind ohne Sie anfangen? Wir bekommen sicherlich einen herrlichen Herbst; der ist am allerschönsten hier. Übrigens wird es vermutlich bloß bei Hamburg bleiben. Ich bin kein Rundreisekoffer. Es gibt am Ende noch andere Dinge für mich . . ."

Da hatte Dorothee nachdenklich wieder Cillys Hand gestreichelt. Es gab kein hübscheres Daheim und keine bessere Luft und reichlichere Nahrung: es war sehr köstlich hier.

Vor allem: sie fürchtete sich selbst in einer Seelenfalte vor Berlin oder einer anderen ‚Einsamkeit' und gestand es sich ruhig ein. Denn es war klar, daß sie in jener Einsamkeit auf die Dauer nicht so ganz allein bleiben würde.

Siebelind würde sogleich erklären, möglicherweise mit einem Zorn in der Seele: „Ich komme mit nach Berlin — oder nach Heringsdorf!" Und dann? Nicht ganz einfach.

Darüber sann sie öfter nach, auch als Cilly mit ihrer stattlichen Begleiterin schon über alle Berge war.

Sie sah vollkommen klar: es lockte auch sie, wenn sie plötzlich einmal an jene Möglichkeit dachte, mit einem Atemstocken, mit einer ungestüm fiebernden Freude, die sie heiß überwallte und bis auf die Haut erzittern ließ — das war die frühere Dorothee, die sich mit Haut und Haaren verschrieb. Sie kannte sie gut: plötzlich einmal verlor sie den Willen, und dabei wuchs der fremde Wille ungehindert in sie hinein. Ein für sie gefährlicher Zustand, der an Bewußtlosigkeit und naive Besessenheit grenzte, und der ihr allzuoft gefährlich geworden war. Allein ihre bis in die letzte Zeit reichende Erfahrung und ihre nicht grade schmerzlos erworbene Lebensreife warnten sie diesmal mit besorgter Stimme, ein förmlich neuer, heller, wachsamer Instinkt; warnte recht eindringlich und in die Zukunft deutend vor diesem harten, ungebärdigen, noch niemals erlebten Ernst, der sie erschütterte und entzückte . . .

Einmal indes spielte sie, in einer unbewachten Laune, vor ihm mit jenen Gedanken.

„Gut! Wir werden zusammen reisen! — — Oder wir heiraten eben —!" erklärte er stark.

— Da war es wieder. Es war nicht mehr ganz neu zwischen ihnen. Lieber guter Himmel.

„Und das Paradeis?"

„Das bist du!"

„Nicht in allem, Freund Guido."

Tag um Tag mit ihr zusammensein, die Vorstellung war wie ein brausendes Meer in ihm! Er war besessen gewesen von Arbeit, Liebe, Gegenwart; aber auch s e i n e Wünsche hatten oft und immerzu daran gerührt — wie an ein glühendes, flammendes Eisen.

Dorothee wollte es nicht. Für unbestimmte oder längere Zeit, sagte sie, das würde sie zu sehr zerstreuen und ablenken, würde der ihr gerade jetzt unbedingt nötigen Sammlung nicht zuträglich sein; sie fürchte auch noch, so bekannte sie stockend, um ihre Stimme; es könne sich durch eine so einschneidende Änderung, von anderm zu schweigen, ein nervöser Rückfall zeigen. Das war nicht ganz aufrichtig gesprochen. Es geschah mehr deshalb, weil sie selbst für jene neue Gemeinsamkeit erzitterte.

„Das Paradeis bleibt unzerstörbar, dieses oder ein anderes, muß uns bleiben! Mir und auch dir."

Da war es wieder, das viel Gefährlichere, wie sie es bei sich nannte. Sie brauchte alle Klugheit und heitere, zärtliche Begabung vor ihm, um über solche Augenblicke hinwegzukommen.

Es rumorte nun in ihm. Aber er wehrte

sich offenbar selbst unter seinen glühenden Wünschen dagegen . . . unbeholfen und schwerfällig in gewissenhafter, ehrfürchtiger Liebe und — weil — ja, weil vielleicht alles in ein uferloses, dieser profunden Gewalt unwürdiges Spiel auslaufen könnte, das er — niemals wollte. Das wäre fast liederlich — eine verrückte, philisterhafte Beängstigung, die er zornig verachtete und verbarg.

Da nahm sie ihm, wie ein schlicht empfindsames Kind des Lebens oder wie eine Kusine des Tiniushauses, das Versprechen ab, um ihrer ‚Ruhe' willen, jetzt nicht mehr in sie zu dringen!

„Ich bin ein Narr," sagte er grimmig, „ein kompletter Parsifal, der kein Glück verdient!" Und er war eine Woche lang nicht sehr liebenswürdig. In den Nächten lief er viel herum, eh' er sich für ein paar Stunden ins Bett warf. Gut, er würde wieder verbissen arbeiten zu irgendeinem metaphysisch-irdischen Zweck, wie der berühmte muntere Seifensieder und der noch unwahrscheinlichere Sisyphus.

Indessen — — einige Male verweilten sie kürzere und längere Zeit doch in Berlin. Oh, ungeheures Erlebnis.

Puls erzählte kein Wort davon. Glaubte unbedingt an Siebelinds Geschäfte, die ihn aufgehalten.

Und Dorothee hatte in der Tiniushütte noch unanfechtbarere Gründe dafür, die Billo gewissenhaft zur Kenntnis nahm.

Schweig stille, mein Herze, sang die Welt.

★

Doch da draußen in der Welt gab es noch ein anderes, das seine lockenden Wellen zu Dorothee schickte und immer näher an sie herankam. Sie stimmten in der Gaukelwelt bereits emsig die Geigen für das neue Winterspektakel, das wieder mal funkelblanke, nie erlebte Erfüllung verhieß.

Oh — sie war noch nicht dran! Man brauchte sie noch nicht! Es ging ihr gut hier; sie sollten ruhig auf sie warten! Sie verschloß sich wie Freund Siebelind vor der Welt und scheute und haßte das tatenlose Daumendrehen dort draußen. Aber ihre Nerven zitterten. Ihre Hände bebten, wenn sie in einer Zeitung von jenen aufregenden Dingen las, wenn sie Bilder sah, alles spannte und ballte sich in ihr, sie hätte aufspringen und davonfliegen mögen — in ihre Welt. Es hatte noch viel Zeit.

Da war sie einmal, rasch entschlossen, an einem Nachmittag davongefahren und hatte allein in der geliebten Bühnenmoderluft gesessen, gespannt und blaß in dem kühlen, dunklen Haus, den Kopf, in Schauen und Lauschen versunken, in beide Hände gestützt. — — Oh, sie hatte die kleine Gemma, das Kind aus Genieland, nicht sehr gut gefunden: ängstlich und nervös; es hatte einmal laut aufgeweint, richtig herausgeheult unter der Fuchtel des Trainers — das hatte ihr leid getan, und sie hatte doch in ihrem schwärzesten Herzen triumphiert, armes Ding! begabt, ja, aber noch ein unflügges Vögelchen, das man dressierte, peitschte und gewaltsam reif machen wollte; es würde ihnen nicht ganz glücken; sie sollten sehen, sie würden das zarte und störrische Selbstgefühl für eine Weile zerbrechen und krank machen! Sie gönnte es ihnen — nein, pfui. Aber sie ging stolz und blaß und mit unbezwinglicher Genugtuung wieder davon. Eine häßliche Welt, abscheulich und abenteuerlich, dachte sie gereizt, angesteckt von dem Fieber und Krampf, und wünschte sich entmutigt in die reinere Paradeisluft und in den unbarmherzigen Arm des verläßlichen Guido Siebelind.

Danach saß sie, am nächsten Tag, vor ihm, und er betrachtete sie forschend mit seinen hellen Augen. „Du mußt dich erst wieder dran gewöhnen," sagte er ruhig.

„Ich werde vorläufig nicht wieder hingehen."

„Das ist falsch. Das ist feige. Ich hätte bei dir sein sollen. Man muß den Dingen gerade ins Gesicht sehen und die Ziege bei den Hörnern packen," erklärte er. Aber er meinte noch etwas anderes. Sie las es ihm von den herrischen Augen ab; sein Blick war spähend und mißtrauisch.

„Das Ziel muß nahe, dicht vor der Nase sein, sonst ist es wie ein Kuß auf Versprechung, nein, schlimmer, ein mittendrin abgebrochener Kuß." Sie sah ihn weich an.

„Nein, das dulden wir nicht!" Er nahm sie in die Arme.

Danach war sie nicht wieder allein in Berlin. —

★

Cilly und die hilfreiche Pinzgerin schrieben bunte, herzliche Karten mit wenig Text. Auch Schwager Alfred und Direktor Röseborn empfahlen sich ergebenst. Also doch. Sieh da. Die letzte Karte aber war wirklich aus dem allerschönsten Kopenhagen gekommen, und es war damit zu rechnen, daß die künftigen bunten Grüße aus noch höherem Norden starten würden — es gab Fügungen, es gab Schicksalszwänge, denen nun mal nicht zu entrinnen war.

Dorothee war es recht. Sie ließ sich vom Urpapa im Atlas den Reiseweg zeigen und plauderte mit Billo, der mal eine Nord-

landtour gemacht hatte, verständig von Eremitage und Skansen und von den riesenhaften gelben Butterblumen auf dem Nordkap.

★

An dem Tage, als die zweite Karte aus Dänemark, eigentlich schon aus Malmö kam, sagte Dorothee kurz mit einer Grübelfalte: „Ich fahre morgen wieder nach Berlin."

Siebelind sah sie unbewegt an. „Ins Theater? Du willst allein sein?"

„Die Olinsky spielt zum erstenmal wieder. Wir waren früher zusammen in Wien. Sie war sehr krank, ein voller Zusammenbruch, man schwatzte von Kokain und anderm — schon möglich. Ich mag sie nicht sehr, sie ist eiskalt, aber fabelhaft klug, ihr Gefühl ist bloß im Raffinierten und Verderbten echt. Man sagt und schreibt, sie soll ganz neu und einfach geworden sein in ihrer Art — das interessiert mich. Ich will sie sehen. Ich fange ja auch wieder von vorn an — noch viel einfacher und simpler! Und ich habe auch sonst Lust — ja, siehst du, ich werde dabei Kollegen und Freunde treffen . . . mehr von ihnen und ausgiebiger, als gelegentlich. Sie sind jetzt alle wieder zusammen. Man schrieb mir gestern. Es macht mich unruhig —"

„Du langweilst dich?"

Sie errötete. „Ja, ein wenig. Verstehst du das nicht? Was soll ich tun? Sie fangen jetzt alle wieder zu spielen an. Ganz Berlin ist eine einzige Theaterluft!" sagte sie rasch und klagend.

Er nahm ihre Hand. Das machte sie immer nach einer Weile ruhig. Er spürte, wie das Blut darin klopfte.

„Ja, wir reisen. Wir fahren zusammen. Ich komme mit. Ich muß auch nach Babylon. Ich habe einen Brief bekommen. Heute. Ich soll erscheinen. Nichts weiter. Hochachtungsvoll und ergebenst."

„O herrlich —!" frohlockte sie, „das werden wir feiern. Das wird ein großer, festlicher Tag werden! Wir fahren schon am Morgen. Du — ich werde dich zu den Gönnern begleiten."

„Gut. Hand in Hand. Hier ist Dorothee, werde ich zu den Gönnern sprechen — Dorothee, das Modell, viel schöner und wahrer, unerreichbar, vollkommen wie das Licht — meine Braut."

Da lachte sie und errötete vor Schreck.

„Ein wenig aufdringlich, fürchte ich. Man bringt seine künftige Familie nicht zu geschäftlichen Konferenzen mit. Eine zu verschämte Rolle für mich. — — Also morgen — Liebster —"

Sie verstummte und sah blaß auf ihre Hände im Schoß.

Er aber schaute auf ihr Gesicht, als habe sie wieder Ungeheures gesprochen.

Der gläubige Trapper

Sie war natürlich nicht mit zu den Gönnern gegangen.

„Wir treffen uns nachher zwischen eins und zwei," bestimmte sie.

„Ich werde auf dich warten, Dorothee, bis zum Morgengrauen!"

„Auf Wiedersehen, Herr Doktor," sang sie und nickte ihm strahlend zu. Er ragte lang und blitzend wie eine gewaltsame Drohung vor ihr. Sie schüttelte den Kopf und fuhr frisch und heiter in dieser mit Leben und Wünschen gesättigten Luft, die sie gierig einsog, davon.

Nach anderthalb Stunden bummelte er, von seinen guten Freunden kommend, wieder durch die Straßen. Alles war blank und lebendig um ihn her, es gab keinen Kummer und kein Entbehren mehr in der Welt. Sie war bloß für ihn aufgebaut. Er schritt wie ein König zwischen Zwergen, ein großer Mann. Er blieb vor jedem lockenden Laden stehen, um etwas auszuwählen, das er Dorothee schenken könnte; es sollte hundert Mark kosten, viele hundert Mark, tausend Mark. Seine Zufriedenheit, sein pralles Selbstgefühl, seine kindische Eitelkeit mündeten bloß in Dorothee.

Sie kam ziemlich pünktlich, noch vor zwei Uhr, durch das große Weinlokal geschwebt, durch einen warmen Dunst von Braten und Wein. Er saß längst an einem Tisch auf der Lauer. Er ließ sie mit ihrem leichten, etwas kurzen Schritt herankommen, ohne sich zu melden: sie kam zu ihm, man traf einander in dieser Millionenstadt an diesem kleinen blendendweißen Tisch; gleich würde sie hier sein, und er würde sie mit guten Dingen füttern, ihr Wein eingießen, verschlagen ihre Hand berühren, ihren nahen Atem atmen — kaum zu ertragen, niemals erlebt, nicht mit dieser Spannung und Erwartung. Er stand auf, da sah sie ihn und kam lächelnd auf ihn zu. Er nahm ihr zehn Pakete ab, nahm ihren Schirm, der warm war von ihrer Hand, ein Fest, er leuchtete wie ein Gott des heiteren Glücks, Eros, Bacchos in einem. „Alles besorgt? Du sitzt auf meinem Platz besser —" er wollte nur, daß sie auf seinem Stuhl Platz nahm.

Sie legte leicht die Hand auf seine Hand, es war ihm, als küsse sie ihn mitten auf die Brust.

„Ich habe noch nicht alles besorgen können. Ich hatte Hunger und Durst. Wir müssen nachher noch —"

„Wir nehmen einen Wagen," bestimmte er entzückt. „Ich dachte erst Hummer, warm, dann —" empfahl er eifrig. Sie nahm die Karte. Sie aß gern gut und ordentlich. Plötzlich blickte sie ihn wieder groß an. „Was sagen deine Leute? Erzähle mir, erzähle!"

Guido saß stumm und lächelte, ganz geblähte Selbstgefälligkeit. „Ich muß dir etwas kaufen, Dorothee."

„Dummer Guido. Das ist nicht nötig, lieber Herr Doktor. Dort kommt das Blumenmädchen. Und nun — bestelle, bitte, ich habe rasenden Hunger. Also erzähle mir —!"

Sie saßen wie ein Ehepaar an dem kleinen Tisch, der gebräunte, blonde Herr im Sommeranzug, ein sehniger, furchtloser Mann, und die türkisblaue Dorothee, vor der selbst die Kellner ehrerbietig flüsterten. Er verfolgte jeden Bissen, den sie zum Munde führte, und jeden Schluck, den sie trank, als geschähe es ihm zuliebe.

Danach fuhren sie, ermattet vom guten Essen, weiter; würdige Hochzeitsreisende, die es sich nicht merken ließen, zwei-, dreijährige Ehegatten, jung und blank wie am ersten Tag, unabänderlich, unveränderlich bis zur goldenen Hochzeit. — Sie schritt eilig vor ihm her in die Läden. „Davon verstehst du nichts," sagte sie über die Schulter. Er lachte tief und zufrieden und erklärte ihr im Gedränge entschlossen: „Du, ich muß dir was ins Ohr sagen." Da sagte sie ‚Sie' zu ihm, das war ein eiskalter Strahl.

Plötzlich erklärte sie: „Fertig; wir wollen nun zu einem Tee fahren."

„Tee?"

Sie nickte und stieg wieder in den Wagen. „So. Man muß frei und ledig sein für die andern guten Dinge." Hierauf musterte sie ihn mütterlich und kritisch. „Du hättest dir ein schwarzes Jackett anziehen sollen. Nun, wir sind Fremde, kommen vom Land."

„Ich werde mir so etwas anschaffen."

„Wir sagen jetzt Sie," befahl sie und legte den Kopf zurück.

„Denke nicht dran."

„Also — gut."

Er hatte alle Schaufenster für sie leerkaufen wollen. Er hatte angemauert vor Juwelierläden gestanden, den Arm fest unter ihrem Arm. Er hatte mit Perlen und Brillanten geliebäugelt. „Das ist hübsch, Dorothee, was meinst du, gnädige Frau?" — „Recht hübsch," sagte sie zerstreut und zog ihn weiter. Sie war in kameradschaftlicher Angst. Er dünkte sich ein Nabob heute und erst recht in näherer Zukunft — ach, das war doch sehr ungewiß! Sie selbst war in dem Punkt etwas anspruchsvoll. Er würde ohne Wimperzucken das ganze Geld auf den Tisch legen für eine Spange oder Perlenkette, nur damit ihre Haut es wärme — *sein* Spängchen, immer bei ihr, ein Stück von ihm. „Gut, ich brauche etwas," besänftigte sie ihn. Sie wählte ein feines Goldkettchen — „das will ich; gerade das, ich hab' es mir immer gewünscht! Ich werde es auch in der Nacht tragen." Da war er still und liebte das schlichte Kettchen.

Sie saß erwartungsvoll neben ihm in einer anderen, in einer kühleren Haltung als sonst; auch in einer andern Art elegant, er konnte sich das nicht erklären, wollte auch nicht. Er musterte sie nur von Zeit zu Zeit von der Seite, was bemerkt wurde. Sie sah so aus wie hochmütiges Porzellan.

Sie würde sein Kettchen auch des Nachts auf ihrer warmen Brust tragen. Das tröstete ihn, machte ihn zum unbezwinglichen Pascha mit drei Roßschweifen.

Aber es war erstaunlich, wieviel Menschen Dorothee kannte. Der Tisch in dem großen Teeraum wurde in den nächsten zwei Stunden immer länger. Zwanzig, fünfundzwanzig Damen und Herren tauchten in bester, wortreicher Laune auf. Sie kamen von der Probe oder sonstwoher. Temperamentvolle Damen küßten Dorothee wie eine Schwester, einige sagten du zu ihr, alle lärmten durcheinander; die Herren küßten ihr die Hand, manche beide Hände, mit nahen, schwimmenden Kollegenaugen, sagten ‚gnädige Frau' oder einfach ‚Witt' oder ‚Dorothee' und ebenfalls du; andere kannten sie flüchtiger oder überhaupt noch nicht persönlich und waren besonders entzückt und eifrig; sie waren alle willkommen.

Dorothee saß wie eine strahlende Königin dazwischen und war ebenso aufgeregt und heiter wie die andern. Da sagte auch Siebelind ‚Dorothee' zu ihr und duzte sie munter. „Herr Doktor Siebelind gehört zu meinen Tiniusfreunden da draußen," erklärte Dorothee.

Guido gefiel ihnen, besonders den Damen. Sie zeigten es ihm und Dorothee in unbefangener Konkurrenz, was gnädig gestattet wurde: bitte, bedient euch.

Auch sie gefielen Herrn Guido — Weiberchen, meist hübsch und frisch, manche heiden-

mäßig angetuscht und doch natürlich, alle sehr natürlich, menschlich, oft unverstellt derb, durch alle Eleganz und unvermeidliche Schauspielerei hindurch. Die Herren sprachen mit angenehmen, geschulten Stimmen und waren besonders laut, wenn die Nachbartische lauschten; auch Siebelind lagen laute Stimmungen und Temperamentsausbrüche nicht fern, nun also; übrigens trugen die Herren zum Teil ebenfalls helle Sommerjäckchen, was Guido gar nicht bemerkte. Sehr behaglich das alles. Er liebte die Damen und duldete die Herren, die alle große Jäger sein wollten; sie erzählten von schwierigen Jagden, warfen mit Weidmannsvokabeln um sich und hatten keine Ahnung. Guido lachte und glaubte den Herrchen, auch ihren kühnen Profilen, die den Nachbartischen galten. Putzige Leutchen, sie machten ihm keine Sorge und Angst, durften ruhig ‚Dorothee' sagen und ‚Wittchen' und ihre Hände im Eifer oder Spaße anfassen, er gestattete es großmütig mit einem drohenden Grimm in der äußersten Herzspitze und einem Zittern der Dreiroßschweifpuschel — und erzählte wie ein guter Onkel einer zarten Blondine vom Paradeis und von Puls; sie fand es himmlisch, bekam träumerisch starre und sehnsüchtige Augen, o, sie möchte das sehen und kennenlernen; sie hätte selbst einen tiefen Zug nach Einsamkeit — o, bitte, mein Schätzchen; er würde ihr Eierkuchen backen, und Puls würde einen Entenstiez braten — und Dorothee sollte sich schwarz ängstigen; und dann mußte er ihr von Hirschen erzählen, die es da draußen gar nicht gab, bloß Damhirsche, und mußte den Brunstschrei andeuten, so daß der halbe Saal erschrak.

Dorothee — wo war Dorothee —? Ach, da drüben, sie schien ihn kaum zu erkennen; gehörte den andern. Sie war wie die andern, eine von ihnen, eine fremde, allen gehörende elegante Dame — umschmeichelt vom Luxus des Raumes, vom größeren, großen Leben von der lärmend herandrängenden, mit Spannung und leidenschaftlichem Ehrgeiz geladenen Theaterluft; warm, warm — und fremd — Dorothee!. hätte er sie mit starker Stimme aufschrecken mögen; aber wenn sie ihn einmal lächelnd aus ihrer Ferne ansah, dann bebte sein zügelloses Herz.

Er wandte sich heftig den andern Damen zu, die nackt und weiß aus ihren Hauchkleidern brannten. Dorothee hatte immer bloß gleichgültig von ihren Freunden gesprochen, als kenne sie sie kaum noch, als habe sie sie längst vergessen: Ach die — sie waren irgendwo. Lebte sie so heftig im Augenblick? Weiber! grollte er, diese weiblichen Nervenspitzen antworten jeder Gemeinschaft, beben empfänglich in jeder Luft — jetzt gehörte sie zu diesen, war ihnen verwirrend ähnlich, soweit Dorothee jemand ähnlich sein konnte.

In der Mitte des kirschroten Saales war ein freier, ovaler Raum; dort schritt und drehte man sich im Tanz.

Dorothee tanzte mit ihren Freunden.

Auch Guido Siebelind tat es, geschickt und steif, und seine Hände hielten die Dame sehr fest. Sein Schritt war etwas hart. Er tanzte mit der zarten Blondine, die die Abseitigkeit liebte und sich für den Hirschschrei erwärmte; mit einer Brünetten mit erschütternd langen Hüften, die bis zum Hals hinauf und bis zur Unmöglichkeit hinunter nackt waren, sie kamen aus einem langen Schlitz heraus.

Er tanzte auch mit Dorothee.

„Du mußt mich leichter führen." Er antwortete nicht, zog sie fester an sich, daß er ihre Brust spürte.

„Ist es nicht sehr hübsch hier? Ich freue mich so sehr, es tut mir gut; ich habe es lange entbehrt. Warum eigentlich —?" Sie sah lächelnd und fragend zu ihm auf. Sie sah sein gerötetes Gesicht, das streng war, und ihr Auge schweifte mit einem besorgten Lidschlag ab.

Dann tanzte Dorothee wieder mit den andern Herren. Aber Guido tanzte nicht mehr. Er ließ sich eine große Zigarre bringen und rauchte, in den zurückgeschobenen Stuhl gelehnt, sprach auch nicht mehr viel.

„Sie sehnen sich nach Ihrer Stille," fragte die zarte Blondine und sah ihm in die Augen; „das hier ist anders."

„Kann sein. Wann kommen Sie zu Kartoffelpuffern und Kaffee?"

„O — wann Sie wollen. Sobald ich einmal frei bin — haben Sie Telephon?"

„Nein." — Sie lachte sehr hell und leise. „Natürlich, im Paradeis telephoniert man nicht. Ich schicke ein Telegramm."

Er antwortete nicht, denn Dorothee tanzte wieder nahe vor ihm. Er sah jeden Schritt, den Glanz ihres Auges, das Zucken ihres Mundes; eine kalte, schwere Hand lag auf seinem Magen.

„Sie haben einen merkwürdigen Blick, Herr Doktor, der, glaub' ich, Mensch und Kreatur bändigt, wenn er will," sagte die Blonde mit schwingender Stimme. Du süßes, weißes Schmaltierchen — holdes, genäschiges Schaf, du hast weite, feine Nüstern! Sie sollte einmal kommen — recht bald, ja? Er sah sie mit jenem Blick an; sein Blut sprang in einem Fieber auf.

Doch da war soeben noch ein Herr an den langen, schwirrenden Tisch getreten. Ein großer, schlanker Mann, sehr jugendlich trotz dem dünnen Haar und den erfahren spielenden Krähenfüßen. Er wurde mit Freude, ja, stürmisch begrüßt. Ein Herr Manfred Gill, saß im Vorstand einer großen Kohlenfirma, wie ein junger Herr ehrfurchtsvoll Herrn Siebelind erklärte. Der Kohlenmagnat schien die meisten zu kennen; er küßte reihum die Hände der Damen, ohne sie anzufassen; er gehörte offenbar dazu, war in der Gauklerwelt ein wenig daheim und beliebt. Junggeselle, Mäzen, erklärte der eifrige Jüngling. Es war Guido gleichgültig. Dorothee kannte er noch nicht, nur vom Sehen und Hören natürlich: ein bedauerlicher Zufall; er war gerade im vorigen Jahr, als sie in Berlin weilte, lange im Ausland gewesen, wie sich bald herausstellte — aber er hatte sie mit scharfem Blick sofort bemerkt und in ihrer Nähe Platz genommen, sie war die Königin. Er sprach von Wien, Dresden und München, wo er sie spielen gesehen habe.

„Ich bin beglückt, gnädige Frau —" sein schlanker Hals war rot vom Sport, guten Wein und bekömmlichen Essen. Ein äußerst sicherer Herr, er hatte sich den ihm noch fremden Herren gar nicht vorgestellt, bloß im Ramsch. Ein Großbürger, der mit Konzernen jonglierte; ein reicher, unabhängiger Mann, wie die blonde Süße verträumt flüsterte, Dorothee hob die Brauen und antwortete freundlich mit ihrem berühmten, zagen Lächeln.

Guido saß fremd und einsam da. Auch die Zigarre schmeckte ihm nicht mehr.

Dorothee blickte ein paarmal zerstreut über sein Gesicht, als bekenne sie: ein unwichtiger Herr für sie, der Herr Manfred Gill, Kommanditär. Aber zwischen ihren glänzenden Brauen, die er tausendmal geküßt hatte, grübelte etwas. Einmal nagte sie in der Mitte ihrer Unterlippe . . .

Herr Gill sprach sehr skeptisch vom Wunderkind Gemma — man würde sehen. „Sie gehören nun endlich uns, gnädige Frau!" dekretierte er mit warmer Überzeugung.

„Du, Dorothee," sagte Siebelind mit einer kurzen Verbeugung zu Herrn Gill, Kommanditär, „wenn wir noch ins Theater wollen —"

„Gill," sagte der andere.

„Siebelind."

Herr Gill musterte das gebräunte, sehnige Gesicht und sah höflich auf Dorothee. Nichts weiter. „Ein lieber Freund von mir. Herr des Paradeises," erzählte sie.

„Ich stelle Ihnen gehorsamst meinen Wagen zur Verfügung, gnädige Frau," sprach er und wippte auch mit dem Kinn zu Guido hin.

„Danke tausendmal," sagte Siebelind. „Mein Wagen wartet vor der Tür."

Herr Gill verneigte sich artig und plauderte geläufig weiter. Dorothee nickte Guido vertraulich zu, bekannte sich zu ihm. Sein Herz schwoll und wurde zu heißem Stahl. Aber sie wurde schweigsamer und schien weiß Gott zu zögern.

Plötzlich erhob sie sich. Herr Manfred Gill sprach die Hoffnung aus und bat um die Gunst, ihr bald wieder begegnen zu dürfen, und machte Herrn Siebelind eine knappe Verbeugung.

„Wo ist dein Wagen?" fragte Dorothee draußen hoheitsvoll.

Er winkte einem Autodröschkchen.

„Warum wolltest du das Angebot nicht annehmen?" fragte sie weiter.

„Wärst du lieber mit Herrn Gillfreds Wagen gefahren?"

„Vielleicht. Übrigens heißt der Herr: Gill."

Er nahm ihre Hand. „Dorothee, wo bist du?"

„Hier bin ich," sagte sie lachend in ihrer Ecke und legte das Kinn auf seine Hand.

*

„Ach, so ein Lumpenstück!" sagte Siebelind laut im Theater. Aber Dorothee saß neben ihm.

„Gefällt es dir nicht? Die Olinsky —"

„Nicht im mindesten!"

Das war ihr denn doch wieder zu paradeisisch, es verstimmte ihre angenehm erfrischte Seele.

Dann mußte sie, während einer toten Stelle da vorn, an den roten Hotelsaal zurückdenken; Freund Siebelind war wie einer gewesen, der aus klirrend reiner Polarluft hier hereingeschneit war und die Luft etwas dick und heiß fand, kaum zu atmen. Er war zu rechthaberisch, ungebärdig, unlenksam mit seinen himmelblauen Wünschen, zu jung — viel zu jung! eiferte sie mit einem stechenden Schmerz. Sein Arm bewegte sich an ihrem Arm. Ein fremder Mann. Sie erschrak.

„Schlecht!" sagte sie gelangweilt.

Ihr Nachbar knurrte und drückte ihre Hand.

Pause.

„Wollen wir nicht ausrücken? Wir essen an einem hübschen Tisch, wie heute mittag," schlug er überredend vor.

Da tat er ihr leid. Sie schritt leicht und steif, ein wenig fern von ihm in der runden Halle. Es mußte nicht immer nach





Slowenische Hochzeit. Gemälde von Anton Kralj
Wien, Ausstellung der Laibacher Künstler-Vereinigung

seinem Sinn und Willen gehen; er befahl, griff zu. Da draußen wirkte er verständlicher, da nahm sie ihn leichter und williger, war er stark und sie schwach; bloß Dorothee, nicht Dorothee Witt. Er folgte ihr mit einer blassen und gehorsamen Miene. Er war klein neben ihr, zu wenig für sie — nicht weniger als jene Laffen, da sei Gott vor! aber zu wenig für sie, mochten es Gerissenere ergründen! Er hatte es schon daheim gedacht, wenn er sie im Arm hielt, schmal und einfach, rätsellos, und doch nicht bis auf den Grund zu durchschauen, als belächle sie ihn plötzlich, lache sie über ihn in aller Zärtlichkeit. — Gut, auch er konnte sich ändern; auch er konnte ein Narr werden, ein Herr der Welt, ein Manfred Gill, Kommanditär und Dichter — ihr zu dienen!

Um halb zehn war es aus; ein magerer und kurzatmiger Genuß.

„Himmelseidank! Und nun —" sprach Siebelind.

Er sah ihr flehend in die Augen, liebkoste ihre Schulter, als er ihr in die Jacke half. ‚Liebster närrischer Guido,' dachte sie, sagte es mit dem Blick, indes ihr Herz heiß und schwerer klopfte. „Ich bin ein wenig müde," sprach sie laut, „wir könnten den Zehn-Uhr-Zug nehmen. Ich esse daheim noch einen Bissen oder auf dem Zörliner Bahnhof ein Sülzkotelett."

„Dorothee," bat er leise.

Da zitterte ihr Arm. Sie nickte.

★

Zwei Tage darauf fuhren sie wieder heim. Es war ein später Nachmittag. Sie waren allein in dem kleinen Bummelbahnabteil. Dorothee stand eine Weile am Fenster, still und zufrieden, ehe sie sich setzte. Nun löste sie sich in dem emsig fahrenden Zügelchen auch äußerlich wieder los von der geliebten Welt; die Fäden wurden dünner, zerfaserten und zerrissen. Er war stark und sie war Dorothee, die unbelehrbare — weicher und treu im Herzen, so dünkte es sie.

Nun lehnte sie mit einer Zigarette in der Ecke und machte die Augen zu. Siebelind saß ihr gegenüber, sah sie an und hielt sorglich ihre Füße auf seinen Knien gebettet. Er küßte den Spann ihres Fußes, sie schien zu schlafen.

„Nun ist es wieder gut," sprach er nach einer Weile. Sie öffnete schmal die Lider. „Du warst wieder eine Weile nicht mehr da."

Sie wandte den Kopf auf dem Polster zur Seite. „Ich weiß es nicht."

„O doch. Du warst in diesen Tagen öfter nicht da. Dorothee ist klug. Sehr klug. Du willst schlafen? Nein, das hat Zeit. Wir zwei —" er lachte leise. „Ich seh' dich wieder bei Tisch in dem blanken Weinlokal — das war jedesmal wundervoll — das erstemal entglittest du mir dann. Aber gestern und heute ... Manche wilden Völker scheuen einander, wenn sie schmausen, tun es mit abgewandten Körpern; du warst wundervoll bei dem Hummer — es ist schwierig zu deuten; ich muß ein neues Kapitel darüber schreiben, da gibt es sich von selbst. Ach schreiben! — Leben! Höre, Dorothee, als ich mit dir in die Läden lief und vor den Schaufenstern stand — da kam es mit einemmal mit Urgewalt, wie eine grelle Erleuchtung über mich — hörst du auch zu?"

Sie bewegte sich und gab einen Laut wie eine träumende Katze von sich.

„Eine merkwürdig überzeugende Erleuchtung. Höchst vernünftig und zwingend, über aller Einsichten oder Grundsätze oder wie man diese Wichtigkeiten nennt; wie das wahrhafte Leben selbst. Sie kann es verlangen, dachte ich. Sie verlangt es natürlich im Innersten — es ist ganz klar und selbstverständlich! Es gehört zu ihrer Art, zu ihrem Wesen, sie ist eine Frau, eine verwöhnte Frau, vor der die ganze Welt die Arme ausbreitet. Ich hab' es übrigens schon früher gedacht, mit erhabenem Widerstreben, weißt du, mit höhnischem Unwillen oder grimmiger Lust. Nicht so klar, natürlich, und zwingend ... so ehrfürchtig und willfährig, möcht' ich sprechen."

„Was denn?" fragte sie schlafend und besorgt in ihrer Ecke.

„Es ist gewachsen. Durch deinen Einfluß und stummen Willen, durch deine Schuld oder Nähe, hier und überall. Mit einemmal war es da. Gestern — heute — eben — ich weiß es nicht mehr —. Ein Blitz. Eine frohe, blanke Offenbarung — fast ohne Widerstreben mehr. Glatt und hell."

Er blickte innig auf ihre Ephebenbeine. „Ich dachte also gerade mal wieder zufrieden und herzenssatt, mit feisten Backen an meine abgelieferten Dorotheenkapitel — da kam der zündende Blitz. Ach Papier und Tinte! dacht' ich geringschätzig, als genüge es mit einemmal nicht mehr: Leben! — Ich sagte du zu mir, wie eine Stimme von oben: du mußt — reich sein, — sie kann es verlangen, sie braucht es, es gehört zu ihrem Leben, macht ihr und alles Leben erst zum Leben ...! erhöht es zum lebenswerten Leben ...! Genug Geld, mein' ich, in Gottes Namen; ein schönes Haus haben mit Garten und See, schöne Kleider für die liebste Frau und für dich selbst, als Folie und zu ihrer Augenlust; sie muß zu jeder

Stunde früh und abends und in der Nacht herrlich aussehen, gepflegt und glücklich strahlen, ein Wunder Gottes; das wird euch das Leben fruchtbar, reich und weit machen. Bücher, Bilder, Teppiche, Möbel, ein Motorboot, ein Auto in Gottes Namen, ein Flugzeug — und tiefe, selige Stille. Verstehst du mich — —? Hörst du zu? Für dich. Alles für dich, und um das Glück zu halten. — Eine ganz natürliche Mahnung, ein höchst natürliches Verlangen, so schien es mir; geheim oder laut in jedes Mannes Busen lebendig . . . Ein ewig rauschendes Meer von Stille daneben. Das auch. Leben und Stille. Verstehst du mich, Dorothee —? Ein stilles, kühles, großes Gartenzimmer zum Kritzekratze — nicht zuviel davon — mit wohligen, fruchtbaren Pausen, wie es dem großen Herrn beliebt — bloß stundenlang, tagelang, nächtelang, wenn der Weltgeist will und wenn es die liebste Frau gestattet. — — Viel Geld, auch wenn es Dreck ist, heiliger Dreck um deinetwillen. Man hat es, es ist da, ein Knecht und Abrakadabra, man zaubert damit, eins, zwei, drei — bitte! man zahlt Puls und andern Kunstmachern mit verhärmten Frauen und sechs Kindern gute Preise, läßt sie heitere Sachen machen oder Tragik grinsen, verschenkt Summen — — — Man ist ein Liebling der Welt, Dorothees wegen, eine Vollendung in einem Meer von Unvollkommenheit, ein heiliger Lebensschrein; ein hellsprudelnder, lobsingender, demütig dienender, dankbar benedeiender Mensch, der das herrliche Gnadengeschenk Leben und die liebste Frau mit heißen Armen umklammert hält. — Nein, nicht bloß imaginieren und schreiben —! leben! Mensch sein! Verstehst du mich —? Es ist mein heiliger Ernst — mein unerschütterlicher Tamerlanwille."

„Ein langer, heftiger Gedanke," sagte die verschlafene Dorothee.

Doch er war noch im Zuge. Er legte wie im zarten Gebet die Lippen auf ihren Kleidersaum. „Höre, Dorothee . . . nein, du schläfst nicht. Ich habe dir noch einiges zu bekennen. Ich bin noch lange nicht fertig. Ein höchst seltsamer Tag, nicht bloß dieser Tag, bis in diese gesegnete Stunde . . . Hör' zu, mein Liebling, ich bitte dich, es ist ganz einfach und von etlicher Wichtigkeit für uns beide. Ich liebe dich sehr und unermeßlich, Dorothee, und wenn ich aus dem Schlaf springe, rufe ich, statt Gott zu loben: Dorothee, und der Tag ist hell wie die Sonne und überschüttet mich mit Segen vom Kopf bis zu den Füßen."

„Lieber," sagte sie im Traum und streichelte ihn weich und innig mit der Fußspitze.

Er hielt grübelnd still. Dann sah er auf ihr dämmermattes, weißes Gesicht.

„Du mußt mir glauben, Geliebte," sprach er leise und ungewöhnlich behutsam weiter. „daß ich es auch schon früher manchmal wußte — daß ich nicht ewig im Paradeis sitzen würde. Ich habe es bestimmt schon im ersten tief und hartnäckig versponnenen Jahr mit abgewandtem Gesicht gewußt — war niemals blödsinnig genug, um unerschütterlich zu glauben, daß es ein notwendiges Glück ist, mir selbst die Stiefel zu wichsen oder mir eine Wurst mit Kartoffeln zu braten, von andern innigen Diesseitsmechanismen zu schweigen! Hörst du mich noch —? Ich wußte auch immer, daß es da draußen, selbst in der wirrsten Menge, genug des Schaffens- und Liebenswerten gab, und daß hierherum, ums Paradeis meine ich, vielleicht mitten drin, ebenso vollkarätige Schäbigkeit und Erbärmlichkeit, Dumpfheit und Enge gen Himmel stank — verzeih. Die Menschen sind überall gleich. Du darfst es mir glauben, Liebling. Einen Motor zu verachten, weil er keine Seele hat, das ist noch größerer Blödsinn. Ich habe das manchmal — in vielen querköpfigen Stunden als Hilfsvorstellung gebraucht und gedacht — wie ich das Paradeis gebraucht habe, zur Mensch- und Selbstwerdung nach allerlei Hemmungen, Plagen, Irrgängen und Versäumnissen. Ich weiß das jetzt — abermals am stärksten durch dich, Geliebteste und Weiseste! Ich habe dazwischen auch immer einmal nach draußen gehorcht, hinter einem unverschämten Pharisäergrinsen — ja, nach draußen gedrängt in die sausende, krakeelende Welt, zu den andern, chaotisch Lebenden, Lärmenden, Hassenden — Wirkenden. Ich weiß es jetzt — durch deinen bebenden Atem. Hätte ich sonst soviel Papier verschmiert und auf die Post getragen? Ich bin, bei deiner kleinen Zehe, kein gemütsfetter Simplizius, der bloß am summenden Kachelofen eremitischer Stille den Sinn und das Herz des Lebens spürt und klopfen hört. Die kluge Hilla Cyprian sprach einmal wahr: das Leben hat überall recht, wo und was es auch schafft, wenn es bloß schafft; webt überall Leben. Ich lächelte leutselig darüber: ‚Sie großes, gläubiges Kind;' sagte ich väterlich; vielleicht, weil ich mich hochüberlegen schämte oder mich über die größere Weisheit erboste. Oder weil ich gerade mit tiefer Überzeugung und Innigkeit der Jean Jacques Robinson war. Ich erkenne es jetzt, Dorothee. Hörst du mich? Weiß es durch dich. —



Freilich, ich würde immerdar und allerorten an Leib und Seele mit Stacheln und Borsten bewehrt dazwischen stehen; die habe ich mit zur Welt gebracht und habe sie mir niemals abgestoßen, ewige Eierschalen . . . Ich würde auch später ein Paradeis im Sinn und Herzen tragen. Ich würde mir so ein umfriedetes Festland überall schaffen mit gespreizten Ellenbogen, mitten im Babylon, wenn's sein muß, mit Püffen — Ich und die Welt! — Ja, Dorothee, das alles ist nun dringender geworden, nicht bloß richtiger und bewußter — hat sich in mir entzündet, heute, oder auch gestern und vorgestern und immerdar durch dich. Du bist die Welt, Liebling. Ein Symbol. Ein höchst lebendiges Symbol — hörst du mich noch —? Es ist unzweifelhaft, daß du mich langsam und gewiß, von der ersten Minute an, zu dir hinübergezogen hast, weise und evaklug — Frau Welt.“ Seine leise Stimme bebte.

„Das war wieder ein langer und heftiger Gedanke,“ sagte Dorothee und schlug verwundert die Augen auf, als käme sie von weither. „Warum — sagst du das?“ Ihre Augen waren von einer Sorge verschattet. Sie nahm die Füße von seinem Schoß.

„Dorothee, du bist mein durch deine Liebe und mußt mein bleiben. Das ist der Sinn. Ich will dir ein Leben bauen. Wir wollen zusammen ein Leben bauen! Ich will dir dienen. Du gehörst mir.“

Es war früher mehr ein Gefühl gewesen, niemals so reif und — neu. Keine Eingebung. Nun war es da.

‚Nein,‘ sagte sie in ihrem Herzen. Aber durch das halbgeöffnete Fenster kam es schon wie Basekowluft herein. Sie saß sehr gerade, in einer hohen, kostbaren Damenhaltung.

„Wir brauchen nicht hier zu leben — natürlich nicht, Dorothee,“ fuhr er mit glühendem Kopf fort. „Wo du willst. In Berlin — ganz nahe. Oder wir bauen das hier aus — für den Sommer, man liebt es ein wenig, nicht wahr? von ganzem Herzen! Auch du liebst es ein wenig, nicht wahr? Schaffen uns einen kleinen, flinken Wagen an. Ich habe noch einen Haufen Gekritzel . . . ich werde noch mehr schreiben. O, da ist keine Sorge! Mir ist erst jetzt der Kopf gesprungen — wiederum durch dich — alles durch dich —“ sagte er mit harter Überwindung, förmlich zerknirscht vor heißer, schamloser Ehrlichkeit.

„Ach was — zwei junge starke Menschen —! Siehst du — du spielst, soviel du willst. Ich werde dich dabei nicht stören. Das ist die andere Dorothee, die für die draußen. Der wahrhaft lebendige Mensch darunter — das Herz und der Leib gehören mir. Wer das Glück will, der hat es,“ sagte er zwischen den Zähnen. Sein Wille und sein Gefühl waren stark wie das Element und Gottes Schicksal. Er wollte sie binden, halten. Er konnte nicht anders. Ehe — ja — Zeit und Ewigkeit in einem.

Sie lächelte. Zwei junge starke Menschen —? Sie war nicht mehr so jung! Sie war älter als er. Frauen sind überhaupt älter und reifer als Männer, früher reif, früher älter. Wußte er das nicht? Er hatte sie einmal oder mehrmals gefragt: wie alt bist du? dann hatte sie's ihm gesagt. Er hatte es in naivem Staunen nicht glauben wollen — fünfunddreißig — auf ein halbes — oder dreiviertel Jahr mehr kam es ihnen nicht an; fünf Jahre mehr? und er hatte sich unbändig gefreut über den Duft der Reife und jungblühenden Frische. Sie hatte auch über ihre Ansichten von der Ehe gesprochen. Aber da hatte er erst recht nicht zugehört — oder gelacht. Damals, so dachte er natürlich triumphierend, nun ja, damals war Guido Siebelind noch nicht in der Nähe gewesen! Er besaß ein unglaubliches Selbstvertrauen.

„Warum antwortest du nicht?“

„Ich denke nach.“

„Du denkst —“ seine Augen wurden blank wie Stahl.

Sie nickte ernst und langsam.

Sie hatte ihn sehr lieb — lieber, stürmischer Junge! selbst stürmisch . . . Aber das war immer das Gefährliche gewesen.

„Die Ehe —“ sagte sie dann in den Lärm der Fahrt, „ja, sie ist vielleicht das Beste und Schönste, Liebster; besonders für unsereinen, der viel in Unruhe und brennender Angst lebt. Du weißt, ich habe es oft geglaubt. Aber zur Ehe gehören Talent, Geduld, Bescheidenheit und manches andre; ich war wohl nicht immer bescheiden und geduldig genug — bis zum nächstenmal vielleicht,“ setzte sie mit einem seltsam gespannten Lächeln hinzu. Sie schloß wieder die Augen. Er gehörte zu den Unbedingten, zu den Hillamenschen, wie er diese Gattung einmal genannt hatte — alles oder nichts. Gleich oder nie. Er gehörte zu den Herzmenschen — nicht zu den zärtlichen Sinnenmenschen; die hatten es schwerer, machten es sich und andern schwer.

Er stand drohend auf und setzte sich zu ihr, nahm sie, ohne zu fragen, in den Arm. Sie war weich und schmiegsam wie ein Kind.

„Es muß entschieden werden. Heute oder in drei Monaten. Das ist gleich. Es ist

längst entschieden." Er legte ihre Arme um seinen Hals und hob sie auf seinen Schoß.

„Nicht, Liebster," bat sie. „Nicht immer, wie du willst."

Das Zügle knirschte mit den Rädern. Sie sah hinaus, machte ihr Dorotheegesicht mit den gewölbten Brauen.

Und dann? O weh — es war nun ganz ernst geworden; aus klugem und entzündetem Spiel; aus der ‚Abreagierung' einer verschwärmten, vestalischen Neigung, die ihr nicht sehr gelegen hatte — entsetzlich ernst. Sie war vom Regen in die Traufe geraten . . .

„Ach, das weiß ich längst!" sagte sie laut und spottend zu sich selbst und schlang die heiße Hand in seine Hand. Sie war eine heiter blühende Lebenssucherin und — jawohl, mein Engel! — sentimentale Egoistin. Zu schwer und hart, zu ungebärdig für sie, der ganze Guidomann, gegen den man sich unabläßig rasend wehren müßte, es war unmöglich, sagte ihres Lebens Weisheit. Und dazu vielleicht Enge und Dürftigkeit, diese zwei —? O, niemals wieder. Sie war nun zu erfahren — viel erfahrener als er; eine alte und nüchterne Dame.

„Du mußt mich erst spielen lassen — ich will spielen —! Ich muß erst wieder ganz zu mir selbst kommen . . .!" antwortete sie endlich. „So jung bin ich nicht mehr — du weißt es. Überhaupt zu alt für dich!" setzte sie lächelnd dicht vor seinen Lippen hinzu. „Viel zu alt, mein Junge."

Er lächelte mitleidig und unbarmherzig.

„Ich glaube nicht, daß es so sein kann," sagte sie nach langer Stummheit mit dem Bekennermut der Müdigkeit an seinem Hals. „Auch du wirst es sehen — und mußt es spüren."

Dorothee hinterm Tisch

Siebelind war den ganzen Tag über herumgelaufen, nachdem er am Morgen zwei Stunden lang im Garten verbissen gegraben hatte.

„Ich will etwas marschieren," sagte er zu Puls, der in seiner Werkstatt pfiff und emsig handgroße Modelle für Gummipuppen knetete, sechs Stück, jedes für fünfzig Mark, Auftrag einer Fabrik. „Lustig das. Bist ein braver Lümmel, Puls."

Puls nahm eine gute Zigarre. „Grazie." Jener war ein großer Herr und ging nach Laune spazieren. Das Leben hier oben schien sich in diesen letzten Wochen etwas kompliziert zu haben. Puls wußte niemals, ob er hier störe. Siebelind aber war schweigsam wie ein Trappist oder wild und lustig wie ein Derwisch.

Siebelind war mit Stock und Flinte eilig davongestiegen. Es gab etliches zu schießen, Rebhühner, Enten, Böcke. Aber er schoß nichts, es war nicht der Rede wert; er erschrak sogar, wenn ein braunes Volk dicht vor ihm aufprasselte; blinzelte und knallte in die Luft, es war eine Schande, aber er sah versonnen in das Loch. Ein Glück, daß er des Hegers alte, spinöse Cora nicht mitgenommen hatte.

Er hieb den Stock in die Erde und schritt wieder rasch und gewaltsam aus. Der ganze Himmel war golden, die langen Wolkenbänke vor der Sonne leuchteten und troffen breite Strahlenbündel herab, eine biblische Landschaft, ein hehrer Friede, in dem ringsum das Raubvolk zu schleichen begann. Dieses goldene Licht stimmte ihn friedlicher und verständiger, vielleicht sogar weise. Hin und wieder blieb er stehen und lachte laut, indes sein Auge rund und höhnisch wurde vor Zorn. „Warum nicht —? Warum — nicht so, wie er jetzt ist, du reiner Tor, Blaublümeleinzupfer, kniender Adorant, grellgrüner Esel — he?!" Dies war eines seiner törichten Selbstgespräche.

Er hielt den Kopf sehr steif. Die Muskeln über seinen Kinnladen zuckten. Kein Wort mehr, keine Bitte mehr — nichts!

Auf einer Stange mitten im frischgepflügten Acker saß ein Bussard und lauerte auf Mäuse; nichts störte ihn, er saß wie tot. Ein sachlicher Bursche, ein Stoiker und praktischer Philosoph. Sein Anblick war erbaulich und erquickend.

Er pfiff und sang jetzt. Er fühlte sich plötzlich wolkenleicht nach dem ermüdenden Tage, war zufrieden mit der abendlichen Welt und ihrer sanften Glut, die nur am Horizont noch gewaltsam war. Es kam immer darauf an, daß man die Dinge ruhig und sachlich sah, so einfach, wie sie waren. Er tat es und atmete auf, schritt im Abendlicht, ein heiterer Wandersmann, der sich müde und klar gelaufen hatte und nun dem häuslichen Frieden zustrebte. Alles Einbildung, ein Phantom, ein Krampf, eine Verstiegenheit, von Dorothees heiterm Lachen umschwirrt . . . und dazwischen ein meilenbreiter weißer Strich. „Liebling," sagte er leise und ließ den Kopf hängen erdrückt von dem Gedanken, daß er sie einmal — vielleicht einmal nicht mehr sehen würde . . .

Nicht zum Paradeis, nicht zu Puls und Bully jetzt! Die Stätte war verwaist, von

grauer Einsamkeit umweht. Es war ihm gewiß, daß sie heute nicht heraufgekommen war, nicht vorübergegangen war, nicht dagestanden hatte, und daß sie heut erst recht nicht mehr kommen würde, um diese schönste, verschwiegenste Stunde. Er hatte das schon am Morgen gewußt, hatte es am Wind gespürt, an der Bewegung der Baumwipfel, am Schlag seines Herzens.

Er wollte zu Ihlow. Das niedrige Zimmer mit den Büchern, Mappen und Kästen voller Pflanzen und Getier und dem noblen Klavier in der Ecke dünkte ihn jetzt eine Insel kühler Rast; und der kluge Mann, der heftig am Leben gelitten hatte und mancherlei vom Leben wußte und es doch sauber, mit einem Erasmuslächeln gemeistert hatte, ein guter Freund.

„Guten Abend, Herr Ihlow," sagte er fröhlich, als er eintrat. Das Zimmer war dämmerig, bloß in den kleinen Fenstern hing noch ein Glanz. Da saß Dorothee im Zwielicht des Sofas. Ihr Gesicht schimmerte ihm unsäglich vertraut in dem Dunkel.

„Guten Abend, Herr Doktor. Ich will Licht machen. Wir sind ins Plaudern geraten, Frau Witt wünschte noch kein Licht. Wir sprachen über schwierige Dinge. Dabei stört wohl das Licht, als vertrage menschliche Weisheit keine zu effektvolle Beleuchtung." Er lachte leise vor sich hin und hantierte an der schlichten, wenig effektvollen Hängelampe überm Tisch.

„Lassen Sie noch, Herr Ihlow," wehrte Siebelind höflich. „Ich habe mich zwar auf Ihre stille Lampe gefreut, aber solche Übergänge sind besonders hübsch. Man hört Stimmen und sieht einen guten Schimmer und wird sich dabei plötzlich selber sanft los, alle Schwere und unvermeidliche Tageswirrnis. Guten Abend, liebe gnädige Frau. Ja, diese nachdenkliche Luft steckt an! Ich freue mich, Sie zu sehen. Ich dachte übrigens mit merkwürdigem Zufall eben an Sie, als ich unter die dunkle Haustür trat, als wäre die Luft voller Geheimnis. Man ist von Magie umstellt."

Ihlow lächelte an seiner Lampe. „Man ist von Magie umstellt," wiederholte er.

Dorothee war wohl vorübergegangen, vielleicht in Sehnsucht und Unruhe, und war eingetreten. Sie kannte Ihlow durch Siebelind und Billo.

„Ich habe einen weiten Marsch gemacht," erklärte Siebelind. „Man braucht solche Tage . . .!" erzählte er Dorothee. „Wovon sprachen Sie?" Er sah starr auf das schimmernde Oval Dorothees, in dem die Augen dunkler waren.

„Wir sprachen zuletzt davon," sagte Ihlow und nahm vorsichtig den Zylinder ab, „ob sich all der Sturm und Braus des Lebens und Wollens lohne. Ob es die Dinge und Menschen wert seien, sich an sie zu verschwenden, bis zur Atemlosigkeit. Ob es der Sinn des Lebens sei, sein Gebot und geheimnisvoller Wille —"

„Ja, ja!" sprach Guido in die Dunkelheit und zu dem bleichen Gesicht hinüber.

Ihlow legte den Zylinder behutsam auf den Tisch und suchte in seiner Tasche nach der Zündholzschachtel. „— obwohl doch jeder bloß sich selbst wolle, sich immer nur um sich selbst drehe und um sein bißchen Erdenwahn bemüht sei. Ob es eine währende Beglückung und Gemeinsamkeit gäbe, oder ob der Alltag und sein Ego nicht unüberwindlich seien. Ob es sich lohne. Ob die Klugen, gemäßigt und kühl Rechnenden nicht weiser seien," sagte Ihlow und suchte nach der Streichholzschachtel.

„Nein!" sprach Siebelind. „Ich und du. Das ist die ewige Formel und das Gebot. Im Menschlichen und Geistigen. Was nützt das Fragen? Es ist stärker als alles Fragen, als wir und alle rechnende Weisheit. Es treibt und zwingt. Magie. Warum fragten Sie es, gnädige Frau? Ich glaube, Sie haben es nie gefragt. Sie gehören, glaub' ich, zu denen, die von der Magie des Lebens und seiner Herrlichkeit getragen werden und ihr folgen!"

„Nicht immer," sagte Dorothee hinter der Dunkelheit, es war fast das erste Wort, das sie sprach. „Es gibt Stunden mit schwarzen Vorhängen, mit falschen Vorzeichen, sie machen kleinlaut und mißtrauisch, daß alles vergeblich und falsch scheint. Vielleicht, weil man zu sehr vertraut, zu willig gibt, zu dankbar nimmt — mit einemmal fühlt man sich leer, mutlos und enttäuscht, als achte keiner der vollen Hände; man läßt sie sinken."

Dorothee, warum sagst du das? Warum sprichst du davon? Der Alte da, er war von der Nichtigkeit und Unsicherheit alles Seins heiter durchdrungen; aber es war nicht seine Art, davon zu schwatzen. Er kannte auch die Nichtigkeit *seiner* Weisheit und zwinkerte behutsam vor der stürmischen Kraft und tiefen Gläubigkeit alles Lebens. Du bist eine Frau. Nur Frau in allem — nichts weiter. Du blasses Weib, du heller Schimmer, Geliebte.

„Dennoch," sagte Siebelind und sah auf den immer noch suchenden Ihlow; die Schachtel lag auf dem Tisch. Siebelind half ihm nicht; auch er wünschte jetzt keine effektvolle Beleuchtung. Das Alter sah zu weit

und übersah das Nahe. „Das süße und verruchte Leben läßt uns nicht. Weh spricht: vergeh! Doch alle Lust will Ewigkeit, will tiefe, tiefe Ewigkeit!“ zitierte Siebelind mit starkklingender Stimme seinen Freund Nietzsche.

„Ach hier —“ brummte Ihlow. „Matter Sinn findet das Feuer nicht mehr. Resignation,“ sagte er lächelnd. Da flammte das Hölzchen auf und dann die Lampe, und der Schein blendete die Augen, daß sie sich schämten.

Da lehnte Dorothee in dem bunten Kleid, das er am meisten an ihr liebte. Ihre Hände waren weiß und edel, ein wenig müde. Die beiden sahen einander an, grüßten sich ernst.

„Ja,“ sagte Ihlow und nahm selbst Platz. Er war groß und hager, hatte volles weißes Haar und ein bartloses Gesicht wie ein Pfarrherr. Er sah über die beiden hin. Er bot Siebelind die irdne Schüssel mit den saftigen Weintrauben an. „Sie wissen, wie ich's meine, Herr Doktor. In dreitausend Jahren, gelinde gerechnet, was gilt von allem und mir noch —?“

Siebelind sah Dorothee an. Er kannte das. „Ein quietistischer Standpunkt,“ sagte er kurz.

„Meine Wahrheit,“ antwortete der Magister lächelnd. „Dennoch nicht ganz quietistisch. Bloß für die Uralten oder Bequemen und Stumpfen. Wir andern sind und bleiben dennoch dem Leben und der Zeit und uns selbst verhaftet. Aber jenes Wissen schafft Distanz, eine Beschwichtigung, die grade auch dem Heftigen und Temperamentvollen allerlei Gutes schenkt.“

„Sie sind ein Humorist,“ sagte Siebelind und gab die Schüssel an Dorothee.

Da lächelte Ihlow geschmeichelt. „Eine Lebenshaltung, die auch Ihnen nicht fremd ist . . . sofern die Lebenswirkung nicht zu nahe ist.“

Sieh, sieh! „Schon möglich,“ sprach Guido streng zur Lampe. Ja, dieser erasmische Ihlow war auch mal sehr unruhig gewesen, ein leidenschaftlicher Erdengast, den es bis in die weitesten Tropen getrieben; auch seine etwas zu kühle, prächtige Frau hatte ihm viel verzeihen müssen, und Panje Biese und die Mächtigen des Dorfes hatten es verständig und freundschaftlich mit ihm gemeint, so daß er zu guter Letzt mit seinem zerschlissenen Schulmeisterstöckchen in Basekow untergekrochen und hängen geblieben und daneben ein schlichter Naturgelehrter geworden war, ein häretischer Weiser. ‚Das rechte und wertvollste Leben fängt erst hinter dem Eros an!‘ das war auch so ein lapidarer Satz von ihm, den Siebelind noch schroffer ablehnte.

Guido war in diesen wenigen Minuten wieder munter und streitbar geworden.

„Herr Ihlow wollte ein wenig spielen. Ich bat ihn darum, eh' unsere Unterhaltung in Fluß kam,“ berichtete Dorothee.

Siebelind nickte und wünschte das gleiche. Dann konnte er ungestört auf Dorothee sehen. Ihlow setzte sich ans Klavier und spielte Schuberts zeitenferne Unvollendete. Die Bässe waren prachtvoll; Siebelind verstand ihren Trotz und Sturm. Das holdeste Thema dazwischen war Dorothee, die im Genuß schlummernde Frau, die ihn vergessen hatte.

Alle erschraken, die Ihlowfrau stand plötzlich leise in der Tür; eine stattliche Frau mit weißem Haar und klugen dunklen Augen, noch frisch, etwas zu stark. Sie kam von einem Besuch im Dorf. Nun freute sie sich der Gäste; auch ihr Blick ging zwischen Siebelind und der Dame Dorothee hin und her, um etliches ernster als der des Scholarchen, doch ebenso erfahren . . .

Sie gingen zusammen weg und schwiegen.

Guidos Hand streifte einmal ihre pendelnde Hand. „Warum kamst du nicht?“

„Mir war das Herz noch schwer, vom letztenmal.“

„Ich war den ganzen Tag über Land. Ich wußte, daß du heute nicht kommen würdest. — Ich will dich nicht mehr quälen. — Ich schwör' es dir.“

Sie lächelte wehmütig und ging rasch neben ihm, das vollendetste Thema aus der Unvollendeten.

„Es ist zu stark für dich. Ich seh' es ein. Ich sah es den ganzen Tag ein, fast den ganzen Tag. Ich sprach mit dir.“

„Lieber,“ sagte die Stimme neben ihm. Die Bäume und Büsche in den Dorfstraßen flüsterten. Hinter den niedrigen Fenstern glommen trübe Lichtpunkte. Man saß dahinter am Tisch und schlürfte die Abendsuppe.

„Ich komme morgen,“ flüsterte Dorothee rasch. — Sein Herz war heißer Stein.

*

Doch Dorothee war nicht gekommen. Sie war mit einem frühen Morgenzug wieder eilig nach Berlin gefahren, um Gemma auf der Probe zu sehen. Es war ihr unmöglich gewesen, daheim zu bleiben. Sie spielten im Theater nun schon seit Wochen; gaben jetzt des Abends als Auftakt einen französischen Reißer mit einem begeisternd faselnden Komiker — bis zum nahen Gemmawunder. „Ich kann nicht hier herumsitzen und die Hände ins Leere spreizen. Das ist unmög-

lich!" hatte sie zu sich selbst gesagt. Das Gemmastück würde nun bald stehen, es ging auf die letzten Proben zu, es waren schon über dreißig. —

Als Dorothee gegen Abend heimkam, war sie müde und überreizt. Sie hatte fast nichts in Berlin genossen, nur einige Tassen starken Kaffee getrunken. Es war ungewöhnlich gut gegangen; besser als meist vorher, überraschend gut, als wüchsen dem lieben kleinen Wesen die Flügel ganz lang; als wüchse sie aus sich heraus, über sich hinaus zu nietloser und wahrhaftiger Gestalt. Alle hatten gelächelt, am breitesten der Direktor, trotz nie erschüttertem Glauben. Das Stück hatte in London tausend Häuser gemacht mit einem ähnlichen Wunderkindlein, und — — ach ja! ein Loch am Anfang war leichter zu stopfen, als auf der Höhe der Spielzeit! — auch Dorothee Witt auf ihrem dunklen Parkettsitz hatte gelächelt mit auf die Fäuste gestütztem Gesicht — die Kleine ist wirklich ein außergewöhnlich begabtes Ding, hatte sie sanft gedacht —. Ich selbst bin ganz anders, unvergleichlich anders! hatte sie heiß triumphierend erkannt, und ihr Herz, ihre ganze tatlose Gestalt hatten sich leidend und böse zusammengezogen.

Nach dem Abendbrot im Tiniushaus war sie noch ein Stück gegangen.

Onkel Odo, der mißtrauische und empfindliche Humorist, hatte sich schon beim Essen lieblich gemacht und sie nach ihren Eindrücken und tausend Dingen gefragt, ganz Herr und Gebieter am Tisch, ein bedeutender Mann, neben dem der Jüngling Billo still war.

Nun hatte sein eleganter Halbschuh wieder neben ihr im Kies geschlürft, schien bereit zu sein, sich ihr auch für den Rest des Abends zu widmen, in anmutiger Vorsorglichkeit und unentwegt eitel balzender Verbindlichkeit und Verliebtheit.

Billo stand auf der Terrasse und wartete höflich und ernst.

Und Cilly errötete rasch und sah ihr nach, indes sie mit ihrer angenehm belegten Stimme munter mit der Pinzgerin sprach, die eben den Radioapparat einstellte und einen harmlosen Entenschnabel machte.

O nein, danke tausendmal, du vortrefflicher und bezaubernder Onkel Odo! Frau Witt hatte nicht die Absicht, in Gesellschaft spazieren zu laufen, hatte das unbezwingliche Verlangen, sich nach der Anstrengung des Tages etwas auszulüften und allerlei ausklingen zu lassen. Auf Wiedersehen, ihr Guten. Ich mache noch einen kleinen Spaziergang. Es war alles gleich. Es drängte sie jäh und leidenschaftlich — fort.

Dann war sie bei ihm eingetreten. Es war ein matter Abend voll kleiner, flimmernder Sterne, der herb nach reifen Nüssen oder feuchtem, überreifem Laub duftete. Aber er saß mit Puls bei einem Fläschchen. Sie saßen im Frieden vor der Veranda, und Bully war der einzige, der ein Wort der Entschuldigung fand. Der hohe September war eine laue Sommernacht, und der Blätterfall darin ein Liebesflüstern.

Er stand auf und starrte sie an.

„O — ich will die Herren nicht stören," versetzte Dorothee lächelnd und ging mit schnellen, leichten Schritten wieder davon.

Ein kritischer Tag

Ich weiß nicht," sagte Onkel Odo am nächsten Sonnabend — er hatte ein paar Tage Urlaub genommen — am Frühstückstisch zu seiner Base Cilly mit gedämpfter Stimme und legte seine Zeitung zusammen, die andern waren schon aufgestanden. „Ich weiß nicht, dieser Herr Siebelind gefällt mir immer weniger, liebe Cilly. Ich traf ihn gestern an seinem — ‚Paradeis'. Er ging starren Blicks an mir vorüber und grüßte knapp — als erkenne er mich nicht. Sah mich kaum an — irgend jemand, den es der Mühe nicht lohnte, zu beachten. Ich bin ein gereifter Mann von einiger Leistung und Erfahrung, der auch einen Blick für die Humore der Dinge hat. Immerhin, es war zum mindesten ungewöhnlich, um nicht zu sagen ungezogen. Auch daß es dieser Herr Doktor Siebelind nicht für nötig hält, sich wieder einmal hier blicken zu lassen! Du hast ihn gütig und freundlich aufgenommen, wir haben uns umgänglich und interessiert gezeigt, sind selbst einmal bei ihm eingekehrt, wir sind immerhin die Älteren, sind allesamt Leute von einiger mitteleuropäischen Höflichkeit; man kann also eine maßvoll artige Haltung verlangen; ungewöhnlich und seltsam, muß ich sagen, liebe Cilly!"

Die Base Cilly nahm zerstreut mit den Fingerspitzen einige Blätter, die der Wind herangeweht hatte, von der Obstschüssel.

„Frau Witt lachte, als ich ihr gestern bei meiner Heimkehr eine ironische Andeutung machte; wir waren zufällig am untern Dorf zusammengetroffen, sie kam ebenfalls von einem ihrer — Spaziergänge, tja. Man sollte so etwas nicht bloß mit

einem belustigten oder verständnisvollen Achselzucken abtun, meinte ich! Er sei etwas wunderlich und ein leidenschaftlicher Einspänner, antwortete Frau Witt — säße er sonst in seinem ‚Paradeis' . . .? Gut. Aber es genügt mir nicht ganz! Er ist ein Mann von Erziehung, war Offizier und Regierungsrat — sein Vater war General — aus sehr guter Familie also. Höchst ungewöhnlich, muß ich sagen! Genügen wir ihm nicht —? Das wäre — das wäre — oder was sonst?"

„Ach, wer nicht mag, der mag nicht. Er ist mit seiner Arbeit und Selbstentdeckung beschäftigt, wie Dorothee sagt —"

„Sie muß es allerdings wissen!... Frau Dorothee hat den Vorzug, diesem sonderbaren Heiligen näher zu stehen," meinte der Oberregierungsrat mit Sarkasmus, dem ein beträchtlicher Schuß moralischer Säure beigesetzt war. „Du bist sehr gütig und großmütig, liebe Cilly."

Cilly wurde kühl. Der gute Odo war selbst in Dorothee verliebt und ärgerte sich im Grunde mehr über sie als über diesen verdrehten Siebelind; ein bißchen lächerlich für den wichtigen Odo!

Indes, es war möglich, es war sogar gewiß, daß auch der Base Cilly nicht alles ganz recht und geheuer schien, immer weniger recht; besonders diese letzten Wochen waren ziemlich unruhig gewesen, voll plötzlicher Entschlüsse, wenn das auch zum Teil mit diesen Theatersachen zusammenhängen mochte, die immer näher rückten und Dorothee nervös machten — was wußte man davon! Überhaupt — es ging Odo wirklich nicht so viel an. „Ach, man muß nicht das Gras wachsen hören!" sagte sie gemütlich und mehr aus *ihren* Gedanken und Bedenken.

Das kränkte Odo denn doch. „Nun, von dieser Neigung weiß ich mich bei Gott frei, meine liebe Cilly! Vollkommen frei! Ich glaubte nicht, das jemals versichern zu müssen. Immerhin, ich gestatte mir auch diesen diskreten Zwischenruf —: auch unsere Freundin Dorothee sollte um ein kleines zurückhaltender sein," fuhr der Ethiker wohlwollend und strenger fort. „Nach meinem Dafürhalten etwas reservierter, will mir scheinen — und wohl nicht nur mir; auch Fräulein Pinzger und sogar unser erfahrener Freund Billo hat zuweilen eine besinnliche und verschwiegen beobachtende Art, die zu denken gibt — schon mit Rücksicht auf uns ein wenig zurückhaltender!" Onkel Odo kreuzte elegant die hageren Beine und zeigte die bunten Seidenstrümpfe bis zur Wade, lila und grau gestreift, er sah es selbst mit schrägem Blick befriedigt durch den blanken Kneifer. „Diese Damen — verzeih —"

„Ich weiß nicht, was du meinst, mein lieber Odo. Dorothee ist sehr unbefangen und weiß, wer sie ist. Das ist heute überhaupt wohl anders geworden zwischen den jungen Leuten. Auch Billo sagt das —"

Odo sträubte den drahtigen, leicht angegrauten Backenbart. „Gut, Billo," sprach er überaus belustigt. „Übrigens so unbesorgt jung scheint mir unsere Freundin Witt denn doch nicht mehr zu sein —" scherzte der heitere Moralist in die Morgenluft.

„Ach, man muß sich nicht so haben, Odo!" kam es nun ungeduldig zurück.

„Gut. Ich konzediere. Wenn ich auch persönlich den Geschlechtermischmasch der heutigen Jugend und ihre allzu sichere Lebenseinstellung nicht völlig zu billigen vermag."

„Nun, meine Gäste haben freie Bewegung, und jeder ist sich selbst verantwortlich."

Da brachte die Pinzgerin mit freimütig straffem Busen die Post.

Cilly las rasch und erfreut.

„Eine Karte von Schwager Alfred! Die Herren melden sich für heute und Sonntag an, das ist hübsch! Wir müssen lüften lassen, Fräulein Pinzger; Alfred will sofort die reinste Landluft in seinem Zimmer haben. Wir besprechen das andere noch, liebe Pinzger," sprach Cilly eifrig. Ihre Wangen waren gerötet, sie sah jung, erwartungsvoll und hübsch aus inmitten ihrer ländlichen Solitude.

„Alfred? Sehr nett! Auch Herr Röseborn? . . . Das ist ja wirklich hübsch, sehr hübsch!" stimmte Odo heiter zu und sah wieder schräg durch den blanken Zwicker auf Cilly. Er schätzte auch Herrn Röseborn nicht überschwenglich; er nannte den stattlichen Herrn, der ziemlich summarisch mit Onkel Odo und seinen Sentenzen verfuhr, leise und halblaut einen Brutalinsky! . . . Er erhob sich munter. „Nun, Billo?" fragte er an der Tür zur Terrasse forsch und knapp. „Drückt dich das nahende Ferienende?"

„Es ist zu ertragen, Onkel Odo."

„Richtig. Ihr denkt jetzt sachlicher, in manchem anders, mein lieber Junge, vielleicht mit Recht, unzweifelhaft!"

„Ich kann es erwarten, Onkel Odo, da es auf mich wartet," sagte Billo und öffnete dem Onkel höflich die Tür. Auch er wunderte sich nicht mehr. Billo schloß die Tür — und lächelte.

Cilly aber sprach bereits eifrig mit der



Nonnen beim Kirchgang. Gemälde von Arnold Böcklin

Pinzgerin: „Eine Rebhuhnpastete und einen Rehrücken heute abend! Papa und Billo können zu morgen für Fische sorgen —“

Da erschien auch Dorothee wieder, mit ihrem Wanderstab. Sie gedachte heute nicht nach Berlin zu fahren. Sie war gestern bis zum späten Nachmittag drin gewesen. Am Montag nun endlich würde die erste Aufführung mit dem Kind Gemma sein ... ein schicksalsreicher Tag — auch wohl für die Menschin Eva-Dorothee.

Sie sah nicht ganz so frisch und blühend aus wie sonst, matt um die Augen und nervös.

„Wollen Sie wandern, Dorothee?“ fragte Cilly und hob etwas unsicher und noch beschäftigt den Kopf.

„Ich will für eine Stunde aufs Wasser und kräftig rudern. Ich kann nicht sitzen und schlendern und — warten!“ sprach sie rasch und hell mit ihrer schmeichelnden Stimme. „Ach, ich bin sehr unruhig, Cilly. Und es lohnt doch kaum — wenn es da ist, dann ist es schon vorbei. Alles. Ich muß mich loswerden — kommen Sie ein Stück mit, Cilly!“ Sie nahm weich und fast scheu ihren Arm, anders als sonst.

„Das muß ein merkwürdiger Zustand sein,“ erwiderte Cilly zögernd.

„Ich habe die Geduld auch hier nicht gelernt,“ sagte die andre lächelnd, „und nun werden die Läden bald zu sein; und all das Hübsche ist aus. Man sollte noch jede Stunde trinken!“ Sie verschlang die Hände auf dem Stockgriff.

Cilly wandte den Kopf ab, wohl sorgenvoll nach der sich entfernenden Pinzgerin hin. „Die Herren haben sich angesagt. Wollen wir ihnen am Spätnachmittag entgegenfahren?“

„Ja, das wollen wir! Die Herren kommen? Das ist gut —! Liebe Cilly! Wir werden fröhlich und befreundet sein!“

Da war Cilly noch tiefer errötet, worüber sie sich ärgerte; aber sie blieb undurchdringlich wie immer in diesem Punkt. Niemand wußte, wie lange noch.

Nach einer Weile begleitete sie Dorothee ein Stück des Weges zum See hinab. Auch sie war gelöster und, wie es schien, mit ernsten Gedanken beschäftigt. Ihr Herz schlug etwas rascher.

Sie schwieg noch immer. Auch Dorothee blieb stumm.

„Es war gestern etwas spät, Dorothee,“ sagte Cilly endlich.

„Ja, spät. Wohl schon Mitternacht, als ich durch den Garten heimkam.“

„— Sie müssen vorsichtiger sein, Dorothee. Auch nun um Ihretwillen —!“ sprach Cilly rasch und freundlich, aber viel ernster und bestimmter als früher einmal.

War auch das schon ein sanftes Abklingen und zugleich ein verschwiegen entschlossenes Ablenken nach der gediegenen Rösebornseite hin ...?

Dorothee blickte geradeaus. Ihr Mund war rot, und ihr Gesicht war blaß. „Ja,“ antwortete sie mit leichter Stimme. „Ja, Cilly. Ich danke Ihnen von Herzen. Ich muß es ohne Zweifel sein ... und will es auch sein — um meinetwillen.“ Sie hielt noch Cillys Hand. Zwei warme, zärtliche Frauenhände. So gingen die beiden wieder schweigend.

Und nach einer Weile ging Cilly, noch einmal stehenbleibend und mit der Hand winkend, eilig davon zu ihren dringlichen Geschäften.

Auch Dorothee schritt rasch aus. Sie war erregt, obwohl Cillys leise und bestimmte Mahnung sie nicht sonderlich getroffen hatte. Es tat irgendwo weh. Sie hatte es fast erwartet; alles war nun noch näher da ... Fliegen!

Das Wasser war still und blau. Das Ufer leuchtete golden und rot, und plötzlich flammte wie eine Fackel ein gelber Busch. Lange her, daß sie hier gesessen und gewimpelt hatte! Schön auch die Erwartung — das Warten; und nun? Auch sein Platz drüben war leer. Seidenfäden flogen aus der Sonne in die Augen. Die Luft war klar und doch voll feuchten Dunstes — wie der reife Hauch auf den großen blauen Pflaumen.

Von den Sumpfwiesen her knarrte eine Schnepfe. Ein Schuß fiel, Dorothee sah starr nach der Richtung des platzenden Schalls, doch er kam nicht von drüben; vielleicht Billo oder ein Bauer, der sich eine feiste Märzente für den Sonntag knallte.

Dann griff sie träge nach den Rudern.

Sie glitt eine Weile mit langsamen, genießenden Bewegungen dahin.

Da vorn, schon dem Draußensee nahe, schwamm noch ein anderer Kahn, fern und gelb. Mitunter blitzte eines der nassen Ruder auf oder ein Stück der Kahnwand.

Sie hatte ihn schon vorhin gesehen. Ein Kahn. So klein er da vorn war: ein handfester Kahn, nicht so schlank und leicht wie ihr kleines Boot. Eine Frau saß darin, eine Dame, ein Mädchen.

Dorothee beobachtete das jetzt. Ein Mädchen wohl. Auch sein Haar blitzte auf, ein weiß und blaugestreiftes Kleid schimmerte klar.

Hilla Cyprian? Nun gut. Sie lächelte. Sie tauchte die Ruder fester und frischer

ins Wasser. Sie freute sich auf Hilla, als hätte sie auch das erwartet.

Am Draußensee lag das kleine Haus des Fischers Kleese, weißgekalkt, halb mit Ziegeln, halb mit Stroh gedeckt; Netze schwankten über den dicken bunten Georginen, über den Astern und eitlen Sonnenblumen; Hühner liefen dazwischen, drei Ferkel und eine Ziege. Friedlich. Die Frau war im Frühling an ihren Zwillingen gestorben; aber da war bereits eine andere derbe junge Frau mit honigblondem Haar und hängte Wäsche auf, Kinderhemdchen, Männerhemden — die Schwägerin, das war immer so; sie würden sich nach der Trauerzeit heiraten, und dann war alles wieder gut.

Hilla Cyprian hatte bereits angelegt und sprach mit der Frau. Dorothee war mit ihrem schnittigen Kähnchen zuletzt in Schuß geraten, in einen bedenkenlosen Eifer und Ehrgeiz. Da lag der gelbe Bauerntrampel — Hilla war stark; zäh und biegsam wie Stahl. Dorothee hielt still vor dem Gelben und blickte lächelnd hinüber.

„Guten Morgen!“ rief sie.

Jetzt bemerkten sie die Frauen. Auch Hilla, die unbeirrbar mit dem Rücken nach dem Wasser gestanden hatte; die künftige Kleesin hatte nach ihr gezeigt — „Da ist noch wer!“ Nun wandte auch Hilla den Kopf und grüßte zögernd zurück.

„Guten Morgen, Fräulein Cyprian,“ klang es über das Wasser. „Sie waren rascher als ich. — Ich bin ein wenig durstig von der Fahrt. Kann ich ein Glas Milch bekommen, liebe Frau Kleese —?“ Die sah wirklich schon wie eine Frau aus, merkwürdig stark um die Hüften.

„Frische Kuhmilch, eben gemolken!“ sagte die dralle Mädchenfrau mit überlauter Stimme vor Freude über soviel Besuch.

„O danke. Ich komme auf einen Sprung hinüber.“

Hillas Lippen waren trocken wie von vielem Schweigen.

Dorothee gab ihr freimütig die Hand. „Lange nicht gesehen,“ sagte sie und: „Ein wundervoller Morgen. Es trieb mich hinaus. So etwas muß man allein abmachen, nicht wahr, Fräulein Cyprian?“ fragte Frau Witt in der reifen Luft, in der das Mariengarn flog. Da brachte die Kleesin, aufgeregt trabend, schon die zwei Gläser voll schäumender Milch, noch warm vom Euter. „O danke tausendmal, liebe Frau Kleese!“ rief Dorothee und wollte nach ihrem Täschchen greifen, doch das lag im Kahn.

„I wo,“ wehrte die vergnügte Dame auf dicken, nackten Beinen und lachte grell. „I wo denn! Sie sin' 'ne Freundin von Fräulein Cyprian, da machen wir kein Geschäft!“

Hilla lächelte und neigte die Stirn. Sie lächelte mit den zu trockenen Lippen. „Wie geht es den Gören?“ fragte Hilla.

„Stramm wie Hindenburg!“ Dort am Haus stand der Wagen in der Sonne. Und weit drüben mähte der zufriedene kleine Kleese mit mächtigem Schwung die Wiese. Die beiden Damen setzten sich mit ihren Gläsern auf die Bank neben der Tür. „Ich muß erst noch ein bisken aufhängen!“ sagte die Kleesin puterrot und mit schrillem Eifer und lachte. Das war ganz gut. Sie hörten die nackten Füße über den Weg patschen ...

‚Du große reizende Hilla,‘ dachte Dorothee und nippte an ihrem Glase.

Auch Hilla fühlte sich nicht unmündig. Ihre Schuhe waren nicht so elegant wie die von Frau Witt. Sie duftete auch nicht so gut. Das machte nichts, sie brauchte das nicht. Sie hatte ihre junge Kraft, ihre Frische — ungewöhnlich wichtig das!

Da sagte Dorothee mit ihrer klaren Stimme: „Schade, Fräulein Cyprian, daß wir uns immer bloß flüchtig gesehen haben. Es war gewiß nicht meine Absicht. Nun gehe ich bald fort. Da darf man sich vielleicht etwas Freundliches und Gutes sagen, wenn es ein Zufall so fügt.“ Sie schwieg einen Augenblick, in dem man das plärrende Summen der Kleesin hinterm Haus hörte. „Ich glaube fast — ich möchte das jetzt sagen, und Sie dürfen es nicht sehr merkwürdig und unwahrscheinlich finden — ich glaube, ich hätte auch Sie recht lieb gewonnen.“

Um Hillas Lippen zuckte es. Sie ging weg? Natürlich würde sie einmal weggehen. ‚Auch Sie lieb gewonnen...‘ sehr ehrlich und recht merkwürdig. Diese Damen lebten wohl stark im Augenblick. Hilla errötete bis ins Haar.

„Ja, schade,“ antwortete Hilla kurz, die Lippen am Glase.

„Wir sprachen oft von Ihnen. Siebelind kennt Sie genau und hält außerordentlich viel von Ihnen. ‚Hilla Cyprian sagte das und das‘ — ‚wie es Hilla ausdrückt‘, so ging bei zahllosen Gelegenheiten seine Rede. ‚Sie hat etwas von meiner Art.‘“

„Wir waren gute Freunde,“ versetzte Hilla nach einem sättigenden Schluck.

„Und sind es nicht mehr?“

„Oh, gewiß. Liegt Ihnen soviel an einer runden Antwort, gnädige Frau?“

„Ja, Hilla.“

Eine Art Mensch da neben ihr — wie sie selbst, flog es Hilla durch den Sinn.

„Ich gehe ja nun weg. Das ist seit heute gewiß."

Hilla verschüttete Milch auf ihr Kleid; Frau Witt trocknete es mit ihrem Kleid.

„Danke," sagte Hilla und sah dann die andere fest an. — „Sie sind wirklich eine ungewöhnliche Frau. Gestatten Sie auch mir, daß ich so etwas sage."

„Wir sind wohl beide nicht vom Dutzend, Hilla Cyprian. Und wir sind beide ehrliche Leute!" Frau Witt stand mit einem raschen und entschiedenen Geräusch auf. „Es war gut, daß wir uns trafen. Auch für mich."

„Sie gehen fort?" fragte jemand mit Hillas Stimme; und darin klang etwas, das wie eine harte Rüge klang.

„O ja. Ich habe doch einen Beruf, den ich sehr liebe!" Sie breitete ekstatisch die Arme aus. „Ich glaube —" sprach sie in dieser ungewöhnlichen Haltung weiter in die besonnte Luft — „ich glaube, Hilla — er braucht einen Kameraden wie Sie."

„Wie mich —? O nein!" sagte jemand mit einer bösen Falte zwischen hellen, leidenschaftlichen Brauen.

„Eine, die durch dick und dünn mit ihm geht. Die jung genug dazu ist und sich nichts abfeilschen läßt; aus demselben Stoff und voll unerbittlich heischender Liebe!" Sie ließ die Arme sinken.

Hilla flammte: „Das sprechen Sie . . .!"

Frau Witt trat langsam auf Hilla zu, breitete auch deren Arme aus, indem sie die Hände in Hillas Hände schlang. So standen sie eine Weile stumm; Brust gegen Brust. Hilla hörte das fremde Herz schlagen und sah einen zuckenden Mund dicht vor sich.

‚Komödie,' dachte Hilla böse und erregt und glaubte es selbst nicht.

„So seid ihr. Unerbittlich. — So. Nun wollen wir zurückfahren. Kommen Sie mit, Hilla?"

„— Nein, gnädige Frau. Ich will noch nach den Kleesegören sehen."

„Leben Sie wohl, Hilla." Und dann ging Dorothee leicht und rasch zum Wasser hinab und setzte sich, seltsam beruhigt und entspannt, wieder in ihren Kahn.

Da kam die künftige Kleesin eifrig gerannt, in jedem prallen Arm einen schreienden Zwilling, stolz, als seien es ihre eigenen.

„Auf Wiedersehen!" rief Dorothee.

Hilla sah ihr einen Augenblick nach, dann ging sie zu den Gören.

⋆

Die Zimmer strahlten in Festesglanz, und der Garten unter dem Sternenhimmel war voller Geheimnis.

Dorothee hatte verträumt neben dem stillen Schwager Alfred Tinius gesessen, der ein hervorragender Fachmann und ein unwahrscheinlicher Ehetragöde war. Sie hatten beide auf das Rauschen der Bäume vor den Fenstern gelauscht und in das tiefblaue Dunkel geblickt. „Merkwürdig diese Stille — wenn man plötzlich aus der Stadt kommt, scheint sie einem die eigentliche Lebensatmosphäre und alles andere fragwürdig und unwesentlich," sagte Alfred Tinius und nahm zuviel süßes Gelee zu dem Rehbraten auf die Gabel. Dorothee nickte. „Wirkung des Kontrastes — auch umgekehrt," antwortete sie nach einer Weile weich und schob eine von den kleinen scharfen Gurken zwischen die Lippen. Der Urpapa hatte mit leiser, anmutig rascher Stimme zu Billo von seinen Fischen gesprochen; und Billo — nun ja, Billo hatte höflich mit seinen rötlichen Wimpern geblinkt, alle aufmerksam betrachtet und beklommen den Blick vor Dorothees Gesicht und Schultern gesenkt; sie war heute abend wieder bleich und fremd, ihre Augen voll tiefgrünen Glanzes, ihre Arme weißer und matter als je, als litte sie an allen Menschen hier, Bürgerin eines fernen Sterns, Diana mit Rehbraten und Apfeltorte gezähmt, unbegreiflich und menschlich nahe. So hatte der erfahrene, sachliche Billo gesonnen und zum drittenmal von der gefüllten Nußbombe, die er besonders schätzte, genommen.

Nun erging man sich, nach gewissenhaft getaner Arbeit, in der angenehmen Kühle des Gartens, betrachtete die Sterne, stellte den Großen Wagen fest, den Orion, die Kassiopeia, aber sie war es wohl nicht; Herr Röseborn rauchte eine große Zigarre, sah durch die runde Goldbrille hinauf, wobei seine Nackenfalte noch stärker wurde, eine fast schwärmerische Bewegung des stattlichen Mannes — nein, er wußte es auch nicht — konnte sein — es gab Sternkarten. Und er wandelte irdisch gefaßt mit festem Schritt an Frau Cillys raschelnder Seite weiter und sprach knapp und sicher von näherliegenden Dingen, von seiner Sommerreise in England, als ein Mann, der kraftvoll mit Geist und Gemüt zu genießen verstand, aber auch kühlen Blicks hinter alle Fassaden und bis in die Seele und in den Magen der Wirtschaft sah — was alles die Tinia ungewöhnlich zu fesseln schien.

Onkel Odo promenierte mit hartschlürfendem Schritt neben der getreuen Pinzgerin und sprach mit sarkastisch lautem Ton von der ‚Kultur' der Wirtschaft und der ‚verwirtschafteten' Kultur. Und Billo saß einsam auf der Terrasse und rauchte eine Zigarette. Sehr angenehm das nach der ausgezeichneten, doch etwas süßen Nußbombe.

„Nun, Herr Billo?" sagte Frau Witt dicht vor ihm; sie war noch einmal ins Haus gegangen, um sich einen Schal zu holen. Er atmete plötzlich mehr ihren Duft, als daß er sie sah, — ja, diese Empfindsamkeit mußte aufhören, das mußte unbedingt ein Ende nehmen! eiferte er. Aber wenn er daran dachte, daß sie nun bald dahinschwinden, daß sie ihre Stiefelhölzer und Puderquasten einpacken würde, dann glitt die bekannte eisige Stahlspitze in sein Herz. Gut, sehr gut! Er lächelte —

„Sie gedenken die Gartenpolonäse nicht mitzumachen, gnädige Frau?"

Sie sah forschend über das sommersprossige Knabengesicht hin. „Sie sollten nun auch bald weggehen, Billo Lüdemann. Diese satte, weiche Luft bekommt auf die Dauer nicht. — Sie sollten noch ein wenig wandern und auf die Berge steigen!" — „Wohl zu spät, gnädige Frau. Ich dachte selbst mal daran. Schon früher." — „Aber Sie entschlossen sich nicht?" — „Nein. Eine Schwäche vielleicht. Oder diese weiche, zufriedene Luft. Ich weiß es nicht." Er bewegte die Lider: „Man muß etwas tun — scharf, mit inbrünstiger Kraft!" bekannte er plötzlich hart und fast leidenschaftlich. — „Nun, es wird auch für Sie bald soweit sein, Billo —"

Sie nickte ihm heiter zu. Billo hatte sich zustimmend verneigt. „Du Narr," zischte er gleich darauf laut, in keinem Zuge mehr der höfliche Billo. „Sei ein Mann! Wie tapfer ist Hilla, wie prachtvoll, jung und stark, wie heutig, sie selbst, straff und drahtig. Narr — —" Sein Atem klang etwas dünn und hoch.

Dorothee schritt rasch auf einsamen dunklen Wegen dahin.

„Hübsch — hübsch — oh, das ganze Leben da! Aber am Montag würde sich das Gemmawunder enthüllen —" Da war wieder die Spannung, das kalte Fieber in ihren Händen und Armen, in ihrem ganzen Leib; sie zog den Schleier fester um die Schultern. Sie würde im Hotel bleiben, mit den Kollegen zusammensitzen, über den Erfolg des Abends sprechen und die Zukunft befragen.

„In Hilversum, Holland," kam eine starke, bestimmte Männerstimme von einem dunkleren Nebenweg herüber, „sah ich einmal eine Orchideenzucht, liebe gnädige Frau; phantastisch schön; bizarrste Formen in herrlichen Farben, daß man kopfschüttelnd wie vor Märchentierchen stand! Ich möchte Ihnen das zeigen dürfen, teure Frau Cilly," erklang die klare Stimme wärmer und dringlicher. Und Herr Curt Röseborn führte seine Dame noch tiefer in die Stille und besternte Dunkelheit des Gartens hinein; eine scharf duftende Zigarrenwolke wehte auf Dorothees Weg herüber, eine Atmosphäre von Männlichkeit und stärkster Entschlossenheit. Nun also. Röseborn war im Zuge. Erschauere, Garten, verbirg dich, Mond! Es würde vielleicht noch heute Sekt geben. Jedenfalls bald. Liebe, tüchtige, aus dem Kühlraum erlöste Cilly . . .

Dorothee Witt bog eilig in einen Seitenweg ab, um nicht zu stören; ihr Herz war noch einsamer und reizbarer. ‚Ich sollte unwiderruflich in Berlin bleiben!' meditierte sie weiter; ‚ganz gleich, wie das Los am Montag abend entscheiden wird, ganz gleichgültig um meinen Abgang hier —!' Sie fröstelte wieder, als stünden mit einemmal ringsum Fenster und Türen offen. „Einer wird mich vermissen —" murmelte sie und legte den Kopf zurück. Sie blieb bestürzt stehen, ihr Blick ging über die Wege und zum Zaun. Sie hob flatternd die Hände, es war eine drängende Flugbewegung aus Warten und Qual.

„Ich dulde nicht, daß das Beste unseres Wesens und Seins brutalisiert und verschüttet wird," klang Onkel Odos hoher, gereizter Tenor hinter den La Franceroſen; „keiner darf es dulden, der vom Ahnen, das das Wissen ist, berührt wird. Wir müssen uns zu einer neuen Gemeinschaft des Geistes zusammenschließen," sein Schritt klappte und schlürfte zornig und elegant.

„Klein, aber stark und vielleicht verfemt — denken wir an das Häuflein der beherzten Chiliasten!" sprach Fräulein Pinzger überzeugt.

Odo lehnte das bescheidene und verfemte ‚Häuflein' heftig ab.

Dorothee floh. Das blaue, rauschende Dunkel war um sie. Eine funkelnde Sternschnuppe fiel groß und klar in weitem Bogen. Dorothee warf das Gesicht empor. „Spielen dürfen! — Erfolg —!" rief sie leidenschaftlich wünschend. Sie schämte sich plötzlich schwer. „Und liebes, gutes, zärtlich bergendes Leben!" setzte sie mit pochendem Gewissen hinzu. „Ein wenig viel auf einmal!" spottete sie und ging weiter, mit einer Bürde belastet.

Draußen stand jemand, jenseits des Wegs unter einem Baum.

Sie sah ihn unbeweglich im Dunkeln stehen.

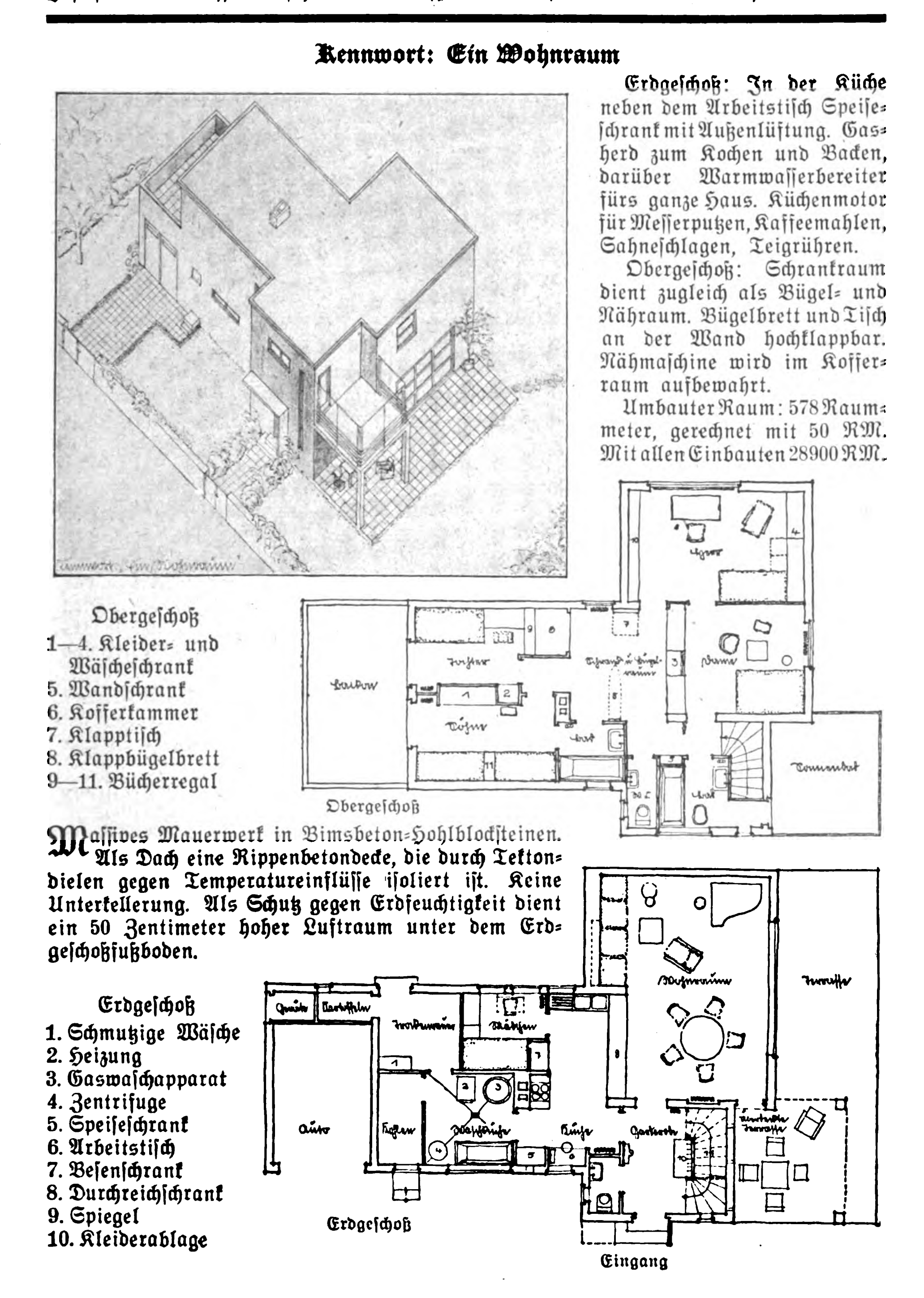
Aber es war wohl nur ein armer Teufel aus dem Dorf. Ein Neugieriger, Neidischer mit einem bösen, eifernden Herzen.

(Schluß des Romans im Maiheft)

Unser Preisausschreiben
für ein Eigenhaus der jungen Welt, der neuen Zeit

15 000 Mark Architektur-Preise; 25 000 Mark Baugeld
gestiftet von der „Deutschland“-Bauspar-A.-G. für Stadt und Land, Berlin W 8

Kennwort: Ein Wohnraum



Erdgeschoß: In der Küche neben dem Arbeitstisch Speiseschrank mit Außenlüftung. Gasherd zum Kochen und Backen, darüber Warmwasserbereiter fürs ganze Haus. Küchenmotor für Messerputzen, Kaffeemahlen, Sahneschlagen, Teigrühren.

Obergeschoß: Schrankraum dient zugleich als Bügel- und Nähraum. Bügelbrett und Tisch an der Wand hochklappbar. Nähmaschine wird im Kofferraum aufbewahrt.

Umbauter Raum: 578 Raummeter, gerechnet mit 50 RM. Mit allen Einbauten 28900 RM.

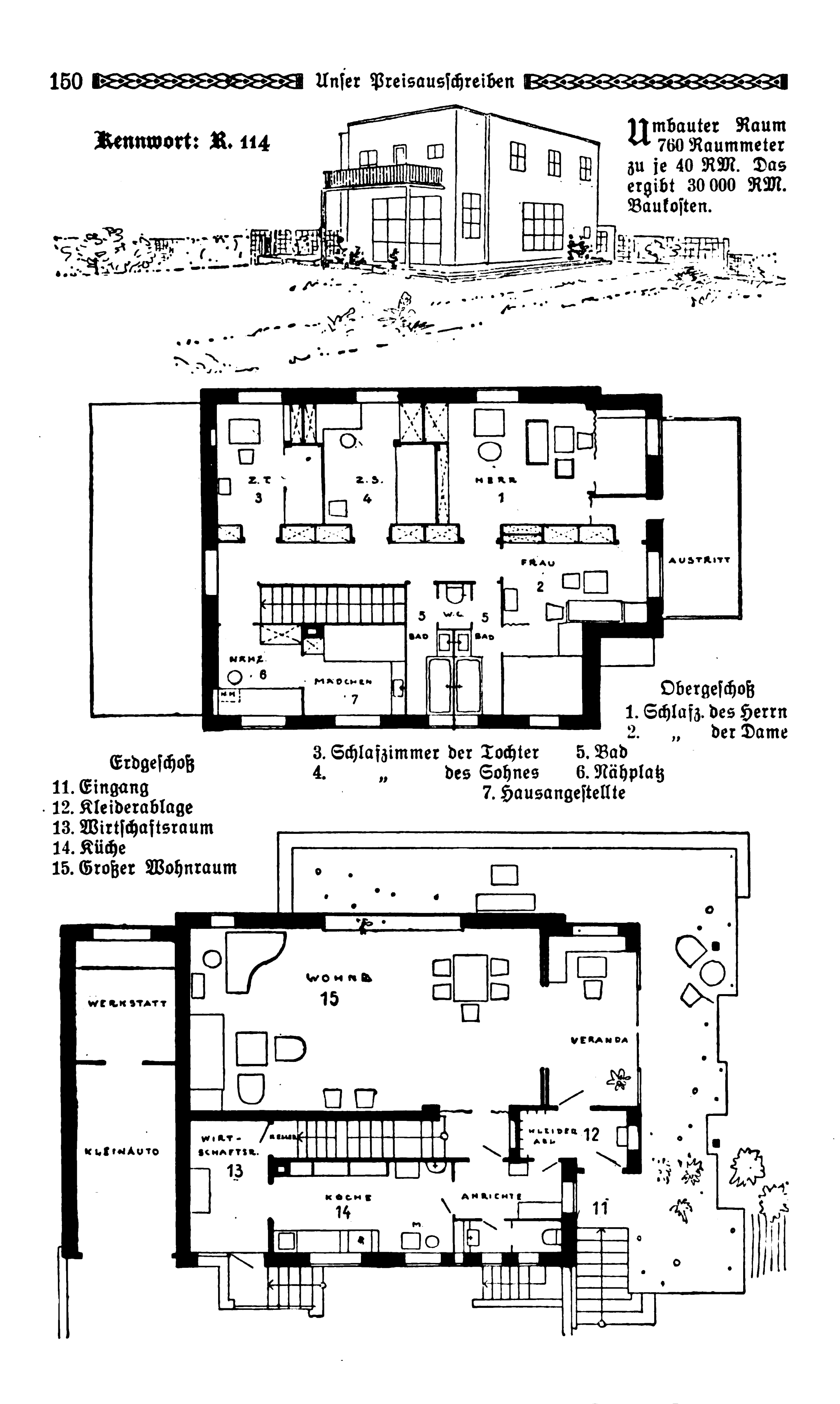
Obergeschoß
1—4. Kleider- und Wäscheschrank
5. Wandschrank
6. Kofferkammer
7. Klapptisch
8. Klappbügelbrett
9—11. Bücherregal

Massives Mauerwerk in Bimsbeton-Hohlblocksteinen. Als Dach eine Rippenbetondecke, die durch Tektondielen gegen Temperatureinflüsse isoliert ist. Keine Unterkellerung. Als Schutz gegen Erdfeuchtigkeit dient ein 50 Zentimeter hoher Luftraum unter dem Erdgeschoßfußboden.

Erdgeschoß
1. Schmutzige Wäsche
2. Heizung
3. Gaswaschapparat
4. Zentrifuge
5. Speiseschrank
6. Arbeitstisch
7. Besenschrank
8. Durchreichschrank
9. Spiegel
10. Kleiderablage

Kennwort: K. 114

Umbauter Raum 760 Raummeter zu je 40 RM. Das ergibt 30 000 RM. Baukosten.



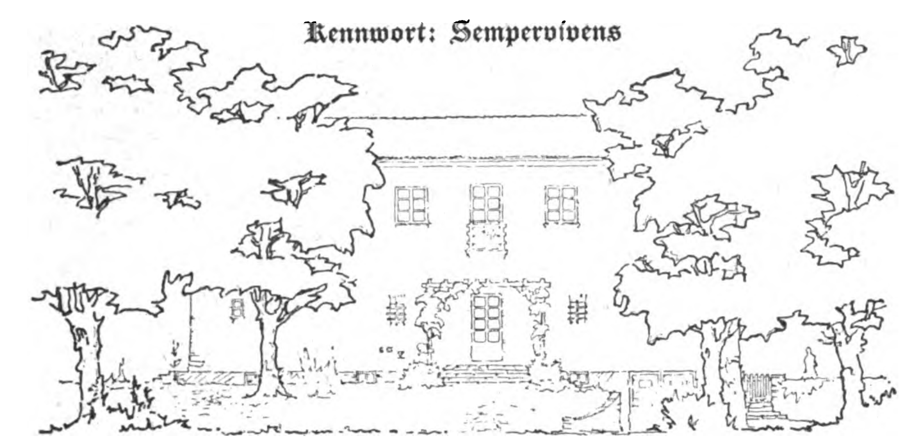
Obergeschoß

1. Schlafz. des Herrn
2. „ der Dame
3. Schlafzimmer der Tochter
4. „ des Sohnes
5. Bad
6. Nähplatz
7. Hausangestellte

Erdgeschoß

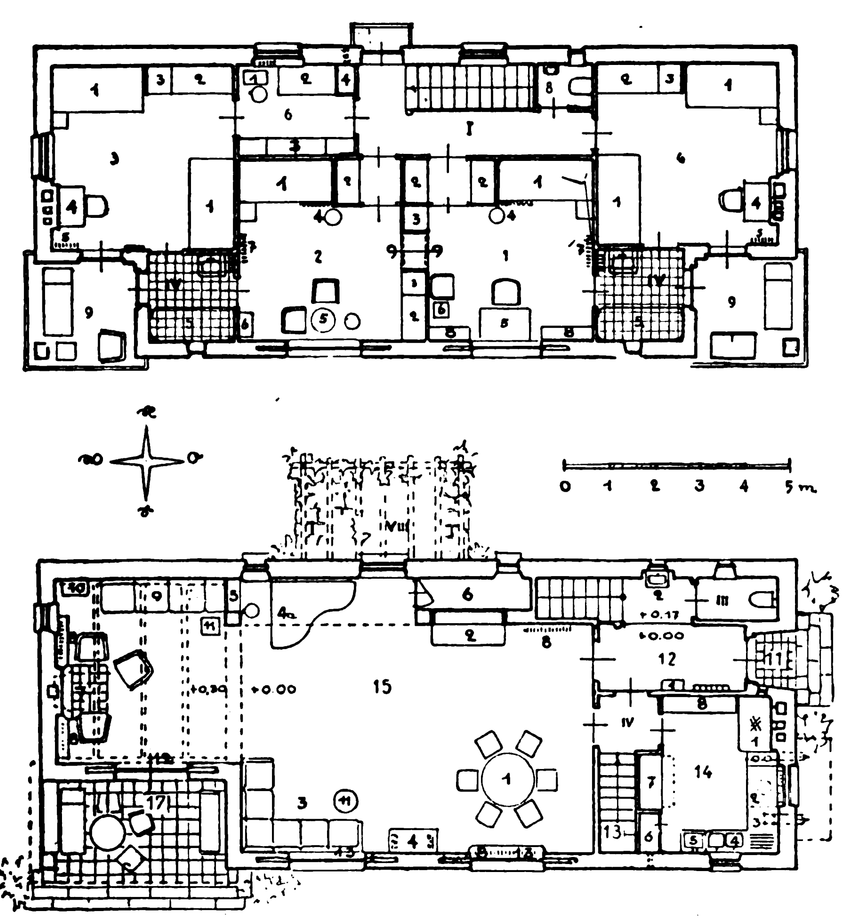
11. Eingang
12. Kleiderablage
13. Wirtschaftsraum
14. Küche
15. Großer Wohnraum

Kennwort: Sempervivens



Obergeschoß

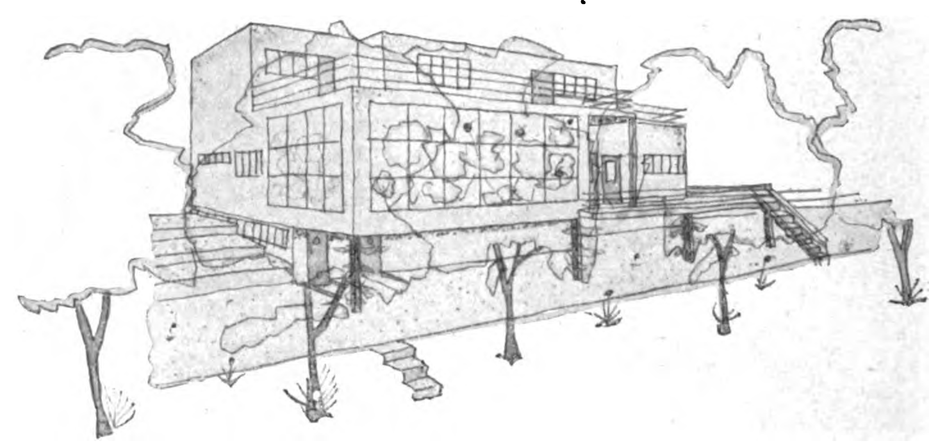
1. Schlafzimmer des Herrn
2. „ der Dame
3. „ „ Töchter
4. „ „ Söhne
5. Bad
6. Nähzimmer
8. W. C.
9. Liegebalkon



Erdgeschoß

11. Eingang
12. Kleiderablage
13. Wirtschaftsraum
14. Küche
15. Großer Wohnraum
17. Gedeckte Veranda

Kennwort: Das neue Heim

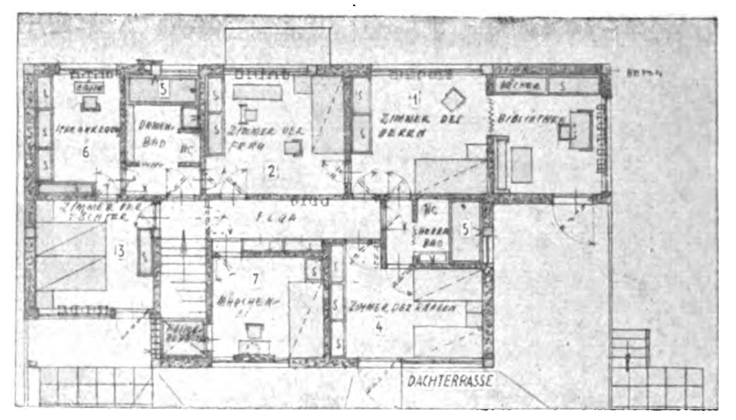


Obergeschoß
1. Schlafz. des Herrn
2. „ der Dame
3. „ „ Töchter
4. „ „ Söhne
5. Bad
6. Nähplatz und Schrankraum
7. Hausangestellte

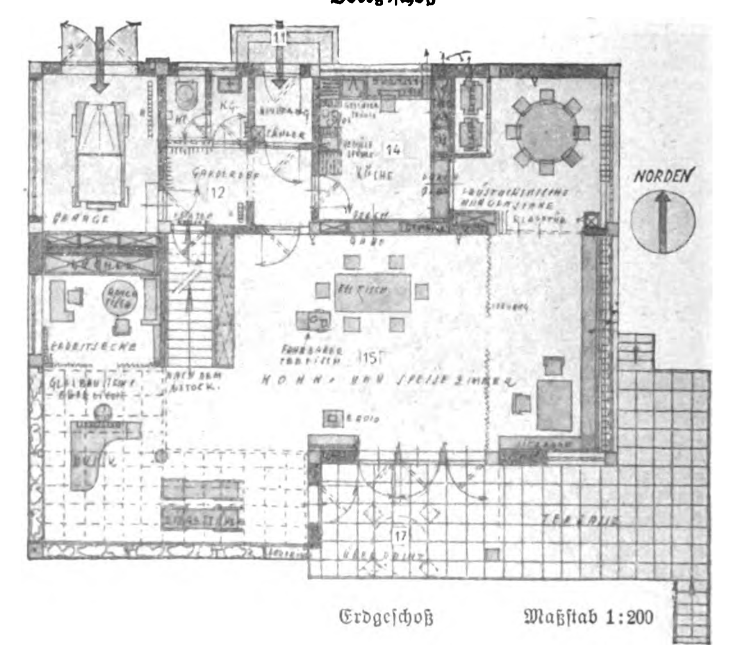
Baukosten 36 000 Mark bei 995 Raummeter. Verfasser vertritt die Forderung der Rationalisierung und fabrikmäßigen Herstellung. Konstruktionsziel: Errichten eines Eisenbetonrahmensystems in beliebiger Feld- und Spannweite, daher größtmögliche Raumausnutzung.

Das neue Heim wird vor allen Dingen auf die Hausfrau zugeschnitten und damit auf die Küche. Jeder unnötige Gang muß ausgeschaltet werden.

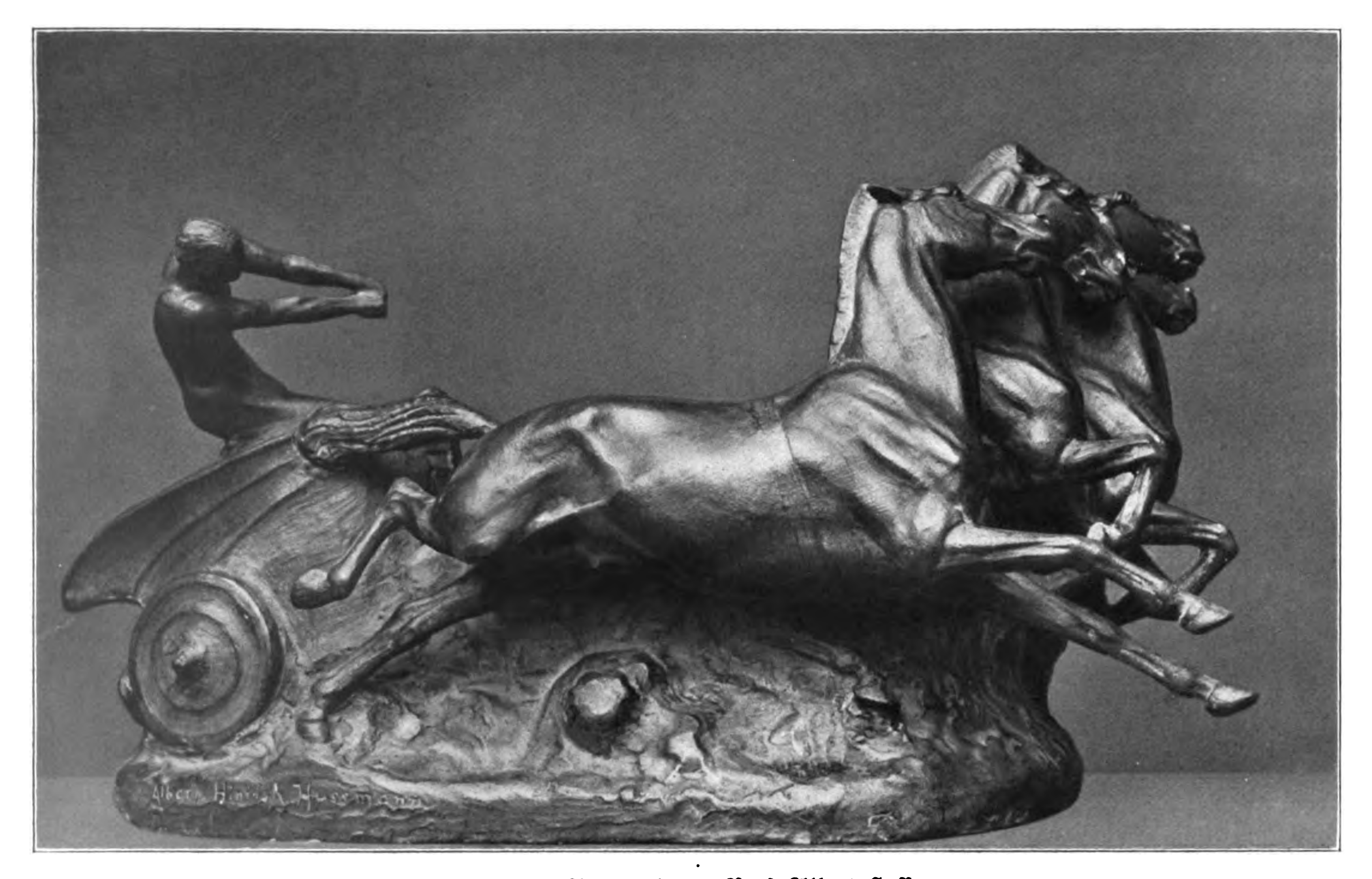
Erdgeschoß
11. Eingang
12. Kleiderablage
14. Küche
15. Großer Wohnraum
17. Gedeckte Terrasse



Obergeschoß



Erdgeschoß Maßstab 1:200



Letzte Kurve. Bildwerk von Prof. Albert Huſſmann

Rechtliche Verwicklungen Beethovens

Von Geh. Justizrat Prof. Dr. Rudolf Stammler

In einem Wiener Garnisonlazarett lagen während des Weltkrieges nebeneinander ein Offizier aus Hannover und ein Landsturmmann aus Österreich. Der Niedersachse war Berufssoldat, eine stramme, feste Gestalt, im Schmucke vollen, blonden Haupthaares, Entschlossenheit und Willenskraft in seinen Zügen, — der vom Donaustrand in allem das Gegenteil. Er stellte gar keine militärische Erscheinung dar: ein kleines, schmächtiges Männchen von schwächlicher Art, mit einem verbitterten, leidenden Ausdruck in dem eingefallenen Gesicht, in all seinem Äußeren arg vernachlässigt, schmutzig und ohne alle Pflege von Haar und Bart. Als ärmlicher Journalist hatte er einige Zeit in Paris, zuletzt in London gelebt. Von dort war er 1915 ausgewiesen worden. Bei der Rückkehr in seine alte Heimat Österreich kam er zum Militär.

Sein Befinden besserte sich nicht, und eines Tages konnte der junge Offizier nur noch dem Gefährten die Augen zudrücken. Er selbst ward als geheilt entlassen. Aber ehe er wieder zur Front ging, nahm er sich vor, das Geschick und die Lage des Geschiedenen möglichst in das Klare zu bringen.

Da ward ihm bei dem ersten Nachfragen eine seltsame Überraschung. Der Unteroffizier, der die Listen führte, schlug nach und buchstabierte einen merkwürdigen Namen heraus: „Pethofen." Jener stutzte. „Der Mann fiel mir sofort auf," erzählte dann der militärische Vorgesetzte, bei dem weitere Erkundigung eingezogen wurde, „als ich meinen neuen Zug übernahm." Auch er hatte natürlich gefragt: „Sind Sie ein Nachkomme Beethovens?" Der armselige Landstürmer hatte eifrig genickt. Ein Enkel von Karl, dem Neffen Beethovens.

Der Führer behielt ihn im Auge, hatte aber große Schwierigkeiten mit ihm. Sie rückten auf die Simmeringer Heide aus, und schon auf dem Marsche hub die Not an: Beethoven konnte nicht Schritt halten. Er war willig, aber vorzeitig invalid geworden. Der verantwortliche Führer wollte bewirken, daß der untaugliche Soldat entlassen würde. Da traten diesem die Tränen in die Augen, er flehte und bat, ihn nicht fortzuschicken. Er stotterte nur das Wort „Hunger . . ." heraus.

Aber das schwere Fußleiden, das stark vernachlässigt war, machte schließlich doch die Überführung in das Lazarett notwendig. Es trat eine Blutvergiftung hinzu, und alle ärztliche Kunst und Pflege konnten nicht mehr helfen. Am Mittwoch, dem 12. Dezember 1917, starb der letzte männliche Sproß der Familie Beethoven.

Ludwig van Beethoven war bekanntlich nicht vermählt. Sein jüngster Bruder Johann hatte eine Witwe als Gattin heimgeführt, aus seiner Ehe aber keine Kinder. Nur sein Bruder Karl hinterließ bei seinem Tode einen unmündigen Sohn, gleichfalls mit Namen Karl, der dann die Familie fortsetzte. Mit der Vormundschaft über ihn hatte sein Oheim Ludwig vielerlei und nicht immer Erfreuliches zu tun.

Im Jahre 1832 verheiratete sich der genannte Neffe Karl mit Karoline Naske. Sie hatten vier Töchter und als drittes Kind einen Sohn Ludwig. Karl starb am 13. April 1858, seine Witwe überlebte ihn bis 15. Januar 1889. Von dem Sohne Ludwig weiß man bis jetzt nur, daß er seine Militärzeit ordnungsmäßig erledigte, zum Unteroffizier befördert wurde und dann in der Kanzlei des Johanniterordens eine Anstellung fand. Er nahm 1865 Marie Nitzsche zur Ehe und bekam von ihr am 8. Mai 1870 einen Sohn, der in der Taufe die Namen Karl Julius Maria erhielt. Er ist es, dem wir an seinem Lebensende begegnet sind.

Dann aber verließ Ludwig seine Stellung und seine Vaterstadt und zog mit seiner Familie fort, unbekannt wohin. Er gab an, als Geschäftsreisender seine Nahrung finden zu wollen. Man hat nicht mehr viel von ihm gehört. Im Jahre 1889 schrieb er von London aus an den Magistrat von Wien mit dem Ersuchen, ihm einen Paß für sämtliche Länder Europas zu senden. Als aber gegen Ende des genannten Jahres der Nachlaß seiner Mutter geregelt werden sollte, wurde bei seinem Namen in den Akten der Zusatz „unbekannten Aufenthaltes" angegeben.

Die Töchter des Neffen Karl van Beethoven verheirateten sich sämtlich in günstiger Weise. Aus ihren Ehen her lebt noch heute eine zahlreiche Nachkommenschaft.

★

Seit sechzehn Jahren war Ludwig van Beethoven in Wien ansässig gewesen. Widerwärtigkeiten und persönliche Enttäuschungen blieben ihm nicht erspart.

Da erhielt er 1809 durch den Kammerherrn Grafen Truchseß Waldburg, im Auftrage des Königs Jerome, den Antrag, als „erster Kapellmeister Seiner Majestät von Westfalen" nach Kassel überzusiedeln; als Jahreseinkommen waren 600 Dukaten und ein Reisegeld von 150 Dukaten zugesichert. Nun war die Gefahr, Beethoven zu verlieren, für Wien sehr nahe gerückt. Da einigten sich Erzherzog Rudolf und die Fürsten Kinsky und Lobkowitz und stellten am 1. März 1809 eine Urkunde aus, wonach sie

Beethoven, unter der Bedingung, Wien nicht zu verlassen, eine jährliche Summe von 4000 Gulden aussetzten. Zu der genannten Summe sollten der Erzherzog 1500, Kinsky 1800, Lobkowitz 700 Gulden beisteuern. Beethoven nahm das an.

Juristisch betrachtet war das Übereinkommen eine Schenkung der drei Versprechenden unter einer auflösenden Bedingung.

In den Erlebnissen Beethovens, die sich zu gerichtlichen Streitigkeiten entwickelten, kam es auf die juristische Natur des besprochenen Abkommens nicht weiter an. Wohl aber drehte sich die Auseinandersetzung um den Geldwert und die sinkende Währung. Es war der österreichische Staatsbankerott vom Jahre 1811, der auch für unseren Tondichter in seinen äußeren Verhältnissen verhängnisvoll wurde.

*

Es war unter der Regierung von Maria Theresia, da in Österreich das Papiergeld eingeführt wurde. Es geschah in Gestalt sogenannter Bankozettel. Die Kriege gegen Frankreich änderten deren Kurs sehr ungünstig. Nach dem Frieden von Preßburg 1805 war er gesunken und fiel weiter. Am 1. März 1809, dem Tage des Übereinkommens mit Beethoven, war das Verhältnis 2,48:1, so daß die 4000 Gulden, die an Beethoven in Bankozetteln zu zahlen waren, nur noch 1612,9 Gulden in Silber wert waren.

Aber dann kam das unglückliche Ringen Österreichs mit Napoleon und der Wiener Friede vom 14. Oktober 1809, der den Kaiserstaat verkleinerte und verarmte. Der Krieg war nur durch größte Vermehrung der Bankozettel finanziert worden. Die von ihnen dargestellte Summe betrug 160 Millionen Gulden, der Staat konnte sie nicht gegen Münze einlösen: es kam zum Staatsbankerott.

Am 15. März 1811 erließ der Hofkammerpräsident Graf Wallis das viel genannte Finanzpatent, das den Wert der Bankozettel auf ein Fünftel herabsetzte und zur Einlösung ein neues Papiergeld unter dem Titel „Einlösungsscheine" bestimmte. Das ergriff nun vor allem die vorhandenen Vermögen und die noch nicht erledigten Forderungen und Schulden. Für die letzteren wurde eine Skala ausgearbeitet, die für jeden Monat den Kurs der Bankozettel angab. Davon war dann der vorhin erwähnte fünfte Teil in Einlösungsscheinen zu zahlen.

In diesen Strudel ward nun Beethoven verhängnisvoll hineingerissen. Wie für viele tausend andere waren auch für ihn die Forderungen gegen seine drei Gönner entwertet. Statt 4000 Gulden in Bankozetteln, die schon am Tage des Vertrags eine viel geringere Summe von Silbergulden darstellten, hatte er nun nach dem Finanzdekret von 1811 überhaupt nur noch den fünften Teil, also 800 Gulden zu fordern, die von jetzt ab in den genannten Einlösungsscheinen auf Grund der erwähnten Skala zu zahlen waren; und auch diese letzteren hatten im Verkehr schon wieder einen geminderten Kurs. Beethoven war somit, mit so vielen anderen Staatsbürgern, finanziell ruiniert und in der Möglichkeit seiner Lebenshaltung auf das Äußerste beschränkt. Von den drei Schuldnern Beethovens aus dem Abkommen vom 1. März 1809 erklärte nur der Erzherzog Rudolf, daß er die von ihm versprochene Summe von 1500 Gulden voll in neuen Einlösungsscheinen bezahlen werde. Das ist denn auch geschehen. Anders stand es mit den beiden weiteren Schuldnern, den Fürsten Lobkowitz und Kinsky.

*

Fürst Franz Joseph Lobkowitz war stets ein Bewunderer und Gönner Beethovens gewesen. Dieser hatte es oft anerkannt und unter anderen die Sinfonia eroica ihm zugeeignet. Durch den Staatsbankerott kam der Fürst in Geldverlegenheit und mußte vom 1. September 1811 an die versprochenen Zahlungen einstellen.

Beethoven nahm das übel auf. In seinen Briefen äußerte er sich über Lobkowitz in heftigen, manchmal beleidigenden Ausdrücken. Am 19. Juni 1813 stellte er gerichtliche Klage auf Zahlung der vollen 700 Gulden in Einlösungsscheinen an. Als Grund gab er ein besonderes Versprechen des Beklagten an: daß er die genannte Summe in der jetzigen Wiener Währung voll bezahlen werde. Diese Zusicherung habe der Fürst mündlich und schriftlich von sich gegeben. Für das letztere konnte Beethoven allerdings nur ein Billett des Fürsten an seinen Kassenführer vom 10. Februar 1813 beibringen, worin der Kassierer beauftragt wurde, die volle Pension, wie sie jetzt die Klage forderte, an Beethoven auszuzahlen; eine Zeitbestimmung fehlte darin.

Dagegen stellte der Fürst es bestimmt in Abrede, daß er Beethoven selbst ein Versprechen auf Zahlung der Unterstützung in Wiener Währung gegeben habe. Die Anweisung an seinen Kassenvorsteher sei nur in vorübergehendem Sinne geschehen, ohne die Absicht, damit für die Lebenszeit Beethovens diesem ein festes Recht einzuräumen.

Das Gericht verurteilte aber den Fürsten Lobkowitz zur Zahlung nach dem Antrage der Klage, also auf Leistung der 700 Gulden jährlich in Einlösungsscheinen. Es stützte sich auf den Auftrag an den Kassenführer. Ohne überzeugenden Grund. Beethoven würde gegen den Fürsten Lobkowitz nur dann die durch Klage geltend gemachte Forderung auf Aufbesserung des sonst gesetzlich festgelegten Betrages besessen haben, wenn er mit dem Fürsten unmittelbar hierauf einen Vertrag geschlossen hätte. Gerade dieses aber hatte der Be-

klagte scharf in Abrede gestellt. Ohne die Bezugnahme auf einen solchen Vertrag schwebte das Urteil des Gerichtes ganz in der Luft.

Das kam denn auch in der zweiten Instanz zum richtigen Ausdruck. Das Appellationsgericht änderte am 22. März 1814 die erste Entscheidung ab, und nach weiteren Terminen erklärte sich der Fürst bereit, die von Beethoven verlangte Aufbesserung der ihm geschuldeten Summe in Einlösungsscheinen voll zu leisten. Allein die Ausführung war nicht so einfach, weil die Zwangsverwaltung, die über dem Fürsten schwebte, es hinderte. Der Verwalter, ein sogenannter Sequester, verweigerte die glatte Erledigung, da er auf andere Gläubiger und deren Vorrechte Rücksicht zu nehmen hatte. Nun trat Fürst Lobkowitz selbst mit seinen Hauptgläubigern in Beziehung und führte jetzt seinerseits die Interessen Beethovens. Es gelang, die Zustimmung der Gläubiger und danach die Einwilligung des Vollstreckungsgerichts zu erhalten.

Und so kam es endlich dazu, daß von 1814 an die Zahlungen an Beethoven, bis zu seinem Tode, gemäß seinem Wunsche, auch von seiten des Fürsten Lobkowitz geleistet wurden.

*

Recht ungünstig stellte sich für Beethoven auch die Erledigung des Anteils, den Fürst Kinsky 1809 als dritter Teilnehmer zugesagt hatte. Es handelte sich hier um 1800 Gulden in Bankozetteln, die nach dem Finanzpatent von 1811 nur noch 360 Gulden bedeuteten, um nach der oben erwähnten Skala dann in Einlösungsscheinen abgeführt zu werden. Die Zahlungen scheinen zunächst überhaupt gestockt zu haben. Erst am 1. September 1812 erhielt Beethoven eine Abschlagszahlung von 60 Dukaten, dann aber nichts weiter.

Fürst Kinsky starb im Dezember 1812 und hinterließ minderjährige Erben unter Vormundschaft. Das erschwerte die weitere Auseinandersetzung sehr. Die Forderung Beethovens ging auf die Erben des Schuldners über und war zweifellos fortzuzahlen, solange Beethoven der Bedingung, in Wien zu bleiben, wirklich genügte. Aber war hier mehr, als die vom Finanzpatent bestimmte Summe entwerteter Bankozettel zu zahlen?

Es lag keine positiv geformte Rechtsbestimmung dafür vor. Wäre es aber nicht grundsätzlich gerechtfertigt gewesen, wenn die Aufwertung dem Gläubiger Beethoven gewährt worden wäre?

In manchen Fällen ist es gestattet, manchmal sogar gesetzlich geboten, die Entscheidung eines Rechtsstreites nicht nach zwingend geformten Paragraphen, sondern nach richtiger Erwägung dieses besonderen Falles zu treffen. Auch Beethoven berief sich darauf, daß die von ihm gewünschte Aufwertung der schlecht gewordenen Bankozettel „im Geiste der Humanität und Großmut“ geschehen möge. Solchen Appell wird man gerne wohlwollend annehmen. Aber es ist nicht zu leugnen, daß dabei die Gefahr besteht, im Banne einer bloßen Redewendung stecken zu bleiben.

*

Wie Beethoven waren viele Tausende sonst durch den Staatsbankerott betroffen worden. Die ungünstigen Folgen ausschließlich auf den andern Teil, hier die Kinskyschen Erben, abzuwälzen, ohne selbst etwas von Nachteil auf sich zu nehmen, würde nach den eben gegebenen Richtlinien eines grundsätzlich richtigen Erwägens nicht haltbar gewesen sein. Es drängte alles auf eine Mittellinie hin.

In dem Falle unseres Beethoven handelte es sich um eine Freigebigkeit des Fürsten Kinsky. Hier dem Schenker allen Nachteil zuzumuten, der durch die Verschlechterung der Geldverhältnisse entstanden war, würde einseitig subjektivistisch, also unrichtig, gewesen sein. Wir können danach die Vormundschaftsbehörde nicht tadeln, wenn sie die zugesicherte Pension von 1800 Gulden nicht auf den fünften Teil nach dem Finanzdekret von 1811 zurückschraubte, sondern 1200 Gulden in Wiener Währung, nämlich den nun gültigen Einlösungsscheinen zusicherte. Die weitergehenden Ansprüche Beethovens drangen nicht durch, und jener Vergleichsvertrag wurde am 15. Januar 1815 gerichtlich endgültig festgestellt.

*

Die rechtliche Angelegenheit, die Beethoven am meisten Unruhe bereitet hat, ist die Vormundschaft über seinen Neffen. Sie beschäftigte ihn während der letzten zwölf Jahre seines Lebens fast ohne Aufhören.

Am 15. November 1815 starb Beethovens Bruder Karl mit 41 Jahren in Wien. Er war 1795 mit dem jüngsten Bruder Johann zu Ludwig nach Wien gekommen und ursprünglich auch Musiker gewesen. Dann wählte er die Beamtenlaufbahn und war zuletzt Kassierer bei der K. K. Bank-Hauptkasse. Der Verstorbene hinterließ eine Witwe, Johanna, geborene Reiß, Tochter des Tapezierers Anton Reiß, eines wohlhabenden Bürgers; und aus dieser Ehe einen neunjährigen Sohn, gleichfalls Karl mit Namen, dessen Geburtstag nach neueren Forschungen der 4. September 1806 war.

Einen Tag vor seinem Tode, am 14. November 1815, hatte Karl van Beethoven ein Testament errichtet, in dem er seine Ehefrau und seinen Sohn zu gleichen Teilen als Erben einsetzte und eine Reihe von Einzelbestimmungen traf. Für die nötige Vormundschaft über seinen Sohn hieß es dabei: „. . . Bestimme ich zum Vormund

meinen Bruder Ludwig van Beethoven.“ Noch an dem gleichen Tage verfügte der Versterbende einen „Nachtrag zu meinem Testament“: „Da ich bemerkt habe, daß mein Bruder, Hr. Ludwig van Beethoven, meinen Sohn Karl nach meinem allfälligen Hinscheiden ganz zu sich nehmen und denselben der Aufsicht und Erziehung seiner Mutter gänzlich entziehen will, da ferner zwischen meinem Bruder und meiner Gattin nicht die beste Einigkeit besteht, so habe ich für nötig befunden, nachträglich zu meinem Testamente zu verfügen, daß ich durchaus nicht will, daß mein Sohn Karl von seiner Mutter entfernt werde, sondern daß derselbe immerhin und in so lange es seine künftige Bestimmung zuläßt, bei seiner Mutter zu verbleiben habe, daher denn dieselbe so gut wie mein Bruder die Vormundschaft über meinen Sohn Karl zu führen hat.“

*

Ein neuzeitlicher deutscher Jurist könnte darüber erstaunt sein, daß bei dem Tode des Karl van Beethoven, da er eine Witwe und einen unmündigen Sohn hinterließ, überhaupt eine Vormundschaft eingerichtet wurde. Nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch für das Deutsche Reich tritt beim Tode des Vaters ohne weiteres die elterliche Gewalt der Mutter ein, und solange sich nun die Witwe nicht wieder verheiratet, kommt sie in den vollen Besitz der elterlichen Gewalt, bis zur Volljährigkeit des Kindes. Sollte die Mutter das Recht der Fürsorge für die Person des Kindes mißbrauchen, das Kind vernachlässigen oder sich eines ehrlosen oder unsittlichen Verhaltens schuldig machen, so hat das Vormundschaftsgericht die zur Abwendung der Gefahr erforderlichen Maßregeln zu treffen, wie es das auch schon dem Vater gegenüber bei dessen Lebzeiten zu tun hat.

Allein das ist für das Gebiet des Deutschen Reiches neues Recht seit 1900. Vordem war die erwähnte Rechtsstellung der Mutter nur in einigen kleineren Partikularrechten angenommen. Auch das Österreichische Gesetzbuch von 1811 ordnete in jedem Falle bei dem Tode des Vaters eine besondere Vormundschaft an.

Wenn in dem Testament des Vaters, hier des Karl van Beethoven, eine bestimmte Person zur Übernahme der Vormundschaft vorgeschlagen wird, so tritt der so Bezeichnete nicht schon mit dem Tode des Verfügenden ein, auch nicht mit der Ausführung des erbrechtlichen Teiles des Testamentes, sondern erst dann, wenn das Vormundschaftsgericht in Befolgung des letztwilligen Wunsches den Gewünschten als Vormund bestellt hat. Eine Bestellung durch den Testierenden selbst, wie im reinen römischen Recht, gibt es also nicht mehr, wenngleich das Gericht nur aus besonderen Gründen von dem Wunsche des Geschiedenen abweichen soll. Das Vormundschaftsgericht ist bei uns heute das Amtsgericht vom Wohnsitze des Mündels und war damals das „K. K. Niederösterreichische Landrecht“ (nach alter Bezeichnung „Recht“ gleich „Gericht“, erhalten in der Formel „von Rechts wegen“).

Infolge des Testamentes wurden nun am 22. November 1815 die Witwe Johanna zur Vormünderin, der Bruder Ludwig zum „Mitvormund“ bestellt. Damit hatte der letztere aber nicht eine ganz gleichberechtigte Stellung neben seiner Schwägerin, sondern war nach dem Österreichischen Gesetzbuch § 211 ff. mehr im Sinne eines „Gegenvormundes“ nach unserem heutigen Rechte gedacht, der den Hauptvormund bei der Vermögensverwaltung zu beaufsichtigen und bedingt einzugreifen hat. Das gibt wohl leicht Anlaß zu Eifersüchteleien und Mißstimmung. Aber auch die Gleichberechtigung mehrerer Vormünder über ein Mündel bewahrt vor solchen Unannehmlichkeiten nicht und führt sogar dazu, daß unter Umständen bei dem Versehen des einen der andere auch ohne verantwortliches Zutun in den Strudel mit hineingerissen wird. So denkt sich unser Deutsches Gesetzbuch den Fall gleichberechtigter Mitvormünder mehr als Ausnahme, während es ganz gut angeht, umgekehrt einen einzigen Vormund für mehrere Geschwister einzusetzen.

Im Falle Beethoven kam freilich die hauptsächliche Schwierigkeit aus persönlichen Unstimmigkeiten her, die von vornherein vorlagen. Schon sechs Tage nach der Bestellung durch das Gericht erhob Beethoven Einspruch gegen die Bestellung seiner Schwägerin als Vormund. Er beantragte, ihm die Hauptvormundschaft zu übertragen. Zur Begründung wies er auf den schlechten Lebenswandel der Frau Johanna hin, im besonderen auf deren strafrechtliche Verurteilung wegen Veruntreuung. Nach längeren Verhandlungen wurde am 8. Januar 1816 von dem Landrechte zugunsten Beethovens entschieden. Er wurde am 19. Januar als gerichtlich bestellter Vormund seines Neffen Karl in Pflicht genommen.

Wer mit Vormundschaftssachen zu tun hat, wird in alledem nichts Auffälliges finden. Der rührselige Vorwurf, daß Ludwig van Beethoven einer Mutter ihr Kind genommen habe, ist unverständlich angesichts der festgestellten Eigenart und Lebensführung der Johanna van Beethoven, wonach sie zweifellos zur Erziehung und Heranbildung des Knaben ungeeignet war.

Was aber konnte Beethoven, dem der Mündel nun gerichtlich zugesprochen war, mit ihm Ersprießliches anfangen, er, dem selbst Familie und Haus zu seinem schmerzlichen Entbehren fehlten? Er sah sich nach einem guten und zuverlässigen Pensionate um und wählte das Institut eines Cajetan Giannatasio del Rio, das in Wien als Privatschule für Knaben große Anerken-

nung genoß. Auch bei dem jungen Karl bewährte die Anstalt ihren Ruf. Er wurde trefflich behütet und betreut und in einer Krankheit bestens gepflegt. Besonders nahm sich die eine erwachsene Tochter Fanny, eine große Verehrerin der Person und der Musik Beethovens, des Jungen an. Die Mutter aber gab sich mit dieser Regelung der Angelegenheit gar nicht zufrieden. Fast täglich kam sie in das Institut oder suchte durch Boten den Jungen zu sich zu holen. Schließlich rief Beethoven, im Verein mit Giannatasio, das Gericht an und beantragte, die Witwe und ihre Abgesandten von dem unmittelbaren Verkehr mit dem Knaben auszuschließen. Das Gericht gab am 20. Februar 1816 dem Antrage statt, aber mit dem Vorbehalt, daß die Mutter ihren Sohn immerhin besuchen dürfe „in freien Stunden und ohne den Gang der Erziehung oder Hausordnung zu stören in Gesellschaft des von dem Vormund oder dem Vorsteher der Erziehungsanstalt zu bestimmenden Individuums“.

Es war jedoch nicht nur das Durchführen dieser Möglichkeit, das neue Schwierigkeiten hervorrief. Vielmehr war es ein wachsendes Mißtrauen, das Beethoven gegen das Haus Giannatasio faßte. Namentlich mögen es Beschwerden und Klagen des Neffen selbst gewesen sein, denen der Oheim zu viel Glauben schenkte. Seine Drohung, den Knaben aus dem Institute wegzunehmen, konnte Beethoven zunächst nicht verwirklichen, weil er keine andere passende Unterkunft für das Kind hatte, und er selbst in seinen schwierigen Vermögensverhältnissen, die wir oben kennengelernt haben, nicht in der Lage war, sich einen eigenen Haushalt einzurichten, in dem der Junge hätte bleiben können. In mehrfachem Briefwechsel wurden die Mißstimmungen gegen die Anstalt möglichst ausgeglichen.

Inzwischen suchte Beethoven seinen Neffen musikalisch auszubilden und freute sich über jeden Fortschritt des Knaben, wobei er namentlich Karl Czerny, den bekannten Klavierlehrer und Komponisten, zum Unterrichte heranzog. Obgleich nun Giannatasio durch die Klagen Beethovens über seine Geldsorgen gerührt, sich erboten hatte, die Kosten für Wohnung und Unterricht des jungen Karl herabzusetzen, so blieb Beethoven doch bei dem Entschlusse, seinen Neffen aus dem Institute wegzubringen und in seinen, des Oheims, Haushalt selbst aufzunehmen. Dieser Plan wurde am 24. Januar 1818 ausgeführt.

Der Plan erwies sich als verfehlt. Beethoven besaß keineswegs die Fähigkeiten, die zur Leitung und Ausbildung eines nicht leichtzunehmenden Knaben nötig gewesen wären, und die widerwärtigen Folgen, die das schlechte Verhältnis zu der Mutter mit sich führte, erwiesen sich immer ungünstiger. Zunächst wurde es mit Privatunterricht versucht, erst in Wien, dann bei einem Sommeraufenthalt in Mödling in der Knabenklasse des dortigen Pfarrers Fröhlich. Von diesem aber wurde Karl schon nach einem Monat entlassen, aus Gründen, deren Dringlichkeit nicht unwahrscheinlich ist. Aus den mißlichen häuslichen Verhältnissen und der unfreundlichen Beziehung zur Mutter her war das Gemüt des Knaben verdorben worden. Er führte häßliche Reden gegen die Mutter, gab im Religionsunterricht und in der Kirche Anlaß zu Klagen und neigte zur Unwahrhaftigkeit, auch seinem Oheim gegenüber. Karl wurde nun in das akademische Gymnasium zu Wien aufgenommen.

Nun meldete sich aber die Mutter in starker Weise wieder. Das Landrecht entschied zwar gegen ihren Antrag, die Vormundschaft ihrem Schwager zu entziehen, aber eines Tages entlief der nun zwölfjährige Knabe seinem Oheim und kam zu seiner Mutter. Diese gab zwar auf Verlangen des Vormundes das Kind sofort heraus, worauf Beethoven den Neffen zunächst wieder zu Giannatasio brachte; allein die gerichtlichen Verhandlungen rissen nun nicht mehr ab. Die Mutter machte durch ihren Verwandten, den Hofkonzipisten Hotschvar, eine Eingabe, die in ruhiger Weise gehalten war und sachlich nicht von vornherein der Berechtigung entbehrte. Sie ersuchte darum, daß ihr Sohn in das K. K. Universitäts-Konvikt in Kost und Erziehung gegeben werde. Die gänzliche Ausschließung der Mutter, hieß es in der Begründung, habe keineswegs in der Absicht des verstorbenen Vaters gelegen.

Diese Eingabe wurde nicht von der Schwelle abgewiesen und dürfte einigen Eindruck auf die Obervormundschaft gemacht haben. Es kam § 218 des Gesetzbuches in Betracht: „Die Person des Waisen soll vorzüglich der Mutter, selbst dann, wenn sie die Vormundschaft nicht übernommen oder sich wieder verheiratet hat, anvertraut werden; es wäre denn, daß das Beste des Kindes eine andere Verfügung erheische.“

So wurde nochmals am 11. Dezember 1818 eine Tagfahrt gehalten, an der alle Beteiligten, — Vormund, Mündel und die Mutter, — teilnahmen, und über die ein ausführliches Protokoll erhalten ist. Eine Einigung kam nicht zustande, da Beethoven namentlich gegen das Konvikt, weil es zu stark besucht sei, Bedenken äußerte.

Und nun kam ein Schlag für Beethoven, der ihn noch mehr, als manches sonst, aufregte. Das K. K. Niederösterreichische Landrecht war darauf aufmerksam geworden, daß Beethoven nicht adlig war. Beethoven gab das zu und fügte bei, daß er kein Adelsdiplom besitze. Die rechtliche Folge war die, daß über die hier fragliche Vormundschaftssache nicht das Landrecht, sondern der städtische Magistrat zu Wien zuständig sei. An ihn wurde am 18. Januar 1819 die Sache abgegeben.

Der Unterricht van Karl wurde nun in einem Institut von Josef Kudlich erteilt. Tatsächlich befand sich der Knabe damals bei der Mutter. Der Magistrat mag zu ihren Gunsten weiter auf Beethoven eingewirkt haben. Und Ende März 1819 legte dieser die Vormundschaft nieder.

*

Leider hörten die Sorgen und Aufregungen des Tondichters aus der Fürsorge für seinen Neffen nun doch nicht auf. Zunächst wurde der Magistratsrat Matthies von Tuscher zum Vormunde bestellt. Dieser erwog mit Beethoven und dessen Freunden den Plan, Karl nach Landshut in Bayern zu Professor Sailer zu bringen, wo er gut aufgehoben gewesen wäre. Der Magistrat hörte aber auf den Protest der Mutter und schlug die Entfernung des Mündels in das Ausland ab.

Karl mußte nun dem Institut eines Herrn Josef Blöchlinger anvertraut werden. Tuscher aber beantragte Enthebung von der Vormundschaft, „da sowohl die Menge der Amtsgeschäfte, als auch mehrere andere Gründe ihm nicht erlaubten, derselben weiter vorzustehen". Der Magistrat nahm sich jetzt der Sache etwas schärfer an und griff als Obervormundschaftsbehörde unmittelbar ein.

Das Ergebnis seiner Untersuchung war für Beethovens Vormundschaftsführung nicht günstig. Da man sähe, „was für Launen des Beethoven der Knabe bisher bloßgestellt war, wie er aus einem Erziehungsinstitut in das andere wie ein Ball hin und her geworfen wurde", so sollte die Vormundschaft nicht mehr Beethoven anvertraut werden. Es wurde vielmehr die Mutter als gesetzliche Vormünderin belassen und ihr der Stadtsequester Leopold Nußbick als Mitvormund beigegeben.

Beethoven widersprach und reichte auf ablehnenden Bescheid ein Rekursgesuch bei dem Appellationsgerichte ein. Dieses hob am 8. April 1820 die Entscheidung des Magistrates auf: die Mutter wurde ausgeschlossen, Beethoven und der Hofrat Peters zu gemeinschaftlichen Vormünden bestellt. Die Witwe appellierte an den Kaiser, aber durch Hofdekret wurde die Gerichtsentscheidung bestätigt, und die „Hofrekurrentin" mit ihrer Beschwerde abgewiesen.

Eine kurze Zeit hindurch empfand Beethoven eine große Genugtuung über seinen Sieg. Es hielt aber nicht lange vor. Die Schwierigkeiten, die der heranreifende Neffe bereitete, wuchsen. Seine Fortschritte im Wissen ließen zu wünschen übrig, in seinem Wandel kam er leicht unter den Einfluß nicht erwünschter Gefährten, — Beethoven konnte es schwer überwachen, wurde in seinem Schaffen unerfreulich behindert und litt bei dem Fortschreiten seiner Kränklichkeit und Taubheit unsäglich unter dem schlechten Verhältnis zu seinem Pflegebefohlenen.

Im Jahre 1823 bezog Karl die Universität, um Philologie zu studieren. Es führte auch nicht zu gutem Fortschreiten.

Nun betrieb es Karl bei seinem Oheim, daß er die Universität verlassen dürfe und in das polytechnische Institut eines Herrn Reißer aufgenommen werde, um sich auf den Kaufmannsstand vorzubereiten. Beethoven gab schließlich, sichtlich mit schwerem Herzen, seine Zustimmung. Aber Freude hatte er auch jetzt nicht an dem Fortschreiten seines Neffen. Die Verstimmung und Erbitterung wuchs in persönlicher Hinsicht, der junge Mann wurde immer verstockter gegenüber seinem Vormunde, der ihn vergebens durch ständige Ermahnungen und Zusprachen zu bessern suchte, ohne damit einen Erfolg zu erzielen. Karl fühlte sich gleichfalls unglücklich und in dieser gedrückten Stimmung machte er am 30. Juli 1826 einen Selbstmordversuch. Er schoß mit einer Pistole auf sich und verwundete sich am Kopfe, ohne tödlich getroffen zu werden. Der Verletzte wurde in das Allgemeine Krankenhaus gebracht, wo er genas.

*

Beethoven trug natürlicherweise eine neue, tiefe Erschütterung des Gemüts davon, die auch seinem musikalischen Schaffen selbstredend ganz ungünstig war. Mit Karl scheint aber eine innere Wandlung geschehen zu sein. Der Geistliche des Krankenhauses sprach geradezu davon, daß eine Bekehrung eingetreten sei. Beethoven selbst war anscheinend fast überrascht, wie liebevoll jetzt der Neffe sich gegen ihn verhielt, wie er bescheiden und doch dabei in der Sache klar und fest auftrat.

Der junge Mann wünschte nochmals seinen Beruf zu wechseln. Der an Stelle des früheren Vormundes jetzt als Mitvormund eingetretene Hofrat Breuning, der Freund Beethovens, vermittelte Karls Wunsch, zum Militär zu gehen. Breuning sprach mit dem Feldmarschall-Leutnant von Stutterheim und erwirkte es, daß Karl van Beethoven in das von jenem Offizier geführte Regiment in Iglau aufgenommen wurde.

Die militärische Zucht und Erziehung vollendete offenbar die guten Ansätze, die seit der Katastrophe sich gebildet hatten. Wir hören von jetzt ab überwiegend Gutes. Die ungünstigen Urteile, die Gerhard von Breuning — Sohn des vorgenannten Hofrates Stephan von Breuning — in dem Buche „Aus dem Schwarzspanierhaus" über Karl van Beethoven der Nachwelt überliefert hat, werden durch Berichte aus späteren Zeiten nicht mehr bestätigt, scheinen auch von vornherein einseitig, vielleicht übertrieben gewesen zu sein.

Der Schriftsteller Vancsa hat aus den Akten des K. K. Finanzministeriums ver-

schiedene Bemerkungen aus der Konduiten-Liste vom 20. November 1831 entnommen. Danach werden dem Karl van Beethoven Brauchbarkeit im Dienste, gute Kenntnisse, heitere Gemütsbeschaffenheit bei natürlichen Talenten nachgerühmt, und es wird besonders betont, wie er in und außer dem Dienste und namentlich mit seinen Untergebenen lobenswert aufgetreten sei. Spiel und Schuldenmachen kam bei ihm nicht vor. So rückte er ordnungsmäßig zum Fähnrich und zum Unterleutnant auf und hat sich längere Zeit als tüchtiger Offizier erwiesen.

Kleine Schwankungen der Folgezeit trüben das Bild nicht wesentlich. Und als er im Mai 1832 seinen Abschied nahm, wurde ihm die Beibehaltung des Offiziercharakters bewilligt.

Seine Bemühungen, eine Anstellung im Zivildienste zu finden, schlugen fehl. Er lebte fortan in Wien ruhig als Privatmann in glücklichen Familienverhältnissen. Da er seine Oheime Ludwig und Johann beerbt hatte, konnte er ein vielleicht bescheidenes, aber doch nicht sorgenvolles Dasein führen. Musikalisch soll er nicht ohne Talent gewesen sein und auf dem Klavier hübsch phantasiert haben.

*

Ludwig van Beethoven hatte diese Zukunft als hoffnungsvoll auch nicht im Geiste erschaut. Er hatte noch geholfen, den Neffen bei seinem Eintritte zum Militär auszustatten, war aber damals schon ein gebrochener Mann. Am 24. März 1827 schloß er die müden Augen für immer.

Über die Verlassenschaft wurde ein erbrechtliches Verfahren eröffnet und durchgeführt. Die darüber aufgenommenen Akten sind erhalten und weisen eine stattliche Zahl von Gläubigern auf, die alle aus Anlaß des Todesfalles an die Erbschaft etwas zu fordern hatten. Auch Verleger und andere an Beethovens Kunst Beteiligte meldeten sich mit verschiedenen Forderungen. Ein rechtliches Interesse verbindet sich mit der Betrachtung dieser Ausstände nicht. Anders steht es mit dem letzten Willen des Geschiedenen.

In seinem Testamente hatte Beethoven seinen Neffen als alleinigen Erben eingesetzt. Sein Rechtsfreund Dr. Bach war dabei zum „Kurator" ernannt, mit der Ermächtigung, dem jungen Mann einen Vormund auszusuchen, nach freier Wahl, mit Ausnahme des Bruders Johann van Beethoven. Da nach österreichischem Rechte die Volljährigkeit erst mit vollendetem 24. Lebensjahre eintrat, so wurde allerdings noch einige Zeit eine Vormundschaft nötig. Sie wurde zunächst von Bach und Breuning geführt; nach des letzteren baldigem Tode wurde Jakob Hotschvar zum Vormund bestellt. Besondere Verwicklungen scheinen nun nicht mehr eingetreten zu sein, auch von Unannehmlichkeiten mit der Mutter, Johanna van Beethoven, wird nichts mehr berichtet. Sie hat übrigens ihren Sohn Karl um zehn Jahre überlebt und ist 1868 in Baden bei Wien gestorben.

Noch kurz vor seinem Hinscheiden stellte man dem Ludwig van Beethoven aus seiner Umgebung her vor, daß bei einem bedingungslosen Anfalle der Erbschaft an den Neffen dieser die Möglichkeit habe, das vom Oheim erhaltene Vermögen doch seiner Mutter zuzuwenden. Namentlich sei dann möglich, daß Karl als Erbe nur den Nießbrauch behalte und die Mutter alsbald zur Eigentümerin erkläre. Beethoven gab dem Bedenken nach und verfügte noch einen Tag vor seinem Tode folgendermaßen: „Mein Neffe Karl soll alleiniger Erbe sein, das Kapital seines Nachlasses soll jedoch seinen natürlichen oder testamentarischen Erben zufallen."

Ein juristisches Meisterstück war das nicht. Es war nun bestimmt, daß Karl nur Vorerbe vor Nacherben sein solle, die Verfügung war das, was das Österreichische Bürgerliche Gesetzbuch § 608 eine „fideikommissarische Substitution" nennt. Aber es fehlte die Angabe einer bestimmten Person, die als Nacherbe eintreten konnte und jetzt schon bestimmte beschränkende Rechte gegenüber dem Vorerben gehabt hätte. Eine hemmende Rechtsfolge, nach der der jetzt als Erbe eingesetzte Neffe an der freien Verfügung über den Nachlaß gehindert gewesen wäre, trat nicht ein. Wenn Karl trotz dem genannten letztwilligen Verbote das erhaltene Vermögen seiner Mutter schenkungsweise überwiesen hätte, so war niemand da, der das hätte rügen und für sich hätte geltend machen können. Auch war ja nach jener Anordnung der Neffe gar nicht gehindert, seine Mutter testamentarisch zu seiner Erbin einzusetzen; und wenn er ohne Testament unvermählt und kinderlos gestorben wäre, so würde doch wieder seine Mutter als seine „natürliche" Erbin den von Ludwig van Beethoven herrührenden Nachlaß erhalten haben. Daß dieses nicht eintrat, lag nur daran, daß Karl in der Folge sich verheiratete und bei seinem Ableben Frau und Kinder hinterließ.

Den Ludwig van Beethoven begleiteten aber solche rechtlichen Verwicklungen bis zu seinem Ende. Mit bewegter Teilnahme folgt man in ihnen den Erlebnissen und — darf man sagen — den Leiden des großen Meisters der Tonkunst. Sie tragen dazu bei, Grillparzers tiefempfundene „Worte über Beethovens Grab zu singen", mitzufühlen, die er im März 1828 dem Beethovenschen Posaunenstücke, dem „Equale a quattro tromboni" (aus dem Jahre 1812) unterlegte:

„Du, dem nie im Leben
Ruhstatt war, noch Haus,
Ruhe nun, du Müder,
Ruh' im Tode aus.

Und reicht Freundesträne
Übers Grab hinaus,
Hör' die eignen Töne
Tief im stillen Haus."

Das Wunderland der Bienen

Von Alfred Schüßler

Mit acht Aquarellen von Wilhelm Heise

Wir beobachten eine Biene, wie sie sich zwischen den zarten, reinen Blütenblättern einer Blume wälzt. Nach kurzer Zeit schon ist sie über und über von Blumenmehl überschüttet. Mit Bewunderung beobachten wir, wie flink sie ihr bestäubtes Haarkleid mittels ihrer Bürsten fegt und den eiweißreichen Blütenstaub in den „Körbchen“ ihrer Hinterfüße verstaut, so daß es aussieht, als hätte sie sich rote, gelbe oder gar grüne Höschen, je nach der Farbe des gesammelten Blütenstaubes, angelegt. Der gleichfarbige Pollen (Blütenstaub), den die Bienen als Höschen in ihren Stock tragen, beweist uns, daß diese auf ihren Ausflügen jeweils nur ein und dieselbe Pflanzenart besuchen. Da aber beim Sammeln ihr Haarkleid, dem der Blütenstaub (männlich) der einen Blüte anhaftet, mit den Narben (weiblich) der anderen in Berührung kommt, tritt Fremdbefruchtung ein. Zum Dank für diesen Liebesdienst spendet die Blüte einen Tropfen feinsten Nektars, den sie der Biene in ihrem Kelche darbietet.

Man zählt ungefähr 4500 verschiedene Bienenarten. Der weitaus größte Teil davon lebt noch einsam, während wir nur einige wenige Arten kennen, deren sozialer Instinkt die einzelnen Glieder zu Kolonien zusammenschloß. Die Wissenschaft nimmt an, daß anfänglich alle Bienenarten, auch unsere heutige Hausbiene, einsam, d. h. ohne Gemeinschaft mit ihresgleichen, gelebt haben. Erst im Laufe der Jahrtausende haben sich die einzelnen Glieder gewisser Arten zu Gemeinwesen zusammengeschlossen. So gibt es gewisse Arten Holzbienen (Xylocopa), welche einsam leben, von welchen sich aber doch immer einige Exemplare an einem gemeinsamen Ort zum Winterschlaf zusammenfinden. Die Mörtelbienen (Chalicodoma), die Bürstenbienen (Dasypoda) und Ballenbienen (Halictus) vereinigen sich in zahlreichen Kolonien zum Nesterbau; doch jeder Ansiedler baut seine Wohnung für sich. Die gemeinsame Tat fehlt. Das Weibchen der Hummeln überwintert einsam. Aber in den ersten Tagen des März beginnt es sein Nest zu bauen, legt Eier, bebrütet sie, pflegt und ernährt die Larven und hat bald eine Schar Töchter um sich, die nunmehr die Brutpflege übernehmen und teilweise auch wieder selbst Eier legen. Die Gründerin der Kolonie bleibt jedoch die Hauptmutter. Im Herbst verschwindet die Kolonie wieder.

Was aber mag die erste Ursache des geselligen Zusammenschlusses unserer Honigbiene gewesen sein? Es ist der soziale Instinkt, der die einzelnen Glieder sich zusammenfinden ließ. Dieser Instinkt hat sich in Jahrtausenden so entwickelt, daß in den fortgeschrittenen Arten auch der Gedanke der Brüderlichkeit und der gemeinsamen Arbeit erwacht ist.

★

Arbeitsteilung ist oberster Grundsatz. Sie hat sogar die körperliche Entwicklung der Weibchen im höchsten Grade beeinflußt. Die Arbeiterinnen übernahmen die Pflege der Eierlegerinnen und bereiteten ihnen den Futterbrei, damit sie sich ganz dem Legegeschäft hingeben konnten. Die einseitige geschlechtliche Tätigkeit der Eierlegerinnen, die gute Pflege und überaus reichliche Versorgung mit vorzüglichem Futtersaft bewirkten eine besonders günstige Entwicklung der Geschlechtsorgane, so daß sie nach und nach zu immer reichlicherer Eierabgabe befähigt wurden — eine Königin kann täglich 2000 Eier und darüber legen, im ganzen 150 000 bis 200 000 Eier —, wohingegen Teile ihres Organismus, die sie nun nicht mehr gebrauchte, verkümmerten.

Heute findet man im Brutnest unserer Honigbiene (Apis mellifica) nur eine Eierlegerin, welche wir Königin nennen, die aber kein vollkommenes Weibchen mehr ist, da sie wohl Eier legen, diese aber nicht bebrüten und ihre eigene Brut nicht ernähren kann. Sie selbst lebt von dem Futtersaft, den ihr die Arbeiterinnen im Chylusmagen bereiten und darreichen. Auf sich allein gestellt, geht sie in wenigen Stunden zugrunde.

Die Arbeitsbiene ist ebenfalls ein einseitig entwickeltes Weibchen. Sie ist zwar unter gewissen Voraussetzungen imstande, Eier zu legen, aus denen jedoch nur Drohnen (Männchen) werden, da sie unbefruchtet sind. Eine Befruchtung der Arbeitsbiene kann aber infolge ihrer unentwickelten Geschlechtsorgane nicht erfolgen. Um so besser sind ihre Sammelwerkzeuge! Sie erbrütet die Eier, bereitet den Futtersaft für die Brut, schwitzt Wachs, führt die Waben auf, sammelt Nektar und Pollen usw. Während also die Königin den Eierstock darstellt, ist die Arbeiterin mit der säugenden Brust zu vergleichen. Auch die Arbeitsbiene kann heute nicht mehr einsam leben.

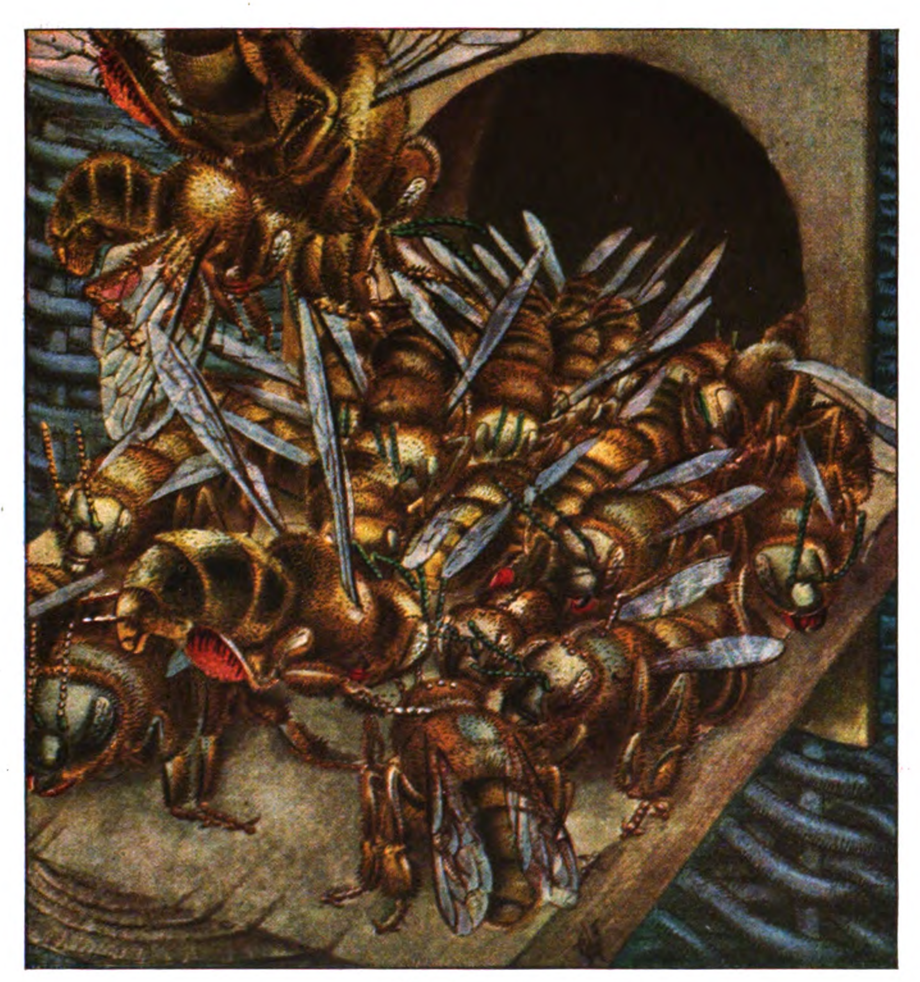
Die Drohnen, die nur in den Schwarmmonaten auftreten, haben den einen Zweck, die jungen Königinnen zu befruchten. Sie sind die Herren und lassen sich von den fleißigen Arbeiterinnen ein ordentliches Ränzchen anfüttern. Auch sie sind heute ebensowenig wie die Königinnen in der Lage, ihr Futter selbst zu suchen oder zu bereiten.

Die Bienenstadt

Da wir gewohnt sind, mit anderen Augen zu sehen als die Bienen, so ist es zweckmäßig, wenn wir uns im Geiste in eine Biene verwandeln, denn nur mit den Augen der Bienen vermögen wir die Bienenstadt richtig zu schauen.

Am Eingangstor des Stockes werden wir von den Wachen angehalten, die uns beriechen, mit den Fühlern betasten und erst passieren lassen, nachdem ihnen nichts Verdächtiges an uns aufgefallen ist. Die Wachen sind strenge Polizisten, mit einem feinen Spürsinn begabt und einer ausgezeichneten, gefährlichen Waffe versehen. Sie werfen sich tollkühn auf jeden fremden Eindringling, der seine Gier nach süßer Beute mit dem Leben bezahlt, wenn er sich nicht rechtzeitig vor flink zugreifenden Bienen rettet. Ist ein Feind zu stark, so daß er von einer Wache allein nicht bewältigt werden kann, so stößt diese einen eigenartig zornigen Trompetenruf aus, auf welchen sofort mehrere Wächter zu Hilfe eilen. Verstärken sich diese Trompetenstöße, so quellen die Reserven in Massen aus dem Tor und werfen sich auf den Feind.

Am Eingange fällt uns das sonderbare Benehmen einiger Arbeiterinnen auf: sie halten den Kopf gesenkt, spreizen die Beine, halten sich mit den Krallen fest und schlagen mit den Flügeln so rasch, daß man einen Luftzug verspürt. Es sind die „Ventilatoren“, welche, wie wir weiterhin feststellen, auch an den Zugängen der Straßen der Stadt Aufstellung genommen haben, um diese mit frischer Luft zu versorgen. Dieses Fächeln hat aber auch noch einen anderen Zweck. Durch den dadurch entstehenden Luftzug verdunstet das bei reicher Tracht mit dem Nektar eingetragene, überschüssige Wasser. Ein starkes Volk kann auf diese Weise in einer



Die Torwache

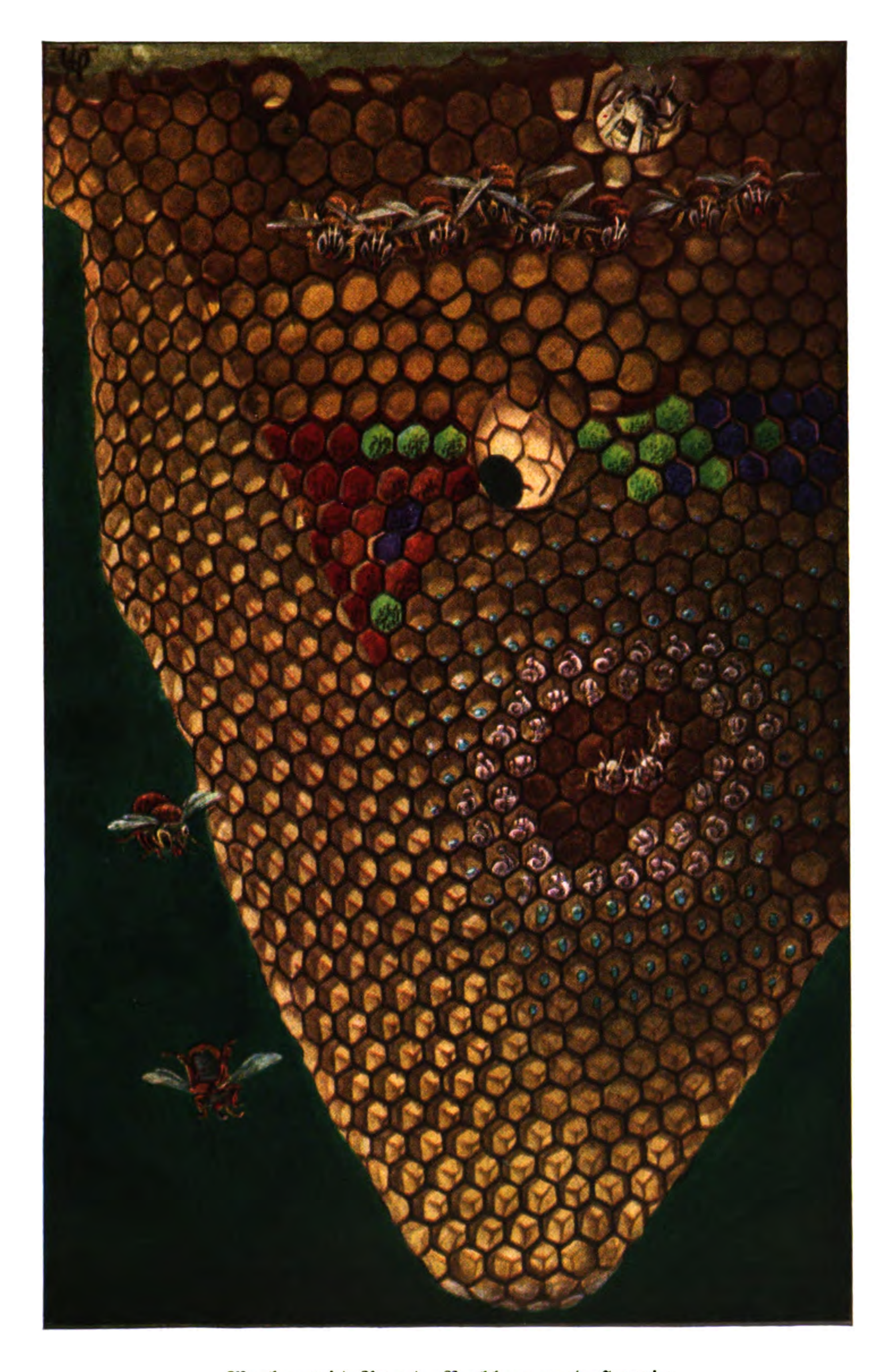


Die junge Königin sucht ihre Nebenbuhlerinnen

Nacht über anderthalb Kilogramm Feuchtigkeit aus dem Stocke schaffen.

Wir befinden uns nun in einem weiten Raum, der von mächtigen Mauern durchzogen ist, in welche zu beiden Seiten unzählige Kammern eingearbeitet sind. Die Bauten sind von oben nach unten ausgeführt. Sie hängen also von der Decke, bzw. von den Wabenträgern herab, reichen aber nicht ganz auf den Boden, so daß wir den weiten Platz der „Halle“ vollständig übersehen können. Eine ganze Anzahl Arbeiterinnen ist mit der Reinhaltung dieses Platzes beschäftigt. Jedes Stäubchen wird hinausgetragen, jede nicht passierbare Ritze sorgfältig mit Wachs überzogen oder mit Propolis (Kittharz) ausgestopft. Es ist schon vorgekommen, daß größere Tiere wie Mäuse und Schnecken in einen Stock eingedrungen und darin verendet sind. Hier reichte die Kraft der Bienen natürlich nicht aus, um diese schweren Körper aus dem Stocke zu schaffen. Aber die Bienen wissen sich zu helfen. Sie überziehen die Kadaver hermetisch mit Propolis und Wachs, so daß im Stocke kein Verwesungsgeruch entstehen kann. Diese „Sanitäre“ gehen sogar soweit, daß sie eine jede ihrer Schwestern, die im Stocke schwer verletzt worden ist, ohne Sang und Klang unbarmherzig zum Stocke hinauswerfen. Ja, der sanitäre Gedanke ist bei den einzelnen Bienen so stark entwickelt, daß sie sich, alt und gebrechlich, ins Freie schleppen, wo sie einsam und unbeweint sterben.

Eine Schildwache weist uns zum Bau der Königin. Die Zellen sind sechskantige Zylinder mit pyramidaler Basis. Der Boden der Zelle läuft nach unten spitz zu und setzt sich aus drei Vierecken, sogenannten Rhomben oder Rauten zusammen, und zwar derart, daß jede der Rhomben wiederum einen Teil der Basis von

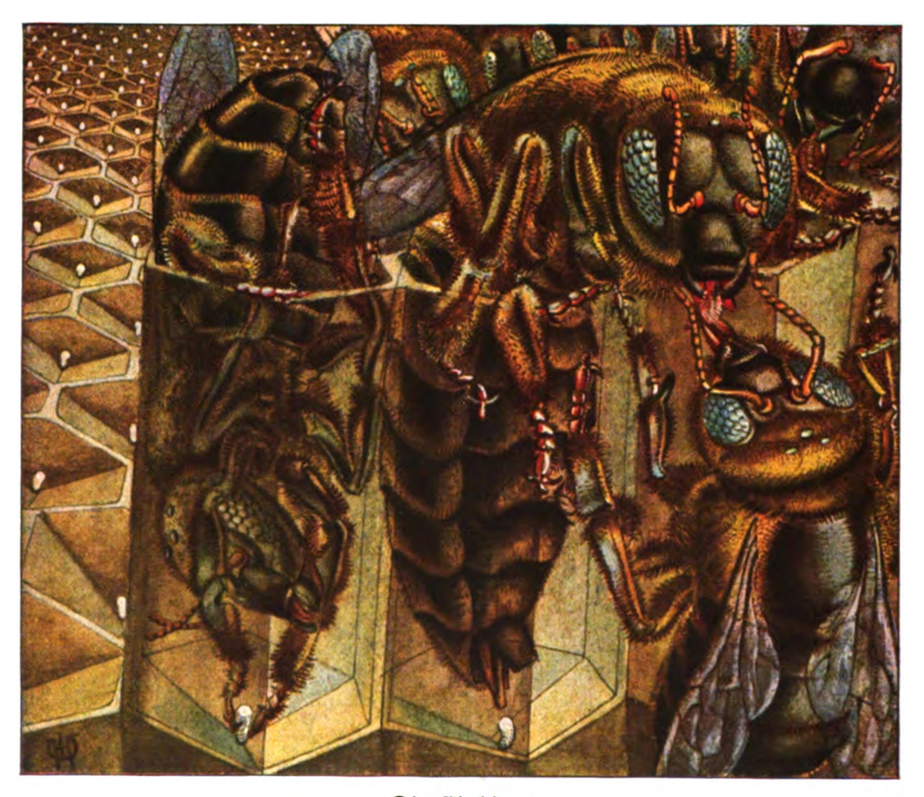


Wabe mit Brut, Pollen und Honig

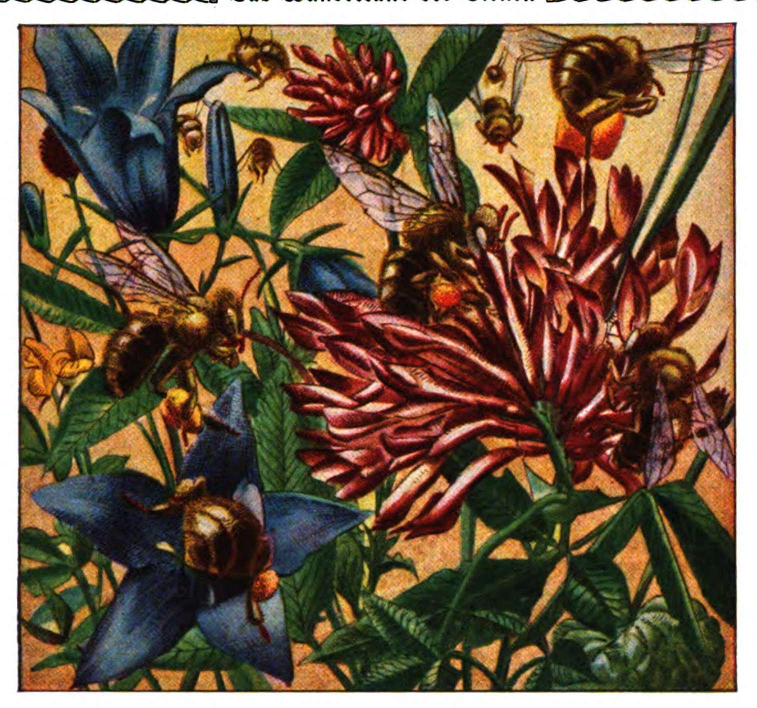
drei Zellen der Rückseite des Baues darstellt. Durch die sinnreiche Anordnung der Zellen wird einerseits erreicht, daß je eine der sechs Zellenwände gleichzeitig wieder eine Wand der zunächstliegenden sechs Zellen bildet, also der Platz vollständig ausgenützt ist. Anderseits wird aber dadurch, daß die drei Rhomben des Bodens je wieder einen Rhombus von drei gegenüberliegenden Zellen darstellen, eine gewisse Festigkeit des Baues erzielt. Kein Mathematiker hätte eine bessere Lösung, einen Raum auszunützen und den Bau stabiler zu machen, finden können.

Die nächsten Zellen sind bestiftet, d. h. es befindet sich in den Zellen je ein Ei, das ein kleines, weißes Stäbchen darstellt. Wir wissen, daß die Königin ihre Brutkreise spiralförmig zieht, folgen also diesem Gürtel frischgelegter Eier und stoßen bald auf einen Kranz junger, dicker Arbeiterinnen, in deren Mitte sich die stolze Majestät befindet. Soeben schickt sie sich an, den Kopf in eine Zelle zu stecken, da sie feststellen will, ob diese zur Aufnahme eines Eies vorbereitet ist und ob sich nicht etwa schon ein Ei darin befindet. Jetzt läuft sie halb darüber hinweg, krümmt den Hinterleib und senkt ihn tief in die Zelle, während sie gleichzeitig von den Ammenbienen betastet und liebkost wird. Nur einen Augenblick hat sie so verweilt. Sie zieht den Hinterleib langsam aus der Zelle, macht einige Schritte weiter, steckt den Kopf in die nächste Zelle und der Vorgang wiederholt sich. Es ist eine gewaltige Arbeit, welche die Königin zur Zeit der höchsten Entwicklung des Volkes zu leisten hat. Zwischenhindurch macht sie nur kleine Ruhepausen, in welcher ihr die jungen Ammen den königlichen Futtersaft darreichen, sie belecken und bürsten. Bedenken wir, daß die Königin in der Regel nur einmal in ihrem Leben, beim Hochzeitsausflug und vielleicht später noch einmal mit einem Schwarm, den Stock verläßt, sonst aber freiwillig auf Ausflüge in den sonnenbeschienenen, blumenreichen Anger verzichtet, so können wir ermessen, welches Opfertum die Königin zugunsten des Ganzen auf sich genommen hat. Wenn sie stirbt, beweinen 80 000 Waisen ihren Verlust.

Wir verlassen die Königin, steigen etwas höher und befinden uns am Rande eines neuen Zellengürtels. Die Zellen dieses Gürtels dienen als Wiege für die Larven. Die uns nächstliegenden beherbergen die winzigen, eintägigen Mädchen, welche sich aus drei Tage alten Eiern entwickelt haben



Die Eiablage



Honig- und Pollensammlerinnen

und bereits in dem von jungen Ammenbienen bereiteten Futtersafte liegen, von welchem sie zehren, bis sie nach etwa weiteren sechs Tagen so groß und dick geworden sind, daß sie beinahe die ganze Zelle füllen.

Wir schreiten weiter und kommen auf einen breiten Zellengürtel, der aber nur geschlossene Zellen aufweist. In diesen machen die Larven eine Wandlung durch: sie verpuppen sich, werden zu Nymphen, aus welchen die fertigen Arbeiterinnen hervorgehen, die nach zwölf Tagen „Einzelhaft“ die Deckel ihrer Gefängnisse kreisförmig benagen und den Zellen entschlüpfen. Die Arbeiterin braucht also zu ihrer Entwicklung vom Ei an gerechnet einundzwanzig Tage. Die Königin benötigt nur sechzehn, während zur Entwicklung der Drohnen vierundzwanzig Tage erforderlich sind.

Auch diesen Gürtel überqueren wir und kommen wiederum an offene Zellen, aus welchen uns der farbenreiche Blütenstaub entgegenleuchtet, den die Bienen so schön als „Höschen“ heimzutragen wissen. Er wird von den Bienen zusammen mit Honig und Wasser zu Futterbrei verarbeitet.

Nach Überquerung dieses Gürtels stehen wir vor dem Honigkranz. Die uns zunächst liegenden Zellen sind noch offen und angefüllt von dem durchsichtig-klaren, goldgelbleuchtenden Nektar. Durch Entziehung des überreichen Wassers müssen ihn die „Ventilatoren“ erst eindichten. Hat er die richtige chemische Zusammensetzung, so wird er umgetragen, d. h. er wird in dafür besonders hergerichtete, etwas höher ausgezogene Zellen gebracht, haltbar gemacht und mit weißlichen Wachsdeckeln verschlossen. Wie reinlich die Bienen dabei zu Werke gehen und wie antiseptisch die dabei verwendete Ameisensäure wirkt, geht daraus hervor, daß in einem gesunden Bienenstocke noch niemals verdorbener Honig gefunden worden ist.

Der Honigkranz schließt nach oben die Mauer ab; wir wenden uns daher seitwärts und stoßen auf eine Anzahl Zellen, deren Durchmesser viel größer ist als die bisher gefundenen: es sind dies die Drohnenwiegen. In einem Volke von sechzigtausend Arbeiterinnen gibt es unter normalen Umständen etwa dreihundert Drohnen.

Nun sind wir am Rande des großen Bauwerkes angekommen, das sich nach unten herzförmig verjüngt. Hier stoßen wir auf eine dichte Kette junger Arbeitsbienen. Es sind die Wachserzeugerinnen, welche sich in Kettenform, freischwebend, an das Bauwerk gehängt haben, um das Material zu einem Anbau zu liefern. Sie scheinen zu schlafen, so unbeweglich hängen sie aneinander. Doch da löst sich eine aus der Kette, klettert über die andere weg und macht sich an der Anbaustelle zu schaffen. Wir beobachten sie, wie sie den Hinterleib dehnt, und sehen an den vier unteren Halbringen je zwei Elfen-



Wachserzeugerinnen und Drohne

beinschüppchen hervorlugen, die sich als winzig-kleine, dünne Wachsblättchen entpuppen. Nun hebt sie ein Blättchen mit den Hinterfüßen ab, schiebt es in den Mund, zerkaut und knetet es, um es elastisch und haltbar zu machen, durchsetzt es mit Speichel zum Schutz gegen Schimmel, stellt es wieder her, fügt es endlich an die Mauer und feilt und hobelt mit den Oberkiefern so lange, bis die Stelle dünn und glatt genug ist. So sehen wir einen Anbau entstehen, der neue Drohnenzellen enthält. Aber was ist das? Neben diesen Zellen sehen wir die Maurer und Steinmetzen an großen, runden Näpfchen arbeiten, welche wir mit den Kübelchen der Eicheln vergleichen können. Das sind die Ansätze für die königlichen Wiegen. Erst wenn die Königin in diese Näpfchen ein Ei gelegt hat, werden sie zu langen Zellen ausgezogen, aus denen später die jungen Majestäten schlüpfen.

Mit Bewunderung erfüllt uns die weise Arbeitsteilung im Bienenstaate. Selbst die ganz jungen, soeben geschlüpften Bienen helfen schon mit, Wärme zur Erbrütung der nächsten Generation zu erzeugen. Sie sitzen auf gedeckelten Zellen und schlagen mit den Flügeln. Die etwas ausgereifteren sind mit der Zubereitung des Futtersaftes für Brut, Königin und Drohnen beschäftigt und beteiligen sich auch bald am Bauen, sowie an der Aufspeicherung und Haltbarmachung der Vorräte. Etwa acht Tage nach Verlassen der Zellen machen sie ihre ersten, kleinen Ausflüge, aber erst nach weiteren acht Tagen fliegen sie auf Tracht aus, um nun auch für anderen Arbeitsdienst (Wachen, Sanitätern) tauglich zu werden.



Der Drohnenritt

Der Schwarm

Ein sonniger Maientag.

Reich hat die überschwengliche Natur der Biene den Tisch gedeckt. Unermüdlich, von früh bis spät trugen sie den süßen Nektar und das kräftige Blumenmehl in ihren Stock, Vorräte häufend. Mächtig schwoll das Brutnest an. Bis es eines Tages an Raum mangelte. Da und dort waren an den unteren Kanten der Waben längst neue Drohnenwiegen errichtet und mit Brut beschlagen worden, so daß sich jetzt bereits eine größere Anzahl dieser zottigen, plumpen Männchen im Stocke befinden. Nun errichten die Arbeiterinnen Königinnenzellen.

Damit geht aber auch gleichzeitig eine psychologische Veränderung im Bienenvolke Hand in Hand. Das Volk, das bisher mit fieberhaftem Fleiß arbeitete, pflegt plötzlich der Ruhe; es wartet auf den Schwarm! — Es ist die zehnte Stunde am Vormittag. Die Sonne liegt warm in den noch taufrischen Gefilden, ein warmer, tiefer Ton liegt über dem Bienengarten. Doch da horchen wir auf: der Ton schwillt an und wird zum Schwarmgesang.

Hei, wie toll es jetzt auf dem Flugbrett zugeht! In rasendem Taumel stürzen die Bienen aus dem Tor. Der ganze Stock ist in Aufruhr. Und über uns, in der flimmernden Luft, da wogt's und wallt's und flutet's.

Aber nicht allzulange währt der festliche Reigen, denn die Bienen haben vor dem Auszug ihre Honigmagen ordentlich gefüllt, um in ihrer neuen Behausung für die nächsten Tage mit Nahrung versehen zu sein, und ermüden daher bald. An dem Aste eines Baumes wächst eine mächtige Traube aus lebenden, braunschwarzen Bienenleibern. Bald hat sich ihr auch das letzte herumschwirrende Bienlein einverleibt. Das ist der Augenblick, in welchem der Imker den Schwarm in einen Fangkasten wirft, worauf er in seine neue Wohnung gebracht wird.

Was ist die Ursache des Schwärmens?

Da im heutigen Bienenstaate weder die Königinnen noch die Arbeiterinnen vollentwickelte Weibchen sind, so vermag auch keine von beiden, auf sich allein gestellt, neue Generationen hervorzubringen. Wenn wir uns vergegenwärtigen, wie viele Kolonien jährlich an Hunger, Kälte und Seuchen, durch Verlust der Königin, durch zerstörende Eingriffe von Mensch und Tier eingehen, so können wir errechnen, daß unsere Honigbiene in absehbarer Zeit ausgestorben wäre, würden nicht die einzelnen Kolonien durch Abstoßen von Schwärmen neue Kolonien bilden. Also auch hier hat

sich die Biene den veränderten Verhältnissen angepaßt.

Die Drohnenschlacht

Die Schwarmzeit ist vorüber, und die Drohnen sind überflüssig geworden, da die junge Königin des Stockes längst befruchtet ist. Es ist die Zeit gekommen, da sich die Blumenkelche des Morgens später öffnen und des Abends früher schließen. Der Nektar fließt nicht mehr so reichlich wie im Mai und Juni. Daher wären die Arbeiterinnen froh, wenn sie der unnützen, faulen Fresser wieder ledig wären. Die Drohnen sind aber kräftige, ungeschlachte Gesellen, die wohl keinen Stachel besitzen, aber infolge ihrer überlegenen Kraft jeden Angriff der Arbeiterinnen leicht abschlagen. Doch die Arbeiterin ist schlau: sie weiß die Kraft der Drohne dadurch herabzumindern, daß sie diese hungern läßt.

Die vom süßen Nichtstun und überreicher, ausgesuchter Kost gepflegten und genährten prallen Bäuchlein schwinden bald, und die Kräfte nehmen ab. Jetzt ist der Augenblick gekommen, sich der Müßiggänger zu entledigen. Die Drohnenschlacht beginnt!

Die Drohne verläßt ihr Versteck, von der Arbeiterin durch Zerren und Kneifen dazu gezwungen. In ihrer Todesangst strebt sie dem Ausgang zu. Die Arbeiterin sitzt auf und reitet auf dem ängstlich brummenden, zottigen Gesellen zum Tor hinaus. Nun da sie nicht mehr abgeworfen werden kann, gelingt es ihr, den tödlichen Stich zu führen, der nur zwischen die Hinterleibsringe möglich ist. In steilabfallender Kurve landen Roß und Reiter im grünen Gras.



Die ausschlüpfende Brut

Eberhards denkwürdige Reise

Novelle von Fred Hildenbrandt

An diesem frühen Augustmorgen stand Eberhard ungeduldig, mit einer donnernd farbigen Krawatte, in einem stählernsteif und frisch gebügelten Anzug und mit knallrotem Gesicht am Fenster des väterlichen Arbeitszimmers und beugte sich weit hinaus. Hinter ihm auf dem Boden stand das kleine Köfferchen.

Über ihm, jenseits vom allzufrüh aufgescheuchten Getriebe des Haushaltes, schlief der Vater noch, der ihn, als er Abschied zu nehmen mit Gepolter an das Bett gerast kam, mit einem vergnügten und kameradschaftlichen Knurren entlassen hatte. Einen solchen Vater gab es nicht wieder auf der Welt. Das herrliche, breite und zerwühlte Gesicht, in dem die wunderbarsten Augen hell und groß standen, die tiefe Stimme, immer aufgelegt zu Krawall im Scherz und immer bereit, loszulachen wie ein dahinkrachendes Gewitter. Ein Vater, der die wunderbare Kunst verstand, seinem Sohne Kamerad zu sein bis ins letzte und doch niemals die in solchen Fällen hanebüchene Dummheit vieler Väter zu begehen, die letzte geheimnisvolle Distanz zu verwischen. Er war Eberhard Kamerad in allen und allen Dingen, aber irgendwo, ganz in der Ferne und in einem Bezirk, zu dem Eberhard niemals vordringen konnte, lebte der Vater allein und mächtig, lebte als Mann und als Mensch, dort begann das Geheimnis und dort war die Schranke aufgerichtet. Und auf diese Weise blieb jenes Fluidum zwischen beiden, das man kurzerhand als Respekt bezeichnen könnte.

Hinter Eberhard stand Gunna, er hatte sie am frühen Morgen aus der Stadt abgeholt, Gunna, mit dem blauen Schal um den Kopf, gelassen und fröhlich und etwas verschlafen schob sie die schwarzen Haare unter das dünne Tuch.

„Er wird pünktlich sein,“ sagte sie ruhig, aber ein kleines Glimmen in ihren dunklen Augen, von dem Eberhard nichts sah und das er auch hätte nicht deuten können, dieses Glimmen bedeutete, daß Gunna durchaus nicht so ruhig und so fröhlich im Augenblick war, als es den Anschein hatte.

„Ach,“ meinte Eberhard und dieses Ach war ein wenig feindselig, „du kennst ihn noch nicht genug. Wenn es ihm beim Aufwachen einfällt, daß er eigentlich keine Lust hat, dann kommt er einfach nicht.“

Gunna lehnte sich neben ihm weit aus dem Fenster. „Ich werde auf ihn warten, und wenn es Abend wird.“

Eberhard sah sie von der Seite an. ‚Ja, gewiß,‘ dachte er angestrengt, ‚sie wird auf ihn warten, und wenn es Abend wird.‘ Das wußte er, und obwohl er sich so immer eine richtige Liebe vorgestellt hatte, war er doch im Augenblick wütend über solche Demut.

Irvin hatte ihn eingeladen, vierzehn Tage lang im Auto mitzufahren, wohin, das sollte einzig und allein die Laune des Tages ergeben. So war Irvin.

Und Eberhard, der Achtzehnjährige, war mit Wonne dabei, um so mehr mit Wonne dabei, weil die Umstände Gunna und Irvin zwangen, diese Reise heimlich zu unternehmen, niemand wußte davon als Eberhard und sein Vater.

Irvin liebte Gunna, und Gunna liebte Irvin, und es sah so aus, als ob es eine jener großen Leidenschaften sei, die man selten bei anderen Menschen und leider noch seltener bei sich selber erlebt.

Eberhard war auf dieses Vertrauen sehr stolz, er fühlte nicht nur die männliche Verantwortung, die er damit zu tragen bekam, sondern er fühlte auch die Romantik dieser Verantwortung, und ihm war sehr wohl dabei. Er kannte die Liebe noch nicht, er kannte sie vom Hörensagen und vom Lesen, ein kleiner, untersetzter, hübscher Kerl, sportgewandt und mit guten Manieren. Er lief bereitwillig hinter dieser Liebe her, er bewunderte die beiden und betete sie an, und er liebte sie gleichermaßen, die eine und den andern.

Aus der Ferne kam das Morgengeläute einer Kirche mit schönen, tiefen, dunkelschimmernden Glockentönen. Gunna trat ins Zimmer zurück, ihr dunkles, schönes Gesicht bewegte sich im feierlichen Takt der Glocken scherzhaft hin und her, dann stutzte sie plötzlich und schwang sich aufs Fensterbrett.

„Er kommt,“ sagte sie leise.

Eberhard schoß blindlings zu seinem Köfferchen, schwang es in der Hand, eilte zur Türe und sprang die Treppen hinunter. Wenn Gunna sagte, daß Irvin käme, so hatte das seine Richtigkeit. Gunna hatte den sechsten Sinn in allem, was Irvin betraf. Sie wußte, wenn er mitten in der

Stadt unterwegs war zu ihr. Sie wußte in seinem Gesicht zu lesen, ohne zu zögern. Sie las aus seinem Atem und aus dem Heben eines Augenlides noch. Sie wanderte stumm und bescheiden mit seinen Gedanken, wohin sie auch gehen mochten, und sie sagte nichts davon. Sie diente ihm auch mit dem Geiste und ihrer ganzen Seele. Sie diente ihm mit jeder Faser ihres Lebens. Und sie blieb königlich dabei und ein aufrechter und kerzengerader Mensch. Sie war kein Girl, sondern eine Frau.

Aber wenn die Teufelchen sie juckten, war sie ein Girl. Sie spielte unübertrefflich jenen Typ des Mädchens, das in dieser Zeit herangewachsen ist und dem Manne angeblich gewachsen sein soll.

Gunna ging langsam hinunter auf die Straße. Es war noch niemand zu sehen, aber Eberhard wußte, daß es nur noch Minuten dauern könnte. Es dauerte nicht einmal so lange, denn im selben Augenblick, als Gunna aus der Gartentüre trat, schoß der lange, schmale Wagen, brennend rot, um die Ecke und stand lautlos vor dem Hause. Irvin am Steuer, das ernste Gesicht. Er war leicht angezogen, einen hellen Pullover, die schwarze Trikothaube über den Kopf gezogen. Er lachte ihnen zu, aber nicht ganz froh war sein Lachen.

Denn er war einer von jenen, denen ein Glück ohne jeden dunklen Beigeschmack und ohne jeden Stachel nicht gegeben worden war. Das hatte ihn nicht nur ernst, sondern, wenn man genau hinsah, sogar etwas blasiert gemacht. Immer war er von inneren Vorbehalten belastet. Immer schwelte ein heimliches Mißtrauen hinter allem, was er vom Gefühl her unternahm; niemals hatte sich Irvin vollkommen und ganz hingegeben und niemals über einem starken Gefühl vergessen, leise auf die Enttäuschung zu warten.

So war auch diese Liebe, die stärkste und süßeste seines Lebens, nicht ohne Trauer. Und es war merkwürdig an ihrer Liebe, daß es auch Gunna so ähnlich ging. Eberhards Vater sagte ihnen einmal, sie machten den Eindruck, als ob sie ohne Unterlaß Abschied voneinander nähmen.

Ihre Liebe war noch nicht sehr alt, und so sehr und so abenteuerlich waren sie verklammert, daß sie beide ahnten, diese Reise, auf welcher sie zum ersten Male ganz unabhängig waren, sei das letzte und schärfste Examen ihrer Liebe. Sie wußten, daß sie nach dieser Reise entweder für Himmel und Hölle einander verfallen wären oder auseinandergehen müßten, beides schien ihnen zerreißend schwer und unmöglich beinahe.

Gunna trat an den Wagen, neigte sich zu Irvin und küßte ihn auf den Mund. Sie sah ihn an und küßte ihn wieder und lange. Seine Lippen waren kühl und schmeckten nach dem Morgen.

Eberhard schüttelte Irvin beide Hände, erkundigte sich lebhaft nach dem Motor, von dem er keine Ahnung hatte, und kletterte dann unverzüglich auf seinen Sitz hinter den beiden. Gunna setzte sich zurecht und unter diesem Zurechtsetzen verstand sie das leise und zärtliche Legen ihrer linken Schulter an die rechte von Irvin. So waren sie gewohnt zu fahren.

Eberhard rumorte mit den kleinen Köfferchen und rief Irvin zu, es sei alles gut und in Ordnung. Irvin schwieg einen Augenblick, bevor er den Motor anspringen ließ. „Eberhard und ich beten immer eine Sekunde zu irgend jemand, ehe wir losfahren," sagte er lächelnd zu Gunna, aber sie merkte, daß es nicht nur Scherz bedeutete, und sie betete diese eine Sekunde Schweigen nicht etwa um den Schutz eines Engels, daß ihnen nichts geschehen möge, sondern sie bat blindlings in den blauen Himmel hinauf, es möge sie beide ein Gott füreinander erhalten, im Leben und bis in den Tod.

Eberhard hingegen betete richtig und gründlich, denn er war sehr jung und hatte noch allerlei vor, und da er wußte, mit welcher irrsinnigen Geschwindigkeit Irvin zu fahren pflegte, betete er offen und ohne Ziererei, es möge sein Leben nicht auf einer Landstraße unter diesem Wagen, an einem Chausseebaum oder in einem rücksichtslosen Graben geendet werden.

Und dann sprang der Motor an, Irvin grüßte mit der tollsten Hupe, die er unter vieren zur Verfügung hatte, einen Gruß an den Vater Eberhards hinauf, der auch wütend aus dem Schlafe fuhr, aber davon wußten die drei nichts, sondern sie versanken im Traume der beginnenden Fahrt.

★

Es schnellten die stillen Häuser vorüber, die Gärten, die frühen Milchwagen wie ein Traum, die Bäume wippten vorbei, und das Lied der Schnelligkeit wurde von dem tief und jubelnd dröhnenden Motor kräftig und sehnsüchtig angestimmt und mit Fanfarenfreude durchgehalten.

Die drei reckten die Köpfe höher, und die Stadt drehte sich hinter ihnen zurück und verschwand und verscholl. Die freien Felder tanzten nun zur Seite. Die Wiesen schwankten grün dahin. Die Sonne stand grell und riesengroß vor ihnen tief noch

am Himmel, und sie fuhren mitten in das göttliche Licht hinein.

Irvin saß tief über das Steuer geneigt. Mit schnellen Blicken streifte er heimlich das süße Gesicht von Gunna, die den Kopf auf die Rückenlehne gelegt hatte, die Augen weit offen in den Himmel. Manchmal huschten grüne Zweige und Wolkenschatten darüber. Sie atmete tief und hatte ein wenig beide Arme ausgebreitet. Irvin fühlte sein Herz weit werden, das war der Himmel dieses Mundes, der Himmel dieser reinen und klaren Stirn, die Süßigkeit dieser Augen und die Seligkeit dieser schönen Hände. Ihm schien es, als trüge sie vorsichtig und zart den Morgen vor sich her. Irvin ließ den Wagen fliegen. Sein war die Welt, und diese Welt war zum Zerspringen schön und voller Herrlichkeit.

Eberhard indessen hatte noch irdische Sorgen in Hülle und Fülle. Die kleinen Koffer zu seinen Füßen tanzten ihm an den Schienbeinen, und er verschwand von Zeit zu Zeit, um sie mit kräftigen Stößen zur Seite zu befördern. Alsdann hatte er noch Ärger mit seiner Haube. Er sah, daß die Kappe von Irvin knapp und dicht um den Kopf lag, seine hingegen sträubte sich an beiden Ohren und rutschte tief ins Gesicht. Nach einer Viertelstunde heftiger Anstrengung saß seine Haube. Eberhard wandte sich nunmehr den Dingen der Fahrt zu und erkundigte sich brüllend nach dem heutigen Ziel der Reise. Gunna, der die Ohren dröhnten, fuhr herum und sah verstört nach hinten, und Irvin zuckte bekümmert die Schultern. Das wisse er noch nicht, rief er zurück, und vorläufig sei es wichtiger, einmal die Stadt zu vergessen. Eberhard war zufrieden.

Nach einer Weile des Nachdenkens waren sie aber schon viele Stunden unterwegs. Irvin fiel ein, daß er in der nächsten kleinen Stadt, die unten im Tale nun mit vielen Schornsteinen und Wolken von Rauch auftauchte, einen Freund wohnen habe, bei dem sie gut die Nacht verbringen könnten.

⋆

Gegen Abend fuhren sie in die kleine Stadt ein. Sie hatten sofort einen kleinen Zwischenfall zu erledigen, denn Eberhard hatte einem Fuhrmann, der auf seinem Bocke schlief und die Peitsche sehr weit nach der Seite herausstreckte, diese Peitsche weggenommen. Es scheint nun nichts an Explosionen menschlicher Leidenschaften in der ganzen Welt der Explosion eines Fuhrmanns zu gleichen, dem man im Schlafe die Peitsche wegnimmt. Der Fuhrmann schoß augenblicklich aus dem Schlafe, stürzte sich mit einem anerkennungswerten Satz vom Bock auf die Straße und rannte unter einem Gewitter von Beschimpfungen hinter dem Wagen her.

Irvin hielt den Wagen an und stieg langsam aus, nahm Eberhard die Peitsche aus der Hand und ging dem Fuhrmann entgegen. Ehe dieser seinen Redestrom fortsetzen konnte, hatte ihm Irvin die Peitsche in die Hand gedrückt.

„Sie haben Ihre Peitsche verloren," sagte er ruhig. Aber der Mann war nicht willens, sich mit dieser Höflichkeit zu begnügen, sondern er machte Miene, mit der Peitsche etwas zu tun, was im allgemeinen der Beruf der Peitsche zwar ist, aber was in diesem Falle nicht am Platze war.

Gunna war hochgeschossen und sah her. Eberhard saß still, und seine Augen funkelten. Der Fuhrmann hob die Peitsche. Da griff Irvin gelassen den Mann am Handgelenk und nahm die Peitsche wieder ab. „Geben Sie sie wieder her," sagte er ruhig, drehte sich um und kam wieder zum Wagen.

„Es ist einer von Balthasars Fuhrleuten," sagte er lachend und stieg ein, indem er Eberhard die Peitsche wieder auslieferte.

Sie suchten nun das Haus des Freundes und fanden es rasch. Balthasar striegelte sich soeben für den Weekendausflug und empfing Irvin mit entsetzlichem Hallo. Er war gerade dabei, sich einen funkelnagelneuen Tiroler Buamanzug abbürsten zu lassen, funkelnagelneu die Lederhose, funkelnagelneu das große Messer im Schlitz an der Seite, funkelnagelneu das weiße Hemd, funkelnagelneu die brennendrote Krawatte, funkelnagelneu die Wadenstrümpfe und funkelnagelneu die Schuhe. Gunna schloß die Augen vor diesem Monstrum.

Balthasar war früher Ulanenoffizier gewesen. Seine Wohnung starrte von antiken und modernen Waffen. Immer umlärmte ihn ein Dutzend der frechsten und entzückendsten Dackelhunde, die er maßlos verwöhnte. Er ging lasch und etwas vornübergebeugt. Im ganzen war er ein prachtvoller Kerl, anständig, zuverlässig, aufrichtig und ganz im geheimen voller Romantik, wenn es auch nur Sehnsucht nach der Romantik war. Balthasars Frau war verreist, und nun genossen seine Dackel seine ungehemmte und seine alleinige Liebe. Er vergaß sie jedoch augenblicklich, als Irvin ins Haus brach. Irvin war ihm alles, was er unter Romantik verstand, und wenn er auch bisweilen versonnen und fluchend Irvins Lebenslauf und Lebensführung mit ansah, so liebte er ihn doch mit der ganzen

Zuneigung eines verschämten Herzens, das sich unter Schnoddrigkeit verbergen zu müssen glaubt.

Balthasar starrte Irvins Freundin lange und heimlich und aus den Augenwinkeln an. Nein, Gunna war nicht sein Geschmack. Sein Geschmack waren vielmehr lange, dünne und möglichst blonde Frauen, die gut tanzen konnten und möglichst wenig redeten. Aber dieses merkwürdige Mädchen mit dem merkwürdigen Deutsch, das ging ihm nicht ein. Doch als ihm Eberhard vorgestellt wurde, fand er sofort Gefallen an diesem jungen Manne. Dieser war durchaus nach seinem Geschmack, wohlerzogen, offen und korrekt und mit einem gutklingenden Namen behaftet.

Der Tiroler Balthasar war im übrigen entzückt über den plötzlichen Besuch und schlug vor, ohne langes Zögern sich aufzumachen und in das nahe Gebirge zu fahren, wo er seit einigen Wochen im Nebenbau eines Bauernhauses sich ein Wochenendhaus eingerichtet habe; das müßten sie sich ansehen und dort wollten sie über zwei Tage bleiben. Und ohne die Antwort abzuwarten, begann er einen militärischen Skandal mit Fräulein Amelie, seiner Köchin, die zu Tode erschrocken sich sogleich in Keller und Speisekammer stürzte und unendlich mit Einwickelpapier raschelte und Flaschen und Gläser schleppte, und Balthasar seinerseits verstaute die Angekommenen im Badezimmer, indessen er selber sich aus der Garage seinen kleinen Wagen holte, der mit Krachen und Gequietsche bald vor dem Hause vorfuhr.

Eberhard war begeistert von diesem Menschen und hatte bald die Karikatur übersehen, die dieser funkelnagelneue Tiroler vorstellte. Solche Töne kannte er noch nicht. Er war die ruhige Art von Gunna und Irvin gewöhnt und hatte sich sogar deren leise Art zu sprechen angewöhnt, aber im Grunde lag ihm viel mehr dieser laute und unbekümmerte Tiroler, und sogleich begann auch er, seine Stimme etwas zu heben und sie laufen zu lassen. Gunna und Irvin, die ihn kannten, sahen sich an und lachten und liebten ihn um solcher jungen Dinge willen sehr.

★

Nach einer halben Stunde fuhren sie ab, voraus Irvin mit seinem schweren Wagen, dann Balthasar mit seiner quietschenden Schaukel, in der neben ihm Fräulein Amelie saß und in der um die Beine und Hüften von Fräulein Amelie herum die Dackel ein rumorendes und unruhiges Dasein vollführten.

Wieder fuhren sie durch Sonne und Staub.

Plötzlich schrie Gunna hell auf und bat Irvin, zu halten, und als der Wagen stand, stieg sie aus und ging suchend die Landstraße zurück. Irvin sah ihr verwundert nach, und Eberhard schwang sich aus seinem Sitz, um ihr suchen zu helfen, obwohl keiner von den Männern wußte, was sie verloren habe. Balthasar kam herangewetzt und hielt ebenfalls. Auch er stieg aus und suchte und fragte, aber Gunna gab keine Antwort. Irvin bemerkte, daß sie ihn lustig und listig von der Seite ansah.

Die Dackel konnten sich diesen Zwischenfall nicht ganz erklären. Sie steckten die Schnauzen neugierig aus dem Wagen, jedenfalls war es ein interessanter Zwischenfall, und sie machten besorgte und bekümmerte Gesichter. Wer mit der verruchten Seele eines Dackels Bescheid weiß, wird wissen, daß diese Besorgnisse und diese Kümmernisse in ihren Gesichtern nichts anderes waren als Vorboten einer dreisten Unternehmung, und so dauerte es auch kaum eine Minute, da wimmelten aus dem Wagenrand, aus den Händen und Füßen von Fräulein Amelie ein Dutzend brauner und bellender und jauchzender Tiere, die über die Landstraße und in die Wiesen hineinjagten. Balthasar sandte einen unsagbaren Blick über die ausgebrochene Herde hin.

Nach einer Weile kam Gunna zurück, Balthasar an ihrer Seite. Sie lehnte sich bestürzt an die Wagentüre und schaute Irvin an. „Irvin!" sagte sie.

„Nun?" fragte er lächelnd.

„Irvin," sagte sie voller Trauer, „ich habe einen Jodler verloren."

„Was?"

„Ja, ich wollte soeben jodeln, und es ging nicht, weil mir der Jodler wegflog." Und sie stieg bekümmert in den Wagen.

Balthasars Gesicht war steinern. Balthasar kletterte wieder auf seinen Sitz und verging vor heimlichem Lachen. Balthasar schrie und pfiff seinen Dackelhunden, und nach einer guten halben Stunde konnte die Fahrt weitergehen. Gunna nahm die Hand von Irvin und kniff sie in die Innenseite. Sie gluckste leise und vergnügt vor sich hin.

★

Gegen Abend fuhren sie in das Gebirge ein. Es war sehr dunkel und die Wege waren sehr schmal und naß.

Oben auf einem Abhang lag das Bauernhaus und neben ihm eine Art Scheune, ein ehemaliger Stall, den Balthasar mit eigenen Händen zurechtgemacht, zurechtgemalt und zurechtverhängt hatte.

Es war ein Duft von tausend Jahren Moder darin. Die Wände waren grell übermalt mit bunten Farben, der Fußboden war zwar säuberlich lackiert, aber es gingen die Geister aller Bauerngerüche und aller Kuh-, Schaf- und Pferdegerüche darin um.

Balthasar zeigte ihnen die Scheune von oben bis unten, und sie wagten kaum zu atmen, weil ihnen der Moder- und Fäulnisgeruch den Rücken ohne Unterlaß entlanglief. Und Balthasar lobte sein Haus, und alle stimmten ein. Fräulein Amelie aber lärmte in der kleinen Küche rasend, um das Abendessen fertigzubekommen.

Balthasar saß draußen vor dem heulenden großen Hofhunde, der entsetzlich an seiner Kette tobte und die Zähne zeigte und wahnsinnig vor Wut war. Gunna kam, von diesem Lärm angelockt, aus dem Hause und ging sogleich nahe zu dem Hunde, der mit gesträubtem Felle sie erwartete. Sie kümmerte sich aber nicht darum, sondern streichelte ihn über den Kopf, und augenblicklich war er ruhig und duckte sich. Eberhard stand verwundert dabei. ‚Siehe,' dachte er, ‚warum gehorchen ihr die Tiere?'

Dann kam Irvin aus der Türe und ging zu den beiden, und Gunna entfernte sich sofort von dem Hunde, und es mag eine Heerschar kleiner Teufelchen in ihren Augen gewesen sein, als sie weit zurücktrat und herausfordernd sagte: Irvin möge bitte nicht zu dem Hunde gehen, er sei bissig und gefährlich.

Irvin sah sie einen Augenblick aufmerksam an. Wie gerne spielte sie mit ihm, dachte er und näherte sich sogleich dem Hunde, der ruhig und andächtig sitzen blieb. ‚Siehe,' dachte Eberhard, ‚ihm gehorchen auch die Tiere.' Und etwas gereizt ging dieser junge Mensch weg, indessen der Hund gehässig hinter ihm herheulte.

Es ist nicht verwunderlich, daß Eberhard in solchen Augenblicken gereizt war, aber dieses Gereiztsein war nicht Zorn, sondern vielmehr eine gewisse Art Heimweh, das viele junge Menschen mit Phantasie überfällt, wenn sie bemerken, daß irgend etwas, was sie sich erträumt haben, vor ihren Augen bei anderen in Erfüllung gegangen ist. Diese beiden merkwürdigen Menschen standen am Ende eines Weges, den er noch nicht gegangen war, und nach der schnellen Weise sehr ehrgeiziger junger Männer hätte er am liebsten das alles, was diese beiden mit dem Leben spielten, auch gespielt, aber er war dessen noch nicht fähig.

Und drüben am Abhang in der Nacht, das Gras war feucht und die Sterne kalt, warf sich ein junger Mensch auf die Erde und schluchzte in sich hinein, die Tränen liefen über sein Gesicht und über die Halme, seine Schultern zuckten, und das alles war ein unbestimmter und rätselhafter Schmerz, von dem er sich nicht zu sagen wußte, woher er käme und welchen Sinn er haben sollte.

Eberhard weinte fassungslos und sehr lange. Und es hätte ihm in diesem Augenblicke wenig geholfen, wenn man ihm gesagt hätte, daß dieser Weltschmerz und diese Tränen das Schönste nicht nur, sondern auch das Furchtbarste seien, was einem jungen Mann in diesem Alter geschehen kann. Es hätte ihn wenig getröstet, wenn man ihm versichert hätte, daß nach solchem Weltschmerz und nach solchen Tränen sich bisweilen große und erwachsene und sehr bedeutende Männer auf der Höhe ihres Lebens und ihres Ruhmes zurücksehnen.

Er hörte, wie sie nach ihm riefen. Er gab keine Antwort.

Dann ging in der kleinen Stube der stille, warme Schimmer der Lampe auf, Teller klapperten. Jetzt saßen sie beim Abendessen, Balthasar fragte nach Eberhard, aber Irvin und Gunna waren der Meinung, daß jeder in einem Wochenend tun und lassen dürfe, was er wolle, und Balthasar fand das zwar nicht richtig, doch er sagte nichts.

Nach einer Weile jedoch hob Irvin den Kopf und sah Gunna an. Sie nickte leicht. Irvin entschuldigte sich und ging hinaus. Er fand Eberhard im Grase liegen und ahnte, was da im Grase lag und schluchzte, nämlich ein kleiner, junger, unreifer Irvin von ehemals, und ohne ein Wort zu sagen, schlang er seine Arme um die Schultern dieses Kindes, und nun erst faßte Eberhard der ganze Schmerz des Lebens. Er warf sich herum und steckte sein Gesicht an die Brust von Irvin, aber indessen der ganze kleine Kerl zuckte und schütterte von Weinen, war es ihm, als ob sein Schmerz sich gewandelt hätte in eine unbestimmte und rätselhafte Süßigkeit und Bangigkeit.

Und nun weinte dieses Kind nicht mehr, weil es so traurig war auf der Welt, sondern weil es so schön war auf der Welt.

Irvin lächelte in die Sterne. ‚Das hier,' dachte er, ‚ist nicht einmal sentimental, sondern stark und schön und aus diesem Kinde wird schon einmal etwas werden.'

Nach einer Weile richtete sich Eberhard auf. Irvin streichelte ihn über den Kopf und ließ ihn allein. Drinnen in der Stube nickte er Gunna zu und setzte sich. Dann kam Eberhard zum Essen, und man muß

sagen, daß ihn der Weltschmerz nicht hinderte, sehr umfangreich zu essen.

Nach der Mahlzeit waren sie müde. Gunna und Irvin gingen schlafen, und Eberhard wanderte mit Balthasar ein wenig den Berg hinauf.

Balthasar erzählte von dem, was er am tiefsten erlebt hatte, vom Kriege, Eberhard hörte atemlos zu. Und dieser Ulanenoffizier erzählte in einer besonderen Weise vom Kriege, in einer Weise, die Eberhard auf das tiefste ergriff. Er erzählte von seinen sterbenden Kameraden, deren Bilder die Wände seines Hauses bedeckten und deren Anzahl aus seinem Reiterregimente riesengroß war.

Drunten aber saß Gunna im Ausschnitt des Fensters und sang leise vor sich hin, in einer fremden und unverständlichen Sprache anscheinend, aber Irvin, der still lag und zu ihr hinschaute, verstand sie wohl.

Draußen rauschte ein kleiner Bach. Aus den Ställen kamen dumpfe Laute, in den Bäumen wühlte der Wind.

Ach, sang sie, nun liegt er schlafend, und der Moder deckt ihn zu, Gespenster von Kühen und Schafen weiden in seinem Schlafe und wollen ihn erdrücken. Dann sang sie: Ich liebe ihn und ich möchte sterben gehen für ihn, aber wohin ich auch sterben gehen würde für ihn, immer wäre er vor mir da.

Irvin lauschte noch lange dieser geliebten, leisen und dunklen Stimme, dann schlief er ein.

*

Am andern Vormittage stand Balthasar auf einer Wiese unter hängenden Weiden und hatte die Angel im Wasser des kleinen Baches. Aber seine Gedanken waren nicht bei seinen Forellen, sondern sie waren bei den beiden, die hinter ihm im Grase saßen. Eberhard saß dabei.

Gunna war einen Augenblick vorher weggegangen und wiedergekommen. Sie hatte sich ein Kopftuch zurechtgemacht und sagte nun, sie sei das Marieche aus dem Dorf und suche eine verlaufene Kuh.

Irvin kannte diese Spiele. „Ach, gucke," sagte er verwundert, „du bist das Marieche. Bleib doch e bißche bei mir."

„Na, na," sagt das Marieche, „ich muß mei Kuh suche."

„Marieche," sagt Irvin, „die Kuh findste immer noch, setz dich doch e bißche zu mir." Und das Marieche geniert sich schrecklich. „Ich heirat' dich auch, Marieche," verspricht Irvin.

Schreit das Marieche: „Was? Sie wolle mich heirate? Sie kenne mich doch grad ei Minut!"

Sagt Irvin: „Ich heirat dich glei vom Fleck weg, Bobbelche."

Schüttelt das Marieche ernst den Kopf. „Na, na, Sie sehe ganz nett aus, lieber Herr, aber heirate tu ich Sie net, ich hab schon einen gern und den werd ich heirate."

„Wie," ruft Irvin entsetzt, „du hast schon einen gern? Wie heißt der denn?"

„Och," sagt das Marieche und senkt den Kopf, „der hot ein komische Name, der heißt Irvin."

Da springt Irvin auf: „Aber Marieche! Das bin doch ich!"

Und „Ja!" schreit das Marieche glückselig auf und wirft sich mit Wucht Irvin an den Hals.

So sind sie, diese beiden, und Balthasar wedelt nachdenklich mit der Angelrute. Und eine Weile später sitzt Gunna ernst und damenhaft im Grase neben Irvin.

„Was halten Sie von Herrn Irvin, Bodo?" Bodo schüttelt vornehm den Kopf.

„Ich weiß nicht recht, Gräfin," sagt er, „ein merkwürdiger und unzuverlässiger Mensch, unkorrekt und schlecht erzogen. Außerdem trägt er immer weiche Kragen."

Die Gräfin nickt bekümmert. „Er besuchte uns auf dem Schlosse unserer Ahnen," sagt sie vornehm, „und seine schlanke, aber edle Gestalt täuschte uns wohl."

Bodo fährt auf: „Sie lieben ihn doch hoffentlich mit nichten, Gräfin?"

Die Gräfin spitzt den Mund: „Bodo, seien Sie nicht ungehalten, noch verstimmt. Ich liebe ihn, obwohl meine gräfliche Mutter ohn Unterlaß Einspruch erhebt."

Bodo tanzt zierlich und aufgeregt im Grase herum.

„Gräfin," schreit er erbost, „seit Jahren biete ich ihnen mein Wappen und meine Hand, das Schloß ist gerichtet, die Lakaien in goldstrotzenden Uniformen . . ."

Die Gräfin erhebt sich und wirft die Schleppe hinter sich. „Bodo," sagt sie hoheitvoll und gleichgültig, „mehr als Freundschaft vermag mein Herz nicht für Sie aufzubringen, dennoch bitte ich Sie durchdringend, sprechen Sie nicht schlecht von ihm."

Und Irvin hat sich so hineingesteigert, obwohl er in keinem Sinne ein Schauspieler ist, daß er Gunna wie eine fremde Frau anschaut, und auch Gunna ist es so ergangen, daß er sie plötzlich in der Heftigkeit des Spiels wie einen fremden Mann ansieht. Sie haben das oft erlebt, daß sie durch solche Spiele plötzlich eine Wand

zwischen sich aufrichteten und daß sie nach dem Spiele nicht gleich wieder imstande waren, diese Wand umzulegen.

Nun aber schwenkte Balthasar eine Forelle an seinem Angelhaken, und da kamen sie wieder zu sich und sahen sich lachend an. Irvin war wieder da, und Gunna war wieder da. Eberhard aber war voll Entzücken diesem kindlichen Spiele und diesem kleinen Theater gefolgt und beschloß in seinem Innern, sich dieses Spiel zu merken, bis er selber mit einem geliebten Mädchen auf einer Wiese sitzen würde. Herrlich war dieses Spiel und aufregend.

Eberhard war sich nicht bewußt, daß er, seit er mit diesen beiden befreundet war, einen großen Teil seines ursprünglichen Wesens hatte in ihnen aufgehen lassen. Schon hatte er sich angewöhnt, in ihrer Sprache zu sprechen, und gewisse Wendungen wie sie zu gebrauchen. Schon hatte er sich angewöhnt, sich wie Irvin zu bewegen. In vielen Augenblicken sehnte er sich grenzenlos nach einem Mädchen, das so war, wie Gunna. In vielen Augenblicken sehnte er sich grenzenlos, so zu sein, wie Irvin.

*

Ein einziger Mensch ahnte die Gefahr, die dieses Kind damit bedrohte, das war sein Vater. Aber er hütete sich, mit Eberhard davon zu sprechen, sondern blieb nur aufmerksam und wach für seinen Sohn. Er wußte, daß diese beiden schon ein Vorbild sein konnten, aber nur für gewisse Menschen, und dazu gehörte sein Sohn nicht.

Gunna und Irvin lebten ein Leben, wie sie es wollten, rücksichtslos gegen alle Konvention und gegen alle Gesellschaft, dafür war Eberhard nicht geschaffen. Er wäre mit einem Mädchen von der Weise Gunnas nicht glücklich geworden und wäre zugrunde gegangen, wenn er so geworden wäre wie Irvin. Und die banale Weisheit, daß jeder Mensch sein eignes Leben leben muß, so wie ihn Gott und die Natur und das Schicksal eingerichtet haben, diese Weisheit wußte Eberhards Vater wohl, aber er sagte nichts davon zu Eberhard und sagte noch weniger etwas davon zu Gunna und Irvin.

Diese beiden liebten seinen klaren, jungen und doch romantischen Kopf, der sich so gerne in Überschwenglichkeiten verlor. Sie liebten, wenn er im Flusse schwamm wie ein Haifisch, aber bei all dieser Liebe duldeten sie nicht, wie sie es von keinem Menschen duldeten, daß er sich ihnen tiefer nähere, als sie wollten.

Auf dieser Reise jedoch gab sich Eberhard alle und jede Mühe, in das Haus ihrer Geheimnisse einzudringen. Er wußte es selber nicht, daß er ohne Unterlaß dabei war, einen Einbruch zu versuchen. Es war eine brennende Neugierde in ihm, teilzunehmen an ihrem Innersten und geheimsten Ineinander. Er verfolgte aufmerksam ihre Reden, die in einer sonderbaren, fremdartigen und gar merkwürdigen geistigen Sprache geführt wurden.

Er fühlte, daß er an eine Wand rannte. Er sah, daß es keinen Weg gäbe, ihnen ebenbürtig zu sein. Wenn er die männliche Klugheit Balthasars gehabt hätte, der dieselbe Wand um die beiden spürte, der aber mit Gelassenheit an ihr entlang ging und sich nicht weiter bemühte, über die Mauer zu sehen, so wäre er glücklicher gewesen.

Gegen Mittag an diesem Tage geschah es, daß Irvin plötzlich nach einer Unterhaltung mit Gunna aufstand und aus dem Zimmer ging. Gunna sah ihm mit großen und dunklen Augen nach, und es schien, als ob ihre Augen in diesem Augenblick schwärzer waren als sonst.

Einige Minuten später fuhr Irvin in seinem Wagen fort.

Balthasar schrie ihm nach. Nur Eberhard stand still dabei und sagte nichts. Gunna sagte leise: „Bitte seid nicht aufgeregt, er ist weggefahren, und ich weiß nicht, ob er wiederkommen wird."

Niemand fragte weiter, aber Balthasar schüttelte den Kopf und sah Gunna mißtrauisch an, auf alle Fälle, er stand zu Irvin, was auch vorgekommen sein wollte, und er ärgerte sich, daß durch dieses Mädchen sein Wochenend gestört worden war. Verstimmt zog er mit seinen Dackeln auf den Berg.

Gunna aber hängte sich bei Eberhard ein, und sie wanderten zusammen durch die Wälder. Lange redete Gunna nichts. Als sie aber begann zu sprechen, wußte sie selber nicht und Eberhard ahnte es zunächst keineswegs, daß sie nun die Mauer zum ersten Male, seit sie sich kannten, umlegte.

„Eberhard," sagte Gunna, „ich wünsche dir, wenn ich dir das Beste wünschen soll, das einem Menschen im Leben geschehen kann, ich wünsche dir eine solche Liebe, aber sie ist schrecklich und verhängnisvoll. Sie ist so, daß man zugrunde gehen kann an ihr. Hast du nicht bemerkt, daß wir eigentlich im tiefsten Grunde immer traurig sind? Wir sind immer traurig umeinander. Und wir wissen auch genau, warum wir traurig sind, aber wir wagen nicht, es uns zu sagen. Ich wage es nicht einmal, es mir

selber zu sagen. Jetzt aber sage ich es dir. Wir sind traurig, weil wir genau wissen, daß diese Liebe eines Tages ein Ende haben wird. Es wird sicher kein hartes Ende sein oder ein grobes, weißt du, wir werden nicht mit Grimm oder Zorn auseinander gehen, sondern wir werden uns leicht und wie ein Nebel voneinander lösen. Und ich weiß, daß wir nicht einmal Schmerz dabei empfinden werden, sondern daß es leicht und mühelos und ohne Qual sein wird. Es ist uns so bestimmt, verstehst du das? Und weil wir das wissen, sind wir traurig, abgrundtief traurig, abgrundtief traurig. Es wird dir komisch vorkommen. Es wird dir verstiegen und blöde vorkommen. Aber es ist so. Es ist gewiß so. Es ist das Merkwürdigste, was mir je in meinem Leben passiert ist. Und Irvin geht es ebenso. Wenn wir uns ansehen, schlägt unser Herz schneller. Wenn wir aneinander denken, läuft es uns heiß in die Augen. Wenn einer von uns für den andern sterben müßte, keiner von uns würde sich besinnen, sondern sterben gehen. Irvin ist für mich das, was ich mir erträumt habe, und ich bin das für ihn. Ist es nicht höllisch, daß wir beide wissen, daß es einmal zu Ende sein wird?

„Eberhard, das ist es. Das ist unsere Trauer, und deswegen ist Irvin, weil sie ihn wieder einmal gepackt hat, weggefahren, und niemand weiß, ob er wiederkommen wird. Du wirst sagen, daß immer das kommt, was man sich wünscht. Du wirst sagen, daß wir uns das einbilden und daß diese Einbildung so stark geworden ist, daß sie einmal Wirklichkeit werden wird. Aber wir haben niemals zusammen darüber gesprochen, Eberhard, niemals. Wir haben es uns nicht eingeredet und haben es nicht beschlossen, sondern es ist die Stimme in uns, diese fürchterliche, immerwährende, geheimnisvolle Stimme, die sagt es uns und die können wir nicht überhören, weißt du? Ach, es wird einmal zu Ende sein.

„Und das Schreckliche ist, daß wir dann immer Heimweh nacheinander haben werden. Ich werde ihn niemals vergessen können, und er wird mich niemals vergessen können, bis zu unserm Tode. So ist es. Und trotzdem fühlen wir das Ende kommen. Weißt du, was ich getan habe? Ich habe Irvin gebeten, uns zu töten, jawohl, ich habe ihn darum gebeten, und er hat sofort gewußt, warum ich das gesagt habe. Aber er wird es niemals tun, das weißt du. Und ich würde es niemals tun, das weißt du auch, ich weiß mir nicht zu helfen, Eberhard.“ Und Gunna, die schöne, stolze, stille Gunna warf sich plötzlich um einen Baum und weinte.

Eberhard stand stumm daneben. ‚Ach,‘ dachte er, ‚so habe ich gestern abend geweint. Und so also,‘ dachte er weiter, ‚ist diese Liebe beschaffen. So sieht sie aus. Ich verstehe sie nicht, nein, ich verstehe sie nicht.‘

Aber zugleich überkam ihn die Ahnung, daß es sich hier um etwas Kostbares und um etwas Edles handle, an das man mit Worten nicht rühren dürfe. Verwirrt versuchte er nachzudenken, was ihm Gunna eben gesagt hatte. Wie, diese beiden liebten sich und wußten, daß sie auf immer beieinander bleiben könnten, und wußten gleichzeitig, daß es einmal ein Ende haben werde? Warum denn nur, warum denn nur?

Nach einer Weile gingen sie zum Hause zurück.

*

Da stand der Wagen von Irvin.

Irvin saß auf einer Bank und rauchte eine Zigarette. Gleichmütig und gelassen. Und das Kind Eberhard wurde plötzlich über alle Maßen froh und ausgelassen. Nicht, weil Irvin wieder da war, nicht, weil er nun hinter die Wand gesehen hatte, sondern weil ihm plötzlich die Welt einfacher vorkam mit all ihren Geheimnissen. Es gab gar kein geheimnisvolles Glück, fabulierte er vor sich hin, nein, das gab es nicht. Es ist alles höchst einfach, sogar die Liebe.

Und Eberhard war von diesem Augenblicke an entlassen aus dem Zauber dieser beiden Menschen, weil er sie nicht begriffen hatte, als in diesem Augenblick des Hochmuts.

Und ohne daß es sein Vater ahnte, war sein Sohn gerettet. Durch Nichtbegreifen gerettet. Und indessen er sich von Irvin eine Zigarette erbat, kehrte sein ganzes Wesen wieder in sich selber zurück und er wurde, was er sein sollte und was ihm besser tat, als alles andere: ein fröhlicher, übermütiger, unbekümmerter, ungrüblerischer junger Mann, unbelastet und unbeschwert, mit blanken Augen und Lust zum Spielen.

Im Augenblick, als die Rätsel des Lebens sich vor ihm aufstellten, als er die verwirrten Zacken des Daseins hätte bis in den Himmel verfolgen können, schloß ihm ein Gott die Augen und machte ihn wieder zum Kinde.

Gunna und Irvin hörten sein Lachen beim Hofhunde. Siehe, dieser heulte ihn nicht mehr an, sondern ließ sich von ihm streicheln.

Spanien in Bildern deutscher Künstler

Zur Eröffnung der Ausstellungen in Sevilla und Barcelona

Von Univ.-Prof. Dr. Ernst Gamillscheg

Im Jahre 1929 sieht die Welt zwei spanische Ausstellungen: die Exposición Ibero-Americana in Sevilla und die Exposición Internacional in Barcelona. Die beiden Eröffnungstermine sind mit klugem Vorbedacht erwählt. Im März und April zeigt sich Sevilla in seiner schönsten Pracht. Im Maria-Luisen-Park, in dem ein Großteil der Ausstellung vereinigt ist, hängen um diese Zeiten die reifen Orangen an den Bäumen, das Grün ist noch in der ersten Frühlingsfrische, noch nicht bedeckt von dem Staub, der im Laufe des Sommers die Luft erfüllt, und die



Spanierin in der Loge. Gemälde von Otto von Wätgen
(Ausstellung der Galerie Flechtheim, Düsseldorf)



Sierra Nevada. Gemälde von Paul Sollmann-Granada

Feuchtigkeit der eben zu Ende gegangenen Regenperiode, durchtränkt von den Düften der jungen Blüten, verleiht dem Luftmeer eine unbeschreibliche Frische. Der Nordteil von Katalonien mit Barcelona als Hauptstadt zeigt dagegen sein schönstes Gewand im Monat Mai, so daß der Besucher der beiden Ausstellungen, der von Sevilla in den Norden zieht, zweimal in der günstigsten Jahreszeit die in ihrer Art verschiedene, aber gleich verschwenderisch schöne Natur auf sich einwirken lassen kann.

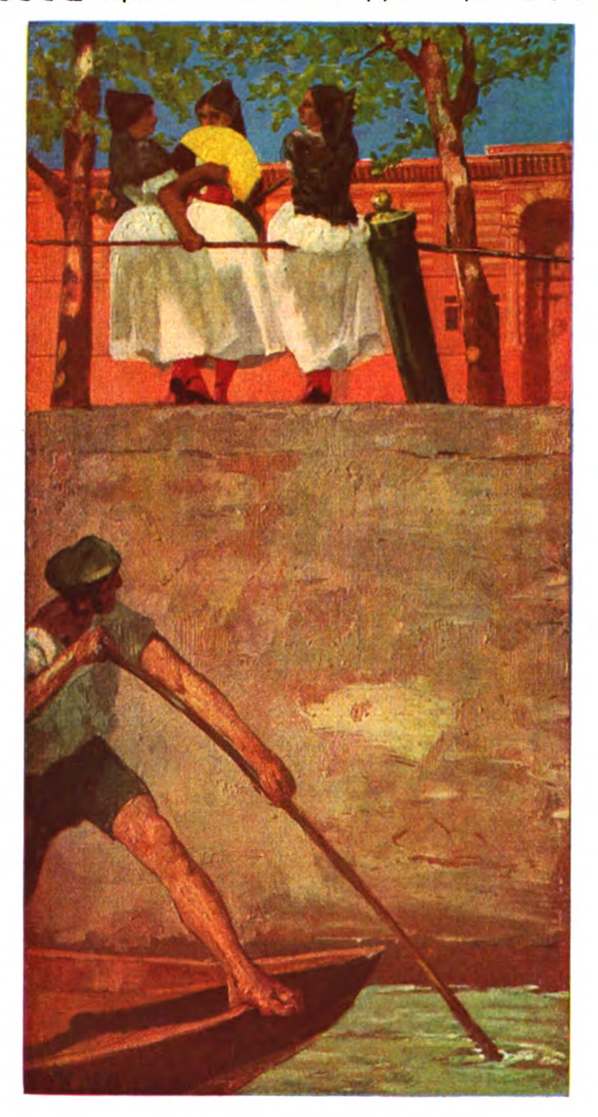
Die beiden Ausstellungen sollen nicht etwa den Wettbewerb zwischen Andalusien und Katalonien dem Weltpublikum vorführen, haben vielmehr die Aufgabe, ein möglichst vollständiges Bild von der Weltgeltung der spanischen Nation zu entwerfen. Beide Ausstellungen sind das Ergebnis jahrelanger Vorbereitung. Zum erstenmal tauchte der Plan einer Ausstellung in Sevilla im Jahre 1909 auf, als der Artilleriekommandant Don Luis Rodriguez Caso anläßlich einer patriotischen Feier dem Gedanken Ausdruck verlieh, die kulturelle Zusammengehörigkeit Spaniens und der südamerikanischen Republiken in der Form einer großen spanisch-amerikanischen Ausstellung öffentlich darzutun.

Der ganzen Entwicklung des von vielfältigen Schwierigkeiten gehemmten, aber endlich glücklich ausgeführten Planes entsprechend ist die Ausstellung von Sevilla eine ideelle, fast möchte man sagen, eine romantische Schöpfung. Spanien soll der Welt zeigen, was es in Vergangenheit und Gegenwart kulturell geleistet hat. Es soll gleichzeitig die politisch selbständig gewordenen ehemaligen Kolonien Spaniens geistig dem Mutterlande wieder näherbringen, die Ausstellung soll zu einer Fiesta de la raza werden. Tatsächlich haben auch die Regierungen sämtlicher ehemaligen Kolonien, Cuba mit inbegriffen, dem Appell des Mutterlandes Folge geleistet. Aus Gründen, die wohl mehr politische als innere Berechtigung haben, sind nur noch die Vereinigten Staaten in den Kreis der Aussteller mit einbezogen worden. Mit voller Erkenntnis der Tatsache, daß Spaniens Weltgeltung in erster Linie auf seiner künstlerischen Begabung beruht, ist die Darstellung der spanischen Kunst der Grundgedanke, der die ganze Ausstellung beherrscht. Ein ganzer Stadtteil mit den Parken Maria Luisa und Las Delicias, in die die vornehme Gesellschaft von Sevilla in den Abendstunden ihre Spazierfahrten



Auf Grecos Wegen: Der heilige Sebastian. Gemälde von Prof. Willi Geiger

zu unternehmen pflegte, ist künstlerisch zu Ausstellungszwecken um- und aufgebaut worden. Ein prächtiger Barockpalast mit weiten Galerien, mit in Keramik ausgeführten Bänken und tropischen Gartenanlagen schließt die Plaza de España ab. Die königliche Familie hat einen Ausstellungspavillon in streng gotischem Stil erbauen lassen. Die alte Kunst hat ihre Heimstätte in einem eigenen Palast, der in harmonischer Weise im Mudéjarstil erbaut ist, d. i. jenem Stilgemisch von gotischen, maurischen und Renaissanceformen, das für die andalusische Bauart zwischen 1450 und 1600 charakteristisch ist. Das große Casino de Sevilla, dessen Herstellungskosten



Spanischer Gondelführer
Gemälde von Max Klinger. Leipzig, Städtisches Museum

allein über 1½ Millionen Pesetas betrugen, zeigt das klassische andalusische Barock, und selbst die landwirtschaftlichen Ausstellungsgebäude ahmen den Stil der andalusischen Caserios nach, der großen Wirtschaftsbauten des südspanischen Grundbesitzes. Auch einzelne der Ausstellungsgebäude der amerikanischen Republiken zeigen die architektonischen Eigenheiten der Heimat, so die Argentiniens und Mexikos. Die meisten dieser Gebäude werden nach Schluß der Ausstellung Forschungs- und Sammlungszwecken dienstbar gemacht werden und bedeuten eine wertvolle Bereicherung der Stadt, die die Vermittlung zwischen den spanischen Völkern in ihre kluge Hand genommen hat.

★

Ganz anders ist der Geist, der über der Ausstellung von Barcelona schwebt. Barcelona hat von allen Städten Spaniens am meisten den technischen Geist der Gegenwart erfaßt. So liegt denn auch der Ausstellung von Barcelona kein romantisches Erlebnis zugrunde wie der von



Pferdemarkt. Gemälde von Georg Liebhart

Sevilla, sondern die Absicht, der Welt den technischen Fortschritt der Hauptstadt Kataloniens vor Augen zu führen. Ursprünglich bestand der Plan, im Jahre 1917 eine rein technische, in erster Linie elektrotechnische Ausstellung zu eröffnen. Aber der Krieg und später die Marokkokrise schoben die Eröffnung der Ausstellung immer weiter hinaus, die Ausstellungspläne von Sevilla nahmen immer greifbarere Formen an, und so mag denn das stark entwickelte aber berechtigte Selbstgefühl der Katalanen die letzte Ursache dafür gewesen sein, daß der Rahmen einer kleinen Elektrizitätsausstellung zu dem einer allgemeinen Weltausstellung erweitert wurde. Von der Opferwilligkeit dieser durch eigene Kraft, eigenen Fleiß groß gewordenen Provinz kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man liest, daß der Gemeinderat von Barcelona, einer Stadt von 750 000 Einwohnern, für die Ausstellung nicht weniger als 130 Millionen Pesetas, d. i. 90 Millionen Mark, zur Verfügung gestellt hat, so daß auf den Kopf der Bevölkerung eine Belastung von 120 Mark fällt.

Der eigentliche Kern der Ausstellung, die Industrieausstellung, ist also katalanischen Geistes. Sie ist wahrhaft international und wird zu einem Wettbewerb der Weltwirtschaft, die hier zum erstenmal nach dem Weltkrieg zusammentritt. Auch Deutschland ist hier vertreten. Der Grundgedanke dieses Teils der Ausstellung ist, zu zeigen, wie die modernste Wissenschaft bei dem wirtschaftlichen Aufschwung Spaniens beteiligt ist. Katalonien, das im Jahre 1922 über 100 000 Tonnen an Öl, Wein, Kork, Geweben, Schuhwaren und ähnliches exportierte, wird namentlich auf diesem Gebiet seine Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkt erweisen. Auch auf dem Gebiet des Sportes hat Katalonien den Anschluß an die Welt gefunden — so erfreuen sich z. B. seine Fußballmannschaften Weltruhms. Deshalb hat man sich auch entschlossen, neben die Industrieausstellung eine Sportausstellung zu stellen.

Katalonien ist, wenn es auch durch seine Sprache von dem übrigen Spanien getrennt ist, mit diesem durch hunderterlei kulturelle und geschichtliche Bande verknüpft, und diese Verbundenheit kommt in dem dritten Teil der Ausstellung zum Vorschein, der der Kunst und der Geschichte gewidmet ist. Staat, Kirche, Heer, öffentliche und private Vereinigungen stellen ihre Kunstschätze zur Verfügung, um ein Gesamtbild der spanischen



Toledo. Gemälde von Sepp Frank

Kunst zu entwerfen. Die besondere Kultur der Halbinsel von der Zeit der Iberer über die Römerherrschaft, das Gotenreich, die Periode der Mauren und die glorreiche Zeit der Reconquista bis heute wird in Panoramen, Bildern und Dokumenten dargestellt.

Wie in Sevilla die Verherrlichung Andalusiens als Leitgedanke der Ausstellung vorschwebt, so hier die ruhmreiche Zeit der Wiedereroberung des Landes durch die christlichen Reiche des Nordens, mit dem Nationalhelden Rodrigo Diaz de Vivár, dem Cid, dessen Andenken mit der zweitgrößten Stadt Kataloniens, Valencia, untrennbar verbunden ist. Die 40 Ausstellungspaläste und Pavillone, die in dem Park von Montjuich im Süden Barcelonas untergebracht sind, zeigen zwar Renaissance- und Barockmotive, sind aber im ganzen doch Zeugnisse der modernen Architektur und versuchen es gar nicht, den historischen Bauformen nahezukommen. Dafür ist im Park von Montjuich das Idealbild eines altkastilischen kleinen Städtchens entworfen worden. In den im alten Stil erbauten Häusern sind Verkaufsläden eingerichtet, in denen die Landesprodukte zum Verkauf ausgeboten werden; typische Formen des Rathauses, sowie eines in romanischem Stil erbauten Benediktinerklosters sind dort zu sehen; schließlich darf auch das spanische Kaffeehaus nicht fehlen, das im spanischen Leben die gleiche wichtige Rolle spielt wie etwa im geistigen Leben Wiens.

★

Beide Ausstellungen legen Zeugnis ab von der alten Kultur und dem Selbsterhaltungswillen eines hochbegabten, arbeitsamen Volkes, das durch ein Jahrhundert unglückseliger Geschichte im Reigen der europäischen Völker in den Hintergrund getreten ist. Nunmehr hat die Regierung das Wort. Sie wird dafür sorgen müssen, daß der Fremdenstrom, der sich im Laufe dieses Jahres über Spanien ergießen wird, sich als Gast und nicht als Objekt privater Ausbeutung fühlt. Vieles ist in dieser Beziehung schon in den letzten Jahren geschehen, bis in die Provinzhotels hinaus ist die ordnende, die Mißbräuche abstellende Hand der Staatsregierung fühlbar.



Volksfest in San Isidore. Ausschnitt aus einem Gemälde von Arthur Kampf

Deutsche Künstler in Spanien

Von Univ.-Prof. Dr. August L. Mayer

Seit den Zeiten des Mittelalters hat die Pyrenäen-Halbinsel ununterbrochen eine große Anziehungskraft auf deutsche Künstler ausgeübt. Was die Künstler dort suchten, war nicht wie in dem viel näher liegenden Italien das Land der klassischen Kunst, die Stätte ewigen Frühlings und behaglichen Lebens, sondern es war der Reiz des ganz unbekannten, halb märchenhaft erscheinenden Landes, es war die Romantik in stärkstem Maß, die all die deutschen Künstler den Wanderstab nach Spanien rühren ließ. Niederdeutsche Maler und Bildhauer haben in Sevilla und Cordoba seit Ausgang des 15. Jahrhunderts gewirkt. Schwäbische Meister arbeiteten prunkvolle Altäre in Arragon und in Valencia, deutsche Goldschmiede verbreiteten im 16. Jahrhundert allerorten den Ruhm deutschen Kunsthandwerks. Im 18. Jahrhundert war in Madrid kein Künstler angesehener und einflußreicher als der Sachse Raffael Mengs, und im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts haben unzählige deutsche Künstler aus dem Besuch spanischer Kulturstätten mannigfachsten Nutzen gezogen. Von den Malern der älteren Generation, die vor dem Kriege, ja schon vor der Jahrhundertwende zum Teil Spanien mit Nutzen bereist und von spanischer Kunst erhebliche Anregung gewonnen haben, seien hier nur Max Klinger, Arthur Kampf und Franz v. Stuck kurz genannt. Es darf auch hier noch flüchtig daran erinnert werden, daß Lenbach auf seiner frühen Spanienfahrt jene ungemein künstlerischen Landschaftsstudien in Granada gemalt hat, die jeden Besucher der Schackgalerie in Erstaunen setzen. Während des Weltkrieges sind eine ganze Reihe talentierter junger deutscher Künstler, denen der Weg zur Heimat abgeschnitten war, aus Frankreich nach Spanien geflüchtet. Sie haben mehr als alle anderen die ungemein deutschfreundliche



Zigeunerin. Gemälde von Carl Wuttke

Gesinnung und die wahre Neutralität der Spanier genossen, und mehr als einer hat Spanien gewissermaßen zu seiner zweiten Heimat erkoren.

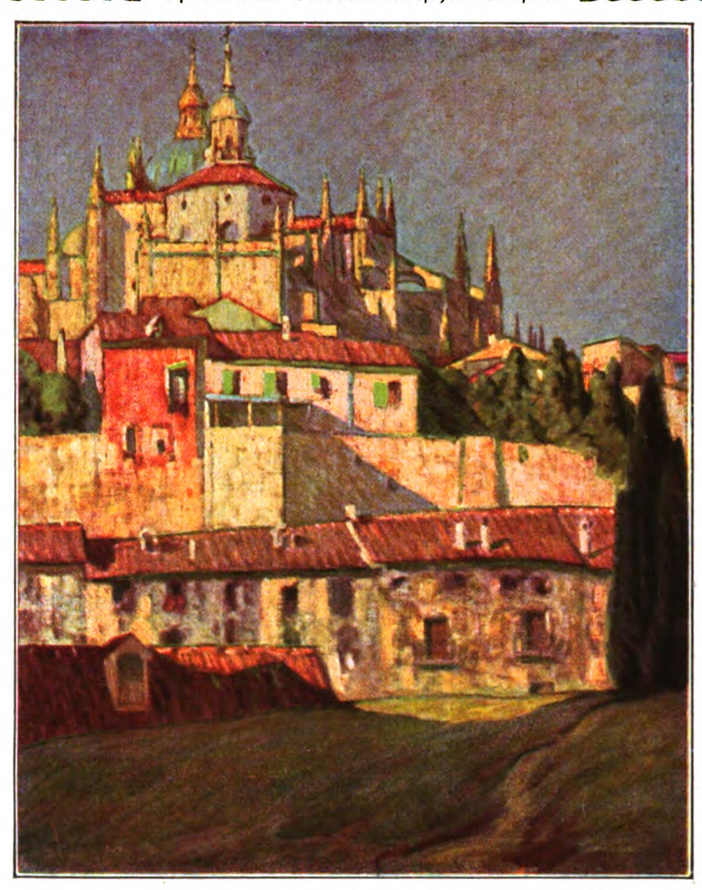
Trotz der in jeder Hinsicht sehr erschwerten Reisemöglichkeiten ist auch nach dem Krieg bei unserer jungen deutschen Künstlerschaft nicht nur die Sehnsucht, Spanien aufzusuchen, die gleiche wie früher, sondern manch wagemutiger junger Maler hat bereits das Land seiner Wünsche erreicht. Die außerordentliche Mannigfaltigkeit der spanischen Landschaften, Steppe und Paradies, Hochgebirge und Ebene am Meer, romantische Täler, moreske Städtchen, Felsennester mit Höhlenwohnungen und Siedelungen mit gepflegten Gärten, die Verschiedenartigkeit der Volkstrachten und Volkstypen, all dies spiegelt sich natürlich in den Arbeiten der deutschen Künstler wider. Es ist klar, daß alle Maler hier das rein Gegenständliche, das Motivische locken muß, und es ist interessant zu beobachten, wie die Künstler in ihren ersten Arbeiten, voll Begier alles Neue aufzunehmen, zunächst ihrer bisherigen Malart völlig treu bleiben. Dann aber geben sich die wirklich Ernsthaften ganz dem eigenartigen



Bildnis (Martina). Gemälde von Kurt Leyde

Charakter der Natur hin, suchen entweder den eigentlichen Augenreiz in Steigerung und Weiterbildung ihrer früheren Malweise festzuhalten oder sie versenken sich so sehr in das Wesentliche der betreffenden Landschaft oder der Person, daß in die Art ihrer Stilisierung spanischer Geist eingefangen wird. Nicht selten haben fremde Künstler die spanischen Maler selbst wieder zum Bewußtsein ihrer eigenen Kraft gebracht, nachdem mehr als ein spanischer Künstler geglaubt hat, seine Bilder in französischem Geschmack präsentieren zu müssen. Die jungen spanischen Maler, die namentlich vor dem Krieg auf deutsche Akademien kamen, wußten es immer besonders hoch einzuschätzen, daß die deutschen Lehrer sie nie auf eine gewisse Manier festlegen wollten, sondern bestrebt waren und auch heute noch bestrebt sind, die persönliche Art jedes Einzelnen zu fördern.

Von deutschen Künstlern, die vor dem Krieg in Spanien entscheidende Anregungen gewannen, ist wohl der Münchner Maler und Radierer Willi Geiger der bekannteste. Kein Spanier der neueren Zeit hat ihn in der Wiedergabe von Stiergefechtsszenen übertroffen. So sind denn

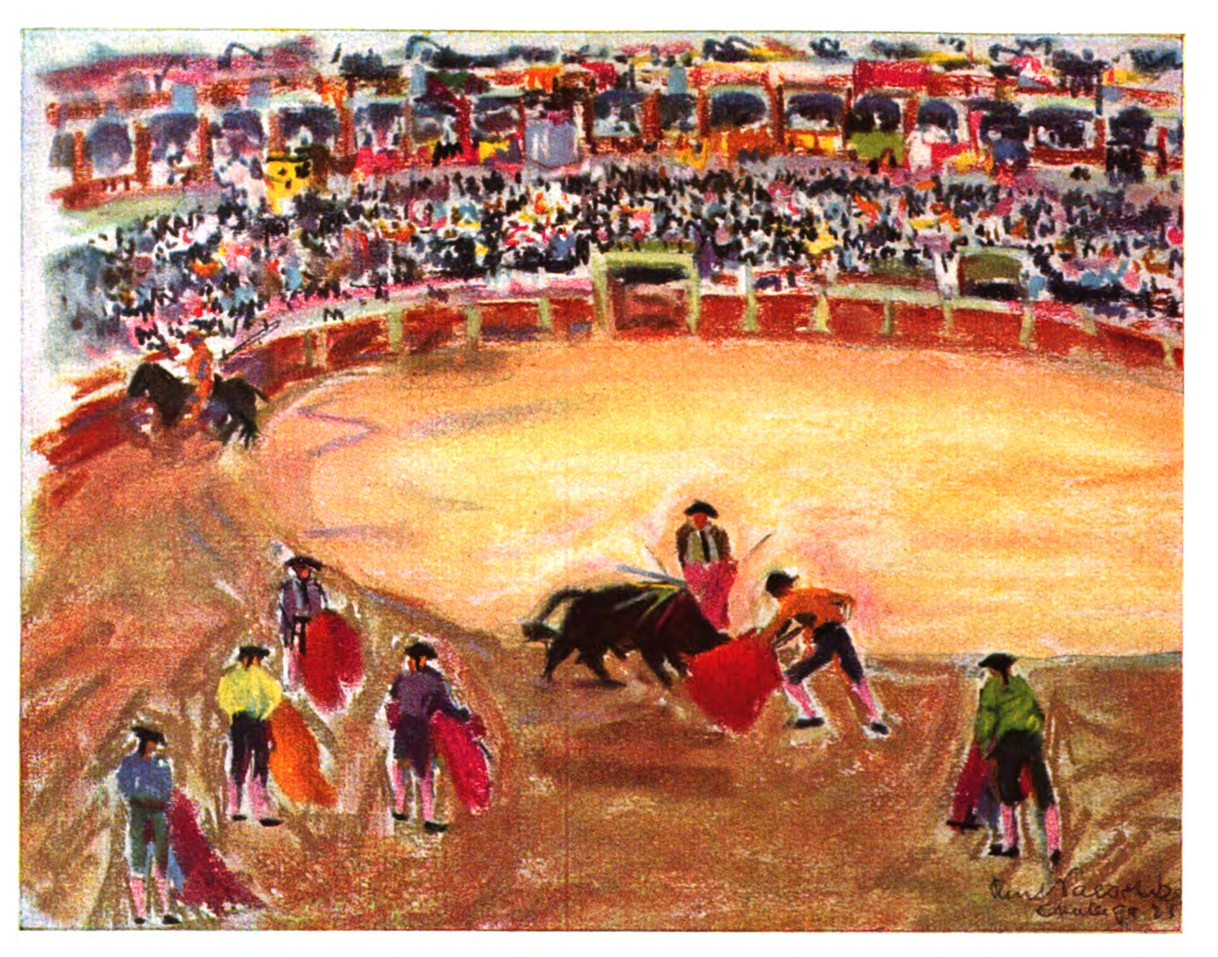


Segovia. Gemälde von Dr. Max Braumann

die zahlreichen Blätter des Künstlers, die sich auf das spanische Nationalschauspiel beziehen, auch in Spanien sehr geschätzt. Reizte den Künstler anfänglich das starke Leben, die heftige Bewegung, das Spiel von Licht und Schatten zu frisch impressionistischer Gestaltung an, so ist der Künstler in neuerer Zeit dazu übergegangen, das Wesentlichste und Charakteristische der Stierkampfszenen in einer Weise zu packen, die mit Nutzen das Beste aus den Lehren und Erfahrungen der expressionistischen Schule verwendet.

Als Maler hat Geiger am meisten sich an Greco geschult. Aber nicht die unmittelbar unter Grecos Einfluß entstandenen Bilder sind meines Erachtens die besten, sondern die, in denen Geiger diesen Einfluß allmählich verarbeitet hat. So scheinen mir auch die während einer neuerlichen Studienreise 1925 entstandenen Gemälde bedeutender als die aus früheren spanischen Perioden des Münchner Künstlers. Ganz besonders glücklich war die Zeit, die Geiger auf Teneriffa zugebracht hat. Hier sind neben stark farbigen und naturnahen Bildnissen und Landschaften eine Reihe schönfarbiger und originell komponierter Stillleben entstanden. Während des Krieges hat sich Kurt Leyde mit viel Erfolg mit der Darstellung spanischer Typen beschäftigt. Seine zurückhaltende, leicht impressionistische Art muß den Spaniern besonders sympathisch sein, gemahnt sie doch durchaus an die Schöpfungen der Sorolla-Schule, an Arbeiten aus dem Kreise Chicharros und von Lopez Mezquita. Georg Jockoll verleugnet auch heute nach neunjährigem Aufenthalt in Spanien noch immer nicht, daß er in die Schule von Lovis Corinth gegangen ist, weder in seinen frisch niedergeschriebenen Studienköpfen, noch in den breit und sicher hingesetzten Landschaften.

Der bekannte Münchner Radierer Sepp Frank hat seine spanischen Reiseeindrucke in



Stiergefecht in Sevilla. Pastell von Paul Paeschke



Spanische Landschaft (Insel Mallorka). Gemälde von Fritz Heubner

acht großen Radierungen festgehalten, die ganz von dem leicht theatralischen Pathos dieses Graphikers erfüllt sind und charakteristischerweise kastilische Stätten, Landschaften und Bauten schildern.

Der jetzt in Dresden tätige Günther Blechschmidt hat eine Reihe von Landschaftsbildern vor allem auch von der Insel Mallorka geschaffen, die mir zu den liebsten, von deutschen Malern in neuerer Zeit geschaffenen spanischen Ansichten gehören. In manchem schon etwas an Kokoschka anklingend, spielt das Motiv in gutem Sinn eine entscheidende Rolle. Kokoschka selbst ist vielleicht der bedeutendste Maler, der Spanien in der Nachkriegszeit aufgesucht hat, um sich dort Anregung zu holen. Seine vielleicht künstlerischste Leistung ist die Ansicht von Madrid, von einem Fenster des Palace-Hotels aus aufgenommen, von verblüffender Großartigkeit und Vereinfachung, dabei von größter farbiger Verklärung der nüchternen modernen Bauten.

Auf einen ganz anderen Ton gestimmt sind die zarten idyllischen Landschaften des in München tätigen Fritz Heubner, von dem die bayerischen staatlichen Sammlungen eine mallorkinische Landschaft erworben haben, die ganz vorzüglich die Gesamtstimmung dieser Landschaft zur Geltung bringt.

Etwas ähnlich geartet ist die Kunst des gleichfalls in Bayern ansässigen Georg Liebhart, der zu den originellsten Talenten gehört, die durch Spanien Anregung und Förderung ihrer ursprünglichen Begabung empfangen haben. Der S. 181 abgebildete „Pferdemarkt“ gibt eine gute Vorstellung von der Kunst Liebharts, die für mein Empfinden etwas außerordentlich Musikalisches besitzt.

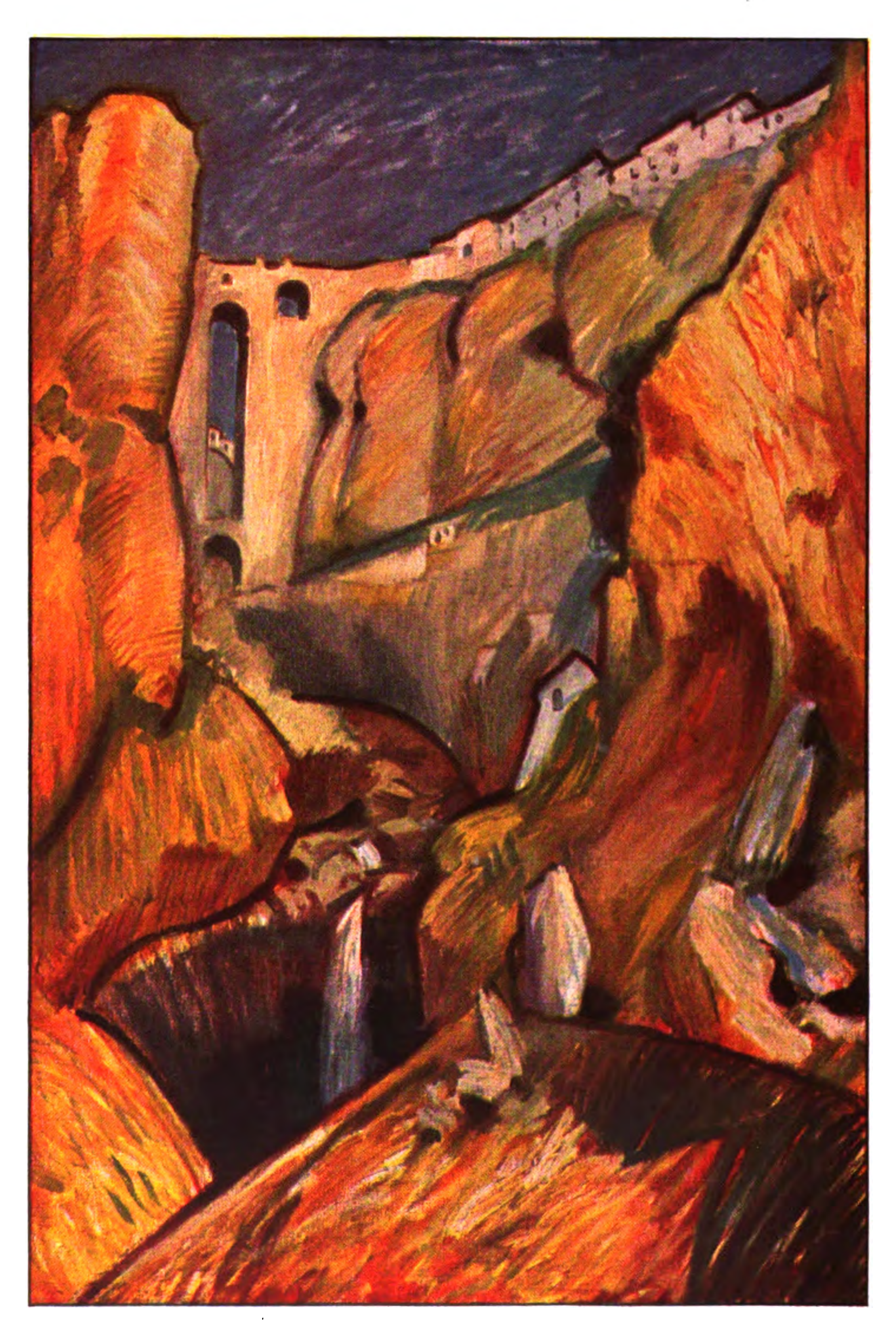
Wie Otto Boyer sich dem Stuttgarter Amandus Faure, der vor dem Krieg aus Spanien reiche Ausbeute sich geholt und im Geist der älteren deutschen Impressionisten neu gestaltet hat, sich anzuschließen scheint, so gemahnt die Art von Josef Goller in Dresden etwas an die des Stuck-Schülers Hanns Pellar, der vor dem Krieg die Tänzerin Tortola Valencia gemalt hat.



Spanische Bäuerin. Gemälde von Paul Thesing, Darmstadt

Der aus Bremen stammende Maler Rudolf Tewes, der vor dem Krieg in Paris ansässig war, hat seine Kunst in Spanien wesentlich zu steigern verstanden. Die französische Schulung verrät sich freilich, aber nicht zum Nachteil, noch heute in seinen Landschaftsbildern wie in seinen figuralen Darstellungen, die, alle wohl temperiert, ungemein taktvoll wirken. Der Künstler, der mit einer ungemein musikalischen Tochter des verstorbenen Malers Raimundo Madrazo verheiratet ist, hat durch seine Ehe die Beziehungen weiter geführt, die schon seit vielen Jahrzehnten zwischen Mitgliedern dieser alten spanischen Malerfamilie und Deutschland bestehen. Mit Tewes kamen bei Kriegsausbruch noch andere Deutsche nach Spanien, die inzwischen wieder in die Heimat zurückgekehrt sind; so der jetzt in Darmstadt wirkende Paul Thesing, der das Melancholische im spanischen Charakter besonders gut erfaßt hat, und der Rheinländer **Otto von Wätgen**, der in seinen höchst dekorativen und geschmackvollen Bildern auch die innere Harmonie verrät, die ihn mit seiner Gattin, der künstlerisch noch mehr interessierenden, für die Wiedergabe raffinierter Farbenklänge und zartester Formen besonders begabten Marie Lauencin verbindet.

Während Max Braumann und Paul Sollmann in ihren Landschaftsbildern den Reiz des Motivischen besonders unterstreichen, hat sich der seit Kriegsausbruch in Spanien tätige Hans Poppelreuter allmählich zu einem höchst persönlichen Stil in seinen Bildern wie in seinen Graphiken durchgerungen. Dieser ungemein strebsame Künstler verdient weit mehr Beachtung im künstlerischen Deutschland, als er sie bisher ge-



Große Schlucht des Tajo
Gemälde von Bernd Terhorst



Auffahrt zum Stiergefecht. Gemälde von Johannes Greferath

funden und in seiner großen Bescheidenheit gesucht hat.

Einen hübschen Anfangserfolg hatten vor einiger Zeit einige junge Münchner Akademiker in Madrid, S. Spitzner und B. Godron, Schüler von Becker-Gundahl, sowie B. Terhorst, aus der Habermann-Klasse. Der talentierteste scheint mir Godron zu sein. Aber auch Terhorst hat inzwischen gute Fortschritte gemacht. Gerade die hier abgebildete Ansicht der berühmten Schlucht des Tajo in Ronda beweist die Kraft des jungen Künstlers, dieses so oft gemalte Motiv durchaus neu zu gestalten.

Impressionistisch in gewissem Sinne die Kunst Corinths und Kokoschkas zugleich leicht in das Geschmackvolle hinüberspielend ist die Malerei des niederrheinischen Künstlers Johannes Greferath, der in seiner engeren Heimat längst volle Anerkennung gefunden hat. Ihm hat allem Anschein nach Spanien, das er erst als Fünfzigjähriger kennengelernt hat, besonders viel gegeben.

★

Da aus den Kreisen jüngerer Künstler immer wieder die Frage erhoben wird: ‚Wie komme ich am besten und billigsten heute nach Spanien und wie richte ich mir am besten meinen Studienaufenthalt ein?' so sei hier die Gelegenheit wahrgenommen, einige Fingerzeige zu geben. Aus verschiedensten Gründen ist der billigste und lohnendste Weg nach Spanien der zur See auf einem deutschen Frachtdampfer. Hier hat der Künstler Gelegenheit, an verschiedenen Stellen der Pyrenäen-Halbinsel, an den Küstenplätzen, wo der Dampfer anlegt, Studien zu machen, er kann die Reise zu Schiff bis nach Barcelona fortsetzen, wenn er es nicht vorzieht, schon vorher von irgendeinem der Landeplätze aus in das Innere vorzustoßen. Wiederholt hat es sich gezeigt, daß es für den Künstler nicht ratsam ist, zunächst in das teuere Madrid zu gehen und die Tätigkeit mit dem Kopieren von Bildern im Prado zu beginnen. Es gibt entzückende kleine Städtchen an der Küste wie im Inneren, die dem

„La reine! La reine!“ krächzte der Rabe plötzlich leidenschaftlich erregt. Er breitete die Flügel ein bißchen von sich, sein Gefieder schien sich zu sträuben, seine Augen funkelten. Wie ein wahres Raubtier sah er auf einmal aus.

Nun hätte ich freilich gerne mehr von diesem seltsamen Raben erfahren. Und man konnte sich denken, daß Herr Josti noch eine ganze Menge über ihn zu erzählen wissen mußte. Da wir alsbald sehr freundschaftlich miteinander verkehrten, hielt es nicht schwer, ihn dazu zu bewegen.

*

Die arme, unglückliche Tochter Maria Theresias war blutjung gewesen, als sie der Staatskunst zum Opfer fiel, indem sie Ludwigs XVI. Gemahlin und Frankreichs schöne Königin werden mußte. Erst siebzehn Jahre! Aber da es so weise eingerichtet ist, daß man die Abgründe des Schicksals nie aus der Ferne erkennt, und nicht die Labyrinthe von Finsternis und Schrecken sieht, in denen das Leben sich verlieren kann, so war trotz der Monotonie einer liebearmen Ehe der Himmel von Versailles und Paris reich an Licht und Sonnenglanz und gewiß nicht arm an Festen und Lustbarkeiten, an Lebensfreude und Übermut. Noch ein wenig Raum, noch eine Spanne flüchtiger Zeit war dem Flitter, dem Prunk, dem Vertrauen gegönnt, daß das Glück des Gottesgnadentums der Könige dauernden Bestand haben könne.

Trotz allem Glanz und trotz aller jugendlichen Heiterkeit, die das Wiener Kaiserkind aus der Heimat mitgebracht hatte, fühlte sich die Königin einsam und konnte über das Gefühl der Fremde nicht hinwegkommen. Darüber halfen ihr weder die Feste und Vergnügungen des Hofes, noch die ritterliche Anbetung, die ihr zuteil wurde, noch die vergötternde Anhänglichkeit ihrer Herzensfreundin, der Prinzessin von Lamballe, deren Leben der Königin gehörte und später auch dafür verwirkt ward.

Aus Einsamkeit und Heimweh kam es, daß außerhalb der Strenge des Thrones und der Etikette des Hofes die Königin sich in ihren eigenen Gemächern anders gab, als wie ihr Gemahl oder der Herr Hofmarschall oder die unnachsichtige Hofmarschallin und der übrige Hofstaat sie kannten. Oft genug wehte Sehnsucht und schwermütige Erinnerung über ihr junges Herz. Denn hier war doch alles fremd, die Sprache und die Menschen und der Himmel und die Luft. Marie Antoinette hat sich niemals ganz vertraut gemacht mit der neuen Heimat. Vielleicht weil sie in dieser von Anfang an als erbitterte Feindin verschrien war.

Vielleicht hat sie deshalb mehr als die Menschen die Tiere geliebt, die ihr dienten. Die stolzen Pferde und die prächtigen Hundekoppeln im Marstalle von Versailles, die herrlichen, majestätischen Pfauen, die in den Höfen der Tuilerien gravitätisch durch die Sonne stolzierten, daß ihr hoffärtiges Gefieder in blendenden Farben glänzte und prangte wie indisches Emailgeschmeide. Oder den Raben, der ihr einmal geschenkt worden war und der ihr damals so viel Spaß gemacht hatte. Jetzt freilich mußte man den förmlich versteckt halten und durfte ihn ja nicht reizen, sein unbedachtes Geschwätz hören zu lassen. Denn die Zeiten waren gefährlich. Die ersten Stürme der Revolution hatten schon über das Land gefegt.

Doch besonders geneigt war die Königin ihrem englischen Hündchen, und ihre vertraute Kammerfrau, Madame Campan, hatte alle erdenkliche Mühe, Trost zu ersinnen, als das liebenswürdige kleine Tier einem Unfalle zum Opfer fiel. Die Kunde von diesem Verluste drang bis an den Hof nach Wien. Der alte Staatskanzler des Kaisers, der galante und liebenswürdige Fürst Kaunitz, dessen Gedanken jetzt noch öfter nach dem brandenden Paris wanderten, schaffte Rat. Ein wertvoller junger Spaniel, ein reizendes Hündchen, den die Kenner für eine unerhörte Schönheit seiner Rasse erklärten, wurde durch einen eigenen Kurier nach Paris geschickt. Für so wertvoll und bedeutend hielt Kaunitz das Geschenk, da es der Königin eine kleine Freude bereiten sollte. Wie armselig mochte sonst ihr Leben sein! Die Königsherrschaft war nur mehr ein Mummenschanz, ein Spiel auf Leben und Tod. Welch finstres, schweres Gewölk hing bereits über ihrem Haupte; welch unheimliches Beben machte schon den Boden schwanken, auf dem der Quadernbau der Tuilerien noch aufrecht stand, seine marmornen Treppen und Korridore, seine Prunksäle, seine damastenen und seidenen und samtenen Gemächer, seine Schätze von Gold, Edelsteinen und Kunstwerken allerart.

Das Hündchen aus der Vaterstadt Wien war kaum eingetroffen, als Marie Antoinette es auch schon zu sehen begehrte. Madame Campan erhielt den Befehl, es recht unauffällig herbeizubringen. Und Madame Campan ging mit ihrem Patenkinde, der kleinen Madeleine Gibaud, die das Tierchen dann in ihrer seidenen Schürze geborgen hielt, und die zwei Frauen huschten über Nebentreppen und Seitengänge,

als gälte es Staatsgeheimnisse gefährlicher Art. Denn wo immer die erste Kammerfrau gesehen wurde, konnte man wissen, daß es mit einem Auftrage der Königin zusammenhing. Und schon jetzt wurde jeder Schritt mit Mißtrauen gedeutet.

Am nächsten Tage erhielt Madame Campan einen noch verfänglicheren Befehl. Marie Antoinette wollte den Boten aus Wien sehen, und er sollte ebenso unauffällig zu ihr gebracht werden wie gestern das Hündchen. Madame Campan überlegte und unterrichtete dann Madeleine Gibaud, da sie selbst nicht die Begleiterin des fremden Mannes sein durfte. Und Madeleine entledigte sich ihrer Aufgabe tadellos, wenn auch klopfenden Herzens, trotzdem sie schon über ein Jahr Madame Campans Zögling war und die Gunst der Königin genoß. Vielleicht klopfte ihr Herz auch nur darum, weil sie in Gesellschaft eines hübschen, jungen, fremden Mannes so geheimnisvoll ihren Weg zu den Gemächern der Königin nehmen mußte, wobei sie ein- oder zweimal, da sie sich mit dem Fremden doch nicht anders verständigen konnte, flüchtig seine Hand ergreifen mußte, um ihn richtig zu führen. Eine große, feste, ehrliche Hand.

Stumm, in militärischer Haltung, stand er alsbald der Königin gegenüber. Sie betrachtete ihn mit neugierigen Blicken, plötzlich so bewegt, daß sie nicht gleich ein Wort hervorzubringen vermochte. Denn dieser Mensch kam aus Wien! Aus Wien, aus Wien —! Eine hohe Flutwelle von Erinnerungen, eine Lichtwelle von viel Glück und Frohsinn, von Jugend und Schönheit rauschte durch ihr Herz, auch eine warme Woge von Sehnsucht. Nur mit Mühe beherrschte sie die Ruhe ihrer Augen, in die ein feuchter Schimmer schoß, und fand endlich gemessene Worte. Aber Madame Campan, deren Verbleiben die Königin gewünscht hatte, sah und erkannte die Bewegung, in der ihre vergötterte Gebieterin sich befand, und ohne ein Wort von der fremden Sprache zu verstehen, fühlte sie, wie diese Bewegung sie selbst ergriff, weil sie gleich tief und stark sein kann, in den Königen und in den Bettlern, trotzdem es nichts als ein bißchen armes Heimweh ist!

Die Erscheinung dieses jungen Menschen, sagte sich Madame Campan, kann wohl Vertrauen erwecken und Heimweh auch. Er ist groß, gerade gewachsen, breit in den Schultern, stramm in der Haltung, er ist hübsch und gebräunt, er hat gutmütige, offenherzige Augen und einen heiteren und doch sehr festen Ausdruck. Ehrerbietig, aber ohne Ängstlichkeit, gibt er Antwort auf die Fragen, die die Königin stellt. Er ist dreißig Jahre alt, er heißt Josti. Er hat Soldatendienst getan, als Kürassier unter Feldmarschall Laudon. Da ist er sogar bis an die Grenze der Türkei hinabgekommen. Er ist dann verabschiedet worden, weil er von Beruf Jäger gewesen und der Herr Oberstjägermeister ihn als Piqueur haben wollte. Das sei er heute noch. Er macht der Königin den Eindruck, ehrlich, klug und verläßlich zu sein.

Nun fragt ihn die Königin, ob er wieder heimkehren oder etwa hierbleiben wolle — denn ihr Bruder, der Kaiser, hätte ihm dies anheimgestellt. Und sie setzt hinzu, daß sie sich freuen würde, einen Landsmann unter ihren Leuten zu haben.

Dieses Wort schlägt mahnend an das Ohr des schlichten Mannes. Mit einem unbekannten, ihm nicht verständlichen Gefühle. Aber doch so, als verdiente es diese Majestät, die das allerjüngste Kind der geliebten großen Kaiserin Maria Theresia war, als verdiente sie es wohl, daß man ihr zu Willen sei und ihr eine Freude bereite. Er muß nur noch ein ganz klein wenig überlegen und schweigt.

Madame Campan blickt die Königin an. Warum kommt sie ihr wohl gerade heute so liebreizend vor? Als hätte sie noch nie ihre Wangen so zart und weiß gesehen, nie so goldschimmernd ihr Haar, nie so blendend wie der glätteste Marmor ihren schönen, schmalen Nacken? Die Königin wendet sich zu ihr und sagt, was sie dem Manne vorgeschlagen habe; er gefällt ihr —

„Sie tun recht, Madame," sagt die Campan.

Der Piqueur Josti hat sich entschlossen. Es ist ja gewiß etwas außerordentlich Gutes und Richtiges, weil die Königin selbst es ihm vorschlägt. Er dankt mit einigen schlichten, respektvollen Worten ohne Verlegenheit oder Scheu. Marie Antoinette entläßt ihn. Die Campan klingelt. Madeleine Gibaud nickt leicht errötend zu dem Befehle, den sie erhält. Dann geht sie dem Manne voraus und mit so leichten und eiligen Schritten, daß er fast Mühe hat, ihr zu folgen. Unten, weit entfernt in dem langgestreckten Gebäude, sagt sie ihm ein paar Worte, weist mit der Hand nach einem Nebenflügel. Er versteht natürlich nichts. Aber er grüßt militärisch und dankt, und sie versteht ebenso natürlich nicht, was er seinerseits sagt. Aber sie errötet viel tiefer als früher vor den Gemächern der Königin. Denn es ist das allererste Mal, daß sie das Gefühl hat, einen geheimnisvollen Auftrag ausgeführt zu haben! Auch in ihrer jungen Seele

haben die schwarzen Schatten, die den Himmel von Paris verdüstern, schon lange bebende Ahnungen geweckt. Überall lauern Geheimnisse, Verrat, Drohungen und Schrecken. Vielleicht wird jeder Schritt bewacht, den die Bediensteten des Königs machen, jedes Wort belauscht, — vielleicht der König selbst und die Königin . . .

Josti wurde in die Garde der Schweizer gereiht, die die Leibwache des Königs bildeten. Die prunkvolle rote Uniform stand ihm besonders gut, und der Dienst in den Galerien und Staatssälen der königlichen Residenz gefiel ihm wohl. Der Königin jedoch hatte er sogleich großes Vertrauen erweckt; im geheimen, jetzt vielleicht selbst der Prinzessin von Lamballe und der getreuen Campan noch unbekannt, erschreckten sie oft die finstersten Sorgen. Schon war Frankreich von allen Dämonen des Aufruhrs und der Anarchie gepeitscht. Schon waren Raub, Brandstiftung und Mord zu Waffen des Volkes geworden. Jede ruhige Stunde schien nur das Atemholen des Sturmes. Und alle Menschen schienen zu Feinden geworden und zu Verschwörern. Warum sollte sie nicht diesen Landsmann mit dem ehrlichen und entschlossenen Gesichte in der Nähe haben? So kam Josti schon nach kurzem von den Schweizern wieder weg und wurde zu den Leibdienern der Königin versetzt. Und nun wurde Marie Antoinette öfters seiner ansichtig. Er aber, wenn er die Majestät erblickte, fühlte es wie ein innerliches Lächeln und Leuchten durch seine Augen gehen. Freilich gehörte er zur Königin und hätte sie nimmermehr verlassen wollen.

Madame Campan sah er nun oft wieder und das schöne junge Mädchen, das ihm damals als Führerin gedient hatte, Madeleine Gibaud. Von jenem ersten Tage an schien ein Gefühl der Sympathie und der Zusammengehörigkeit diese drei Menschen zu verbinden, obwohl sie lange Zeit hindurch kein Wort miteinander wechseln konnten. Daß sie lächelnd einander zunickten, wenn sie sich begegneten, und der Dienst diesen verstohlenen Gruß erlaubte, war alles. Josti aber war klug und ehrgeizig und in nicht vielen Monaten hatte er genug Französisch weg, um ganz nett zu parlieren.

Die besondere Pflege des Hündchens wurde ihm anvertraut. Er war es auch, der sich um den Raben der Königin zu kümmern hatte, ein Amt, das bald nicht ganz leicht und einfach wurde. Dazu kam, daß der Rabe sich derart an Josti anschloß, daß er ihn am liebsten keinen Augenblick verlassen hätte. Bei jedem Ausgange trachtete er ihn zu verfolgen, ja bis in die Halle des Palastes flog er ihm einmal entschlossen nach, und hätten die Schweizer nicht gewußt, daß es der Rabe der Königin war, es hätte dazu kommen können, daß man ihn jagte und erlegte. Josti vermochte sich kaum seiner zu erwehren. Bis man sich nur dadurch helfen konnte, daß man den Vogel in einen sehr geräumigen Käfig tat, aus dem er täglich zu einem Spaziergange durch den Park der Tuilerien abgeholt wurde.

*

Dieser Rabe nun hatte seine eigene kleine Geschichte. Der Coiffeur der Königin, Monsieur Boisdepin, gehörte, wie er gerne jedermann zu verstehen gab, zu den allergetreuesten Royalisten. Ein Künstler in seinem Fache, durfte er überdies glauben, unentbehrlich zu sein. Und wenn es ihm auch nicht vergönnt war, der Königin selbst seinen glühenden Patriotismus und die ganze Größe seiner getreuen Untertänigkeit zu Füßen zu legen, so verstand er doch, allen Personen, die auf den vielen Zwischenstufen standen, ohne Unterlaß so viel davon vorzureden, daß er für einen der bestgesehenen und eifrigsten Diener des Königspaares zu halten war.

Monsieur Boisdepin nun besaß einen jungen Raben und war so geschickt, ihn abzurichten, daß er es tatsächlich dahin brachte, zwei Worte halbwegs deutlich herauszukrächzen. Zwei Worte, die auch wieder nichts anderes sein sollten, als eine untertänigste Huldigung. Und dann gewann er Madame Campan. Und dann ließ sich die Königin bewegen, das Geschenk Monsieur Boisdepins huldvollst anzunehmen. Und so kam der Rabe nach Versailles und endlich in einen der Tuilerienhöfe unter Jostis Aufsicht.

Das war wirklich ein bemerkenswerter Geselle. Spazierte er herum und rief man ihm: „Halt!", so blieb er stehen. Und fragte man ihn: „Qui vive?", dann kam Leben in seinen Ausdruck. Er reckte den Hals, so weit er konnte, klappte mit dem Schnabel und kreischte: „La reine, la reine!"

Die Königin selbst ließ sich das Schaustücklein wohl einmal vorführen und belustigte sich daran nicht übel. Monsieur Boisdepin floß über vor Stolz und Unterwürfigkeit. Sorge machte ihm nur, daß der Rabe manchmal entwischte und zu ihm zurückflog. Es war schier unbegreiflich, wie das Tier immer wieder den Weg finden konnte. „Er liebt die Menschen mehr als die Orte," sagte Monsieur Boisdepin zur Entschuldigung. „Er ist ein treues Tier.

Nach kurzer Zeit wird er nur an die Königin denken, an nichts anderes!"

Übrigens verfertigte Madeleine Gibaud für den Raben auf Wunsch der Königin ein sehr schmuckes Halsband. Es war ein breites Band aus grellroter Seide, und Madeleine mußte einigen Silberflitter darauf sticken. Als das Halsband bereit war, wurde es probiert. Dazu brauchte man Jostis Hilfe, der dazumal schon ganz artig französisch sprechen konnte und sich auch bei dieser Gelegenheit mit Madame Campan und Madeleine Gibaud nicht übel unterhielt. Das leuchtende Rot des Bandes ließ prächtig in dem glänzend schwarzen Gefieder des kühnen Vogels. Und die Königin selbst nannte den Raben Rouge. —

*

Aber über Paris und ganz Frankreich rollten immer schwerere Gewitter. Und wer das drohende Grollen verstand, fühlte, wie es nahe und näher rückte, mit allen Gefahren zermalmenden Schicksales.

Madame Campan kam eines Tages und prägte Josti ein, wie sehr er auf Rouge zu achten habe. War das nicht seltsam? Was hatte Rouge zu bedeuten? Aber die Campan sagte, so laute der Befehl — und daß man Rouge nie mehr verleiten solle, seinen Ruf auszustoßen — man dürfe es nicht darauf ankommen lassen — und Rouge solle nie mehr zu Boisdepin zurückfliegen; man könne nicht wissen, was er mit seinem Rufe anstiften könnte. Es ist nicht an der Zeit, die Königin zu nennen oder den König —

Josti begann zu begreifen. Er begann zu begreifen, daß irgend etwas vor sich gehe, noch etwas Neueres, etwas noch Fremderes, noch Größeres, Gefährlicheres als die Unruhe, der Aufruhr, den er nun schon lange genug um sich gesehen, gehört, gefühlt hatte. Er begann zu begreifen, daß die Welt innerhalb dieser Palastmauern etwas anderes war als die zuckende, stürmende, krampfgepeitschte Welt draußen in den Massen des Volkes, in den Straßen, den Quartieren, den Schlupfwinkeln der großen, dunklen Stadt. Er begriff nun, was es hieß, daß der König nicht freiwillig in Paris residierte, daß er sich nicht von den Tuilerien entfernen durfte, daß er, genau besehen, ein Gefangener war und die Königin mit ihm.

Aber ehe er zur vollen Erkenntnis gelangen konnte, erfüllten sich die ersten Gewaltszenen der großen Tragödie. Das Königspaar wollte sich durch die Flucht retten, wie schon so viele es getan hatten. Aber die Flüchtigen wurden in Varennes erreicht und zurückgebracht, und der heulende, schäumende Pöbel an den Parkgittern der Tuilerien überschüttete sie mit wutschnaubenden, unflätigen Beschimpfungen.

Vielleicht konnten die Preußen die Königin retten oder Österreich, dessen Kind sie war? Jostis Herz klopfte hoch, als er hörte, daß Frankreich an Österreich Krieg erklärt habe. Aber vor den Toren der Tuilerien wogte Tag um Tag eine tausendköpfige Pöbelmenge und drohte hereinzubrechen.

Im Salon der Königin wurde es totenstill. Nichts mehr von heiterem, leichtlebigem Geplauder, keine Bonmots geistreicher Kavaliere, keine kleinen, pikanten Anekdoten aus der Gesellschaft, kein aufregendes Kartenspiel, seit der Herzog von Chartres jene achttausend Louisdor verloren hatte.

Und eines Tages drangen die Horden trotz den Wachen herein in die Hallen, über die Treppenflucht, in Säle und Gemächer bis vor den König.

Das Schicksal jedoch hatte die vorbestimmte Stunde noch nicht erreicht, noch einmal, einmal noch Rettung. In dem großen Korridore vor den Gemächern der Königin begegnete Josti eines Morgens zur Zeit, da die Bewegung des Tages noch nicht angehoben hatte, Madame Campan. Sie schritt eilig und lautlos dahin und hatte den Kopf gesenkt wie in grübelnder, vielleicht quälender Gedankenarbeit. Dicht an ihrer Seite, ebenso schweigsam, etwas verstörten Blickes, eilte Madeleine Gibaud. Ihre Wangen waren gerötet, und in ihren Augen haftete ein Glanz wie von kaum getrockneten Tränen. Madame Campan machte Josti ein kurzes Zeichen und zog ihn in die entfernteste Nische des Korridors. Sie waren Freunde. Sie hätten sich vieles zu sagen gehabt in dieser letzten Zeit aber es war unmöglich, sich zu treffen, sich zu sprechen, wie man wollte.

Die treueste Dienerin und Beraterin Marie Antoinettens hatte sich verändert. Ihr schmales, feinwangiges Gesicht war schärfer geworden, die dunklen, ernsten Augen blickten seltsam erregt, strenge und wie durchleuchtet von zehrender, innerer Flamme. Ihre Wangen waren tief bleich. Sie neigte sich nahe zu Josti und sagte leise und leidenschaftlich: „Mein Gott! Man wird von alledem nichts wissen am Hofe von Wien, Josti! Man wird die Wahrheit nicht wissen, wie sie ist! Man wird die entsetzliche Gefahr nicht ahnen, die über ihnen schwebt. Hören Sie das seltsame Rauschen und Brausen draußen, Tag um Tag, Nacht um Nacht? Es ist ein Meer, es ist eine

schwarze Flut . . . die Carmagnole singen sie zu den Fenstern des Königs hinauf und die Marseillaise, oder sie schreien nur ihre wilden Flüche und Beschimpfungen zu ihm empor. Das Volk, das Volk — die Menge, die Horden — wir haben schon gesehen, wie die Flut einmal hereingestürzt ist: Und sie wird wieder kommen!" Josti vermochte nicht zu antworten, denn rasch und eindringlich setzte sie hinzu: „Wir haben nur eine Minute Zeit. Hören Sie, Josti! Ich will Madeleine wegschicken, ich will das Kind in Sicherheit bringen."

Er sah doch ganz betreten vor sich nieder und wiederholte dumpf: „Sie haben ja recht, in Sicherheit . . ."

Madame Campan setzte leise und bebend hinzu: „Sie darf nicht nochmals erleben, wie eine heulende Meute von Wahnsinnigen einen bluttriefenden Menschenkopf vorüberträgt, auf eine Pike gespießt —" Schaudernd unterbrach sie sich. „Ich habe die Möglichkeit, sie zu Verwandten zu schaffen, nach Chevreuse. Sie weiß, wie sehr Sie unser Freund sind. Wollen Sie sie noch grüßen, Josti?"

Sein Herz zuckte zusammen. Das hatte er dennoch nicht erwartet. Und sein Herz gehörte seit geraumer Zeit schon Madeleine Gibaud. Das junge Mädchen reichte ihm die Hand. Und sie schlug die Augen nicht nieder, obwohl eine Wolke darüber sinken wollte. Sie sah ihn gerade und fest an, und sie beide sollten den Blick nie mehr vergessen, womit sie ineinander die Worte sehen wollten, die sie nie ausgesprochen hatten. Auch jetzt fanden sie keines.

„Nun wohl, laß uns gehen!" sagte die Campan. „Es ist nicht anders —"

*

Nur wenige Wochen später, an dem furchtbaren Morgen des 10. August 1792, war die richtige Schicksalsstunde gekommen. Eskortiert von 150 Schweizern und Grenadieren, hat sich Ludwig XVI. samt seiner Familie vom Schlosse aus zu Fuß in die Nationalversammlung begeben. Er war überzeugt, daß er vielleicht seiner Herrschaft entkleidet, aber seines Lebens darum desto sicherer von dort wieder zurückkommen werde. Und ist nie mehr zurückgekehrt — —

Anhang und Diener des Hofes glaubten alles zu Ende. Ein Teil entfloh durch die Gärten, durch die Hintertore des Palastes. Im Vestibül, auf den Treppen und in einzelnen Gemächern waren die übrigen braven Schweizer unerschütterlich auf ihrem Posten bemüht, Eindringlinge abzuwehren. Aber von diesen werden in jeder Minute mehr, erst Hunderte, dann Tausende. Ein Pistolenschuß kracht, niemand weiß, wo, warum. Aber nun eröffnen die Soldaten sofort ein mörderisches Feuer, aus den Fenstern, in der Halle, auf den Treppen krachen die Schüsse, von den Höfen schlagen die Kugeln herein, draußen steckt man einige Nebengebäude in Brand. Geschrei, Gezeter und Geschützsalven der Schweizer, das Geheul des Pöbels. Angstrufe — in einem Chaos stürzt alles zusammen. Ein Bote des Königs kommt atemlos in das Schloß geeilt: Die Soldaten haben das Feuer einzustellen. Sie gehorchen. In geordneten Reihen treten sie an und beginnen durch den Park ihren Abmarsch. Die Bataillone der Aufständischen nehmen sie draußen wie Wild aufs Korn. Hunderte werden in Haufen niedergestreckt. Der Rest, der die Waffen abgelegt hat, wird zu Boden geschlagen, wie man kann, mit dem Säbel, mit Piken, mit den Gewehrkolben, mit Stangen, mit dem Hammer, mit einer Axt. Alles ist gut genug, einem wehrlosen Menschen den Garaus zu machen.

Nun ist die ganze Besatzung davon; ein paar Minuten später beginnt im Schlosse selbst der Blutrausch in die Köpfe zu steigen. Wer immer vom Hofhalte noch angetroffen wird, wird niedergemacht. Auf der großen Staatstreppe, in den Korridoren, vor den Gemächern, in den Gemächern selbst, an den Toren, in den Höfen, in den Ställen, in den Remisen, in Küchen und Kammern, in Kellern und Mansarden, unten, oben, rechts, links, überall.

Im Schlafgemache der Königin steht der ehemalige Coiffeur da, Monsieur Boisdepin. Er wirft sich in die Brust und hat die Miene und die Augen eines Tollgewordenen. „Hier," brüllt er mit geiferndem Munde, „hier habe ich Dienste geleistet, wie ein Sklave! Hier habe ich die Mähne der gelben Tigerkatze striegeln müssen, die uns alle ums Leben bringen wollte! Vermaledeit sei ihr Gedächtnis!" Bei den letzten Worten führte er mit seinem Prügel einen Hieb auf den marmornen Toilettetisch, daß alles Silbergeschirr zu Boden flog und der Spiegel in funkelnde Scherben zersprang.

Zwei betrunkene Burschen zerrten ein üppiges junges Frauenzimmer herein, die keuchend und lachend zum Scheine widerstrebte. Ihr schweißbedecktes Gesicht war schön und gemein.

„Platz da! La grande fleur will zu Bett!" Sie hoben die gellend Schreiende vom Boden, schwangen sie einen Augenblick in der Luft und warfen sie dann auf das Lager der Königin hin. La grande fleur wollte bersten vor Lachen und vergrub sich tief in

die seidenen Decken und die Eiderdaunen der schneeweißen Kissen.

Die marmornen Fußböden, glatten Parkette, Samt und Seide, goldene Möbel, Armsessel und Sofas, Betten und Teppiche — alles ist mit dem Blute Erschlagener besudelt. Ein Geheul wie die Windsbraut durchtobt die Flucht der Räume, Axthiebe, die alles zersplittern, Glas, Porzellan, Spiegel, Menschenschädel.

Madame Campan wird betroffen. Ein paar Rasende hetzen sie durch den großen Saal. Sie stürzt zu der Rampe der Treppe hinaus. Eine Faust schlägt sie zu Boden, eine andere rauft ihr das Haar. Blut rieselt über ihre Augen.

Da durchbricht eine furchtbare Männerstimme den Tumult: „Fort von dem Frauenzimmer! Laßt sie mir!"

Der Mordgeselle, der sie noch festhält, versetzt ihr mit der flachen Hand einen Schlag auf die Schulter, dann springt er in einem Augenblick der Verblüffung zurück. „Also lauf, du Bestie!" schreit er. „Das Volk schenkt dir das Leben!"

Sie wird die Treppe hinabgerissen, das Grauen macht sie fast blind. Durch den Hof, durch einen Winkel des Gartens, durch ein menschenleeres Gäßchen. Sie bricht beinahe zusammen.

Der ihren Arm umklammert hält, ist Josti. In zerfetzter Kleidung, mit flammenden Augen, die Lippen weiß, noch keines Wortes mächtig, kaum zu erkennen . . .

Und sie beide hat das Schicksal verschont und gerettet. —

Madame Campan entkam glücklich nach Chevreuse und vermochte sich in dem stillen, abgelegenen Tälchen bei den Ihrigen verborgen zu halten. Ihrem Retter hatte sie die Adresse braver, ihr bekannter Leute gegeben, wo er, wenn Gott gnädig sein wollte, ein Unterkommen haben konnte.

Bei zwei alten Schwestern im Hinterhause eines stillen Gebäudes, hoch oben, fand Josti auf diese Empfehlung einen Schlupfwinkel. Mamsell Claire und Mamsell Annette, zwei kleine, bleiche, armselige Frauenzimmer, immer in Schrecken und Sorgen, fast stumm geworden vor Angst, laut zu sprechen. Manchmal huscht eine oder die andere in die Kammer mit irgendeiner Bitte oder Sorge. Es war ein kleinwinziges Dachkämmerchen, noch beengt von einigen abgestellten zerrümpelten Möbelstücken und verschiedenem Hausrat. Von dem kreisrunden Fensterchen, das man, auf dem einzigen Stuhle stehend, erreichen konnte, sah man zunächst vorne links und rechts das Dach des Hauses selbst, und weiterhin auch nur Dächer und Schornsteine, in der Ferne den Turm von St. Etienne du Mont und ein Stückchen Himmel. Hier kam Josti zur Ruhe. Deren gab es zunächst freilich nur allzuviel, da er sich nicht über die Schwelle wagen durfte. Darum beschworen ihn auch die beiden Mütterchen, deren Leben er nicht aufs Spiel setzen konnte.

Nach und nach, so gut es ging, veränderte er seine Erscheinung. Er ließ sich Haar und Bart wachsen. Die Schwestern verhalfen ihm zu einem groben Kamisol. Von seinen Habseligkeiten hatte er nichts gerettet als glücklicherweise seine Ersparnisse. In einer Geldkatze, die er am Leibe trug. Aus einer Tasche seines Beinkleides zog er das Halsband des Raben hervor. Er betrachtete es in stummer, nachdenklicher Rührung. Madeleines zarte Finger hatten es gestickt! Würde er Madeleine jemals im Leben wiedersehen?

Die Zeit wurde ihm unerträglich lang, allein es gab wenig Abhilfe. Er fand unter den alten Sachen in der Kammer ein paar Bücher und las stundenlang darin. Oder er schnitzelte an einem groben, schwerfälligen Knotenstock, den er zur Echtheit seiner Verkleidung brauchte. Oder er lehnte an dem Dachfensterchen. Und wie er so über das Häusermeer von Paris hinwegsah, grübelte er über das Unbegreifliche seiner Lage. Und wie unbegreiflich alles war, was geschah.

*

Der erste Schnee kam, der Winter brach an. In der kleinen Kammer wurde es dunkel und kalt. Das Leben wurde immer trauriger, zweckloser. Ein hungriger Vogel pochte mit dem Schnabel an die dunsttrübe Fensterscheibe.

Lieber Gott! Es war nicht zu glauben! Aber dies war Rouge, der Rabe! Wirklich und wahrhaftig! Josti öffnete und ließ ihn herein. Er sprach zu ihm fast wie zu einem Menschen. Wie kommt er hierher, wo ist er gewesen? Was alles hat er erlebt? Ja, wenn er mehr zu sprechen gewußt hätte als die zwei Worte, die er nun um Himmels willen nicht ausstoßen durfte!

Rouge benahm sich so vertraut, als ob er keine Stunde lang von seinem Freunde getrennt gewesen wäre. Er stolzierte in dem engen Raume herum und suchte mit gierigen Augen nach Essen. Ein paar Brotkrumen, ein Stückchen alte, steinharte Wurst. Das verschlang er. Und dann sprang er alsbald wieder zum Fenster hinauf. Josti öffnete, und Rouge flog davon mit dem prächtigen, sichern, gelassen dahinschwingen-

den Ruderschlage seiner glänzend schwarzen, weit spannenden Flügel.

Und er kam öfter, je tiefer es in den Winter ging. Vielleicht war er auch nachts manchmal da. Man sah seine Spuren in dem höher werdenden Schnee auf dem Dache. Jedesmal freute sich Josti, wenn er ihn sah. Es war doch ein guter, anhänglicher alter Freund. Schließlich durfte er ihn täglich erwarten. Das war die einzige kleine Zerstreuung, die es gab.

Gegen Weihnachten wagte sich Josti schon sorgloser in die Straßen. Er war nun so weit verändert, daß man ihn für einen richtigen Sansculotte halten mochte. Der verwilderte Bart rahmte sein schmal und bleich gewordenes Gesicht ein, und die Haare fielen ungepflegt in seinen Nacken. Aber wer ihn gekannt hatte, mußte ihn wohl wiedererkennen. Darauf baute er, wenn er sich bis an den Temple wagte.

Hier war das Königspaar samt dem Dauphin gefangen. Von ihrem eigenen Volke gefangen! Konnten sie ihn vielleicht ein oder das andere Mal sehen und gar erkennen, wenn er vorüberging? Konnte das irgend etwas für sie bedeuten? Er wagte es, oft lange zu den vergitterten Fenstern hinaufzuschauen.

Um Neujahr erlebte Josti eine große Freude, die sein Herz warm und tröstlich bewegte. Geheimnisvoll vertrauten die alten Schwestern ihm an, daß sie durch eine verläßliche Person Nachrichten aus Chevreuse erhalten hätten. Allen Freunden dort ginge es gut, und sie sandten ihm ihre Grüße und hofften auf ein glückliches Wiedersehen. Danach fühlte er es wie neues Leben in sich. Als der Rabe das nächste Mal kam, erzählte ihm Josti das alles. So voll war er davon!

Aber nur allzubald zerstob all diese scheue Freude vor einem entsetzlichen Ereignisse.

Der König war vor ein Tribunal gestellt worden. Er wurde zum Tode verurteilt. Tausende von Franzosen sahen zu, wie ihr eigener König im blutigen Tode hingerichtet wurde.

Mamsell Claire oder Mamsell Annette kommen in Jostis Kammer, ängstlich, mit verstörten Mienen, das Herz voll Jammer. Sie möchten es vor ihm ausschütten. Aber sie haben Angst, Angst. Irgend jemand könnte sie dennoch belauschen — man weiß nichts mehr, ist nirgends sicher. Darum sitzen sie nur stumm da, mit starren Blicken, gesenkten Kopfes, als ob sie beständig auf etwas lauschten. Dann nicken sie, als ob sie ihm dankten, drücken sich wieder lautlos fort, hinaus.

Die Tage waren kurz. Jeder Ausgang war ein Abenteuer trotz der roten Jakobinermütze, die Josti nun auf sein verwildertes Haar drückte, wenn er sich fortwagte. Die Atmosphäre in seinem Kämmerchen wurde eisig kalt oder es war düster und dumpf. Die Welt mußte wie in einem riesigen Trauerflor gehüllt daliegen. An der kleinen Fensterscheibe häufte sich der Schnee manchmal fußhoch, daß er ihn wegstoßen mußte, um einmal zu öffnen. Große Traurigkeit faßte nun oft sein Gemüt, und streifte allen Rest von Frische und Frohsinn von seiner Seele ab. Er dachte in den langen, einsamen Stunden oft an die Heimat, an Madame Campan, an Madeleine, aber langsam senkte sich ein namenloses, rastloses Elend in sein Blut und stieg bis zu seinem Herzen empor.

Eines Morgens fühlte er sich ganz elend. Er blieb in seinem schmalen Feldbett liegen, worin er sich nicht einmal ausstrecken konnte, hüllte sich fröstelnd in die dünnen Decken und versank in stumpfen Gleichmut, als ob er nichts zu denken vermöge.

Mamsell Annette kam oder Mamsell Claire. Wie kleine Gespenster huschten sie in das Kämmerchen. Sie brachten einen Bissen, den er nicht nahm. Ein Töpfchen Suppe, an der er nur nippte. Es ging ihm wahrhaftig schlecht. Nur hin und wieder konnte er sich aufrichten, wenn Rouge ans Fenster klopfte, und ließ ihn herein. Der Rabe hockte sich auf sein Bett und sah ihn an. Aber auch das wurde eine unüberwindliche Mühe, denn Josti war krank, viele Wochen. Die alten Fräulein pflegten ihn, zitternd vor Sorge. Was sollte geschehen, wenn der fremde Mann bei ihnen starb?

Erst im Frühjahr raffte seine starke Natur sich wieder auf. Und erst im Frühjahre brachte Mamsell Claire ihm endlich wieder einmal einen Gruß aus Chevreuse. Und nun fühlte er, wie sehr er den entbehrt hatte! Wie sehr! — Ob Madeleine ahnte, wie oft er in seinem Elend an sie gedacht hatte? Tausendmal! Und wie oft er gedacht hatte, daß er aus dem Leben müsse, ohne sie wiederzusehen?

Jetzt konnte er das Fensterchen wieder offenstehen lassen. Man sah den Frühling am Himmel und hörte das wiedererwachte Leben tief drunten in den Gassen, das dumpfe Rollen des Lebens in der großen, vom Fieber gerüttelten Stadt. Manchmal trug der Wind ein paar Töne der unheimlichen Gesänge herauf, die das trunkene Volk noch immer grölte. Noch immer die Carmagnole . . . Ça ira!

Mit der wieder gefundenen Kraft drang

Café Josty. Gemälde von Robert E. Stübner

Berlin, Große Kunstausstellung 1928

auch das ganze Bewußtsein der Wirklichkeit wieder auf ihn ein.

Die alten Fräulein waren gesprächiger geworden. Sie hatten so vieles auf dem Herzen, daß diese Last ihre Scheu überwand. Sie erzählten, was sie selbst erfahren hatten.

Man hatte jetzt der unglücklichen Königin den Sohn genommen; nun war sie in die Conciergerie gebracht worden. Mein Gott! Sie konnte doch nicht gefangen bleiben! Sie war die Tochter einer großen Kaiserin und die Schwester eines mächtigen Kaisers; sie gehörte einem fremden Volke, das stark und mutig war und sie gewiß zurückverlangte oder zurückeroberte. Sie wird gewiß befreit werden aus den Händen dieser Mörder!

Ja, sie hatten recht! Gewiß hatten sie recht. Daran war nicht zu zweifeln. Großes wird geschehen und die Königin gerettet sein. Mamsell Claire und Mamsell Annette atmeten auf bei dem, was Josti ihnen so zuversichtlich sagte.

Das nächste Mal waren es freilich nur seine eigenen Äußerungen, die sie wiederholten. Nur daß sie in der Zwischenzeit dieselben mit ihrer Phantasie noch um vieles verschönert und vergrößert hatten. Gewiß war es nicht der österreichische Kaiser allein, der die Königin befreien würde. Wenn Josti es bedachte, mußte er ihnen rechtgeben. Auch der Kurfürst von Bayern und der König von Preußen konnten helfen. Es gab keinen anderen Gesprächsstoff mehr zwischen ihnen. Und so steigerten sie sich gegenseitig in ganz verstiegene Hoffnungen und Erwartungen hinein, die zwei armen, verschreckten alten Frauen und der einsame, hilflose Fremdling, der keinen anderen Gedanken mehr kannte als die Rettung der gefangenen Königin. Dieser erfüllte nach und nach sein ganzes Dasein.

Und wie die Zeit fortschritt, bedurfte es nicht mehr der kindlichen Einfälle der alten Fräulein. Je größer ihm die Gefahr schien, desto sicherer wurde sein Glaube, daß kein wirkliches Unheil geschehen könne. Viele Fürsten werden dem Kaiser willige Gefolgschaft leisten, wo es sich darum handelt, seine Schwester aus Mörderhänden zu befreien. Wie sollte dann diese fremde Verbrecherbande hier standhalten? In Schlamm und Blut wird sie zerstampft werden, wie sie es verdient! Diese heulenden Banden ahnten noch nicht, welche Heimsuchung ihrer wartete, wenn es im Himmel Gerechtigkeit gab. Trunkene Männer, kreischende Weiber — wie verachtete er dies elende, wahnsinnige Gesindel! Nur um seinem Stolz, seiner namenlosen Geringschätzung nachzugeben, drängte er sich mit dem Gefühle des Abscheues manchmal durch einen ihrer Haufen.

★

Das Jahr wuchs. Und der Rabe kam wie früher. Und in seiner Einsamkeit gewöhnte sich Josti, mit ihm zu plaudern.

„Es wird Großes geschehen, ganz Großes!" konnte er ihm sagen. „Ganz Großes! Und die Königin, nach der du zu rufen verstehst, wird aus der Mördergrube befreit sein." Rouge blickte zu ihm auf, fast als ob er ihn verstünde. Eines Tages aber brachte er Josti in wahre Verlegenheit. Der Vogel war ihm so unbegreiflich anhänglich geworden. Und eines Tages flog er ihm in der Gasse nach und ließ sich auch durch ein paar Drohungen mit dem Knüppel lange nicht vertreiben.

Ein heißer Sommer wurde es. Aber immer noch geschah nichts. Mamsell Annette und Mamsell Claire ließen sich zum hundertsten Male erzählen, wie Josti sich die Rettung dachte. Und wenn sie ihn einsilbig fanden, verdoppelten sie ihre eigenen Trostworte. Aber endlich, nach so langer Zeit, schwieg Josti dazu, und schüttelte nur den Kopf. Seine Zuversicht begann zu verblassen, zerbrach, zersplitterte.

Madame Campan schickte einen Gruß und Madeleine. Ob er nun nicht die Möglichkeit fände, Paris zu verlassen? Seine Spur sei doch längst verwischt und vergessen? Ob er nicht zu ihnen nach Chevreuse kommen wolle? Nur einen Augenblick kämpfte Josti mit sich. Nein, solange die Königin gefangen saß, wich er nicht von der Stelle. —

Der Sommer neigte sich. Herbstfarben zuckten in das Laub, wie Brand. Aber nichts geschah. Und es war so unfaßbar, daß wirklich nichts geschah. Josti wurde verzagt. Er dachte nicht mehr an das tüchtige, treue Volk der Heimat, nicht an das große, starke Heer, nicht an die Könige und Fürsten, die zu Hilfe eilen mußten, aber doch noch an den Kaiser. Ja, ja! Der Kaiser wenigstens wird die Schwester nicht im Stiche lassen. Und ist denn hier in der großen, volkreichen Stadt wirklich sonst niemand, wirklich nur e r allein, der an die unglückliche Gefangene denkt? Hier war nun schon der Herbst. So viel Zeit war vom ganzen Jahre bereits verstrichen. —

An einem sonnigen, kühlen Oktobertage traten die zwei Fräulein zugleich in seine Kammer. Sie hatten ihm etwas so Wichtiges zu sagen. Es gehörte Mut dazu. Deshalb waren sie miteinander gekommen. Ihre armen, mageren, alten Gesichter waren

schneeweiß und verzerrt vor Erregung. Als sie aber vor Josti standen, brachten sie kein Wort heraus. Statt dessen fielen sie einander in die Arme, da sie sonst vielleicht umgesunken wären. Und sie weinten und weinten, schluchzten und wimmerten förmlich vor Weh und brachten lange kein Wort über die zuckenden Lippen.

Es war geschehen. Auch die Königin war zum Tode verurteilt . . .

Der düstere Nordtrakt der Conciergerie lag in tiefer Nacht. Über dem Kai, an dessen Fuß die trüben Wasser rauschten, schoben sich Nebelfetzen bis an die schwer vergitterten Fenster empor. Nur aus einem drang ein schwacher Lichtschein. Er kam von einem kleinen Öllämpchen. Die Nachtlampe, die man Marie Antoinette als besondere Gunst gestattet hatte. Sie leuchtete zum letzten Male . . . Der Schein war aber so schwach, daß selbst der enge Raum nur im Dämmerlichte dalag. Armes, verlassenes, hilfloses Menschenkind, das auf dem schmalen, harten Lager wie auf einem Katafalk dalag, den ziellosen Blick unbeweglich in die Höhe gerichtet. In der grausamen Stille der Nacht, die alle Pein vertausendfacht und jeden Trost an der Kälte ihrer undurchdringlichen Schatten erstarren läßt . . .

Wenn jedoch der Halbschlaf die brennenden Augenlider der Ruhenden niederdrückte, entfloh ihre Seele auf den Schwingen des Traumes mit mächtigem Flügelschlage, unermeßlich weit vom Jammer der enteilenden Stunden.

Von draußen, von der Welt nichts mehr. Nicht der Klang eines Wortes, nicht das Winken einer Hand, nicht das Aufleuchten eines Blickes, nicht das Schluchzen eines Kindermundes, kein Gebet von Priesterstimme, kein Ruf, kein Gruß, kein Abschied — nichts als Erinnerung und Traum —

Aber die Kraft zur Erinnerung ist zerbrochen, die Kraft der Gedanken ist gelähmt. Nur der Traum noch kommt der erschöpften Seele nahe. Wie ein letzter Hauch von Lichtschimmer in weiter Ferne am Himmel zitternd, da, wo der helle Tag hinabgegangen. Nur die bleichen Ahnungen des letzten Traumes schweben über der irdisch begrenzten, nächtlichen Tiefe. Der Docht des Lämpchens bebt, flackert und erlischt.

Wenige Stunden darauf war um die Conciergerie rege Bewegung. Die Zugänge waren vom Militär bewacht. Aber in jedem freien Winkel drängte sich allmählich schaugieriges, erregtes Volk zusammen, so daß es hinter den Soldaten ein zweites, viel dichteres Spalier gab. Einige Offiziere zu Pferde sprengten hin und wieder musternd vorbei. Vom anderen Ufer des Flusses dröhnte das dumpfe Rollen der Kanonen herüber, die zum Revolutionsplatze gefahren wurden. Vor dem Tore der Conciergerie stand ein Leiterwagen, mit schlechten Pferden bespannt. Ein Mensch, mit einer Jakobinermütze bedeckt, führte die Zügel. Hinter ihm war ein grober Sitz angebracht worden. Durch die Menge lief unruhiges Gemurmel. Kühle, verschleierte Oktobersonne beleuchtete das aufgeregte Bild. Jetzt wurden die Stimmen lauter und heftiger. Denn im Tore der Conciergerie erschien eine schlanke, in ein langes weißes Gewand gehüllte Frauengestalt, auf dem Kopfe die weiße Haube der Weiber aus dem Volke. Fast wie ein Freudenschrei lief es durch die Menge.

Dies war die Königin.

Ihre Hände waren hinter dem Rücken gefesselt. Ihr Haar im Nacken kurz geschoren. Ein paar Strähne quollen unter der Haube hervor. Rasch wurde sie an den Wagen geleitet, und zwei Männer halfen ihr auf den Sitz.

Das Volk brach in Schmähruse aus. „Tigerkatze!“ — „Die Verräterin!“ — „Unser Leben wollte sie!“ — „Nun gebt uns das ihrige!“

Jedoch der Zug setzte sich sogleich in Bewegung, und die Kommandos der Offiziere, das Dröhnen der Soldatenschritte, das Pferdegetrappel übertönte die Rufe. Je näher der Armesünderkarren dem Pont neuf kommt, desto dichter wird die Begleitung, denn am Brückenkopfe staut sich eine Welle des Gedränges. Die Ausdauerndsten pressen sich noch dichter um den Karren. Hin und wieder stößt einer der Soldaten jemand zur Seite. Da ist vor allem ein Mann, der sich mit verzweifelter Entschlossenheit immer wieder herandrängt. Sein Gesicht ist aschfahl, seine Augen flackern vor Erregung. Sein Blick hängt an der Gestalt des unglücklichen Opfers. Seine dürren Lippen bewegen sich krampfhaft, als würgte er ungesprochene Worte hinab. —

Dies ist Josti. Er hat einen ruhelosen Tag verbracht, ohne Speise, ohne Trank. Von einem einzigen Gedanken gepeinigt — eine schlaflose Nacht, unaussprechlich gemartert, von dem einzigen Gedanken zu brennendem Wachsein gequält, von abgrundtiefer Verzweiflung gebrochen. Von diesem einzigen Gedanken: Nichts, nichts, nichts ist geschehen, um das Entsetzliche abzuwenden, keine Hand hat sich geregt. — Mit Tagesanbruch war sein Entschluß gefaßt. Er will der Königin im Augenblicke ihres Todes nahe sein, und sollte es sein eigenes

Leben kosten. Er will womöglich noch einmal ihren Blick erhaschen. Vielleicht kommt es wie ein kleiner, armseliger Trost in ihr verlassenes Herz: dieser eine will ihr beistehen, und er stammt aus dem geliebten, fernen Vaterlande, das sie als Kind verlassen und von wo sonst nicht der schwächste Gruß sie begleitet auf dem schweren Gange zum ewigen Abschied. —

Jetzt ist Josti mitten in der johlenden Menge, in dem scheußlichen Pöbel von Strolchen und Megären. Aber er fühlt, er muß sich benehmen wie sie. Und zuweilen reißt es wie ein Krampf von Wahnsinn durch sein Gehirn. Er stößt einen Schrei aus, so wild und entsetzlich, daß selbst die vertierten Menschen, die ihn umgeben, ihn mitgerissen aus den irren Augen anstarren. Es gelingt ihm nun sogar, eine Hand auf den Karren zu legen. Und er fühlt den groben weißen Kittel, in den die Königin gehüllt ist, über seine Finger gleiten! Begierig erhebt er seinen Blick zu ihr. Die Königin ist unkenntlich. Stolz und aufrecht, in unbeweglicher Haltung, sitzt sie wie ein Bild aus Stein. Ihr Antlitz ist zur Hagerkeit abgezehrt, farblos, durchsichtig. Ihre Stirne abweisend erhoben, ihr Mund fest geschlossen. Jetzt plötzlich neigt sie den Kopf. Jostis Blick trifft gerade in den ihrigen. Aber ahnungsvoll betroffen, fast schauernd fährt er zurück. Diese Menschenaugen sehen nichts Irdisches mehr. Sie sind glanzlos, kalt, fremd und unbeweglich. Als hätte das tief im Unendlichen wartende Ziel ihr letztes Licht schon an sich gezogen, als erblickten sie nichts mehr als das letzte Geheimnis des Schweigens und der Entfernung . . .

Ein Soldat stößt Josti zur Seite, daß er taumelt. Andere drängen an ihm vorbei. Sogleich bleibt er weit zurück.

Auf dem Revolutionsplatze stand Kopf an Kopf der Volkshause, der sein Opfer erwartete. Zu einem Feste gerüstet hätte der Platz ebenso aussehen können. Die Entfernten konnten wohl kaum das Blutgerüst deutlich unterscheiden, das sich von weitem fast wie ein Spielgerät ansah. Unruhig wogten die Stimmen auf und ab. Hier und da ein lauter Ruf, sogar ein Ansatz zu Gesang. Da plötzlich — die schneeweiße Frauengestalt auf dem Schafott. Und plötzlich, wie mit einem Schlage, der das Bewußtsein erschüttert, tiefste, grausame Stille. Nicht ein einziger Laut durchbricht sie — eine Bangigkeit, die den Schlag der Herzen stocken läßt. Tausende von Menschen und nicht einer unter ihnen, dessen Atem nicht anhielte … ein paar Sekunden nur —

Die Trommeln wirbeln. Auf dem Blutgerüst zuckt ein kurzer Blitz hernieder. Das Beil ist gefallen.

Ein unterdrückter Aufschrei geht durch die Menge. Dann gerät sie mit einem Ruck in Bewegung. Und nun ist nichts mehr zu erwarten. Langsam, dann immer rascher, leert sich der Platz. In den Gassen verklingen die johlenden Lieder des Pöbels, der hinter den Truppen herzieht. Auf dem Friedhofe von Sainte Madeleine ist die Kalkgrube bereit . . .

Der Revolutionsplatz, fast menschenleer, erscheint nun doppelt weit und verlassen. Josti kann sich nicht entschließen, sich zu entfernen. Dort wo er früher gestanden, geht er langsam, planlos hin und zurück wie einer, der in tiefe Gedanken versunken ist. Aber in Wahrheit dachte er an nichts, war nicht fähig, was immer zu denken. Er hatte nichts gesehen, als jenen furchtbaren Augenblick: das Aufblitzen des Fallbeiles. Und tief gesenkten Hauptes sah er fortwährend nur noch das eine, das eine vor sich, jenes Niederzucken eines grellen Lichtfunkens, die Flamme niederbrechenden Schicksals —

Wie Blei lag es in seinen Gliedern. Seine Arme waren schlaff, seine Füße schwer, schwankend wie trunken vor Grauen schritt er dahin. Und doch zog es ihn immer weiter. Er wagte nicht aufzusehen, und doch zog es ihn immer näher, unwiderstehlich.

Heftig schrak er zusammen, als er, aufsehend, knapp vor dem Schafotte stand. Zwei wüst aussehende Soldaten von der Nationalgarde hielten dort Wache. Der eine, ein ältlicher Mensch, stand lässig da und rauchte aus einem Pfeifenstummel. Er sah dem Neugierigen mißtrauisch entgegen.

Um etwas zu sagen, fragte Josti: „Was habt Ihr wohl noch zu bewachen, Bürger?"

„He? Nun, wir haben das Ding da zu bewachen, wie du siehst! Obschon es sich kaum einer freiwillig nach Hause nehmen dürfte. Gleich wird man kommen, um das niedliche Spielzeug abzuräumen —"

Plötzlich schauerte Josti zusammen. Sein Blick fiel auf die blutbefleckten Bretter. Das ist . . .

Der Soldat hatte seine Bewegung bemerkt. Er nahm den Pfeifenstummel aus dem Munde, spuckte aus und sagte gleichmütig grinsend: „Ja, das ist Blut, mein Junge! Davon ist jetzt schon vieles geflossen in Paris! Von viel ärmeren Teufeln als dieser da! Bei der Bastille hat es begonnen. Am Marsfelde haben sie es fortgesetzt. Hast du unser vieles Blut in den Tuilerien nicht gesehen? — Schau' das da nur gelassen an! Spaß für die Raben! Ha, siehst du! Da kommen schon welche angeflogen!"

Zwei Vögel kreisten unschlüssig über ihnen. Bis der eine sich senkte. Er stackelte über die Bretter, stieß seinen häßlichen Ruf aus und lugte einen Augenblick wie überlegend um sich. Dann hackte er entschlossen mit dem schweren Schnabel nieder.

Abscheu und würgendes Grauen, Wut und Verzweiflung rissen Josti zusammen. Er sprang vorwärts, schwang seinen schweren Knüttel hoch in die Luft und führte wie sinnlos einen Streich gegen das Gerüst, daß es weithin dröhnte. Kreischend flog der Rabe auf.

Der alte Soldat packte Josti am Arm. „Holla, Patron! — Nun mach', daß du wegkommst, du Narr!" rief er drohend. „Und beeile dich, wenn du nicht willst, daß ich dich zusammenpacke!"

Wie in einem Traume fand sich Josti heim, nachdem er ziellos herumgewandert war. Nur um zu gehen, zu gehen, fortzukommen, fort . . .

*

In einem einzigen Traume verfloß die Nacht.

Es war Rouge, dessen schweren Flügelschlag er über sich hörte. Es waren seine harten Schwingen, die an die Wände der engen Kammer schlugen, die die Luft bewegten, daß sie kalt wie Eis über seine Brust hinstrich. Es war Rouge, den er vom Blute der gemordeten Königin verscheuchen mußte . . .

Das Erwachen befreite Josti kaum von den schreckhaften Visionen. Tag um Tag erinnerte er sich des grausigen Anblickes . . .

Erst nach einigen Tagen schien die Kraft jenes schaurigen Eindruckes und auch das Traumbild zu verbleichen. Was war dieses gewesen und was die Wirklichkeit? Und dann: nein, es ist doch nicht Rouge gewesen! Es war irgendein anderer Rabe! Gewiß nicht Rouge! Oder doch —?

Rouge kam auch wieder ans Fensterchen geflogen. Jetzt war ihm der Vogel abstoßend, widerlich. War es nicht doch er, der von den Brettern des Blutgerüstes?

Da erinnerte sich Josti, daß Rouge an der linken Seite seines Halses einen grauen Fleck im Gefieder hatte, der ihm jedesmal aufgefallen war, wenn er ihn aufgenommen hatte. Das tat er heute auch und suchte den grauen Fleck und fand ihn auch. Der Rabe auf dem Schafott aber hatte ihn nicht gehabt. Auch war er größer gewesen und schwerer als Rouge. Aber der quälende Zweifel ließ ihn nicht los. Er mochte damals in seiner großen Bewegung den Fleck übersehen haben . . .

Endlich schrumpfte diese Vorstellung denn doch zusammen. Bis er sich selbst darum schalt und ihm vorkam, als tue er Rouge bitteres Unrecht.

Und endlich hatte er nur einen Wunsch: Fort von Paris, wo er nichts, nichts mehr zu suchen hatte —

Der Aufbruch war leicht, er besaß ja nichts, als was er am Leibe trug. Aber als hätte er dies geahnt, war Rouge frühmorgens schon da, blickte zuweilen ganz verständig auf und wollte nicht von der Stelle weichen. Was war mit dem zu machen? Schließlich konnte er das anhängliche Tier doch nicht im Stiche lassen. Mamsell Annette und Mamsell Claire gaben einen alten Schnappsack her, der ihm dienen konnte. Es ging wahrhaftig nicht anders. Rouge mußte sich bequemen, und trat die Reise in dem dunklen groben Leinensack an. Und die zwei alten Fräulein weinten wieder und schluchzten wie hilflose Kinder und weinten noch lange, nachdem Josti gegangen war.

Am Abende schon traf er in Chevreuse ein, und es gab ein tiefbewegtes Wiedersehen mit Madame Campan und Madeleine Gibaud. Die Zeitverhältnisse waren unerbittlich, und zunächst beschlossen die Freunde, sich nicht mehr zu trennen, wenn das Schicksal sie nicht auseinanderriß. Bald nach Anbruch des neuen Jahres in aller Stille und Unauffälligkeit reichten sich Josti und Madeleine die Hand zum Bunde fürs Leben. Madame Campan sorgte für die Unterkunft des Paares und mehr als ein Jahr verlief für sie in ungestörtem Glücke.

Rouge, der Rabe, war ihr Hausgenosse. Und er wurde anhänglicher als je zuvor. Es dauerte auch geraume Zeit, ehe Josti es über sich gewann, zunächst Madame Campan sein Erlebnis zu erzählen. Wie einfach er es auch zu machen trachtete, sie war tief erschüttert. Und sonderbarerweise kam Josti doch nicht über den Gedanken hinweg, es könnte dennoch Rouge gewesen sein! Auch nicht, als Madeleine in ihrem kindlichen Glauben zu einem absonderlichen Hilfsmittel Zuflucht nahm. Sie gestand ihrem Manne eines Tages, daß sie den Schnabel des Raben aus ihrem Weihwasserfläschchen gewaschen und entsühnt habe, — Gott möge es ihr verzeihen!

Bald nachdem die Schreckensherrschaft in Paris ihr blutiges Ende gefunden, als die Köpfe Saint Justs und Robespierres selbst und ihrer Mordkumpane unter dem Fallbeil weggekollert waren, verließ Josti mit seiner jungen Frau und dem Kinde, das sie unter dem Herzen trug, Frankreich für immer und zog in heimatliches Land.

Sie gründeten ihr Heim in dem freundlichen Vorstadthäuschen, in welchem ich in den Gesprächen mit ihrem Enkel ihre Geschichte erfahren und die des alten mürrischen Raben, der mir so eigentlich den Weg hierher gewiesen hatte.

Glückliche Jahre folgten. Doch die vielen Feldzüge, die die Völker Europas in Atem hielten, ließen Jostis Soldatenherz nicht dauernd in bequemer Ruhe schlagen. Als Frankreich neuerdings an Österreich den Krieg erklärte, nahm er trotz der Tränen seines Weibes und trotz der siebenundvierzig Jahre, die er schon zählte, kurz entschlossen Dienst in der Armee. Er wurde gleich zum Fähnrich befördert, kam mit seinem Regimente nach Bayern und fiel in einem mörderischen Reitergefechte in der Nähe von Regensburg am 20. April 1809.

★

Ich habe meinen Großvater, der all dies erlebt hat, freilich nicht mehr gekannt," schloß mein Hauswirt eines Tages unser letztes Gespräch über jene entschwundenen schweren Zeiten. „Aber meiner Großmutter Madeleine Gibaud erinnere ich mich sehr wohl, sie hat ihn um mehrere Jahrzehnte überlebt, frisch und rüstig über ihr achtzigstes Jahr. Von ihr selbst und meinem Vater habe ich alles, was ich Ihnen erzählte, und aus den Familienbriefen und Papieren, die Sie in dem Kästchen gesehen haben, worin ich das rote Halsband bewahre, das meine Großmutter auf den Befehl der Königin für Rouge stickte."

„Ja, und der Rabe?" fragte ich.

„Nun, Sie kennen ihn doch! Dies ist wahrhaftig derselbe. Es ist Rouge. So uralt ist er nun und hat alles überlebt und will am Ende auch mich noch überleben."

So weit ist es denn doch nicht gekommen. Rouge war schon seit einiger Zeit teilnahmlos, versagte das Futter, ging nicht mehr auf die Straße und saß oft lange mit geschlossenen Augen da.

Wenige Tage, bevor ich das Quartier verließ, als ich mittags einmal heimkam, teilte mir Herr Josti mit, daß der Rabe gestorben sei. Er war anscheinend im Schlafe einfach umgesunken und tot liegen geblieben. Herr Josti wollte ihn nun rückwärts im Gärtchen verscharren. Und das rote Halsband mit ihm. Denn, meinte er, er sei froh, wenn die Spur dieser unheimlichen Erinnerung endlich gänzlich verschwindet; ob sie nun wirklich wahrhaftig gewesen sei oder nicht. —

Ich sah mir den alten Raben doch noch einmal an. Im Wohnzimmer drin, an der Wand, wo die Bilder von Ludwig XVI. und Marie Antoinette und die alten Stiche von Paris hingen, lag Rouge auf dem Fensterbrett. Ein scharfer Lichtstrahl der Mittagssonne fiel gerade auf ihn. Herr Josti hatte ihm das rote Halsband umgelegt, und wie er so auf dem Rücken dalag, hatte sich dieses weit über seine Kehle hinaufgeschoben. Das Sonnenlicht sog die brennende Farbe aus dem Seidenbande und warf einen sonderbar grellen Reflex davon auf den halboffenen Schnabel des Vogels. Er war rot, wie in Blut getaucht. —

Osterlied. Von Hans Bethge

Du Fest der Primeln und Anemonen,
Du Fest zu des Lenzes Beginn:
In die keimenden Gärten und Wiesenzonen
Ziehst du uns magisch hin.

Wir neigen uns in den Rasen nieder,
Zu pflücken den ersten Strauß;
Horch, aus den Büschen die ersten Lieder
Jubeln ins Land hinaus.

Wir lauschen voll Unruh dem Rufe der Glocken,
Sie klingen so selig und nah, —
Wir fühlen's, und unsere Herzen frohlocken:
Der Frühling, der Frühling ist da!

Wir wandeln beglückt wie in silbernen Schleiern,
Der irdischen Mühsal fern;
Die Menschen, die Wälder und Wolken feiern
Die Auferstehung des Herrn.

Wolken
Novelle von Robert Michel

Aus zackigem Ufer emporsteigend ein steiniger Hang, eine felsige Einbuchtung, da und dort eine Pinie, ein Olivenbaum, ein verkümmerter Feigenstrauch, das ist alles, was sie von der kleinen Fischerhütte aus sieht; aber auch das Meer, das Meer mit dem unablässig wechselnden Leben seiner Fläche.

Sie wohnt bei zwei alten Fischersleuten, mit denen sie sich zuerst kaum verständigen konnte, und alles ist ihr recht, wie sie es hier vorgefunden hat. Auch der klare Bach neben der Hütte mit seinem frischen Süßwasser ist ihr recht, schon deshalb, weil von seiner Mündung aus ein breiter Streifen von Steingerölle und feinem Sand ins Meer hineinreicht und dies einen kleinen Flachstrand abgibt, der sich gut fürs Baden eignet.

Das Baden ist die Hauptsache. Wenn die See nicht hoch geht, ist Sigrid fast den ganzen Tag im Wasser. Bis eines Tages die alte Angiolina vor sie hintritt und ihr in ihrer eindrucksvollen Gebärdensprache und unter ständigen Bekreuzigungen zu verstehen gibt, daß sie nicht länger hier bleiben dürfe. Sigrid ist fassungslos. Von ihrer nordischen Heimat her gewohnt, ihren Körper hüllenlos dem Wasser und der Sonne preiszugeben, kann sie den Unwillen der Alten nicht begreifen. An nichts hatte sie bei der überstürzten Abreise weniger gedacht als daran, sich für diese verlassene kleine Insel im Tyrrhenischen Meer ein Badekostüm mitzunehmen. Sie verlegt sich aufs Bitten. Sie will diesen Ort nicht verlassen, der ihr seit lange vertraut war aus den Schilderungen des Mannes, vor dem sie nun geflohen ist. Wird sie jetzt von hier vertrieben, ist sie gezwungen, wieder zu reisen; wird sie da nicht der Versuchung anheimfallen, den Kurs heimwärts zu nehmen? Was ihrer zu Hause harrt, weiß sie und sie weiß auch, daß sie kein zweites Mal die Kraft haben wird, sich durch Flucht zu retten. Aber Angiolina kann das alles nicht verstehen: Da verfällt Sigrid darauf, der Alten Geld anzubieten, mehr und noch mehr, und schließlich ist die Frau zufrieden. Sie läßt Sigrid fortan gewähren, nur muß sie jedesmal den Bademantel gleich umlegen, wenn sie aus dem Wasser steigt.

*

So einfach ist das Leben am Meer und in der Fischerhütte, daß fast nichts darüber zu sagen ist. Sie rudert, sie schwimmt, sie hilft dem alten Beppo beim Fischfang, sie hilft ihm beim Verkauf der Beute. Er läßt sich das wohl gefallen, denn die Händler geben der wunderschönen, fremdländischen Frau gute Preise. Und kann sie einmal nicht genug erzielen, legt sie eine Kleinigkeit aus dem eigenen Geldtäschchen dazu. Wenn es stürmisch ist, bleiben sie zu Hause, und sie hilft beim Ausbessern der Netze oder sie sitzt auf der Bank vor der Hütte und schaut in die Brandung und auf den hohen Seegang.

Wochen vergehen, Monate. Ein Tag ist vom andern kaum zu unterscheiden. Sie sorgt sich nun um Dinge, um die sie sich früher nie gekümmert hätte: da ist die Kuh in dem kleinen Stall, die drei Zegen, die Hühner. Sie steht vor Sonnenaufgang auf, gibt den großen Tieren zu fressen, melkt sie und sucht für das Federvieh Muscheln. Zuweilen bereitet sie für sich und die Alten die einfache Mahlzeit. Aber all diese kleine Arbeit kann die stets größer werdende Sehnsucht nach der Heimat nicht ersticken. Jeder silbern aufblitzende Fischbauch, jeder Schrei einer Möwe, jeder kühlere Luftzug wird ihr zum Ruf aus dem Norden. Aber angstvoll hütet sie ihr Herz. Es darf nur Sehnsucht nach der Heimat haben, nach dem geliebten nordischen Land, nicht nach mehr.

*

Beppo sitzt am Segel. Die Fahrt geht in den nahen Hafen, dort will er seine Beute an Fischen verkaufen. Wie immer ist Sigrid seine Begleiterin. Sie liegt im Boot auf dem Rücken und schaut in den schwachbewölkten Himmel. Unruhe ist in der Luft. Scharen von Vögeln rüsten sich zum Flug nach dem Norden. Und Unruhe ist in ihr. Sie wehrt sich, der Sehnsucht zu unterliegen, aber etwas in ihr ist stärker als ihr Wollen und zwingt ihre Gedanken immer nach dem gleichen Ziel: „Soll ich heimkehren? Soll ich hierbleiben?“ Sie sieht zum Himmel, als könne ihr von dort Antwort werden auf ihr banges Fragen. Da verfällt sie darauf, diesem wolkenschweren Himmel die Entscheidung über ihr Tun zu überlassen: „Wenn bei unserer Rückkehr vom Hafen keine Wolke am Firmamente zu sehen ist, soll mir das ein Zeichen sein, daß ich heimkehren darf. Wenn aber auch nur eine einzige Wolke am Himmel steht, darf ich nicht von hier fortgehen.“

Ihr ist todtraurig ums Herz. Die Wolken stehen fast unbeweglich, und fast ebenso unbeweglich scheinen die Stunden zu stehen. Sigrid hat das Gefühl, als würde dieser Nachmittag ewig währen. Still liegt sie da, den Blick nach oben gerichtet. Da glaubt sie zu bemerken, daß sich die Wolken ein wenig verändern. Ein zarter Lufthauch streicht über das Wasser und macht da und dort den Spiegel rauh. Noch kommt kein rechter Zug in die Wolken, aber doch verändern sich ihre Formen. Manche von ihnen wird sozusagen aufgezehrt, und manche entsteht neu aus dem Nichts. Und dazwischen zeigen sich immer häufiger Stücke blauen Himmels. Das Segel bekommt fast keine Luft, aber Sigrid greift nicht wie sonst nach dem Ruder, um nachzuhelfen. Schließlich landen sie doch in dem kleinen Hafen. Nun hat sie keine Zeit, nach den Wolken zu spähen, der Verkauf der Fische beschäftigt sie vollauf. Da sie wieder zum Boot zurückkehren, ist sie freudig erschreckt. Jetzt sind die Wolken ziemlich vereinzelt. Dafür geht aber der Wind schärfer; trotzdem ist es wohl sicher, daß sie zu Hause sein werden, bevor noch der Himmel reingefegt ist. Erregt und angstvoll verfolgen ihre Blicke die Wolkengebilde. Schließlich wird ihr dieses Beobachten unerträglich. Sie kauert sich auf den Boden des Bootes und schließt die Lider. Sie will nichts mehr sehen; erst wenn sie zu Hause sind, wird sie die Augen öffnen.

Tapfer hält sie ihren Vorsatz durch. Vom Wind getrieben gleitet das Boot rasch über die Wellen und Beppo rührt sich kaum, um die scheinbar Schlummernde nicht zu stören. Obwohl Sigrid die Augen geschlossen hält, weiß sie in jeder Minute, wo sie sich befinden. Jetzt biegen sie bald um den Felsvorsprung . . . jetzt weichen sie dem kleinen roten Riff aus . . . jetzt taucht die Hütte auf, und bald wird Beppo auch vor der Türe die alte Angiolina erkennen.

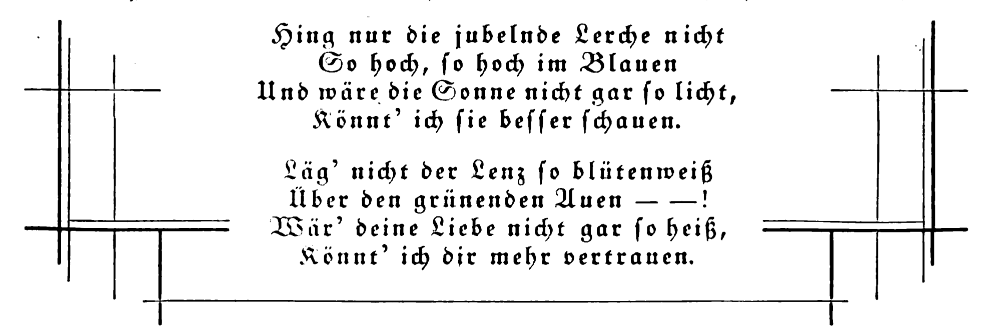
Das Boot knirscht am Sand, ein Ruck, es steht. Sie hört Beppo sich schwerfällig erheben, nach den Netzen greifen, über die Bordwand klettern. Sie hört Angiolina ihm etwas zurufen, hört ihn einen Laut der Verwunderung ausstoßen und fragt sich selbst verwundert, was die Alte wohl dazu bewogen haben konnte, ans Ufer zu kommen. Dennoch kann sie sich noch nicht entschließen, die Lider zu heben. Heimat oder Verbannung — der erste Blick wird ihr Schicksal entscheiden.

Da fühlt sie eine Hand leicht über ihre Schultern und Arme streichen. Will Beppo sie wecken? Ist es die Angiolina? Sie bewegt sich nicht. Wieder die leise Berührung. Ihr ist es, als beuge sich einer über sie, sie glaubt einen warmen Hauch über ihrem Gesicht zu spüren.

Träumt sie? Hat Wahnsinn sie befallen? Narrt sie ein toller Spuk? Sie bewegt sich nicht, wagt nicht, sich zu bewegen, bange davor, in die Wirklichkeit, in die Einsamkeit zu erwachen. Aber sie schläft ja nicht, ihre Augen sind weit offen, schauen: sie schauen unentwegt in ein anderes geliebtes Augenpaar. Nun spricht der Mann, der zärtlich über sie gebeugt im Boot neben ihr kniet. Noch erfaßt sie nicht den Sinn seiner Worte, aber sie hört diese Stimme, seine Stimme. Was sagt er? Er hat sie gesucht, lange Zeit, ist viel in der Welt herumgeirrt, ehe ihn eine Ahnung dahergeführt hat, auf seine Insel. Er ist gekommen, ihre Verzeihung erflehen, er ist gekommen, sie heimzuholen? Sie soll mit ihm heimkehren, nie wieder will er sie von seiner Seite lassen, nur für sie leben. Starke Arme umschließen sie, heben sie hoch, tragen sie aus dem Schatten des Segels in den hellen Sonnenschein, und beider Blicke versinken ineinander des Glücks voll.

Klar und tiefblau ist der Himmel geworden, alle Wolken haben sich verzogen; es gibt keine Wolken über ihnen, für sie.

Die jubelnde Lerche. Von Josefine Schön



Hing nur die jubelnde Lerche nicht
So hoch, so hoch im Blauen
Und wäre die Sonne nicht gar so licht,
Könnt' ich sie besser schauen.

Läg' nicht der Lenz so blütenweiß
Über den grünenden Auen — —!
Wär' deine Liebe nicht gar so heiß,
Könnt' ich dir mehr vertrauen.

Die Geschichte eines Dürerbildes

Von Dr. Georg Jacob Wolf

Als 1876 Thausing die große Biographie Dürers schrieb, machte er darauf aufmerksam, daß manche Bilder des Meisters noch ungelöste Probleme verbärgen. Des zum Beweis führte er an, daß bei der Münchner „Kreuzabnahme" Albrecht Dürers auf dem Stiefelschaft des alten Mannes links vorne ein Jünglingskopf sichtbar sei; das Antlitz scheine durch, und es müsse damit wohl eine geheimnisvolle Bewandtnis haben. In der Tat ist es so. Oder vielmehr: es war so. Denn das Geheimnis ist jetzt gelöst: die unter einer barocken Übermalung verborgen gewesenen Stiftergestalten der „Kreuzabnahme" sind zu neuem Leben erweckt, und das Bild ist damit in sein ursprüngliches Aussehen zurückversetzt worden, durch das Verdienst des Generaldirektors der bayrischen Galerien Geheimrat Dörnhöffer und des genialen Restaurators Professor Kinkelin.

In Nürnberg lebte in der kunstreichen Zeit um 1500 ein trefflicher Goldschmied, der hieß Albrecht Glimm, war 1490 Meister geworden und seit 1495 mit einer Nürnberger Jungfrau des Namens Holzmann verheiratet. Zwei muntere, flachshaarige Jungen und ein Mädel entsprossen der Ehe, die aber nur kurze Zeit währte, denn schon nach fünf Jahren starb die junge Frau Glimm. Da war der Meister Glimm sehr unglücklich, und in seinem Schmerz suchte er seinen um ein paar Jahre jüngeren Freund Dürer, der sich als Goldschmiedssohn in seiner Jugend des gleichen Handwerks befleißigt hatte wie Glimm, auf und bat ihn, zum Gedächtnis der Verstorbenen ein frommes, andächtiges, schönes Bild zu malen. Dürer war dem Freund sogleich erbötig, und auf einer Lärchenholztafel vom Ausmaße 151 mal 121 Zentimeter entstand seine „Kreuzabnahme", ein symbolisches Bild. Damit man aber auch wisse, wem das Bild gelte, konterfeite Dürer vorne rechts die Verstorbene samt ihrem Töchterlein und dem Wappen der Holzmann, vorne links dagegen den Meister Glimm mit seinen beiden fröhlichen Buben und dem Glimmschen Wappen. Die Figürchen waren, gemessen an den Gestalten der Handlung im Bilde, klein, aber immerhin waren es ausgezeichnete Porträte.

Die Jahre gingen hin. Albrecht Glimm, ein Mann in den dreißiger Jahren, entschloß sich zu einer neuen Ehe, diesmal mit einer Jungfrau aus der Familie Spalter, die ihm weiter zwei Töchter und sechs Söhne gebar, so daß solchermaßen die Familie auf acht Jungen und drei Mädchen anwuchs. In einer Art von Gerechtigkeitsgefühl beschloß Glimm, auch den späteren Familienzuwachs auf sein Bild setzen zu lassen. Indessen ging er mit seinem Wunsch diesmal nicht zu seinem Freund Dürer, denn er mochte dunkel ahnen, daß der sich nicht zu der beabsichtigten Verschandelung seines wohlkomponierten Bildes hergeben werde, sondern zu einem Pfuscher, der die geborene Spalter und deren beide Töchter mitsamt dem Spalterschen Wappen im Vordergrund rechts ins Bild setzte, von der Holzmannischen Gruppe weg mehr gegen die Mitte zu angeordnet. Bald indes sah Glimm, daß diese Art Malerei doch zu schlecht sei, und so bestimmte er zur Konterfeiung der sechs Söhne den gerühmten Dürer-Schüler Hans von Kulmbach, der seine Sache natürlich wesentlich besser machte, aber dennoch den Rhythmus der Dürerschen Komposition zerbrach. Mit insgesamt dreizehn Figürchen am unteren Rand gelangte nun das Gemälde aus dem Glimmschen Familienbesitz in den der Imhofs, und etwa ein Jahrhundert, nachdem Dürer die Tafel gemalt, erwarb sie um das Jahr 1600 der große Dürer-Freund und Dürer-Sammler Kurfürst Maximilian I. von Bayern für seine Münchner Kunstkammer. Bevor sie indessen dort zur Aufstellung gelangte, gab sie der Kurfürst seinem Hofmaler Johann Georg Fischer in die Hände und ließ das Zwergenvolk der Stifter samt den drei bürgerlichen Wappen übermalen; es war ein dem Fürsten angemessener, etwas brüsker Entschluß. Durch die Übermalung Fischers kam etwas Barockes in das vordem gotische Bild. So glauben wir wenigstens heute sagen zu müssen. Aber wenn Fischer weniger transparent gemalt, wenn nicht der Porträtkopf des Goldschmiedmeisters Glimm auf dem Stiefelschaft sichtbar geblieben wäre, so schwörte wohl zur Stunde noch jeder „Kenner" auf den grandiosen Linienschwung dieses Dürer-Werkes, das Fischer obendrein mit einem falschen Dürer-Monogramm geschmückt hatte.

Als Professor Kinkelin die Übermalung Fischers abtrug, war sein Erstaunen nicht gering, als er auf jene Zwischenschicht einer älteren Übermalung stieß, die von den Händen Hans von Kulmbachs und des besagten Pfuschers herrührt und von der Fruchtbarkeit des zweiten Glimmschen Ehebündnisses Kunde gibt. Die undürerische Malweise wurde sogleich erkannt, und so durfte und mußte auch diese Zwischenstufe des Bildzustandes überschritten werden, damit der Urzustand, der wohlgeborgen, fast ohne die kleinste Splitterung, unter den später darüber gelegten Malschichten verborgen und geborgen lag, wieder aufsteigen konnte in alter, glanzvoller Herrlichkeit.



Kreuzabnahme. Gemälde von Albrecht Dürer

München, Ältere Pinakothek

(Nach der Reinigung aufgenommen)

Neue Wege in der Lichtbildkunst

Von Paul Gey

Der Streit um das Wesen der Photographie ist fast so alt wie diese selbst, und bis in die allerjüngste Zeit hinein hat sich die Ästhetik bemüht, festzustellen, ob die Photographie eine Kunst ist oder nicht. Die Frage war ja auch nicht einfach zu entscheiden. Die Technik ist bei der Herstellung eines Lichtbildes hervorragend beteiligt, ganz anders als bei einem Ölbild oder einer Radierung. Solange die Technik nur mäßig entwickelt war, also in den Anfängen der Photographie, entstanden Bilder von starkem künstlerischem, d. h. eigentümlichem Reiz. Je schneller und weiter die Technik fortschritt, je leichter es wurde, Bilder zu erzielen, um so mehr entfernte sich die Photographie von der Kunst. Schließlich war sie mit ihr nur noch durch einige Äußerlichkeiten verbunden. Wer sich photographieren ließ, ging in ein Atelier und wurde von einem Herrn empfangen, der Flatterschlips und Samtjoppe, die abgelegten Kennzeichen des Malers, trug. Es war in den siebziger und achtziger Jahren, da niemand es im Ernst gewagt haben würde, den Photographen einen Künstler zu nennen. Damals war selbst Hill, der in den Anfängen der englischen Photographie als ein ausgezeichneter Porträtist noch heute rühmlich genannt wird, so entartet, daß sich seine Bilder von den landläufigen mit Säulenstumpf und Samtvorhang nicht unterscheiden.

Unter den ersten Photographen stammten viele aus den Kreisen der Miniaturmaler, die von der neuen Erfindung brotlos gemacht worden waren. Leider starben sie aus, ohne ihre Kunst zu überliefern, und namentlich nach Erfindung der das Handwerk vereinfachenden Trockenplatte (1871) strömten dem Beruf viele zu, welche alles andere eher als Künstler waren.

Der Dilettant oder, wie er sich hier gern



Seemöwen. Aufnahme von P. J. Homma (U. S. A.)



Kohlenturm der Zeche Königsborn. Entwurf Prof. Fischer. Aufnahme Renger-Patzsch

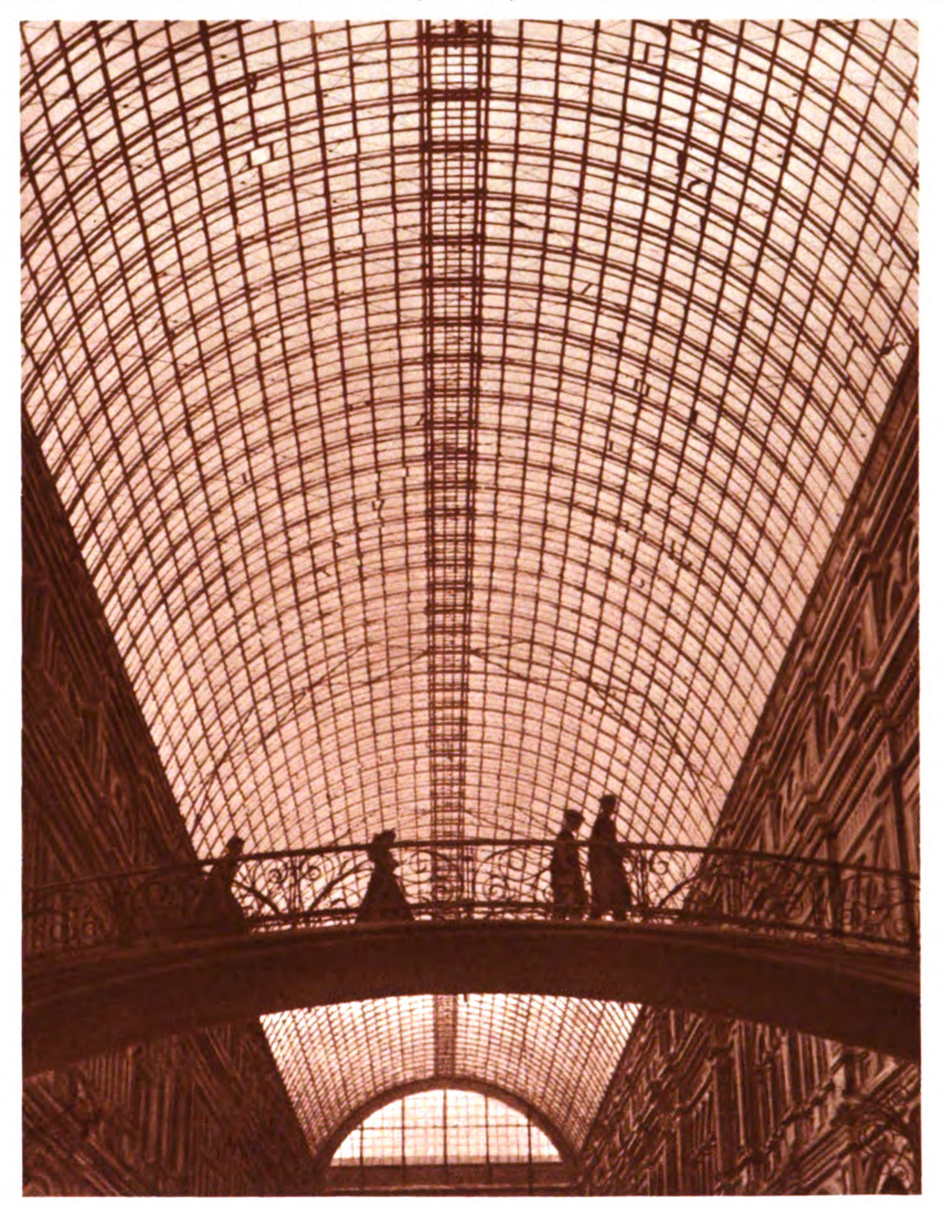
nennen hörte: der Amateur, der Liebhaber brachte den Umschwung, den Fortschritt und riß bald auch den Berufsmenschen unwiderstehlich auf seine Bahn. Was man dem landläufigen Lichtbild am lautesten zum Vorwurf machte, war seine Verlogenheit, hauptsächlich durch die Retusche. Man erkannte als den wesentlichen Vorzug der Kamera ihre Treue gegenüber der Natur, und da auch sonst in der Dichtung wie in der bildenden Kunst der achtziger Jahre der Naturalismus sich durchzusetzen begann, so folgte die Photographie dieser Richtung. Der zweite Vorwurf, der den Lichtbildner kränkte, war der, daß er nur eine Technik ausübe, daß seine Persönlichkeit auf das Werk ohne Einfluß sei. Dagegen betonte er mit Recht, daß schon die Wahl des Gegenstandes künstlerischen Sinn verraten könne, und namentlich seit Erfindung des Gummidruckverfahrens zu Beginn der neunziger Jahre sah er sich imstande, im Bilde Störendes zu verwischen oder zu entfernen und dadurch Wichtiges zu betonen, auf große Linien und Flächen hinzuarbeiten, zerstreute Lichter zu vereinheitlichen und ähnliche Mittel anzuwenden. Selbstverständlich kam es hierbei zu Übertreibungen. Mancher verfiel in Künstelei und vergaß, daß die Stärke der Photographie eben doch in der Unbestechlichkeit des Objektivs liege und daß der echte Lichtbildkünstler nicht den Ehrgeiz haben solle, Maler zu sein.

Freilich ganz unabhängig von der Malerei hat sich die Photographie auch heute noch nicht gemacht. Das zeigte die jüngste Inter-



Die Alten. Aufnahme J. Ortiz Echagüe (Spanien)

nationale Photographische Ausstellung in Paris so gut wie die erste, die 1893 in der Hamburger Kunsthalle unter Alfred Lichtwarks Förderung und Beifall veranstaltet wurde. So klingen in den ältesten Photobildnissen die Gemälde Waldmüllers nach. In jedem Familienalbum stecken heute noch Proben von der Gesinnung der Gründerjahre. Neben der realistischen Auffassung des Menschen und seiner Umwelt steht eine impressionistische, die sich mit ihren weichen Tönen und verschwimmenden Umrissen vor allem die Landschaftsphotographie erobert hat, und während die Poeten und Maler der Stille und der Weite allmählich alt geworden und ohne Nachfahren geblieben sind, gibt es noch immer in Massen Lichtbildkünstler, welche nach dem Rezept Heinrich



Auf der Galerie. Aufnahme Fridland (U. R. S. S.)

von Kleists die Krähe auf dem einsamen Berberitzenstrauch für einen ihrer Kamera würdigen Gegenstand erachten.

Neue Wege sind eben auch für Photographen schwer zu finden und zu gehen, und auch die Pariser Ausstellung zeigte vieles, was lichtbildnerisch vollendet, aber nicht eben überraschend war. Man macht keine Genrebildchen mehr wie zu den Zeiten von Grützner und Knaus, aber ein Bild wie die spanischen „Alten“ ist ohne Zuloaga, die belgische „Feldarbeit“ ohne Millet oder Meunier kaum denkbar. Auch Amerika hatte sich der Impressionismus erobert. Der „Sonnenuntergang“ ist ein glänzendes Beispiel dafür. Licht und Luft haben die Form fast völlig aufgelöst. So ein Bild wirkt heute altmodisch, ja, wenn man streng sein will,



Skiläufer. Aufnahme von Cesare Giulio (Italien)

widerspricht es dem Wesen der Photographie, dessen Gesetz Bestimmtheit lautet. Wie reizvoll ein nüchterner Realismus wirken kann, zeigen der „Sommer“ und die „Seemöwen“, Bilder, die noch vor zwanzig oder zehn Jahren als unkünstlerisch und viel zu einfach übersehen worden wären. Die Photographie beginnt eben jetzt der modernen Richtung unserer Malerei, der neuen Sachlichkeit, zu folgen und stellt sich damit eine Aufgabe, die sie glatt zu lösen vermag. In diese Richtung weisen Aufnahmen wie die italienische „Skiläufer“, die russische „Auf der Galerie“. In diesen Bildern lebt ein anderer Realismus, als er den Älteren unter uns vertraut ist, eine neue, unsentimentale Art zu sehen, die



Sommer. Aufnahme von A. Kono (U. S. A.)

Sport und Arbeit als die hohen Güter der Menschheit entdeckt hat.

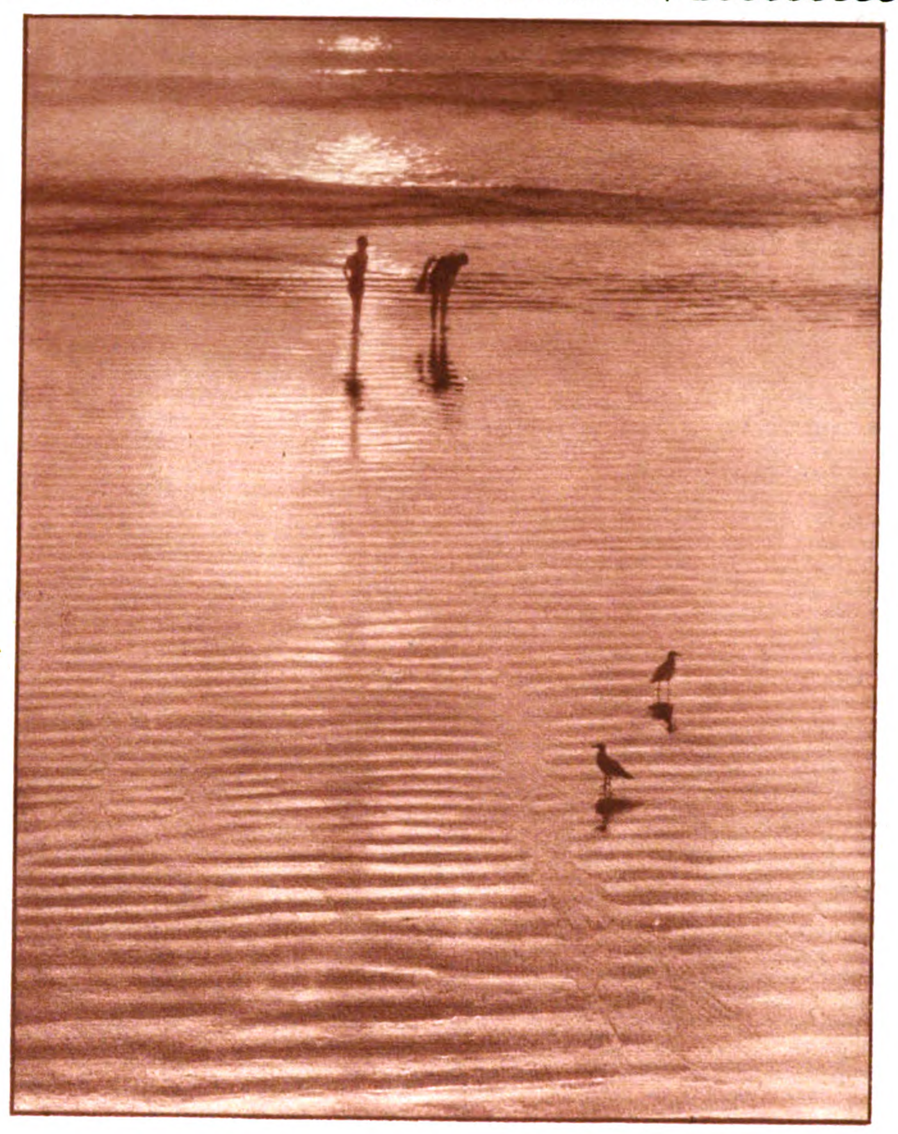
Man ist, theoretisch und praktisch, noch weitergegangen. Das Dessauer Bauhaus, dessen so vielseitig anregende Arbeit diese Hefte bereits vor Jahren geschildert und gewürdigt haben, hat auch das Problem der Photographie angepackt. Man hat ihr einen großen Teil vom Erbe der Malerei zugesprochen. Denn nach den Ansichten dieser Theoretiker hat die Malerei nur die Gestaltung der Farbe zu leisten, losgelöst von allem Gegenständlichen. Aufgabe der Photographie ist dagegen die Gestaltung der Darstellung, d. h. des Gegenständlichen. So steht die Lichtbildkunst neben der Malerei wie die Sprache neben der Musik. Wir brauchen uns diese Anschauung, wie sie von den Bauhausmeistern nicht ohne Verworrenheit und Geschwollenheit des Ausdrucks verfochten wird, nicht zu eigen zu machen. Insbesondere würde es eine Verarmung sondergleichen bedeuten, wollten wir uns auf die absolute Malerei beschränken. Gewiß ist ein Bild von Rubens, das auf dem Kopf steht, noch immer ein harmonisches Farbenwunder, aber daß es uns unendlich viel mehr gibt, wenn wir es richtig sehen und neben der Musik auch die Sprache vernehmen, kann niemand bestreiten. Darin jedoch hat das Bauhaus recht: die Möglichkeiten, die uns der photographische Apparat gewährt, sind erst zu einem geringen Teil erschöpft. Die Wissenschaft weiß und nützt, daß er unser Auge vervollkommnen und ergänzen kann. Die Lichtbildkunst kann und muß hier noch viel lernen. Unser Auge sieht nicht die Einzelheiten, sondern verbindet sie sofort zu Vorstellungsbildern, die mit der Wirklichkeit nicht über-



Feldarbeit. Aufnahme von E. Chaverpeyer (Belgien)

einstimmen. Vom photographischen Apparat, der das rein optische Bild wiedergibt und die optisch-wahren Verzeichnungen, Verzerrungen, Verkürzungen usw. zeigt, können wir, wie L. Moholy-Nagy vom Dessauer Bauhaus richtig schreibt, objektives Sehen lernen. Damit befreien wir uns von dem Zwang, nach der Art bedeutender Maler zu sehen, einem Zwang, dem bis vor kurzem die Photographie unterlegen ist.

Diese neue Art Sachlichkeit — das Bild von Renger-Patzsch sei ein Beispiel — arbeitet mit Aufnahmen, die früher für fehlerhaft gegolten hätten, mit Aufsicht, Untersicht, Schrägsicht. Sie zeigt uns den Galeriesteg und läßt die Glashalle darüber zu einem riesenhaften Spinnennetz werden. Sie verschiebt bei einer Schrägaufnahme von Ausbesserungsarbeiten an einer großen Turmuhr die Proportionen und gönnt uns so ein herzbeklemmendes Abenteuer. Sie photographiert die menschengefüllte Paulskirche in London von oben



Bei Sonnenuntergang. Aufnahme von Kichiji Ohara (U. S. A.)

durch die Glaskuppel, und wir fühlen vor der neuen Majestät des Konstruktiven die Winzigkeit des einzelnen Menschen. Sie bannt in kühner Schräge ein Stück Fabrikschornstein auf die Platte, und er wirkt mit animalischer Kraft. Sie arbeitet mit kühnen Ausschnitten und vergegenwärtigt uns Wucht und Würde eines Doms, indem sie in Übergröße nichts anderes zeigt als einen Strebepfeiler mit Wasserspeier. So wird in einem höheren Sinne als bisher die Photographie zu einer Kunst. Wie für den Maler stehen auch für den Lichtbildner die Sachen nach Wilhelm Busch neckisch in ihrem Raum. Es ist schwer ein Bild davon zu machen, denn es handelt sich nicht mehr um Realismus oder Impressionismus, um Wirklichkeit oder Poeterei, sondern wer diese neuen Wege der Lichtbildkunst gehen will, der muß etwas ahnen von der dämonischen Belebtheit auch der sogenannten toten Dinge, dem muß ein gutgeformter Autokühler mindestens so wichtig und lebendig sein wie der Mensch, der dahinter am Steuer sitzt.

Student sein, wenn die Veilchen blühen

Von Josef Buchhorn

Wie oft nicht, auf Kommersen, Exkneipen oder sonstwo, kommt die Frage an mich, von Jungbemützten und Alten Herren und nicht minder von maifrohem Blond und Braun: „Wann und wo ist Ihr Lied ‚Student sein, wenn die Veilchen blühen . . .‘ entstanden?“ Meist folgt dann, von derselben Seite schon vorweggenommen, die Antwort gleich hinterdrein: „Am Rhein natürlich, in dem Stromwinkel um den Drachenfels, Godesberg und Rolandseck? . . . bei Ännchen? . . . oder, wenn nicht dort, dann doch sicher im Neckartal unter Tübingen? . . . zwischen Waldhörnle und Wurmlinger Kapelle? . . . im Zauberbann des Lichtenstein? . . . auf den Blumenwiesen des Zellerhorn und —: ganz ohne Frage doch, als Sie selber noch blitzaugenblanker Bursch der Hohenstaufen waren und unter Grün-weiß-rot so eine Art von Lebenserfüllung glaubten?! . . .“

Und wenn ich dann Nein sage: nicht in Bonn und nicht in Tübingen, nicht aus dem Goldglanz erster Semester heraus, sondern: später, als Alter Herr — dann schauen mich erst recht fragende Augen an: Später? als Alter Herr? . . . ja, ist denn solch eine Stimmung später noch einzufangen? . . .

Sie ist's! Es kommt nur auf den Menschen und seine Umwelt an. Den Menschen, wenn er im Zeichen des Scheffelwortes steht: wer's kann, der bleibt im Herzen zeitlebens ein Student — und die Umwelt, wenn sie ihm dieses Könnenwollen nicht gar so schwer macht . . .

Da dem Liede, wie ich zu meiner Freude stolz-bescheiden feststellen darf, im Laufe der Jahre in Geibelschem Sinne „Flügel“ gewachsen sind, schneller, als ich's zu ahnen gewagt hätte, darf ich vielleicht einmal im Zusammenhang öffentlich über Ort und Zeit seiner Geburt, mich und den Komponisten, und zwar, soweit das angeht, geschichtlich-genaue Auskünfte geben.

★

Es war auf einem Altenabend meiner Hohenstaufen zu Stuttgart im Herbst 1904. Da fragte plötzlich die Stimme eines Bundesbruders durch den Tabaknebel zu meiner Ecke hinüber: „Hast du schon gehört, Buchhorn, daß in Danzig eine neue V. C.-Turnerschaft aufgetan worden ist?“

Ich: „Famos! Wie heißt sie denn?“

Der andere: „Hansea.“

Ich: „Na, da müßt' ich ja am Ende wohl oder übel da oben noch mal 'ne Zeitlang Fuchsmajor spielen . . .“

Darauf Lachen links und rechts. „Hast wohl noch immer nicht genug von dem Betrieb? Sei froh, daß du im Beruf und Brot bist . . .“

Ein Jahr später war ich in Danzig, bei den Danziger Neuesten Nachrichten, um den Osten aus seinen Bezirken und Menschen heraus kennenzulernen, und zur selben Frist damit auch im Kreise der Rot-weiß-goldenen auf den Kneipen in der Ernst-Hausen-Straße in Langfuhr, wo das Gelände schon nach Zoppot hin freilag und frische Brisen herüberließ, und auf den Pauktagen im verschwiegenen Jäschkental. Und: fühlte mich wieder wie einst in der Luft des Tübinger Österberges, in der Morgensonne des Alten Schlosses mit der Schau auf die sorgenvernichtende Alb und dem sehnenspannenden Schlägerklang des Waldhörnle . . . fühlte mich wieder, trotz der nicht geringen Tageslast in der Redaktion und der vielfachen Fahrten in die Arbeit des Ostmarkenvereins nach Marienburg und Marienwerder bis nach Bromberg hinunter — aktiv wie dazumal. War beim Becherlupf dabei und mit dabei, wenn die Speere für den Ernst bereitet wurden. Und war auch mit dabei, wenn sich auf wanderfrohen Fahrten die Geheimnisse der Olivaer Wäldertiefen, die Reize der Radaune in der Einsamkeit der Kassubischen Schweiz mit ihren lebenverlorenen Stillseen und die Meeresweite von der Halbinsel Hela aus gegen den fernen Horizont vor uns erschlossen . . .

★

In diese Stimmung kam (auf Veranlassung des den Jungen gegenüber allezeit gefälligen Rudolf Presber) der Auftrag der Lustigen Blätter, für eine „Spezial-Nummer“, „Vivat Academia“, das Kernstück, den Prosabeitrag, eine Humoreske zu schreiben. Das ist denn auch geschehen, und so die Momentaufnahme „Die Fuxkeile“ entstanden, die heute noch meinen Reclamband „Burschen heraus“ eröffnet. Aber — da war noch ein anderes, zu dem ich nicht aufgefordert war, wenigstens nicht persönlich; war eine Einladung „an alle“: ein Preisausschreiben für das beste Studentenlied. Und die lockte mehr als alles!

So tat ich denn auch da mit und schrieb in meiner dreietagenhohen Klause: Kassubischer Markt 1a, mit dem Blick auf den oft feindeumstrittenen Hagelsberg und das werbende Sommergrün um ihn, mein Lied: „Student sein, wenn die Veilchen blühen.“ Und hatte, bis die Spezial-Nummer der Lustigen Blätter tatsächlich erschien, kaum mehr ein Gedenken daran. Im Jäschkental standen sich wieder einmal die Heerscharen der Hansen, Germanen und Teutonen gegenüber und erprobten junge Kraft und frischen Mut im friedlichen Kampf Mann gegen Mann — da raunt mir plötzlich einer von den Rot-weiß-goldenen, indes Terzen und

Quarten in den Saal klirrten, das inhaltschwere Wort zu: „Ich gratuliere . . .“
„Wozu? . . .“
„Na, weißt du denn noch nichts? . . . Dein Lied,“ kommt's zurück, als ob da ein Selbstverständliches wär' . . .
„Mein Lied? Welches Lied? Ich versteh' dich nicht . . .“
„Herrgott — na, Veilchen und so . . .“
„Veilchen? . . .“
„Ja — ja doch . . . die Lustigen Blätter . . .“
„Ach, die —? Was ist damit? . . .“
„Du hast 'n Preis gekriegt. 75 Em . . . Mensch, die Runde nachher! . . .“
Die Freude, zumal sich mir das Glück in dieser Art damals noch nicht oft im Sinne des ägyptischen Königs im Ring des Polykrates „gut gelaunet“ gezeigt hatte . . .
Im Jäschkental ist denn auch, ebenso stilgerecht, zum erstenmal, noch bevor ich's schwarz auf weiß besaß, daß ein Preis mein war, der zweiten Strophe meines Liedes Genüge geschehen: „Student sein, wenn die Humpen kreisen“, nachdem die vierte: „Student sein, wenn die Hiebe fallen“ im Saale allmählich verebbt war . . .
Die Nummer 44 des 21. Jahrgangs der Lustigen Blätter — worin das Lied stand, trägt das Datum 31. Oktober 1906. Woraus also, da ich keine genauen Aufzeichnungen über den Entstehungstag mehr habe, einwandfrei erhellt, daß das Lied im Sommer 1906 geschrieben worden ist . . .

★

Unter dem 15. November desselben Jahres schon erhielt ich aus Heidelberg den Brief eines mir, zu meiner Schande sei's vermerkt, bis dahin gänzlich unbekannten Mannes, Otto Lob:

„Ihr prächtiges, formvollendetes Gedicht: „Student sein!“ in den Lust. Bl. hat mich so sehr angesprochen, daß ich sofort eine entsprechende Melodie dafür fand, welche den Grundton Ihres Liedes annähernd wiedergibt. Ich glaube, daß wir hier eine rechte Studentenhymne geschaffen haben, welche bald populär auf allen akadem. Verbindungen werden wird . . .
Wenn Sie es wünschen, schicke ich Ihnen eine Abschrift zur eignen Beurtheilg.
Unbekannt herzl. grüßend
Ihr erg.
Otto Lob.“

Dann: ein verte! — ich blätterte um, und da — da steht denn noch ein Zusatz:
„Sie erwähnen in Ihrer hübschen Humoreske: „Fuxkeile“ ein Lied: „In jedem vollen Glase Wein“ usw. Dieses Lied ist von mir; ebenso wie eine ganze Anzahl anderer Studentenlieder, von denen einige, wie z. B.

Filia hospitalis
Zu Heidelberg Student
Zieht der Bursch
Aura academica

u. v. A. schon sehr bekannt sind.“

Meine Freude! Lauter Lieder, die ich selber, wer weiß wie oft? in burschenseligen Stunden über den Rhein, um den Prinzipalmarkt in Münster i. W. und gegen den Dreifürstenstein und die Salmendinger Kapelle gesungen hatte! Darunter die nicht nur „schon sehr bekannte“, sondern längst bereits weltweite Filia hospitalis!
Und der Mann hatte für mein Preislied die Noten gesetzt? . . . Die würden klingen! Sicher! . . .
Und so ging denn umgehend aus neuer Erwartung die Bitte um die Melodie nach Heidelberg, und eine Woche darauf schon hielt ich sie in meinen Händen.
Auf dem Titel dieses Manuskriptes steht die Anmerkung: „Heidelberg 10. XI. 1906.“ Dieser Tag ist also der Geburtstag der Komposition.

★

Gesungen haben wir das Lied zuerst im Rund der Danziger Hansen im Hause meines Freundes Cäsar Kolley, der sich, um mich zu überraschen, die Noten von Heidelberg verschrieben hatte, Anfang März 1907. Das weiß ich heute noch deshalb so datengenau, weil es unmittelbar nach der Geburt meiner zweiten Tochter Hildegard am 27. Februar 1907 gewesen ist.
Dann begann, ich darf es wohl ruhig, und ohne überheblich zu erscheinen, hier anmerken, der Siegeszug des Liedes, als hätt' es Flügel . . .

★

Von Otto Lob habe ich dann noch einen Brief vom 19. Dezember 1907 erhalten. Und den aus einem besonderen Anlaß:
Bei einem gelegentlichen Studium der unschätzbaren Sammlung von Hoffmann von Fallersleben „Unsere volkstümlichen Lieder“ fand ich unter zwei Nummern Hinweise auf Otto Lob: unter 965: O wonnevolle Jugendzeit (Filia hospitalis) und unter 1333: Zieht der Bursch' die Straß' entlang. Er hatte zu beiden, dem Preisgesang von Otto Kamp und dem „Burschenleben“ von Eduard Heyck, dem verdienstvollen Herausgeber des Lahrer Kommersbuches, die Komposition gesetzt und war infolgedessen auch in dem „Verzeichnis der Wort- und Tondichter“ angeführt. Da las ich:
„Lob, Otto, geb. 25. Dez. 1837 zu Lindlar, Rheinprovinz, Lehrer zu Köln und Musikdirektor, lebt jetzt zu Heidelberg als Privatmann.“
Das war nicht eben viel. Aber das Jahr 1837 blieb haften. Also war der Siebzigiste nahe? Und die Möglichkeit gegeben, für ihn zu zeugen? Die deutschen Burschen in allen Himmelsrichtungen zu einer Ehrung und Feier ihm zu Dank und Preis auf den Plan zu rufen? . . .
Aber: er lehnte ab. Es war nicht nach seinem „Geschmack und Wunsch“: „Lassen Sie mich nur, wie bisher, meinen stillen, einsamen Weg gehen, ohne tiefere Spuren

zu hinterlassen u. wenn mir einige fröhliche Lieder gelungen sind, dann will ich zufrieden schlafen gehen, denn ich habe nicht umsonst gelebt.“

★

Mitte September 1908 kam dann die Trauerkunde, unterzeichnet Edm. Lob-Lindlar und Maria Sommer geb. Lob-Chicago, daß es Gott dem Allmächtigen gefallen habe, „unsern lieben Bruder Otto Lob, Musikdirektor und Komponist, am 11. September Mittag 1 Uhr zu sich in die Ewigkeit zu nehmen“.

★

Die Studentenhymne ist mit der 100. Auflage in das Lahrer Kommersbuch eingezogen; leider ohne die Otto Lobschen Noten. Dem standen die Erben des Komponisten entgegen, ganz im Gegensatz zu ihm selber, der mir unter dem 15. November 1906 bereits angekündigt hatte:

„Für die, in Vorbereitung, 100ste Auflage des Allgem. Deut. Kommers Buches (Lahr) ist das Lied schon in Aussicht genommen, allein bis dahin werden ca. 2 Jahre vergehen . . .“

In der Klavierausgabe des Ännchenliederbuches (Godesberg a. Rh.), die ursprünglich die Otto Lobschen Noten gebracht hatte, sind sie, mindestens schon seit der 43. Auflage des Kleinen Kommersbuches (1922), aus denselben Gründen wie bei dem Lahrer Kommersbuch nicht mehr enthalten. Dafür ist dort eine Melodie von Josef Schumacher in F-Dur gegeben, die später, in der Großen illustrierten Klavierausgabe, durch eine andere desselben Komponisten in G-Dur ersetzt ist. Beide sind leicht faßlich und sangbar, werden aber die Hymne des Meisters nie zu verdrängen oder gar zu ersetzen vermögen.

Das wird auch die Vertonung von Ludwig Muther („frisch und schneidig“, gleichfalls in F-Dur) nicht können, die im Verlag F. Österreicher. Krems a. D., erschienen ist und die, nach Mitteilungen aus Wiener Studentenkreisen, die Österreicher als ihre Melodie über die Otto Lobsche stellen . . .

Ob noch andere Weisen meines Liedes umlaufen, vermag ich nicht zu sagen. Daß noch welche vorhanden sein sollen, ist mir gegenüber oft behauptet worden. Ich wäre dankbar, wenn sie mir für den Fall, daß sie irgendwo sichtbar werden, zugeleitet würden.

Ich selbst hab' auch nie eine Übertragung für die Laute kennengelernt. Obwohl ich weiß, daß mein Lied den Rhythmus der Fahrenden durch Nacht und Frühe mitbeschwingt — zu den Meinigen ist's aus dem Dünensand der Rügenschen Küste aufgeklungen; einer lieben jungen Freundin ist's von der Fahrstraße in Eichwalde im Teltowschen in den Schlaf gesungen worden. Und so: da und dort . . .

Auch auf den Bauden der schlesischen Berge ist's heimisch und geht mit der Nachfeier von Spiel und Sport mit. Ich hab' ein Liederheft aus solch einem Abend: da steht's: Nr. 1: Student sein, wenn die Veilchen blühen (ohne die vierte: wenn die Hiebe fallen!) und gleich dahinter: Nr. 2: Zehn kleine Negerlein und Nr. 4: Schnadahüpfel und Nr. 5: Schunkelwalzer —: Herz, was willst du noch mehr?!

Aber auch das gehört in einen Abgesang über mein Lied, wie noch drei Eindrücke von den vielen, die für mich mit ihm verknüpft sind und mich an die Menschen binden, die ihm hold sind.

★

In Sellin. Ich wandere von den Dünenwaldabwärts ins Rügensche Land hinunter, wo mir's der Granitz zu zwei Märchenbäume angetan haben . . . Plötzlich, hinter mir: Pfeifen: Student sein, wenn die Veilchen blühen . . . Ich verlangsame meine Schritte; denn ich möcht' den sehen, der hier meines Geistes ist . . .

An einer Biege im Grund, wo mein Weg querüber in mein Ziel und ein anderer, linksab, ins Dorf weist, stock' ich . . .

Da kommt's schon durch die Bäume: er und sie — er, ein junger Bursch', der, liebeverloren, den Arm fest um ihren Nacken geschmiegt hat. Und er und sie: Leuchten und Glück . . .

Ich spür': er pfeift:

> Student sein, wenn zwei Augen locken,
> Ein süßer Mund verschwiegen küßt . . .

Da sieht er mich und bricht das Pfeifen ab . . .

Schade . . .

Die beiden: nach Sellin hinein. Ich: wie ich mir vorgenommen, nach zehn, zwölf Schritten hinter ihnen, rechts ab . . .

Da hör' ich, wie der freche Junge zu seiner nach meinem Abmarsch sicher wie von einem Alb befreiten Kleinen kurz, aber schneidig sagt, auf daß es mir ins Gebein führ': „Es war aber auch die höchste Zeit!“

Ich hab' still in mich hineingelacht: zehrt von meinem Kapital und möcht' mich am liebsten aus der Welt verwünschen, weil ich über mein Lied in seine Stimmung gelauscht hab' . . .

Und doch: die zwei, das Lied . . . der von der Spätnachmittagssonne übergoldete Gründom der Buchenwälder und zwei Amseln auf den Blankästen in eiferndem Wettgesang einander gegenüber . . . und fern das Branden der See —: es war eine Stimmung, die ich lange Monde eindrucksfrisch in mir behalten hab' . . .

★

In Büschdorf bei Halle. Ein Sonnabendvormittag im Juli 1925. Am Abend vorher hab' ich im Kreis von alten und jungen Akademikern über ein Jubiläumsthema: „Der Rhein und der deutsche Student“ gesprochen, und nun bin ich ihm bei seinem Waffenhandwerk blutnah . . .

15*

Weiße Dielen, über die Sand gestreut ist, damit der Fuß Halt hat. Draußen Sommer, der in die Fenster will... Ein Fuchs auf dem Podium vor einem Klavier, das Sonntags zum Tanz aufspielt... Ein paar Läufe hinauf und herunter: Student sein!... Er dreht den Kopf halb zu mir zurück, und ich lach' ihm zu...

Die nächste Partie: Saxo-Vandalen gegen Saxo-Thüringer. Die Märker haben das Kommando ... Paukanten, Sekundanten, Testanten —: alles bereit. Nur: die Paukanten noch ohne Brille ...

Da gebietet ein Jungbursch der Saxo-Vandalen: Silentium!... Silentium für das Lied: „Student sein, wenn die Veilchen blühen..." Und gleich darauf braust es aus dem Mensurlokal ins Lichtgrün des Gartens hinein ...

Die Strophen sind verklungen... Da: wieder: Der Jungbursch: „Silentium für mich!" Und: aus dem Silentium wächst, jäh aus der Sommerfrühe hervorgezaubert, beredter Dank für den, der dieses Lied gedichtet ... der gestern in Würde stand und nun Student inmitten von Studenten ist — ein Stück von ihnen allen und darum: „ein urkräftiger, donnernder Salamander auf ihn, dessen Kommando mir zur höchsten Ehre gereicht," und alle: die Unbeteiligten und die Paukanten, Sekundanten und Testanten reiben ihren Salamander und trinken...

Und ich? Tief im Innersten getroffen, kann nur eins, nur Dank und wieder Dank für eine Stimmung sagen, wie sie nur die deutsche akademische Jugend so in den Tag zu wecken weiß. Und nehm' mein Glas und trete vor die beiden Paukanten, die auf das schlägerlösende Kommando harren, und trink' ihr Wohl, die eine Strophe meines Liedes ins Leben zu wecken bereit sind: „Student sein, wenn die Hiebe fallen..."

Und dann: Silentium! Mensur steigt weiter... Auf die Mensur!... Auslage... Los!...

*

Und der dritte Eindruck:

Ich sitz' an einem Wochenendabend daheim und arbeite... Es geht gegen zwölf... Ich hab' das Radio eingestellt, um ein paar leichte Weisen in meine Stille zu fangen ... Nun: Pause...

Da, mit einem Male fahr' ich auf: aus einer anderen Wellenlänge hör' ich durch den Äther eine wundervoll weiche Männerstimme: „Das ist des Lebens schönste Feier — Herr, laß sie nie zu Ende gehn."

Ich bin im Augenblick neben dem Lautsprecher... Und da hebt es von neuem an: „Student sein, wenn ..." Doch da ist auch Berlin bereits wieder zur Stelle und irgendein Blues hält die Minute . . .

Wo war das nur? „Der deutsche Rundfunk" allein vermag es zu künden — also her damit: Bremen . . . Danzig . . . Hamburg... nein... Aber da: Langenberg: „Rheinischer Abend"... Zwar kein Einzelprogramm; doch: Tenor: Franz Baumann ... ob der's am Ende gewesen ist, der mir mein Lied zu dieser Stunde zugesungen hat? ... Eine Empfindung in mir sagt: Ja, — der war's...

Daß er's war, wußt' ich ein halbes Jahr später, als meine Frau mir eine Elektrolaplatte auf den Tisch legte, die sie — durch Zufall entdeckt hatte: „Student sein, wenn die Veilchen blühen. Von Otto Lob. Gesungen von — Franz Baumann..."

Von mir — nichts! Ich hab' ja auch — nur den Text geschrieben... Und bin erst durch die nötigen Hinweise zu meinem Recht gekommen...

*

Wenn das Otto Lob noch erlebt hätte! Erlebt hätte, wie schnell — unser Lied volkstümlich und Gemeingut aller, nicht nur der akademischen Welt geworden ist! Wie leicht es von den Zungen geht und Stimmung weckt, feierliche und frohe zugleich!

Es war sein Glaube und wär' sein Glück gewesen. Und darum soll dankbares Gedenken immer um ihn sein, wenn seine Weisen in den Tag rauschen — nicht nur diese — alle, die er aus übervollem Herzen in die lenzliche Schönheit der Welt getragen hat — im Geiste der Zeilen etwa, die ich ihm in meinen „Strophen der Erinnerung: Mein Rhein", die noch Manuskript sind, gewidmet hab':

Es lebt der Rhein in deinen Tönen,
Es rauscht der Strom in deinem Klang,
Du Notenkünder alles Schönen,
Das je ein deutscher Dichter sang.

Hast Erz in deinen Harmonien
Und Flügelschlag in deinem Lied
Und Süße in den Melodien,
Die alle Menschen auf sie zieht...

Du singst im Talgrund mit der Jugend,
Die wandernd in die Weite sprüht,
Und singst von Tapferkeit und Tugend,
Die aus dem Wein ins Herze glüht...

Hast deutschen Burschen deine Lieder
Als ein Vermächtnis übermacht,
Das jeden neuen Frühling wieder
In einen neuen Tag erwacht...

Dein Sang und Klang, dem nichts aequalis,
Rauscht mit dem Neckar und dem Rhein;
Rauscht um die „filia hospitalis",
„In jedem vollen Glase Wein..."

Was Jus, Kolleg und Stubenhocken,
Wo jeder Lenz ein Neuland schafft?
„Student sein, wenn zwei Augen locken —"
Das ist die tiefste Wissenschaft!

Die hast du uns ins Herz getragen,
Daß heiß es dir entgegenbrennt.
Du bleibst, solang die Finken schlagen,
Ein Bursch — „in Heidelberg Student!"

Im Gran Chaco

Skizzen von der deutschen Chaco-Expedition

Von Univ.-Prof. Dr. Hans Krieg-München

Wir sind nach Südamerika gereist, Dr. Lindner, Kiefer und ich, um einen Plan auszuführen, den ich auf meiner ersten Reise gefaßt hatte.

Wir sind den Rio Paraguay hinaufgefahren und haben den Gran Chaco durchquert. Aber wir sind nicht als Abenteurer durchgezogen, sondern als ernsthafte deutsche Wissenschaftler, und haben nicht romantische Lagerfeueridylle und Indianerkämpfe gesucht, sondern haben uns forschend und beobachtend durch Einsamkeit und Wildnis hindurchgeschafft vom Paraguayfluß an die tausend Kilometer weit nach Westen bis an den Fuß der bolivianischen Kordillere. Dann sind wir nach Norden weiter geritten, nach Santa Cruz, der einsamen, fröhlichen Stadt, und wieder nach Osten zum Oberlauf des Paraguay und südwärts an unseren Ausgangspunkt Asunción, die paraguayische Hauptstadt. Von dort waren wir aufgebrochen und dorthin kamen wir nach sechzehn Monaten wieder zurück.

Jetzt sind wir wieder in Deutschland, beladen mit wissenschaftlichen Schätzen. Viele tüchtige Gelehrte helfen uns bei der Bearbeitung der Sammlungen, und in Jahr und Tag werde ich alles zusammenstellen und zeigen können, daß man uns nicht umsonst Vertrauen geschenkt hat. Diese Arbeit geht langsam vonstatten.

Aber da sind so manche Eindrücke, die nichts mit wissenschaftlichen Arbeiten zu tun haben und doch etwas wert sind. Und darum muß man auch diesen Eindrücken Gestalt geben: wie man am Abend der Jagd ein paar Hasen an den Löffeln aus dem Rucksack zieht, um sie den Freunden zu zeigen, und um sich selber noch einmal an das Bild zu erinnern, als sie anliefen über das winterliche Feld.

Jedes Land hat seine Stimmung, in der alles enthalten ist. So hat sie auch das Gebiet des Gran Chaco, in welchem wir lebten: Palmwälder rauschen, der Gesang der Brüllaffen dröhnt, Maultierhufe platschen im Salzsumpf. Braunglänzende, nackte Indianergestalten gehen auf schmalen Pfaden durch dichten Dornbusch.

Unter den Menschen rufen mich besonders jene problematischen Naturen, die am Rande der Wildnis leben, dort, wo fremde Kultur und Zivilisation zusammentrifft mit der Kultur der freien Indianer. Dort findet man Weiße, welche nicht in geordnete Verhältnisse passen, Psychopathen bestimmter Richtung. Andere, die urwüchsig und gesund sind, wie unser Freund Tani, der Mischling; die sich in diese Wildnis hineinfügen wie ein Tier, das um sein Dasein kämpft. Sie sind ganz ungeistig, unproblematisch an sich, und gerade sie fesseln uns, weil sie anders sind als wir, die wir in europäischen Städten entstanden sind. Und man findet Indianer, stolze, deren Ethik uns ein Problem ist, und zahme, kriecherische und heimtückische, die wir nicht lieben können.

Der Mähnenwolf

In langsam wiegendem Paßgang bummelt er über die nächtliche Prärie. Das fahle Mondlicht spielt über sein rötlichgelbes Fell und läßt die weiße Innenseite seiner Lauscher schimmern. Ab und zu macht er einen steilen Sprung und packt mit sicherem Biß eine leise quietschende Erdratte.

Man ist noch jung, aber man hat doch schon schlimme Dinge erlebt. Neulich, als das Feuer durch den trockenen Sumpf raste, das war zum Beispiel eine aufregende Sache. Oder vor ein paar Tagen, als die Wasserstelle plötzlich ausgetrocknet war. Da hatte es gegolten, Witterung nehmen und halten, bis wieder Wasser gefunden war.

Es liegt eine Erregung in der Luft. Der Wind ist warm und merkwürdig feucht. Man muß sich eins singen, man kann nicht anders. „Uaah-au," und noch einmal „Uaah-au," und wieder und wieder. Ganz weit im Sumpf antwortete einer: „Uaah, uaah." Es ist eine Spannung da, die man sich von der Seele rufen muß.

„Ein Wolf ruft," sagt Don Pedro, und schiebt die Glut am Lagerfeuer zusammen.

„Zwei," sagt Tani, und dann horchen sie.

„Die Gringos sagen, sie geben zehn Pesos für einen Aguará guazú. Wenn es hell wird, versuch' ich's. Dann sind sie im Salitral. Man kann sie anreiten."

„Zehn Pesos? Ein gutes Geld, carajo!"

Dann schweigen sie wieder und schlürfen heißen Mate, bis es dämmert. Tani holt sein Pferd, prüft den Lasso, sattelt und reitet fort gegen den Salzsumpf zu.

Unabsehbar weit ist die Ebene des Salitrals. Er ist trocken und der Boden ist hart wie Asphalt. Eine salzliebende Pflanze, das „Indianersalz", bildet kleine Rasenflecke, hier und dort erhebt sich niederes Rankengestrüpp. Wo der Boden nackt ist, schimmert er wie bereist wegen der feinen Salzkristalle und trägt erhärtete Tierfährten. Sumpfhirsch, Pampastrauß und Mähnenwolf wechseln durch diese salzige Öde.

Tani träumt von den zehn Pesos, da geht ein Ruck durch den Mann. Er hebt sich hoch im Sattel, duckt sich wieder und schlägt dem Gaul die großen Sporenräder in die Flanken, daß er jäh und steil zum Hetzgalopp anspringt. Schon löst Tani den Lasso vom Sattel. Nur fünfzig Schritte vor ihm läuft der Wolf in weichen, langen Fluchten, die etwas merkwürdig Schleppendes, Schlingerndes an sich haben. Er hatte sichernd hinter dem Busch gestanden.

„Diez pesos!" schreit Tani. „Diez pesos, diez pesos!" und fegt über den festen Boden, daß die Hufe hell und hölzern klappern.

Plötzlich steht der Wolf, äugt und lauscht. Was ist das nur? Seine kurzsichtigen Augen sagen ihm nichts, und der Wind steht schlecht und läßt ihn im Stich. Es ist etwas Entsetzliches, Lautes, Aufpeitschendes. Er schlägt einen Haken, um den Wind abzufangen.

So fegen sie über die dornigen Ranken und aperen Platten, der Wolf und der Reiter. Immer wieder sichert der Wolf und verliert den Abstand. Er kennt diesen Feind nicht. Seine Erfahrung versagt. Außer dem Feuer kennt er nichts, was ihn jagte.

Da huscht ein dünner Schatten über ihn hinweg, und dann würgt es ihn am Halse, reißt ihn jäh zu Boden, schleppt ihn ein Stück weit in rasenden Rucken. „Diez pesos!" kreischt eine helle Stimme.

Der alte Tschorote

Heiße Mittagsstunde, wir hatten etwas Reis gekocht und getrocknetes Hirschfleisch hineingetan. Jetzt waren wir satt und wohlwollend gestimmt.

Wir gingen hinüber zu den Tschorote-Indianern. Es war ein kleines Dorf mit wenigen sehr primitiven Rundhütten. Erst vor kurzen waren sie aus dem unbekannten Norden herübergekommen, um im Pilcomayo zu fischen. Die Weiber waren dabei, Netze zu knüpfen; die jungen Mädchen waren mit Urrukúfarbe rot bemalt, zum Zeichen, daß sie auf Liebe hofften; die Männer waren zumeist auf der Jagd nach Viscachas und Pampastraußen, und die kleinen Jungen schlichen in der Nähe den Wildtauben nach, um sie mit ihren kleinen Bogen und Schleudern zu schießen. Man war guten Muts im Dorfe, denn die Fischzeit ist eine gute Zeit.

Wenn es an Trinkwasser und Nahrung nicht fehlt, dann sind alle freien Indianer lustig. Aber wehe, wenn weitab vom Fluß die Wasserstelle austrocknet! Wehe, wenn in der Trockenheit der Kampbrand zu weit um sich greift! Dann gilt es eine weite Wanderschaft in neue Jagdgründe; dann tötet der Sohn den nicht mehr marschfähigen Vater mit der Holzkeule.

Etwas abseits steht eine Hütte, kleiner als die anderen. Unser indianischer Begleiter will nicht, daß wir hineinsehen. Er geht langsam hinter uns her und versucht uns abzulenken.

Ich krieche hinein und sehe ein eigenartiges Bild im düsteren Raum, dem Löcher im Gezweige der Wand ein dämmerig fahles Licht geben. Die Hütte ist leer. Sie hat nur etwa drei Meter im Durchmesser. In der Mitte sitzt auf dem Lehmboden ein nackter alter Indianer. Er sieht gegen mich her mit weit offenen Augen, die ganz ohne Ausdruck sind. Er sieht mich, er muß mich sehen, aber er beachtet mich nicht. Keine Falte seines zerknitterten Gesichts bewegt sich. Er hockt majestätisch da mit gekreuzten Beinen. Die Arme hängen schlaff herab, daß die Knöchel sich lose auf den Boden stützen. Vor ihm steht eine Kürbisschale mit Wasser.

Nie habe ich ein Bild solch würdevoller Resignation gesehen. Und die Würde war unbewußt, selbstverständlich. Und wir sagen pedantisch: sie haben eine primitive Kultur!

Beschämt zog ich mich zurück und winkte den anderen ab. „Was hat er?" fragte ich den begleitenden Indianer.

„Er stirbt," sagte der ganz einfach.

Don Pablo

Es ging uns schlecht, und ich mußte südwärts reiten, an die Endstation der argentinischen Bahn. Dorthin sollte Nachricht kommen von La Paz, ob man uns weiter als paraguayische Spione behandeln wollte oder nicht. Ich reiste mit Don Nicolas

zusammen, einem lieben, etwas verschlampten Ungarn.

Unterwegs war ein Indianerdorf aus grasgedeckten Hütten. Auch ein paar kleine Zuckerrohrfelder waren dort, und ein paar jämmerliche Rinder weideten im Buschwerk. Es hieß, in diesem Dorf lebe ein Weißer. Wir wollten hier übernachten und machten unser Feuerchen zwischen den Büschen. Der Weiße würde sich schon melden. Er meldete sich und brachte gleich eine Flasche Zuckerrohrschnaps mit. Er war aus Stuttgart. Gymnasium, einen Jahrgang älter als ich. Ich wunderte mich nur, daß er nicht von Böblingen war oder von Sindelfingen. Die meisten Auslandsdeutschen sind von Böblingen oder von Sindelfingen. Aber viele sind aus Stuttgart. Er hieß Don Pablo. Sein Familienname hat mich nie interessiert. Wie er aussah, weiß ich kaum noch. Mager, verkommen, schmutzig, versoffen, das steht fest. Ich glaube, er hatte eine große Nase, aber das ist schon unsicher.

Wir sprachen schwäbisch, so schwäbisch, daß Don Nicolas, der Ungar, sich bald langweilte und im Sitzen einschlief und vor sich hin blies.

Wovon wir sprachen? Von unseren Schulmeistern natürlich. Keinen Augenblick von unserer kläglichen Gegenwart. Was wäre da zu reden gewesen? Don Pablo war ein verlorener Mann, das sah man gleich. Das wußte er auch, oder er fühlte es, wie ich mir denke, daß schwere chronische Säufer über sich selbst zwar kein Urteil, aber ein vages, verschwommenes Gefühl haben. Darum sorgt er dafür, daß er dauernd hübsch unter Alkohol bleibt. Es ist eine Kunst — und Don Pablo versteht sie —, seine leichte Besäufnis liebevoll zu pflegen. Man braucht dazu zweifellos eine gewisse Selbstbeherrschung. Dadurch unterscheidet sich eben der gebildete Weiße vom ungebildeten Indianer. Der Indianer kann erstens nichts vertragen und zweitens trinkt er viel zu schnell. Darum ist er morgen und übermorgen krank. So einer war Don Pablo nicht, da sei Gott vor!

„Hent etzt Sie da Häberle kennt?"

„Ha nadierlich, der hot ons doch Geografie gebe."

„Ja Kotz Donderwedder, der Häberle, deschd oiner gwä!"

„Deschd gwieß!"

„A Viech isch er gwä, odder net?"

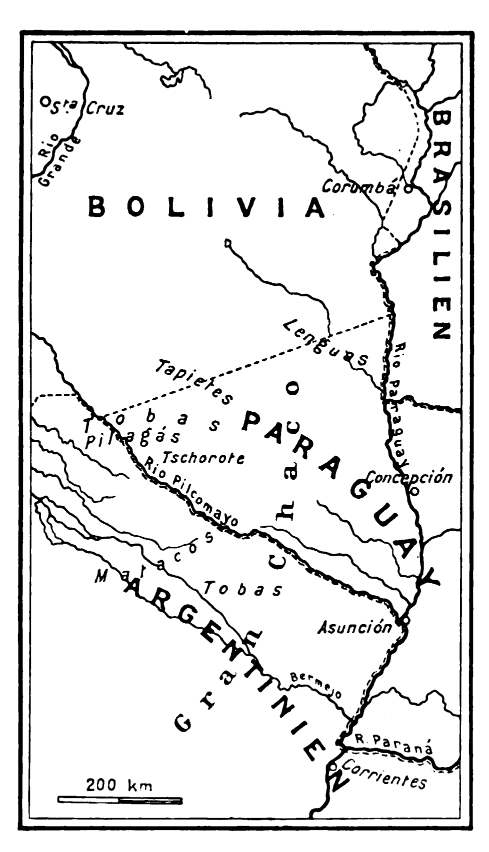
„Den hemmer schwer b'schisse!"

„De Dazzeschdegge hemmer em ägschnidde."

„So a Viech, der Häberle! Aber a gueder Mä, des mueß mer sage."

Ich merkte, wie es ihm Spaß machte, recht breit schwäbisch zu sprechen, und bemühte mich, es ihm nachzutun. Aber er war mir über. Wir sprachen noch vom Kurzer, dem Physiklehrer, der behauptet hat, ohne höhere Mathematik könne man in keinem Beruf was Rechtes leisten, vom Sommerling, genannt Schnitz, gegen den man sich so gemein benahm, weil er so gutmütig war, vom Weinert, dem Turnlehrer, von dem man sagte, er sei so stark, weil er über dem Biceps noch einen anderen Muskel habe. Von allen sprachen wir. Man sieht, wir sprachen im ganzen wohlwollend von unseren Schulmeistern, die ja weit fort von hier und seit zwanzig Jahren für uns harmlos waren und überdies teils nicht mehr amtierten, teils gestorben waren. Nur beim Kurzer mit seiner Mathematik waren noch einige Schwingungen von Haß dabei, aber da wir nicht wußten, ob er noch lebte, blieben wir beim Schimpfen auf einer mittleren Linie. Denn es ist eine alte Meinung, daß Tote Mitleid brauchen. Zudem lebten wir zwischen Indianern, welche die Geister ihrer Verstorbenen fürchten, und das mag auf uns abgefärbt haben.

Aber auf den Schnabel haben wir geschimpft. Er hatte uns beide schwer belei-



digt. Wir schwelgten in diesem Haß, dieser Rache, wir tranken schneller, als wir von ihm sprachen, und stellten die Flasche mit Wut auf den Boden zurück. Ein ungerechter, eitler Mensch war der Schnabel, und wir waren uns einig, Don Pablo und ich, daß es ein Genuß sein müßte, einen solchen Menschen zu verhauen oder in einen Ameisenhaufen zu binden, wie es die Indianer machen. Der Schnabel hatte uns beleidigt, alle beide, hatte uns beide wie Lausbuben behandelt, obgleich wir kurz vor dem ersten Rasiertwerden standen. Wir bebten vor Zorn und erquickten uns an unseren Rachegedanken.

Was hatte er uns getan, der Schnabel? Ich will zuerst sagen, was er Don Pablo getan hat in jenen kritischen Jahren, in welchen die Stimme bricht und manch einer empfindlich ist wie ein kleines Mädchen.

„Sie sind überhaupt nichts wert," hat er ihm gesagt, „lernen Sie ein Handwerk, werden Sie Bäcker." Ein strafbar dummes Geschwätz. „Überhaupt nichts wert," sagte dieser Kerl zu Don Pablo, zu diesem fabelhaften Don Pablo, der hier vor mir saß.

Nicht deshalb, aber weil's der Vater wollte, mußte er tatsächlich zum Bäcker Rühle in die Lehre. Er sollte später des Vaters Geschäft übernehmen, ein feines Geschäft! Es ist dann etwas dazwischengekommen, wie's halt so geht. Schwamm drüber!

Und was er mir getan hat? Um es kurz zu sagen, er hat einmal gesagt, ich lüge; und gerade damals habe ich nicht gelogen. Hat dieser Mensch überhaupt einen Begriff von Ehre? Von der Ehre eines jungen Mannes in jenen kritischen Jahren, in welchen die Stimme bricht und das erste Rasiertwerden erwogen wird?

Über zwanzig Jahre sind das her. Aber wir müssen feierlich auf unserer Ansicht bestehen, Don Pablo und ich. Prosit, Don Pablo! Die Flasche ist leer. Wenn die Sonne aufgeht, muß ich wieder satteln.

Santiago

Unter den vielen Indianerhäuptlingen, die ich kenne, ist dieser Santiago der einzige, über den ich mich ernstlich geärgert habe. Schon weil er sich Santiago nennt.

Die Häuptlinge bei den Toba waren verschlossen, die bei den Pilagá stolz. Bei den Chulupi waren sie lustig und ein bißchen hinterlistig, bei den Tschorote oft besoffen, bei den Tapiete scheu, bei den Lengua und Macá mit Vorsicht zu genießen. Und jeder hatte etwas vom anderen und jeder etwas Besonderes. Aber dieser Santiago war ein schrecklicher Kerl.

Wir waren fast die ganze Nacht über marschiert, hatten dann ein bißchen geschlafen, bis es Tag wurde, Weide für die Tiere gesucht, am Lagerfeuer Tee gekocht und die Reste des Spießbratens vom Tage vorher aufgegessen. Dann schlenderte ich, die Pfeife im Munde los, um das Lager der Mataco-Indianer zu suchen, das in der Nähe sein mußte. Sicher lag es versteckt irgendwo im Walde. Nach einer halben Stunde merkte ich plötzlich, daß ich mitten drin war. Die Hütten lagen zerstreut auf kleinen, schattigen Lichtungen. Ein paar Hunde erschienen im Gebüsch und verbellten mich wie ein Stück Wild. Vor der ersten Hütte saßen zwei Weiber, die einander Haarläuse suchten und sie aufaßen. Scheu huschten sie in die Hütte. Bald kläfften Hunde auf allen Seiten. Da erschien ein Mann zwischen den Büschen. Und was für ein komischer Mann! Er hatte eine Hose an. Ich hatte schon lange keinen Indianer mehr gesehen mit einer richtigen Hose. Gott sei Dank nicht, die anderen sind mir lieber. Und einen Sweater hatte er an und einen Hut auf. Das war wirklich komisch, und es war häßlich. Solche Indianer sind häßlich. Ich möchte ihnen immer sagen: Du dummer Kerl, weißt du denn nicht, daß deine Bronzefarbe dein schönstes Kleid ist? Aber sie verstehen es nicht.

„Wo ist der Häuptling?" fragte ich.

„Ich bin der Häuptling Santiago, kommen Sie mit."

„Sie" hat er gesagt und eine Art Verbeugung dazu gemacht, eine lächerlich hoheitsvolle kleine Verbeugung. Ich folge ihm, einigermaßen erstaunt und ärgerlich. Der Kerl ist von der Zivilisation beleckt, da wird er wohl ein Lump sein.

Er führt mich zu einer Gruppe von drei Hütten, zwischen denen ein Feuerplatz ist. Ein paar fast nackte Mataco liegen faul herum. Sie haben breite Gesichter mit wulstigen Lippen wie die meisten Mataco. Mit gemachter Gleichgültigkeit sehen sie mich an, ohne sich weiter zu rühren. Zwischen ihnen liegt eine Konservenbüchse. Ich hasse Konservenbüchsen in Indianerlagern. Zwei der Hütten sind rund und niedrig, und eine Art Schlupfloch führt ins dunkle Innere. Die dritte ist zwar auch nur aus Astwerk und Gras gebaut, aber viereckig und hat ein flaches Dach. Das ist der Palast Santiagos.

Der Häuptling ruft einem der Faulenzer etwas zu. Der steht willig auf und stellt mir einen Holzklotz hin zum Daraufsitzen. „Setzen Sie sich, mein Herr!" sagt Santiago mit ele-



Am Spiegel. Gemälde von Prof. Rudolf Nißl

ganter, langsamer Geste. „Mein Herr“ — das irritiert mich geradezu. Ich lehne meine Büchse an eine der Hütten und setze mich.

„Que le parece,“ sagt Santiago, „was meinen Sie zu diesem Dorf?“

„Schönes Dorf, sehr schönes Dorf,“ antworte ich, obgleich ich es ja noch nicht kenne. Er nickt und setzt sich neben mich.

„Ich bin Santiago, alle kennen mich. Ich bin nicht bös, ich bin zahm.“

„Ich weiß, Herr Santiago, daß Sie zahm sind.“

Ein stolzer Blick geht hinüber zu den Faulenzern. Dieser Gringo hat „Herr Santiago“ gesagt.

Die Unterhaltung geht weiter, sehr langsam und tastend. Santiago spricht sehr mäßig spanisch, kann sich oft nicht ausdrücken, geht darüber aber mit so frechem Selbstbewußtsein hinweg, daß ich mir ganz klein und häßlich vorkomme.

„Ich weiß, es gibt verschiedene Cristianos. Da gibt es Spanier, da gibt es Engländer. So ist es bei uns auch: Mataco, Toba, Tschorote.“

„Ich bin z. B. Deutscher und komme über das große Meer auf einem Schiff, größer als ein ganzes Dorf.“

„Ich weiß, mein Herr, Sie sind ein Lingo (das Wort Gringo kann er nicht sagen), ein Engländer.“

„Nein, ein Deutscher.“

„Was meinen Sie, ich, Santiago, habe gleich gesehen, daß Sie ein Engländer sind.“

Ich gebe es auf.

„Sie sind ein Caballero, Santiago,“ sage ich, „aber jetzt will ich ein wenig durch das Dorf gehen, passen Sie solange auf mein Gewehr auf.“

Dann suche ich mir einen Prügel, um mir die mageren Hunde vom Leibe zu halten, die einem bei solchen Besuchen immer zusetzen wollen, und trete meinen langsamen Rundgang an von Hütte zu Hütte wie schon so oft. Man bekommt Übung in dieser Suche nach ethnographischen Gegenständen, nach Waffen, Puppen, Alltagsgeräten einer primitiven Kultur. Man bekommt auch Übung darin, wie man das Mißtrauen der Argwöhnischen mit Fröhlichkeit und kindischen Späßen, Harmlosigkeit und kleinen Geschenken in Tabak, Glasperlen, Messern und Tuchfetzen besiegt. Das Lachen der Indianerkinder ist der sicherste Schlüssel für die verschlossenen Mienen der Indianermütter und Väter. Sie folgen mir beim Rundgang und haben ihre Vogelschleudern bei sich oder ihre kleinen Bogen mit den Stumpfpfeilen. Bald kommen die Leute von den anderen Hütten her, wo ich noch nicht war, beteiligen sich an den kleinen Handelsgeschäften, gehen wieder, bringen andere mit und bieten mir irgend etwas an, einen Pfeil, eine Caragnatá Tasche, eine Pfeife.

Als ich zu Santiago zurückkomme, sitzt er da und untersucht meinen hübschen Stutzen. Das ist eigentlich eine Frechheit.

„Ein besonders schönes Dorf, que le parece,“ sage ich; „ihr habt viele Kriegspfeile in den Hütten. Habt ihr Streit mit den Toba?“

„Wir sind über den Fluß gekommen, weil sie uns nicht in Ruhe ließen. Aber wir sind friedliche Indianer.“

„Habt ihr keine behaarten Köpfe (Skalpe) von den Toba?“

„Nein, mein Herr, wir sind friedliche Indianer.“

„Ich gebe fünf Argentinos für einen Skalp.“

„Woher kommen Sie, mein Herr?“

„Ich gebe vielleicht sogar mehr, vielleicht zehn Pesos, wenn er schön ist.“

„Wieviel?“ fragt er halblaut.

„Zehn und ein Geschenk für den Häuptling.“

Ich habe den Eindruck, daß kein Skalp im Dorfe ist. Die Mataco sind ja die feigsten von allen Indianern am Pilcomayo. Santiago will nur vor seinen Leuten groß tun, die ja unserer Unterhaltung kaum folgen können. Man kann gut sehen, sie sind stolz auf ihren weltgewandten „Mjät“.

„Ich gehe jetzt zu meinem Lager, Santiago. Besuchen Sie mich, wenn die Sonne fortgeht? Oder gehen Sie jetzt mit? Sagen Sie den Leuten, sie sollen auch mitkommen und schöne Sachen mitnehmen. Ich habe dort noch Pesos und Messer und Perlen und eine Axt für Sie, Herr Santiago.“

„Wir kommen mit.“

„Gut.“ Ich stehe auf.

„Ich muß noch vorher Kaffee trinken,“ sagt Santiago und blinzelt stolz seine Leute an, die ihn bewundern. Unerhört, ein Indianerhäuptling, der noch vorher Kaffee trinken muß! Das ist mir noch nie passiert. Santiagos Gattin kommt aus der Hütte mit zwei halben Kürbisschalen. In der einen ist eine schwarze Brühe, in der anderen Zucker. Dann schlürft der Halunke Kaffee, und wir anderen gucken zu. Er läßt sich Zeit. Einmal stellt er den Kaffee neben sich auf den Boden und greift nach meinem Fernglas. „Was ist das?“

„Eine largavista.“ Ich hänge es ab und gebe es ihm. Er sieht durch, aber ohne Erfolg.

„Das ist nichts wert,“ sagt er erhaben.

„Man muß es umkehren.“ Er tut es und

sieht verkehrt durch das Zeißglas. Alles scheint jetzt klein und weit entfernt.

„Hu," sagt er, „das ist ein Spaß, ein feiner Spaß! Ihr alle seid ganz klein, so klein, das ist ein Späßchen." Er sieht nach allen Seiten, nach seiner Frau, nach den Hütten, den Bäumen und durch eine Lücke im Laubwerk zum Fluß. „Das hat doch gar keinen Wert, das ist nur ein Spaß. Wozu hat man das?"

„Ach, eben zum Spaß; man muß doch Spaß haben."

Das Glas wandert von Hand zu Hand. Einer merkt, daß die Gegenstände näher kommen, wenn man richtig hindurchsieht, aber das imponiert ihm nicht. Umgekehrt ist es viel lustiger. Dann hängt Santiago das Glas um seine Brust. Ich sage nichts dazu, sondern mache Anstalten zu gehen.

„Halt," sagt Santiago, „ich muß noch etwas essen." Er läßt sich gekochte Bohnen aus der Hütte reichen und ißt sie mit den Fingern. Sehr langsam. Ein wirklich unausstehlicher Bursche! Wie er fertig ist, sagt er: „So, jetzt könnt ihr alle gehen. Ich reite natürlich, da habe ich noch Zeit."

Jetzt beschließe ich, nicht mehr Sie zu ihm zu sagen, sondern meine lachend: „Du bist ein verfluchter Kerl. Für den behaarten Kopf hätte ich dir zwanzig Argentinos gegeben, aber ich will ihn nicht, mach', was du willst."

Dann gehe ich. Eine ganze Rotte von Männern und Knaben begleiten mich. Vorne geht ein komischer alter Kerl den Pfad entlang, der sich schmal durchs Gebüsch windet, daß man im Gänsemarsch gehen muß. Hinter diesem Führer gehe ich selbst, und hinter mir die anderen in langer Kolonne. Alle sind sehr lustig, rufen, johlen, boxen sich und singen. Der Alte tut, als wäre er betrunken, und reißt immer wieder Grimassen nach rückwärts; ein grölendes Lachen belohnt ihn. Es ist heiß, die nackten Leiber glänzen. Ab und zu schießt einer einen Stumpfpfeil an uns vorbei nach vorn, der im Gestrüpp verschwindet. Aber der Schütze findet ihn jedesmal wieder, ohne Mühe. Der lustige Alte heißt Huakuili, das bedeutet, daß sein Vater ihn, als er geboren wurde, nicht als Sohn anerkannte. Er trägt als einziger ein Kriegshemd aus Caraguatáfasern.

Wir kommen zu unserem Lager. Huakuili hat unterwegs aus zwei kleinen Holzbogen und zwei Roßhaaren ein Musikinstrument gemacht und fiedelt damit. Aber man muß nahe hingehen, um die zarten Schwirrtöne zu hören.

Da kommt Santiago angaloppiert auf einer kleinen Schimmelstute mit roter Satteldecke. Ein halbwüchsiges Fohlen wiehert hinterdrein. Wir schenken ihm zunächst einmal eine halbe Rolle Tabak. Er renommiert gewaltig, läßt sich zu Pferde photographieren, gebärdet sich wie ein Pfau.

„Que le parähsse, Señor, mein kleines Pferdchen?"

„Viel wert ist es nicht!" (Man muß sich doch rächen. Übrigens ist die Stute wirklich kuhhessig, und das Fohlen wird nicht besser.)

„Ein feines Pferdchen ist es. Um hundert Bolivianos verkaufe ich es samt dem Fohlen." Da horcht Miguel Hurtado auf. Er ist ein entlassener bolivianischer Reservist, der als Peon mit uns gegangen ist. Er ist auf einem unserer Maultiere beritten gemacht worden und will schon lange ein Pferd kaufen. Von dem Geld, das man ihm bei der Entlassung ausbezahlt hat, besitzt er noch hundertvier Bolivianos, die ich in Verwahrung habe. Ich blinzele ihm warnend zu, da schweigt er. Diese Stute ist nichts für ihn.

Inzwischen sind noch einige Indianer gekommen, auch Weiber, die Ethnographika bringen. Es geht ein Feilschen und Handeln los, bei dem Santiago in wirklich gerissener Weise für seine Leute das Wort führt. Sie sehen bewundernd zu ihm auf, wie er so frei mit den Cristianos redet, als wäre er auch einer. Schließlich haben wir fast alles Begehrenswerte an uns gebracht. Aber das Perlensäckchen ist leer geworden. Einige Bogenschleudern hätte ich noch gerne, kann aber nur eine halbe Rolle Tabak für alle zusammen geben. Santiago verhandelt für die Besitzer, will zwei Bolivianos herausschinden. Er sagt, er wisse genau, daß der Tabak nur 60 argentinische Centavos wert sei (was richtig ist). Ich entgegne, solche Bogenschleudern mache man in einer halben Stunde, sie seien nichts wert, und gebe ihm die Schleudern zurück. Da gibt er nach, ist einverstanden, nimmt den Tabak und ruft, wie wenn er mich im Handel besiegt hätte: „Dieser Jokuás (Tabak) ist zwei Pesos wert!" und verteilt ihn unter seinen hochbefriedigten Schützlingen.

Santiago bekommt jetzt seine versprochene Axt. Dann sitzt er auf, grüßt kühl und reitet weg. Plötzlich wendet er sein Pferd noch einmal, zieht einen Riemen über die Schultern und gibt mir mein Fernglas.

„Señor, su largavista!" Ich hatte es ganz vergessen.

Geheimnisvoll beugt er sich an mein Ohr. „Wir haben wirklich keinen behaarten Kopf." Dann galoppierte er fort, den anderen nach.

Santiago ist eine ärgerliche Erscheinung. Aber ein bißchen bewundere ich ihn doch.

Neues vom Büchertisch

Kriegsbücher. Von Karl Strecker

Ludwig Renn: Krieg (Frankfurt am Main 1929, Sozietätsdruckerei) — Erich Maria Remarque: Im Westen nichts Neues (Berlin 1929, Propyläen-Verlag) — Ernst Glaeser: Jahrgang 1902 (Potsdam 1929, G. Kiepenheuer) — Ginster. Von ihm selbst geschrieben (Berlin 1928, S. Fischer) — Gustav Hester (Ringelnatz): Als Mariner im Krieg (Berlin 1928, Ernst Rowohlt) — Anna Seghers: Aufstand der Fischer von St. Barbara (Potsdam 1928, G. Kiepenheuer)

Bis vor kurzem noch war das Thema des Krieges so gut wie verpönt für den Erzähler. Das Wort des Faust: „Davon will ich nichts weiter hören," galt zehn Jahre hindurch als die von wenigen Ausnahmen bestätigte Regel; war das Losungswort für Verleger, Feuilletonleiter und für die Schriftsteller selber, zumal für solche, denen die abgründigsten Schrecken des Krieges nicht erspart geblieben waren. Jetzt auf einmal schießen, wie Krokosblüten in warmer Märznacht, die Kriegsbücher dutzendweise hervor, nur daß sie nicht ganz so lieblich aussehen ... Ist es Verabredung? Politische Strategie nach dem Grundsatz: getrennt marschieren und vereint, zur selben Stunde, schlagen? Ich glaube nicht. Für alle trifft es jedenfalls nicht zu, so gleich für das erste und in seiner Art bedeutendste bestimmt nicht, dem sein Verfasser Ludwig Renn den schlichten Namen Krieg aufs Titelblatt setzt. Dieser Mann steht für sich allein, er scheint viel zu einsam, unzugänglich für die Meinungen und Absichten anderer, als daß er sich einer Bewegung anschlösse. Er hat sichtlich schwer an den Erlebnissen der vier Jahre getragen, und erst jetzt löst sich die lebendig gebliebene Erinnerung wie ein abwelkendes Blatt.

Renns Darstellungsweise hat die Knappheit und Sachlichkeit einer Meldekarte. Da ist kein Raum für Phantasie, Pathos, Idealisierung, Phrase, aber auch nicht für Tendenz, Polemik, Satire, Lehrzweck. Nur wenige beiläufige Spuren der Reflexion tauchen in dem ganzen Buch auf. Einmal, als Führer in der Klemme zwischen Feigheit und Mut, zwischen Trieb und Müssen, wo es sich um das Leben vieler Kameraden handelt, erkennt der Verfasser: „Ich mußte also schuldig werden, was ich auch tat." Als der Vormarsch vor Chailly stoppt und der Stellungskrieg beginnt, seufzt er: „Wie kann ich da leben?" Später einmal „graust" es ihn. Aber das geht vorüber. Ein andermal beobachtet er einen Major, der in gefährlicher Lage, dicht am Feinde, seine Befehle gibt: „Er flüstert das alles in hartem Ton kühler Überlegung. Ich hatte so noch nicht befehlen hören. Aber so ist es richtig." Überhaupt beurteilt Renn seine Vorgesetzten durchaus freundlich. Er zeichnet sie ohne Retusche in ihren Vorzügen und Schwächen, aber die Vorzüge überwiegen stark; für seinen Leutnant Fabian hat er ein rein kameradschaftliches Gefühl.

Zu jener Zeit ist Renn noch Gefreiter. Er gehört zu den ersten seiner Kompagnie, die das Eiserne Kreuz erhalten, und am Schluß des Krieges kehrt er als Vizefeldwebel heim. So sind die Erlebnisse, die er schildert, die eines einfachen Frontsoldaten, eines Infanteristen mit der Perspektive des Schützengrabens. Das gerade gibt seinem Buch den Wert gegenüber den vielen gemachten Kriegsschilderungen oder weisen strategischen Betrachtungen, die bald nach Friedensschluß erschienen und mit dazu beitrugen, eine epidemische Übelkeit beim Anblick der Kriegsliteratur hervorzurufen. Die Aufzeichnungen Renns graben sich griffelschwer ein. Sie zeigen die nackte Wahrheit, das, was der Krieg wirklich war, die Leiden und Nöte, aber auch die Leistungen des „unbekannten Soldaten".

Packend und aufrüttelnd ist diese Wirklichkeit, gerade weil sie so ganz einfach, schmucklos und fast bescheiden erzählt wird. Renn muß dem Wesen seiner Mutter sehr ähnlich sein. Ein Brief von ihr an den Sohn besteht aus sieben Zeilen knapper Schilderung: „Pastors Alfred ist gefallen," dann: „Sonst kann ich Dir nichts erzählen, als daß ich jeden Tag für Dich bete. Deine Mutter." So auch der Sohn. Sie betet und er kämpft, ohne viele Worte.

Zehn Jahre lang hat Renn gewartet, bis sich alles in ihm geklärt und geordnet hat zu diesem reinen Niederschlag. Aber so ist auch ein Buch daraus geworden, das Jahrzehnte überdauern wird. Bei aller Kargheit in der Darstellung fehlt es auch an bildkräftiger und eigenartiger Schilderung nicht. So im Artilleriefeuer: „Die schwere Granate wölbte sisisi herunter, immer schärfer. Pra—ramm! schlug sie ein." Durchweg ist die Sprache knapp, sachlich und schlagend. Kein Aufrührer, kein Meuterer, aber auch kein gespreizter „Held", sondern der schlichte Frontsoldat erzählt mit homerischer Einfachheit den Krieg, so wie er für ihn wirklich war. Sein Buch ist ein Dokument ganz neuer Art und in dieser Art einzig ...

Innerlich verwandt scheint ihm auf den

ersten Blick Erich Maria Remarque in seinem Roman: Im Westen nichts Neues. Er bemerkt zum voraus, daß sein Buch, fern von Anklage wie von Bekenntnis, nur den Versuch machen soll, „über eine Generation zu berichten, die vom Kriege zerstört wurde — auch wenn sie seinen Granaten entkam".

Um dies Buch richtig zu verstehen, darf man nicht außer acht lassen, daß es von einem blutjungen Kriegsfreiwilligen, wenn nicht geschrieben, so doch erlebt wird. Remarque nennt seinen Helden, der so wenig im alten Sinne einer ist wie Renn, Paul Bäumer. Unter dem Einfluß ihres Oberlehrers Kantorek haben sich die achtzehnjährigen Schüler als Kriegsfreiwillige gemeldet, und es ist zu verstehen, daß sich ihre begeisterte Stimmung schon im ersten Trommelfeuer ein wenig legt. Gegenüber der dumpfen Sachlichkeit des Renn ist hier etwas wie ein knabenhafter Aufschrei zu hören. Bäumer fühlt sich um sein junges Leben betrogen, und unausgesetzt begleiten trübsinnige Betrachtungen und Folgerungen den Gang der Kriegsbegebenheiten. Er klagt, ihre Lehrer hätten ihnen eine falsche Weltanschauung beigebracht. Als am Sterbelager eines lieben Kameraden (die Szene gehört zu den ergreifendsten aller Kriegsliteratur) ein anderer nach dessen neuen Stiefeln schielt, erklärt Bäumer-Remarque: „Wir haben den Sinn für andere Zusammenhänge verloren, weil sie künstlich sind. Nur die Tatsachen sind richtig und wichtig für uns. Und gute Stiefel sind selten." Ein andermal: „Wir sind keine Jugend mehr . . . Wir waren 18 Jahre und begannen die Welt und das Dasein zu lieben; wir mußten darauf schießen. Die erste Granate, die einschlug, traf in unser Herz." Man sieht: hier ist nicht mehr sachlicher Bericht, der Lyriker nimmt das Wort, der moderne Schriftsteller, der mit Pointen arbeitet. Überzeugend wirken die stumpfe, an Wahnsinn grenzende Spannung in langem Trommelfeuer (S. 114) und gleich darauf die sinnlose Wut beim Angriff und Nahkampf (116—119).

Wie ein südlicher Geigenton klingt es dazwischen auf, wenn Bäumer in einer Stunde der Ruhe Erinnerungen an sein Jugendleben beschleichen. Seltsam: diese Erinnerungen sind immer voll Stille. Und sie erwecken nicht so sehr Wünsche, als Trauer, eine ungeheure Schwermut. „Sie sind vorbei, sie sind eine andere Welt, die für uns vorüber ist . . . Und selbst wenn man sie uns wiedergäbe, diese Landschaft unserer Jugend, wir würden wenig mit ihr anzufangen wissen. Die zarten und geheimen Kräfte, die von uns zu ihr gingen, können nicht wieder erstehen ... Heute würden wir in der Landschaft unserer Jugend umhergehen wie Reisende . . . Wir sind verlassen wie Kinder und erfahren wie alte Leute. Wir sind roh und traurig und oberflächlich, — ich glaube, wir sind verloren."

Man kann diese Klage verstehen, die Trauer um den Verlust schöner Jugendjahre, aber sie gilt nicht mehr für heute. Ruft Bäumer doch gerade im Verfolg jener Betrachtungen aus: „Wir wollen leben um jeden Preis . . . Das Grauen der Front versinkt, wenn wir ihm den Rücken kehren." Und er prophezeit, daß später einmal eine Auseinandersetzung auf Leben und Tod beginnt: „Unsere Köpfe werden klar sein, wir werden ein Ziel haben, und so werden wir marschieren, unsere toten Kameraden neben uns, die Jahre der Front hinter uns; gegen wen, gegen wen?"

Dann wieder fürchtet er: „wir werden uns nicht zurechtfinden können." Man werde sie auch nicht verstehen. „Denn vor ihnen wachse ein Geschlecht, das vor dem Kriege seine festen Positionen hatte, in die es zurückkehren werde, — hinter ihnen aber wachse ein Geschlecht, das werde ihnen fremd sein und sie beiseite schieben."

Daß Bäumer diese Betrachtungen noch angestellt haben soll, ist nicht sehr wahrscheinlich, denn an der Front hatte er sicherlich andere Sorgen und er fiel, nach Angabe des Verfassers, im Oktober 1918. Aber es ist ja auch schließlich der Autor selber, der in dem ganzen Buch monologisch hörbar wird. Künstlerisch steht es sehr hoch. Es gelingt dem Verfasser oft, dank der Eindringlichkeit seines Blicks, uns den Krieg von einer ganz anderen Seite zu zeigen als andere Kriegsromane bisher. Die Schilderung eines Gasangriffs auf den Jägerfriedhof steht ebenbürtig neben den packendsten Kampfszenen in Zolas Débâcle, vieles ist gräßlich (S. 137), aber auch an Humor fehlt es nicht, so gleich auf der ersten Seite. Der Roman würde gewinnen, wenn die vielen Betrachtungen und Folgerungen, die immer in ähnlicher Form wiederkehren, ohne etwas Neues zu sagen, ausgemerzt würden.

Man sollte nun meinen, weiter zurück als bis zu dem Jahrgang 1896, der bei Ausbruch des Krieges achtzehn Lenze zählte, könne man bei Erinnerungen an dies erschütterndste Ereignis nicht gehen, aber sieh da: Jahrgang 1902 hat auch schon etwas davon zu sagen, und zwar durch den Mund des wirklich in diesem Jahr geborenen Ernst Glaeser. Da fällt einem unwillkürlich, während man das Buch aufschlägt, das Wort Wallensteins an Questenberg ein:

„Ersparen Sie's, uns aus dem Zeitungsblatt
Zu melden, was wir schaudernd selbst erlebt."

Der jetzt sechsundzwanzigjährige Glaeser beginnt erfrischend mit einer Reihe alter Militärkommandos: „Stillgestanden!" „Augen rechts!" „Abzählen!" „Eins — zwei — drei" — bis „dreizehn" geht's in dem Buch; wir wollen den Leser hier nicht in gar zu fieberhafte Spannung versetzen und bei drei aufhören. Der Kommandierende

ist ein pfui-wie-böser Klassenlehrer der Quarta, Dr. Brosius, natürlich Reserveoffizier mit Schmissen im Gesicht, der sich als roh und feige entpuppt. Nun ist es möglich, daß Glaeser solch einen Rohling zum Lehrer gehabt hat, aber wenn man das Buch ausgelesen hat, wird man an dieser Meinung irre. Denn dann hat man sich davon überzeugt, daß dies ganze Buch konstruiert ist wie ein Film, mit schlauer Berechnung jeder einzelnen Bildwirkung und ohne Scheu vor Anleihen verbrauchtester Reißerkniffe. Nach jener Kasernenhofblüte und Mißhandlung eines wehrlosen Jungen taucht der „Held“ auf, Ferd v. K. Da Glaeser keinen Zweifel über seine eigene politische Einstellung gelassen hat, ist man zuerst verwundert, daß er einen Adligen zu seinem Heros erkoren hat, aber es ist nur ein neuer Trick oder vielmehr ein sehr alter: Der Adlige wird gegen den eigenen Stand ausgespielt, das sieht nach Objektivität aus, ist aber nur ein Kunstgriff, wie ihn Sudermann mit seinem „Grafen Trast“ schon angewandt hat. Tatsächlich könnte dieser Ferd ein junger Trast sein: auch er ist (obschon 13 Jahre alt) schon weit im Ausland herumgekommen, hat eine große Weltweisheit erworben und gibt sie überall zum besten, dabei ist er schön, groß, körperlich gewandt, ein überlegener Sportmann, kurz ein Held so recht nach dem Herzen der Birch-Pfeiffer oder Marlitt. Sein Vater ist „der rote Major“ und wird wegen seiner politischen Gesinnung von der übrigen Aristokratie boykottiert.

Dieser rote Major ist mit wenigen Strichen meisterlich gezeichnet, ein Zeichen, daß Glaeser eine Hoffnung wäre, sobald er sich einmal zu Eigenem durchringen wollte. Vorläufig gibt er nur aus zweiter Hand. Auch was er über die Politik der Vorkriegszeit sagt, ist natürlich angelesen, aber immerhin erstaunlich knapp und klar formuliert. Unerträglich wirkt der überall durchbrechende Knabenhochmut: als seien alle, die den Krieg nicht als Quartaner miterlebt haben, alte Esel. Glaeser scheint gar nicht zu merken, wie dies Urteil auf ihn zurückfällt, denn von dieser „neuen Jugend“, die er vertritt, sollte man doch auch neue Ziele, neue Ideen erwarten. Wenn sie heute nichts weiter zu tun weiß, als das seit 10 Jahren tote Kaiserreich zu kritisieren, so ist das eine geistige Bankerotterklärung, die erschütternd wirkt. Man erholt sich von dem trostlosen Anblick dieses infantilen Leerlaufs erst wieder an der unfreiwilligen Komik, die Glaeser bei Behandlung der „geschlechtlichen Aufklärung“ erweckt, wie er das ganze Buch hindurch von dem „Geheimnis“ wispert und dabei doch mit widerlicher Peinlichkeit in überdeutlichen Szenen schwelgt. Freilich gelingt ihm dann auch wieder eine Liebesszene, die für sich eine wertvolle Novelle abgäbe. Alles episodenhaft, filmartig aufgezogen und auch das Zarte noch mit knalligem Abschluß.

Wenn Glaeser von dem deutschen Volk sagt, daß ihm eine Weltherrschaft versprochen worden sei, obwohl es „noch nicht einmal die Fähigkeit hatte, sich gut zu kleiden und mit Geschmack zu essen“, so sei die Frage erlaubt, ob er als Vierjähriger oder als Siebenjähriger diese Erfahrung gemacht hat? Vor allem aber sollte ein Schriftsteller nicht von Geschmack reden, der so in kitschiger Technik schwelgt, und der es fertig bekommt, von kriegsbegeisterten Studenten in einem D-Zug 1914 zu schreiben: „Vorn neben dem Klosett sangen die Studenten: ‚Kein schön'rer Tod ist auf der Welt, als wer vor'm Feind erschlagen.‘“ Hier hat man den Schriftsteller Glaeser wie er leibt und lebt, seine Logik, seine Beweismittel, seinen ganzen seelischen und geistigen — Geschmack . . .

Ebenso wertlos für das wirkliche Thema Krieg ist der Roman Ginster. Von ihm selbst geschrieben. Denn dieser Sproß von der Gattung der dornigen Leguminosen wuchs ziemlich sicher unterhalb der Geschoßbahnen. Dreiviertel des Buchs fast handeln von Ginster, dem „untauglich“ Ausgemusterten, später „Garnisondienstverwendungsfähigen“, der auch, als er endlich „k. v.“ geschrieben wird, niemals an die Front kommt, wobei es nicht ganz ohne bedenkliche Mittel abgeht. Einen Kriegsroman kann man das Buch nicht gut nennen, denn Ginster hat überhaupt keine Beziehung zum Krieg, er lehnt ihn einfach ab. Soll ich, fragt er, Gefühle aufbringen für ein Stück Land, das etwa im Osten verloren geht, und das ich gar nicht kenne? Er schüttelt jedes Verhältnis zu Land und Volk von sich, er kennt auch keine Kameradschaft, er ist der eiskalte Egoist. Da wäre wohl die Gegenfrage erlaubt: was haben wir für Beziehungen zu Ihnen, Herr Ginster, was gehen uns, die wir unserem Lande und Volk innerlich verbunden sind, Ihre Meinungen über den Krieg, über unsere Schicksale und Nöte an? Aber wir wollen nicht mit Gleichem vergelten, wollen mühsam ein Buch zu Ende lesen, das keine Spur von Güte, von Gefühl und Menschlichkeit aufweist. Von vornherein tritt Ginster den Gestalten, die er schildert, mit beizendem Spott gegenüber: „Das Gesicht des Assessors, das aus Scheitel und Schnurrbart bestand, sah wie eine begabte Kinderzeichnung aus.“ Oder: „Sie (die Wirtin) setzte sich aus drei übereinander angeordneten Kugeln zusammen . . . Sie war statisch unmöglich, der Kegel mußte nach vorn überkippen. Ihr Mann Pankraz, ein Herrschaftskutscher, hatte die Dürre einer Stecknadel, die bei den häufigen Streitszenen immer wieder zerbrach.“ Man sieht: seine Sucht, sich satirisch zu produzieren, verleitet ihn zu vollkommenem Unsinn. Soll man seine Kriegsschilderungen ernster neh-

men? Man kann es beim besten Willen nicht, wenn man Beobachtungen wie diese liest: „Auf den Güterwagen (so weit reicht seine Erfahrung) brüllte das Vieh. Es fuhr erst noch Tag und Nacht, dann wurde es aufgespießt und gefressen. Gloria Victoria sangen die Soldaten" ... „Der Krieg ist sehr bunt," gab Ginster zu, „die Soldaten, man kann ums Leben kommen — aber ich halte ihn nicht für so wichtig." Kunststück, wenn er sich immer meilenweit hinter der Front herumdrückt ... „Ihr blonder Haarknäuel blitzte bei der öffentlichen Siegesfeier auf dem Opernplatz drohend zu Ginster hinüber, der zufällig neben ihr stand. Das Blond unterschied sich von geschliffenen Messern nur dadurch, daß es bereits aus der Ferne verletzte." Ei, ei! „Der Festredner erklärte, daß die Bevölkerung um des Landes willen vorhanden sei, für das sie freudig ihr Leben hingeben werde; selber war er noch niemals gestorben." Ebenso geistreich: „Die Bäume mochten unmilitärisch sein." Genug von den Plattheiten dieses Thersites hinter der Etappe.

Joachim Ringelnatz, der eigentlich Hans Bötticher heißt, sich in seinem Buch Als Mariner im Krieg aber Gustav Hester nennt, unterscheidet sich von den beiden letztgenannten Verfassern dadurch, daß er erstens ein Dichter ist und zweitens den ganzen Krieg von Anfang bis zu Ende mitgemacht hat, also etwas darüber zu sagen weiß. Er ist durchaus kein Fürsprecher des Krieges, aber er hat seine Schuldigkeit getan und hat nun, nach zehn Jahren, den Abstand gewonnen, die traurige Zeit im Licht eines sonnigen Humors zu sehen. Es sind Tagebuchaufzeichnungen; liebevoll hat der Verfasser jede Kleinigkeit vermerkt und dadurch sein Buch etwas gestreckt, aber trotzdem liest man es in steter Spannung, denn es ist sozusagen bis an den Rand gefüllt mit Geist und Herz, es sprudelt über von lustigen Einfällen und lebendigen Schilderungen, die manches fesselnde Detail aus dem Marinekrieg enthüllen. Vielleicht wirken der Witz und der vierundzwanzigkarätige Humor des Dichters um so glänzender, als dahinter, wie eine schwarze Wolke, das Schicksal unserer Marine steht, das tragische Los, bei junger Kraft und trefflicher Schulung tatenlos zu verfallen ... „Gustav Hester", bei Kriegsbeginn als Maat zur Marine eingezogen, läßt nichts unversucht, in die Zone der Kriegstaten zu gelangen, er macht Eingaben, schreibt Bittgesuche an Hindenburg, an den Kaiser, um zur Infanterie versetzt zu werden, umsonst. Nur einmal, als Minenleger in der Ostsee, kommt er in Feindesnähe, sonst verrinnen die vier Jahre mit Wach- und Übungsdienst, mit heimlichen Spritzfahrten ins Hinterland und lustigen Zechen mit Kameraden und Mädels. Geheimnisvolle Wärme strahlt von dem Buch aus: der Zauber einer vornehmen und tüchtigen Persönlichkeit, eines weitherzigen, sonnigen Dichters.

Frauenromane fehlen glücklicherweise unter diesen Kriegsbüchern. Das ist gar nicht so selbstverständlich, wie es klingt. Ebensogut und vielleicht besser als der zwölfjährige Glaeser oder der in weiser Vorsicht jedes Kriegsgelände meidende Ginster hätte auch eine Schriftstellerin Eindrücke jenes tragischen Ablaufs sammeln können, was ja übrigens früher auch geschehen ist, zum Teil leider noch während des Krieges. Aber bei der jetzigen Renaissance der Kriegserzählung fehlt die Frau, so weit ich sehe, man müßte denn die bisher unbekannte Anna Seghers dazu rechnen, die mit ihrem Buch Aufstand der Fischer von St. Barbara der revolutionären Gruppe jener Neuerscheinungen innerlich verwandt ist. Das Buch hat den Kleistpreis erhalten und sei darum zum Schluß gewogen und beklopft. Der Vertrauensmann der Kleiststiftung begründet seine Wahl allerdings etwas sonderbar; es wäre trotzdem Unrecht, an der Auszeichnung zu mäkeln, denn die Erwählte verdient jedenfalls, daß auf sie aufmerksam gemacht wird, und schließlich ist jede Preisverteilung ein Bekenntnis des Vertrauensmannes, das im tiefsten Grunde sein Eigentum und als solches unantastbar bleibt.

Anna Seghers schildert eine Fischerrevolte, hervorgerufen durch den kapitalistischen Starrsinn der Reeder, die den geforderten höheren Anteil am Gewinn verweigern. Am Strande der See, in Frankreich, spielt sich der Aufruhr ab und er verläuft wie gewöhnlich erfolglos für die Unzufriedenen, die schließlich wieder unter den alten Bedingungen zur See fahren. Ähnliches haben wir schon oft gelesen, und der Ablauf der Geschehnisse ist Literatur. Aber die Art, wie Anna Seghers dies Hergebrachte gestaltet, verdient immerhin Beachtung. Es ist guter Durchschnitt und ein wenig mehr. Sie vermeidet Wehleidigkeit ebenso wie aufdringliche Parteinahme und politische Ressentiments, obwohl sie soziales und menschliches Verstehen offenbart. Sachlich, knapp, schlicht ist die Darstellung, und mitunter meint man den herben, salzigen Küstenwind an der Stirn zu spüren.

Gern und freudig wollen wir Anna Seghers mit diesem Erstling willkommen heißen, aber wir wollen den leidigen Brauch vermeiden, in Hoffnungen und Verheißungen zu schwelgen, statt einfach das Vorliegende anzuerkennen. In diesem Fall besonders dürften übertriebene Erwartungen vielleicht auf nicht mehr hinauslaufen, als der Aufstand der Fischer von St. Barbara.

Drei bedeutsame militärische Bücher. Von General d. Inf. a. D. Wetzell

Drei neue militärische Bücher verdienen allgemeine Aufmerksamkeit. Es sind dies „Das große Kommando Scharnhorsts" von Marcu; die „Denkwürdigkeiten des Freiherrn Colmar v. d. Goltz", herausgegeben von dessen Sohn — früher Oberst im Generalstab — und Oberarchivrat W. Foerster; „Die Gedanken eines Soldaten" von Generaloberst v. Seeckt.

Beim Studium des zuerst genannten Buches, das von dem jungen Historiker Marcu aus tiefgehender Kenntnis und großzügiger Auffassung der geschichtlichen Zusammenhänge mit dichterischem Schwung und oft plastischer Ausdrucksweise geschrieben ist, fragt man sich unwillkürlich: Wie kommt dieser temperamentvolle junge Forscher, der sich die ersten Lorbeeren mit seinem allgemeines Aufsehen erregenden Erstlingswerk über Lenin erworben hat, gerade dazu, sich mit Scharnhorst zu beschäftigen, jenem Scharnhorst, von dem man wohl mit Recht behaupten kann, daß er, neben dem großen Moltke in der Zeit Wilhelms I., die geistig höchststehende, selbstloseste und verehrungswürdigste Soldatengestalt des alten preußischen Heeres gewesen ist.

Die Erklärung für die Liebe des Verfassers ist nicht allzu schwer zu finden. Es ist ja ganz selbstverständlich, daß gerade der jüngere Geschichtsforscher, wenn er das große Buch der Erkenntnis aufschlägt, von den Zeiten gärenden Werdens im Völkerleben am nachhaltigsten angezogen wird. Wenn er sich bei seinem Forschen dann zu der Erkenntnis durchringt, daß, solange überhaupt die Menschheitsgeschichte für den Forscher geistig erfaßbar ist, die Macht immer von ausschlaggebender Bedeutung im Leben der Völker war, ist der weitere Schritt zu der Beschäftigung mit den durch den Machtwillen ausgelösten kriegerischen Vorgängen und den dabei handelnden und ausschlaggebenden Persönlichkeiten naheliegend. So fand wohl Marcu seinen Helden, dem er in seinem Buche ein herrliches Denkmal setzt. „Phantastisch," so schreibt er in obigem Sinne, „ist das Spiel der Geschichte. Wie es immer und immer wieder — vom Kult ältester Götter an bis zum modernen Sozialismus — nur kriegerischen Willen gestaltet, der nach Macht schreit, als ob sie zur Erde wie das Licht gehöre."

Auf dem gleichen Wege erkennt er daher auch die Bedeutung der Wehrkraft: „Was war bis jetzt im Leben der Völker entscheidender als die Wehrkraft; was bestimmte entscheidender das Dasein und die Möglichkeit der im Inneren ringenden Schichten als der Krieg! Kann man eine Tatsache, die seit Jahrtausenden die Tage füllte, außer acht lassen, weil sie mörderisch ist; und ist es nicht selbstverständlich, daß in diesen feierlichen Akt des Werdens ebensoviel physische wie geistige Energien münden?"

Marcu entwirft ein großzügiges Bild der Zeit nach Friedrich dem Großen und der in Europa — vor allem in Frankreich — wirkenden geistigen, politischen und militärischen Strömungen und Kräfte, die schließlich die Revolution auslösen und ein neues Europa schaffen sollten. Daneben schildert er aber auch alle die bedeutenden Männer, die diese gewaltige geistig-politische Bewegung in Fluß bringen und ihr zeitweise den Stempel der eigenen Person aufdrücken. Neben Voltaire, Rousseau und dem Revolutionsdemagogen Danton und anderen, tritt, von dem Verfasser mit besonderer Liebe behandelt, die charaktervolle französische Scharnhorst-Gestalt Carnots, des Organisators des französischen Volks- und Revolutionsheeres, hervor, und schließlich wird auch der „Kriegsgott selbst", Napoleon — wie ihn Clausewitz nennt — in diesem geschichtlichen Rahmen gewürdigt.

Es liest sich fast wie ein Roman, wenn man mit dem Verfasser das Leben Scharnhorsts, des genialen Bauernsohnes, von seinem Eintritt in die Militärschule eines kleinen Duodezfürsten an durchwandert. Sein Übertritt in die hannoversch-englische Armee, seine Erlebnisse in dem Koalitionskrieg gegen die Franzosen, sein erstes Zusammentreffen mit der Armee der Revolution, seine selbständige Verteidigung der kleinen flandrischen Festung Menin, die seine ganze militärische Entwicklung aufs tiefste beeinflußt; dann sein erschwertes Eintreten in die preußische Armee und sein dortiges, von allen Seiten gehemmtes, oft mißverstandenes geistiges und praktisches Wirken vor und nach dem Zusammenbruch; sein zäher Kampf für seine Ideen während der tiefsten Demütigung Preußens und deren endlicher Sieg nach dem napoleonischen Zusammenbruch in Rußland und schließlich sein tragisches Ende, als der Befreiungskampf, den er mit heißem Herzen organisierte, seinen Anfang nahm, das sind die Stufen in dem von Marcu meisterhaft geschilderten, wahrlich dramatischen Leben.

Scharnhorsts Lebensarbeit galt dem Suchen und Ausbilden von Führerpersönlichkeiten für Heer und Staat, damit nicht, wie er es einmal ausdrückt, „die mechanischen Köpfe alles überwuchern, was Geist und Gemüt hat!" Dieses Ziel scheint mir heute doppelt nachahmungswert und nötig für einen wirklichen deutschen Wiederaufstieg.

*

Zu ganz ähnlicher Erkenntnis kommt man bei dem an zweiter Stelle genannten Buche, den „Denkwürdigkeiten des Generalfeldmarschalls Colmar Frhr. v. d. Goltz".

Auch er war ja im eigentlichen Sinne eine Scharnhorst-Natur. Sein Leben zeigt von der Ärmlichkeit seiner Jugend, die ihn zur Arbeit zwang, bis zu seinem tragischen Ende viel Ähnliches mit dem Scharnhorsts. Sein Drang, das deutsche Heer nach den siegreichen Einigungskriegen vor einer geistigen wie materiellen Erstarrung zu bewahren, war ebenso scharnhorstisch wie seine schriftstellerische Leidenschaft, um seinen neuzeitlichen, der Zeit vorauseilenden Gedanken im Staat und im Heere Einfluß zu verschaffen. Die ihm hieraus erwachsenden persönlichen Widerstände und schließlich sein tragisches Ende im Weltkriege, fern von der Heimat auf asiatischem Kriegsschauplatz, ohne das so innigst ersehnte „große Kommando“ auf einer entscheidenden europäischen Front, tragen wahrlich Scharnhorstsche Schicksalszüge. War es doch des Feldmarschalls sehnlichster Wunsch, sein Heimatland Ostpreußen, in dem er jahrelang in hoher militärischer Stellung wirken durfte, im Kriege zu verteidigen.

Sein Buch zeigt uns vor allem den in der alten preußisch-deutschen Armee vielfach vorhandenen Typ des ständig an sich und der ihm anvertrauten heiligen Sache arbeitenden, weit über den Durchschnitt allgemein gebildeten, ideenreichen deutschen Offiziers und weitblickenden Führers der Vorkriegszeit. Der Feldmarschall gehörte zu jenen Männern wie Moltke, Roon, Haeseler, Schlieffen, Bülow u. a. m., die das deutsche Kriegsinstrument des Weltkrieges, „das beste Heer, das je die Welt gesehen“, in jahrelanger, zäher, geistiger Arbeit schufen.

Diese bedeutenden Soldaten und Menschen nicht zu vergessen, sondern in Ehrfurcht ihr Bild im Herzen zu tragen und ihnen in selbstloser Pflichterfüllung für Staat und Volk nachzuahmen, scheint mir nicht nur selbstverständliche Sache jedes Soldaten, sondern sollte die jedes wahren Deutschen sein. So möge dieses prachtvolle Buch jenes bedeutenden Soldaten, dessen äußere Erscheinung schon den Ausdruck des Geistigen erkennen ließ, einen recht weiten Leserkreis finden, den es verdient, insonderheit auch bei der deutschen Jugend, auf der unsere felsenfeste Hoffnung auf eine bessere deutsche Zukunft beruht.

★

Und schließlich das dritte Buch: „Gedanken eines Soldaten“ des Generalobersten v. Seeckt.

Auch dieses trägt Scharnhorstsche Züge. War doch Generaloberst v. Seeckt berufen, beim Aufbau des neuen deutschen Reichsheeres eine Scharnhorst-Rolle, allerdings mit gebundenen Händen, zu spielen. Er mußte dort wieder anknüpfen und das wieder aufbauen, was Scharnhorsts Genialität vor mehr als hundert Jahren auf deutschem Boden für alle Zeit überwunden zu haben schien: das Berufsheer. Daß es gelang, nach dem Kriegszusammenbruch und trotz der wirren Nachkriegszeit in stiller Arbeit und unsäglicher Mühe, von außen und von innen gehemmt, eine uns aufgezwungene, aber durch straffe Disziplin und höchste Pflichtauffassung aufgebaute Armee aus Berufssoldaten zu schaffen, die dem deutschen Staate wieder nach innen und außen Festigkeit und Ansehen gab, kann mit Recht als eine Scharnhorstsche Tat bezeichnet werden. Daß dies kleine Heer nur als der Grundstock einer der Bedeutung des deutschen Staates entsprechenden Wehrmacht mit anderer Wehrverfassung gelten darf, lassen gerade die „Gedanken eines Soldaten“ klar erkennen.

Mit ihrer Aufzeichnung wollte der Generaloberst v. Seeckt all den Deutschen, die sich noch für den macht- und wehrpolitischen Gedanken interessieren, Einblick in sein eigenes Wirken, Wollen und Denken geben.

Jeder, der mit andächtigem Herzen das Buch liest, wird in seinen Bann gezogen. In dem Abschnitt „Symbole“ finden sich in meisterhafter Weise herausgemeißelte Aufsätze wie „Friedrichstag“, „Schlieffentag“, „Hindenburg“ u. a. m. In dem Aufsatz „Staatsmann und Feldherr“ ist wohl das Beste niedergelegt, was je in so knapper Form über dieses schwierige Thema gesagt werden kann. In dem die Friedens- und Abrüstungsfrage behandelnden Aufsatz „Das erreichbare Ziel“ kommt der Generaloberst zu dem Ergebnis: „Der stärkste Anreiz zum Kriege ist ein wehrloser Nachbar, daher erscheint als erstes und erreichbares Ziel auf dem Wege zur Friedenssicherung der Rüstungsausgleich.“ Ein Scharnhorstscher Gedanke, eine ernste Mahnung und Zielsetzung.

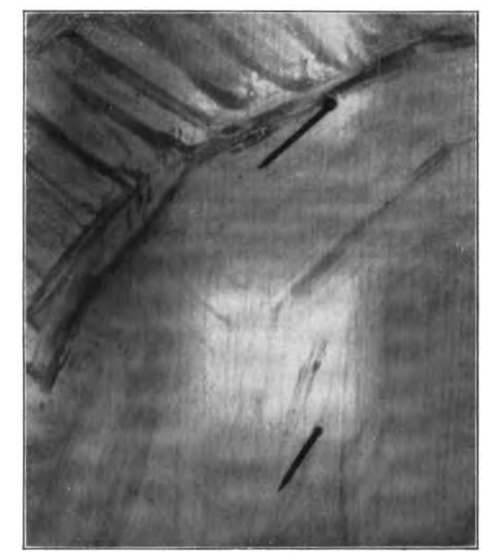
In weiteren Aufsätzen behandelt das Buch wichtige militärische und staatspolitische Fragen, wie „Heer und Staat“, „Neuzeitliche Kavallerie“, „Chef des Generalstabes“ u. a. m.

In dem kurzen Schlußwort, dem er den Titel „Das Wesentliche“ gab, kommt der Generaloberst zu dem jedem wahren Soldaten und Deutschen aus dem Herzen gesprochenen Ergebnis: „Das Wesentliche ist die Tat.“ Auch dies eine Anknüpfung an Scharnhorstsche Gedanken und Lebensarbeit, die doch schließlich darin bestand, das Volk in düsterster Zeit wieder wehrhaft zu machen. Die „Tat“ ist, wie Scharnhorst gezeigt und neuerdings der Generaloberst v. Seeckt bewiesen, das Wertvollste in dem Leben eines zur Führung berufenen Mannes. Möge aber auch das „Wort“ des um das neue Deutschland verdienstvollen Generalobersten die Verbreitung finden, die es nach seinem Inhalt und nach der Persönlichkeit seines Verfassers verdient. Dann wird es auch das auslösen, was er, Scharnhorst ähnlich, gewollt hat: das Verständnis und die Liebe zur deutschen Wehrmacht und zum deutschen Staate.

Illustrierte Rundschau

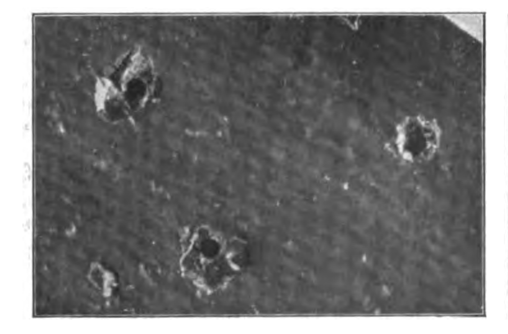
Bilderfälscher, und wie sie entdeckt werden — Der Photograph E. O. Hoppé — Gläser von Murano — Papierplastiken — Tunney von Prof. Eberhard Encke — Chinesische Kunst in Berlin — Gauthiers „Jungfrau von Orleans“ — Zu unsern Bildern — Wolfgang Kronsbeins „Beethoven“

Wer Bilder fälscht, ist ein Betrüger. Aber wenn er sein Handwerk gut versteht, muß er ein Künstler sein, und wenn wir in den Zeitungen lesen, daß ein italienischer Bildhauer Werke aus seinem Atelier als Schöpfungen der Renaissance in Massen nach Amerika verfrachtet hat, oder daß falsche Van Goghs zu Dutzenden in den Galerien zahlungskräftiger Mäzene hängen, können wir uns schwerlich einer gewissen Schadenfreude erwehren. Denn es ist in unsrer autoritätsgläubigen Zeit so weit gekommen, daß nur noch wenige Sammler kaufen, was ihnen gefällt. Die meisten kaufen nach dem großen Namen, und wo er fehlt, verlassen sie sich nicht auf die Güte des Kunstwerkes, sondern auf das Gutachten eines Sachverständigen, des Experten. Natürlich ist auch dieser dem Irrtum unterworfen. Ästhetische Werte lassen sich schwer beweisen, und das Gefühl ist oft sehr trügerisch. In vielen Fällen helfen chemische und andere technische Untersuchungsweisen. Was alt, was neu ist, kann man leicht feststellen. Ja man vermag sogar schon die einzelne Künstlerpersönlichkeit zu erkennen, ohne kunstsachverständig zu sein. Man geht dann ähnlich vor wie der Kriminalist in seinem Kampf gegen das Verbrechen. Wir zeigen hier einige Abbildungen, die wir unserm Mitarbeiter Dr. Albert Neuburger verdanken.

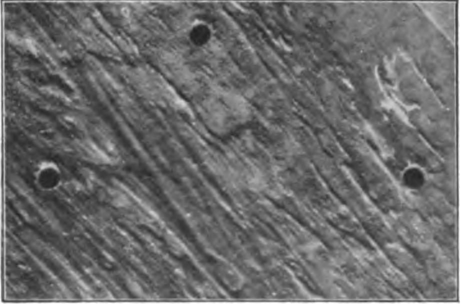


Ausschnitt aus einem angeblichen Frans Hals
Die Röntgen-Aufnahme zeigt, daß die Bildtafel mit Drahtnägeln auf dem Lattenrost befestigt ist. Die Drahtnägelindustrie entstand erst im 19. Jahrhundert

Der Fälscher hat es heute, wie Neuburger sagt, schwer. Man kann beweisen, ob seine Farbe alt oder neu ist, denn die alten enthielten Verunreinigungen, die man heute sorgfältig entfernt; auch war ihr Korn nicht so gleichmäßig wie das der neuen. Für die Untersuchung genügt oft eine Farbprobe in Stecknadelkopfgröße. Wird gar Anilin nachgewiesen, so liegt auf der Hand, daß die Antiquität aus dem 19. Jahrhundert stammen muß. Einfacher ist die Nadelprobe. Stößt man mit einer Nadel in die Farbschicht, so ent-



Löcher einer Nadelprobe an einem älteren Meisterbilde



Löcher einer Nadelprobe an einem Bilde der Neuzeit



Mikrophotographisches Beispiel der Pinselführung, des Farbenauftrages und der Modellierung Romneys bei einem seiner Porträts

steht bei einem neuen Bild ein rundes Loch; bei einem alten springt die Farbschicht um den Einstich herum auf. Mit Nutzen hat die Kunstwissenschaft die Daktyloskopie in ihren Dienst gestellt. Jeder Maler bringt seinen Daumenabdruck auf seinen Bildern an, denn jeder pflegt durch Auftupfen das Trocknen der Farben nachzuprüfen. Man kennt heute die Fingerabdrücke alter Meister, z. B. Leonardos, dem nunmehr auf Grund der Daktyloskopie die „Madonna im Felsen“ in der Londoner Nationalgalerie endgültig zugesprochen werden konnte. Ebenso entscheidend ist die völlig einmalige Pinselführung, der man auf mikrophotographischem Wege nachgeht. Man hat so schon eine stattliche Anzahl falscher Rembrandt, Potter, Teniers, Hals, Watteau, Romney usw. entdeckt. Man geht noch weiter. Mit Hilfe der ultravioletten Strahlen bringt man ans Licht, was der Fälscher durch Rasur oder Übermalung auf ewig getilgt zu haben glaubte. Auch Röntgenstrahlen werden angewandt. Sie haben vor einiger Zeit einen Frans Hals als falsch entlarvt, denn unter dem Malgrund tauchten Drahtstifte auf, mit denen das Malbrett auf einem Rost befestigt war, um das Verziehen des Holzes zu verhindern. Solche Drahtstifte gibt es aber erst seit Beginn des 19. Jahrhunderts, und da sie völlig unter der Malschicht lagen, konnten sie nicht nachträglich eingeschlagen worden sein.

Man sieht, es gibt für den Fälscher keine Rettung vor solchen modernen Methoden. Sein einziger Trost ist der, daß nicht jeder Sammler auch die Wahrheit liebt, sondern sich in einer freundlichen Lüge recht wohlfühlt.

★

Paul Geys Aufsatz in diesem Heft will zeigen, welche neuen Wege die Lichtbildkunst unsrer Tage einschlägt. Die Bilder, die seine Ausführungen illustrieren, wollen dem Leser etwas überragendes bieten. Es fehlt unter ihnen das Porträt, dessen Verlebendigung dem Liebhaber wie dem Künstler seit mehr als dreißig Jahren am Herzen liegt. Hier gibt es Leistungen, welche nicht zu überbieten sind, und ein so moderner Photograph wie E. O. Hoppé — hier bereits mehrfach besprochen — kann uns nicht überraschen. Aber er zeigt uns mit dem Bildnis Lil Dagovers, daß auch der moderne Photograph für beseelte Schönheit, für lyrische Stimmung empfänglich geblieben ist und nicht bloß für Maschinen und Hoch-



Mikrophotographisches Beispiel von Farbenauftrag, Pinselführung und Modellierung eines gefälschten Porträts von Romney



Lil Dagover. Aufnahme von E. O. Hoppé

häuser schwärmt, die in unseren Tagen als die Entdeckungen der Lichtbildkunst gelten.

*

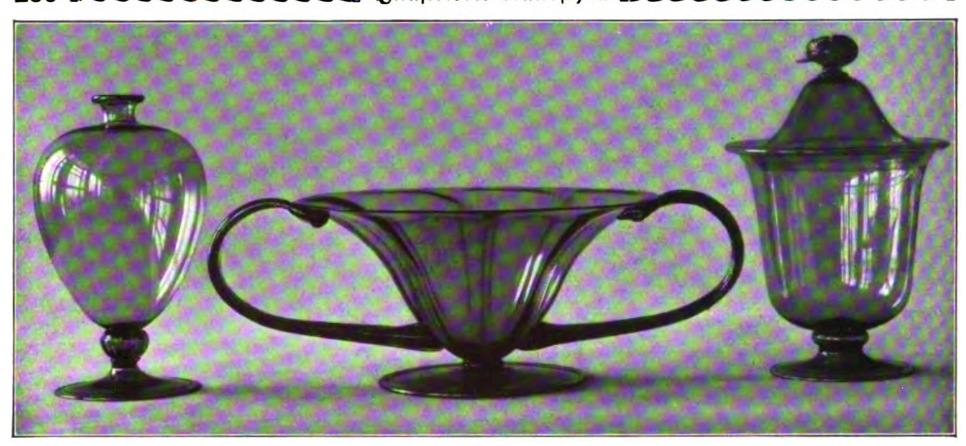
Bereits im 13. Jahrhundert bildeten die venezianischen Glasmacher zu Murano eine Zunft, und jahrhundertelang waren ihre Erzeugnisse in aller Welt berühmt und begehrt. Man machte Gefäße und Spiegel, später, im Rokoko, vorzugsweise Perlen. Der Name Murano klang märchenhaft, wunderbar, als der Ort längst nicht mehr die erste Stelle auf diesem Gebiet einnahm und seine Industrie verfiel. Zu wirklich neuartigen Schöpfungen ist man auch heute noch nicht wieder in Murano gekommen. Aber die von Salviati, Rodi und Vernini hergestellten Gläser sind technisch vollendet schön, und mancher liebt die alten bewährten Muster, welche sie bevorzugen, mehr als neue, fragwürdige Versuche.

*

Jeder Junge, der sich einen Papierhelm knifft und mit einem Buschen aus gerollten Papierstreifen versieht, weiß, wie ausdruckskräftig dieses einfache Material ist. Das Kunstgewerbe hat sich lange nicht darum gekümmert, und auf der Kölner Pressa des vorigen Jahres machte es Aufsehen, als Otto Hirth von der Kölner Kunstgewerbeschule mit Papierplastiken auftrat, die selbst große Räume monumental beherrschten. Hirth macht diese Dinge seit etwa zwei Jahren und findet, daß das Papier Formen von unerschöpflichem Reichtum ermöglicht, freilich nur abstrakte, natürliche würden dem Stoff widersprechen. Wir zeigen ein Beispiel. Der Leser kann daran erkennen: wenn das Papier gebogen wird, befindet es sich in Spannung. Diese im Bunde mit der Schattenwirkung macht den Reiz der Papierplastik aus. Farbe kann ihn nicht erhöhen.

*

In neuerer Zeit gibt der Sport nicht nur dem Kunstgewerbler, sondern auch dem Bildhauer Aufträge. Jede Stadt, die sich einen Sportplatz anlegt, wünscht, ihn mit einem Kunstwerk zu schmücken. Eberhard Encke hat den weltberühmten Boxmeister Tunney gebildet, ein Werk voll starker Spannung und von harmonischer Schönheit. Encke, Mitglied und Senator der Berliner Akademie, war Schüler Louis Tuaillons, des klassischen Meisters der Amazone. Eins seiner Hauptwerke, die Rosselenker auf der Deutschen Botschaft zu St. Petersburg, ist im Kriege vernichtet worden. Ein andres, eine Faustkämpfergruppe, schmückt den Preußenpark zu Berlin. Encke ist 1881 geboren. Ein Vorfahr von



Murano-Gläser

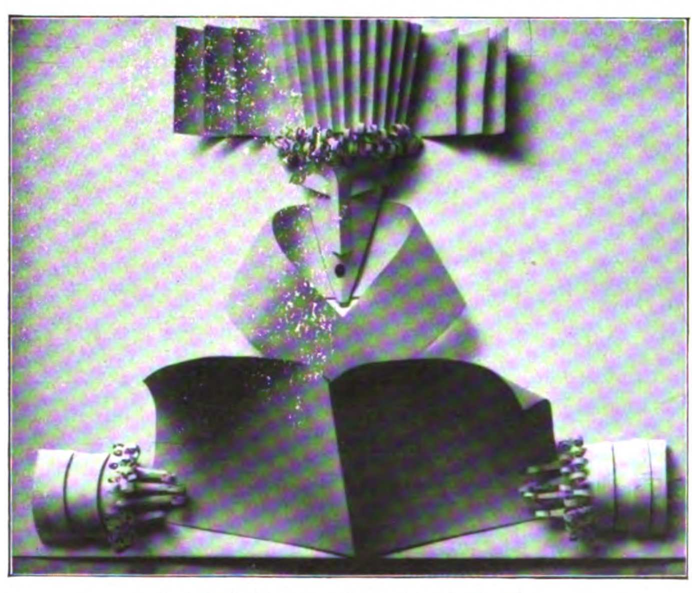
ihm ist der berühmte Astronom Encke in Berlin gewesen.

★

Ein echtes und großes künstlerisches Ereignis findet auch heute noch sein Publikum. Monatelang war die Ausstellung der Berliner Akademie am Pariser Platz gut besucht. Was gab es zu sehen? Chinesische Kunst.

Die Ausstellung war — das mag vorweg mit schuldiger Hochachtung festgestellt sein — ein Ereignis für Gelehrte und Sammler. Noch nie in Europa ist die chinesische Kunst in ihrem ganzen Umfang und ganzen Verlauf (mit Ausnahme selbstverständlich der Baukunst) so vollständig und so hochwertig gezeigt worden. Sie wurde in Berlin von ihren Anfängen um 2000 v. Chr. bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts vorgeführt, und es war ein Bild von unerhörtem Glanz. Aus In- und Ausland, aus Museen und privaten Sammlungen hatte man die herrlichsten Stücke zusammengebracht. Neben den Werken aus der Ming- und Mandschu-Zeit (vom 14. Jahrhundert ab), die den Europäer namentlich des Rokokos zuerst bezauberten, erregten stärkste Aufmerksamkeit die Schöpfungen der älteren Kunst, welche uns, z. T. durch Ausgrabungen, erst seit etwa dreißig Jahren bekannt geworden sind. Hierher gehört z. B. das erstaunliche Bronzegefäß für Opferwein in Gestalt einer Eule.

Aus dem wissenschaftlich wertvollen Katalog, der jedes der 1100 ausgestellten Kunstwerke, wenn auch nur klein, als bloße Gedächtnisstütze, abbildet, kann man lernen, daß Asoras Engel und Kalavinka eine Art Sirenen sind, wie lange die Han-Dynastie regiert hat, wann der Buddhismus eingedrungen ist und verfolgt wurde und wann Malerei oder Töpferei am üppigsten geblüht haben. Das ist wunderschön, aber nur wenige Besucher gehen um der Erwerbung oder Vertiefung solcher Kenntnisse willen in eine Ausstellung. Was die Menschen hier anzog, war das überwältigende Bild einer trotz allem Wandel einheitlichen Kultur, die dem Ehrlichen und



Papierplastik von Otto Hirth-Köln a. Rh.

Fleißigen nicht weniger Ordnung verbürgte als unser Staat und vielleicht mehr Behagen, wenn wir den Kindern und Frauen, den Tänzerinnen und Musikantinnen, den Mandarinen und Tempelwächtern, den Kameltreibern und Priestern trauen dürfen, wie sie vor uns stehen, zierlicher und heiterer als die Figuren von Tanagra, unerhört in ihrem Naturalismus.

★

In der französischen Kunst der letzten hundert Jahre nimmt die Darstellung der Jungfrau von Orleans einen breiten Raum ein. Lange bevor sie selig und heilig gesprochen wurde (1904 und 1920), ist sie die Heldin und Heilige Frankreichs geworden. Die Künstler, Maler, Bildhauer, Illustratoren haben sie sehr verschieden aufgefaßt, als Heroine und Bauernmädchen, als Ekstatische und als „zitterndes Gefäß des Herrn", und jede dieser Gestalten wird wohl etwas von dem treffen, was die Hirtin von Domremy zu ihrer großen historischen Sendung wie zu ihrem tragischen Untergang befähigt hat. Höchst wirkungsvoll ist Gauthiers neues Bild, das sie als einfaches, etwas verträumtes Mädchen in lichter Unschuld unter schwarzen Eisenreitern zeigt. Merkwürdig berührt uns, daß die Motorradfahrer sie, die vor 500 Jahren in Orleans einzog, sich zur Schutzpatronin erkoren haben. Aber auch das ist ein Zeichen, wie lebendig und volkstümlich die junge Heilige geblieben ist.

★

Ein feierlicher Klang eröffnet das Heft. Diese „Bäuerin aus Grundlsee" ist echt. Mit keinem Pinselstrich ist der Künstler der Natur untreu geworden. Aber es überrascht uns nicht, wenn wir hören, daß der in der Mitte der dreißiger Jahre stehende Wiener Victor Hammer sich in Settignano bei Florenz niedergelassen hat. Etwas von der plastischen Bestimmtheit florentinischer Kunst steckt in diesem Bildnis und macht es so eindrucksstark, so groß. — Der Düsseldorfer Theo Champion zählt zu den seltenen Malern, deren Werke sich leicht einprägen, weil sie sein eigentümliches Wesen stark und unmißverständlich ausdrücken. Auch seine



Der Boxer G. Tunney
Bildwerk von Eberhard Encke

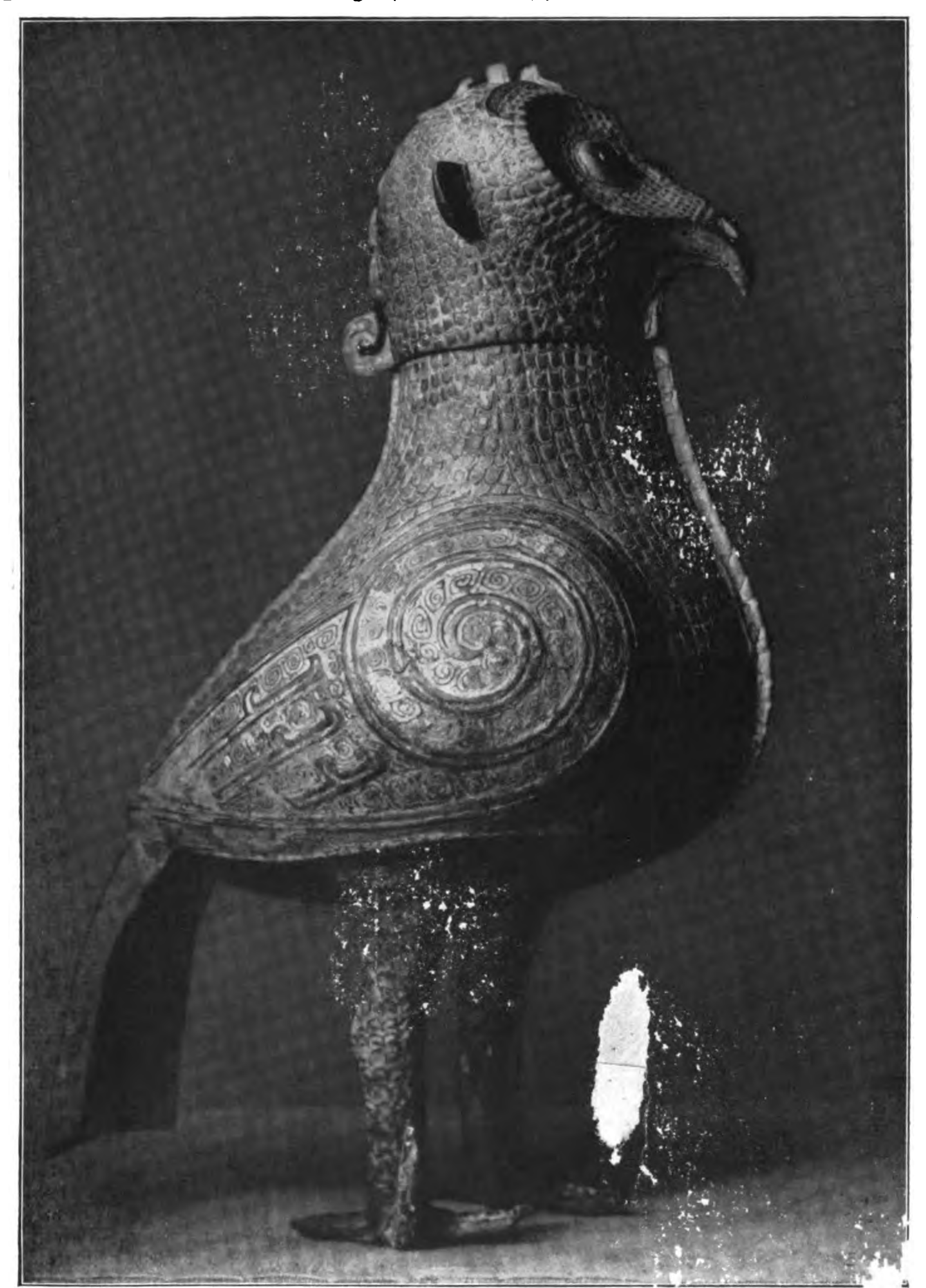
„Rheinpromenade“ (zw. S. 128/129) zählt zu diesen unvergeßlichen Bildern. Champions Familie stammt aus Frankreich; sein Urgroßvater fiel als französischer Hauptmann bei Leipzig. Er selbst ist, auch äußerlich in seiner Blondheit, ein guter Deutscher geworden, der in der Hölle vor Verdun schwer verwundet wurde. Seine Bilder sind eigentlich recht alltäglich. Aber er sieht den einfachen Vorwurf mit einer uns wohltätigen Romantik an. Er malt die durch den Menschen beeinflußte, oft zerstörte Natur wie Bahnstrecken, eine Fabrikmauer, die an einem einsamen Bäumchen vorüberläuft, geometrische Sportplätze und dergleichen. — Mit Anton Kralj stellen wir den Lesern einen der bedeutendsten slowenischen Maler der Gegenwart vor. 1900 geboren, hat er sich unter der Leitung seines Bruders Franz mit der Kunst beschäftigt und seit 1922 in Prag studiert. Er wohnt und schafft mit seinem Bruder zusammen in Laibach. Anton Kralj hat es verstanden, den Expressionismus, der auch in seiner Heimat eine Sache für wenige war, volkstümlich umzubilden. Seine „Slowenische Hochzeit“ arbeitet mit Mitteln kubistischer und primitiver Kunst, aber über die befremdliche Form siegt ein verständlicher Gehalt: diese Gestalten



Weltenwächter. Holzbildwerk
Bemalung auf Kreidegrund
Tang-Dynastie, 618—906
Paris, Museum Guimet

Rauchende Chinesin. Porzellan. Schmelzfarben auf gebranntem Scherben (Email sur biscuit). K'sang-hsi Frühzeit 1662—1722
Sammlung H. v. Klemperer, Berlin

sind lebendig und vor allem: sie sind fröhlich (zw. S. 136 u. 137). — Auf der Münchner Glaspalast-Ausstellung des vergangenen Jahres wurde im Rahmen einer Sonderausstellung schweizerischer Kunst das Gedächtnis Arnold Böcklins erneuert, ja auch für den Kenner erweitert, indem hier eine große Anzahl unbekannter Werke aus Privatbesitz zusammengetragen worden waren. Eins der stärksten waren „Die Nonnen beim Kirchgang“, wuchtig und kühn in der Komposition, schlicht und groß in der Form und unvergeßlich das eine, einzige Antlitz, das uns halb zugewandt ist. Man stand vor dem Bilde mit dem Gefühl der Scham, daß dieser Künstler zweimal, bei Lebzeiten und nach seinem Tode, von



Gefäß für Opferwein in Gestalt einer Eule mit flach eingeschnittenen schu[illegible]en Federn und Dr[illegible]n
Bronze mit türkisfarbener Patina (Chou-Dynastie, 1122—255 v. Chr.). Sa[illegible]lung Bli[illegible] Basl[illegible]

Dummheit und Hochmut verkannt werden konnte (zw. S. 144/145). — **Albert Hußmanns** Hauptgebiet ist das Tier. 1874 in Lüdingworth bei Cuxhaven geboren, hat er in Berlin studiert und arbeitet auch jetzt noch dort. Unter seinen Anregern ist Paul Meyerheim zu nennen. Sein wichtigstes Werk ist eine vom preußischen Staat angekaufte „Sterbende Amazone“. Seine „Letzte Kurve“ zeigt, wie glücklich ihm dramatische Bewe-



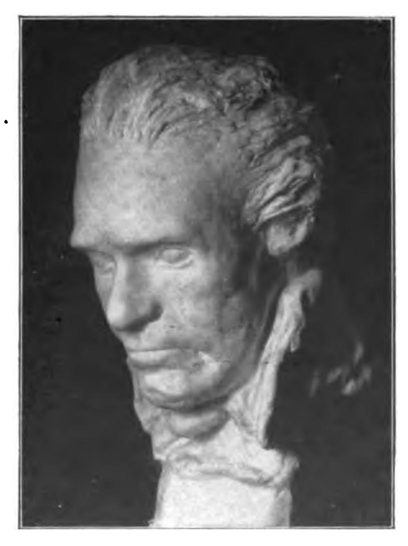
Die Jungfrau von Orleans, die Schutzpatronin der Motorfahrer. Gemälde von G. Gauthier

gung zu gestalten vergönnt ist (zw. S. 152 u. 153). — Robert E. Stübner zeigt auch in seinem „Café Josty", wie ausgezeichnet er ein vielfiguriges Bild zu komponieren versteht und wie virtuos er weltstädtisches Leben meistert (zw. S. 200/201). — „Am Spiegel" von Prof. Rudolf Nießl (zw. S. 224/225) ist ein Werk jener Münchner Kunst, die sich ehedem die Welt zu erobern gewußt hat.

★

Zu den wertvollsten Beiträgen dieses Heftes zählt gewiß des berühmten Juristen Rudolf Stammler Aufsatz „Rechtliche Verwicklungen Beethovens". Dieser Aufsatz wird, vervollständigt, den zweiten Band des „Deutschen Rechtslebens in alter und neuer Zeit" schmücken, in dem der Verfasser lehrreiche Rechtsfälle des 19. Jahrhunderts behandeln wird, mit dem Ernst der Wissenschaft, der Anmut der Darstellung, die den ersten, im Augustheft 1928 besprochenen Band auszeichnen. — Er erlebt seine Helden künstlerisch mit derselben Kraft der Anschauung und Gestaltung wie der Bildhauer und Maler Wolfgang Kronsbein, dem wir die hier zum erstenmal veröffentlichte Beethoven-Büste verdanken. Einen Friedrich den Großen Kronsbeins hat die Meißner Manufaktur erworben. In seinem Beethoven gestaltet er die revolutionäre Leidenschaft des Genius.

P. W.



Ludwig van Beethoven
Bildwerk von Wolfgang Kronsbein

Herausgeber: Paul Oskar Höcker und Dr. Paul Weiglin
Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin — Künstlerische Leitung: Rudolf Hofmann in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Herm. Goldschmiedt G. m. b. H. in Wien I. Verantwortlich: Dr. Emmerich Morava in Wien I, Wollzeile 11 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50





Der Frühlingsmaler. Gemälde von Prof. Hans Adolf Bühler



Das Paradeis

Roman von Viktor von Kohlenegg

(Schluß)

„Hier Berlin!"

Fräulein Pinzger saß am Radio und hörte das Havemann-Quartett; vor ihr lag ‚Die Heilige und ihr Narr', zweiter Band, worin sie in den Pausen las, ihre Lippen waren gespitzt, und ihr Busen atmete sichtbar ruhig.

Die Herrin Cilly weilte in dem Bibliothekzimmer nebenan und schrieb an einem langen Brief. Es stand bei jedem Mitglied des Hauses fest, daß er an Herrn Röseborn gerichtet war, an den beglückten, energischen Herrn Röseborn, der die Welt mit männlicher Atmosphäre erfüllte. Jeder hatte es erwartet. Cilly war Braut in Orangen und zeigte es mit errötender Würde und Bestimmtheit vor den andern. Es war ein neuer Glanz um sie, ein Hauch jugendlicher Lebensentschlossenheit, mitunter durch eine Verlegenheit gemindert. Glück und Respekt also! Man hörte ihr nachdenkliches Geräusper durch die offene Tür, ihr Antlitz war gerötet und gesenkt, sie schrieb gut und flott.

Odo und Billo spielten am Kamin Schach; Odo, der sich für einige Tage freigemacht hatte, mit einer Denkerfalte schwieriger Versunkenheit und mit plötzlich energischer Handbewegung, obwohl er am Verlieren war; Billo rauchte gleichmütig eine leichte Zigarette. „Ich bin etwas zerstreut; man sollte nur spielen, wenn man in Form ist!" sagte Onkel Odo nachdrücklich und sah mit einem flüchtigen Blick wieder auf ein paar helle schlanke Beine drüben am Sofa. Billo nahm den Läufer und bot der Dame Schach.

Dorothee lehnte in dem blauen Sofa, starrte abwechselnd ins Licht des Zimmers und blätterte nervös in den bunten Heften. Manchmal schien sie sprechen zu wollen; sie zog ihren Rock über die Knie herab, atmete tiefer, legte die Beine anders, brachte den Rücken mit drei, vier Kissen in eine neue Lage. Doch die andern waren beschäftigt; waren auch ihr gleichgültig. Und sie hatte sie doch fast lieb — selbst Onkel Odo mit den zeisiggrünen Strümpfen — wie etwas angenehm Neutrales, wie gutes, freundlich warmes Leben, das ihr verständig zusprach, sie vor sich selbst schützte! Dorothee gähnte.

Die Pinzgerin im Erker sah mit süß gerollter Unterlippe auf. „Wundervoll! Havemann hat ein Glissando und ein Piano, als sänge die innigste Orgelstimme — wollen Sie nicht hören, Frau Dorothee?"

„Danke, nein, Fräulein Pinzger! Das ist wie Liebe durchs Telephon, ohne Rapport, ohne Berührung, ohne Kuß. Nicht mein Fall!"

Cilly drüben blickte mildlächelnd herüber; es war ihr neues, etwas überlegenes Lächeln, in dem die eigentliche und wahre Cilly steckte und das Dorothee gelegentlich auf die Nerven ging, wie dicke Luft oder eine liebenswürdige Dummheit. Es tat ihr leid, denn sie liebten einander wirklich, ohne Frage; aber Dorothee war längst gerüstet und saß, freundlichst und bestimmt gebeten, nur aus schwer erklärbaren Gründen noch hier in Basekow.

Dann kam Cilly mit dem Glanz, den getane Arbeit und Pflicht verleihen, und mit ihren Zeitungen herüber. Sie plauderte gedämpft und heiter auf dem Sofa mit

Dorothee; doch die hörte bloß halb hin. Plötzlich schlug sie mutwillig mit der flachen Hand auf das Heft, das vor ihr auf dem Tische lag. „Mitmachen, Cilly!“ rief sie aufsässig und um die andern zu stören. Fräulein Pinzger zuckte; Onkel Odo warf einen scharfen Seitenblick nach dem Sofa.

„Geduld, Dorothee,“ mahnte Cilly Tinius. „Es ist sicherlich bald so weit. Dann haben wir wieder die richtige und ganz wahrhaftige Dorothee!“

„Wie wir schon die richtige und eigentliche Cilly haben.“ Dorothee lächelte. „Geduld? Sie stehen erglühend vor der Tür Erfüllung. Ich aber stehe erst auf der Straße, vorm Haus oder lauernd an der Straßenecke.“

„Hm — hm — man muß nicht so wild sein und reden.“

„Ich bin's, Cilly. Man will mir Nachricht geben — man denkt nicht dran. Was wird? Es war kein glatter Erfolg, am wenigsten das Stück. Zwingt es die Kleine noch? Sie ist schon bedenklich fertig mit den Nerven; ich hab' es selbst gesehen. Ein Raubbau an ihr! Wollen und können sie in absehbarer Zeit aus Hamburg oder sonstwoher Ersatz schaffen? Heute ist der vierte Tag. Ich verbitte mir das, was geht mich dieser Konjunkturschacher an! Es ist klar, daß sie mich bald brauchen, mit den Proben beginnen müssen — aber keine klare Antwort! Vielleicht galvanisieren sie das Kind oder das Stück doch noch — oh!“

Es ging den andern nicht so tief. Nun ja, das war wohl ärgerlich und führte zu Erhitzungen; aber die Welt ging davon nicht unter.

„Schach!“ sagte Billo scharf mit äußerst gesammeltem Gesicht, ohne den Blick vom Brett zu heben.

Nun, nun, in Gottes Namen! Odo war in der Tat zerstreut.

„Schach!“ bot Billo unerbittlich und jagte den König.

Onkel Odo blickte schief durch den Kneifer und kräuselte die roten Lippen, indes seine Bäckchen noch frischer und röter schimmerten. Sie — die Dame Dorothee — war heute, und in letzter Zeit, besonders entzückend und zutraulich, ganz scharmant gewesen ...! er hatte sich ihr vielleicht oft zu streng und überlegen gezeigt, stets aufs verbindlichste, selbstverständlich! und sie hatte ihn oft mit eigentümlich forschenden Augen betrachtet. Diese ingeniösen Frauen lieben die raschen Entschlüsse und Wendungen, die ihre Seelenfenster neu aufblitzen lassen, flog es dem sozusagen unterbewußten Odo wohlwollend und selbstironisch durch den Sinn, er sah auf seine maigrünen Strümpfe.

„Pleite. Matt,“ erklärte Billo. „Ertrag es mit Humor.“

„Humoooor!“ erwiderte Onkel Odo mit unbeschreiblich überlegener Ironie und dehnte das o zu einem endlos düstern Tunnel. „Du hast unbedingt recht, mein lieber Billo; Humor ist Entsagung — du bist weise — und sehr komisch!“

„Verzeihung,“ sagte Billo und verneigte sich.

Dorothee, die zu den kleinen Patiencekarten gegriffen hatte, überlegte eben, ob sie noch einmal in Berlin anrufen solle; das Büro und andere Leute; sie hatte es heute schon dreimal getan. Sie schob die Karten zusammen. Dies war ein Familienzimmer, ein befriedeter Raum, überlegte sie, und oben, hinterm Dorf, brannte der Wald. Sie fror.

„Nun, Dorothee, immer noch die ungebärdigen Gedanken?“ fragte Cilly.

Da erhob sich Dorothee. „Kommen Sie, Billo. Wir wollen hinausgehen.“ Sie nahm seinen Arm, was Odo mit ungeheuer mitleidigem Spott sah, denn gerade jetzt begannen wieder treffliche Sentenzen und anmutige Bilder in ihm zu drängen.

Billo hielt seinen Arm ganz still.

Da schrillte im Haus das Telephon. Dorothee ließ sofort den Arm los und lief hinein. Ein Mädchen kam gerannt. „Gnädige Frau werden gewünscht.“

„Ja, ja! Ist Berlin da? — Ich danke Ihnen, Anna!“

Die andern waren still beschäftigt, und Odo stand kerzengerade inmitten des Zimmers und lächelte.

Dorothee sprach lange im Bibliothekszimmer.

Nach einer Weile kam sie ohne Eile wieder herüber. Alle blickten sie an.

„Es war der Direktor,“ berichtete sie mit fester Stimme. „Ich soll morgen in die Stadt kommen! Gut. Ich glaube, ich habe das Spiel gewonnen, ihr Lieben. Die Proben sollen beginnen. Ich werde sehr viel Sehnsucht nach euch haben. Man erwartet mich schon für morgen mittag zu einer Besprechung — gut. Ich werde mit dem Neunuhrzug fahren. Ja, man braucht mich jetzt in Berlin, Cilly! Die ‚Kleine‘ zeige sich soweit sehr tapfer; auch der Hamburger Ersatz sei zu haben — aber man müsse in jedem Fall an Neues denken. Können Sie das nachfühlen, Cilly? — Ein Glück, wie ein Brautglück! O, schade um das alles —“ sie sah plötzlich aufrichtig betrübt umher und öffnete die Hände, als ließe sie das alles fallen. „Aber, es bedeutet viel, viel für mich!“

„Das müssen wir gleich ein wenig feiern,

liebe Dorothee!" regte die bräutliche Cilly eifrig an.

„O nein — tausend Dank!" entgegnete Dorothee rasch. „Ich bin sehr abergläubisch. Noch nicht. — Heute nicht, liebste Cilly." Sie preßte Cillys weiche Hand und blickte mit plötzlich merkwürdig klaren Augen auf.

„Es drängt Sie fort von uns, Dorothee?"

„Es muß wohl sein. — Es muß sein ...!" wiederholte sie ernst. „Wir sehen uns in Berlin, Cilly."

Sie lief rastlos und nachdenklich durch die Zimmer. Es war, als begänne ihre große Rolle schon in ihr zu leben, zu drängen; ihren Willen, ihre Haut zu spannen; ihr Gesicht schien erneut und verändert, fest und klar, durch ein Wunder der Transfiguration — eine neue, gesammelt strahlende Frau. Plötzlich blieb sie in ihrer Wanderung stehen. „Ich muß noch ein Stück gehen — und allein sein!" sagte sie unvermittelt, sehr bleich und schaute Cilly von der dunklen Tür her an.

Frau Cäcilie Tinius — künftige Röseborn, geb. Schmücke, durch die die frühere einsame Cilly schimmerte, las in dem Blick und nickte zögernd.

Dorothee lief hinaus. Nahm Jacke und Stock und ging.

★

Sie eilte durch das untere Dorf; vor einer pechschwarzen, funkelnden Katze schlug sie erbittert einen Bogen, um dem Unheilwesen den Weg abzuschneiden. Hunde bellten melancholisch gedehnte Kadenzen; in den dicken Holunderbüschen raschelten und rauschten die Beeren, und durch die Bäume zog ein kühllauer Wind und streute kleine Blätter herab. Beim Ihlow war Licht, gutes Licht, Menschenlicht; dort hatte sie vor noch nicht langer Zeit hinterm Tisch gesessen und klug gesprochen, oder die andern hatten gesprochen, einer mit wunderlich erbitterter Doppelsinnigkeit. Sie sehnte sich nach dieser noch im Zeitlosen schwebenden Stunde zurück.

Der feuchte Wind schlug ihr entgegen und bedrängte ihren Atem. Dabei sprach sie in einem zunehmenden Fieber flüsternd und immer vernehmlicher vor sich hin: „Ich muß nun allein sein — ich will allein sein! Verstehst du das nicht? Ich will nur noch eins: spielen! — spielen! — spielen! Ich bin wie ein von langer Krankheit genesener Mensch, der über Nacht oder Tag wieder springen und tanzen kann! Höre mich, Siebelind! Wir haben es hundertmal gesprochen und geschwiegen ..." Sie wimmerte fast vor Ungeduld und wirrem Verlangen; sie sprach wie auf einer Probe, bewegte die Hände, aber sie war bloß erregt, in ihrer blühenden Phantasie entzündet, es war kein Spiel.

Die Bäume rauschten über ihr und warfen ihr weiche, kühle Blätter ins Gesicht wie große Spinnen; der dicke, zufriedene Mond verbarg sich hinter Wolken und schüttete plötzlich sein heiteres Licht auf die Felder draußen und zwischen die schwankenden Zweige.

„Komm mit —!" rief sie — „sei mein Liebster, solange du magst, aber das willst du nicht, das kannst du nicht — ach nein, siehst du, — es würde uns zermürben! Ich will diesmal älter und klüger sein als früher. Du bist ein zu reicher und schwerer, zu harter Bissen für mich. Höre mich, Guido ... Ja, höre mich — ich will es dir in dieser Stunde sagen und bekennen —: ich fühl' es schon jetzt — so ehrlich bin ich! — nein, nicht erst jetzt, — fühle schon jetzt die erste mahnende Entspannung und Lebensangst, die immer einmal kam und dann wuchs und wuchs ... ich kann es nicht ändern, da kann man nix machen, es ist mein Schicksal, daß die Rechnung niemals ganz stimmte! — fühle es vor deinem Übermaß und unerbittlichen Anspruch und weil es so furchtbar ernst ist! Nun weißt du es. Ich liebe dich. Ich fürchte dich. Ich kann und darf nicht. Wenn ich auch nach dir schreien werde! Laß mich spielen —! ich muß nun spielen und allein sein — —" So redete sie im Dahineilen hastig und wirr vor sich hin und wurde in allen Gliedern müde.

Da stand er an der Waldecke vor ihr.

„Was sprichst du?"

„Ich sprach mit dir."

„Es gibt bloß ein Ja oder Nein, Dorothee."

„Nein — nein — ja! — komm, wir wollen hinaufgehen. Ich muß dich sprechen," sagte sie atemlos vom raschen Laufen und Steigen.

Er kehrte schweigend mit ihr um. Er machte kein Licht in seinem Palastzimmer.

Er stand hager mitten in der niedrigen Stube. Sie saß in dem großen Rohrstuhl; er knisterte bei ihrem Atemzug, bei der leisesten Bewegung, das war das einzige Geräusch. Bully lag seufzend vor der Tür, als wäre er ein Herr, der drinnen störte.

„Was ist?"

„Ich muß nun alle Kraft für mich haben. Und — eine ganz klare Zukunft. Davon hängt jetzt alles ab." Ihre Stimme zitterte.

„Was heißt das, Dorothee?"

Sie senkte den Kopf.

Er war fahl und starr in dem schattenhaften Dunkel. Er zerbrach etwas. Stille. „Ich danke dir, Dorothee. Ich habe noch niemals ein so großes, alles Leben verlöschendes und entzückendes Glück erlebt. Ich danke dir! Aus tiefster Seele."

„Lieber einziger Junge, so sollst du nicht zu mir sprechen." Tränen sprangen in ihre Augen.

„Wie soll ich sprechen? Du willst doch, daß ich ‚danke schön für alles!' zu dir sage: es wird mir eine liebe, unvergeßliche Erinnerung sein! Bitte: hab' Dank, es war des Lebens Herrlichkeit, hab' Dank für alles, Dorothee — auch für diese letzte Gnade, für diesen liebreichen Gnadenstoß."

Sie sah mit nassem Gesicht auf. „Wollen wir wieder so reden?"

Sein Gesicht war verzerrt, verfallen. Sein Körper versteint in der unwürdigen und eisigen Qual dieser Tage und Nächte.

Da spürte auch sie den haarscharfen Schnitt. Sie fühlte das alles wie er, und was in ihm vorging. Es machte furchtbar müde und verzagt.

Der Wind war in den Bäumen, ein langes, weiches Rauschen, Blätter raschelten bis ins Zimmer, ein Geistertanz.

Sie suchte scheu nach seiner Hand, er bemerkte es nicht.

Er ging schweigend hin und her, rastlos. Er blieb stehen. „Dorothee," sagte er. In ihrem Duft. In ihrer Wärme. In ihrem Lebensatem. Er zitterte. — „Geh. — So geh! — Du darfst gehen!"

„Ach, nicht so," widersprach sie, sich seltsam im Stuhle wiegend.

Er sah vor sich nieder und murmelte: „Es ist wohl besser, wenn du gehst, Dorothee. Es ist doch alles nun klar. War immer klar. Ich war vorbereitet. Ich habe damit gerechnet. In jeder Stunde. Bei Gott. Aber die Sache noch länger hinziehen — das hätte doch wenig Sinn. Ich gebe zu, daß es mich erschüttert. Daß es nun doch zu früh kommt — vielleicht auch dir, wie? Gewiß. Aber einmal — natürlich, einmal — Und übermorgen — oder nächste Woche, das ist gleich. Nein, geh, Dorothee. Du darfst gehen, Liebling, du bist frei!" sprach er zwischen den Zähnen.

Sie stützte die Hände fest auf die knisternden Lehnen. Dann stand sie auf. Sie sah ihn an und ging langsam an ihm vorüber. „Dann will ich jetzt gehen. Du willst allein sein. Aber das ist falsch."

„Ja, wie denn? Ein Sturz ist ein Fall, wenn man oben stand. Das braucht keine Zeit, ein Blitz — und doch zu lang. Jetzt. — Geh!" schrie er. Er würgte seinen Atem zurück, nein, kein Schluchzen, nur seinen zornigen Atem. „Geh — geh! Dorothee — du sollst gehen!" Er stand wie ein Baum, der im Sturm bebte.

„Nein," sagte die ruhig und streichelte seine Hand, seinen Arm. Sie machte ihr Grübelgesicht und stand ohne Furcht da.

„Komm, wir wollen hinausgehen," bat sie leise. „Die Enge bedrückt, hat zuviel Erinnerung."

Er lehnte es ab; es lag ihm nicht viel an einem Spaziergang mit ihr; waren da draußen keine Erinnerungen? Sie fielen von jedem Baum, tropften von jedem Strauch, flatterten von jedem Grashalm, blitzten von jedem Stern! Sprich weiter, wenn du willst, klug wie Eva im Paradeis, Dorothee, mit deiner nahen Stimme! Er umkrampfte ihre Hand, ihren Körper.

„Ich muß geizig und egoistisch sein für uns beide, auch für dich. Es tut furchtbar weh — denn ich kenne auch d i c h. Ich werde dich nicht wiedersehen — ich kenne auch dich!" stammelte sie.

Er sah starr über das weiche Haar.

„Du willst immer alles ganz und unwiderruflich haben. Die ganze Frau — und Kinder von ihr —" sagte die egoistisch gewappnete Dorothee mit tränenüberströmtem Gesicht.

Stille, in der bloß Bully Tobias seufzend atmete.

Er riß die Mütze herab. „Komm!" befahl er hastig. „Bully, du bleibst hier!"

„Mein lieber kleiner Tobias," sie bückte sich tief und streichelte ihn.

Dann gingen sie schweigend. Am Wald blieb er stehen. Er zog sie wild an sich, küßte und zerbrach sie. Sie lächelte weh und küßte ihn wieder. „Wir sehen uns wieder — komm nach Berlin, Liebster —" flüsterte sie erregt und heiß.

Doch da war er jäh im Dunkel verschwunden.

Zweige knackten und brachen. Sie rief nach ihm in Sorge und Angst. Sie wartete und lief hastig am Wald. Doch es blieb totenstill. Die Bäume zischten. Die Einsamkeit war riesengroß und gespenstisch.

Da fürchtete sie sich und lief mit einem trockenen Schluchzen den Weg hinab, nun selbst im Herzen zerrissen, daß es blutete. „Er ist ein Mann — er ist ein Mann —" sprach sie vor sich hin. O, du Lieber — du Lieber — —!

Warum lief sie? „Siebelind!" rief sie zurück, ihre Stimme hallte, und ihr Herz hämmerte.

Da waren schon die ersten Häuser; und

da verlangte es sie unbezwinglich in der schweren Einsamkeit und vor den aufblinkenden Lichtern nach Helligkeit und Menschen. Und im nächsten Augenblick, als sie Stimmen hörte, Lachen und Gesang zu Ziehharmonika und heulendem Hundeblaff, und ein Windhauch sie traf, ein kühles Blatt sie streifte, da mußte sie an morgen denken. Morgen! raunte sehnsüchtig ihr Herz. Sie nagte und biß heftig in ihre Lippe und lief hastig weiter — ins Dorf zu den Lichtern und Menschen.

Die Luft geht frisch

Wie gut und stark die Luft war! Erfüllt vom feuchten Atem der Erde und von der befreiten Seele des Laubs! Sie stimmte seltsam fröhlich zu Einkehr und Einsamkeit: ruht euch aus, Busch und Wald, ich wache! sagte der gute, zufriedene und gefühlvolle Mensch; ich tue nun bald mein Winterwerk, still gesammelt, aufs innigste geballt; wärmt eure Wurzeln im Ofen des Erdreichs, den pochenden Saft unterm rauhen Rindenpelz — ich wache, euer ahasverischer später Bruder, dessen Wurzeln zu Füßen wurden, dessen Seele voll Schweifens ist und für den deshalb Leben und Sterben sich ein wenig schwieriger macht! so sprach der zufriedene und gute Mensch. Aber der schwarzblütige und reizbare, von sich selbst genarrte und vom Leben geprellte Zeitgenosse steckte bloß grimmig die Nase in die Luft und ließ sich die ungemütlichen Oktoberwinde, höhnisch einverstanden, ums Gesicht pfeifen: holla, Siebelind! auf gute Kumpanei! Doch der ließ mit einer Verwünschung den Stock nach hinten sausen und sah sich nicht um. —

Es war ein trüber Tag. Billo Lüdemann holte seine alte Freundin Hilla Cyprian zu einem letzten Spaziergang ab. Der Rittmeister a. D. Cyprian lag mit einem Gichtbein und mit unwirschen Nerven auf dem Sofa und wünschte Gesellschaft. Nein, dankte Billo Lüdemann höflich — ein etwas überständiger Herr, der Herr Rittmeister, der sich für den gefährdeten Nabel des Weltalls hielt. Die gnädige Frau sprach hastig und klapperte mit den weiten Ringen an den vergeblich gepflegten roten Händen. „Laufen Sie nicht zu weit, Herr Lüdemann, ich bin immer in Sorge! Die heutigen jungen Herrschaften sind so kühn und unbekümmert. Zu meiner Zeit —“ Die ging Billo nicht viel an, eine prähistorische Zeit. Er sprach der alten Dame höflich Mut zu und empfahl sich herzlich.

Draußen gingen sie schweigend. Einmal sahen sie einander an und lachten. „Ja, so ist das!“ sagte Hilla wie eine bekümmerte Matrone.

„Überall. Bei uns heißt Tante Irene Onkel Odo. Noch unangenehmer, Verzeihung, weil unfehlbar.“

Billo wollte heute Abschied nehmen von Hilla Cyprian und von der angenehmen Gegend. Morgen würde das Tiniushaus die grünen Rolläden herabrasseln lassen, und danach gedachte Billo Lüdemann, eifrig seinen Becher unter den kühlen kastalischen Strahl der verständigsten Wissenschaft zu halten, wie er sich ausdrückte.

Sie schritten rasch mit hungrigem Atem aus. Die unsentimentalen Bauern buddelten Kartoffeln mit Pflug und Forke, überall standen pralle Säcke wie weiße Säulenstümpfe; andere Herrschaften knallten auf Hasen und liederliche Hühner, die überall herumhockten und in langer Kette weitab strichen. Billo und Hilla lauschten, wenn so ein Schuß in der Ferne pfiff. Hillas Augen suchten mit einem nachdenklichen Flimmern die Richtung. Sie sprachen keine Vermutung aus; kein Wort von Herrn Guido Siebelind, von dem man nicht viel wußte; man hatte ihn lange nicht gesehen oder bloß von weitem als hagere Silhouette, die einen Hut auf hatte und mit raschen, langen Beinen schritt. Er schien nur noch sein Paradeis zu lieben.

Auch Hilla wünschte ein ordentliches Stück zu laufen! Sie hatte sich heute stundenlang in ihrer Giebelstube geplagt; eine Weile hatte Tante Irene rasend schnell aus einem Buche vorlesen müssen, und Hilla war der galoppierenden Zunge mit hastig stenographierendem Bleistift gefolgt oder hatte Onkel Dietrichs betagte Schreibmaschine beklopft; zuletzt aber hatte sie allein über einem Häufchen Papier gesessen, hatte alle Bücher, die von fernen und nahen Welten und Lebenstatsachen berichteten, zugeklappt und beiseite geschoben und hurtig dahingeschrieben, wobei ihr Gesicht einen zufriedenen, ja selbstgefälligen Ausdruck annahm. Sehr geheimnisvoll! Mit den Küken war schon lange nichts mehr los. Da mußte sie, um sich mit dem Leben leidlich vertragen zu können, andere Dinge mit Leidenschaft und Ausdauer betreiben, die freilich im Augenblick wenig praktischen Wert hatten.

„Sie freuen sich auf Berlin?“ fragte Hilla Cyprian.

„Ja. Arbeit. Das Labsal aller Labsale.“

Sie überlegte. „Ach ja; man braucht mich

noch nicht da draußen! — aber es scheint mir, daß auch ich jetzt ein gutes kleines Eisen im Feuerchen habe ... Vielleicht im Herbst oder Winter wird es sacht zu glühen beginnen und weich werden. Unberufen."

„Famos. Würde mich herzlich freuen. Ich nehme an: in Berlin. Wie?"

„Es ist noch ungewiß," antwortete Hilla ausweichend. „Man soll nichts begackern."

„Natürlich nicht. Ich könnte auch mal mit Onkel Alfred und mit Herrn Röseborn sprechen — wir erwogen das schon mal; keine erhebende Sache, aber für den Anfang und Übergang ein sauberes Futternäpfchen. Wie? Wir verstehen einander recht gut, Röseborn und ich. Er ist kein Lyriker; aber ein vollkarätiger Kerl, gerecht, ohne Enge, einer von den ehrlichen Konquistadoren, die wir noch eine ganze Weile brauchen. Wir Späteren, so fürchte ich, werden alle mehr Beamte sein — aber das ist eine spätere Sorge!"

Ein Dreiläufer hoppelte mit schnalzender Blume über den Weg. Hallo! Da standen Brombeeren, welk und süß. Hilla aß nachdenklich. Sie war wieder, wie es manchmal geschah, stiller und älter, ein wenig duldsam und spöttisch vor Billos Weisheit; nichts Neues für ihn. Aber dann war sie unversehens wieder die einfache, einsame Hilla Cyprian, die rasch ein grades, unbekümmertes Wort redete, einen mit ihrer ehrlichen Seele anstrahlte, wie ein Jüngling ausschritt, die Arme kräftig ausschlenkerte und keinen und nichts nach der Allerweltselle maß.

„Im nächsten Sommer soll ich nach Süddeutschland," sprach er weiter. „Späterhin, so geht ein Familiengerücht, mit gestrafftem und gerüstetem Eifer nach Amerika, vielleicht auch nach England. Mein Freund Röseborn, der in Kontinenten und Zeiträumen denkt, ist kurzweg dafür. Er bringt muntres und scharfes Leben in die muffige Familienbude. Gut, soll mir recht sein! Es führt zu Menschen und in die Weite; kann man nach jeder Richtung hin brauchen."

„Weiß Gott, hier ist es uns allen zu eng. Überall daheim im Lande, mein' ich! Erleben, aufnehmen, sich ausweiten —!" rief Hilla.

Billo blickte teilnehmend. „Sie werden es schon ankurbeln, Fräulein Hilla, ich glaube es bestimmt. Sie sind gewappnet."

„Nicht so sehr."

„Ein heutiges Mädchen, aber mit Horizonten. Respekt vor Hilla Cyprian! Natürlich, Sie sollten auch mal raus —"

„Ich werde es im Auge behalten, guter Herr Billo. O ja — manchmal möchte ich die Welt fressen, nicht bloß räumlich —! da stimmt etwas nicht, Billo Lüdemann! Wenn das Geschick Gaben und Kräfte verleiht, dann muß es auch Wege und Freiheit schenken — diese Verschwendung ist einfach Unsinn!"

„Sehr gut. So sprach auch einmal in ihrer gehemmten Zeit Frau Witt —" nein, nichts von Dorothee. „Wenn man bedenkt, daß große Menschen, Quellen des Lebens, an Irrsinn, Schwindsucht und Armut erstickt sind — das ist in der Tat Unsinn."

„Und weckt die kleinlaute Gegenfrage: soll ich Wurm es besser haben?"

„Doch, doch! Man soll fordern, aufbegehren und kräftig schimpfen! Nun gerade. Ich erlaube mir die Welteinrichtung unzulänglich zu finden. Das Schicksal hat bestimmt ein Beschwerdebuch im Kasten, man muß bloß hartnäckig darauf hinweisen und auf sein Beschwerderecht pochen."

Sie lachten und stiegen zum Wald hinauf, der sich rings um das Paradeis zog. Sie rasteten am Rand auf einem frischen Holzstapel und blickten auf die emsigen Kartoffelfelder hinaus. „Sie wollen scharfen Sport treiben? Das ist vernünftig. Bloß kein Fett und keine Empfindsamkeit ansetzen!"

Sie erzählte von ihren Studentinnenfahrten. Sie hätten hinter Grünheide eine kleine Holzhütte, die dem Förster gehörte, zur Verfügung gehabt; prachtvoll! Ein — Paradeis . . . fast ihre hellste Erinnerung voll naher Kameradschaftlichkeit, hitziger Gespräche und fröhlich freier Waldluft —!

Und plötzlich mußte sie — vielleicht hatte sie wieder ein ferner Schuß im Sprechen abgelenkt, sie wußte es nicht, zerbrach sich auch nicht den Kopf darüber — mußte sie daran denken, daß einige von diesen frischen, unbeschwerten Fahrtgenossinnen daheim in Berlin einen Freund gehabt hatten, der mehr war als ein Freund, einen Geliebten; sie hatten es nicht verheimlicht, auch nicht allzu ernst genommen: „Man soll den Sinn des Physiologischen nicht überschätzen!" sagten sie. Es waren zum Teil die nettesten, frischesten, aber Hilla hatte in manchen Augenblicken ihre Vertraulichkeiten nicht gewünscht. Sie hatte darüber nachgesonnen, das Innere und das . . . Irdische hingen nach ihrer Meinung aufs feinste und festeste zusammen!

Billo betrachtete sie aufmerksam. Sie war blaß, eigentümlich hübsch, auch ihre Hände waren so. Ein straffes, gestähltes Mädchen — auf einem Seeleneiland. Er atmete leicht und wohlig: angenehm, das so anerkennend und rüstig feststellen zu können! Ohne Wimperzucken und Verwirrung,

ohne Wunsch und drängende Bitte. Das war so hervorragend gut, daß man zufrieden lächelte. Natürlich gab es auch hier nebenan Hintergründe, Untergründe, Stimmen der Natur, Menschlichkeiten, die auch verstiegene Namen hatten — das ging ihn nichts an. Billo bewegte die rötlichen Lider und freute sich Hillas verläßlicher Nähe. Er sah auf die Chaussee hinüber, wo die kleinen, schiefen Ebereschen wie ein roter Strich waren. Ein Wagen mit Koffern und Möbelstücken beladen fuhr gemächlich des Wegs, man hörte sein Knattern. „Unsere Zahnbürsten und besseren Kompottschüsseln werden zur Bahn gefahren. Addio."

Als sie zurückkamen, begann es zu dämmern. Das Gras war feucht, auf den Wiesen lag Nebel wie Schnee. Es würde Regen kommen.

Das Paradeis stand einsam. Kein Bully zu sehen. Aber hinter dem Haus tönte bald schmelzendes, bald schmetterndes Pfeifen. Das war Herr Puls. „Ich könnte mich auch von Herrn Puls verabschieden?" schlug Billo gewissermaßen einladend vor.

„Ja, gehen Sie hinein. Grüßen Sie ihn herzlich von mir. Ich muß leider heim; es ist schon spät. Tante Irene wird angstvoll mit den Armbändern wimmern."

„Danke, nein, ich begleite Sie selbstverständlich," entschloß sich Billo sofort.

Auch an der Hütte der Witwe Mente tönte Musik, der alte Tagelöhner Korn, der neben dem Ziegenstall eine Kammer hatte, kratzte die Fiedel, und Miele sang grell die zweite Stimme; sie saßen auf der Bank vorm Haus und ließen sich nicht stören. Billo Lüdemann grüßte höflich. Da sah ihm Miele mit ihren hellen, blanken Augen nach. „'n Abend, junger Herr!" rief sie. Billo errötete.

Es ging auf acht. Bald Abendbrotszeit. Aber heute durfte man mal über die Stränge schlagen.

Er schlenderte allein den Weg zurück. Er hatte soeben, korrekt, beschlossen, doch noch für einen Augenblick im Paradeis einzukehren und sich höflich zu verabschieden. Von Herrn Puls, dessen feste Fidelität und kernige Persönlichkeit ihm zusagte; vielleicht auch von beiden Herren; gerade dies schien ihm aus sachlichen Gründen wünschenswert, ja, eine Pflicht neutraler, überlegener Gesinnung und schlichter Ermannung.

Er hatte Siebelind stets geschätzt und seine Partei genommen. Er schien ihm voll anziehenden Eigensinns, ein Mann von hohem Karat, und das Paradeis ein Refugium und ein Ausguck, wie ihn dünkte, ein beachtenswert entschlossenes Plätzchen. Er war gerecht und registrierte gern seine Eindrücke.

Er spürte jetzt eine Leere an seiner Seite; er erkannte sogar bewegt Hillas Fußspuren Ob man einander in Berlin wiedersehen würde? Nun ja, dort ging jeder auf seinen Wegen; und auf diesen Wegen begegneten einem meist andere Leute.

Er schritt ernst und bedächtig. Miele sang noch und sah mit ziegenhellen Augen auf. ‚Steht der Jäger hinterm Tann, klopft der Specht, 's geht ihn nichts an; Mädchen pflückt und singt und lacht, legt der Schütz' die Flinte an —!' Billo schritt lächelnd und wurde rot und seltsam müde bei dem schleppenden, zuletzt lauten Gesang.

Das Paradeis stand still und einsam. Das melodische Pfeifen war verstummt. Ein gelber, fleißiger Lichtschein kam aus Herrn Doktor Siebelinds Fenster.

Nein, da wünschte Billo Lüdemann doch nicht zu stören. Er gedachte nur einen Augenblick allein im Dunkeln zu verweilen . . .

Ein Fuß war hier geschritten, ein Kleid hatte geweht, eine Stimme, ein Lachen zwischen Bäumen und Büschen geklungen. Auch dies ein Abschiednehmen.

Als er an die Ausbauten zurückkam, stand Miele am Zaun. „Na, junger Herr? So einsam? Alle sind einsam. Auch der da oben." Sie lachte, daß er den feuchten Gaumen sah. „Die schöne Dame ist fort."

„Welche Dame?" fragte Billo freundlich. „Aber sie haben hübsch gesungen, Fräulein Mente. Und die Geige machte sich recht tüchtig."

Sie verzog den roten Mund und wiegte sich sacht. „Ja, er versteht's, so klapprig er is; man muß auch mit einem alten Mann vorliebnehmen."

„Es kann Ihnen nicht fehlen, Fräulein Mente!" scherzte Billo leutselig.

„Meinen Sie? Es kommt immer drauf an. Sie taugen hier alle nichts, schmutzige Kerle!"

Herr Lüdemann gedachte sich zu empfehlen.

„Wir haben heute kleine Zickchen bekommen. Wollen Sie sie sehen?"

„Ich möchte nicht stören."

„Sie stören keinen. Mutter is auf ‚Wochen' im Dorf, und der alte Korn geht schlafen. Ach langweilig —! Ich will wieder in die Stadt. Mutter soll allein mit ihrem Feld und ihren Schweinen fertig werden! Das is hier nichts. Lieber in die Fabrik. Wollen Sie sie sehen?"

„O, danke, sehr freundlich. Aber es ist wohl schon zu dunkel."

„I wo!“ rief sie und zog den höflich Widerstrebenden übermütig mit. Im Stall betrachtete er aufmerksam die Zicklein; es war in der Tat nicht viel zu sehen. „Sehr hübsch,“ sagte er artig und wandte sich wieder um; sein Herz vergaß zu schlagen, denn Miele Mente preßte bei einer Bewegung ihre weiche Brust an seinen Arm. Die Ziegenbucht tanzte ein wenig vor Billos Augen, und die Luft war heiß und flammte. „Ach Gottchen — junges Herrchen — sind Sie stolz? ... Ein stolzes junges Herrchen — —!“ scherzte Miele sehr nahe.

„Ach, das feine, stolze Herrchen.“ Er fühlte ihren Mund nahe. „Sie sind hübsch, Miele,“ stammelte er, denn er empfand es so, es klang wie rauhes Schelten.

Alles drehte sich; er glaubte, daß seine Zähne klirrten. ‚Das nicht,‘ sagte er sich. ‚Das doch nicht . . .!‘

Nach einer Weile ging er ohne Hut davon. Ein wenig besinnungslos. Das war keineswegs der verständige Billo. Ein Gram, ein Schmerz und eine Verachtung waren in ihm. Ein unerträgliches Leid, das sein Blut verbrannte. Seine Kehle war trocken, und seine Augen waren heiß und feucht. Er lief rascher, hastiger. Hörte kaum, was Miele laut und grell hinter ihm sang. Stieß den Stock auf oder schlug ihn gegen die Büsche. Gleich morgen, so beschloß er laut, würde er seinen Freund Popinsky anrufen. Gut: er war bereit; sie wollten boxen lernen — b o x e n! Das Wort klang stark und gut. Er rief es hohl in die Schonung und führte kräftige, wilde Luftstöße aus, die seinen Körper erschütterten; dazu ging er rasch, mit dumpf hallenden Schritten und sang ein paar flotte Sätze aus irgendeinem Marschlied. Ein Held. Und dann wurde er müde. „Geh schlafen,“ spottete er; „geh schlummern! Es wird Zeit, daß du in Zucht und Arbeit kommst.“

Aber ebenso plötzlich und unbegreiflich überschwemmte ihn in der nächsten Sekunde ein Glück der Freiheit, der hellsten Lust vor dem Leben, das sich unendlich vor ihm breitete. Er hätte es jauchzend in seine Arme ziehen mögen, das weite, herrliche Leben, das ihn stark und willig liebte, und dem er vertraute. Doch es brach bloß ein schluchzender Laut aus seiner Kehle. Danach ging er ruhig, voll leichten Wohlgefühls im Dunkeln seinen Weg weiter.

★

Vor der kleinen, gelben Petroleumlampe im Paradeis saß ein Mann und las.

Er las schon den ganzen Tag und hatte alle Tage bei wechselnder Beleuchtung und Ortswahl gelesen, griff mit gefurchter Stirn und grübelndem Pfeifen von einem Buch zum andern, wie es Gelüst oder Zufall fügte. Altes und Neuestes, Philosophisches, Abenteuerliches, er schmarutzte sich durch die halbe Weltliteratur; und manches Neueste war tot, und manches Älteste jung wie der neueste Tag, wie Gottes Güte und Weisheit oder des Teufels Gelächter.

Er zündete sich zahllose Pfeifen an, stand auf und schlenderte durch den Garten. Bully Tobias zeigte ihm hundert Dinge, die dort wieder getan werden müßten. Puls —! schimpfte er; schön, von mir aus. Und schlenderte zurück, ein großer Herr, der tausend Sklaven hatte, die ihm fronten, ein lasterhafter Mensch.

Der graue Himmel war schuld. Es gab neuerdings Zeiten, in denen er Bücher verschlucken mußte wie ein Oger Menschen. Wo er ein Oxhoft von Leere war, ein Abgrund, der mit irgend etwas gefüllt werden mußte. Nicht, daß er sich selbst dabei suchte oder pfiffig ein Seil zum Festhalten, eine Kletterstange der Selbsterhöhung; er fühlte sich bloß wohl dabei, gewissermaßen behaglich — und hätte zuweilen des Abends oder mitten am Tage sich selbst auf einen glühenden Rost setzen mögen; dann bekam er Durst, holte sich dieses und jenes Fläschchen herbei, und danach, oft erst beim Morgengrauen, schlief er tief wie ein braves und geliebtes Kind.

Hier lagen Briefe — wichtige, geschäftliche Briefe. Er hatte eine Antwort versucht, sie war steif und dumm wie eine Schneiderrechnung gewesen. ‚In Beantwortung Ihres Geehrten —‘ beinah so. Er hatte es mit dem Bleistift im Unreinen versucht, einen stilistischen Kampf gekämpft, hatte es aufgegeben; es hatte ihm die Nerven zerrissen, und er war so gleichgültig und erhaben gewesen, daß ihm der Bleistift aus der Hand gefallen war. Konnte man es glauben, daß er nicht imstande war, sich auf die Bahn zu setzen? Es war zu schön hier, ofenwarm und lobesam. Gut, er machte sich, bis ins Innerste mit leichtem Mut gerüstet, auf den Weg nach Zörlin — aber dort war Kaufmann Plath und seine Hinterstube, die delikat nach Zigarren und Würsten, nach Bier, Wein und besseren Leuten roch, es war unmöglich, daran vorüberzugehen, es schien ihm ein glückseliger Ort des Friedens und die Bahn ein übles Teufelswerk, die den, der sich ihr anvertraute, geradeswegs in den Höllenbrand fuhr. Daran war ihm nicht viel gelegen; kein bißchen. „Na?“ fragte Bully Tobias am Abend. „Nein. Verpaßte den Zug.

Diana de Strozzi. Gemälde von Gustav Hilbert

Plath, weißt du. Nicht schlecht. Sein Wein, gar nicht schlecht, Tobias ...! Es hatte keinen Sinn, noch weiter zu fahren, ist mir sternenhimmelklar geworden — nicht den allergeringsten Sinn, verstehst du?!" So war das ein paarmal verlaufen.

„Gestatten, hoher Herr." Puls steckte jetzt den weltversöhnenden, geschorenen Schädel vorsichtig durch die Türspalte.

„Aha, Herr Puls!" Die cholerischen Augen blitzten von weither und wurden sanfter und menschlich. „Bitte näherzukommen. Entschuldige, ich habe wieder ein bißchen geschmökert — guter Puls, was ich sagen wollte. Ich glaube, ich habe dich schon vor einem Menschenalter danach gefragt — hast du je nach dem Abschluß einer Arbeit geglaubt, daß du einmal wieder —"

„Schon am nächsten Morgen!" bekräftigte Puls aus starker Seele und ließ vorsichtig ein Grübchen spielen.

„Du bist trostreich, Pulsczinski. Du stammst aus einem Pfarrhaus."

Puls goß sich geschickt und opferbereit das in der Jackentasche mitgebrachte Glas voll.

„Gut, gut. Laß dich nicht stören. Wir werden darüber nachdenken. — Bücher, Puls — immer wieder Bücher —!" Er stieß mit dem Fuß zornig dagegen. „Siehst du, Puls, es gibt Menschen, die das Leben auf ihre Art stets unbändig geliebt haben und lieben müssen — mehr als andere Leute! aber ist das ein Leben?! Ich bin voll davon wie ein Faß, das überläuft."

„Aha!" sagte Puls erfreut.

Des andern Auge glühte weiß. Er erhob sich steil und schwer.

Er sah mit großen heißen Augen um sich. Er bückte sich schweigend nach den Büchern, legte sie sorglich auf den Tisch. Dann nahm er Stock und Hut.

„Laß dich nicht stören, guter Puls. Ich will nun ein wenig laufen." Und dann lief er allein viele Stunden lang durch die Nacht.

Der Mann im Nebel

Eines Morgens war er dem schnarchenden Puls in dämmernder Morgenfrühe mit grimmem Weckruf an die Kehle gesprungen. „Raus, Dicker! Luderwirtschaft!" Aha — er schien so etwas wie eine neue Aufgabe gefunden zu haben, grub, schleppte, nagelte und bastelte, steckte sich erfrischt eine neue Pfeife an und kommandierte Herrn Puls. Er schien sich ingrimmig heiter gegen Winter und Welt verschanzen zu wollen. Das war besser, als die Fläschchen. Aber am Abend kamen auch sie wieder dran.

Jetzt war der Himmel ein großer, nasser Riesenschwamm, von dem es unabläßig troff. Überall moderte scheckiges Laub, und der Komposthaufen dampfte.

Eines Tages kam Hilla Cyprian auf ihrem Weg vorüber und trat wie früher ein, zog sogar an dem rostigen Klingeldraht, als komme sie ganz fein zu Besuch.

Sie spazierte in einem hellen Regenmantel, hatte einen Hut auf, der ihre Augen beschattete, und hielt darüber einen Regenschirm. Eine bessere junge Dame, die eine Gelegenheitsvisite machte, kein Strolch.

Aber es waren bloß Puls und Tobias da. Sie freuten sich mächtig. Puls führte sie in den Salon. Dort nahm sie in dem befreundeten Korbstuhl Platz. Der gute braune Ofen stand da, sie knöpfte den Mantel auf; danke, sie gedachte nicht abzulegen. Nein, vielen Dank. Sie komme bloß vorüber, auf einem Spaziergang.

Puls konnte nicht anders, er brachte Äpfel und Nüsse auf einem bunten Suppenteller. Sie aß eine Nuß. Sie sah sich mit ihren fliederblauen Augen langsam um. Es war alles unverändert, als wäre sie nur eine halbe Stunde weggewesen. Die Luft war warm, roch ein bißchen modrig nach feuchtem Gemäuer, nach gutem Holzrauch und nach dem großen Bruder, und sie saß hier. Sie zog die Handschuhe aus, die feucht und schwarz geworden waren, sie waren nicht neu; aber ihre Hände waren um so heller. Puls war ziemlich unruhig, bot immer wieder etwas an, nahm auf einem Stuhl Platz und stand wieder auf. „Das ist hübsch, das ist außerordentlich liebenswürdig!" versicherte er; er war ein Kavalier, aber er übertrieb es. „Schade — sehr schade —" fügte er hinzu und errötete vor Eifer.

„Wo ist Herr Siebelind?" fragte sie. Das hieß ebenso klar und deutlich: was tut er; was treibt er?

Puls, die dicke Seele, war bekümmert. Er stand wieder auf, lief umher, seufzte und setzte sich wieder. Es war Hilla Cyprian, wie hübsch sie war, wie reizend, eine schlanke Frau; mit reinem Atem, dachte Puls und hatte dicke, böse Falten im Gesicht.

„Er ist viel unterwegs. Auch nachts. Manchmal sitzt er bei Ihlow. Aber er ist nicht sehr gesprächig. Auch hier nicht — nein. Er sitzt und denkt nach, liest, springt auf, antwortet verkehrt, ist sackgrob und

heidenlustig, geradezu herzlich und geht davon. Manchmal trinkt er —"

Sie senkte die Augen. „Trinkt?"

„Ja. Ich glaube. Aber manchmal spricht er von Ihnen."

„Von mir?"

„O, gewiß!" sagte Puls erfreut. Er erzählte erst neulich abend als er — als wir hier — hm —, daß er Ihnen begegnet wäre."

Ja, das war ein paarmal geschehen. Im Dorf. Er war herzlich und freundschaftlich gewesen. „Liebe, kleine Hilla," hatte er gesagt und sie mit eigentümlichen Augen betrachtet. „Wir müssen bald wieder wandern, ja, das müssen wir. Aber ich arbeite zuviel, wissen Sie, sehr viel, unablässig! Das ist lästig und störend und nicht der Mühe wert, aber nicht zu ändern — ja, Sie werden es nicht glauben, man ist mächtig ehrgeizig geworden, wissen Sie, wild ehrgeizig, kolossal, hat Hunger nach — nach Erfolg — ja, nicht genug, niemals genug! Verstehen Sie das?" Er hatte kräftig und munter gesprochen, mit einem verächtlichen Lachen im Schlund; er hatte gar nicht danach gefragt, ob ihr das Wandern angenehm wäre; das schien ihm selbstverständlich. Aber sie hatte ihm merkwürdigerweise kein Wort geglaubt, obschon sie nicht das Gefühl hatte, daß er löge; nein, er log nie; er sprach immer die Wahrheit, wenn auch bloß hinter den Worten. Dann hatte er nach den andern gefragt — richtig, Lüdemann wäre nun weg, studiere nun, der angenehme junge Herr; die Herrschaften wären alle weg da drüben hinterm See! „Natürlich, Blätterfall ist nichts für feine, empfindliche Leute, die haben eine dünne, weiße Haut, die leicht fröstelt und erschrickt — vor den Elementen, nicht wahr, vor den ewigen Symbolen des Todes und unendlichen Lebens; brauchen den geschminkten Herbst und Winter der hellen Straßen, die ewiges Leben schwindeln. Ganz besonders die Damen — diese Damen — —" er lächelte und sah auf seine schmutzigen Stiefelspitzen. Er sah mager aus, nicht sehr frisch, ein bißchen verwildert, er hatte offenbar einen weiten Marsch gemacht.

„Ich bin voraussichtlich nicht mehr lange hier — bestimmt nicht mehr lange," hatte Hilla lächelnd geantwortet; „wann wollen wir wandern, lieber Herr Siebelind?" — „Gut, ich hole Sie ab, Fräulein Hilla. Tausend Dank. Das ist gut, das ist famos! Sie können so gescheit schweigen; wie ein Weizenfeld, das neben einem rauscht. Nicht mehr lange hier? Soso. Der Tausend!" Er hatte sie eine Weile schweigend angestarrt. „Ich werde kommen — sobald ich Zeit habe . . . Sie haben sich verändert, Hilla — hier und da — Sie sind menschlicher geworden, — nicht mehr lange hier, liebe kleine Schwester? Lassen Sie Ihre Hände sehen — warme, strenge Mädchenhände. — Verzeihen Sie, ich schwatze Ungehöriges. Das kommt von zuviel unsinniger Arbeit. Ja, ich muß jetzt fort. Leben Sie wohl, kleine Schwester — liebe kleine Hilla!" Und dann war er eilig verschwunden, ohne sich umzusehen.

Sie nickte jetzt bloß. „Ich bin ihm begegnet. — Glauben Sie, lieber Herr Puls, daß man ihm helfen kann?"

‚Lieber Herr Puls.' Er zog wieder zornige Falten, die sein dickes Gesicht noch gutmütiger machten. „Ich glaube nicht. So ist er nicht. Seine Verrücktheiten muß er selbst abmachen, Fräulein Cyprian;" er dienerte auf seinem Rohrsitz. „Es ist, glaube ich," fuhr er ebenso aufrichtig wie Hilla fort, „es ist besser, Sie sehen ihn hier nicht. Er sieht nicht immer erfreulich aus — etwas wüst zuweilen."

„Sagen Sie ihm, daß ich hier war, lieber Herr Puls!"

Sie umgriff die Lehne des alten vertrauten Stuhls — „ — Und daß ich ihn sicherlich gern noch einmal sprechen würde. Er hat diesen Wunsch selbst geäußert, als wir uns neulich trafen, wissen Sie . . . Ich möchte ihm von meinen neuen Plänen erzählen. Ich gehe bald nach Berlin — am Anfang nächster Woche schon. Für lange Zeit, so denke ich. Ich bin nur noch kurze Zeit hier. Und ja — grüßen Sie ihn herzlich von mir, lieber Herr Puls."

An diesem Abend kam Siebelind spät heim, naß bis auf die Haut. Es war nach Mitternacht.

Puls, der immer ein bißchen lauerte, zog sich, als er Siebelind hörte, die Hosen wieder an. Siebelind legte Holz nach, und dann machten sie sich noch einen ordentlichen Grog.

„Hilla Cyprian ist heute dagewesen," berichtete Puls.

„Hier?" fragte Siebelind nüchtern und sah an sich hinab und auf seine Hände. Er lächelte merkwürdig warm, was Herrn Puls erfreute. Der erzählte ausführlich, gab eine Schilderung der Situation.

Siebelind hörte zu. Angewärmt nicht bloß von dem munter knackenden Ofen; auch von Pülschens Worten und von den Erinnerungsatomen dieser Luft hier. Er saß wie nach einer langen, beschwerlichen Wanderung und streckte die Beine aus.

Dann durfte der andre nicht mehr viel sprechen, auch nicht von Hilla. Das war er-

ledigt. Da wurde Puls müde, daß ihm sogar die wunderbare Zigarre erlosch. „Gute Nacht, mein Puls," gebot Siebelind. Es ging auf zwei.

Siebelind saß noch auf. Es fiel ihm wieder etwas ein. Das ganze Zimmer lächelte, wie frisch aufgeräumt, gescheuert, geputzt. Das Hillakindlein ... Da wurde er plötzlich wütend und warf die Pfeife auf den Tisch, daß Funken sprühten. Eines Mannes unwürdig; lächerlich! Auch er war mal ein Genoveverich gewesen — hatte einer andern geholfen; und das war der lächerlichste und erbärmlichste Streich seines Lebens gewesen.

Eine Stunde später zog er polternd einen Kasten auf, in dem ein alter Brief lag, der duftete. Er hatte ihn nie beantwortet. Er war bloß mal, die Welt weiß es, nach Zörlin gelaufen, um sich in den Zug zu stürzen, und war träge und schwer beim Kaufmann Plath in der Hinterstube sitzen geblieben; war einmal mitten in der Nacht aufgesprungen, um den Frühzug zu erreichen, und hatte König Ramses le Petit, den Schneider, herausgetrommelt, um sich ein Paar Hosen anmessen zu lassen! Ein langer Brief, ihr Duft, ihres Lebens und Leibes heiße Wärme, ihre Sehnsucht und — Klugheit. Er hatte ihn erst nach Tagen gelesen. Der Geruch sagte ihm jetzt nicht zu; paßte nicht in die Stunde und zu seinem funkelnden Seelenbehagen. Er warf ihn in den alten Kasten zurück, schloß ab, warf den Schlüssel, der bloß noch dieses Schubfach bediente, in die Torfkiste. Drei! schlug die rasselnde Wanduhr. Er stieg friedsam den steilen Treppenschlauch hinauf. Puls schnarchte.

*

Ein paar Tage später, gegen Mittag, war Siebelind gen Zandebur spaziert, um dem Regenten Biese zu melden, daß der Damschaufler drüben hinterm Luch in die Gutspfanne geholt werden müsse. Er hatte ihn am Morgen beim ersten Sonnenstrahl geschossen, zwischen funkelnd bereiften Weidenschnüren und Birkenbüschen.

„Siebelind, Sie sehen spack aus! Das gefällt mir nicht. Ich möchte Sie mal 'n paar Wochen lang durchfuttern! Aber Sie kommen nicht!" hatte die gewaltige Lina Biese mit dem rasch beleidigten mütterlichen Herzen gesagt.

„Danke tausendmal, gnädige Frau. Mir geht es ausgezeichnet. Viel Arbeit."

„Ach, Ihr verdrehtes Paradies! Ich sehe bloß, daß Sie gottserbärmlich mager sind und Augen wie ein kranker Wolf haben!" Sie hatte ihn mit ihrem türkisblauen Blick scharf angesehen. „Man munkelt mal wieder viel von Ihnen, Siebelind — tolle Sachen!"

„Laß ihn, Mama, den ändert keiner; auch du nicht, was noch mehr heißen will," hatte der mächtige Ökonomierat gedröhnt. „Er bleibt zu Tisch. Laß ihn, Mama, er ist aus Luch und Schwabenland gemischt, dabei ist was ganz Verrücktes 'rausgekommen! Schon sein Großvater hier auf Zandebur hat etwas von der Melange gehabt — war auf seine Art noch verdrehter! Ein strotzender Eulenspiegel!"

Siebelind hatte gelacht und seinen Großpapa wieder mal mächtig lieb gehabt.

Doch als die Bieseleute nach Tisch sich aufs Kanapee gelegt hatten, da war er munter mit seiner Büchsflinte davongegangen. Die Herren hatten zu Linas Ärger gewaltig geredet; beim Mokkaschluß hatte Bieses alter Port für neue Anregung sorgen müssen, ein fabelhafter Animator — wunderbar! Auch für Siebelind war danach eine Liegestätte im Herrenzimmer bereitet worden; Lina selbst hatte Kissen und Decken herbeigeschleppt, und er hatte ihr die Hand geküßt und das Mamachen gerührt in die Arme geschlossen — aber als er dann allein im Zimmer stand, da hatten ihn die Wände erdrückt; Luft, Luft! Eine satte, zufriedne, wattewarme, herzensgute Welt! Und er war mitten in die gespenstige Natur getreten — — In der Luft hing ein graues, dickes Nebelgespinst. Von den Sumpfwiesen und den Seen her kamen, von einem verborgenen Wind getrieben, mit unheimlicher Bewegung immer dickere, graue Schwaden her. Sie rochen bitter und brandig wie Rauch und nasses Heu. Man ging geborgen in einem nassen Schleier. Häuser, Bäume, alles war verschwommen, körperlos, wurde dünn und klein und wundervoll unsichtbar. Spatzengeschwirr, Meisengezirp, Elstergekreisch, das freche güh, güh, güh! eines in den Urweltdampf niederstoßenden Finkenhabichts. Das alles hinter Wolken. Weitab, verschlungen vom Nebel. Es gab keine Welt mehr. Man war allein im Chaos. Man reckte sich auf, schob sich vor, riß ein breites Loch in den Nebel und war wieder darin verschwunden. Keine Welt mehr, kein Paradeis, keinen Puls, keine Hilla, keine — — — nichts, gar nichts!

Er nahm die Büchse ab. Sie war glatt und glitschig wie gefrorener Schlamm. Er hätte gern mal in das triefende, wogende Grauen geschossen, aber es würde bloß einen dumpfen Knall geben. Ein jokoser Einfall.

Wo war er? Gleichgültig. Es tat gut, wunderbar gut, auch seinem erhitzten Sinn.

„Wie geht's der schönen, berühmten Dame Dorothee?“ hatte Lina beinahe tückisch vor drängender Herzensgüte über dem dampfenden Suppenlöffel gefragt. Er hatte fröhlich gelacht mit blanken Wolfsaugen und ihr zärtlich die dicke, weiche Pfote getätschelt; ja! das war so ihre herzhaft strömende Art! Er war immer fröhlicher geworden. Das fiel ihm jetzt ein; und das kam aus dem fiebernden, sausenden Nebel.

Stachliges Gestrüpp hielt ihn fest, daß er schimpfen mußte. Er riß sich los, setzte sich müde auf durchweichtes Moos und Laub. Seine Finger griffen in dicke, vermorschte Schwämme, sie rochen scharf und faul.

Es war eine Stunde vergangen — Stunden. Er wußte es nicht. Es kümmerte ihn nicht, es gab keine Zeit. Es war ganz finster und schwarz. Gleichgültig. Stunden. Alles vor Jahrhunderten geschehen. Bieses waren vor einem Jahrtausend auf ihrem Sofa eingeschlummert . . .

Der Weg war glatt und schien abschüssig. Er mußte sich wieder gegen einen Baum lehnen. So stand er, lehnte und lauschte.

Und dann platzte dumpf ein Schuß im Nebel. Das hatte er wohl hören wollen; — hatte den einsamen, bölkenden Bock erschrecken wollen. — —

Nach einer Stunde kam er auf den Weg zum untern Dorf heraus. Er war in einem weiten Bogen geschlichen. Hier war es heller. Der Nebel ein feiner, ziehender, herzerfreuender Schleier; die Häuserchen standen wie gute Märchenbuchhäuser dahinter. Er sah es heiter, er ging gerade, starr und langsam, mit geruhiger, träumender Seele. Wunderhübsch.

Etwas Schlankes kam ihm mit rasch federndem Schritt entgegen. Ach richtig, hierherum wohnten ja wohl die Cypriane.

„Lieber Herr Siebelind!“ sagte sie erfreut mit ihrer beherzten Stimme.

„Guten Abend, Fräulein Cyprian,“ antwortete er tief und kräftig.

Ihr Blick glitt leicht und stutzte. Seine linke Schläfe schien merkwürdig geschwärzt, trotz der nassen Luft; schmutzig von Erde und dunklem rinnenden Blut.

„Sie haben sich verletzt?! Ist das Blut da auf Ihrem Rock?!“

„Ach gar nichts!“ Er lachte. „Ein Ungeschick im Waldgestrüpp; ein toller Urzeitnebel, Fräulein Cyprian. Haben Sie das — je — erlebt? — Ein unwahrscheinliches Versehen für einen alten Schießer.“ So log ein Mann.

„Wir wollen den Arzt in Zörlin anrufen!“ rief sie rasch.

„Nicht nötig, Fräulein Hilla!“ Er lächelte. „Kleine Heilige; schlanke, tüchtige Hilla!“ Er stand gedemütigt vor Hilla. „Sie werden nun weggehen, Hilla? — Hörte davon.“

„Ja. Am Montag. Ich hätte es Ihnen gern selbst erzählt . . .!“ sprach sie mit fliegendem Atem. „Nun kommen Sie! Nehmen Sie meinen Arm bis zu unserm Haus —! Ich laufe dann zum Krug —!“

Es war erbärmlich — ein betrunkener Schuß — alles! Er lächelte töricht und sah einigen großen, tanzenden Punkten dicht vor seinen Augen in der Luft zu. Seine Augen brannten in ein Paar andre Augen hinein.

„Gute Nacht, kleine Schwester,“ sagte er heiter. „Ich will nun gehen. Wir sehen uns bestimmt noch!“ Er faßte sie fest, umgriff ihre Arme und hielt sie von sich.

Der feuchte Boden war wieder glatt, abscheulich glatt. Er konnte es nicht ändern. Er biß die Zähne zusammen. „Gehen Sie, Hilla,“ sagte er leise; „das ist nichts für Sie. Rufen Sie mir einen Kerl. Ich muß mich einen Augenblick setzen; bloß eine Sekunde. Verdammter — Unsinn,“ murmelte er und legte den Arm um einen schattenhaften Baum, der wunderlich schwankte. —

Weiße Winter und schwarze Magie

Es schneite seit Wochen. Der Wald ums Paradeis war ein großes Festgemach, in dem jeder Laut gedämpft klang, eine Sonntagsstube mit blitzblankem Estrich und feierlich geputzten Herrschaften, die sich kaum zu rühren wagten, damit nichts von ihrer weißen Pracht abstäube.

Siebelind saß am kleinen Fenster in einem geräumigen Stuhl, den Puls irgendwo aufgetrieben hatte, und sah der großartigen Versammlung zu. Mitunter kam eine Krähe zu Gast, lärmte und wirbelte weiße Wolken auf; sie wurde von den andern nicht beachtet, ein ungeschliffner, ärmlicher Verwandter, ein frecher Kerl. Ein großer Raubvogel erschien nach einer Weile mit weichem Flug, ein vornehmer Herr, ein unheimlicher Sonderling, ein Herr v. Habicht; er störte nicht, er hörte eine Stunde lang schweigend zu, sagte bloß einmal kjak, kjak! und empfahl sich lautlos wieder, als fiele ihm eine bessere Verabredung ein.

Ein paarmal war Hilla Cyprian im

Hause gewesen. Sehr möglich, daß Siebelind das bloß geträumt hatte; denn wenn er nach einer Weile schärfer in den Nebel sah, war der Stuhl leer. Eine Postkarte lag da, ein kurzer Brief; sie war ungeheuer tätig. Oder es schimmerte das dicke, rote Gesicht seiner Freundin Lina Biese in der Stube; und plötzlich war es das behäbige Antlitz Panje Bieses oder Ihlows spitze Humanistennase. Das stand der Wirklichkeit schon näher. Aber Siebelind hatte sich aus Besuchen nicht viel gemacht; auch Puls äußerte sich sorglos und erfrischend in diesem Sinn, und die andern waren einsichtige Leute und trollten sich.

Pulsens Hand war weich wie die einer Mutter; er war mal im verrückten Krieg Sanitäter gewesen, kochte Täubchen, machte Griesflammeri und buk Eierkuchen au confiture; das genügte. Der Doktor kam schon lange nicht mehr wegen dieser Bagatellsache; kehrte bloß mal im Vorbeifahren zu einem männlichen Schwätzchen ein und rieb sich die Hände.

Eines Morgens stapfte Siebelind im kurzen, alten Jagdpelz als Schneemann wieder durch die knisternde Stille. Seine Mütze, seine Schultern, seine Brauen waren dick und weiß, ein schreckhafter Rübezahl mit geröteten Backen und blanken Augen. Die Flinte ließ er in dieser Zeit am Riegel hängen; auch die lieben Tierchen sollten ihren Winterspaß haben! Die Hasen sahen wie scheckige Katzen aus, die Böcke trugen dicke, schiefe Kronen und hatten weiße Nasen, er hätte vor Lachen nicht schießen können.

Er ging durchs Dorf, dessen Häuser alle wagerechte Rauchfahnen hatten; saß einen Augenblick beim Ihlow in der warmen Stube — „nein, keinen Schnaps, verdirbt den guten Wintergeschmack, Herr Scholarch!“ — ging bei Hilla Cyprian vorüber, aber die war nicht mehr vorhanden; Tante Irenens blasses Gesicht huschte aufgeregt an den Gardinchen, und der Herr Rittmeister schippte mit wehendem Schnurrbart höchsteigenhändig Schnee vorm Haus.

So stapfte er gemächlich dahin, schnob in die reine Luft und genoß wieder einmal die Zwecklosigkeit des Daseins wie eine neue Rückkehr zum Ursprung des Lebens und zu sich selbst, worüber er mit etlicher Erfahrung lächelte.

Danach saß er erfrischt daheim in seinem Gehäuse, dachte nach und schrieb ein wenig — vom Winter, nicht viel, und nicht zielbewußt. Von Zandebur und seinem eignen Großpapa, der mit Himmel und Erde, mit Nachbarn, Pastören, Landräten und allerhöchster Regierung in ständiger Urfehde gelebt und aller Welt einen Schabernack gespielt hatte.

★

An einem Dezembernachmittag sodann, einige Zeit später, kurz vor der Weihnachtswoche, war unversehens ein geheimnisvoll dickes Paket von der Post ins Haus geliefert worden. Als er's mit scharfem Messerschnitt aufmachte, kam ein dicker, hochquellender Stapel feuchter, scharfriechender, bedruckter Blätter zum Vorschein; ein Haufen schmaler, langer Druckseiten. Ein fremdartiger und etwas beunruhigender Anblick. Nun ja, das hatte ja wohl einmal kommen müssen . . . ‚Der Narr im Busch'. Soso. Er legte es gleichmütig beiseite. Suchte sich eine besonders feine Zigarre heraus und spazierte genießend im Zimmer.

Wunderhübsch, die Fenster, ganz herrlich! Ich sollte noch ein Stück laufen und die Luft klirren hören . . .!

Es war draußen bitterkalt geworden; knackekalt; der Schnee knirschte und schrie, wenn man darauf trat; Eiszapfen wuchsen funkelnd vom Dach bis zu den Fenstern herunter, brachen ab und zersplitterten klingend wie Glas. Eine Weile Marsch war ein Stahlbad, ein Jungbrunnen, der wie das Fegefeuer ins Fleisch schnitt, der Atem wurde Kristall und knisterte in der Luft.

★

Eines Tages in dieser klaren Winterzeit bekannte Puls mit Würde und etlicher Vorsicht, daß er nun im Frühjahr mit Berta Glinze Hochzeit machen wolle. Er saß seinem Freunde Siebelind gegenüber. Der blickte von seinen Zeitungen auf; er las in diesen Tagen gern Zeitungen, streute sie im Zimmer umher, daß man darauf treten mußte.

„Nun denn, langes und herzhaftes Glück und reichen Kindersegen, mein Puls!“

„Es gibt Fügungen und verheißungsvolle Geschicke,“ sagte der und errötete vor überschäumender Weisheit. „Du sagtest es einmal trefflicher.“

„O schon. Mitunter wird man geprellt zu diesem Behufe. Wir enträtseln es nicht, mein Puls.“

„Danke dir, Siebelind. Danke dir herzlich.“

Darauf dachte Puls eine Weile verworren nach und fragte bekümmert —: „Du sprichst dich niemals über den Punkt aus, Siebelind. Gestatte, daß ich ihn wieder mal berühre. Auch Berta interessiert es sehr, natürlich, wenn wir im Frühjahr — ja!

Du wirst dann hier weiter residieren und Kartoffelsuppe kochen? Ich trau' es dir selbstverständlich zu, ohne weiteres, jede erhabene Entschließung. Aber es wird immerhin etwas einsam und auch beschwerlich für dich sein." Puls blickte schuldbewußt und bekümmert.

„Siehst du, Puls. Man kann die Welt auch von hier aus ‚fressen', um ein starkes Wort unsrer lebensgläubigen Freundin Hilla Cyprian zu zitieren. Ich meine, man kann sich Leben und Leute auch von hier aus einverleiben."

„Es ist dein unerschütterlicher Ernst?"

Siebelind schwieg streng.

„Kann sein," meinte nun Puls hintergründig. „Kann schon sein. Kennst du das Bild von der Versuchung des heiligen Antonius — allgemein verstanden, wenn du gestattest, ganz allgemein! Plötzlich ist die Stube voll von — von — Welt, von Weltluft, und der besagte Antonius hat es nicht leicht."

Der andere lächelte. „Das dürfte dem heiligen Guido leichter fallen. Bitte schön, wird er sagen, vielen Dank für die Bemühung, nehmen Sie einen Augenblick Platz, ich binde bloß einen frischen Kragen um, ich komme ein Stündchen mit, meine Herrschaften."

„Zum Donnerwetter, warum eigentlich, Siebelind?!"

„Wer deutet die geheimnisvollen Vorzeichen des Lebens, mein guter Puls."

„Meinetwegen also — du bist gesalbt; ein erwähltes Ölgefäß. Ein unumschränkter Herr. — Wir werden nach dir sehen, Siebelind, uns um dich kümmern."

„Ich werde mir," fuhr Siebelind stirnrunzelnd fort, „für jeden Fall und gegebenenfalls einen geschmeidigen Hausgehilfen dingen. Obwohl ich keine natürliche Tätigkeit gering achte und sie keineswegs verschwöre. Nein, keine ältliche Frau, ich könnte ihr in meinem Palast nicht genügend ausweichen. Einen erfahrenen Gärtner, der zugleich herrschaftlich zu kochen versteht, wenn ich es befehle; einen Diener mit gestreifter Jacke und silbernen Knöpfen, der mir die Stiefel putzt, schweigend den Abort scheuert, wenn ich keine Zeit und Lust dazu habe, und höflich Jawohl sagt, wenn ich mit der Nasenspitze wackle, einen herrschaftlichen Diener."

„Befehl," sagte Puls.

★

Am nächsten Morgen war die Sonne noch greller, der kreischende Schnee noch weißer, das Glitzern noch heftiger, und dazwischen stand der blaue Frost, still und steif, und ließ sich selber ein bißchen von der Sonne den Buckel wärmen.

Siebelind zog den Schub auf und nahm die Korrektur heraus.

Er las, die Feder in der Hand. Es wurde zehn, es wurde elf, zwölf, zwei, drei. Die bunte Uhr tackte laut mit langem Pendel und schnurrte rostig, wenn sie zu schlagen wünschte; aber das gelang ihr schon lange nicht mehr. Die Sonne vorm Fenster und in der Stube wurde gelber und rötlicher.

Siebelind las, auch die dicken weißen Rauchwolken, die über seinem Haupte schwammen, waren vergoldet.

Um ihn war Frühjahrsglast und mächtiger Sommer. Ihm war warm und heiß. Die Stube roch betäubend nach Weiden, nach Thymian, nach überglutetem Wald und trocknem Wacholder.

Ja, er liebte das alles wieder sehr! Alles kam neu zu ihm und schlug mit glutroter Flut über ihm zusammen.

Dann stand er steil auf. Seine Stirn brannte noch höher und die frische Narbe daran flammte bis in sein männliches Gewissen und noch wundes Selbstgefühl hinab, daß er mit der Faust aufschlug und tief Atem schöpfen mußte.

Morgen — irgend einmal gedachte er, zu Ende zu lesen. —

In der Nacht. Vielleicht schon in der Nacht.

Der Flötenbläser und der Tintenfinger

Bitte, kann ich Fräulein Cyprian sprechen?"

„Ist am Apparat."

„Hier Brederek."

„— Wer?"

„Bre — der — eck."

„Ach, Herr Brederek. Wie nett. Guten Tag, lieber Herr Brederek. Ich glaubte gleich, Ihre Stimme zu erkennen. Wie geht es Ihnen? Sind Sie in Berlin? Natürlich, Sie haben ja starke Geschäfte hier."

„Masse, Masse, Fräulein Cyprian. Habe einige Waggons Dachpappe geliefert."

„Ich freue mich. Ich habe fast darauf gewartet, liebster Herr Brederek. Wie geht es Ihnen sonst?"

„Gut und reichlich, Fräulein Cyprian. Sie träufeln mir Prima Teer aufs Haupt. Und wie steht es mit Ihnen?"

„Vorzüglich. Ich bin ein brennender Busch, wie mein lieber alter Freund Siebelind zu sagen pflegt."

„Ein spaßiger Herr. Nicht immer ernst zu nehmen, auch nicht in seinen Aussprüchen; in der Dachpappenbranche ganz unmöglich. Sososo. Das freut mich de tout mon cœur, meine Gnädigste, seggt Bredereck . . .“

„I never was so pleased, Mr. Brede-reck — of course.“

„Sagen Sie, Hillachen, haben Sie Zeit?“

„— Bitte?“

„Ich würde Sie gern ein wenig näher sehen. Wir könnten eine Tasse Kaffee trinken oder eine warme Wurst zusammen essen, Hillachen. Wann, wie und wo?“

„Ja, — lieber Herr Siebelind, es wird nicht gleich gehen. Ich habe gerade heute bis nach neun Uhr Dienst. Wichtige Konferenz. Auch für mich wichtig — stop.“

„Fatal, Miß. Also zu höheren Zwecken englisch aufgezogen?“

„Nicht ohne weiteres zu verraten — stop.“

„Ja, was machen wir da? Ich bin ebenfalls in Geschäften hier, habe noch allerlei zu tun, Masse, Masse — gut, also ich erwarte Sie von neun Uhr ab — wo?“

„Wo es still ist zu gutem Reden.“

„Gute Hilla. Ich freu' mich ein bißchen.“

„Charming. Good bye, auf Wiedersehen, lieber Herr Siebelind.“

Es war noch nicht fünf. So konnte er sich denn seinen Geschäften widmen.

Er trank irgendwo in einer pfirsichfarbnen Bonbonschachtel bei Quäkmusik zwei Tassen Kaffee.

Es war im Februar. Siebelind wollte etliche deutsche und fremdsprachliche Bücher, dazu ein paar Lexika erstehen, eine ganze Masse, und allerlei neueste geographische Karten, die er dringend zu irgendwelchen noch nicht näher zu bezeichnenden Studienzwecken benötigte. Und dabei hätte er auch Hilla Cyprian gern mal wieder gesehen und gesprochen. Möglich. Auf ihren spärlichen Karten stand nur wenig Text, nicht mehr als auf den seinen; sie war ein verschwiegenes Mädchen, das nicht viel kakelte, und jedes war mit sich selbst beschäftigt. Zu Weihnachten war sie nicht ‚daheim‘, sondern flottweg ein paar Tage — man höre! — im Riesengebirge gewesen, mit Ski und einer Freundin. Er wußte auch, daß sie wieder bei Geheimrat Enderling war, dem Abgeordneten, bei dem sie schon vor ihrem Unterschlupf in Basekow eine kurze Weile aushilfsweise gewirkt hatte, bis jener eifrige Herr nach Amerika gegangen war, um den Leuten dort in die Taschen und Herzen zu gucken; er stand einigen Wirtschaftsgruppen nahe, und Fräulein Enderling, die Tochter, war Hillas Studiengenossin gewesen . . . Jedenfalls saß er, Siebelind, augenblicklich in Berlin.

„Ober, zahlen!“ Er hatte noch etliches vor — Masse, Masse!

Als er lustgierig die Bonbonschachtel verließ, traf er in der Hardenbergstraße am Bahnhof Zoo auf einen Herrn mit Spazierstock und schwarzer Ledermappe. Es war Billo Lüdemann, Esquire, der augenscheinlich von der Hochschule her des Weges wandelte und errötend den Hut hob. Seine Sommersprossen wirkten in der Stadtluft blasser, aber seine rötlichen Wimpern und seine kleinen Verbeugungen waren noch ungewöhnlich artig. „Ich bin sehr erfreut, Herr Doktor. In Berlin?“

„Einige Besorgungen zu machen. Sie waren emsig?“

„Komme aus dem Kolleg. Ein harter Tag. Ich halte Sie nicht auf, Herr Doktor . . .?“

„Durchaus nicht, lieber Herr Lüdemann. Saß eben schweigend in einem lustlosen Hörselberg.“ Lüdemann lächelte höflich.

So spazierten die Herren; Siebelind fragte nach den Tiniusoptimaten. Billo gab knapp und erschöpfend Bescheid. Er sprach auch gern von Herrn Curt Röseborn — ach ja, richtig! Onkel Curt Röseborn, dem seit Wintersanfang neuen Herrn und Gebieter der Dame Tina.

„Ja —“ fuhr nun Lüdemann nach Erschöpfung dieses Themas und nach einer Pause fort und bewegte sanft die Lider, als denke er jetzt an etwas besonders Erfreuliches und Heitres: „Wir waren auch ein und das andere Mal bei Frau Witt. Sie wohnt, wie Sie wohl wissen, noch immer drüben im Phönix, sie hat jetzt Aussicht auf eine Wohnung in der Nähe des Bayerischen Platzes. Sie sieht häufig Gäste bei sich. Ein paarmal hatte auch ich die Ehre.“

Der ‚Phönix‘ in der Nähe des Zoo lag mit einemmal unwahrscheinlich nahe. Siebelind hatte bei Gott nicht gewußt, daß Frau Witt noch dort wohnte; hatte längst vergessen, wenn überhaupt je gewußt, daß Frau Witt einmal dort abgestiegen war. „Es war nett?“

„O sehr. Eine überzeugend unbesorgte Wirtin, die stets ihr eigener scharmantester Gast ist. — Frau Witt,“ fuhr Billo lächelnd fort, „wird natürlich viel herumgereicht nach ihrem großen Erfolg. Es scheint ihr bedeutend zu behagen, ist wie neu montiert; spielt nun auch im Leben eine beträchtliche Rolle — auch wieder bei Tante Cilly. Frau Witt ist erfreulich anhänglich, und Tante Cilly Röseborn ist durch ihren welt-

läufigen Gatten ungewöhnlich aufgeschlossen, macht sowas wie ein Haus — bestimmter und breiter als früher."

„Glaub' ich gern. Herr Curt Röseborn ist ein Mann, der Lärm und Fülle um sich braucht."

„Unzweifelhaft. Es existiert sogar so etwas wie ein musikalischer Zirkel."

„Was Sie sagen!"

„Es ergab sich so. Frau Witt hat einige ihrer Freunde bei Röseborns eingeführt, die Onkel Röseborn von früheren Aufsichtsratssitzungen her nicht unbekannt waren. Man trifft sich zu diesem Behuf reihum — zwei Herren Gill," setzte Billo zerstreut oder nachdenklich hinzu und brach ab, als mute er Herrn Doktor Siebelind zuviel des Interesses zu.

„Gill —? Handelt mit Kohlen, wie?"

Billo lachte herzlich. „Ausgiebig und gewinnbringend. Es gibt übrigens zwei Gills; Vettern. Beide sehr stattliche Herren in reichlicher Assiette, — der eine die Energie des Kohlengeschäfts, ein Mann mit Fäusten; der andre hinkt ein bißchen und — übrigens — ist ein beträchtlicher und geschätzter Archäolog im Nebenamt, Dr. phil., spielt auch leidenschaftlich verschiedene, besonders antiquarische Instrumente, so er nicht Kohlen verschleißt."

„Ich kenne bloß den Gill mit den wählerischen Kinnbacken — flüchtig, sah ihn drei Minuten."

„Sehr gut," Billo lachte wieder herzlich. „Ich kam durch den Musikzirkel darauf. Er rundet sich gern in Doktor Gills Haus am Lietzensee, des andern Gill, das mit phantastischen alten Instrumenten angefüllt sein soll. — Sie werden es mir nicht glauben, Herr Doktor, aber es ist so: auch Onkel Röseborn bläst Flöte. Ich werde nicht zugezogen, ich bin vollkommen unmusikalisch, auch mit den Ohren. Aber Onkel Odo sagte mir, es sähe aus, als wenn Faun vor Nixen blase! Auch Frau Witt erscheint gern zu diesen intimen Spätnachmittagen, die häufig gutbürgerlich auf den Sonntag gelegt sind; sie sitzt dann still, wie ich hörte, spricht ein wenig, steht auf und geht ihre Rolle spielen."

Das unheimliche Phönixhotel in der Nähe war plötzlich wieder ferner. Lustig, wie Lüdemann das erzählte! „Sie — haben Sie auch ihre Rolle spielen sehen?"

Billo bewegte die Lider. „Gleich am Anfang. Aber ich glaube, man sollte sie noch öfter sehen. Das Stück ist sie."

„Warum gingen Sie nicht öfter hin?"

Billo errötete. „Mein Taschengeld ist begrenzt. Ich sitze nicht gern auf einem schlechten Platz." Seine Knabenlippen wurden schmäler. „Sie haben Frau Witt noch nicht spielen sehen?" fragte Lüdemann.

Der andre sah nach seiner Uhr am Arm. „Nein," antwortete er schlicht. „Ich gedachte, es heute nachzuholen — aber leider ist Fräulein Cyprian grade heute erst am späteren Abend verfügbar. Auf Wiedersehen, Herr Lüdemann. Es war riesig nett. Ich hoffe, daß Sie den Weg zum Paradeis inzwischen nicht vergessen haben. Meine Empfehlung an die Damen. Gut Ski und Beinbruch."

Damit empfahl er sich selbst.

★

Er saß Punkt acht im Hintergrund einer Loge. Es war ein friedsamer Lebenszustand. Ein junges blondes Mädchen trat auf in einem schwarzen Kleid, mit einer blütenweißen Schürze und einem weißen Häubchen. Eine Pflegerin, wie sich bald herausstellte, die Oberschwester eines Refugiums für blessierte Lebenskämpfer. Sie wußte zu lachen, zu scherzen, mit rascher und rauher Energie zu zügeln und zu tadeln. Alle liebten sie. Eine Respektsperson, eine aus schlichter Volksschicht tapfer Emporgestiegene, was sich mitunter in einer Derbheit, in einer unbesorgten Kameradschaftlichkeit verriet; kurz, eine Lichtgestalt, von der Ordnung, reine Luft, Lebensfröhlichkeit ausströmte und sich mitteilte. Ihre Hände waren weiß und höchst beweglich — flatterten schmetterlingshaft, äußerst beredt und unbezwinglich, wenn der schlanke, elastisch gebogene Zeigefinger vorschnellte, aber auch verräterisch für eine verschwiegene Weichheit und Glückssehnsucht, die sich plötzlich einmal auch in ihren still sich vorschiebenden oder passiv sich senkenden Schultern ausdrückte — denn diese Lichtgestalt hatte eine merkwürdige, beinah kriminelle Vergangenheit.

Auch die Zuschauer wurden anmutiger oder besser vor ihr, ihre Lippen lächelten; sie saßen und spürten ein Glück, liebten sie, glaubten ihr jedes Fingerheben und wünschten ihr von Herzen alles Gute.

Siebelind saß in seiner dunklen Ecke und atmete friedlich. Als das junge Mädchen mit einer eigentümlich gleitenden Bewegung durch die kleine Tür hereingekommen war, die ihn jäh an Unbestimmtes erinnerte, sagte er sich ruhig: das ist Dorothee. Nichts weiter. Eine Feststellung. Ein Faustschlag. Die Sehnen auf seiner Wange strafften und bewegten sich. Als sie zu sprechen anhub, worauf er gespannt wartete, um noch überzeugendere Identitätsgründe zu gewinnen, wurden seine Beine



Herkules. Bildwerk von A. Bourdelle

für einen Augenblick von den Schenkeln abwärts weicher, als gehörten sie nicht mehr zu ihm, als entfernten sie sich von ihm.

Das ist Dorothee. Gut. Er lehnte sich zurück und kreuzte fest die Arme. Sein Herz schlug ruhig unter den gekreuzten Armen. Ein Gespenst da vorn — kein Wipfelzischen darüber, kein Wasserglanz, kein Wacholder- und Kiefernduft — keine Basekowluft — keine Paradeisluft. Die weichen Lippen, die vom Sprechen lebhaft zuckten und plötzlich wie eine Blüte aufbrachen, waren mit einem Farbstift gerötet, die Augendeckel, die Wangen, das Kinn waren von ihren eigenen geschickten Händen bemalt, das mußte sein, dicht dahinter war sie selbst, ihre warme, reine Haut mit ihrem eigensten Duft.

Es war ein spannendes Schauspiel, ein Verführungsstück, eine hintergründige Komödie mit scharfen, sozialen Lichtern und gesellschaftssatirischen Akzenten — reichlich grob gezimmert, aber nicht schlecht, recht witzig, und im Sentimentalen, beinahe Tragischen ganz nobel. Nun, das Stück hieß bloß Dorothee.

Selbst Siebelind war ein paarmal erschüttert und mußte seine Kehle raspeln. Er haßte den unverschämten Burschen, ihren Partner, der Dorothee liebte. Dorothee — Gott im Himmel, wie er das kannte — anders, und doch dem da vorn ganz nahe, diese leichten und leidenschaftlichen Bewegungen, diese leise zwitschernde, dann melodeiende, plötzlich ausbrechend rauhe und aus dem Innersten leuchtende Stimme, die immer zu fragen schien — dies schuf jenen Glanz des Lächelns über allem, jene undeutbare, schwebende Heiterkeit, die nicht ganz von dieser Erde war. Sie spielte sich selbst, war in jedem Augenblick sie selbst — ein Falterwesen, ein dryadisches Geschöpf, ein Herzsinnenglück, eine Libelle im Lebenssonnenglanz . . . ein Irrsinnsspuk. Er sah sie bis auf den Grund — wie er sie vor einiger Zeit auf seinen toten, ekeln Korrekturfahnen bis auf das letzte Nervenknötchen erkannt und geründet hatte.

Die nackten Damen vor ihm jubelten und sprangen aus den Achselbändern; Männer und Greise hatten feuchte Wahnsinnsaugen und tobten. Sie verneigte sich tief, lächelte still im Lebenssonnenglanz. Er hätte die Stirn vor ihre Füße legen mögen — ich danke dir, nichts weiter, voll rasender Erinnerung.

Was weiter? Nun, es würde seine Lösung finden. Schwester Anna würde mit einem tapfern und einem blauen Auge und etwas Wasser in der Kehle davonkommen, und die Engel würden Halleluja pfeifen — Er sah nach der Uhr. Es ging auf neun.

Hilla wartete vielleicht schon und schluckte vor Hunger. Sie konnte inzwischen an einem Kümmelbrötchen knabbern. Auch er war durstig und hungrig. Dies war ein angenehm irdischer Gedanke. Kleine Hilla, frisch duftend wie ein Eiszapfen in der Sonne. Ausgezeichnet. Sie würden einander nach langer Zeit etwas erzählen wie verläßliche Kameraden, höchst verständig. Hilla würde gar gewaltig und selbstherrlich prahlen, vermutlich auf englisch.

Er freute sich ein bißchen. Aber er saß noch bequem in seiner Ecke.

In der Nebenloge stand ein kleiner Greis und kämmte sich vor Ergriffenheit mit einem gelben Zweifamilienkamm den Schopf; ein berühmter Professor, bei dem Siebelind mal Geschichte gehört hatte. An der Brüstung daneben stand ein stattlicher, eleganter Herr, der, als er sich umdrehte, einen Hüftfehler zeigte, ein bedauerliches, kleines Hinken. Ein ernster, sympathischer Mann übrigens, der gescheit aussah . . . Es konnte Herr Gill sein, der Kohlenhändler und ‚Flötenbläser' — er schien Siebelind in diesem und jenem Zug sogar an den Bruder mit den gewalttätigeren Kinnbacken zu erinnern.

Der Herr sah ihn aufmerksam an.

„Nun, Herr Gill," sprach Siebelind in seinem Herzen, „wie weit sind Sie mit Ihrer gewissenhaften Sammlung zauberischer Eindrücke, geschätzter Flötenbläser? Sie sind sicherlich nicht zum ersten Male hier, so sieht es nicht aus, eher, als ob Sie hier daheim seien. Sie besitzen nicht mal ein Programm, wie? Sicherlich nicht, um fünfzig Pfennige zu sparen."

Herr Gill blätterte in einer kleinen Zeitschrift, die ein wissenschaftliches Format hatte.

„Wartet Ihr Auto unten, Herr Gill? Natürlich haben Sie einen großen, prachtvollen Wagen zur Verfügung. Blumen duften in Kristallhülsen, eine Pelzdecke wartet darauf, sorglich über Knie gebreitet zu werden. Gedenken Sie bis zum Ende auszuhalten, oder werden Sie heute bloß die mittleren Akte mitnehmen — gewisser Nuancen wegen, Herr Gill? Ich habe Sie bislang nicht bemerkt — ein Zufall. Sie waren mir gleichgültig, Herr Gill."

Der Herr antwortete nicht; er lehnte bequem und las.

Auch Herr Siebelind saß bequem und warm.

„Vielleicht haben Sie sogar einen lächelnden Gruß von da vorn empfangen, ein kaum merklich abirrendes Lächeln — einen

Blick! Ich habe es nicht bemerkt; keiner hat es bemerkt — bloß Sie, schon möglich... Was ich sagen wollte, bester Gill... verzeihen Sie mein Interesse ... Sie haben, wie ich sehe, angenehm behutsame und gepflegte Hände, Flötenbläserhände, in der Form energisch, wohl vom Kohlenhandel ... glauben Sie, Herr Gill, damit dieses Libellenwesen, dieses zarte und starke Blütenwesen, diese schwingenden Falterflügel halten ... vielleicht festhalten zu können? Mit diesen feinen, festen Händen und etlichen glanzvollen Mitteln Ihrer Lebenshöhe hegen — ja, einhegen zu können? Sie wird es vielleicht doch noch mal, in absehbarer Zeit, meine ich, mit der Liebe versuchen — versuchen müssen, nicht gerade aus Gründen der Abreagierung in diesem Fall, natürlich nicht ... wird es müssen aus dem Gesetz, nach dem sie angetreten, sozusagen und in jedem Fall! Seien Sie überzeugt und auf der Hut, Gill; aber, daß ich es gestehe, Ihre Hände flößen mir Vertrauen und einigen Glauben ein und Ihr Lackwagen unten mit den Blumenvasen und der Pelzdecke erst recht und ebenfalls. Ein Problema —? Ein Problem Dorothees ... ihrer blühendsten Reife und Zukunft, wissen Sie!"

Herr Gill faltete seine Zeitschrift zusammen, musterte den versunkenen Herrn wieder aufmerksam, räusperte sich und ging hinaus.

Siebelind sah böse und trotzig auf und war sich selbst ein ungeheuer lächerlicher Anblick.

Es war nun zwanzig nach neun. Hilla würde laut mit den Fingern trommeln oder ein zweites Kümmelbrötchen essen. Skandal.

Es klingelte schrill. Die nackten Damen kamen wieder herein. Der Greis mit dem Zweifamilienkamm glättete sich für den dritten Akt. Da erhob sich Siebelind. Streckte sich. Und ging, ohne den Blick zu wenden, hinaus. Da hinter ihm — hinter ihm — war der Vorhang.

★

Hilla saß schon da und verzehrte mit gutem Appetit Huhn im Topf. „Ich muß um Entschuldigung bitten," sprach Siebelind ernst.

„Sie sehen, ich habe vorgegriffen. Ich hatte Hunger. Es hat auch bei mir lange gedauert. Nehmen Sie Platz, Herr Doktor."

Sie sah frisch und belebt aus, wohl von dem Huhn im Topf. Sie trug einen hübschen, modernen Hut, ein buntes Kleidchen, alles neu, wie es sich für die neue Hilla gehörte. Er sah nachdenklich auf ihre Hände, die ruhig und geschickt mit Messer und Gabel arbeiteten. Sehr erfreulich, eine verläßliche, befreundete Sache.

„Nicht müde, Hilla Cyprian?"

„Müde? Nein! Hier sitz' ich nun wie nach einer anregenden, emsigen Zerstreuung! Ich habe es gut. Sehr gut."

„Sind Sie noch gewachsen?" Er musterte ihre Gestalt.

„Ich kann es nicht glauben. Ich war immer ziemlich ausgewachsen. Vielleicht Transparenz meiner inneren Größe. Da ist unser Kellner. Sie hatten zu tun?"

Er legte die Karte weg und strich sich beschäftigt über den geschorenen Schädel. „Ein wenig. — Ich war auch auf einen Sprung im Theater."

Sie blickte auf, ein Stück Hühnerfleisch auf der Gabel am Munde.

„Ich mußte einige wichtige Bücher und andres besorgen, es war nicht aufzuschieben. Aber Sie haben nichts zu trinken, das müssen wir sogleich ändern. Übrigens traf ich Billo Lüdemann am Zoo. Er läßt sich treulichst empfehlen, er sprach bedeutend und erfahren und hält es mit Ski und Wissenschaft."

„Danke. Aber warum sagten Sie es mir nicht am Telephon? Ich meine das mit dem Theater ... Wir hätten uns ein andermal —"

„Ich gehe nicht gern von meinen Vorsätzen und Appetiten ab. Mein Programm lautete: Bücher, Fräulein Cyprian, Theater. Drei Fliegen mit einer Klappe. Und so geschah es, mit etwas veränderter Reihenfolge ... Eine Flasche Hattenheimer, Herr Ober."

„Wie gefiel es Ihnen?"

„Sehr gut. Die Dame Witt war außerordentlich; auch das Stück nicht übel. Ganz ausgezeichnet war die Witt. Ich hatte es erwartet. Eine schlichte Spielerin. Eine lebendige Selbstverständlichkeit. Wie war Ihr Eindruck?"

„Man saß da und war glücklich."

„Gute Hilla. Eine treffliche Fassung." Er breitete die steife Serviette aus. Hilla saß mit gesenkten Wimpern, die plötzlich noch heller glänzten, neben ihm, übrigens abseits von seiner geröteten Narbe an der Stirn und spießte ein neues weißes Stück Hühnerbrust auf.

„Nun und Sie — was ist mit Ihnen los? Das möchte ich jetzt wissen. Ich sitze nicht bloß meinetwegen hier und um etwas Gutes zu essen."

„Mit mir — —?" Sie sann nach und bewegte wie Billo Lüdemann die Lider.

„Wissen Sie, daß ich eine Achtelsekunde lang einen heftigen Schrecken bekam, als Sie mich heut nachmittag anriefen?"

„Kann ich mir denken."

„Brederek. O du mein Gott. Wissen Sie, daß ich ihm in Lebensgröße vor einigen Wochen mitten auf dem Nollendorfplatz begegnet bin? Sieh da. Er breitete fast die Arme aus, verbeugte sich halbkorpulent, und der goldne Zwicker an dem roten Nasenfleisch zitterte vor Ergriffenheit."

„Ich seh' es, Hilla. Haarscharf. Erzählen Sie weiter."

„Er begleitete mich ein Stück, obwohl ich in Eile war. Ich wollte ins Kadewe, wo Edith Enderling wartete. Er lud mich mit überströmender Munifizenz zu allerlei Gutem und Erbaulichem ein — sprach sogar von ‚unsrer berühmten Frau Witt' und einer Loge —"

„Tausend! Weiter."

„Blühend und elegant, sichtlich bewegt. Und schließlich — ich blieb stehen: ‚Ich muß hier hinein! Ich habe mich gefreut, lieber Herr Brederek, viele schöne Grüße daheim; ich werde da drin erwartet —' schließlich, er tat mir wirklich ein bißchen leid, fragte er beinah bekümmert, aber doch brederecksch hell und selbstgefällig durch die Nase: ‚Also ich muß alle Hoffnung nun wirklich und per saldo begraben, mein gnädiges Fräulein?' — ‚Ja — ich hoffe, daß das längst geschehen ist, Herr Brederek!'"

„Gut."

„Sagte ich, ziemlich trocknen Auges. Per saldo. Ich hatte es niemals an Deutlichkeit vor seinen zarten und etliche Male forschen Anspielungen fehlen lassen."

„Auf sein Wohl, Fräulein Cyprian. Möge er im Teer ersticken. Er interessiert uns nicht mehr. Also — Fräulein Cyprian? Was treiben Sie genau?"

Sie legte zierlich Messer und Gabel nebeneinander auf den Teller, tupfte sich den Mund und nahm einen Schluck. Dann lehnte sie sich bequem zurück, klappte die Handtasche auf, nahm ein Tüchlein und ein Spiegelchen heraus. „So allerhand. Herr Ober, ich möchte noch Mokkaschnitte mit gekühlter Sahne," bestellte sie, und ihre kluge Nase wurde etwas spitzer vor Ergriffenheit. „Es ist noch keineswegs spruchreif, und es ist auch nicht mit wenig Worten zu sagen."

„Wir haben Zeit, kleine Schwester."

„Herr Enderling, wie Sie sicher gelesen haben werden, wird oder soll nach menschlicher Voraussicht demnächst die Leitung eines Zeitungskonzerns übernehmen."

„Keine Ahnung, muß mir entgangen sein. Aber nett von ihm."

„O bedeutend. Denn er meint es gut mit mir und hat, wenn ich mich nicht gründlich täusche, noch mehr mit mir vor. Er hat mich schätzen gelernt."

„Das will ich glauben. Ein älterer Herr, wie?"

„Rund sechzig. Ein fabelhafter Arbeiter, unerbittlich im Dienst, rasch und genau; bloß ungnädig, wenn man fragt — durchaus verboten."

Siebelind wurde zornig und lächelte: Hilla in dienstlicher Haltung, wurde angepfiffen, mit einem Stirnrunzeln verscheucht — hol' ihn der Teufel!

„Vor einiger Zeit," fuhr Fräulein Cyprian sehr gehalten fort, „nahm er mich in seinem Wagen zu einer Konferenz mit. ‚Wie alt sind Sie?' — ‚Rund neunzehneinhalb.' — ‚Richtig, wie meine Edith. Sie können Englisch?' — ‚Sehr gut, unser Sprachtrainer war Engländer — ich trieb es auch auf der Universität als Nebenfach —' Er redete schon englisch, und ich antwortete wie aus der Knallbüchse. ‚Sie können mir bis morgen früh diesen Artikel aus der New York Times übersetzen, aber genau und flüssig, zehn Durchschläge.' Er bekam sie."

„Weiter."

„Vorläufig nichts. Manchmal eine neue Übersetzung. Auch mal eine englische Mitteilung für ‚uns' nahestehende Pressekorrespondenten."

Da kam die gekühlte Mokkaschnitte — ein heitrer Anblick — —

„Wissen Sie, Herr Doktor, was möglich ist?" fragte Hilla nach einer Pause und tippte mit der rosig flackernden Zunge in den schaumigen Löffel.

„Nein. Sagen Sie es mir genau, Hilla."

„Es ist möglich — wenn auch beileibe noch nicht sicher —" sie schluckte und blickte ihn gerade an, „daß ich in nicht zu ferner Zeit einem von Herrn Doktor Enderling und seinen Auftraggebern geplanten Neuyorker Büro zugeteilt werde — —"

„Unmöglich, Hilla!" Siebelinds Augen waren rund gewölbt.

„Bei Gott möglich," beteuerte sie über einem neu gehäuften Löffel. „Vielleicht sogar schon im mittleren Frühjahr, Herr Doktor. Was sagen Sie dazu? Mir schwillt und springt die Brust. Weit weg — in die Welt! Ich war tausend Jahre eingemottet. Eine Aussicht, nie gedacht und geglaubt. So kommt das Glück mit eins um die Ecke — wahrscheinlich tut es das immer, was meinen Sie? Aber — —"

„Gott sei Dank: aber —?"

Sie warf ihm einen Blick zu, der sein Herz reuig und liebreich stimmte. Hilla, du Weib — er hätte sich doch mit ihr verloben sollen . . . schweig, Bube! —

„Nicht gerade ein Aber. Herr Enderling empfahl mir bloß, mich inzwischen nach Möglichkeit und nebenher etwas journalistisch einzustellen," sprach sie leise. „In meinem eigensten Interesse. Es sei keineswegs Bedingung. Aber es würden und könnten sich doch Gelegenheiten geben —" Sie nippte von ihrem Wein, er schmeckte jetzt abscheulich sauer.

„Hilla!!!"

„Ja. Ich schmachtete und moderte in Basekow. Plus ultra — ich weiche nicht der Sonne."

„Und —?!"

„Gefechtsbereit. Nicht eben Winke für Mottenvertilgung und Stubenbohnern. Ich war gestern in dem Vortrag eines Astrologen, vor einigen Tagen in einer Tanzschule, gehe demnächst zum Frauenbund der Ehereformer, besuchte die Versammlung des Mutterschutzes und der Mormonenapostel, um nur einiges zu nennen," schloß sie mit einem bezaubernden Lächeln. „Ich übe mich — und bekomme schon einiges Geld dafür."

„Das ist unerhört und abscheulich!"

„Bitte —?! Es ist herrlich. Ich spürte die ersten paarmal eine Todesangst und saß blaß und winzig zwischen dicken, zufriednen, faul atmenden Menschen mit meinem verstohlenen Notizbuch. Sie erzählten mir einmal, daß Sie vorzeiten als Börsen- oder Handelsjournalist in Generalversammlungen vor Verstörtheit geächzt hätten; auch das hat mir geholfen. Ich sah Sie in verzweifelter Krümmung ganz unheimlich deutlich vor mir. Das schien mir noch heroischer und unmöglicher — unvergleichbar."

„Ja, ja, ja, ja! Hilla, es trübt und zerstört mir Ihr Bild!"

„Ich kann es nicht ändern. Ich denke auch nicht daran. Ich spüre meine Kükenflügel wachsen — ungemessene Kräfte sich in mir regen." Sie klirrte sacht mit dem Löffelchen gegen den Teller. „Ich soll, so meinte Enderling, mich übrigens auch bei passender Gelegenheit im Ausfragen üben; bei den Yankees tue das jedes zehnte Girl. Mir fehlen augenblicklich noch ein paar Millimeter Frechheit dazu. Sie werden mir wachsen. Wollen Sie mir bitte etwas zu rauchen geben?"

Er tat es traurig und erschüttert. „Hilla, das ist furchtbar. Das hätten Sie der Welt und mir und sich selbst nicht antun sollen: Hilla stippt den Finger in die Tinte. Hilla hat einen Tintenfinger!"

Sie hob die Hand. Sie war weiß, glatt, voll klopfender Adern und hatte herausfordernd blitzeblanke, für den Lebenskampf emaillierte Nägel.

„Vielleicht haben Sie mich angesteckt."

Siebelind erwiderte stürmisch: „Das wäre — das wäre — Ach, ihr Weiber mit euerm verruchten Tun. — Eine wie die andre! — Ihr sollt liebhaben, Kinder kriegen. Dazu seid ihr da, köstlich, hold und heiß — ein Paradeis!" Er fühlte die Narbe brennen und stechen, daß er grimmig abbrach.

Sie bekam bloß starre Augen.

„Sie haben recht, Hilla. Man ist ein zarthäutiger Flötenbläser geworden."

„Flötenbläser?"

„Ein summarisches Wort unseres weisen Freundes Lüdemann. Mannigfach zu deuten."

Da lächelte auch Hilla wieder.

„Kleine Schwester," sagte er zärtlich.

Sie hob das weiße, feste Kinn. Sie war es plötzlich nicht mehr — auch das nicht. Ein kühl bewußtes und bewehrtes heutiges Mädelweib, das in seine blanke Kraft verliebt war unter der klaren, warmen Haut. So saß sie da, so sah sie aus.

Das neue Heimweh und die Schale mit dem Schlängelchen

Die Stare waren zurück.

Siebelind kam manchmal eilig heraus und hörte ihnen zu — ein klingendes Herzklopfen ringsum, daß die Kehlen zitterten und die dunkle Erde wie ein Schoß sich hob und weich zerbarst. Er war wieder ein brennendes Reisigbündel. Er kritzekratzte jetzt geordnet und beharrlich an seinem Großpapa, dem Zandeburer; ein verschimmelter Herr? I Gott bewahre; ihm guckte bei jeder Zeilenwendung sein Enkel über die Schulter, der, ein gottverlassener Narr, Lebensanbeter und Eulenspiegel auf eigne Faust, im Paradeise saß, drei, vier Kilometer ab von Zandebur, und den Odem und Duft dieses geliebten Bodens zur prallen Gestalt werden ließ.

Puls kam meist bloß zum Schlafengehen herauf. Er baute sich da unten mit zwei Leuten eine Werkstatt, ein Studio, einen soliden, kleinen Ziegel- und Fachwerkbau, bildschön. Siebelind ging manchmal hinunter und besah sich die Sache kritisch.

Mitunter aber, so alle Wochen einmal,

spritzte er die Feder aus, zog sich einen besseren Rock an und fuhr ein bißchen davon.

Es konnte sein, daß auch Hilla Cyprian ihn ab und an mal durch ein muntres Kärtchen beeinflußte, so weit derlei bei ihm anzubringen war. Fräulein Cyprian guckte jetzt in alle Töpfe und Tiegel des Lebens, und er war im Grunde ein gutmütiger Mensch und hatte für sympathische Leute zuzeiten einen umgänglichen und kameradschaftlichen Sinn.

Im Paradeis überdies würde oder sollte in absehbarer Zeit eine Veränderung stattfinden. Gut — der alte Korn, der bei Mentes wohnte, sollte ihm künftig im Garten assistieren, er verstand seine Sache; und eine rüstige Frau aus dem Dorf, dahinter steckten Berta Glinze und die Ihlowin, sollte frühmorgens mit aufgestülpten Ärmeln antreten, den Hühnern auf den Steiß sehen, kurzum — und so weiter. Der alte Korn konnte, das schien Siebelind am Herzen zu liegen, eine Livree mit silbernen Knöpfen und eine Tressenmütze bekommen, weiße Servierhandschuhe und einen Ring durch die Nase.

„Naja," sagte Puls. „Ich denke, du wirst — Berta meint —"

„So so. Berta ist klug und hat ein heißes Herz. Man soll die Zukunft erwarten und die Gegenwart liebend umfangen, das ist alles, Puls, und aller Weisheit Plan. Frag' Berta, sie wird mir aus beengter weißer Brust recht geben."

Wenn Siebelind sich bei Hilla Cyprian meldete, hatte sie meist schon ein Programm in der Tasche. Freilich, aus Astrologen machte er sich nicht viel, auch für fromme Weltbeglücker, irdische Propheten und indische Heilige brachte er bloß eine schwache Liebe auf. Aber Hilla war nie verlegen.

Er sagte jetzt in der Regel „Fräulein Cyprian". Hilla hatte die ersten Male aufgeblickt, auch mit dem linken Mundwinkel gezuckt. Es entsprach wohl der neuen Lebenslage durchaus. Bloß in späterer Stunde, wenn sie in einem Kneipchen den Abend beschlossen, entschlüpften ihm die älteren Bezeichnungen; das nahm sie dann ebenso gelassen hin.

Sie trug meist einen schmalen Block mit fester Klappe unterm Arm, der nicht mehr verlegen tat; machte sich ohne Hast stenographische Notizen, wußte dazwischen zuzuhören und den richtigen Punkt herauszufinden, dann tippte ihre Zungenspitze an die Oberlippe, es war ein Signal. Er bewunderte das; ihre Geduld, ihre gespitzte Hingabe; er wäre zu faul dazu gewesen oder wäre vor der Zeit weggelaufen, jedenfalls hätte er kein Notizbuch gebraucht. Aber diese Mädchen waren gewissenhafter, besonders Hilla, Fräulein Cyprian. Sie hatte ihm ein paarmal einen Bericht in seine Paradeisfeste geschickt. Er hatte sich damit unter den blühenden Parkbäumen in seinen Lotterstuhl gelegt und lächelnd, einen skeptischen Spott und eine verlegne Rührung um den Mund, gelesen. Keineswegs übel; recht fleißig und gewandt; flüssig wie ein guter Brief, spitzig in der Schilderung, anmutig angewärmt, auch in der Bosheit; gescheit und lakonisch dazwischen, wie sie auch hierherum oft gewesen war, wenn sie eine runde Sentenz in die Luft blies. Es war Hilla, Fräulein Cyprian; das schlanke Bäumchen trieb Blättchen, Blüten und Kirschen. Er lachte und schrieb auf einer Postkarte: „Liebes, verehrtes Fräulein Cyprian! Famos. Gar nicht übel. Allerhand. Sehr gut. Ich habe vermutlich morgen in B. zu tun, Bully liest noch und ist eine einzige Falte vor Vergnügen. Ja, Hilla! sagt er. Fräulein Cyprian, verbessere ich scharf. Ach was, grunzt er. Nun ja, so ein kleiner, beschränkter, unfeiner Hund."

Sie besuchten auch die Theater — andre Theater, es gab zahlreiche.

„Wie wär' es mit einer Revue?" fragte Fräulein Cyprian.

„Gut. Eine Revue." Fräulein Cyprian machte das ohne Notizbuch ab, obwohl sie manchmal gern ein Blatt daraus zu freundlicher Bekleidung nach vorn hätte flattern lassen. „Hier herrscht Einheit und Zufriedenheit," sagte sie; „die Seelen dampfen."

„Notieren Sie es, Fräulein Cyprian. ‚Die Seelen' würde ich physiologischer fassen."

Sie gingen ins Varieté. Da gab es sauberste Arbeit, auf Messersschneide gestellt; oder zappelnd aufgeräumte, lustige, daß man offnen Mundes dasaß und sich auf die Schenkel patschte. „Wissen Sie, Fräulein Cyprian, wir sind allzumal Degenschlucker, dressierte Seehunde und Clowns mit grellen Lippen!" bemerkte er.

Eines Abends waren sie bei den Boxern. Cyprian war erregt. „Wir wollen auf die Galerie, nicht zu nahe dem Ring, von der Keilerei verstehe ich doch nichts—stürmisches Publikum, wissen Sie!" Sie saßen hochoben und sahen auf das grelle, kleine Viereck hinab; Hillas Nachbar, ein Gentleman in schmieriger Lederjacke, goß sich aus einer Thermosflasche Kaffee ein. „Quatsch, det ville Jeld, Frollein, davor, det sich zwei in de Fr— hauen; ick bin Familienvater; ick wollte ooch nich; nie wieda! Aber wenn't denn so weit is, denn sitz ick da — feste!"

Cyprian nickte eifrig und beglückt; die Galerie pfiff, wußte alles, sah alles, schrie Begeisterung, Wut, zweifelte, riß sich rasend die eignen Köpfe ab und warf sie als Protest in den Ring, bejohlte Lieblinge, ermahnte sie väterlich, zerfleischte sich selbst in wütendem Meinungsstreit und erstarrte zu zitternder Stille. E i n e Masse, e i n e Spannung, e i n Ziel.

„Abscheulich."

„Eine Männersache, Fräulein Cyprian. Geistesgegenwart, Selbstbeherrschung, Mut, Härte, Ritterlichkeit, Entsagung, Arbeit —" — „Und die andern da? Kaum einer boxt; nicht zehn machen eine Kniebeuge; Ruhm, Geld — wofür?" — „Ja freilich — und doch vielleicht auch für sie ein heroisches Vorbild primitiver Sehnsucht; freilich die Masse will Holzerei, Niederschlag, Blut, klatschendes Dröhnen der Leiber — im alten Rom war kein Römer Faustkämpfer, bloß Griechen, Asiaten; die großen Dichter und Philosophen schmähten den kreischenden Ruhm und auch den brutalen Stiersinn der Helden; aber die Gier der Masse schrie und schreit nach Rekorden, häuft Millionen, schuf den Beruf, das Schauspiel, — Klamauk. Das war immer so und wird noch eine Weile so bleiben."

„Wissen Sie, lieber Herr Doktor, meine Haut ist doch noch etwas zart und empfindsam, noch zuviel frühere Haut; Basekowhaut."

„Kann schon sein, Fräulein Cyprian. Aber ein Restchen davon wird immer bleiben und soll bleiben. Ein großes, warmes, weißes Restchen, glaube ich. So, das war eine merkwürdige Sache." —

So trieben es die beiden wunderlichen Leute zuweilen. So suchte auch Herr Jean Jacques Siebelind mitunter bereitwillig spürend das laute und trubelnde Leben, nicht nur Stille, Einkehr und sonstige besinnliche Versenkung im Berliner Großbezirk.

★

Bei diesen Gelegenheiten besorgte sich der Herr des Paradeises noch mehr Bücher und Karten gewisser Art, die er zu einem bestimmten Zweck und zum abendlichen Studium benötigte; „bitte telegraphisch zu bestellen und mit Eilpaket an mich zu schicken," befahl er, wenn sie zu seinem Ärger nicht auf Lager waren, und bezahlte bar. „Siebelind, Paradeis." Er sprach zu den andern nicht viel davon; auch zu Fräulein Cyprian nicht.

An einem dieser Tage, Fräulein Cyprian war von ihrem quicklebendigen alten Enderling noch in Anspruch genommen, an einem sonnigen Nachmittag also fuhr ein blauglänzender Wagen dicht an den Bürgersteig neben ihm und hielt. Er hatte ihn kaum beachtet; bloß einen Schimmer erspäht, es war unmöglich, daran vorbeizusehen.

„Siebelind!" rief sie zaghaft und frohlockend mit dem unirdischen Glanz ihres Lächelns.

Auf der Wagentür prangten zwei goldne Bildchen, er sah es gedankenlos im gleichen Augenblick; zwei zierliche, undeutbare Hieroglyphen, eine Schriftexpression, ein Namensornament vermutlich.

Es war ihre Stimme; es war ihm eine Sekunde, als dringe eine blendende Helligkeit durch seinen Leib.

„Steig' ein — begleit' mich ein Stück, lieber Guido Siebelind! Wir sahen uns lang nicht, du verstandest zu schweigen —"

„Es ist unmöglich, gnädige Frau. Ich bedaure es schmerzlich. Ich habe eine unaufschiebbare Verabredung."

„Die hat gewiß Zeit, Lieber —"

„Gewiß nicht, Dorothee. Sonst von Herzen gern. Du darfst mir aufs Wort glauben, ich wüßte nicht, was mich abhalten könnte. Du siehst brillant aus, Dorothee. Wundervoll — entzückender als je; nein, das ist eine Übertreibung. Und doch wahr, wahr. Ich sah dich neulich spielen — zwei Akte lang; meine Zeit war beschränkt."

„Begleit' mich ein Stück. Setz' dich zu mir, Guido! Lieb und verständig, wie ich es bin, du darfst es mir glauben. Wir steigen irgendwo aus. Ich wollte vorm Theater auf einen Sprung zu Cilly Röseborn; es ist nicht mehr nötig."

„Ist auch heute musikalischer Zirkel?"

Sie blickte ihn an und lächelte lieb und schlicht — es war ihr Fragen.

„Ist das dein Wagen, Dorothee?"

Ihr Mund war eine aufbrechende rote Blüte. „Leider nicht. Freunde stellen ihn mir manchmal zur Verfügung, schickten ihn mir."

„Was steht hier, Dorothee?" Eine zierliche Schale, darüber eine geschlängelte Linie. G — Vielleicht Gill?

„Warum willst du es nicht?" klagte sie, und ihr Mund zitterte. „Wie geht es dem Paradeis? Ich denke oft — unzählbar oft daran."

„Der schönste, sicherste Punkt im All — und voll himmlischer Erinnerungen." Bei einer Bewegung, die sie im Wagen machte, kam ihr Duft zu ihm; ihm schwindelte ein wenig. Er hatte den Arm auf den Wagenrand gelegt.

„Du hast eine Narbe — —" sagte sie erschrocken und leise.

Er lächelte. „Ein kleiner Schönheitsfehler."

„Wie kam das?" fragte sie und beugte sich vor.

„Bully war schuld. Ein toller, kleiner Hund, wenn's über ihn kommt. Im Paradeis war Glatteis. Wie sowas passiert."

„Siebelind —" sie sah ihn starr und heiß an; doch er plauderte gleichmütig und überzeugend von anderen Dingen. Wenn er sie jetzt bäte — er zitterte in den Knien; nein, niemals. Nur einmal. Auch sie wünschte es vielleicht und gewiß . . . und fürchtete es! Einmal! Ein paar Tage — Wochen — — Seine Kehle schnürte sich zu, so brauste sein Herz. Es war eisige Furcht. Sein unbändig stolzes Herz stürmte, und die unvergängliche Narbe stach. — Gill . . . dachte er und sah zum überschlängelten Schälchen hinab. Da wurde er ruhiger. Männlich ruhig. Kindhaft ruhig und beinah friedlich.

„Wie geht es der klugen Hilla?" fragte sie mit einer Stimme, die zu beben schien. „Siehst du sie noch?"

„Sie ist in Amerika — Neuyork," antwortete er kurz.

„Ist das wahr? Sie ist ein herbes Mädchen — voll herber Süßigkeit. Damals voll verborgener Empörung und Wildheit in der Enge. Ein vibrierender Stahl. Sie muß alle Wege zu Ende gehen. — In Amerika?"

„Es ist möglich, daß sie noch hier ist," sagte er weich. „Leben Sie wohl, Dorothee — wie sinnlos und dumm das Sie klingt — das Du bleibt — eine Vokabel des Glücks — leb' wohl, Dorothee. Jeder muß seinen Weg zu Ende gehen, kürzer oder länger. Jeder trägt sein Gesetz. Ich danke dir. Wie schön du bist — herrlich wie am ersten Tag, aus des Meisters Hand. Verzeih, es ist kein Spott. Es ist tiefste Wahrheit, mein Bekenntnis und mein Dank."

Er grüßte tief und ging. Er sah nicht zurück. Der Chauffeur tutete. Er sah nicht zurück. Er ging in einem Nebel. War unzweifelhaft leicht betrunken, sein Herz ein surrender Kreisel.

G stand auf dem Wagenschlag, phantasierte er. Warum nicht? Vielleicht bloß ein Sinn- und Schutzbild; vielleicht ihr zur heitern Huldigung von ihren Freunden aufgepinselt; man verehrte und vergötterte sie, sie war eine große Künstlerin, eine Frau aus holdestem Genieland. Vielleicht bedeutete es ‚Dorothee' — vielleicht auch bloß ‚Gill'. Ferdinand Amandus Gill.

„Dorothee," flüsterte er weich und hart. „Dein Leben ist ein Blumenpfad — auch du gehst deinen Weg zu Ende."

Das Paradeis im Geheimnis

Der ehrbare Bully Tobias schoß wie eine Kugel über den Gartenweg und gab schrille Laute von sich, als habe er den Verstand verloren.

„Hallo?!"

„Sind Sie noch vorhanden? Davon wollte ich mich überzeugen."

„Aha, Fräulein Cyprian. Seien Sie uns willkommen, gnädiges Fräulein!"

„Ich hoffte, Sie würden sich wieder einmal nach mir umsehen."

„Das hab' ich in der Tat versäumt. Vergeben Sie. Aber so ist der Mensch, unzulänglich und schüchtern. Ich habe hundert Bücher lesen müssen — ein Studium. Wollen Sie bitte nähertreten. Meine Palastdame, Gräfin Moche, ist leider für heute beurlaubt. Aber mein Kammerdiener Korn wird uns aufwarten."

„Guten Tag, lieber Herr Korn." Der herrschaftliche Diener saß mit entschabtem Stoppelbart in dicker schwarzer Sonntagsjacke unter einem blühenden Pflaumenbaum und priemte.

Die Glastür zum Prunkgemach stand offen.

‚Nett,' dachte Fräulein Cyprian, die Amerikanerin, und faltete fromm die schlanken, fleißigen Hände. Sie begriff wieder, daß man das hier lieb haben mußte. Das Paradeis. Auch sie hatte es geliebt — liebte es.

„In der nächsten Woche werde ich reisen," sagte sie auf der Veranda.

„Das dacht' ich mir. Alles fertig und vorbereitet?"

„Fast alles. Wir sollen gut aussehen, blond und groß und nicht häßlich. German Lady und Gentleman präsentieren und angenehm angezogen sein. Auch das war Bedingung, höchst ernsthaft und unerläßlich. Wir repräsentieren, und die Generaldirektion ließ sich nicht lumpen," bekannte sie und hob den Kopf.

Weiß, weiß war der Hals. „Natürlich. Für Vogelscheuchen keine Verwendung. Können die Leute mich nicht brauchen?"

Sie sah ihn mit etlichem Prüfen von der Seite an. „Bedaure, das Büro ist besetzt. Haben Sie die Absicht —?"

„— Denke nicht dran," erklärte er.

„Die hundert Bücher — wie?"

„Nicht ganz hundert. Ja, auch das. Neu sein — immer neu, sehen Sie, Hilla, darauf

kommt es an!“ Sein Auge war weiß wie in alter Zeit; er sprach laut durch das Summen und Zwitschern.

„Ja, das ist gut. Ein innerstes Gebot des Lebens.“

„Sprechen Sie weiter, Sie sind eine erfahrene Dame.“

„Ich finde — nebenbei gesprochen und sofern ich es sagen darf, man wird ein gefühlvoller Egoist, wenn man zu sehr aufs Mensch-für-sich-sein erpicht ist. Das Du ist ein gesundes Abenteuer und die andre Hälfte des Ganzen. Ich weiß nicht, ob das klar gesagt ist.“

„Ziemlich klar. Weiter,“ sagte er behaglich und hatte eine steile Falte. Er saß gelöst, es war wundervoll hier, paradeisisch.

„Es ist Trotz, Freund Siebelind.“

Er lachte wieder und griff unbekümmert wie früher nach ihrer Hand; auch die schien erfahrener. „Den hat ein Mann immer, bis er alt und weise ist wie Brahma! Es gibt Leute, Hilla, die vom Schicksal liebevoll geschunden und geprügelt werden müssen, eh' sie die dicke, zähe Rinde ihres Menschen durchbrechen und einen neuen, haltbaren Ast treiben. Das ist alles, was dazu zu sagen ist; jeder ernsthafte Mensch hat zehn Narren im Leibe, und alle wird er niemals los — Gott sei Dank. — Ich gedenke das Paradeis und den Wald drüben zu erwerben,“ gestand er mit einem ungehörig blanken Schimmer in den Augen. „Ich beabsichtige einzureißen, neu zu bauen, mich auszudehnen —“ er machte eine weite, phantastische Armbewegung, wie einmal eines Abends vor Pulsens runden, staunenden Augen. „Ich werde hin und wieder eine Fahrt in die Welt unternehmen. Und werde einmal eine köstliche, hochgewachsene, allerschönste Frau mitbringen. Die Königin des Paradeises und meine starke, lachende Kameradin. Ich werde sie mit einem ins Leben drängenden Kinde heimbringen, es soll hier geboren werden. Und dann sollen noch mehr, noch viele schöne, starke Kinder aufblühen, ein glückhaftes, sicheres Geschlecht, das seinen in Weisheit vergrauten und zitternden Patriarchen einmal preisen und verehren wird. Das ist mein Wille. Ich und die Welt — wie ich es verstehe. Das Ich und sein streng umfriedetes Paradeis, der Natur allimmer nahe, wird die Welt freudig empfangen und wird sie zurückgeben aus seinem Reichtum und seiner eigensten Lebensnähe.“

Hilla schwieg und verbiß nur halb ihr Lachen über den zitternden Patriarchen und sein Großparadeis, — das vermutlich im Mond lag, oder bloß sein glühendes Herz und eine ehrliche wunderbare Metapher war. Er hatte eine Röte auf den Wangen und einen flimmernden Glanz im Blick.

„Ich verstehe Sie,“ sagte sie ernst.

„Ich werde Sie vermissen, Fräulein Hilla,“ fuhr er nach einer Minute fort. „Es war hübsch in Berlin. Ich werde nun seltener hineinfahren. Gut so. Man muß seinen Weg zu Ende gehen.“

Nach einer Weile stand sie auf. Er saß noch da, seltsam geballt und geduckt. Sie wünschte, noch einmal seine Bücher und das andre da drinnen zu sehen. Sie hatte nicht mehr viel Zeit. Sie mußte mit dem Abendzug nach Berlin zurück.

Ihm lag jetzt nichts an seinen Büchern. Da blickte sie bloß hinein in sein Gehäuse. Dann ging sie noch durch den Garten und sah sich alles an, nahm Abschied. Es war eine weiße, bunte Pracht, ein Brausen und Duften. Alles war blitzsauber, Korn war wirklich ein verläßlicher Herrschaftsgärtner. Und einmal würde die hohe Königin des Paradeises durch die erweiterten Wege zwischen weißen Statuen wandeln ... Hilla lächelte spöttisch. Sie würde es gut haben mit ihren vielen starken Kindern; nicht immer leicht, aber unzweifelhaft gut.

Sie hob den Kopf und atmete tief die geliebte Luft ein. Die war wie tausend Erinnerungen. Rein und klar.

„Ich muß nun gehen, Freund Siebelind,“ sagte sie.

So gingen sie denn die alten Pfade zurück. Auch Bully Tobias gab der neuen Hilla mit faltigem Gesicht das Geleit.

*

In der Woche darauf saß Siebelind beim Ihlow. Der Scholarch war recht klapprig von der bösen Wintergrippe. Aber seinem Erasmusgesicht hatte das nichts geschadet, sein Ausdruck war noch verschmitzter oder erfahrener geworden.

„Ich finde mal wieder, daß wir im fragwürdigen Irdischen am tiefsten verwurzelt sind. Das scheint mir der Sinn und die Aufgabe: leben und das Leben lieben.“

„Ist es, Ihlow, ist es!“

„Wir haben bloß die Stunde. Es ist und bleibt die letzte Station des Wissens. Die Liebe und die Furcht. Es ist erstaunlich, wie innig der Kranke die Erde liebt.“

Siebelind blickte auf. „Evoë Leben!“ Dann stand er auf und gab Ihlow die Hand. „Ich will noch nach Zandebur. Ich werde morgen nach Berlin fahren und dann eine kurze Reise machen.“

Ihlow drückte ihm die Hand.

Auf dem Weg nach Zandebur traf Siebelind Miele. Sie lief mit schlenkernden



Dorf am Morgen. Gemälde von Eduard Bischoff
Berlin, Ausstellung ostpreußischer Künstler

Armen, trug ein verschossenes Waschkleid, einen Topfhut aus Stroh und schaukelte ein rosiges Ferkel in einem Henkelkorb. Sie schimmerte warm, und ihre Augen waren blank.

„Ach, ich habe den Herrn gar nicht erkannt!“ behauptete sie.

Siebelind betrachtete sie freundschaftlich. Wie hübsch sie war, stark und lebendig mit ihren roten Lippen und breiten Zähnen. Ein gutes Mädchen mit zuviel weißem Fleisch.

Miele griente. „Sie sehen anders aus. Vornehm. Ach schade — ein feiner Herr. Gehen Sie nun auch weg? — Alle gehen weg. Herr Puls ist mit seiner Frau Gemahlin auf Hochzeitsreise nach Rathenow —“ sie legte die Hand mit dem Rücken auf den feuchten Mund und lachte. „Ich gehe auch weg.“

„Es war eine schöne Hochzeit, Miele. Ich sah Sie ganz vorn in der Kirche.“

„Eia!“ sie schnalzte. „Eine schöne Braut. Ganz rot und prall vor Freude. Und einen richtigen Oranjenkranz auf — sie hätte schon Myrte nehmen können — von wejen Glinzen!“ Sie kicherte. „Herr Puls sah böse aus, streng wie'n Pastor — naja, so sehn die Männer immer bei der Hochzeit aus, vielleicht vor Glück.“

„Ja, Miele. Ein Mann nimmt es nicht leicht.“

„H'och. Männer sind immer böse vor — vor Liebe.“ Sie drehte den Körper und verzog die Lippen. „Sie kommen nicht wieder?“

„Warum soll ich nicht wiederkommen? Ich werde Ihnen etwas mitbringen. Oder etwas schicken, Miele. Ich reise vielleicht nach Rußland,“ sagte er ernst.

„Zu den Bolschewisten — h'och,“ Miele bekam runde, ungläubig funkelnde Augen.

„Vielleicht. Dort haben sie die freie Liebe. Jeder nimmt jede, solange er will.“

„Nee — das is nichts!“

„Nein, das ist nichts. Ich werde auch nicht hingehen. Wiedersehen, Fräulein, Miele,“ er gab ihr lachend die Hand. Mieles Hand war warm und groß.

„Lieber,“ sagte sie ernst und andächtig.

Da streichelte er ihre Wange und ging. Sie rief noch etwas, dann lachte sie, dann sang sie laut. —

Bei den Bieseleuten saß Siebelind bis zum Abend.

Im tiefblauen Nachthimmel hing der volle goldne Mond ganz nahe und neugierig zwischen den dunklen Kronen der reglosen Bäume, als der Herr des Paradeises wieder heimging.

Der Fliederstrauß

Herrlich!“ sprach Guido Siebelind sehr laut.

Aber niemand hörte ihn. Der starke, energische Herr gegenüber las eine Zeitung; ein andrer Zeitgenosse korrigierte mit einem langen, dünnen Rotstift Berichte, ein dritter schlief.

Der Himmel war blau wie das südlichste Meer, weiße Wolken schwammen hochmütig darin, weitab mit eigenem Ziel, kümmerten sich nicht um den blitzenden winzigen Vogel. Die Sonne war noch golden von der Frühe, kochte erst die Weißglut; man saß im Himmel, auf Gletscherhöhe, wärmte sich die Nase und atmete Champagner.

Sie näherten sich der großen Seestadt. Dünne Nebelstreifen hingen gleich Fahnen um die grauen Türme. Dächer blitzten. Da vorn lagen Schiffe in einer kleinen langen blauen Schüssel, die vermutlich aufs Meer hinauswollten, man mußte's glauben. Der Herr gegenüber steckte die Zeitung in die Tasche, der andre stopfte seine Papiere in die Mappe, der dritte setzte einen Kneifer auf. Dann ging es in langem, lautlosem Gleitflug nieder, der das Zwerchfell kitzelte und dessen Stille in den Ohren sauste; jeder Mann hatte wieder eine Menschenstimme, irdisch und alltäglich, nicht schön, gar nicht schön, und dann stießen sie sacht auf den Boden, und die Häuser wuchsen in die Höhe, und das Leben dazwischen war wieder großspurig und mächtig.

Er hatte nicht viel Zeit zu vertrödeln. Er nahm einen Wagen und fuhr in die Stadt hinein und wieder heraus.

Ja, da lag das Schiff schon und rauchte. Eine Brücke führte hinauf. Ein hübsches Schiff, das das Herz erregte, ganz neu, mit dunklem Rumpf und weißem Kajütenbau, eine Promenade darüber, Sonnendecks. Ein beträchtliches Schiff, es hatte zwei dicke Schornsteine und zwei Radiomasten. Guten Tag. Er sah sich um. Autos fuhren hastig mit Koffern und Menschen heran. Alle Damen sahen jung und frisch aus, selbst die ältesten Matronen. Viele hatten unpraktische Blumensträuße in den Händen. Siebelind stand lang und nachdenklich in dem Getöse und bedauerte, nicht das kleinste Blümchen bei sich zu haben. Er hatte es vergessen, hatte bloß eine süße Schachtel in der Tasche. Dort drüben brüllte eine dicke Blumenfee; er ging mit großen Schritten

hinüber und kaufte ein weißes Fliedersträußchen, einen Busch. Er legte ihn mit der Hand auf den Rücken. Er mußte noch warten.

Aha, da kam endlich auch das Neuyorker Büro. Es war großartig.

Ein Turm von Koffern, zwei Wagen. Ein energischer Herr mittleren Alters, der wie ein waschechter, klaräugiger Yankee dreinblickte und wahrscheinlich Doktor Wedepohl hieß, eine Dame, die wie seine Frau aussah, ein Jüngling mit Hornbrille, der ein genialer Rennfahrer sein konnte — und Fräulein Cyprian. Großartig. Das Büro hatte sichtbarlich beträchtliche wirtschaftliche und sonstige zwischenstaatliche Aufgaben da drüben zu erfüllen.

Sie sprang zuerst heraus. Sie trug einen gegürteten, karierten Mantel. Sie war blank, frisch, jung, jünger als die straffste, seefeste Matrone, und schimmerte vor Erwartung. Sie sprach rasch und hochmütig und lächelte. Mehr Würde, Hilla, mehr Haltung! mahnte der abseits stehende Herr mit dem Fliederstrauch auf dem Rücken. Wunderbar echt, er lachte mit dem Zäpfchen. „Acht Stück!" rief sie, doch der Chef des Büros wußte das genau.

„Guten Morgen, Fräulein Cyprian," sagte der lange Herr.

Sie fuhr herum.

„Siebelind!!!" Sie strahlte und jubelte. Gutes Kind. Kleine Hilla.

„Wie nett! — Mein Gott! Woher kommen Sie, Herr Doktor?" fragte sie mit heiterer Würde.

„Aus Berlin, Fräulein Cyprian." Er überreichte ihr den Fliederbaum und vergaß die Schachtel. „Ich rutschte durch die Luft herüber. Es war sehr schön. Ein plötzlicher Einfall."

„Oh, wie hübsch! Das war ein freundlicher Einfall!" Sie roch eifrig und verwirrt in ihrem Reisefieber an dem Sträußchen.

Sie folgten langsam Seite an Seite den andern Herrschaften des ‚Büros' nach dem Laufsteg.

Mitunter blieben sie stehen und kümmerten sich nicht um den aufgeregten Lärm.

Dann krümmte Siebelind einmal den Arm und sah auf seine Uhr. „Sie werden sich da oben mit Ihren Freunden einrichten wollen," unterbrach er mahnend die herzerquickende Unterhaltung. „Sich den ersten neuen großen Eindrücken der Ausreise hingeben wollen — das will nicht gestört sein. Darf nicht gestört werden. Ich kenne das."

Sie roch an dem Fliederbusch und musterte den Sprechenden aus einem Augenwinkel.

Das übrige Büro war bereits die Brücke hinaufgestiegen: „Ach was, Bekannte! Das hab' ich gern; nonsense," sagte der smarte Mister Wedepohl-Schöneberg eiskalt und lenkte mit eherner Ruhe seine Schar.

Die beiden standen unten an der Brücke. „Ich freue mich wie ein Kind auf die Reise! Das Leben fressen — wie? Ich bilde mir fest ein, es warte auf mich; ein großartiges und strenges Gefühl," bekannte sie erregt.

Er sah ernst aufs Schiff.

„Es braucht uns, Siebelind!"

„Ein nützlicher Gedanke. Halten Sie sich an diesem metaphysischen Strohhalm fest. Ich spreche ernsthaft, Fräulein Cyprian, ganz ernst. Jedenfalls ist es hübsch, daß ich Sie noch einmal erwischt habe. Ein lustiger, aber guter Einfall. Er kam mir gestern früh —" er hob die Nase mit einer verdächtigen Gier in die Luft. „Es riecht, möchte ich behaupten, schon mächtig nach Seeluft."

„Herrlich!"

„Und Teer! — Gehen Sie jetzt hinauf, Hilla, Fräulein Cyprian. Ihre Leute warten. Ich werde den Tag hier angenehm und nützlich verbringen." Er sprach väterlich und freundschaftlich und überreichte ihr doch noch die Schachtel. „Leben Sie wohl, Hilla. Schreiben Sie mal eine Karte."

„Besuchen Sie mich einmal."

„Das ist ungewiß. Leben Sie wohl, kleine Schwester!" Er gab ihr die Hand. Er drückte die lange, schmale Hand, die durch den dünnen Handschuh wärmte.

Ihre Augen waren plötzlich sehr blank; ihr Mund war rot; sehr rot und weich. „Auf Wiedersehen, lieber Freund Siebelind!"

Er sah sie eine Sekunde an. ‚Du bist der wahrste Mensch. Doch, Hilla, ich weiß es besser.'

Sie schüttelte lächelnd seine starke, sehnige Hand.

Dann stieg auch sie leicht und immer noch einmal grüßend die Brücke hinauf.

Er blickte ihr nach, und er war plötzlich im Herzen besorgt; was konnte ihr nicht alles dort oben und da draußen passieren! Nun tat sie die ersten Schritte in die gepriesene Welt, die auch für sie etliche scharfe Ecken und spitze Steine haben würde, auf denen das Ich spazieren ging.

Sie winkte oben, und er winkte unten. Hilla mit dem abwaschbaren Tintenfinger. Mit einer Aufgabe. Gut so. Sie bog sich über die Reling und winkte; stand rührend schmal zwischen den andern.

Die Schiffskapelle dudelte schon ein bißchen. Hilla winkte, und er wedelte mit dem Hut.

„Kleine Schwester —!“ brummte er tief hinten, daß es rauh klang.

Dann machte er flott kehrt. Man konnte nicht stundenlang wedeln. Er schlenderte getröstet und befreit zu einer Droschke. Das hatte er gut gemacht, belobte er sich — es war übrigens schon lange beschlossen gewesen. „Siebelind!!!“ hatte sie vorhin bestürzt gesagt. Er lachte tief und zufrieden, unmännlich zärtlich. Er würde es noch ab und zu hören.

Es roch nach Teer und See, nach Schiffen. Der Mann muß hinaus, hatte vor ein paar Tagen die ungestüme Denkerin Lina Biese behauptet — eine starke Luft; und in ihr würde Hilla nun davonschwimmen. Allein und frei — wird sie denken. Fahr wohl! Es müßte hübsch sein, sich neben ihr über die Reling zu lehnen und den Glanz der Ferne in den Augen zu haben.

Dies etwa war sein letzter Gedanke an Hilla Cyprian. Dann mußte er frühstücken.

Exitus

Ungefähr ein Vierteljahr später lustwandelte auch Siebelind auf einem Schiffschen.

Es war ein kleines, tüchtiges Schiff, ein Frachtdampfer, der bloß wenig Passagiere mit sich schleppte, der kreuz und quer über die Meere fuhr, überall anlegte, einlud, auslud, Waren und Vieh, ein betriebsamer Dampfer, bis in die Rattenlöcher voll wunderbarer Dinge und Begebenheiten; keine duftenden Salons und Luxuskabinen an Bord — derlei würde man erst bei späteren Gelegenheiten beschnuppern — keine unruhigen Damen, die sich fünfmal umzogen und abends tanzten, das besorgten die Matrosen zur Ziehharmonika, eine rauhe, männliche Atmosphäre mit Toddy und Pfeifenqualm.

Der Kapitän war klein, rund und bösartig wie ein alter Seehund, ein herrlicher Mann mit zwinkernden, tränenden Augenschlitzen, Siebelind liebte ihn wie ein Sohn.

Ein verständiges Schiffchen also, das sich Zeit ließ. Man konnte sich überall an Land die Beine vertreten, sich meilenweit herumtreiben, würde in nicht mehr gar zu ferner Zeit mit Papageien und Affen, schwarzen und gelben Mitmenschen Brüderschaft schließen oder in Händel geraten können, das alles war großartig.

Siebelind brauchte auf seinem Liegestuhl, dem er ebenfalls von Herzen zugetan war, bloß die Füllfeder anzusetzen, es floß immer etwas heraus, er brauchte kaum zu flunkern — eine prachtvolle Sache. Der Kapitän umschlich oft mißtrauisch seinen Marterstuhl. Siebelind blies duftige Wölkchen aus der Pfeife und ließ sich nicht stören.

Er war noch immer kein Millionär. Keinen Pfennig sollte ihn das kosten; das war abgemacht und unterschrieben worden. Es war zudem eine lustigere, glattere, friedsamere Beschäftigung, als dauernd im Dunkel und Zwielicht des eigenen Brunnenrohrs herumzusteigen! Man saß im strahlenden Licht, lebte heitergierigen Blicks im Licht, sperrte die Augen bis zum Stirnrand auf, und alles war da, wie Regen oder Sonnenschein, Sturm und Stille. Er lernte kolossal dabei, und seine Füllfeder wurde geschmeidig wie ein Sonnenstrahl und Gottes Finger.

„Holla — Punkt — Strich! Fertig für einen Wochenlohn!“ sagte er dann. Und danach war er erst recht und vollkommen glücklich und von Herzen umgänglich.

So also trieb er es nun auch am Anfang der zweiten Woche . . .

Siebelind gähnte, steckte das Schreibrohr in die Tasche, blies die Pfeife aus und stellte sich danach eine halbe Stunde lang unter die kalte Dusche. Darauf ging er bis zum Dinner in Badehosen spazieren — kein Steward wurde bleich und schlotterte, keine Lady fiel um und blinzelte aus ihrer Ohnmacht durch die Wimpern nach seiner braunen Herrlichkeit; er wandelte gut und unschuldsvoll wie ein Lamm auf der Wiese.

Er hörte das Meer brausen, roch seinen salzigen Odem, sah in die Ferne. Weite — Weite. Das leibhaftige Paradeis war nur noch ein Pünktchen im All, über das man liebreich lächelte. Vater Korn, der Silberdiener, betreute es. Und Hilla war ein winziger heller Strich auf einem fernen Kontinent. Und Dorothee — eine leise klingende, verklingende Melodie, der Glanz auf der sinkenden Welle dort — vielleicht bald Frau Gill. „Dorothee,“ sprach er laut über dem Meer. Das aber verstand ihn nicht. Seine Lippen schlossen sich schmal, er sah noch einmal starr auf die blitzende Welle da drüben, worauf er sich abwandte, um die fällige, kräftige Bewegung fortzusetzen.

Das Schiff stampfte. Der Bug hob sich. Möwen kreischten. Weite, die immer größer wurde und immer leichter, köstlicher zu atmen war, je tiefer man in sie eindrang, je näher man ihr kam, unendlich. Er lief im Wind und grüßte das Leben, das keine Axiome kannte.

Er wandelte sinnend als Dreiviertels-

adamit über das Sonnendeck zurück. Patsch — da stand unleugbar auf seiner Brücke der Kapitän und schoß ihm durch ein Pusterohr einen nassen Pfropfen auf den Leib. Siebelind setzte sich erfrischt in die Rauchkabine, zündete sich eine neue Pfeife an, blies ein weißes Wölkchen in die Luft und schrieb zu seiner Zerstreuung eine Postkarte an Miß Hilla Cyprian in Amerikä.

Er schrieb, sann, lächelte und rauchte. Als die eine Karte voll war, schrieb er eine zweite voll, und schließlich waren es vier und ein Briefumschlag mit eingedruckter Schiffsfirma.

„Dear Miß Cyprian! — — — denn ich habe mit etlicher Weisheit beschlossen, mich für eine Weile um die halbe oder ganze Welt zu drehen. Die Moche, Gräfin Moche, wissen Sie, die Palastdame, ließ zweimal hintereinander die Kartoffelpuffer anbrennen; und Korn, der Silberdiener, war nicht um die Welt zu bewegen, mit weißen Zwirnhandschuhen zu servieren und den Daumen aus der Kompottschüssel zu nehmen. Es war unerträglich. Auch Bully Tobias litt; jetzt geht es ihm gut und kummerlos bei Pulsens. Ich gondle augenblicklich auf einem kleinen Frachtomnibus. Ein wunderbares Schiff, das herrlich schaukelt. Das alles kostet mich nichts, keinen Pfennig. Ich kratze täglich zwei Zeilen, dann schlafe ich bis zum Dinner; ich bin rund wie eine Schiffsratte und schwarz wie der Kongo.

Wie geht es Ihnen? Ach Hilla, Fräulein Cyprian, ein gewisser gefärbter Finger trübt mir noch manchmal in schlaflosen Nächten Ihr Bild. Dann tröste ich mich verständig: es ist bloß äußerlich. Verzeihen Sie, ich biß mich eben in die eigne Negerpfote — die ist erst recht eine Schande. Ich hoffe, Sie in ein oder zwei Jahren in Amerikä zu besuchen, dear Miß Cyprian. Ich weiß die Zeit noch nicht genau. Früher oder später. Ich denke, wir werden uns vorher verständigen, Miß, bestimmt. Und dann funke ich Sie an. Es wird ungewöhnlich hübsch sein. Wir werden ein smartestes Girl geworden sein, eiskalt von zuviel icecream und deliciously anzuschauen, ein Girl. Das muß ich sehen. Gott bewahre, Hilla. Sie ist unzerstörbar — und wird erst recht sie selbst sein; das ist der Sinn solcher großen und kleinen Spritzfahrten. Mir scheint, man ist auch dort drüben schon ein bißchen weiter, sucht das Land des rollenden Bandes mit der Seele, baut holde Gartenstädtchen, sucht in den Seelen Heimstätten für die Lyrik des Lebens — Paradeise ... — es gibt drüben schon viele Propheten, nicht zu knapp; und wir daheim hinken wieder mal rüstig nach im kühnen Fortschritt. Smartneß. Schön. Der gute Geist segne sie.

Sie werden mir später Ihre Ansicht sagen, Miß, und einiges von sich selbst erzählen, sehr viel, und nichts verschweigen, damit mir die neue Cyprianfassade nicht doch unheimlich ist. Abgemacht. Auch ich werde Ihnen Witziges zu erzählen und zu sagen haben, auf hindostanisch oder deutsch. Deutsch klingt am ehrlichsten und schließt Mißverständnisse aus. Schade, daß ich Sie nicht gleich mal anrufen kann. Das ist der einzige Mangel dieses Schaukelkastens. Inzwischen erreichen mich Ihre eiligen Ansichtskarten über das oben vermerkte Konsulat. Leben Sie wohl heute, Miß. Altes liebes Hillamädchen. Mylady. Ich streichle und verehre auch den bewußten Finger.

Ihr getreuer Siebelind."

Schwalben überm Fluß

Von Karil Frank

Ratlos ließ der Tag mich gehn,
Doch der Abend schenkt mir neu Vertrauen,
Zögernd bleib' ich noch am Flusse stehn,
Um den Schwalben zuzuschauen.

Tief am Wasser streift ihr Flug entlang,
Taucht sie fast zum Spiegelbild hernieder,
Doch ein Spiel nur war ihr Untergang,
Schnellend gibt ihr Überschwang
Sie dem hohen Himmel wieder.

Still im Schauen steh' ich da,
Ganz erfüllt vom schwebend schönen Leben –
Und nun lächelt noch der Tag ein spätes Ja,
Denn mein Herz ist leicht und hingegeben.

Jugenderinnerungen des alten Kaisers

Nach Aufzeichnungen Kaiser Wilhelms I., Kaiser Wilhelms II. und der Königin Victoria von Schweden mitgeteilt von Dr. Kurt Jagow

Die nachfolgende kleine Sammlung von Anekdoten besteht aus Erinnerungen des alten Kaisers an seine Jugendzeit, wie er sie mit einer erstaunlichen Treue des Gedächtnisses beim Tee oder auf Spaziergängen zu erzählen liebte. Eine Anzahl von ihnen ist in dieser oder jener Fassung bereits bekannt, doch verdienen die Quellen, aus denen unsere Wiedergabe stammt, auf jeden Fall besondere historische Beachtung: Berichterstatter sind nämlich Kaiser Wilhelm I. selbst und zwei seiner Enkelkinder.

Mit zwei besonders gekennzeichneten Ausnahmen gehen alle wiedergegebenen Anekdoten auf Niederschriften der Königin Victoria von Schweden zurück. Die damalige badische Prinzessin weilte im Sommer 1878 mit ihrer Mutter, der Großherzogin Luise, in Teplitz, wo sie dem von Nobilings Schüssen Genesung suchenden Vater und Großvater Gesellschaft leisteten. Hier hat der Kaiser mit besonderer Vorliebe die Geschichten erzählt, die von Preußens Notzeit und Wiederaufstieg handelten, und die junge Enkelin hat in der Zeit vom 1. bis 16. August stets im Anschluß an die Gespräche Niederschriften gemacht, die sie dann von der Großherzogin auf die Schreibung von Eigennamen hin überprüfen ließ. Fünfzig Jahre später, im Januar 1929, sind die in zwei Quarthefte eingetragenen Aufzeichnungen von der Verfasserin Kaiser Wilhelm II. zum Geschenk gemacht worden. Mit welcher Treue die damals sechzehnjährige Prinzessin die Erzählungen wiedergegeben hat, zeigt ein Vergleich ihrer Darstellung der Anekdote „König Friedrich Wilhelm III. und die Konvention von Tauroggen" mit der eigenhändigen Aufzeichnung Kaiser Wilhelms I.

Diese — die eine der beiden nicht von Königin Victoria stammenden Anekdoten — ist auf folgende Weise entstanden. Nach einer Erzählung König Wilhelms beim Tee machte der Legationsrat Dr. Meyer eine Aufzeichnung, die er am 14. Mai 1869 dem König vorlegte. Der König versah daraufhin das Manuskript mit ausführlichen eigenhändigen Verbesserungen, die bei den entscheidenden Partien einer Neufassung gleichkamen. Die Aufzeichnung ist in dem 1869 erschienenen dritten Bande der Lebensbeschreibung Gneisenaus (S. 733 ff.) von Pertz veröffentlicht worden, zeigt jedoch eine sehr starke Überarbeitung des vom König stammenden Textes. Unser Abdruck stellt demgegenüber den ursprünglichen Wortlaut wieder her. — Die andere nicht von Königin Victoria stammende Anekdote ist die B-Fassung der „Schlacht von La Fère Champenoise"; sie ist in der vorliegenden Form von Kaiser Wilhelm II. am 30. Januar 1929 niedergeschrieben worden.

Der Herausgeber hat davon abgesehen, die Anekdoten mit wissenschaftlichem Apparat zu beschweren, sondern sich darauf beschränkt, sie in zeitliche Reihenfolge zu bringen, mit Titeln zu versehen und die nötigsten Erläuterungen in eckigen Klammern zu geben. Das Original der beigegebenen Kunstbeilage gehört zu einer jetzt im Hohenzollern-Museum aufbewahrten Sammlung von Darstellungen aus dem Leben des alten Kaisers, deren Ausführung von ihm selbst bis ins einzelne überwacht worden ist. Unsere Bildwiedergabe kann daher Anspruch auf größte historische Treue machen und dürfte sich dem Stil und Charakter der Anekdoten getreulich anpassen.

Eltern und Geschwister

Ich war zuerst zusammen mit dem Kronprinzen [Friedrich Wilhelm (IV.)] erzogen worden, da er aber sehr wild war und ich im Lernen etwas zurück war, wurde ich seinen Schlägen entzogen und kam zu Fritz Louis [Prinz Friedrich, Sohn Prinz Ludwigs, Bruders König Friedrich Wilhelms III.], mit dem ich blieb, bis er mit dem Kronprinzen in den Krieg zog. Von da an war ich bei Karl [dem 1801 geborenen Bruder]. Oft besuchten wir die Schwestern, mit denen wir Tee tranken.

Ein schwerer Tag ist mir lebhaft in der Erinnerung geblieben, an welchem unsere Erzieher uns sagten, wir sollten die Eltern von nun an „Sie" nennen, sie wünschten es so. Ob es Mama schwer wurde, weiß ich nicht; Fritz Wilhelm und mir aber, die zusammen

zum König mußten, wurde es furchtbar schwer, und wir brachten das Wort kaum heraus.

So lange Charlotte [die 1817 mit dem späteren Zaren Nikolaus I. vermählte älteste Tochter des Königspaares] da war, hatte sie das Hauptwort bei den Schwestern zu führen, und sie war es auch, die der Königin am meisten glich.

Die Flucht nach Königsberg

Die Nachricht von der Schlacht bei Auerstedt erreichte uns [am 17. Oktober 1806 morgens] in Berlin. Unsichere Kunden, von Sieg sprechend, hatten zuerst die Stadt erfüllt, dann aber traf die wehe Nachricht der furchtbaren Tatsache ein. Unsere Erzieher und Begleiter waren sehr bestürzt. Ich erinnere mich, wie Fritz Louis zu mir hereinstürzte, weinend und händeringend. Auch ich war sehr bewegt, doch verstand ich den ganzen Ernst der Sache noch nicht.

Wir mußten nun abreisen [17. Okt., nachmittags 3 Uhr], und zwar nach Schwedt, wo die Königin war [die Königin folgte; vgl. die nächste Anekdote]. Die Königin hat uns aber nicht mit den bekannten Worten angeredet: „Wir sind auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen eingeschlafen“ usw., wohl aber hat sie die Erzieher angeredet, die uns später ihre Worte treu wiedergegeben haben.

Von Schwedt reisten wir [19. Okt.] nach Stettin, Mama tief erschüttert. In Stettin war sie ganz entsetzt über den Kommandeur der Festung, Oberst v. Ingersleben [richtig: General v. Romberg, „Gouverneur“ von Stettin, Oberst v. J. war Kommandant von Küstrin; sein Bruder, der Staatsminister, spielte eine Rolle bei der Kapitulation von Stettin], einen ganz alten Mann, der kaum zu ihr die Treppe heraufsteigen konnte, den Krückstock in der Hand. Sie erkannte die Hilflosigkeit der Lage gar wohl. Die Festung war völlig unvorbereitet, und bald nach unserer Abreise wurde sie den ersten sich zeigenden Franzosen übergeben.

Unsere Reise ging zunächst nach Danzig [21.—25. Okt.]. Wir reisten gewöhnlich voraus, und die Erzieher sorgten für unsere Unterkunft. In Danzig blieben wir acht Tage, immer ohne Nachrichten vom König. Dann ging es [2.—4. Nov.] nach Königsberg, wo wir Papa, aber erst einige Wochen später, wiedersahen [10. Dez. 1806 tags zuvor war Königin Luise in K. eingetroffen]. Hier mußten wir uns wieder fleißig an die Arbeit machen.

Erstes Wiedersehen mit der Mutter nach Jena und Auerstedt

Als Mama nach der Schlacht von Jena und Auerstedt im Schloß zu Schwedt eintraf [18. Okt. 1806], stürzten wir ihr entgegen. Sie war schon auf halber Treppe und weinte heftig. Sie umarmte uns und sagte etwa folgendes: „Ihr seht mich in Tränen. Der König hat sich in der Tüchtigkeit seiner Truppen und in der Leistungsfähigkeit ihrer Führer getäuscht, deshalb sind wir geschlagen worden, haben wir fliehen müssen, deswegen gehen wir noch Schwerem entgegen.“ Oben waren die Umgebungen versammelt, denen sie wohl etwa dasselbe sagte.

Papa hatte mir eine Art Interimsuniform machen lassen, weil ich die des Leibregiments der Kapitulation wegen nicht bekommen konnte. Ich trug gepudertes Haar, einen Zopf und einen dreieckigen Hut.

Beförderung zum Leutnant

Am 1. Januar [1807] sagte mir der König: „Da du in Memel keine Uniform bekommen kannst, so sollst du jetzt schon eingekleidet werden statt an deinem Geburtstage,“ und so wurde ich drei Monate früher Leutnant [richtig: Offizier] als beabsichtigt war.

Als ich zu Weihnachten [1807] mein Offizierspatent [nämlich das Patent als Secondeleutnant] erhielt, sagte mir Fritz Louis boshaft über die Schulter: „Du kannst froh sein, daß die Fähnriche abgeschafft sind, sonst wärst du in deinem Leben nicht Leutnant geworden!“

[Zum Verständnis der Anekdote sei bemerkt, daß in der preußischen Armee vor 1808 der Fähnrich die unterste Offizierscharge war. Prinz Wilhelm hatte 1. Jan. 1807 nur die Offiziersuniform erhalten und wurde 22. März 1807 Fähnrich. Bei der Reorganisation der Armee 1807/08 verlor der Fähnrich den Offizierscharakter, und der Secondeleutnant war seitdem der unterste Offiziersgrad.]

Die Flucht nach Memel

Die Flucht nach Memel, mitten im Winter [3.—5. Jan. 1807], gehört mit zu den entsetzlichsten Erinnerungen meiner Jugend.

Mama reiste mit Alexandrine [1803 geb. 2. Tochter des Königspaares], beide am Nervenfieber erkrankt, im Bett nach Memel, während der Kronprinz und ich mit Charlotte folgten. [Die Königin reiste 5.—8. Jan.] Die Kleinen waren vorausgereist.

Die Kälte ist nicht zu beschreiben: die Leute erfroren beinahe auf dem Bock, und die Pferde konnten kaum den schweren Wagen über den tiefen Sand bringen. Mit einem Rad waren wir im Meer, mit dem andern im Dünensand. (Ersten Tag bis Rossitten.) Abends [4. Jan.] war der Sturm so stark, daß wir nicht wagen konnten, weiter zu fahren, und so wurde beschlossen, nicht bis nach Memel zu fahren, sondern in einem kleinen Ort (Nidden) zu übernachten. In dem einzigen Wirtshaus waren drei Betten vorhanden, die unter Charlotte und die Gouvernanten verteilt wurden. — Wir übernachteten in der Wirtsstube auf Stroh, wo schon ein Schiffskapitän mit seiner Mannschaft, die Schiffbruch gelitten hatten, schlief. Für uns war es das erstemal, daß wir auf Stroh schliefen und war dies deshalb für uns sehr unterhaltend. Die Kälte war aber doch so groß, daß die Kleider der Leute sozusagen angefroren waren, und der Mantel eines Bedienten stand beim Ausziehen aufrecht da.

Aufenthalt in Königsberg

Nach zwölfmonatigem Aufenthalt in Memel [5. Jan. 1807 bis 15. Jan. 1808] kehrten wir wieder nach Königsberg zurück, wo wir zwei Jahre blieben [bis Dez. 1809], im Schloß wohnend, und viel lernen mußten. Der Kälte wegen trugen wir Pelz.

Auf einem Spaziergang vor der Stadt entdeckten wir ein reizendes Landhaus, die „Hufen“. Wir sagten es den Eltern, die es besahen und für den Sommer mieteten.

Der Ernst der Lage trat immer mehr hervor, und auch ich begriff alles besser.

König Friedrich Wilhelm III. und die Konvention von Tauroggen

1. Eigene Aufzeichnung Kaiser Wilhelms I.

Der König, unser Vater, war [2. Jan. 1813] eben im Begriff, mit dem Kronprinzen, meinem Bruder, dem Prinzen Friedrich [„Fritz Louis“] und mir seinen gewöhnlichen Nachmittagsspaziergang vorzunehmen, als — gegen 3 Uhr — Graf Henckel vor der Orangerie des Neuen Gartens, wo das Diner eingenommen worden war, eintraf und sofort von dem Könige, der uns warten hieß, demselben bis an eine entferntere Stelle des Platzes vor (?) der Orangerie zu folgen befehligt wurde. Ungefähr nach einer halben Stunde, welche Zeit wir in der äußersten Spannung verbrachten, kam der König zurück, und zwar mit einem Ausdruck der Befriedigung, den wir seit lange nicht an ihm bemerkt hatten, und der mit der Äußerung, die er zu uns und den uns umgebenden Adjutanten und Gouverneuren tat, im Widerspruch zu stehen schien. Diese Äußerung lautete: „Graf Henckel hat mir eine schlimme Nachricht gebracht, York hat mit seinem Korps kapituliert, und ist dasselbe also in russischer Gefangenschaft, die Zeit von 1806 scheint sich wiederholen zu sollen.“ Wir waren wie versteinert. Der König befahl nun, die Promenade anzutreten, während Graf Henckel nach Berlin gesendet ward. Während der Promenade erzählte der König uns nun, mit welchem Geschick und mit welcher Schnelligkeit General Diebitsch das Yorcksche Korps mit starken Truppenmassen umgangen, den Rückzug abgeschnitten und so zur Kapitulation genötigt habe. Demungeachtet dauerte die gehobene Stimmung unseres Vaters fort.

Am Abend waren wir zu einem Ball beim Oberpräsidenten v. Bassewitz eingeladen, wir beschlossen aber nach Eingang einer so schmerzlichen Nachricht nicht zum Balle zu gehen. Als der König uns zu seiner Teestunde eintreten sah, fragte er: „Ich denke, ihr gehet zum Balle?“ und als der Kronprinz den Grund angab, warum wir ihn nicht besuchen wollten, antwortete der König: „Das hätte euch nicht abhalten sollen.“

Diese Äußerung und jene den ganzen Abend anhaltende geschilderte Stimmung zusammengehalten machte uns so verwirrt, daß wir nach der Soirée beim König unsere Gouverneure befragten, wie man sich das

erklären solle? Diese wußten aber ebensowenig wie wir diese Erscheinung zu lösen, denn auch sie hatten noch keine Ahndung vom wahren Stand der Sache. Am anderen Morgen sagten sie uns aber, daß man auf jenem Balle ausgesprengt habe, Yorck habe gar nicht kapituliert, sondern sei zu den Russen übergegangen, oder habe Frieden für sich mit den Russen geschlossen, was natürlich ebenso unglaublich klang wie die Kapitulation.

Die Sache hing aber so zusammen: durch Privatbriefe, die Graf Henckel mitgebracht und unvorsichtigerweise sogleich verteilte, hatte sich die Nachricht von Yorcks wirklichem Entschluß bereits in weiteren Kreisen verbreitet und einen unverhohlenen Jubel auf dem Balle erregt, den der König, obgleich innerlich ihn teilend, doch nicht öffentlich verraten durfte, ohne Frankreich voreilig zu reizen und namentlich seitens des Marschalls Augereau (der nebst St. Marsan [Französischer Gesandter] am 4. abends von dem Ereignisse Kunde in Berlin erhalten) einen plötzlichen, Stadt, Land und Thron gefährdenden Gewaltstreich hervorzurufen. Es war also notwendig, daß der König seine (scheinbare) Mißbilligung über die Kapitulation öffentlich und energisch aussprach. Dieses geschah in nachstehender Art.

Als man sich am 3. [Januar], nach damaligem Dienst um 11 Uhr, zur Parole-ausgabe beim König versammelte, redete er den Kommandanten Oberst v. Kessel sehr ernst folgendermaßen an: „Ich höre, daß auf dem gestrigen Balle ganz falsche Nachrichten über das Yorcksche Korps verbreitet worden sind. Ich allein habe die richtigen Nachrichten; Yorck hat kapituliert und wird vor ein Kriegsgericht gestellt. Sorgen Sie dafür, daß diese allein richtige Nachricht verbreitet werde und daß alle anderen Gerüchte verstummen müssen." — Gleich darauf nahm der König seine heitere Stimmung wieder an. Jedermann verstand diese Worte, nur wir jugendlichen Gemüter nicht, bis uns nach und nach unsere Gouverneure unter dem Siegel der Verschwiegenheit die Sache erklärten.

B. Aufzeichnung der Königin Victoria von Schweden

Der König, der Kronprinz und ich hatten [2. Januar 1813] in der Orangerie [des Marmor-Palais] gespeist und wollten zu Fuß zurückkehren, als wir einen Wagen erblickten, in dem ein Offizier saß. „Das ist ja Graf Henckel, der vom Yorckschen Korps kommt," sagte der König. Er schickte den Adjutanten zu ihm, und richtig, er war es. Mit schnellen Schritten eilte er auf den König zu. „Nun, was bringen Sie?" fragte dieser. — „Majestät, ich habe eine Meldung zu machen." — Der König merkte, daß es geheim wäre, und ging mit Henckel einige Schritte weiter, um allein mit ihm zu reden.

Nach etwa einer Viertelstunde kam er wieder und sagte: „Die Geschichte von 1806 geht wieder los. Yorck hat mit seinem ganzen Korps kapituliert!" Uns durchfuhr diese Nachricht wie ein Donnerschlag! — „Die Kapitulation ist übrigens ganz ehrlich," fuhr der König fort, „dennoch muß Yorck vor ein Kriegsgericht gestellt werden." — Wir gingen nun mit ihm durch den Garten, waren aber sehr erstaunt, daß er nicht mehr darüber aufgeregt war. Abends war Ball bei v. Bassewitz, und wir waren auch eingeladen. „Geht ihr nicht auf den Ball?" fragte der König. Der Kronprinz sagte, wir hätten uns entschuldigt, da es nicht tunlich wäre, nach so einer traurigen Nachricht auf Bälle zu gehen. — „Das wäre nicht notwendig gewesen," meinte der König.

Auf dem Ball versprengte sich das Gerücht bei den jungen Offizieren, es sei keine eigentliche Kapitulation gewesen. Der König erfuhr dies, ließ den Oberst v. Kessel kommen und sagte ihm mit strengen Worten: „Sagen Sie der Garnison, daß meine Aussage die einzig richtige ist, Yorck hat kapituliert und muß vor ein Kriegsgericht gestellt werden."

Wir fragten unsere Erzieher, was denn eigentlich die Wahrheit wäre, sie wußten aber noch nichts Weiteres.

Derweilen wurde Major [v.] Thile [Flügeladjutant] nach Berlin geschickt, zum Staatskanzler v. Hardenberg mit den wichtigen Papieren des Grafen Henckel. Er wohnte hinter dem Zeughause und ging, in seinen Mantel gehüllt, über den Opernplatz, die Papiere in der Tasche, zu Hardenberg. Als er aber dort ankam, waren die Papiere verschwunden. Sogleich eilte er zurück, traf aber auf dem Opernplatz eine alte Frau, die etwas vom Boden auflas. „Was habt Ihr da?" fragte er. „Ich habe eben diese Papiere gefunden und wollte sie aufheben!" Major Thile griff danach: es waren die seinen!

Major [v.] Natzmer [Flügeladjutant des Königs, seit 1813 militärischer Begleiter des

König Friedrich Wilhelm III. übergibt dem Prinzen Wilhelm
die neueingeführten ersten Epauletts unter gleichzeitiger Ernennung zum Capitain.
Breslau, den 3. Nov. 1813. Aquarell von Paul Bürde

Berlin, Hohenzollern-Museum

Prinzen Wilhelm] wurde darauf zur Armee zum Kaiser von Rußland geschickt mit Briefen, die von der Kapitulation von Tauroggen sprachen, im Ernst aber, um den Kaiser mündlich über die Sache, wie sie in Wirklichkeit stand, zu sprechen und den Auftrag des Königs, daß, wenn er weiter vorginge, er sich mit ihm alliieren würde, auszurichten. — Das war der eigentliche Wendepunkt.

Das Gerücht von einem französischen Überfall auf König Friedrich Wilhelm III.

Es war das Gerücht ausgegangen, daß die Franzosen den König (1813 in Potsdam) in der Nacht überfallen würden, um ihn abzusetzen. Zu gleicher Zeit war aber ein Gerücht ausgesprengt worden, der König würde mit der Potsdamer Garnison, vier Bataillone, auf Berlin marschieren und die Franzosen verjagen. Beides aber erwies sich, wie wir sehen werden, als falsch. Abends waren die Generäle scheinbar zum Tee geladen worden. Es war ein reges Treiben; Soldaten liefen mit Tüchern vorbei, alles war in großer Aufregung. Wir fragten unsere Erzieher, was denn los wäre, und sie sagten, sie wollten die Sache nun nicht länger verschweigen, es wäre ein Angriff auf den König beabsichtigt. Derweilen hatte der König es uns auch sagen lassen. Wir strahlten natürlich und waren nicht ins Bett zu bringen. In unserer jugendlichen Phantasie malten wir uns schon aus, wie wir mithelfen würden, eine Schlacht zu schlagen, und dadurch berühmte Männer würden. Alles Bitten der Erzieher half nichts, wir wollten uns nicht ausziehen, und Fritz Louis und ich legten uns angekleidet aufs Bett, Schärpe und Degen auf dem Stuhl liegend. Aber der Angriff erfolgte nicht, wir schliefen ruhig ein, und den nächsten Morgen war alles wieder still.

Beförderung zum Premierleutnant

Als der König einmal [11. Juni 1813 abends 8 Uhr in Ernstdorf] in der militärischen Rangliste blätterte, fragte er mich, wo ich denn stünde. — Zwischen Premierleutnant Wichert und Werder. „Du bist aber doch nur Secondeleutnant," sagte der König. — Der vielen Avancements wegen stand ich an der Stelle. —

„Nun, so bist du von heute an Premierleutnant."

Väterliche Erlaubnis zur Teilnahme an den Befreiungskriegen

Ich war in Breslau zurückgeblieben, zu meinem großen Bedauern, weil [Prinz] Wilhelm Radziwill und Prinz Friedrich von Oranien [der am 28. Februar 1797 geborene Vetter] mitdurften und doch nur vierzehn und drei Tage älter waren als ich. Alles Bitten half nichts, und die Tränen flossen vergebens. Da wurde die Schlacht von Leipzig geschlagen. Nach derselben kam Papa [30. Okt.] über Berlin nach Breslau, und bei Tisch gab er mir die Erlaubnis, mit ihm zu gehen.

Ich wußte nicht, sollte ich weinen oder lachen vor Freude. Friederike [Tochter Prinz Ludwigs von Preußen, Bruders des Königs] hielt mir einen silbernen Teller vor und sagte: Lache dich einmal erst aus und beschau' dich, wie du aussiehst, — „auf sechs Wochen," setzte er hinzu, was mir die Freude etwas dämpfte. Major Natzmer wurde mir beigegeben. In aller Eile wurde meine Equipierung getroffen, und die Pferde usw. kamen nach Frankfurt, wo wir sechs Wochen blieben, nach. Ich ritt damals einen Doppelpony, erhielt aber später zwei größere Kosakenpferde, und beim Einzug in Paris sagte mir der [Ober-]Stallmeister v. Jagow, ich müsse jetzt große Pferde haben, und verschaffte mir eins aus dem Stall des Königs von Westfalen.

Beförderung zum Kapitän

Der König hatte die Epaulettes eingeführt. Als wir [3. November 1813 in Breslau] von einem Ritt zurückkamen, fand er die ersten Exemplare in seinem Zimmer liegen. — „Ich habe diese Epaulettes in der Armee eingeführt. Da hast du die ersten," sagte mir der König. Ich sah, daß sie Kapitänsepaulettes waren und bemerkte es dem König. — „Du bist Kapitän," gab er mir zur Antwort. —

Kompaniedienst habe ich nie getan, während Fritz Louis und der Kronprinz es mußten, letzterer in Breslau.

Ich bekam später [1. Januar 1816] ein Bataillon und avancierte [30. März 1817] zum Obersten.

Der Ruhm des Großen Königs in Frankreich

Als der König bei Vesoul bei beginnendem Einmarsch einen Spaziergang vor die Stadt machte [23. Jaunar 1814 nachmittags], begrüßten ihn mehrere Bürger durch Abziehen der Hüte. Der König bat sie, sich zu bedecken. „Devant un petit-fils (neveu) de Frédéric le Grand on ne se couvre pas," war die Antwort.

Feuertaufe bei Bar-sur-Aube

Am 27. Februar 1814 war die Schlacht von Bar-sur-Aube geschlagen worden. Der König war mit uns hinausgeritten und hatte sich etwas weit vorgewagt, um dem Angriff eines Kürassier-Regiments zuzuschauen. [Oberstallmeister v.] Jagow und [Oberst v.] Thile baten den König inständig; zurückzureiten; er tat es auch. Beim Umkehren sagte er mir, ich solle zurückreiten, um den Namen eines Infanterie-Regiments zu erforschen. Ich ritt eiligst zurück, von Kugeln umflogen, und fragte nach dem Namen.

Es war das Regiment Kaluga. Sodann ritt ich wieder zurück, immer von den feindlichen Kugeln verfolgt. Der König sagte kein Wort. Jagow und Thile aber ritten mit dem anderen Gefolge auf mich zu und schüttelten mir die Hand. Ich verstand, sie wollten mir damit ihre Freude ausdrücken, daß der König umgekehrt war, und erst nachher, als mir der Kaiser von Rußland den Georgenorden überreichte mit den Worten: „Le roi l'a permis" [die Verleihung erfolgte 5. März], verstand ich den Sinn. Das Eiserne Kreuz erhielt ich aber erst den 10. März, am Stiftungstag desselben.

Die Zwiebelmilchsuppe von Pougy

Am 20. und 21. März 1814 wurde die Schlacht von Arcis-sur-Aube geschlagen. Wir waren mit dem König in dem Dorfe Pougy einquartiert und hatten in der Nacht vom 21. auf den 22. auf Stroh geruht. Am Morgen des 22., meines Geburtstages, empfing mich General v. Rauch, der bei uns schlief, mit den Worten: „Ich wünsche Ihnen viele solche Tage!"

Bald zeigte sich Hunger, und wir fragten die Bourgeoise, was sie uns wohl bereiten könne. Sie antwortete, sie würde auf Wunsch eine Milchsuppe mit Zwiebeln kochen. Sie wurde bestellt, und wir setzten uns mit großem Appetit daran. Doch war sie weniger gut, als sie aussah, und ich konnte sie kaum genießen. Da kam der König dazu, verlangte auch davon zu essen und fand sie vortrefflich.

Seit der Zeit mußte diese Suppe immer zu meinem Geburtstage gegeben werden, und der König konnte sogar manchmal recht ungnädig werden, wenn sie uns nicht schmeckte.

Der Kriegsrat bei Vitry

Als am 24. März bei Vitry der große Kriegsrat gehalten wurde, welcher entscheiden sollte, ob die verbündete Armee nach Paris marschieren sollte, unbekümmert um den gegen den Rhein abziehenden Napoleon, — eine Meinung, welche die jungen Offiziere, darunter wir Brüder, heiß erwarteten, — hatten die Monarchen, die Oberbefehlshaber und Schwarzenberg auf einem kleinen Sandhügel Posten gefaßt und beratschlagten lange und ernst. Da sahen wir sie endlich, wie der König dem Kaiser die Hand schüttelte und alle andern seinem Beispiel folgten, und zwar mit so heiterem und zuversichtlichem Gesicht, daß kein Zweifel über den gefaßten Entschluß entstehen konnte. Der Kronprinz und ich traten etwas zaghaft an den König heran und fragten: „Geht's nach Paris?", worauf der König antwortete: „Naseweise Jungens! Was geht euch das an!", aber so heiter und zufrieden, daß die Bejahung der Frage außer allem Zweifel war. Der Jubel, der auf diese Nachricht folgte, läßt sich kaum beschreiben. Wie ein Lauffeuer ging sie durch die Reihen. Die Ermüdung des Nachtmarsches war vergessen.

Die Schlacht von La Fère Champenoise

A. Aufzeichnung der Königin Victoria von Schweden

Dieser [der Nachtmarsch] war nach der Schlacht von Arcis-sur-Aube unternommen worden, um zu versuchen, den nachrückenden Teil der napoleonischen Armee von der seinen zu trennen. Dies gelang, und am 25. März wurde die Schlacht von

La Fère Champenoise geschlagen. — Während des Gefechtes sahen wir in der Entfernung eine dichte Staubwolke. Man riet auf Blücher; um aber die Sache aufzuklären, wurde Major Natzmer („vous qui êtes si bien à cheval") hingeschickt. Auf einmal sah man ihn umkehren, die Mütze schwenken und ebenso schnell zurückreiten, als er fortgeritten war. Es war der Feind. Sogleich ließ Kaiser Alexander alle Truppen zusammenziehen, und wir selbst trugen die Befehle hin und her.

La Fère Champenoise war ein glänzender Sieg, und immer näher rückte man vor Paris. (Bei den Gefechten durften wir den König nicht willkürlich verlassen.) Unsere Spannung und Erwartung steigerte sich stündlich.

B. Aufzeichnung Kaiser Wilhelms II.

Wir hielten auf einer Höhe und beobachteten den Verlauf des Kampfes. Während des Gefechtes sahen wir in der Entfernung eine dichte Staubwolke. Man riet auf Blücher. Um aber die Sache aufzuklären, wandte sich der Kaiser Alexander an S. M. den König mit der Bitte, zu gestatten, daß Natzmer in seinem Auftrage rekognoszieren dürfe. Nach Zustimmung des Königs rief der Kaiser Major Natzmer zu sich heran. Natzmer ritt einen berühmten, schnellen Schimmel namens „Eclair". Der Kaiser sagte zu Natzmer: „Vous qui êtes si bien à cheval, allez voir ce que cette colonne de poussière veut dire!"

Natzmer jagte davon.

Auf einmal sah man ihn umkehren, so schnell zurückgaloppieren, wie er fortgeritten war und seine Mütze heftig schwenken. Er rief uns von weitem zu: „C'est l'ennemi!"

Sofort befahl der Kaiser, die in der Nähe in Reserve befindlichen — meist russische Truppen — vorzuziehen. Das nächste, was zur Hand war, war eine Kosaken-Division mit reitender Artillerie. Mit Erlaubnis des Königs stellten wir uns dem Kaiser zur Verfügung, und ich erhielt den Befehl, die Kosaken-Division, vor allem deren reitende Artillerie vorzuholen. Der Kaiser sprach mir die russischen Worte vor, die ich den Führern zu sagen hatte, und nachdem ich sie richtig wiederholt hatte, entließ er mich. Ich eilte zu der Kosaken-Division und überbrachte dem vor der Front haltenden Führer nebst Stab den Befehl des Kaisers zum Vorreiten. Der ward sofort weitergegeben. Die Signale ertönten. Die reitenden Batterien gingen im Galopp vor, deren Führung ich, vorangaloppierend, übernahm. Als wir uns der Höhe, auf der die Monarchen hielten, näherten, kam der Kaiser uns entgegen, bezeichnete dem Bataillonskommandeur den Ort des Auffahrens und das Ziel und ritt uns voran. Wobei er mir zurief: „Répète les mots de commandement que je donnerai en russe!" Auf der Höhe angelangt, rief der Kaiser: „Spassstoi!" Ich kommandierte nach. Die Batterien hielten, protzten ab und, nachdem sie das vom Kaiser und auch vom König und mir angegebene Ziel erfaßt hatten, eröffneten sie ein sehr wirksames Feuer auf den anscheinend völlig überraschten Feind. Unsere Truppen drangen unaufhaltsam vor, die französischen Kolonnen wurden gegen die Stadt geworfen, an deren Eingang ein heftiges Handgemenge entstand. Wir ritten heran. Da erblickte der Kaiser eine hohe Reisepostchaise mit Kutscher und Dienern in großer Livree, die mitten in dem Getümmel in schwerer Bedrängnis war. Am Fenster war eine Dame zu sehen. Sofort wurden vom Kaiser wie vom König die Adjutanten und Ordonnanzoffiziere in die Mêlée gesandt, und ihren vereinten Kräften gelang es, die Chaise zu befreien und zu den Monarchen zu eskortieren. Als diese an den Wagenschlag ritten, sagte der Kaiser zu meinem Vater: „Mais c'est la Comtesse de N.!" Beide Herren begrüßten sie warm, und nach einiger Konversation erkundigten sie sich nach ihrem Reiseziel. Sie nannte ihr Chateau, und so empfahlen sich die Monarchen bei ihr und stellten zu ihrem Schutz eine Eskorte, die sie ungefährdet aus dem Bereich der Truppen bringen sollte. Als die Chaise abfuhr, nahm der Kaiser und die ganze Suite die Hüte ab, wir Preußen salutierten.

Diese ganze Episode spielte sich wenige hundert Schritt von dem Handgemenge der Truppen vor dem Tore von La Fère ab.

Kapitulation von Paris

Der 30. März brach hell und freudig an. Vor Paris wurden blutige Gefechte geschlagen, bei denen die Heerführer mit den russischen Truppen nicht sehr zufrieden waren. Der König stand mit uns erst bei Romainville, dann bei Montreuil ziemlich

nahe den Gefechtslinien. Eine Meldung nach der andern traf ein. „Le Colonel Alvensleben [befehligte die preußischen Garden] se bat comme un ange," meldet General Ojarowsky [Generaladjutant des Zaren], worauf Kaiser Alexander sein eigenes Georgenkreuz loslöst und es ihm schickt.

Ein Offizier von niederem Rang wurde von der Stadt geschickt zum Kapitulieren, wurde aber nicht angenommen mit der Weisung, man würde nur mit einem General unterhandeln. Letzterer erschien auch. Der Einmarsch wurde beschlossen und mit Jubel von den ermatteten Truppen aufgenommen, die bei dieser Meldung neuen Mut und neue Kraft faßten.

Einzug in Paris

Im Hauptquartier war keine bestimmte Nachricht über die Stimmung der Bevölkerung vorhanden; die Offiziere der Suite meinten einstimmig, daß man jeden, der ein Hoch auf die Monarchen ausbringen würde, niederhauen sollte. Als wir aber [31. März] einritten und ein einstimmiges Hoch ertönte, war an diese Maßregel natürlich nicht mehr zu denken. Der Triumphzug, denn so konnte man ihn mit Recht nennen, bewegte sich durch die dichtgedrängten Straßen bis zu den Champs-Elysées, wo Vorbeimarsch stattfand; wir hatten große Mühe, in der Nähe des Königs und Kaisers zu bleiben, und oft wurden wir viertelstundenlang von ihnen getrennt, trotz unserer Bemühungen, mit Gewalt die Reihen zu durchbrechen.

Der Vorbeimarsch bot einen ergreifenden Anblick dar, denn viele Offiziere der Garde, die blessiert worden waren und nur einigermaßen gehen konnten, marschierten mit, um diesen Triumph- und Freudentag des Vaterlandes miterlebt zu haben.

Während des Vorbeimarsches war das Publikum kaum zu bändigen: ein Mensch, der mit einem Gewehr erblickt wurde, wurde sogleich von ihm niedergehauen [da man ein Attentat auf den Kaiser und den König vermutete]. Die Leute stiegen in die Steigbügel der Offiziere und mehr wie einmal wurden wir Prinzen gefragt: „Etes-vous les pages du roi de Prusse?" Antwort: „Non, nous sommes ses fils." — „Alors vous êtes les fils de cette reine qui est morte de chagrin du tyran!" — Großfürst Konstantin ritt mit uns.

Die Monarchen begaben sich zuerst zu Talleyrand; wir folgten. Dort wohnte Kaiser Alexander, und dort wurden auch die ersten Maßregeln getroffen. Erst später ritt der König in seine Wohnung. (Jetzige deutsche Botschaft.)

Hier setzte sich alles sogleich hin, um dem Grafen Schwerin (siehe darüber das Buch: Sophie Gräfin Schwerin [Ein Lebensbild, hrg. von H. v. Romberg, 1869, S. 354]), der die Siegesbotschaft nach Berlin bringen sollte, Briefe in die Heimat mitzugeben. —

Der Einzug Ludwigs XVIII. bot ein trauriges Bild dar. Er fuhr in einem Wagen, neben der Herzogin von Angoulême sitzend, ein und konnte der Gicht wegen nicht gehen.

Ein Zug war sehr rührend, nämlich der, daß er bei dem vielen Hurrarufen immer auf die arme Herzogin deutete.

Der Zug bewegte sich nach Notre Dame, woselbst der König, auf zwei Adjutanten gestützt, schwankend und mit dicken Füßen, dem Hochaltar zuschritt. Dort war ein Prie-Dieu [Betstuhl] aufgestellt, auf dem die Herzogin niedersank und lang im Gebet verweilte.

Paraden und Manöver

Der König liebte sehr die Paraden und ordnete bei jeder Gelegenheit eine an. Als der Kaiser von Rußland da war, wurde auch eine angesagt. Oberst [-Leutnant] v. Roeder, der mein Regiment [Erstes Garde-Regiment z. F.] kommandierte, war unglücklicherweise gestürzt, der Brigadekommandeur abwesend, und so mußte ich als Ältester das Regiment vorbeiführen, was übrigens ganz gut ging.

Bei einem Manöver war ich in derselben Lage.

Der König gab eine Übung an und fragte mich, ob ich sie verstanden habe, worauf ich antwortete, dieselbe Übung sei vor einem Jahr schon ausgeführt worden; worüber mich der König sehr lobte. —

Als ich im Jahr 1817 nach Rußland reiste, erhielt ich [6. Juni] das 7. Regiment und schied somit aus der Garde aus.

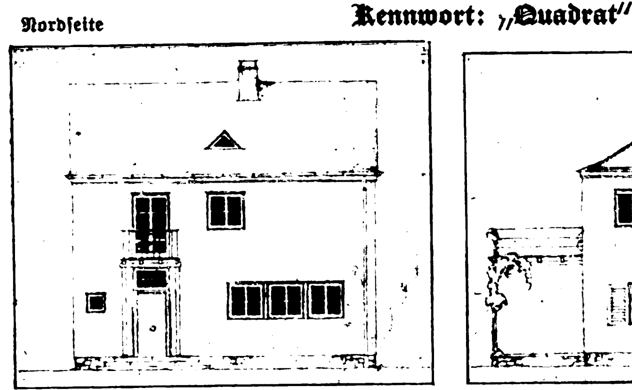
Unser Preisausschreiben
für ein Eigenhaus der jungen Welt, der neuen Zeit

15 000 Mark Architektur-Preise; 25 000 Mark Baugeld

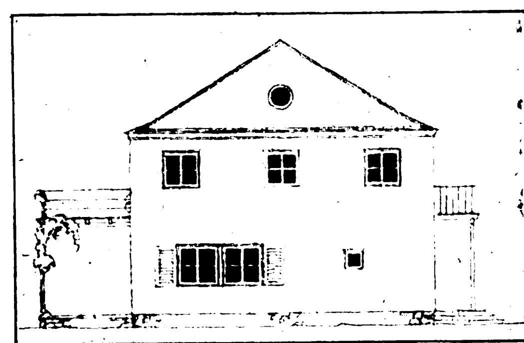
gestiftet von der „Deutschland"-Bauspar-A.-G. für Stadt und Land, Berlin W 8

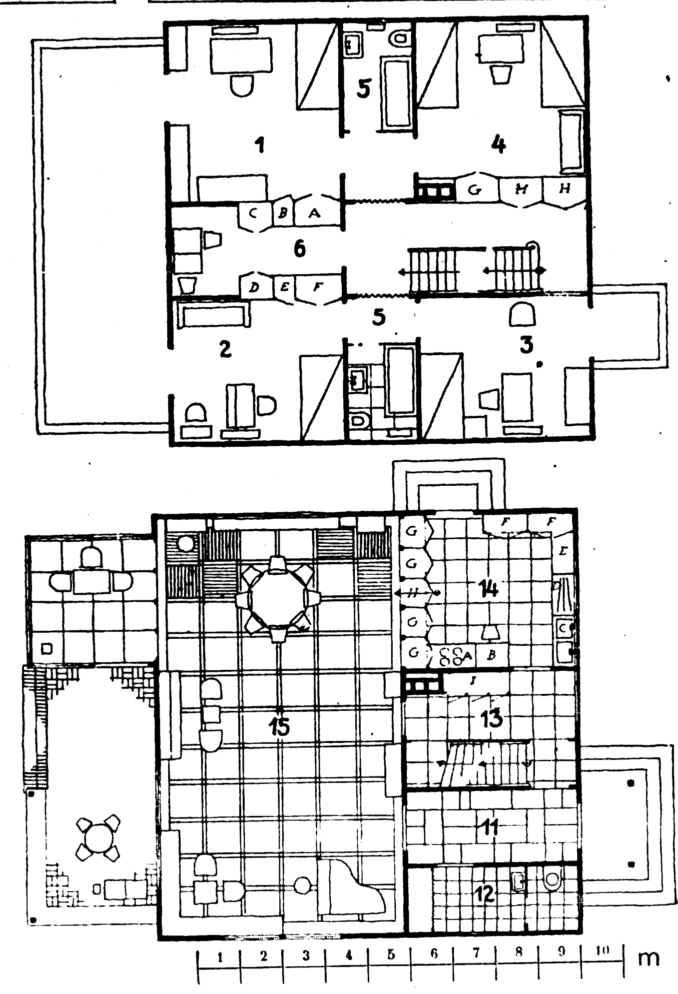
Kennwort: „Quadrat"

Nordseite



Ostseite



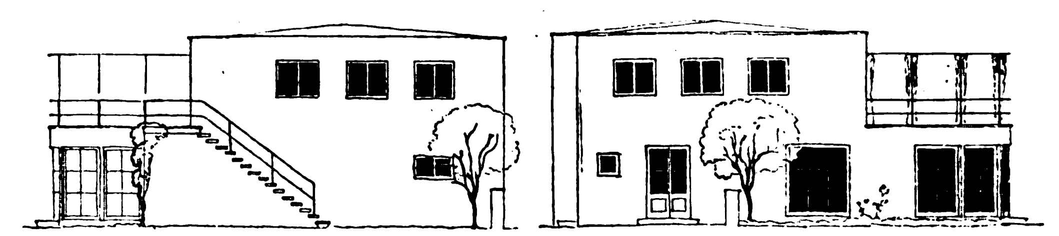


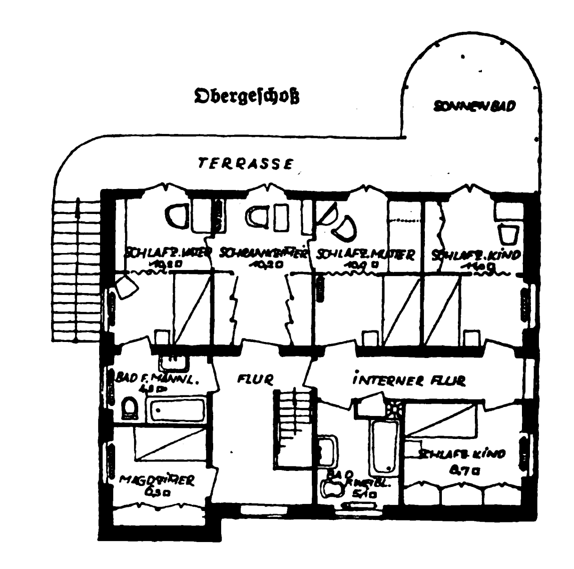
Obergeschoß
1. Schlafzimmer d. Herrn
2. „ „ Dame
3. „ „ Tocht.
4. „ „ Sohn.
5. Bad
6. Nähplatz

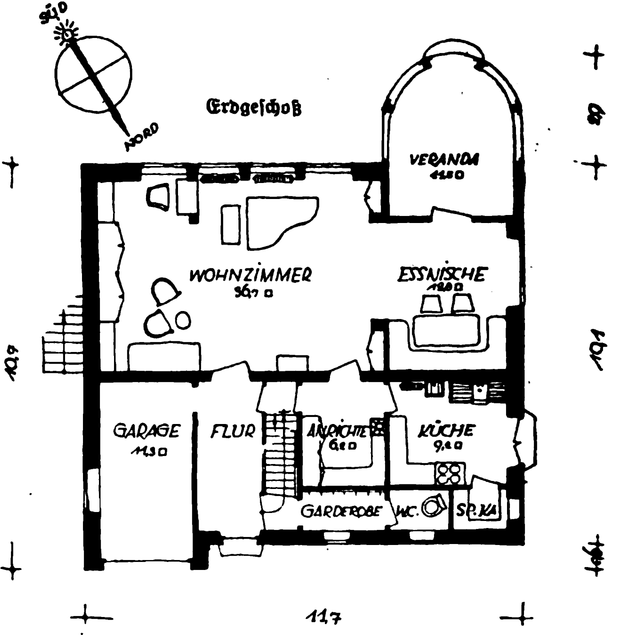
Ein Fachwerkbau. Kellergeschoß aus Bruchsteinen oder auch aus Beton, Ziegelsteinen, je nach der landschaftlichen Lage. Ausriegelung mit Schwemmsteinen, derart, daß das Holzwerk an der Außenseite 1 cm hinter dem Stein liegt, um einem isolierenden Putzträger Platz zu geben, der ein Reißen verhindert. Außenputz hellgelblich getönt, Läden graugrün. Schieferdach verschalt. Umbauter Raum: 1134 Raummeter. Mit je 30 RM. gerechnet. Gesamtkosten: 34 000 RM. und 2000 RM. Heizung, mithin 36 000 RM.

Erdgeschoß
11. Eingang
12. Kleiderablage
13. Wirtschaftsraum
14. Küche
15. Großer Wohnraum

Kennwort: „Terrasse!"







Das Haus steht auf einem Grundstück mit freier Südlage; Zugang und Zufahrt von einer Ost-Weststraße.

Baumaterial: Außen- und Trennwände massiv aus Bimshohlblocksteinen und Bimsplatten (Leichtwände). Außenwände mit Kalkmörtel verputzt und weiß getüncht. Decken als massive Hohlsteindecken. Dach auf massiver Unterkonstruktion mit Ruberoid oder Kupferblech auf Holzschalung gedeckt.

Die im Obergeschoß nebeneinander liegenden Schlafräume sind durch Türen mit einer Terrasse und einem Luft- und Sonnenbadbalkon verbunden.

Großer Wohnraum im Erdgeschoß, gegen Süden, mit anschließender Eßnische, ist einerseits über eine verglaste Veranda mit dem Garten, anderseits durch die Anrichte mit der Küche verbunden.

Sämtliche Nebenräume liegen im Untergeschoß.

Baumaße:

Untergeschoß 254,47 Raummeter.

Erdgeschoß 361,14 Raummeter.

Obergeschoß 279,75 Raummeter.

Baukosten:

985 Raummeter zu je 40 RM. = 39 400 RM.

Kennwort:
„Der Sonne zu!“



Baumaße und Baukosten: Erd- und Obergeschoß mit 660 Raummeter umbauten Raumes zu je 37 RM. = 24 420 RM.

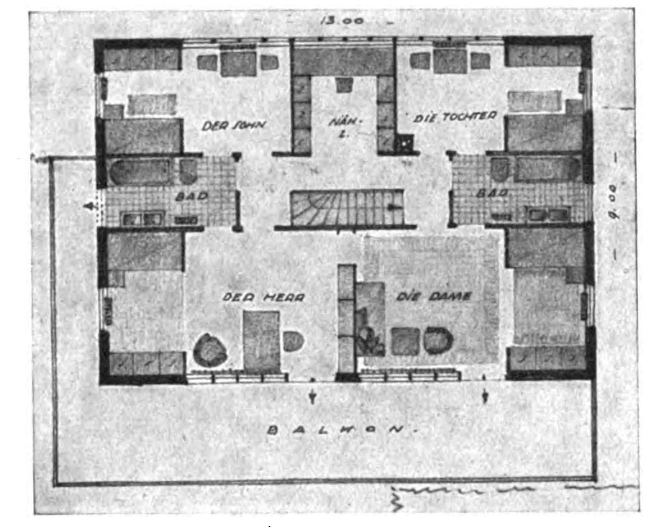
Untergeschoß und Garage 160 Rm. zu je 25 RM. = 4000 RM.

Terrasse, Wirtschaftsgarten und Eingang 800 RM., Balkon mit Geländer 400 RM., Einfriedigung 380 RM.

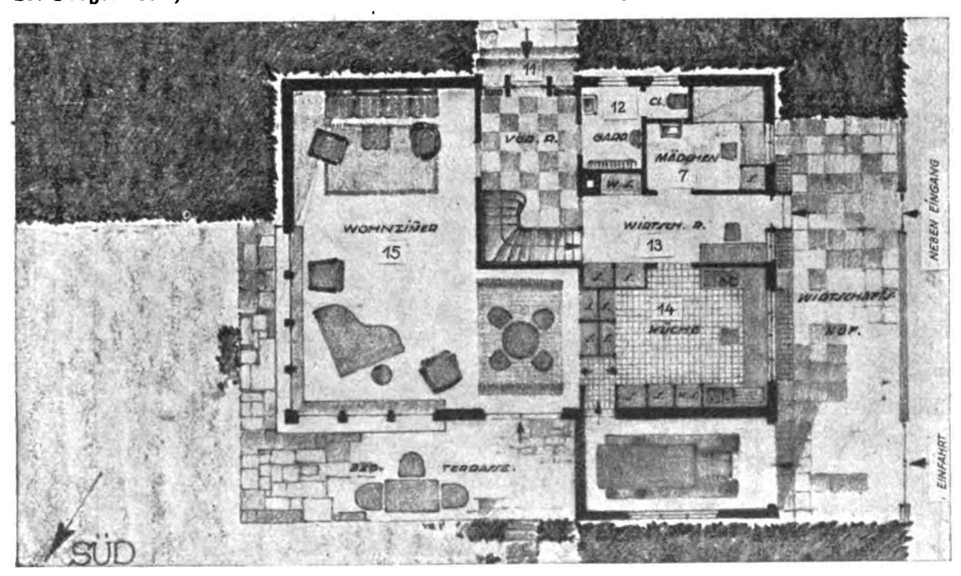
Gesamtkosten: 30000 RM.

Erdgeschoß

7. Hausangestellte
11. Eingang
12. Kleiderablage
13. Wirtschaftsraum
14. Küche
15. Großer Wohnraum



Obergeschoß



Erdgeschoß

Maßstab 1:200

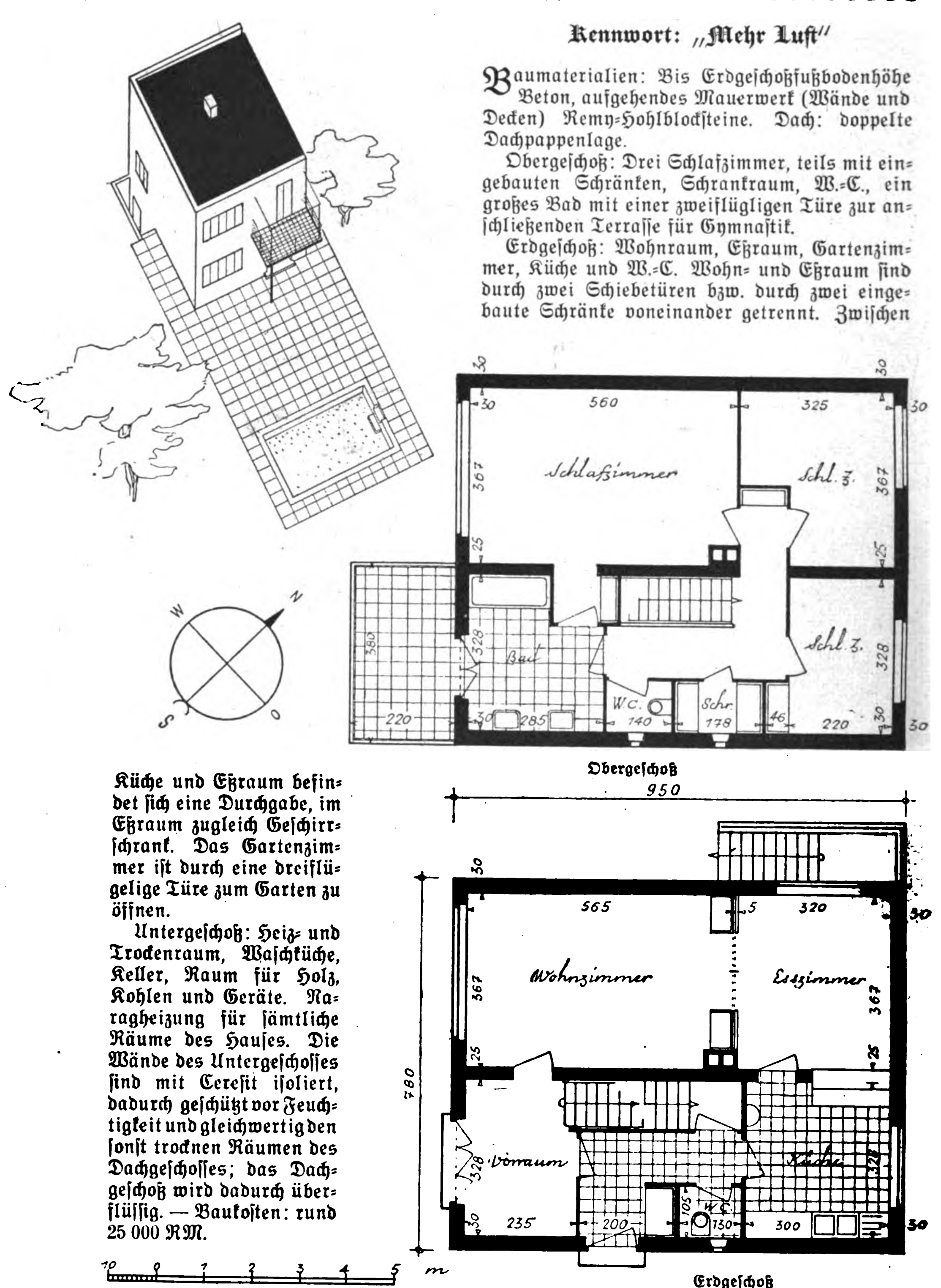
Kennwort: „Mehr Luft"

Baumaterialien: Bis Erdgeschoßfußbodenhöhe Beton, aufgehendes Mauerwerk (Wände und Decken) Remy-Hohlblocksteine. Dach: doppelte Dachpappenlage.

Obergeschoß: Drei Schlafzimmer, teils mit eingebauten Schränken, Schrankraum, W.-C., ein großes Bad mit einer zweiflügligen Türe zur anschließenden Terrasse für Gymnastik.

Erdgeschoß: Wohnraum, Eßraum, Gartenzimmer, Küche und W.-C. Wohn- und Eßraum sind durch zwei Schiebetüren bzw. durch zwei eingebaute Schränke voneinander getrennt. Zwischen Küche und Eßraum befindet sich eine Durchgabe, im Eßraum zugleich Geschirrschrank. Das Gartenzimmer ist durch eine dreiflügelige Türe zum Garten zu öffnen.

Untergeschoß: Heiz- und Trockenraum, Waschküche, Keller, Raum für Holz, Kohlen und Geräte. Naragheizung für sämtliche Räume des Hauses. Die Wände des Untergeschosses sind mit Ceresit isoliert, dadurch geschützt vor Feuchtigkeit und gleichwertig den sonst trocknen Räumen des Dachgeschosses; das Dachgeschoß wird dadurch überflüssig. — Baukosten: rund 25 000 RM.



Der Alpenmaler Hans Beatus Wieland

VON PROF. DR. JOS. POPP

Hans Beatus Wieland ist heute der vielseitigste und stärkste Maler der Alpen, zumal der Hochalpen. Den Alpinisten und Skiläufern gilt er als „der“ Bergmaler, als „ihr“ Meister: er stellt wie kein anderer die Berge und den Winter so dar, wie sie ihn empfinden. So sehr diese Wirkung für die Echtheit seiner Schilderung spricht, so wenig ist damit schon deren künstlerische Qualität gesichert oder ihre Leistung erschöpft: die antike Malerlegende läßt sogar Vögel nach gemalten Früchten fliegen. Ist diesen die letzte Treue das Höchste, so doch nicht uns. Kunst ist weder Nachahmung, noch Ersatz der Wirklichkeit und ihres Lebens; sie schafft eine neue, intensivere Wirklichkeit,



Tanzende Bergführer. 1924. Gemälde

aus der die Natur wie ein Symbol auftaucht. Damit kann der Künstler uns auch einen Stoff nahebringen, den wir aus der eigenen Erfahrung nicht oder nur ungenügend kennen. Ist Wieland wirklich **der** Alpenmaler, der Maler der Schnee- und Eisregion, der Sonnenherrlichkeit über den Gletschern, so muß er davon auch jene überzeugen, die diese Welt nur von unten oder aus dem Fernblick des Panoramas kennen. Das aber ist durchaus der Fall; er weiß uns die herbe, harte, rauhe Schönheit der Firnen und Schneefelder, die ungeheure Wucht gewaltiger Bergkuppen, die reckenhafte Gestalt einzelner Bergriesen, ihre hehre Majestät und sieghafte Einsamkeit unmittelbar nahezubringen. Ebenso läßt er uns Licht allerart schauen, bald ungehemmt, bald verschleiert von Dunst oder Nebel, verdüstert von schweren Wolkenmassen, wie deren tobenden Ansturm und ihr Zerschelltwerden. Wieland bringt uns aber auch die Bewohner und Besucher dieser Welt in ihrer schweren, stämmigen und stählernen Art nahe, die Jäger,



Die Schwyzerinnen bei Rotenturm. Gemälde. 1901. Aarau, Sammlung H. Grüebler



Ringkampf in der Sennhütte. Gemälde. 1897



Am Holzplatz. Gemälde. 1925

Bergführer, Wildheuer, Holzknechte, Sennen und Bauern, wie den Sportsmann und Touristen. Bald ist ihm der Mensch Maßstab, bald Stimmungsträger oder Stimmungsdeuter. Und all das gibt er in einer kraftvollen, lichten, zügigen, ja schwunghaften Farbensprache, in einer Form, die im Laufe der Jahre immer ausdrucksvoller und gesammelter wurde. — Trotzdem wird es immer noch genug Leute geben, die bei aller Natur- und Bergfreudigkeit für diese Welt wenig übrig haben, ja sie ablehnen. Man mag hierin jeden nach seiner Fasson selig werden lassen und doch auf die Eigenart dieser Welt eindringlich hinweisen. Das Verständnis dieser „Schönheit" hat ihre schwere Zugänglichkeit, haben die Mühen und Gefahren des Alpenwanderns lange hintangehalten; ihre Winterherrlichkeiten hat erst der Skilauf erschlossen. Heute führen bequeme Bergstraßen in die Region des ewigen Eises, kann selbst die elegante Welt ihren Sommerflirt in dessen Nähe verlegen. Wir sind durch die Technik allerart so stark verwöhnt, daß wir nicht bedenken: die vor uns lebten, standen geistig nicht weniger hoch und nur um dieses Entbehrens willen stehen sie uns in manchem nach.

So haben die Griechen, selbst ein berglandbewohnendes Volk, ihren Götterhimmel auf den ihnen unzugänglichen Olymp versetzt und trotz ihres starken Naturgefühls erst in der Zeit des Hellenismus die eine oder andere Bergbesteigung um ihrer selbst willen unternommen. Auch die naturfreudigen, unerschrockenen Römer, die ihre militärischen Unternehmungen über den Apennin und die Alpen führten, empfanden nur die Schrecken der Bergwelt. Ihr Geschichtsschreiber Livius redet ausdrücklich von der „foeditas Alpium", von der „Häßlichkeit der Alpen"; und Spätere stimmten ihm bei. Obwohl seit Karl dem Großen der Zug der Nordländer nach dem Süden die Alpenwege mehrte und verbesserte, Pilger und Kaufleute einzeln und in Scharen, Gesandtschaften und Heereszüge über die Alpen wanderten, gedenken die Reiseberichte nur der Mühseligkeiten, zumal im Winter.

Eine poetische, aber wenig anschauliche Schilderung der Veroneser Klause, aus dem 12. Jahrhundert, blieb völlig wirkungslos; trotzdem gerade diese Gegend durch den Sieg Heinrichs des Löwen den Zeitgenossen bekannt und interessant war. Auch Petrarcas berühmte Ersteigung und Schilderung des



Prozession in Evolina. 1911. Gemälde. Wiesbaden, Sammlung Otto Henkell

Mont Ventoux, bei Avignon (i. J. 1335), in seiner geradezu modernen Erlebnisfähigkeit ein glänzendes Zeugnis des mit der Renaissance sich erweiternden Naturgefühls, blieb ohne weitere Auswirkung. Erst im 15. Jahrhundert taucht die Bergwelt, zumal jene der Alpen, als Bildhintergrund auf: geheimnisvoll-stimmungsmäßig bei Leonardo da Vinci, realistischer bei Dürer, der auch hierin stark auf die Zeitgenossen und seine Nachfolger, wie Altdorfer, gewirkt hat. Peter Breughel, der größte niederländische Maler des 16. Jahrhunderts, hatte für die Alpen ein besonderes Verständnis. Durch ihn wirkt dieser Vorwurf noch im 17. Jahrhundert nach, wird aber gegen dessen Ende und bis Mitte des 18. Jahrhunderts seltener. Nur in den Reisebeschreibungen kommen die Alpen zu teilweiser Darstellung, auch einzelne Berge. Hierfür war die Expedition auf den Mont Blanc (1787) eine Weltsensation, die auch die Darstellung nachhaltig beeinflußte. Im großen und ganzen aber ist in allen diesen Zeiten die selbständige Darstellung der Alpen außerordentlich gering — auch in der Literatur. Das berühmte Gedicht „Die Alpen", das der große Schweizer Naturforscher und Arzt Albr. v. Haller 1729 erscheinen ließ, ist mehr beschreibend und moralisierend als eine anschauliche Wiedergabe unmittelbarer Erlebnisse. Erst Rousseau, der aus der Kultur in die Natur flüchtete, hat ein poetisches Verständnis für die Alpen und ihre Erhabenheit gewonnen. Seine starke Wirkung auf den jungen Goethe spürt man in dessen „Briefen aus der Schweiz" (1779). Dieser wird dadurch der erste deutsche Dichter und Mensch, der die schneebedeckten, firngekrönten Berge voll auf sich wirken läßt und mit unübertroffener Meisterschaft schildert. Allmählich wächst auch von der wissenschaftlichen Seite her in weiteren Kreisen der Sinn für die Berge und zumal die Alpen, bald nach der Mitte des 19. Jahrhunderts bedeutend gefördert durch den schweizerischen, österreichischen, italienischen und deutschen Alpenverein, die nach dem englischen „Alpine Club" (1857) in den sechziger Jahren gegründet wurden. Ihre Wegbereitung und Unterkunftshütten, wie ihre eindringliche

Photographie im Verlag von Franz Hanfstaengl in München

Über dem Alltag. Gemälde. Nürnberg, Sammlung Hugo Rosenfeld. 1913



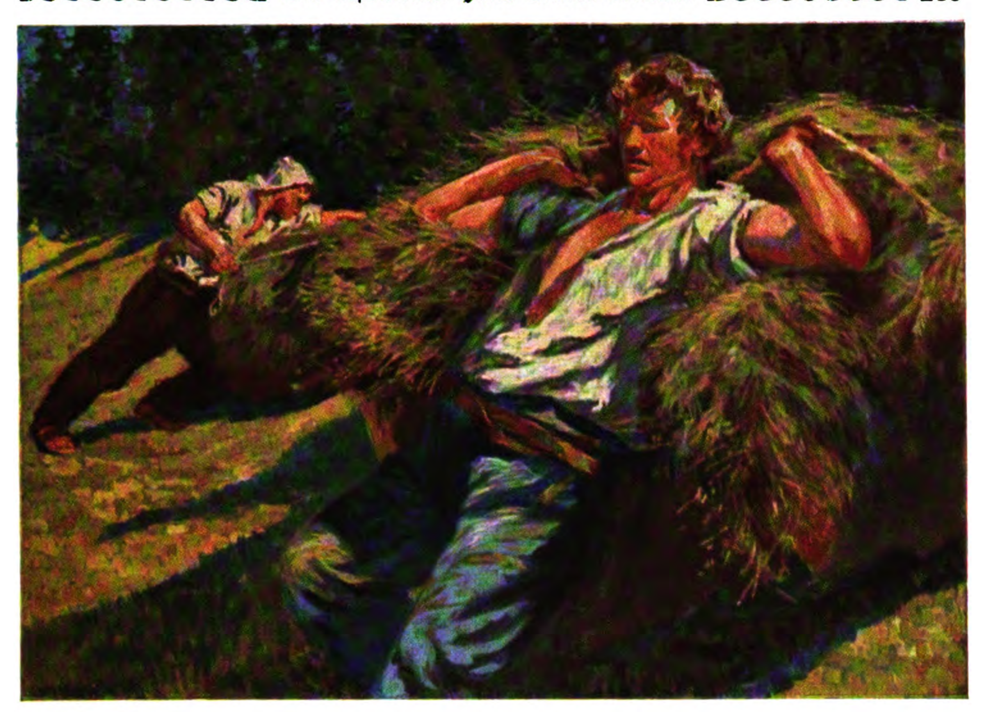
Fahnenschwinger. Gemälde. 1910. St. Gallen, Sammlung Mettler-Salzmann



Am Ziel. Gemälde. 1913

Werbung für die Bergwelt, die Sitte des Landaufenthaltes und wachsende Wanderlust haben in den letzten Jahrzehnten eine allgemeine europäische Alpenbegeisterung erzeugt. Die Künstler des 19. Jahrhunderts, namentlich der Schweiz und Süddeutschlands, vor allem der früheren Münchner Schule, haben lange vorher und auf mannigfache Weise die Gebirgsmalerei gepflegt. Einer der frühesten und bedeutendsten war der Tiroler J. A. Koch, aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts; ihm folgte Richter, später in der Schweiz Calame. Nach den fünfziger Jahren häufen sich solche Darstellungen, und heute kann man auch hier von einem gewissen Überfluß reden. — Eine bilderreiche Übersicht gibt das sorgfältige und anregende Werk von Bredt „Die Alpen und ihre Maler" (1911). — Am stärksten wirkten auf das jüngste Geschlecht Segantini und Hodler. In anderem Geist und anderer Form, mehr im Sinn der unmittelbaren Wirklichkeit, schafft H. B. Wieland; in dieser Art und vielfach auch in den Vorwürfen ein durchaus Eigener.

Was er anstrebt, sagen uns zunächst am klarsten und besten einige Andeutungen von ihm selbst: „Es ist der Inhalt meines Lebens geworden, mit der Bergwelt so zu verwachsen, daß die Bilder zu ihrer Synthese werden müssen. Heute, wo ich im Herbst des Lebens stehe, sehe ich genau mein Ziel und möchte nochmals jung sein, um von vorne anzufangen. Die feierliche Stimmung eines Abends oder Morgens in den Bergen suchte ich wiederzugeben, versuchte... denn ich weiß nur zu gut, daß ich mich da oft und gründlich ‚verhaute'. Immer und immer wieder versuchte ich den Einklang zwischen den Menschen und der Natur darzustellen, den Menschen als Träger des Stimmungsgehaltes, als lebendigen Ausdruck der ‚Umgebung' . . . Es sind immer nur Anläufe, die ich nehme und immer nur nehmen werde. Es ist mir ganz unmöglich gewesen, jemals anders zu malen, als ich es tat. Als Alleingänger kommt man langsam vorwärts. Die Kunstwandlungen der letzten dreißig Jahre haben mich stets sehr interessiert; aber ich konnte und wollte mich nicht ändern. So war ich nie modern. Für den berufsmäßigen



Wildheuer. Gemälde. 1910

Kunstkritiker bin ich ein sehr uninteressantes (?) Objekt, unkompliziert, gar nicht problematisch, aber, wie ich hoffe, gesund. Ich male für mich und habe nie ein größeres Glücksgefühl, als wenn ich vor der Natur arbeite. Dieses Glücksgefühl möchte ich durch meine Bilder auch anderen vermitteln. Ich bin kein Phantasiemensch, und deshalb gelingen mir die Bilder vor der Natur am besten. Gesund und stark möchte ich sein wie die Bergnatur und ernst und froh zugleich wie die Menschen in den Bergen."

H. B. Wieland steht im 61. Jahr, ist aber wie ein Vierzigjähriger, voll körperlicher und geistiger Spannkraft. Schon mit zwanzig Jahren ein eifriger und gewandter Bergsteiger, hat er sich seit 1886 mit besonderer Vorliebe dem Skilauf ergeben und davon außerordentliche Anregungen für seine Kunst gewonnen. Heute noch wandert er mit den „Latteln" und dem Malzeug in die Hochwelt der Berge, sie in unmittelbarem Anblick malerisch zu erobern. Wieland kam zu seinem Stoff und dessen selbständiger Bewältigung erst auf einem mühsamen und langen Umweg. Zunächst mußte er alles akademische Auffassen und Gestalten, das sich auch in seine Themen eingedrängt hatte, überwinden. Erst vor der Natur, in den Bergen seiner Heimat, vollzog sich die endgültige Befreiung. Dann ging es aber um so rascheren Schrittes vorwärts und aufwärts, zu eigener Anschauung, zu eigenem Stil. In den letzten zehn Jahren hat er auch eine gewisse dekorative Art, die ihm seine landsmännischen Kritiker heute noch als „Münchnerei" ankreiden, überwunden. Die Gegenwart findet den Künstler auf dem Weg zu einer konzentrierten Form- und Farbengebung von unleugbarer Wucht und Vergeistigung.

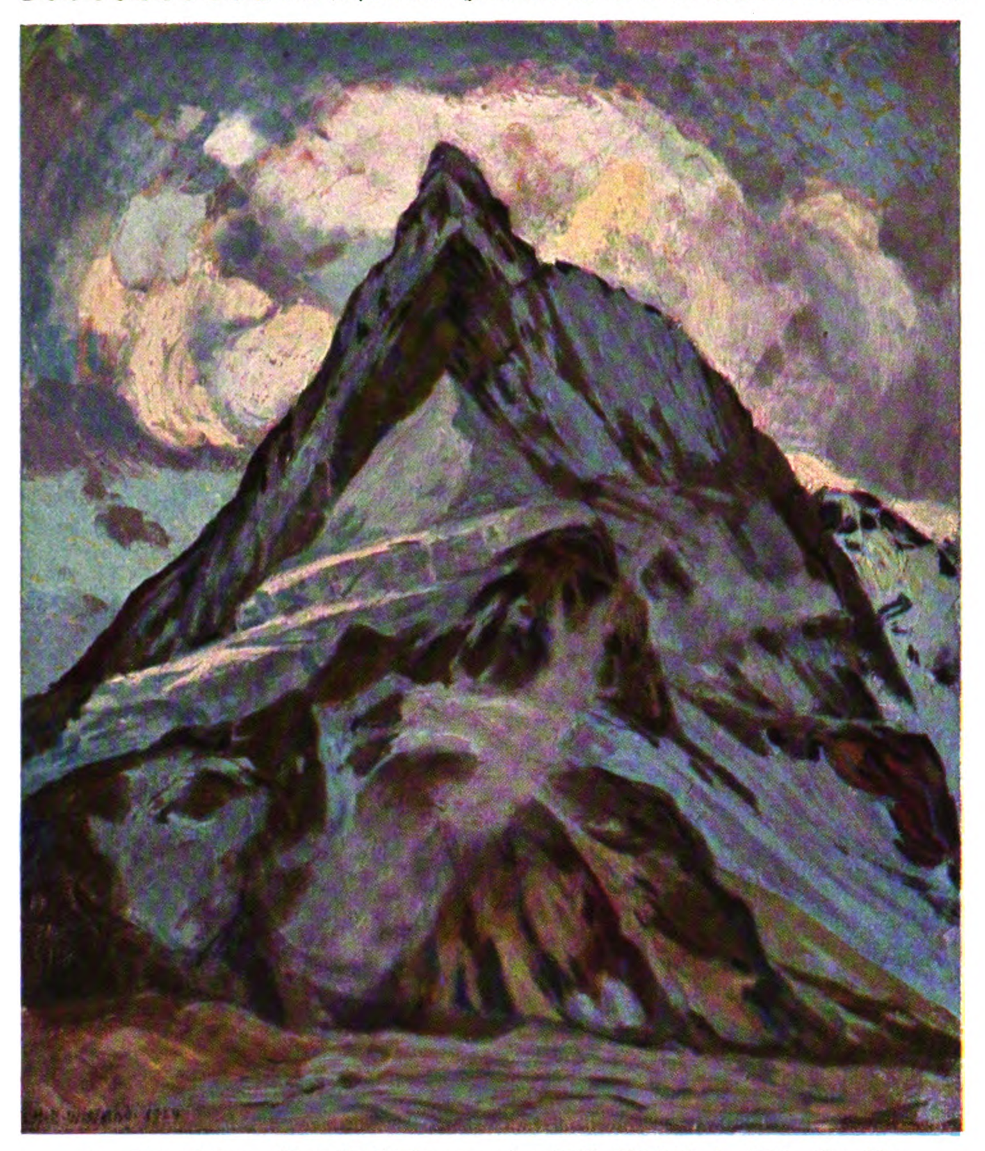
Das Gegenständliche seiner Malerei stammt aus Graubünden — vor allem für viele seiner Aquarelle —, aus dem oberen und obersten Engadin, aus der Hochgebirgswelt des Wallis und des Berner Landes. Er gibt weite Fernsichten, mächtige Gruppen der Nähe und einzelne Bergriesen; er gibt sie ummantelt von Eis und Schnee, im Glanz des wechselnden Lichtes, von dem harten Scheinwerferlicht bis zur schleierigen Gelöstheit, in Morgen- und Abendstimmung. Immer strebt er über das Vedutenhafte hinaus das Wesen, den Charakter der jeweiligen Erscheinung zu erfassen, vor allem das Gewaltige in ihrer herben Größe und sieghaften Wucht zu geben, ohne Pathos, möglichst ungeschminkt und doch frei von aller



Am Thunersee. Gemälde. 1924. Sammlung F. Frutiger-Beatenbucht

Brutalität. Ebenso vielseitig wie die Berge gestaltet Wieland deren Bewohner und Wanderer — in immer neuer Beziehung zu ihrer Umwelt. Hier sind Mensch und Natur ungefähr gleichwertig, dort tritt der Mensch als ihr Bezwinger auf, und die Berge werden ihm zur Folie, dann wieder erscheint er wie von ihnen überwältigt, ganz ihrer Stimmungskraft hingegeben, diese gleichsam verkörpernd. Oft aber wird der Mensch zur bloßen Staffage, ist kaum geduldet, wird klein und nebensächlich gegenüber der Natur. Auch in der Verwendung des Figuralen wie in dessen Gestaltung hat sich der Künstler gewandelt, entwickelt, gesteigert: während in früheren Bildern das Figürliche manchmal literarisch oder entbehrlich wirkt, nachträglich eingefügt scheint, oder in der Art der Einfügung problematisch bleibt, wachsen in den späteren Werken seine Menschen mit ihrer Umgebung zur Einheit zusammen — stets frei von Sentimentalität, ein gesundes, starkes, zähes Geschlecht — charaktervolle, mannhafte Typen.

Da sich der Inhalt dieser Bilder von selbst erläutert, nimmt man ihre künstlerische Form als zu selbstverständlich; es mag deshalb das eine oder andere Wort in dieser Hinsicht berechtigt sein. Unsere Auswahl erstreckt sich über vier Jahrzehnte und läßt die ganze Entwicklung in charakteristischen Werken überschauen. Der „Ringkampf in der Sennhütte" (1897) steckt, nach des Künstlers eigenem Wort, noch in der „braunen Sauce", wie man den damals beliebten Münchner Atelierton nannte; die Farbigkeit ist noch gering, Licht und Schatten sind wenig gelöst und lebendig, die Form zu glatt, wenngleich gegenüber früheren Arbeiten schon der Wille zur Wirklichkeit und Kraft erkennbar. Einen weiteren Fortschritt in dieser Richtung bedeuten „Die Schwyzerinnen bei Rotenturm" (1901). Anschaulich gibt sich der mühsame, aber unentwegte energische Zug dieser tapferen Frauen, ihre ruckweise Eroberung der Höhe; wirkungsvoll der Massenschub, aber doch so gelockert, daß die einzelnen Gestalten zur Geltung kommen; die Lockerung durch die spannigen Stricke gestrafft, der Stoß der gestaffelten Bewegung durch das Licht über der mittleren Bahn und das überschattete Weiß der Hemden verdeutlicht. „Der Wildheuer" (1910) zeigt eine stark gewandelte Form-



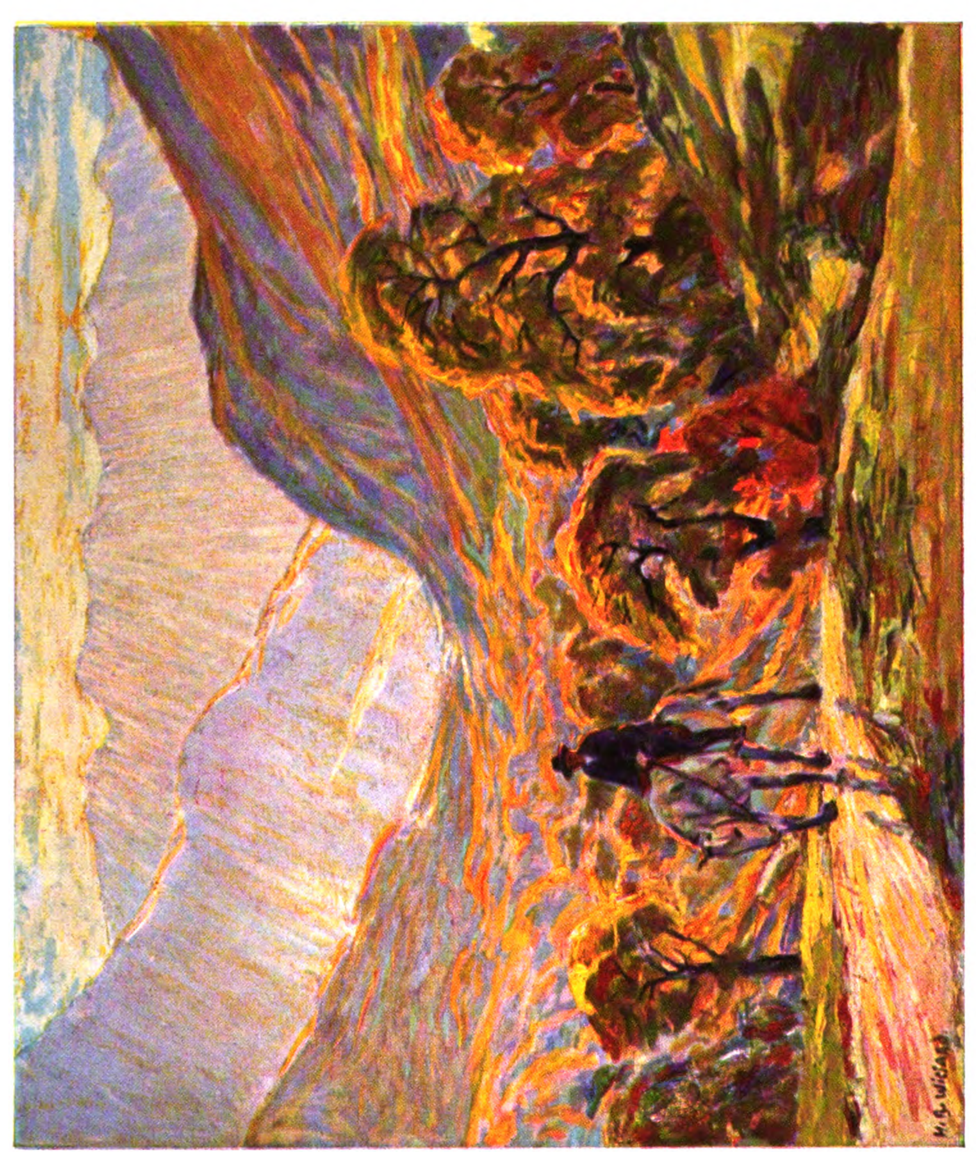
„Der Gewaltige“. (Das Matterhorn von der Schönbühlhütte.) 1924. Gemälde

gebung: in der Zwischenzeit war die Palette farbiger, der Vortrag gelöster, das Licht leuchtender und bewegter, die Körperbildung rassiger und naturhafter geworden. Prachtvoll, wie sich der reckenhafte Älpler gegen das allzu scharfe Tempo des abgleitenden Heuschlittens wölbt, dabei die ganze Spannkraft seiner Gestalt entfaltend. Anders verstrebt sich die Hintergrundsfigur gegen den Druck und Schub des mächtigen Ballens; sie drängt ihn zum Zweck des Verschnürens hinauf. In diesem Gegeneinander der parallelen Körper belebt sich das einfache Motiv, wächst es in die Tiefe, belebt es den Raum. Das Licht betont mit der weißen Farbe die Richtung noch weiter und gibt dem Grün mannigfache Tonabwandlungen, dem Ganzen sonnige Wärme und Fülle. Die groß bewegten Flächen in den „Fahnenschwingern“ des gleichen Jahres entwickeln einen dekorativen Zug und Schwung, der über ähnliche Werke der gleichzeitigen Münchner „Scholle“, unter Fritz Erler, Eichler, Münzer, in Form- und Farbenkraft weit



Am Brunnen von Soglio. Gemälde. 1926

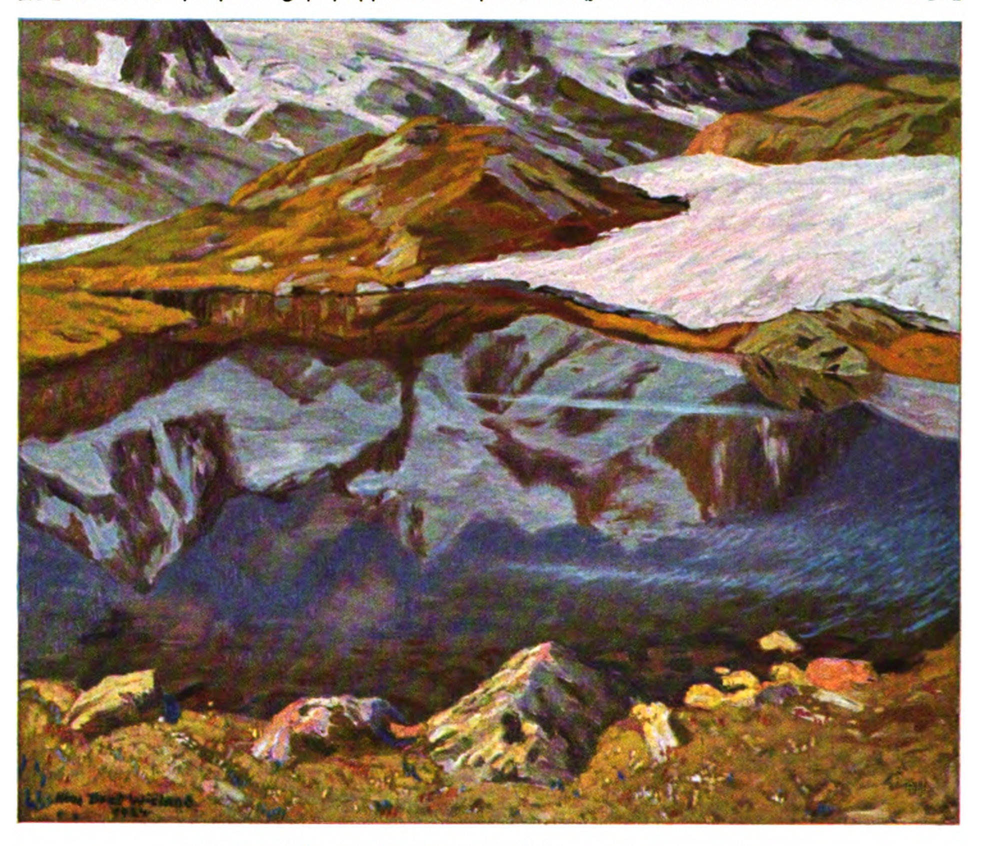
hinausreicht. Wir empfinden stark das stämmige Stehen auf freier, weiter Höhe. Das Wehen und Schwingen der Fahnen ist wie ein herausforderndes Jauchzen, hinüber zur nahen Eiswelt. Ein Höhepunkt dieser Jahre, der den Luft- und Lichtmaler Wieland glänzend zeigt, ist die „Prozession in Evolina" (1911). Kontrastreich stehen die dunklen, breiten Massen des Vordergrundes gegen den lichteren, aufrechten Turm und das Blockhaus, zwischen denen sich ein Platz auftut, aus dem es weiß und rot aufleuchtet, unwillkürlich den Blick auf sich ziehend. Dahinter das stille, vornehme Leuchten der opalisierenden Sommerluft, die die Berge wie mit silberig schimmernder Haut umgibt. Ein packender Ausschnitt sommerlicher Bergnatur, eines Alpendorfes und seiner religiösen Festlichkeit, wie ein ergreifendes Bild schlichter Frömmigkeit. Aber auch im engeren formalen Sinn ist dieses Bild eine hohe Leistung. In den wohl erwogenen Horizontalen und Vertikalen ausgeglichen, wird die Entwicklung des Festzuges äußerst geschickt veranschaulicht durch die Bewegung von links nach rechts im Hintergrund, die Wendung von hier wiederum nach links und dem Vordergrund, wodurch das am Beschauer Vorbeiziehen sich verstärkt. In eine andere Welt der Andacht führt uns „Über dem Alltag" (1913). Hier ist alles ungleich einfacher und stiller, erdenfern: die Breite und Tiefe des Naturraumes tut sich wie ein Tor zur Ewigkeit auf, wir spüren die Unendlichkeit und ihrer Erhabenheit Wirkung — wesentlich unterstützt durch das tiefe, reine Blau. Über dem sinnenden Mann steht die gestraffte Frau, säulenhaft in den Himmel emporwachsend, wie in erfüllter Sehnsucht ganz hingegeben. Der Mensch wurde hier als Maßstab, Mittel der Fernwirkung nötig; außerdem ist er stimmungdeutend, stimmungsteigernd — schlicht und doch ungemein eindringlich. Ein Bild männlicher Kraft und Energie bieten die wetterharten Gestalten „Am Ziel" (1913); wir freuen uns mit ihnen des sieghaften Augenblicks. Eindrucksvoll stehen die Silhouetten der Obersten gegeneinander und zum Umriß des Gebückten — eine wirksame Einheit im Äußeren und Inneren, gehoben durch die Welt der Eisregion. Hier zeigt Wieland



Herbst im Bergell. 1925. Neuhausen, Sammlung A. Bloch-Frey

seine vielseitige Fähigkeit, Schnee und Firn und Eis zu geben, im wechselnden Reflex des blauen Himmels: eine märchenhaft leuchtende Welt voll Sonne — dahinter die Ahnung des „weißen Todes". Stärker enthüllt sich das Bedrohliche der Bergwelt in den „Wandernden Mönchen" (1913). Hier herrscht nicht nur die gewaltige, noch mehr die gewalttätige Natur. Schwere Wolkenmassen fegt der Wind herab, er droht zum Sturm anzuschwellen, die Wege verfinstern sich und wollen im Nebel versinken, der Mensch wird klein, schemenhaft, hilflos. Der Wucht dieser Wirklichkeit entspricht die Kraft der Darstellungsmittel in den scharfen Graten wie in der schmissigen Formung der Gletscher.

Wie immer wieder anders Wieland Natur und Mensch zueinander in Beziehung zu bringen, gegeneinander auszuspielen weiß, zeigt er „Am Holzplatz" und „Am Thuner See", womit wir in das Schaffen des letzten Jahrzehnts kommen. Nun tritt der Mensch als starker Akzent zurück, wird mehr zur bloßen Staffage; anderseits durchdringen sich Licht und Farbe noch inniger, ohne daß



Spiegelbild am Cambrena-Gletscher. Gemälde. 1924

der Lokalwert der letzteren aufgehoben würde. Man beachte in diesem Sinn etwa das Rot der Baumstämme, das Blau und Grün am See und in den benachbarten Bergen. In diesem Bild bringt die Stellung des Schiffes und der Ruderer interessante Überschneidungen und Spannungen. Das „Spiegelbild“ (1924) am Cannivenna-Gletscher gehört in dieselbe Reihe. Als Bild ist es weniger befriedigend, weil es zu viele Einzelheiten hat, der Gegensatz von Wasser und Umgebung nicht gegeneinander ausgeglichen ist. Hier zeigt sich die Achillesferse des Künstlers: das Auge und die Naturbegeisterung verführen den gewandten Pinsel zur Abbildung. Ein Bild aber ist mehr, ist eine bewußte, gegenseitig ausgewogene Einheit der Bildelemente, im Sinn der Farbe oder des Lichtes oder der Massen. Auch „Tanzende Bergführer“ (1924) und „Das Einläuten des Frühlings“ (1925) bieten mehr ein Bildmotiv als ein Bild. Trotzdem kommt der schwere Rhythmus dieses Tanzes beinahe draufgängerisch heraus, von dem knapp genommenen Rahmen noch eindringlicher gemacht; aber der Abschluß nach der lichten Höhe befriedigt nicht. Mehr Ausschnitt ist auch das „Einläuten des Frühlings“ (1915), mit vorgebundenen Kuhschellen; heute noch am 1. März im Engadin Brauch. Köstlich wirkt die Eile und der Eifer der jungen Schar, edelsteinhaft brechen Erde und Fels und Baum aus dem Schnee, leuchtet das tiefe Blau des Himmels in der Sonnenwärme. „Der Herbst im Bergell“ (1925) ist ein prachtvolles Werk in jeder Beziehung; es zeigt Wielands Kunst auf voller Höhe. Wenigen wird es gelingen, des Herbstes goldenen Überfluß so leuchtend, so glühend, so satt und stark zu geben, in der Ferne duftig und schleierhaft zu bleiben und doch die Sonnenstrahlen so siegreich durch dieses Gewebe zu führen. Roß und Reiter sind gerade an der wirksamsten Seite eingefügt: zwischen zwei Bäumen, wie aus einem offenen Tor kommend, lassen sie ein lichtüberströmtes, wellig bewegtes Waldtal hinter sich, das hochstrebende Berg-



Das Einläuten des Frühlings. 1925. Gemälde. (München, Kunstausstellung Brakl)



Skiläuferin. 1928. Gemälde. (München, Kunstausstellung Brakl)

wände wie ein Paradies behüten. In die staffagenlose Natur führt uns „Der Gewaltige“ (1924). Wieland kennt den fast überheblichen Stolz solcher Riesen: wie stellt er des Matterhorns kecke Pyramide herausfordernd gegen Himmel und Sonne. Und wiederum anders gibt er den Eiger.

Für die letzte und höchste Stufe wünscht man dem Künstler eine größere Distanz zu seiner Welt — nicht im inneren, aber äußeren Sinn. Er meistert ihre Erscheinung derart, daß er es sich leisten kann und soll, sie aus der Vorstellung und dem Nacherlebnis erstehen zu lassen. Was die Darstellung dadurch vielleicht an äußerlicher Unmittelbarkeit verliert, gewinnt sie an gehaltvoller Vereinfachung. Es gilt einen noch höheren Ruhm, als der Meister der Alpinisten zu sein: den Ruhm, der Meister der Alpen und ihres großen Stiles zu sein. Wir trauen H. B. Wieland die Bezwingung auch dieses Gipfels seiner Kunst zu.

Der Jugendgeist in der Weltgeschichte

Von Univ.-Prof. Dr. Eduard Wechßler

Nicht oft im geschichtlichen Ablauf der uns bekannten Welt hat sich der Abstand zwischen alt und jung so weit und tief gespannt wie eben heute. Nicht oft ist es geschehen, daß sich Väter und Söhne, Mütter und Töchter so schwer verstanden haben. Der Weltkrieg hat diese Spannung nur verschärft, nicht erst verursacht. Schon um die Jahrhundertwende mehrten sich bei uns die literarischen Zeugnisse einer neuen Sehnsucht, die einen großen Teil der damals Heranwachsenden von Anerkanntem und Altgewohntem losriß. Man las allerlei Romane von Kindheit und Jugend dieser Werdenden. Man sah auf der Bühne dramatische Zusammenstöße der älteren Schüler mit Erziehern und Lehrern. Und am bedeutungsvollsten wurde dem deutschen Volk kurz vor dem Weltkrieg durch eine Reihe hervorragender Bühnendichter ein warnendes Sinnbild: die Hinrichtung des Freundes Katte vor den Augen des jungen Friedrich auf Befehl seines Vaters Friedrich Wilhelm I.

Und ebenfalls um die Jahrhundertwende hat in der studierenden Jugend Deutschlands sich eine bewußte Jugendbewegung unter dem Namen „Freideutsche Jugend" zusammengeschlossen. Sie will „aus eigener Bestimmung, vor eigener Verantwortung, mit innerer Wahrhaftigkeit, ihr Leben gestalten": in diesem Willen fand sich auf dem Hohen Meißner bei Kassel im Oktober 1913 ein großer Teil der geistig gesinnten deutschen Jugend zusammen.

Gewiß war schon die alte deutsche Burschenschaft von 1817 nichts anderes als eine Jugendbewegung gewesen. Auch in der Frühzeit des deutschen Humanismus und der Reformation war eine echte Jugendbewegung durchgebrochen. Auch bei Griechen und Römern, sobald wir tiefer blicken, geschah Erneuerung und neuer Glaube nicht etwa durch wenige einzelne allein, sondern durch das Emporkommen einer neuen Jugend, die sich als seelische Gemeinschaft fühlten und ihren Führern als ein Bund der Gleichgesinnten den Rücken deckte.

Nicht darauf kommt es an, daß im unaufhaltsamen Ablauf der Geburten neue Jugendreihen auftreten und um Licht und Boden streiten. Nur diese Jugend verdient ihren Namen wahrhaft, in der ein neuer Jugendgeist sein Recht verlangt. Der Tatbestand und Sachverhalt ist dieser, daß in den geistig bewegten und geistig führenden Völkern, mit ungleichem, nicht zu berechnendem Abstand nach etwa drei oder zwei oder nur einem Jahrzehnt eine neue Reihe Jugendgenossen auftritt, die von ähnlichem Sehnen und Hoffen, von ähnlichem Glauben und Lieben erfaßt sind und zu neuen Zielen vorwärts getrieben werden. Dem Leben soll ein neuer Sinn gewonnen werden, die Götzen sollen neuen Göttern weichen!

Wohl waren auch die Alten einmal jung. Auch sie waren einst vom Jugendgeist getroffen, der ihnen neue Aufgaben stellte und neue Pflichten auferlegte. Sie haben das, was ihnen zukam, so gut oder schlecht es eben ging, getan. Sie haben erfahren, daß auch der kühne und reiche Geist, sobald er sich im Stoff verwirklichen soll, begrenzt, beschränkt und abgemindert wird. Sie haben, seit sie alternd die Macht im Staate und Volke übten, sich selber eingeschränkt und zu früh verzichtet. Sie haben sich seitdem gar oft am bloßen Wort und an der scheinbaren Verwirklichung genügen lassen. Sie sind am Ende alt und müde geworden und kaum mehr fähig, mit immer neuer Jugend sich neu zu wandeln.

Darum geschieht in jeder geistigen Volkheit aus innerer Notwendigkeit, mit immer neuer Wiederkehr, der Anbruch eines neuen Geistesmorgens, der Aufbruch einer neuen Jugendschar, oder, um mit Meister Eckehart zu reden, ein neuer Ausbruch ewig-einer Gottheit.

Es ist nicht so, daß diese neue Jugend sich jeweils etwas Neues ersänne, ausdächte oder gar erfände. Vielmehr ist es so, daß dieses Ewig-neue eine Jugendschar erfaßt, bezwingt und in dunklem Hochgefühl bangen und hoffen macht. Und immer ist es so, daß diese neue Jugend in einer tiefen, gemeinsamen Sehnsucht sich verbunden weiß, und daß ein geheimnisvolles Freundschaftsbündnis auch die Getrennten und weit Entfernten vereinigt. Wie sie als Kinder in Schule und Elternhaus Gleiches oder Ähnliches erfuhren, so stimmen sie als Reifende im gleichen Wollen überein und gewinnen daraus Mut und Trost und neue Gewißheit.

Und immer zielt die Sehnsucht solcher Jugend auf ein neues Ganzes des Lebens und des Handelns, so sehr nun auch die jungen Kräfte ausschließlich oder vorzugsweise auf dieses oder jenes Teilgebiet der geistigen Arbeit und der Freude stürmen. Es liegt jeweils im Sinne des neuen Geistes, daß er sich in Musik oder Malerei, in Dichtung oder Wissenschaft, in der Industrie oder Technik am sichersten und offenkundig-

sten zu betätigen denkt und hofft. Daraus erklären sich jene seltsamen Verschiebungen des Gleichgewichts, die bald dieses, bald jenes Fach oder Arbeitsgebiet aufblühen machen und andere im Winkel liegen lassen. Der Fachgeist murrt, doch Jugendgeist hat recht.

In solcher Weise, wie es hier ganz kurz angedeutet wurde, sind im 18. Jahrhundert sechs Jugendgemeinschaften nacheinander aufgestanden und haben jede an ihrem Teil und aus schicksalsmäßiger Bestimmung das große Werk vollendet, das wir gemeiniglich die deutsche Geniezeit, den deutschen Klassizismus und die deutsche Romantik nennen. Genauer und in einem Wort heißt diese Tat die geistige Vollendung und die Selbstdarstellung des deutschen Volkstums.

Um das Jahr 1740 sind hervorgetreten die zwischen 1712 und 1717 geborenen und mit Rousseau, Diderot, d'Alembert und Buffon gleichaltrigen jungen Deutschen. Ihr Wesen und Ziel war die Abwendung vom Rokoko und Überwindung der französischen Vorherrschaft. Noch standen freilich der große Preußenkönig (geb. 1712) und der lehrhafte Leipziger Gellert (1715) ganz auf dem Boden jener französisch-europäischen Geistigkeit. Aber Gluck (1714) und Winckelmann (1717) vollzogen den Umschwung, der eine in der deutschen Oper, der andere in der neuen Wissenschaft von Kunst und Altertum. Glucks Iphigenie „in Aulis“ und „auf Tauris“ waren noch am Jahrhundertende bekannter als die von Goethe, und auch dieser kam über Winckelmanns Anschauungen vom Altertum nicht viel hinaus. Das alte Hellas erschien seitdem als Urheimat einer ewig-wertvollen heiligen Menschenbildung. Aus diesem geschichtlich noch kaum ergründeten Reich edelster Geister erahnte und ersehnte sich diese deutsche Jugend von 1740 die Klarheit und Gewißheit ihrer eigenen Träume. Dasselbe Hellas, das sie so hoch verehrten, war zutiefst aus ihrem eigenen Geist geboren.

Es folgte die Jugend von 1750, die Altersgemeinschaft der Kritiker, Grenzordner und Vorbildschöpfer. Indessen die französischen Nachbarn durch wirtschaftlich-staatliche Sorgen und Kämpfe nahezu ganz beschäftigt waren (Turgot, geb. 1727, Beaumarchais 1732), schuf bei uns Klopstock ((1724) das neue Lied und das neue Epos aus dem Geiste christlich-evangelischer Frömmigkeit. Lessing (1729) wetteiferte mit Voltaire und andern großen Franzosen in Streitschrift und Kunstlehre, wie im Lustspiel und Charakterdrama, indem er alles dieses aus dem eigentümlich deutschen Geistesboden wachsen ließ. Immanuel Kant (24) und Johann Georg Hamann (30) begannen die Grenzen und Rechte von Verstand, Phantasie und sittlichem Willen genau zu bestimmen. Überall war diese kühne und erfolgreiche Jugend auf Tiefsinn und Wesensart des geistigen Handelns gerichtet. Sie wurde Wegbereiterin zum letzten Aufstieg.

Nun brach zunächst der Sturm und Drang (1773) über alle Dämme. Das Wort Genie wurde allgemeine Losung. Und Poesie zuerst schuf die Befreiung. Es waren die Jugendgenossen von Herder (geb. 1744) und Goethe (1749), Lavater (1741) und Pestalozzi (1746). „Was die Natur tut, tut Gott“ war Lavaters Überzeugung. Überzeugung von der gottgewollten Natur gab ihnen allen Schwingen. Sie alle erhoben sich zu kühnem Umsturz als begeisterte Jünger des großen Genfers Jean Jacques.

Notwendig folgten auf dieses Überströmen ein neues Maß und eine neue Ordnung. Während die Franzosen unter Danton (1759) und Robespierre (1758) zum gewaltsamen Umsturz der staatlich-gesellschaftlichen Einrichtungen alle Klammern löften, kehrte die geistige Jugend Deutschlands freiwillig zur selbstgewollten Ordnung zurück: „denn das Gesetz nur kann uns Freiheit geben“. Die Jugendgenossen von Schiller (1759), Fichte (1762), Gneisenau (1760) haben auf den Spuren von Kant seit 1788 den freien sittlichen Willen als Quellpunkt und Richter aller echten Geistigkeit entdeckt. Indessen vollzogen die künstlerisch Gerichteten um und mit Goethe den Schritt zur strengen Form aus dem Kunstwillen des alten Hellas. Aus jenem „Idealismus der sittlichen Freiheit“ eines Fichte und Schiller gingen noch die großen Staatsmänner und Feldherren der Freiheitskriege hervor: Freiherr Karl vom Stein (1757), York (1759), Kleist von Nollendorf (1762), Bülow von Dennewitz und Scharnhorst (beide 1755).

Von dieser festgegründeten Stufe erfolgte dann (1794) nicht ein Aufstieg, sondern ein Hochflug zum Letzten und Höchsten, was deutsches Streben und Ringen wollen kann. Wie findet und festigt sich das Endliche im Unendlichen, das Subjektiv-einmalige im Objektiv-ewigen, Dasein im Sein, Natur in Geist? Das war die Frage und Aufgabe der Jugend, die mit vertieftem Wortsinn die romantische heißt. Denker und Dichter haben sich damals auf ihren Wegen an dieses Höchste und Schwierigste gewagt: Hegel, Schelling, Schleiermacher; Hölderlin, Hardenberg-Novalis, Heinrich von Kleist; mit Beethoven. Sie haben eine Aufgabe unvollendet hinterlassen, an der noch künftig alle großen Geschlechter Deutschlands werden arbeiten müssen. Auch große Maler gehören dazu: Joseph Anton Koch, Wilhelm von Kobell, Caspar David Friedrich in der Landschaft, Philipp Otto Runge im Bildnis. Sie alle waren zwischen 1766 und 78 geboren, traten ums Jahr 1794 hervor und waren Altersgenossen von Napoleon (69) und Chateaubriand (68), deren einer die staatlich-rechtliche, deren anderer die poetisch-künstlerische Welt seines Volkes gleichzeitig erneuert hat.

Hernach um 1808 trat bei uns die zweite romantische Altersgemeinschaft hervor (geboren zwischen 1779 und 92). Diese Jünge-

ren verzweifelten am Erfolg des ungeheuren Wagens und hofften das Gesuchte in der Urzeit des deutschen Volkstums verwirklicht zu finden. Sie wendeten sich zur geschichtlichen Wissenschaft: Friedrich Karl Savigny (1779), Jakob und Wilhelm Grimm (85 und 86), Ludwig Uhland (87). Friedrich List (89) wies bereits in ein neues Deutschland der Industrie und Technik kühn voraus. Eichendorff (88) sang die schönsten deutschen Wanderlieder und Friedrich Silcher (89) mit Karl Maria von Weber (86) fanden gleichgesinnte heimatliche Musik. Damit war vorläufig ein Aufmarsch der Jugendreihen abgeschlossen, denen das Höchste nieder genug erschien. Mit Schopenhauer, der noch in dieses Geschlecht gehört (geb. 88), wendeten sich die Kommenden von der Wesensmitte deutscher Geistbestimmung auf lange hinaus ab. Eine atomistisch-mechanistische Naturforschung zog herauf und bezauberte Blick und Herzen der meisten auch unter den Jungen. Das wurde für weitere Kreise unseres Volkes erst anders, seit in dieser Naturwissenschaft selbst durch Dilthey und Spranger, Klages und Prinzhorn, Wolfgang Köhler, Driesch, Krüger und viele andere der Glaube an die zerlegende Naturwissenschaft gebrochen wurde.

Wir fragen uns: warum und woher dieser Wandel? Warum dieses rastlose Weiterstreben und Tempelstürzen? Nur der Gedankenlose wird darauf erwidern, das sei der Widerspruchsgeist der Jungen gegen die Alten, Lust zur Veränderung und Freude an einem Wechsel, der immer nur das Alte in neuer Wandlung wiederbringe. Wer so antwortet, der tut dem heißen Ringen und Streben bitteres Unrecht. Der Grund liegt wahrlich tiefer. In jedem Volke, das aus dem Geist Geschichte macht, lebt bejahender Wille zu Tat und Werk, Ziel und Vollendung. Es lebt der Drang zur Form und zur Gestalt, zum Ordnen, Bauen, Entwerfen und Vollenden, zum Rätsellösen und Geheimnisdeuten. Drum baut sich jede tatenfrohe Jugend ihr neues Haus, so wie früher im absoluten Fürstentum der junge Herrscher sein Schloß und seine Lusthäuser bauen ließ. In jeder dieser Jugendscharen aber geschieht, um wiederum mit Meister Eckehart zu sprechen, ein ûzbruch der gotheit. Denn jede hat, wie es Fichte ausdrückt, ihren Anteil an der göttlichen Idee. Und ihrer alle zusammen verwebten Lichtfäden aus dem unerschlossenen, unbegreiflichen Ganzen.

Darum ist nichts verkehrter und ungerechter, als irgendeine neue Jugend und ihren Geist an demjenigen einer früheren zu messen. Ihrer jede steht (und kann nicht anders stehen) unter „dem Gesetz, nach dem sie angetreten". Eine jede will und soll und kann nur nach ihrem Eigenrecht beurteilt und verstanden werden. Wer anders urteilt, der schreibt nur oberflächliche Partei-, nicht Geistgeschichte. Ist einmal der Meister geboren, dann werden Meisterwerke in jeder Jugendgemeinschaft möglich. Denn jede Jugend ist wahrhaft jung, d. h. schöpferisch, sofern und solang sie aus echter Liebe zum Geiste sich ehrlich müht. Kein Zeitalter hat Vorrang oder Vorzug vor irgendeinem anderen. Und töricht ist es, in einer Geistesgeschichte von Morgen und Abend, Gesundheit und Krankheit, Fortschritt und Rückschritt zu sprechen. Dieses beides gibt es immer und überall zugleich.

Darum ist unsere Jugend kostbarstes Gut; nicht etwa um der Geburtenziffer willen, sondern darum, weil in begabten und wohlgesinnten, ernsthaften und ringenden Jugendreihen der Geist erwacht und wirkt, welcher allein uns weiterhelfen kann. Diese unsere Jugend ist kostbarer als selbst Eisen und Kohle; denn sie wird einmal entscheiden, in welchem Sinne und zu welchem Zweck Eisen und Kohle mit allen anderen Bodenschätzen verwendet werden sollen. Und diese Jugend soll uns heilig sein. Vor ihr darf sich kein Älterer als Vorgesetzter fühlen.

Man denke nicht, daß solcher Jugendgeist, von dem wir sprechen, zwar in vergangenen Zeiten ausgebrochen, doch unserer Gegenwart verweigert sei. Sebastian Bachs letztes und größtes Werk „Die Kunst der Fuge" lag auch für Kenner unvollendet und unaufführbar da. Bis ein Sechzehnjähriger, der blonde Wolfgang Gräser, Sohn eines Arztes in Berlin-Nikolassee (geboren in Zürich 1906), durch neue Instrumentierung und Anordnung dieses heilige Vermächtnis uns allen und der Welt zugänglich machte. Zuerst in Leipzig in der ehrwürdigen Thomaskirche, dann in einer Reihe größerer deutscher Städte, auch in Berlin (durch Erich Kleiber in der Staatsoper) haben die Bachfreunde dieses erhabenste deutsche Musikwerk hören können. Und wenige Jahre nach dieser ersten erstaunlichen Gabe seines jungen Geistes hat derselbe Wolfgang Gräser uns in einem gedankentiefen Buche (Körpersinn, Gymnastik, Tanz, Sport; München, Beck, 1927) den Sinn des „neuen Etwas" wunderbar aufgehellt, den „Sinn der neuen Körperlichkeit, die zu uns herausgekommen ist". Hier mag jeder, der auf kommende Dinge lauscht, erkennen, wie durch diese erste und gegenwärtig einzige Gewißheit sich einer neuen Jugend, d. h. den nach der Jahrhundertwende Geborenen, ein beglückender Ausgang aus dem Trümmerhaufen von Ausgehöhltem und Seelenlosem geöffnet hat. Wer dieses Werk des jungen, schon von uns gegangenen Denkers erfaßt hat, dem ist ein tiefer Sinn und geistige Wesenheit hinter all den Sportberichten unserer Zeitungen aufgegangen. Und wer es weiß, wie viele Gleichaltrige und Gleichgesinnte dieses Buch in begeisterten Zuschriften als Ausdruck ihrer eigenen Sehnsucht willkommen hießen, dem wird es künftig klar und deutlich vor Augen stehen, was Jugendgeist und Jugendgemeinschaft an tröstlichen Werten und Hoffnungen einschließt und verwirklicht.

Fay. Novelle von Oskar Maurus Fontana

Diese Geschichte ist Tommy passiert, als er mit Mabel zu poussieren begann. Oder sie mit ihm. Ich spreche nicht von der Seiltänzerin Mabel, die vor drei Jahren in unserem Zirkus auftrat, sondern von der Mabel, die damals — es sind schon ein paar Jährchen her — in Europa die beste hohe Schule ritt und sich im vorigen Herbst bei einem Sturz vom Pferd das Rückgrat verletzt hat. Sie war schon aufgegeben. Aber Tommy hat sie auch damals nicht besucht. Na, sie ist trotzdem gesund geworden, ein bißchen schief ist sie geblieben. Aber was schadet ihr das? Sie dirigiert jetzt eine Damenjazz in der Alhambra und verdient ein tüchtiges Stück Geld. Eine Satanstochter, diese Mabel, sie schwimmt immer obenauf.

Aber damals ist das geschehen, und deswegen hat Tommy die Mabel auch nicht geheiratet, so sehr sie auch gemocht hat. Überhaupt, sie waren von Stund an getrennte Leute. Welcher Tommy? Na, das kann nur ein Greenhorn von Stallbursch fragen! Junge, du endest noch in der Fremdenlegion. Selbstverständlich Tommy, der jetzt die große Nummer mit den Eisbären hat. Aber damals hatte er nicht Eisbären, sondern Affen.

Und damit hat es angefangen, daß Tommy der größte Affendresseur war, berühmt in allen fünf Erdteilen. Was hatte er für Affen, Kapuziner, Hulmane, Paviane, Totenköpfchen, Makaken, Mandrils, Orang-Utans, Schimpansen! Welch ein Gewimmel, welch ein wildes Geschrei im Zirkus! Und mitten drin Tommy, der Freund all der Tiere. Wenn er kam, wurden sie ruhig. Wenn er sie streichelte, sprangen sie auf einen Ast, schwangen sich selig um sich selber und dann zu ihm nieder, ihn zu umhalsen. Er war ja ihr Freund. Er war nicht ihr Dresseur. Und deshalb haben sie ihm auch alles gemacht. Deshalb hat auch ein uralter Mantelpavian, der jeden ihm Nahenden ansprang wie ein Verfolgungswahnsinniger, allein Tommys Nähe und Berührung geduldet. Ohne Peitsche, ohne Waffe trat er dem bösen Waldtier entgegen. Es gab ihm die Pfote, es verzog sein häßliches Maul zu einem Grinsen. Deshalb hat er mit ihnen auch das Manegestück vom Untergang des Segelschiffs aufführen können. Matrosen-Affen, Schiffsjungen-Affen, Passagiere-Affen, der Steuermann-Affe, der Kapitän — ein Affe. Und der Kapitän war eben Fay, von der ich euch erzählen werde. Wie die Affen als Matrosen auf den Raen kletterten, wie sie die Segel setzten, wie sie die Anker aufzogen, wie sie beim Untergang des Schiffes die Boote flottmachten! Schade, daß ihr das nicht mehr sehen könnt, dieses tropische Gewimmel der Tiere — wie heldenhafte Soldaten die Menschenaffen, neben ihnen die Drolerien der Äffchen und über allen sie, die Großen und die Kleinen leitend — Fay!

Sie wußte, daß sie der Mittelpunkt war, daß von ihrer Geistesgegenwart das Gelingen der Produktion abhing. Sie hielt sich sicher für etwas Besonderes, wenn man so ein Gefühl einem Tier zubilligen will. Aber warum nicht? Haben sie nicht das Gefühl ihrer Leistung, ob es nun Pferde oder Hunde oder Affen sind? Und Fay war was Besonderes.

★

Als Tommy Fay erhielt — sagte ich euch schon, daß es eine Schimpansin war? — hatte die Reise ihr alle Kräfte genommen. Abgezehrt kam sie an. Sie rührte kaum ein Glied, schien auf nichts zu achten. „Ein stumpfes Tier," sagte ich zu Tommy. Ich begann damals bei ihm zu arbeiten, war neben dem Assistenten sozusagen sein Boy.

„Die stumpf?" antwortete Tommy. „Die ist krank. Aber wenn wir die 'rüberbringen, dann, ich verspreche mir etwas Großes. Schau' dir nur einmal die Augen an!" Und wirklich, als hätte das Tier Tommys Rede verstanden, hatte es bei den lobenden Worten die Augen, große, dunkle, schwermutsvolle Augen aufgeschlagen und Tommy dankbar angeblickt.

Fay war sicher damals nicht nur von der Reise erschöpft, ein Fieber steckte in ihr. Die Affen haben es alle auf der Lunge. Die Schimpansin hustete und röchelte so wie Greise, denen der eingefressene Katarrh den letzten Atem nimmt. Es war rührend, wie Tommy das Tier pflegte. Aber noch rührender, wie Fay sein Tun verstand, wie trotz hohem Fieber und Erschöpfung ihre glanzlosen, flackernden Augen immer mit ihm gingen, nicht von ihm ließen. In dem Krankenzimmer mußte stets eine gleichmäßige, tropisch feuchtwarme Temperatur erhalten werden. Kinder, das gab Arbeit. Aber wir brachten sie 'rüber. Damit ich nicht lüge, Tommy war es, dem Fay ihr Leben zu verdanken hatte. Und sie dankte

ihm wirklich. Das Fieber wollten wir mit Chinin herunterbringen. Aber das war leicht gesagt. Zuerst nahm sie es willig. Als aber das Bittere des Chinins sie fast bis zum Erbrechen gequält hatte, nahm sie jedesmal, wenn ihr einer den Löffel mit Chinin reichte, selbst wenn es Tommy tat, die Decke rasch über den Kopf, hielt sie mit den Händen krampfig fest. Was war da zu tun? Ohne Chinin mußte Fay draufgehn. Da setzte sich Tommy an ihr Bett und sang ihr was vor, so Lieder, wie man sie Kindern vorsingt, streichelte über die Decke und sang so lange, bis sie die Decke losließ, den Kopf hochhob und das Chinin hinunterschluckte. Wie ein Kind. Immer mußte dabei Tommy singen. Sonst war sie nicht zu bewegen, auch nur die Decke loszulassen. Keine Mutter kann so ihr Kind betreuen, wie Tommy die Schimpansin pflegte. Na und endlich hatte er sie soweit, der gräßliche Husten schwand, der Atem pfiff und röchelte nicht mehr, die Augen bekamen Glanz, Fay war gerettet.

Von nun an gehörte sie ganz Tommy. Er hätte sie Glied um Glied morden können, sie hätte es gelitten. War es dieses Gefühl, etwas erfahren zu haben und zu erwidern, was wir in unseren Kaschemmen Liebe nennen (die Philosophen sollen übrigens kein anderes Wort dafür haben, genug an dem!), was sie so sehr über ihre Verwandten wachsen ließ, oder waren ihre Geisteskräfte von Natur aus außerordentlich gewesen und hatten nur auf die Anleitung gewartet, wer kann das entscheiden? Aber wie dem auch gewesen sein mag, mancher erwachsene Mensch mit Schulzeugnis hätte vor Fay an Klugheit und Liebenswürdigkeit, an Lerneifer und Erfindungskraft zurückstehen müssen. Natürlich, ich habe es gewußt, ihr grinst. Es war kein Gott, es las nicht den Börsenzettel der „Times", es war ein Vieh. Aber es hatte Genie. Und darauf kommt es an!

Und Tommy, das vergesse ich ihm nie, und das hatte ihm auch Fay nicht vergessen, hatte sofort dieses Genie in der Schimpansin erkannt. Wie er es vortrieb, wie er es freimachte, wie er den Geist des Tieres bereicherte, mit jedem Tag, mit jeder Stunde, das kann ich euch nicht schildern oder ich müßte tagelang davon erzählen. Ihr müßt es mir schon glauben.

*

Es war zwischen beiden eine Anziehung, die zu geheimnisvoll ist, als daß man dafür Worte hätte. Vielleicht rühren alle diese Beziehungen, auch zwischen Mensch und Mensch, an unsere tierische Vergangenheit und wir haben Furcht, mehr und Genaueres zu wissen, und lassen lieber das Dunkel dunkel, das Geheimnisvolle geheimnisvoll. Aber wegen dieser Anziehung war es allein Tommy, der Fay festhalten durfte. Jeden andern wehrte sie mit dem Urwaldinstinkt der Selbstverteidigung durch Bisse ab. Tommy gab sie sich hin. Das ist das richtige Wort. Sie zappelte auch nicht unter seiner Hand, wie das sonst Affen selbst unter dem vertrautesten Zugriff angstvoll tun, sie ließ sich berühren, umklammern, wehrlos machen. Und dann hängte sie sich an seinen Hals, ganz zart und schutzbedürftig.

Alles wollte Fay wissen, hinter alles kommen, zugleich mißtrauisch und neugierig. Wie sie alles zu gebrauchen verstand, ohne daß man es ihr erst zeigte, ohne daß sie es nachahmte! Welcher Stolz, als sie zum erstenmal auftreten durfte. Sie hatte Lampenfieber gehabt, sie hatte die Bestie Publikum wie jeder Debutant gespürt. Aber als es gut ausging, diese tollen Sprünge und wie sie Tommy ein um das andere Mal abküßte, sie ihn, Burschen, das war noch viel mehr als die Vorstellung. Und welche Freude sie zeigte, als ihr immer Schwierigeres anvertraut wurde, als sie sich Star einer Truppe, nicht nur Tommys Liebling werden fühlte. Künstler-Ehrgeiz, meine Lieben. Ihr mögt sagen, was ihr wollt.

In den Ferien lebte Fay mit Tommy in einem Zimmer seines Landhauses, die anderen Tiere blieben in den Käfigen. Nur Fay durfte den ihren, der ihr sonst im Zirkus als Wohnstätte diente, verlassen. Ob sie diese Auszeichnung verstand? Wie könnt ihr so dumm fragen? Sie war wie toll vor Freude, wie eine Verliebte. Sie wußte genau, wann die Ferien kamen. Sie wurde dann aufgeregt. Es kam dann sogar vor, daß sie patzte. Aber wenn sie dann mit Tommy in einem Zimmer wohnte, diese Behutsamkeit, diese Seligkeit und diese Angst, das Paradies verlieren zu können. Tommy war Junggeselle. Und wenn er sich auch mit Weibern abgab — o, das glaub' ich schon, er war auch da ein gewaltiger Dresseur — aber in den Ferien wollte er vor ihnen Ruhe haben, da ließ er keine nachkommen. Und so hat Fay nie in Tommys Nähe eine Frau gesehen. Kapiert ihr das? Wenn nicht, ihr werdet schon draufkommen.

Viel Spaß hatten wir in solcher Zeit mit ihr. Bananen aß sie leidenschaftlich gern. Bei uns sagen sie, wenn sie uns weniger Gage zahlen wollen: den Brotkorb

höher hängen — so hängten wir ihr die Bananen höher, zogen sie an einer Leine so hoch, daß sie die Frucht auch aufgereckt nicht fassen konnte. Fay schaute auf die entschwundenen Bananen, lange, sah zur Erde, dann wieder hinauf und so eine ganze Weile, als wolle sie die Höhe messen. Sie dachte nach. Und plötzlich, nachdem sie springend die Frucht auch nicht erreicht hatte, stand sie auf und lief, so rasch es ihr Gang erlaubte, die beiden Hinterbeine zwischen die Vorderarme schiebend, den Körper schief gerichtet, zu einem Birnbäumchen, das als Stütze eine lange Stange zur Seite hatte. Als die eingeschlagen worden war, hatte Fay aufmerksam zugeschaut. Daran erinnerte sie sich jetzt, lief zu der Stange, riß sie aus der Erde, wackelte zurück zu den Bananen und klopfte sich eine herunter. Triumph! Sie war schlauer gewesen als der unsichtbare Feind, der ihren Bananen zu einer Himmelfahrt verholfen hatte. Wir aber, auch nicht faul, zogen die Bananen noch höher und noch höher, bis auch die Stange in ihrer ausgestreckten Hand sie nicht mehr erreichte. Und da machte Fay ihr Meisterstück. Sie überlegte lang, immer wieder nach Ruhepausen zu vergeblichen Versuchen ausholend. Trübsinnig stand sie schließlich, streckte die Stange weit von sich wie etwas, was einen geärgert und enttäuscht hat. Man sah ihr an, Verzweiflung zwickte sie an der Galle. Plötzlich hielt ihr suchender Blick stand. Ein Zucken ging durch ihren Körper. Sie sah die Stange an, griff auch mit dem zweiten Arm nach ihr, tastete sie ab. Und ehe wir noch wußten, was geschah, riß sie die Stange heran, so daß sie senkrecht unter den Bananen stand, und kletterte an ihr mit einer rasenden Geschwindigkeit hoch, so daß sie, oben angelangt, — noch hielt der Stock sich im Schwergewicht, er neigte sich nicht, verblüffend eilig geschah alles, — so daß sie die Bananen noch greifen konnte, sie zu sich herunterreißend mit dem gereckten Arm — erst dann fiel die Stange. Ein Geniestreich!

Was galt dagegen, daß sie ihre Nahrung, weichgekochte Kartoffeln, Vollkornbrot, harte Äpfel, Trauben, Bananen, Milchspeisen wie ein Mensch zu sich nahm, die Serviette vorgebunden, mit Messer, Gabel und Löffel umging, daß sie Tee, Kaffee und Bier mit Vergnügen und appetitlich schluckte, nicht anders als ein Barbesucher. Das lernt sich, und auch da gab es Rückfälle, wenn sie eine Hand voll Salz oder einen Brocken Erde mit Ameisen oder ein Stück Kreide herunterschlang. Und auch wenn sie in Schmutz getreten war, wie sie sich da gesittet und angeekelt benahm. Sie trat dann nicht ordentlich auf, um den Kot nicht tiefer in die Haut einzutreiben, sie hinkte auf drei Gliedmaßen so lange, bis sie einen Ast oder ein Papier oder einen Fetzen gefunden hatte, mit dem sie sich reinigen konnte. Nein, ich muß sagen, so schön es war zu beobachten, wie sie sich während einer solchen Berührung mit Schmutz unbehaglich fühlte, und nach der Befreiung von ihm sich wie gebadet vorkam, imponiert hat mir auch das nicht, — uralter Instinkt, wie das mit Messer und Gabel eine Äfferei, wir machen's nicht anders. Imponiert hat mir das Abenteuer mit der Stange, wie sie da wußte: diese wird einen Augenblick lang aufrecht stehn, und während dieses Augenblicks ist es möglich, emporzukommen und die Frucht zu gewinnen. Die Chance haben und die Chance nicht auslassen, — das ist eure Weisheit. Und ihr habt vieles gelernt, auf das ihr stolz seid, und Jahrtausende sogenannter Gesittung liegen hinter euch! Fay war nur ein Vieh und hatte nicht mehr als Urwaldvorfahren, und vor Schlangen hatte sie eine unsinnige Furcht, einmal im Zirkus kam sie einer im Käfig nahe, wie sie da lief — das war der Dschungel und sein Grauen —, aber sie hatte Geist, ihr Kopf war helle. Sie verstand, die Chance zu nehmen, so wie sie war. Während ihr vor lauter Jammern und Wehleidigkeit nicht zu eurem Leben kommt.

*

Daneben war sie ein Weib. Gefallsüchtig und eitel wie alle. Wenn sie Metallketten oder Seile fand, hängte sie sich die um den Hals wie Schmuck. Und dann, wenn sich andere Affen auch so kostümiert hatten, tanzten sie einen Charleston oder Black bottom im Kreise, einer hinter dem andern her, sie voran und bei jedem zweiten Schritt heftig stampfend. Was ein echtes Weib ist, will tanzen. Sie haben es noch vom Urwald her, und das ist keine Schande. Dort tanzen sie noch ohne Nebengedanken, nur um des Tanzes willen. Und so war Fay.

Auch in ihrer Empfindsamkeit ein Weib. Damals, als der gezähmte Seehund starb, an einem Vormittag, während sie im Zirkus probierten, kam Fay auch an seinem Käfig vorbei. Als sie ihn schnappend atmen sah, mit seinen guten Augen, die nach Ozeanwellen ausschauten, da lief sie hysterisch schreiend davon, kam wieder mit der wollüstigen Neugierde des Weibes, erschrak von neuem, blieb aber, versuchte den Sterbenden durch das Gitter zu streicheln, hielt sich dann den Kopf, als litte sie sehr. Es war damals nicht möglich, mit ihr zu probieren. Tommy fürchtete schon, sie würde am Abend nicht

auftreten können. Aber am Abend hatte sie es schon vergessen. Die Frauen vergessen rasch, daß sie Witwen sind. Oder war es der Künstler-Ehrgeiz, der Hunger nach Applaus?

In der Nacht einmal bekam im Käfig nebenan ein Kappenhulman ein Junges. Die Mutter muß über den sonderbaren Ankömmling zuerst sehr erschrocken gewesen sein und ihn so lange herumgeschleppt haben, bis die Nabelschnur gerissen war. Am Morgen ging die Mutter mit dem Kind herum, hielt es gegen die Brust gedrückt. Bisweilen beugte sie es nieder, so daß der Hinterkopf gegen die Erde geneigt war, und so, Blick in Blick, schaute sie mit bernsteinfarbenen Augen das Junge an, sehr aufmerksam, mit Zweifel und mit sichtlicher Anstrengung, sich das Erscheinen eines neuen, ähnlichen, nur viel kleineren Wesens zu erklären. Das Affenjunge klammerte sich mit den Armen fest an die Mutter, ohne sich um den lang niederrieselnden Schwanz zu kümmern.

Fay hatte das Ereignis bemerkt und in die Bretterwand, die außer dem Eisengitter die Käfige trennte, ein Loch gebrochen, durch das sie immer wieder auf die Affenmutter und das Affenkind seltsam starrte. Als Tommy in ihren Käfig kam, nahm sie ihn bei der Hand, führte ihn zum Guckloch und zeigte auf die Familie. Dann wurde sie plötzlich ohne Grund traurig, senkte den Kopf und wollte ihn nicht wieder hochheben. Tommy hatte lange zu tun, sie zu beruhigen. Schon hat er sie emporgebracht, da lachte er zu uns: „Mir scheint, sie will auch ein Kind haben!“ Sie verstand fast immer, was er sprach. Ob sie auch das verstand oder ob sie das Lachen kränkte, weiß ich nicht. Jetzt war sie nicht mehr zu halten. Ihr Gesicht verzerrte sich, Wut schüttelte ihren Körper, schrill schrie sie, drehte sich gegen die Wand, wollte von nichts und niemand mehr etwas wissen. Aber schließlich brachte er sie doch wieder herum. Ich sage euch, er hätte mit ihr machen können, was er wollte. Sie liebte ihn.

Gerade damals oder vielleicht ein wenig später begann Mabel mit Tommy zu poussieren. Er hatte darum weniger Zeit. Mabel war nicht nur schön, sondern auch anspruchsvoll. Und schließlich fressen einem die Weiber die ganze Zeit auf, daß einem am Ende nichts bleibt als ein kleines Kerzenstümpfchen, und mit dem muß man sterben gehn. Es passiert einem jeden von uns so! Schwamm drüber! Nun, Fay merkte das natürlich sofort, daß ihr Beisammensein mit Tommy verkürzt worden war. Von wem? Wie hätte das ihr Verstand herauskriegen sollen? Sie witterte Gefahr. Mit den Augen, die nicht stillstehen konnten, immer rundum liefen, schaute sie ihn forschend an, wenn er, erhitzt und verlegen, ja warum leugnen, er war verlegen — es war doch eine Anziehung zwischen ihnen und die spürt doch auch der Mensch, besonders Tommy, der doch den Tierinstinkt besaß, sonst hätte er nie so vielen Tieren Freund und Helfer und Meister sein können. Tommy trieb dann allerhand Schnickschnack mit ihr, und so hellte er Fay auf, lullte sie immer wieder ein. Ja, in dem Wein der Liebkosungen ist manchmal so ein Gift, das den andern einschläfern soll. Um Fay zu zerstreuen, setzte er ihr einen Gefährten in den Käfig, einen kleinen, herzigen Babuin. Zuerst wehrte sich Fay dagegen, mißhandelte ihn, dann schien sie sich an ihn zu gewöhnen, spielte mit ihm, wurde ruhiger, fast als hätte sie sich mit Tommys Eskapaden abgefunden. Mein Gott, er würde zurückkehren, er blieb ihr.

*

Alles schien in schönste Ordnung zu kommen. Da platzte die Katastrophe wie ein Hagelwetter herein. Nach der Produktion des untergehenden Segelschiffs brachte einmal Tommy Fay selbst in den Käfig, zog sie aus, legte sie ins Bett, küßte sie. Dann ging er. Wäre er doch gleich und rasch gegangen. Aber so blieb er am Käfig noch stehen, winkte zu ihr hinein, und auch sie hob ihren Vorderarm und strich plump durch die Luft. Plötzlich war Mabel hinter Tommy, der sie nicht kommen gehört hatte. Das dumme Luder hatte sich in verliebter Laune angeschlichen. Und Mabel packte Tommy und küßte ihn. Auf sprang Fay vom Bett. Noch küßte Mabel Tommy. Da schlang auch er den Arm um die Zirkusreiterin und preßte seinen Mund auf den ihren.

Welch ein Schrei ging uns allen durch Mark und Bein, ließ die Küssenden auseinanderfahren! Fay stand am Eisengitter, aufrecht auf zwei Beinen, was sie nur in Wut tat, rüttelte am Drahtgeflecht und fletschte die gewaltigen Zähne. Tommy riß sich von Mabel, wollte in den Käfig, Fay zu beruhigen. Aber die Äffin, immer auf zwei Beinen, hatte sich herumgerissen und hielt die Tür zu. Sie wollte Tommy nicht mehr in ihrer Nähe haben, sie wollte ihn von sich weisen. Wie sich auch Tommy dagegen warf, die Tür ging nicht auf. Ungeheure Kraft war in dem Tier. Vier Männer stemmten sich gegen die Tür, die Äffin war stärker, ließ die Pforte auch nicht um die Breite eines Schuhs öffnen. Da packte auch Tommy die Wut. Er pfiff und ging mit Mabel, die mit ihrem blöden Zahnpastalächeln die ihr unverständliche Szene begleitet hatte.

Jetzt hättet ihr Fay sehen sollen. Sie ließ von der Tür. Sie rannte im Käfig hin und her mit großen Sprüngen, mit furchtbaren Schreien. Plötzlich packte sie den zitternd in einer Ecke gekrümmten Babuin, brach ihm das Genick und warf ihn wie ein Bündel gegen das Eisengitter, an dem er niederglitt. Rücklings warf sie sich auf den Boden. Schaum trat zwischen die Zähne. Mit Händen und Füßen schlug sie irr um sich, schrie und raufte sich die Haare. Dann sprang sie auf, rannte den Kopf gegen die Wand mit solcher Wut und Wucht, daß sie wie betäubt neben dem toten Babuin niedersank. Nach einer Weile fühlte sie verzweiflungsvoll wieder Leben in sich kommen. Es litt sie nicht auf dem Rücken. Sie stand, sah um sich, ohne etwas zu sehen. Plötzlich packte sie alles, was im Käfig war, schlug es klein, zerstörte es bis zur Unkenntlichkeit, schichtete die Trümmer zu einem Hügel, setzte sich auf ihn, streckte die Arme in leidender Sehnsucht begehrend aus. So blieb sie. Nach Stunden fielen ihr die Arme herab. Tommy, der sie ausrasen lassen wollte, kam jetzt wieder. Sie erkannte ihn nicht mehr oder wollte ihn nicht erkennen. Seinen Schmeicheleien, seinen Liebkosungen setzte sie die Regungslosigkeit einer Gestorbenen entgegen. Von dem Trümmerhaufen war sie nicht herunterzubringen. Bei Nahrung, die ihr gereicht wurde, blieb das Gebiß, verkrampft ineinandergebissen, geschlossen. Kein Meißel hätte die Reihen der Zähne auseinandertreiben können.

Am dritten Tag starb auf dem Trümmerhügel Fay, ohne Blick, ohne Hand für den neben ihr wachenden Tommy. Er hatte daraufhin alle Freude an Affen verloren. Freddy, seinem Assistenten, verkaufte er die Truppe für einen Pappenstiel. Eine Zeitlang machte er nichts, reiste in der Welt hin und her. Dann kaufte er sich Eisbären, arbeitet jetzt mit ihnen. Mabel hatte er, seitdem die Äffin gestorben, nie wieder gesehen. Fay hat er im Garten seines Landhauses begraben. Kein Stein bezeichnet die Stelle. Nur er soll ihr Grab wissen, nur er soll es finden. Die Liebe hat seltsame Zeichen, um sich zu beweisen. Nur daß die tote Fay es nicht mehr merkt.

*　　*

Dana. Von André Baron Foelckersam

Dana ist ein ganz kleines, artiges Mädchen
Mit Ponyhaar
Unter dem riesigen Strohhut und
Einer Stupsnase.
Sonntags trägt sie eine winzige Armbanduhr,
Die nicht geht,
Und in der Hand ein rotlackiertes Täschchen.
Drinnen ist ihr Zwergtaschentuch
Und allerlei schrecklich wichtiger Kram:
Kaputte Puppenaugen,
Muscheln,
Und was man so unterwegs Interessantes findet.
Mit artigen, wichtigen Sonntagsschritten
Geht Dana
Um den Rasenplatz
Und singt
Wie eine traurige Ukelele
Von ihren Puppensorgen.

Am Abend sitzt sie mit der alten Njanjka,
Die im Profil wie Dante aussieht,
Auf dem Hügel,
Dort, wo die Akazienbüsche stehn.
Unten, ganz weit ist das Kloster —
Hellblau und golden
Mit hundert vom Himmel gerollten Monden —
Ein lustiges Märchen.
Die Sonnenstrahlen sind wie
Hinter roter Gelatine,
Die Njanjka strickt und erzählt
Mit heiserer, eintöniger Stimme
Die schrecklich traurige Geschichte
Vom Prinzen Wladislaw,
Dem aus dem Kopf
Ein Geweih wuchs.
Sie selbst denkt dabei über Kirchhöfe nach:
Welche trocken sind
Und welche feucht,
Und auf welchen es vornehmer sei,
Begraben zu werden.
Dana aber macht, als ob sie zuhört,
Und denkt:
Die Njanjka war sicher mal
Eine böse Hexe.
Wo mag jetzt wohl der komische Hund sein,
Dieser hungrige, struppige, traurige,
Den die Njanjka heute früh wegjagte?
Ob es auch ein verzauberter Prinz war...
Oder eine Prinzessin?

*　　*

Helgoländer Maientage

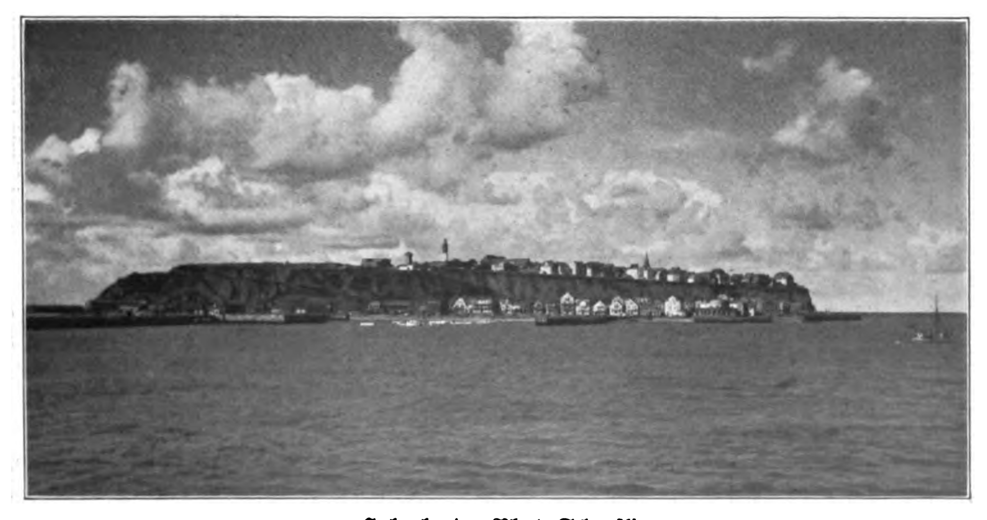
Von Willy Norbert



Helgoländerin beim Netzeflicken

Kennen Sie Trest? — Sie werden es vergeblich auf der Landkarte suchen ... Gleich hinter Trest beginnt das Reich des nordischen Frühlings. Trest heißt heute Cuxhaven. Warum es seinen Namen gewechselt, weiß niemand mehr. Aber die Helgoländer nennen es noch heute mit seinem altgermanischen Namen, den es einst trug, als es ein Ort war, der im Gudrunlied eine Rolle gespielt. Wie damals der König Hettel des Gudrunliedes von hier auf seiner schlanken Snekkja mit purpurrotem Segel hinausfuhr auf die schimmernde Weite der Deutschen See, hinein in den nordischen Frühling, so gleitet heute alljährlich zuerst im Mai aus der Mündung der Elbe in die Nordsee hinaus eines jener hohen weißen Schiffe von Hamburg, von deren Mast die grün-rot-weiße Flagge Helgolands flattert, das Ziel der Reise kündend.

Helgoland im Mai . . . Oft habe ich sie besucht, die alte Felsenburg in der Einsamkeit des Nordmeers — zu allen Jahreszeiten. Nie aber schien sie mir lieblicher als im Frühling. Und während der bunte Feuerturm und der Signalmast der „Alten Liebe" von Trest immer kleiner werden, denke ich voll Sehnsucht an die alte zerklüftete rote Insel, der ich entgegenfahre. Immer heller wird es über dem großen weißen Schiff. Ich wußte es ja: gleich hinter Trest würde ich den Frühling treffen. Bald schwindet die letzte Wolke, gleißendes Sonnenlicht strömt von allen Seiten hernieder, während am Horizont wie ein weiter dunkler Ring dichte



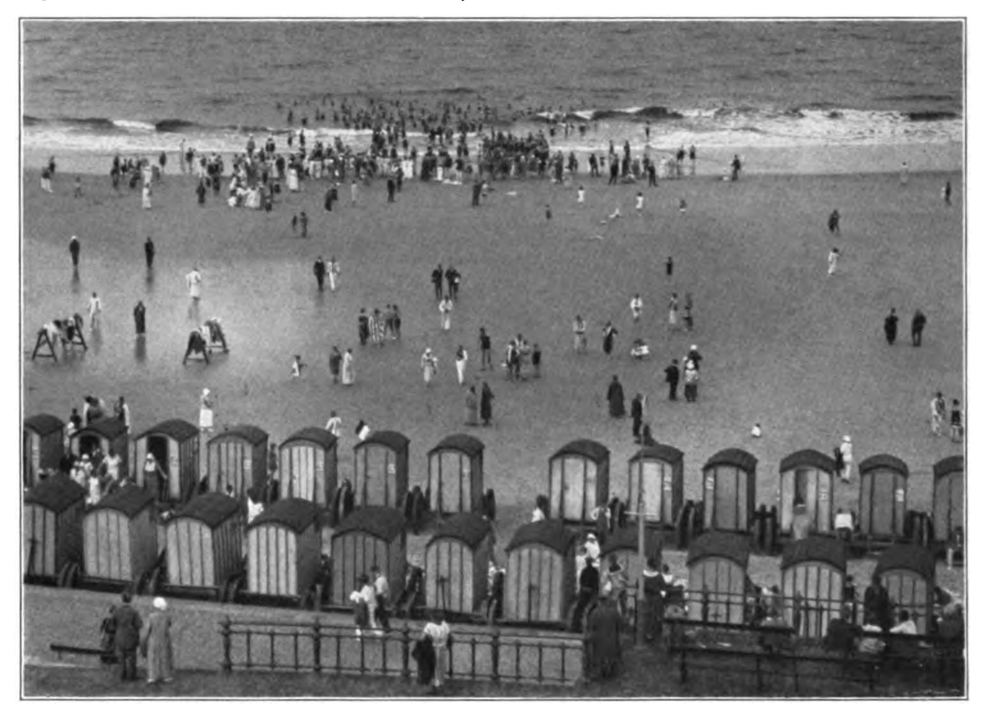
Helgoland. Phot. Schenski



Gasse im Oberland



Fischer



Badeleben auf der Düne. Phot. Herzberg

Wolkenbänke lagern, so zeigend, wo das Festland liegt. Seltsam, daß der Frühling der Einsamkeit der Nordseefluten den Vorzug gegeben, daß er stets hier zuerst Nebel und Wolken verjagt, die der Winter hinterlassen wie ein unordentlicher Mieter Staub und Kehricht des alten Hauses, aus dem er davongezogen. Aber es ist, als wolle der Frühling auch unsere armen Nordseeinseln alljährlich durch seinen frühen Besuch entschädigen für all die bange, eisige Not und die wütenden Stürme, die ihnen ihr grimmigster Feind, der Winter, in den dunklen Monaten zu bringen pflegt.

Rote Feuerschiffe wiegen sich leise auf den rastlosen Fluten, Wegweiser auf dieser Hochstraße der Nordsee, den Weg zeigend zur roten Insel. Die Wasser verschäumen zu seiten des Schiffes, der Wind singt in den Tauen, Scharen von Möwen folgen der raschen Fahrt, bald im Gleitflug dicht über dem Deck schwebend, bald mit hellem Schrei hinabstoßend in den Gischt des Heckwassers. Noch einmal wächst aus dem Dunst, der über dem Festland lagert, als letztes Zeichen des Landes der starke Schatten eines Turmes — der Leuchtturm Neuwerks, der älteste Leuchtturm der Welt. Rasch wie er emporgetaucht, versinkt er wieder. Und nun ist nichts mehr um das weiße Schiff als die uferlose Wüste der Wasser. Woge auf Woge gleitet vorüber, ein immer neues Bild malend in ewigem Gleichmaß der Bewegung. Von Zeit zu Zeit nur, wie ein Traumbild erstehend und vergehend, am Horizont der zarte Umriß eines hochgetakelten Schiffes mit prallen Segeln oder die zerfetzte Rauchfahne eines fernen Dampfers. Stunden vergehen, die zeitlos sind. Eine selige Müdigkeit legt sich wie eine weiche Hand über die Augen, schließt sanft die Lider. In den Ohren braust es wie damals, als wir die große Muschel an unser Kinderohr gelegt. Und mit einem Male fällt alles ab, was uns bedrückt. Süßer als der schönste Traum ist dieser seltsame Zustand wachen Schlafens. Wie hinter einem Gazeschleier liegt alles Leben — Nordseefrühling . . .

Und plötzlich ist Helgoland da, unvermittelt steigt es empor aus dem Nichts von Wogen und Himmel. Wie ein mastenloses treibendes Wrack zuerst taucht es auf, zart grauviolett gefärbt. Und dann entwickelt es sich wie ein Schmetterling aus grauer Puppe: das Grauviolett wandelt sich in ein bläuliches Karmin, aus ihm springt ein blasses Rot, das immer tiefer wird, bis es schließlich zu leuchtendem Ziegelrot erglüht, als läge Eisen im Feuer. Gleichzeitig legt sich eine smaragdgrüne Linie über den langen und steilen Inselleib; weiß aber blitzt am Rande der Gischt der verrauschenden Wogen auf. Grün-rot-weiß schwebt nun über dem lenzblauen Nordmeer der wundersame Fal-

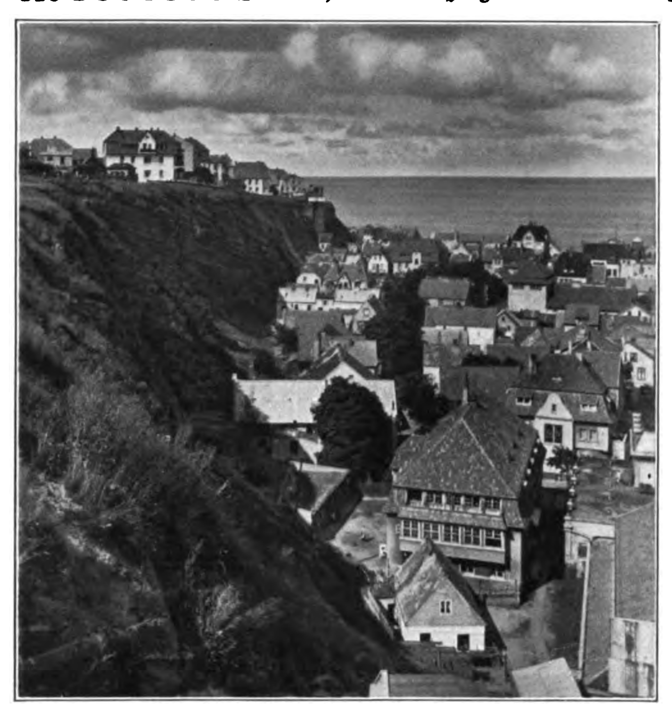
ter, gedankenschnell entschlüpft der grauen Larve, wie eine zauberische Schöpfung des nordischen Frühlings.

Die breite Reede zwischen Insel und Düne ist voll regsamen Lebens. Mit einem Schlage ist die kleine Insel aus langem Winterschlaf erweckt durch den Frühling. Vorbei, vergessen der furchtbare Winter, der sie umklammert viele Monate mit eisigen Armen, dessen Sturmfäuste in ihrem brüchigen Gestein gewühlt, der die Wogen über die flachen Sandhügel der Düneninsel gejagt, ihren armseligen Leib zersetzend. Nun aber sind alle Sorgen und Ängste versunken. Der nordische Mai kam ja über Nacht, kam wie der Prinz im Märchen, weckte das schlafende Leben der Insel. Auf der Reede liegt die kleine Flotte der Hamburger und Bremer Dampfer, große Luxusschiffe, Ozeandampfer in kleinerer Ausgabe, die unsere größten Reedereien nur für die kleine Insel erbauen. Einer dieser schwimmenden weißen Paläste faßt beinahe so viele Gäste, wie ganz Helgoland an Einwohnern zählt! Da liegen sie vor der Insel, flinke Motorschaluppen legen sich an ihre Fallreeps, bringen die ersten Gäste des Jahres an Land. Aber neben der Dampferflotte liegt noch eine andere: fast hundert hochgetakelte Segeljachten ankern auf der Reede, liegen Bord an Bord im kleinen Hafen. Sie alle hat der Helgoländer Mai hier vereint, hat sie herbeigelockt aus weiten Fernen. Das Beste, was die deutschen Werften an Hochseejachten geschaffen, findet sich ein. Die schwarz-weiß-rote Flagge mit der Gösch herrscht vor. Daneben aber wehen zum ersten Male nach dem Weltkrieg in diesem Jahre auch die Flaggen Hollands, Englands, Schwedens und Dänemarks. Auch sie flattern auf den besten Jachten ihrer Länder. Was die Regatta von Cowes für England, ist für Deutschland nun die Helgoländer Regatta geworden, die alljährlich der Mai bringt -- ein friedlicher und doch spannender Wettstreit der Hochseejachten: Deutschlands größtes internationales sportliches Unternehmen.

Ein packendes Bild. Deutschland wieder zur See! Ungebrochen trotz hartem Schicksal, trotz herben Verlusten jener alte Seemannsgeist des Volkes, der einst — und nun wieder — die deutsche Flagge führte in die fernsten Meere der Welt. Braune, wetterfeste und frohe Gesichter unter weißen Schirmmützen, schlanke, sehnige Gestalten auf den schnittigen Booten, an deren hohen Masten die Stander aller großen deutschen Segelklubs flattern. Junge Frauen, schlank und braungebrannt wie die Männer, sind ebenso wie sie eifrig an der Arbeit auf den Booten, alles zu rüsten für die Wettkämpfe, jene viele Seemeilen betragenden Rennen von Bremen oder Cuxhaven nach Helgoland und umgekehrt, und jenen schönsten der Kämpfe, der das Rudel der weißen Jachten in weitem Bogen rund um das rote Eiland führen



Helgoländerinnen in Festtracht. Phot. Schütze



Blick auf Ober- und Unterland. Phot. Schensky



Die „lange Anna". Phot. Schensky

wird: den um den großen Preis der Insel in Gestalt einer silbergetriebenen Helgoländer Schaluppe und der „Heiligen Flagge von Helgoland".

Ein gesellschaftliches Ereignis, diese Helgoländer Maientage. Alles, was irgendwie mit der Seefahrt zu tun hat, ist jetzt auf der Insel — Reeder, Sportsleute, Schiffsbauer aus Deutschland und den nordischen Ländern. Auch die Station der Reichsmarine entsendet drei große Segeljachten zur Regatta, unter ihnen Deutschlands größte Hochseejacht. Aber neben den an den Rennen Beteiligten locken Regatta und Nordseemai auch viele andere Besucher in jenen Tagen zur Insel. Oft über viertausend Gäste bringen die Dampfer von Hapag und Lloyd in den Maitagen nach Helgoland.

So klein die Insel auch ist, so wenig stört ihre Ruhe der große Besuch. Das Rauschen der brandenden Wogen allein erfüllt die tiefe Stille von Oberland und Unterland. Kein Wagen rasselt über das Pflaster der Gäßchen. Alle Geräusche des lauten Lebens unserer Tage bleiben der Insel fern. Das geruhsame Völkchen der Insulaner wandelt bedächtigen Schrittes durch die Straßen, sitzt in friedvollem Behagen auf den kleinen Bänken vor den niederen Häuschen, tabakkauend oder ein Pfeifchen schmauchend, mit gemächlichen Bewegungen an einem Hummerkorb oder Netz arbeitend. Überall in den gepflegten Liliputgärten, den Helgoländern ein Park dünkend, grünt es in hellen Farben, blühen die Syringen, die Maiglöckchen, duften seltene Kräuter unter hohen, knorrigen Bäumen. Aus der weiten grünen Fläche des Oberlandes leuchten winzige gelbe und weiße sternförmige Blumen auf, recken die Köpfchen weit

Helgoland von Norden. Phot. Schensky



Hochsee-Regatta. Phot. Schensky

über die rauschenden Abgründe. Selbst das niedere Moos auf den von Alter und Seewind dunkelbraun gefärbten Ziegeln der spitzen Dächer hat ein neues, hellgrünes Gewand und blüht mit seinen winzigen Blümchen neben dickblättriger, weißblühender Fetthenne, mit der es sich die alten Ziegel geteilt. Vor dem niedrigen Hause, in dem einst Hoffmann von Fallersleben das Deutschlandlied niedergeschrieben, zeigen die alten Wildrosenbüsche, unter denen der Dichter so gern gesessen, schon die ersten Knospen. Weitgeöffnet sind die kleinen Fenster der niederen Mansarde, in der noch Bett, Schreibtischchen und Ruhestuhl Hoffmanns stehen, als hätte er gestern erst sein kleines Heim verlassen, aus dem einst sein großes Lied erklungen in alle Fernen deutscher Lande.

Und wenn der Abend sich senkt über die kleine Insel und das große Meer um sie, in das der glühende Sonnenball getaucht, beginnt die Helgoländer Maiennacht, eine Nacht voll Frohsinn, erleuchtet von tausend Lichtern. Steht man auf der großen Seebrücke, von dunkler Nacht umfangen, und blickt zurück auf die Insel, dann ist es, als schwimme ein gigantisches Schiff mit vielen tausend Lichtern auf den Fluten. Aus allen im Dunkel unsichtbaren Häusern blitzen helle Lampen, aus den hohen Fenstern des Kurhauses branden Fluten von Licht, Oberland und Unterland überbieten sich in einem festlichen Glanz und Spiel von Licht, das sich zitternd in den Wassern widerspiegelt, überstrahlt von den mächtigen silbernen Lichtkeilen des Leuchtturms, die gleich Schwerthieben in wildem Drehen über die dunkle Himmelskuppel fegen — eine große, bewegte Symphonie des Lichts, dieses geisterhafte Nachtbild der funkelnden Insel.

Aus den offenen Fenstern des Kurhauses dringt Musik. Festlich gekleidete Menschen in seinen Sälen. Preisverteilung nach den Kämpfen des Tages. Kristallene und silberne Preise werden den Siegern gereicht, die „Heilige Flagge" verliehen. Einen Korb voll herbduftenden braunen Tanges überreichen die Helgoländer Fischer als Ehrengabe: auf seinem weichen, feuchten Lager ein paar Prachtexemplare Helgoländer Hummer . . .

Die alte, unvergessene Glanzzeit der kleinen Insel scheint wiedererstanden in dem Bild, das die funkelnde Insel in die Maiennacht der Nordsee strahlt, und in jenem anderen, das die hohen Säle des alten Kurhauses gezeigt — ein Bild aus den fernen, großen Tagen, da Helgoland im Mittelpunkt deutschen Gesellschaftslebens gestanden, da man im Frühling zu ihm fuhr wie im August nach Baden-Baden. Nach all den schweren Schicksalskämpfen, die Zeit und Flut der kleinen Insel gebracht im letzten Jahrzehnt, hat heute Helgoland sich wieder den alten Platz zurückerobert, der diesem seltsamen Eiland dort draußen vor den Toren des Reiches gebührt.

Gedichte von Frida Schanz

Zum 70. Geburtstag am 15. Mai 1929

*

Frühlingswanderung

Es ist, als hätt' ich's nie gesehen, —
So mächtig sieht's mich heute an:
Das frohe Freisein aus dem Bann,
Das ganze Werden, Wachsen, Wehen.

Die Flur — Gesichtchen an Gesicht —
Voll kinderjungem Blumenleben.
Wälder von Blütenbäumen weben
Ihr zartes Licht ins goldne Licht.

Veilchen in blauem Überfluß! —
Der Wald ein einz'ges Dehnen, Strecken — —
Der Blütenschwall der Weißdornhecken.
Weiß — wie aus einem einz'gen Guß.

Grün wie ein breites, grünes Band
Das Saatgebreite, das besonnte,
Die große Stadt am Horizonte
Ein ferner Traum aus fernstem Land.

Eine kleine, frohe Flamme

Die lange, silbernde Allee
Von frischem, jungem Wind durchblasen.
Schwertlilien blühen wild am See
Und Veilchen im vermoosten Rasen.

Der Wind greift wie in Meeresschaum
Ins Schaumweiß der Spiräenhecke,
Verspielt streut ein Kastanienbaum
Kostbares Rot auf unsre Strecke.

Nachmittagssonne saugt sich fest
An einem weißen Birkenstamme.
Ein Hänfling wirbelt überm Nest
Wie eine kleine, frohe Flamme.

Selig Gartenland

Selig Gartenland in Frühlingstagen,
Wo sich scheue Worte lieblich sagen,
Wo die Finken nisten in den Hecken
Und die Kinder Feuerbohnen stecken!

Wie so oft schon hast du's nun gesehen,
Daß die Herzen plötzlich flammend stehen,
Finkenpärchen schäftern ungeheuer,
Und die Bohnen lodern, rot wie Feuer!

Wege der Gnade

Wanderwege, Wege der Gnade, — —
Wie ich sie liebe, die Sommerpfade,
Die sich um schimmernde Seen biegen,
Die sich an stürmende Bäche schmiegen,
Die sich senken von Halden ins Tal,
Die blumige Wiesen durchbändern, schmal,
Die auf steinigen Halden blinken
Und in schattigen Wald versinken,
Die auf schwindelnde Höhen steigen,
Die sich nach einsamen Höfen zweigen,
Die in Dörfern, sich breiternd, verweilen,
Streichend an heimelnden Häuserzeilen,
Die verlocken zu traulichen Schenken,
Die zu den stillesten Gärten lenken,
Die so viel wissen, die so viel sagen,
Die so viel Fernweh und Heimweh tragen!

Ein Sommertag

Es war ein Drängen und Schwellen
Von Glück in jenem Tag,
Als wären die Stunden Wellen,
Auf denen die Sonne lag.

Oder Winde, die selig rauschten
Von allem Zauber der Welt,
Oder Rosen, die sich bauschten,
Vom eigenen Dufte geschwellt.

Oder Lerchen, die jubelnd sängen,
Goldne Fülle jeder Ton.
Es war ein Schwellen und Drängen
Wie von aufgeblühtem Mohn.

Ein Wiedersehn

Du sahst dich manchmal um nach einem Rasten,
Müd wie zu Berg gingst du auf ebnem Steig,
Du gingst, als trügst du unsichtbare Lasten,
Und trugst doch nur den herbstlichbraunen Zweig.

Du gingst auf Waldmoos wie auf harten Steinen,
Auf die kein Strahl der frohen Sonne scheint.
Kein Mensch auf Erden sah dich jemals weinen;
Ich aber sah jetzt, daß du sehr geweint.

Hyazinth — Novelle von Catherina Godwin

Personen:

Hyazinth	Ein verschollener Dichter
Der falsche Hyazinth . . .	Ein Filmstar, der den echten mimte
Isa	Eine Frau, die den echten Hyazinth liebte
Fea	Eine Frau, die beide Hyazinth liebte

Eigenartig mutet es an, wenn man in der Morgenzeitung, gemächlich bei Tee und Toast, seine Todesanzeige liest, die man mit Bedacht selbst verfaßte, und sich nun die Gesichter seiner vielen Bekannten vorstellt. ‚Nach kurzem, schwerem Leiden' nein, das hatte ihm nicht gefallen, — ‚verschied — verblich' — schien ihm gleichfalls abgeschmackt. Der Dichter Hyazinth hatte über sein Pseudonym ‚Hyazinth' nur ein schlichtes Kreuz gesetzt, das sah bescheiden und zugleich interessant aus.

War auch der Tod heute billig geworden, so bedeutete das jähe Ende eines so jungen, begabten Autors für seine Verleger doch eine Reklame! Was man dem Lebenden vorenthielt, würde man dem Toten vielleicht nicht versagen: die allseitige Beachtung eines ‚zu früh von uns geschiedenen hoffnungsreichen Talentes'.

Das einzig Fatale blieb: er konnte auf seinen Tod keinen Vorschuß nehmen; die Früchte erntete nur sein Verleger.

Hyazinth hielt in Anbetracht seiner morgen erscheinenden Sterbeanzeige es für geraten, seinen wandelnden Geist vom Fenster zurückzuziehen. Frauen fielen ihm ein, die vielleicht um ihn weinten — er wurde leicht gerührt, steckte eine Nelke ins Knopfloch und überlegte, wie er am besten unbemerkt vom Schauplatz verschwinden könne.

Der schlanke junge Mann durchschritt die leere, gekündigte Wohnung und sah, was ihm noch blieb: einige gute Anzüge, ein Dutzend eleganter Schuhe — mein Gott, er hatte auf sein Äußeres gehalten —, ein kleines Magazin Schlipse, Parfümerien und auch erlesene Wäsche waren noch da. Nur die Brieftasche aus feinstem Saffianleder bewies sich als einigermaßen leer.

Alles war gepackt. Er brauchte nur in der Dunkelheit ein Auto zu besteigen, dann ging es fort, die Welt war groß, hatte für Schiffbrüchige Raum, und das Geld reichte immerhin noch, um ein Billett ins Ungewisse zu lösen.

*

Hyazinth gähnte und reckte seine Gestalt. Jetzt war er Selbstmörder a. D. Das Leben war ihm neu geschenkt!

Er blickte ohne Erwartung aus dem Abteilfenster. Sonst strebte man einem Ziele zu, plagte sich in Gedanken mit Kommendem und Gewesenem, hatte stets ein überladenes Programm und vermochte darum nichts wirklich zu vollenden. Kontinente jagte man ab, nur um dort gewesen zu sein, Abenteuer warf man hinter sich, nur um sie erlebt zu haben und der Masse zu imponieren. Verachtet der einzelne nicht im Grunde die Masse? Ja, lebt er nicht von dieser Verachtung?

Ein Fräulein saß dem Dichter gegenüber. Aß einen Apfel ohne jede Manieren. Schlechte Tischmanieren hatten ihn stets abgestoßen, denn Hyazinth war ein Bekenner der Form. Wenn man weiß, wie es heute um den Inhalt steht, so bleibt die Form noch der einzige Trost. Was ist schließlich ein guter Mensch mit schlechten Manieren? Was ist ein edler Charakter in einem schlechten Frack?

Hyazinth blickte in die idyllische Landschaft.

Ach, Idylle! Ein glücklicher Reaktionszustand, den der kleine Bürger beim Sonntagsausflug, bei Kaffee und Freikonzert sich noch vortäuscht. Überhaupt der Bürger! Der Dichter seufzte. Der Bürger von gestern war ein artiger Mensch mit Maß — und der Mensch von heute? Ein entarteter Bürger, der nur das Maßlose preist. Der Preisboxer, der Rekordschläger sind Trumpf!

Eigentlich kränkte es Hyazinth, daß das nette Fräulein ihm keinen Apfel anbot. Diese Äpfel sahen selbstgepflückt und nach eigenem Garten aus. Er betrachtete in uneingestandener Sehnsucht die umzäunten Häuslein am Weg. Warum immer den Superlativ erstreben? Warum nicht bescheiden und schlicht sich seine eigenen Grenzen stecken und in diesen Grenzen ein eigener Ganzer sein? Zum Kuckuck! Solche Minderwertigkeitsgefühle nahten wohl aus der dritten Klasse, in der der einst so Verwöhnte nun fuhr. Luxuskabine, Segeljacht und so! Das war der Traum, der Ehrgeiz der Zeit, während man sich damit begnügte, im Auto seiner Bekannten spazieren zu fahren.

*

Nun war das nette Fräulein ausgestiegen. Ohne jeden Gruß. Gar nichts hatte sich begeben. Keinerlei Erlebnis. Der Einsame stellte fest, daß der Abschied von einer erlebten Frau meist auch nicht verbindlicher ist. Man grüßt nur beflissen die Symbole seiner Wünsche. Den Erfüllungen wendet man gerne stolz den Rücken. Wenn man in den Augen der anderen unter den Jenseitigen weilt, darf man aus erhöhter Perspektive urteilen. Diesseits lebt man ja doch nur für die Meinung der anderen, wenn man auch auf sie pfeift.

Der junge Mann mit dem ansprechenden Profil, dem edel geformten Schädel, der hohen, gefurchten Stirn und dem leicht sarkastischen Zug um die Lippen, pfiff nun wirklich, und er entdeckte, daß es ein Schlager der Saison sei. Er errötete flüchtig und fühlte sich beschämt. Denn sagen Sie selbst: sind es nicht meist halbwüchsige oder mittelmäßige Individuen, die den Schlager stets als schick preisen und durch endlose Wiederholung zu Tode hetzen? O Warenhaus! Hyazinth litt in dieser Minute, denn es ist ein Leiden, immer ein Eigener sein zu wollen, es ist ein Leiden, am Gegenrhythmus zu kranken.

Zwischen seine markanten Augenbrauen traten zwei tiefe Längsfalten, und seine lichtbraunen Augen funkelten opalisierend. Ihn hatte sein Gegenrhythmus nicht weiter gebracht. Was sollte aus ihm werden? Er gelobte sich, von heute ab kein Mensch mehr mit festumrissenem Programm zu sein. Im Zeitalter der Konjunktur wird der Mann mit Programm überrannt von dem, der kühn improvisiert.

Das war ein komisches Stationchen! Der Stationschef mit knallroter Mütze, nagelneu, expressionistisch-naiv auf seinen altmodischen Schädel gesetzt. Dazu die Geste eines Imperators, mit der er den Ablauf des Zuges regelte, als bestimme er den Ablauf der Zeit. ‚Ach, große Gebärde im billigen gefangen, wie rührend bist du!' dachte Hyazinth.

Er gab sich jetzt dem Rhythmus des sanft schaukelnden Personenzuges hin. Zuweilen ein Geschnatter, ein Pfiff, dann war wieder eine Station und immer wieder ein Mann mit dem altmodischen Kopf und der knallroten neuen Mütze darauf.

*

Isa preßte ihr kindliches Gesicht an die Fensterscheibe. Ihre Augen blickten starr aufgerissen, als probe sie die Großaufnahme zu einem Sensationsfilm. Hyazinth tot! Hyazinth! Für sie war er schon seit Monaten tot, seitdem er sie verlassen. Sollte sie weinen? Nein, sie hatte so viel um ihn geweint. Ein scheues Lächeln erblühte auf ihren Zügen. Nun gehörte er keiner anderen mehr, gehörte ihr wieder allein!

Während Fea schluchzte, so daß ihr Gatte glaubte, eine jähe Nervenkrise habe die Lebenslustige befallen, lächelte Isa und tänzelte, den Band Gedichte von Hyazinth in der Rechten, auf überhohen Absätzen in die Großstadtstraßen hinaus. Wenig nur stand in dem Büchlein, aber ein kleines Liebesgedicht, das war auf sie verfaßt, das gehörte ihr, ihr allein.

Um die gleiche Stunde las auch Fea mit tränenglänzendem Blick das gleiche Gedicht. Das war nur für sie, und noch andere lasen es und wußten: dies eine kleine Liebesgedicht gehörte nur ihnen allein.

Die Verleger von Hyazinth—drei schmale Bände hatte er geschrieben — überlegten zu dieser Stunde, wie des Dichters frühes Ende geschäftlich auszubeuten sei. Man kannte den Modernen nur in erlesenen Kreisen, genoß seine Worte als parfümiert und undeutbar berauschend. Allerdings, für Dichter wie Hyazinth war das Büttenpapier ausgegangen. Aber nun sollte er populär werden! —

Hyazinth hatte seine Arroganz abgelegt. Er kaufte im fernen Land billige Manuskriptbogen und wollte sein Leben rückwirkend gestalten. Denn irgendwer verfaßte vielleicht über ihn einen törichten Nekrolog. Den Nekrolog wollte er selbst schreiben und anonym der Hauptzeitung seiner Vaterstadt senden. Hyazinth kaute am Bleistift wie ein Schüler. Das ist die Tragödie des Schaffenden: er muß sich stets in das Publikum übersetzen. Muß die Wirkung von außen prüfen, anstatt nur sein Innerstes zu geben. Endlich warf er den Bleistift weg. Er war nicht mehr gesonnen, bei diesem Kompromiß noch mitzutun! Er war auf der Fläche ein Mann des Parketts gewesen, gewandter Sportsmann und dennoch heimlicher Philosoph, Mann einer seltsamen Mischung, die sich heute bereits schüchtern hervorwagt: Mischung von Ästhet und Athlet. Das hatte man ihm als Halbheit ausgelegt. Und dennoch gilt es heute, Materie und Geist, Antike und Moderne im Bild eines neuen Menschenschlages zu versöhnen.

Hyazinth, ‚der zu früh verschiedene Dichter', den die Nachwelt plötzlich laut pries, hatte sein Lebensbekenntnis noch gar nicht begonnen, als es bereits von einem rührigen Journalisten verfaßt und vom Publikum laut begrüßt war.

*

Fea hatte sich scheiden lassen. Um des toten Hyazinth willen. Sie hatte ihre Beziehungen zu dem Toten aufgedeckt und aus dem

öffentlichen Skandal Profit zu ihrem eigenen Ruhm geschlagen. Sie hatte jetzt einen neuen Freund, einen bekannten Komponisten. Der vertonte das Liebesgedicht, das sie an sich gerichtet glaubte, nannte es ‚An Fea', und das Lied ward populär.

Isa hatte Prozeß angestrengt. Das Gedicht war ihr gewidmet! Isa fiel durch — sie wurde verlacht, vergiftete sich und Fea wurde als Star in eine Revue engagiert. Diese Revue hieß Hyazinth. Hier marschierten sozusagen vor der Rampe des toten Dichters lebendige Verse, in Beine und Seide übersetzt, vor hypermodernster Kulisse.

Hyazinth war Mode geworden. Er lag auf Schreib- und Nachttischen kostbar gebunden, ‚gab einem jeden was', wie die Kritik sagte, und aus seinen Versen flohen geflügelte Worte. Man modellierte den Berühmten aus dem Gedächtnis, malte ihn für die Sezession und prämiierte Büste und Bild mit der goldenen Medaille. Seine Hand, aus Alabaster, war in den vornehmen Salons gegen fünf Uhr zu sehen, wenn die Hausfrau ihre geistreiche Stunde hatte. Hyazinth wurde der Abgott der Dame von Welt, des Tippfräuleins und des Tillergirls. Man liebte ihn, denn er war geheimnisvoll. Enträtselung kann kein Mensch verzeihen.

Und zudem: er war wirklich schön, von einer Schönheit, die seine Kollegen einst hinderte, an seinen Geist zu glauben. Einige, die ihn heute priesen, hatten ihn sogar von Angesicht gekannt, obgleich manche Neider behaupteten, Hyazinth habe überhaupt nie gelebt, ein gerissener Impresario habe ihn nur erdacht.

Hyazinth aber wußte, daß letztlich alles Einbildung bleibt, was die Fläche zeitigt, und ein jeder im Grunde nur sich selbst erdenkt.

★

Endlich war auch der Roman ‚Hyazinth' erschienen. Er erlebte in dem gelesensten illustrierten Blatt des Landes seinen Erstabdruck. Der Roman wurde in acht Sprachen übersetzt und mit größtem Erfolge verfilmt. In diesem Roman begegnete Hyazinth alles Besondere, Sensationelle, das sein Leben ihm vorenthalten hatte. Der Roman wurde verschlungen, und es wurde behauptet, dieses Bekenntnis habe Hyazinth selbst geschrieben und vor seinem Tode einem Freunde zur Veröffentlichung übergeben.

So ging die Nachricht durch die Presse, vom rührigen Verleger verbreitet, der dekorative Filmdarsteller des ‚Hyazinth' bezog eine Riesengage und ward mit einem Schlage internationaler Filmstar. Ja, es war sonderbar. Dieser falsche Hyazinth erreichte nun allen Ruhm, alle Ehre und alles Geld, die der echte einst vergebens erstrebte. Er, der ganz Fassade war, spielte den Helden der Verinnerlichung, den Erlöser im Geiste, der den Weltrekord erringt.

Oder will es einer leugnen, daß die Autos heute so rasend lärmen und sich überrennen, die Flugzeuge sausen und die Sportkonkurrenten sich überbieten, weil ein gewaltiges Wettrennen stattfindet, gerannt von der ganzen lebenden Menschheit, weil jeder der eine, der erste sein will. Rasende Reklame, unsinniger Wettlauf! Lächelnd empfand es der echte Hyazinth, der Verschollene, Vergessene: ‚ich mache nicht mehr mit, ich renne nicht mehr mit, ich wandere still als ein Pilger in mich selbst hinein.'

★

Hyazinth lebte seit langem im Süden. Diese warme, sonnige Erde war gut. Sie verlangte wenig Kleidung, es gab am Wege zu verdienen. Hyazinth trug Früchte in großen Körben, ritt auf Kamelen zur Wüste und sah Engländer in Tropenhüten die Pyramiden bewundern. Er kam gerne zur Sphinx. Er freute sich ihrer starren, herrschenden Gestalt, er liebte den einförmigen Wüstensand, endlos bis zum Horizont gebreitet. Er liebte den gleichmäßigen Strahl heißer Sonne, sein Körper war dunkel gebräunt, sein Haar noch lichter als einst und seine Augen hatten den hyazinthfarbenen strahlenden Goldton.

Er hatte den Anblick seines eigenen Bildes verlernt. Nur zuweilen spiegelte er sich am Wege in den bewundernden Blicken einer Frau. Er dachte nicht mehr an die Jahre. Zeitlos empfing er Tag und Nacht, als sei er ewig gestaltet und unsterblich geworden. Die Unsterblichkeit, die seinen wenigen Versen die Mitwelt nun lieh, verlieh ihm sein Verbundensein mit der Natur.

Hyazinth begegnete jetzt dem ewigen Sommer. Als habe seine Liebe alle Kälte verdrängt. Als sei aus ihm das erwärmende, befruchtende Licht gestiegen, das alles erhellt.

Dann waren Stunden, die ihn betäubten. Zu heiß. Zu berauschend. Einschläfernd, wenn der Weitgewanderte die Füße in den Nil senkte und das laue Wasser sie umspülte.

Er träumte sich Fisch, und er sei in den Wellen ein Tanz und vergehe und schwebe empor als bunter, rauschender Vogel und schaukele sich auf Blumen mit betäubendem Duft in den Farnen des Urwaldes. Er träumte sich Tiger, in seliger Laune, und sah in sich die Antilope mit dem bebenden

Leib, sterbend an erhöhter Naturgewält. So ging ein Wesen auf in das andere und glitt in das wieder andere über.

Er hatte allmählich sein Hemd verloren, das letzte aus weltmännischer Zeit. Er wanderte wie ein Zigeuner, in seidenen Fetzen, lief endlich mit nacktem Oberkörper und der weiten Hose davon, die er für seine Arbeit eingetauscht hatte. Ein mächtiger Hut, von Negerhand geflochten, beschattete seinen leuchtenden Blick. So wanderte er von Zufall zu Zufall.

Und alle Menschen waren wandernde Kulissen, die sich nur scheinbar eigenwillig bewegen. Hyazinth war längst überzeugt, sie alle seien geschoben, gezogen und aneinandergebunden mit heimlichen Fäden, die im Reiche der Strahlen sind und die der Sehende erkennt mit innerlich erhelltem Blick.

Einmal fragte ein Herr in modischem Tropenanzug den Sonnengebräunten, ob er ihn hinausbegleiten wolle zu einem Urwaldritt. Hyazinth nahm an. Er sah, wie ein europäischer Forscher reist, wie ein Kulturträger die Wildnis prüft und die Natur berechnet. Kein Zweifel, man konnte die ganze Natur berechnen, auf Formeln bringen, und wenn endlich der Schluß gezogen war, dann hatte man die Zahl gewonnen und den Schöpfer verloren.

Hyazinth begriff den vornehmen Forscher im Tropenanzug. Dieser Mann bereiste den Urwald, um darüber ein Buch zu schreiben. Hyazinth mußte ihn in verwegenen Situationen photographieren. Man schleppte erlegte Löwen und Leoparden für ihn herbei. Hyazinth freute sich, daß der Mann zufrieden und daheim wohl ein berühmter Gelehrter und berühmter Schriftsteller war.

Da entsann Hyazinth sich seiner eigenen Gedichte auf Büttenpapier. Doch so viel er auch grübelte: kein Vers fiel ihm mehr ein. Selbst das kleine Liebesgedicht, das ihn so unsterblich berühmt machen sollte, hatte er vergessen.

Aber eines Abends, bei Mondschein, verlor der englische Forscher ein Stück seines Gepäcks. Hyazinth ritt zurück und fand die Ledertasche am einsamen Weg. Er suchte, ob alles Vermißte darin vorhanden sei, und entdeckte dabei ein Buch. Ein kleines Buch, es hieß: ‚Poems' und darunter stand: ‚Hyazinth'. Auch der nüchterne Urwaldforscher war vom Hyazinthkult angesteckt und hatte seine poetischen Stunden.

Hyazinth vergaß den englischen Forscher. Er studierte bei Mondenlicht seine eigenen übertragenen Verse. So wenig er auch bislang von seinem Ruhm ahnte, so wenig wunderte er sich anderseits, daß die eigenen Gedanken auf fernem Ummwege wieder zu ihm zurückfanden. Er lächelte. Sein seltenes Lächeln, das wie ein Geschenk seine sonst so ernsten Züge verschönte. Er legte das Buch feierlich wie eine Bibel an seinen Platz zurück.

*

Hyazinth wußte nun, daß die Welt ihn anerkannte. Ohne Eitelkeit, nur mit Zärtlichkeit, gedachte er seiner selbst.

Der vornehme Herr im Tropenanzug war frisch rasiert von dem Hotel abgereist, das am Urwaldrand Komfort bot. Hyazinth kam barfuß an, sonnte seine breite, nackte Brust, sonnte seine prächtigen Muskeln. Elegante Damen und Dämchen, die hier Urwaldsensation ahnten, lorgnettierten in die Tropenpracht und rauchten schmale, parfümierte Zigaretten. Hyazinth aber rauchte die getrockneten Blätter einer wundersam duftenden Pflanze. Er rauchte aus einer langen Pfeife, die er sich selbst geschnitzt hatte.

Die Damen und Dämchen streiften vorbei, sahen in ihm den Urwald, das fremde Geheimnis, das schöne Raubtier der Wildnis, das sie ergreifen sollte. Hyazinth griff nicht zu. Die mondänen Frauen mit schwarzumränderten Augen und grellroten Lippen mißfielen ihm nicht, aber sie waren Urwaldblumen, vom modischen Urwald, den der Mensch im starren Häusermeer sich errichtet. Was hier im Dickicht als unerwartete Lebensgefahr lauerte, war dort die erwartete Gefahr in jedem Moment: die Gefahr von Gesetz und drohender Sitte. Hier ging er frei — dort war er gebunden an Paß und Behörde, hier schützte ihn Gott — dort mußte er die Protektion von Hinz und Kunz erflehen.

Hyazinth war mit seinem Los zufrieden.

*

Fea preßte ihr Gesicht an die Fensterscheibe, genau wie einst die kleine Isa. Ihre Augen wurden so groß, als sei sie zu einer Großaufnahme im Film engagiert. Ihr ältlicher Gatte, der Baron, ruhte am Kanapee, klagte über Hitze, klagte über Moskitos und hatte ein Insektennetz über sich gebreitet.

Doch das Hotel ‚Ispania' am Urwaldrande mußte man besucht haben! Wie machte es sich feudal, wenn man in Berlin so nebenbei erwähnte: „. . . Und dann, nach unserem Flug durch die Wüste, wenn wir im ‚Ispania' bei der Siesta auf der Terrasse saßen, war es ideal: der Urwald mit all seinen Wundern und Schrecken zum Greifen vor uns . . ."

Feas Augen brannten plötzlich Entsetzen,

Frage, Freude: War das nicht Hyazinth? Der tote Hyazinth, nur verschönt, verstärkt, in einen Bronzeton verzaubert? Aber sie sah seine Augen nicht. Sah die hyazinthfarbenen Augen nicht, die von langen Wimpern beschattet blieben.

Fea preßte die Nägel in ihr Fleisch, fragte sich, ob sie lebe. Nein, sie lebte nicht. Das war ein Traum! Ein Fieberwahn, ein Tropenwahn, in ihren Adern rauschte das Blut. Sie eilte vor den Spiegel. „Daß du noch Kräfte zur Eitelkeit hast," nörgelte der moskitobenetzte Gatte.

„Eitelkeit ist Kraft!" gab die Baronin ablehnend zur Antwort, verachtete ihn, weil er eine abgenützte Staffel ihrer Karriere war.

Die Frischgeschminkte eilte hinaus. An den Urwaldrand. Streifte Hyazinth, der sie längst vergessen hatte. Er war an solche Frauenmanöver gewöhnt.

„Hyazinth!" schrie sie gellend auf, als rufe ein Vogel aus dem Urwald magisch seinen Namen.

Er lächelte. Ohne Überraschung. Er blickte in den fernen Urwald.

„Du bist Hyazinth!" bebten ihre Worte, gewillt, sein Geheimnis dem ganzen Europa zu verkünden, an seiner Seite bewundert zurückzukehren.

Er aber fragte sich in dieser Stunde, ob er wirklich Hyazinth sei, der Mann, den er überwand und dessen Ruhm den anderen gehörte.

Sie hob die beringten Hände beschwörend: „Sage doch ein Wort, Hyazinth!"

Doch er erkannte Fea nicht mehr. Sie war gewaltsam schlank, gewaltsam jung geworden, ein modisches Dutzend-Klischee.

„Ich bin Fea," flüsterte sie, „Fea!" Sie legte in den Ton ihres Namens verheißungsvolle Erinnerung. „Fea, für die du einst dein berühmtes Liebesgedicht schriebst."

Hyazinth blickte zu ihr auf, ernst und besinnend. Hatte er ihr sein Liebesgedicht gewidmet? War eines Menschen Liebe nicht für alle? Fingen die Gefühle sich nicht nur da und dort? Bannten sich an eine Gestalt, um an eine andere und wieder andere sich zu tauschen?

Hyazinth erhob sich; sie erschrak, weil er größer war als einst, breiter, wuchtiger, aus Erz, während sie in Fleisch noch vor ihm stand, mit ihren leiblichen Wünschen.

„Du willst mich nicht kennen!" jammerte sie. „Du fürchtest für deinen Ruhm! O, du hast ihn schlau inszeniert, wie schlau! Du bist ein echtes Kind der Zeit!"

Hyazinth blickte wieder besinnend. Er überlegte, ob an ihrem Worte vielleicht eine Wahrheit sei. War er wirklich nur ein Kind der Zeit? Vielleicht ihr Gegenbild?

„Ich verstehe Ihre Sprache nicht," sagte Hyazinth nun auf englisch. „Wünschen Sie etwas von mir? Womit kann ich dienen?" Seine Worte waren im tiefsten ehrlich: heute diente er jeder Kreatur.

„O Hyazinth!" Fea schluchzte plötzlich, schluchzte laut ihr hysterisches Schluchzen, durch das sie einst ihren ersten Gatten verlor. „Hyazinth!" drohte sie erneut. „Wenn du dich verleugnest, renne ich in den Wald und lasse mich von den Löwen zerreißen. Oder nein: ich verbreite noch heute durch Radio in alle Ferne, daß Hyazinth lebt und daß er die ganze Welt betrogen hat!"

Wieder lächelte Hyazinth. Sein gütig-überlegenes Lächeln, in dem stets etwas Resignation blieb. Er zeigte höflich seinen Führerschein. Falls die Dame eine Begleitung für eine Expedition wünschen?"

„Ja!" rief Fea. „Ja gewiß, wir engagieren Sie! Mein neuer Gatte, der Baron Melinsky, wird gleich alles mit Ihnen ordnen!"

Doch als Fea zwei Minuten später wieder heraustrat, war der Gebräunte mit dem geflochtenen Hut, mit der nackten Brust und den weiten Beinkleidern fort.

Noch schwebte in der Luft ein Hauch der tropischen Blätter, die er rauchte. Der livrierte Groom, der galonierte Neger, der europäische Portier bedauerten, bedauerten lebhaft. Sie kannten das Volk nicht alles, das sich hier am Urwaldrand umhertrieb. Es war nicht gut, sich mit dem Gesindel einzulassen, das Hotel hatte erprobte Dolmetscher, ein zehn Sprachen beherrschender Dragoman stand zur Verfügung, Männer mit nackter Brust und Strohhüten gab es hier ungezählte, und den Namen ‚Hyazinth' hatten sie noch nie gehört.

Fea lag in Krämpfen. „Das kommt von den Moskitos," grollte der Gatte und drängte heimzureisen. Aber die Baronin schluchzte und suchte. Suchte im Urwald mit dem zehn Sprachen beherrschenden Dragoman, bis den Baron eine Kobra biß und sie als Witwe heimkehrte.

★

So sind die Menschen: erzählt man ihnen einmal eine originelle Wahrheit, so glauben sie, alles sei nur sensationelle Mache! „Als wir mit dem Flugzeug im Hotel Ispania landeten, denken Sie, wen ich am Rande des Urwaldes traf? Den totgesagten Hyazinth!!"

„Baronin scherzen!" Man glaubte weder an den lebenden Hyazinth, noch an die tra-

gische Todesursache des Barons. Ausgerechnet eine Kobra sollte ihn gebissen haben! Wahrscheinlich war er ihr durchgebrannt!

Die Witwe lief in die größte Tageszeitung. Ließ sich beim leitenden Direktor melden, ließ sich bei dem Großindustriellen melden, der die politische Meinung der Zeitung finanzierte. Man hielt die Hyazinth-Affäre für Bluff. Hatte die Dame vielleicht eine Freilichtaufnahme, hatte sie irgendwelche greifbare Beweise? Nein, Fea hatte keine anderen Beweise als ihre schlaflosen Nächte. Sie lief zu Hyazinths Verleger, der jedoch ein so großer Herr geworden war, daß er nicht selbst empfing. Fea teilte ihm die sensationelle Neuigkeit durch Einschreibebrief mit: „Am Rande des Urwaldes saß Hyazinth, beim Hotel Ispania, ganz nahe der Kobra, er war ohne Hemd und trug einen von Negerhand geflochtenen Riesenhut." Der Verleger ließ durch seinen Generalsekretär für die freundliche Anregung danken. Er konnte nicht ganz verhehlen, daß die Idee ihm etwas primitiv erscheine; man dürfe das Publikum nicht unterschätzen, so schrieb der wohlwollende Mann.

Fea entsann sich plötzlich, daß Fräulein Isa um Hyazinths Willen starb. Sie war nicht gewillt, sich gleichfalls zu opfern. Sie ordnete die Erbschaft des Barons und begann, Halbtrauer zu tragen.

Der einzige, der sich kränkte ob des törichten Gerüchtes, das rasch durchsickerte, war der Filmstar Hyazinth, der falsche Hyazinth, der so erfolgreich den echten auf der Flimmerleinwand mimte. Er hatte sich an seinen Weltruhm gewöhnt, er hatte den Namen ‚Hyazinth' als Pseudonym beibehalten, ja, das breite Publikum vergaß den Dichter und kannte und lobte nur noch den Mimen.

Auch der falsche Hyazinth war Globetrotter geworden. Auch er durchquerte Kontinente, lehnte dekorativ in den Klubsesseln der internationalen Hotels. Er ließ sich sehen. Und es lohnte sich. Er war ein schöner Mann, dessen Leere gefiel. Ihn zu erringen, war der Traum ungezählter Frauen. Er war ein Herr mit Rieseneinkünften und hielt sich für den größten Darsteller. Er war es ja, der den Toten erst verlebendigte! In erhöhter, verschönter Potenz; dies bewiesen die wenigen Photographien, die man von dem verstorbenen Dichter noch kannte. Schließlich, was war es schon, ein paar Gedichte zu schreiben! Das macht jeder Primaner. Der Filmhyazinth glaubte, daß das Dichten eine Angelegenheit von unreifen, unglücklichen Menschen ist, und alle diese drei Zustände vermeidet ein Kavalier.

Der falsche Hyazinth, den wir der Verständigung wegen nun Hyazinth II nennen wollen, zweifelte nicht, daß Hyazinth I Selbstmord verübte hatte. Denn es ist eine Eigenart genialer Menschen, daß sie es meist zu nichts bringen. Sie beherrschen nicht ihr Talent, sie sind vom Genie besessen.

So dachte Hyazinth II, und man sieht, daß er auch zuweilen dachte. Aber er hatte den Geist nicht nötig und warf im geheimen die Frage auf, ob der Geist nicht eine Angelegenheit zweitklassiger Leute sei. Er kam dazu aus der Weisheit, die er der Filmleinwand entlieh, daß Vornehmheit sich in knappen Gesten genügt und des lauten Wortes entbehrt.

Und dann die Arbeit! Hyazinth II gähnte und streckte seine schönen Glieder. In welcher Epoche der Arbeitsüberschätzung leben wir! Einst ließ der große Herr den kleinen Mann für sich schaffen. Heute will der große Mann selbst ein Arbeiter sein, darum achtet ihn der Arbeiter nicht mehr. So dachte Hyazinth II, den Politik gar nicht interessierte. Denn ein Mensch, der es sich leisten kann, fühlt gerne international. Ja, wer es sich leisten kann, dem gehört die ganze Welt und er besiegt sie überall.

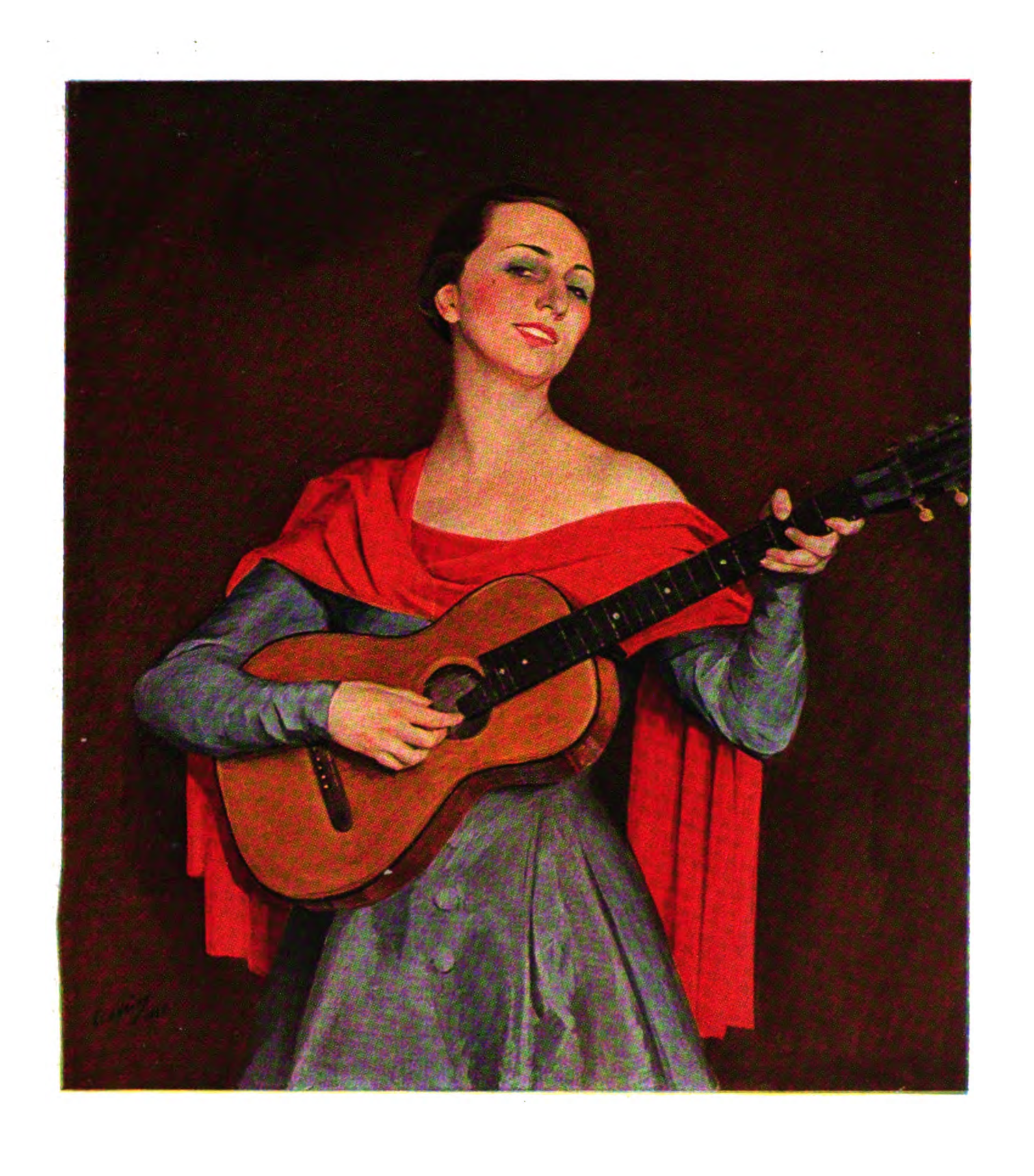
Man rede uns nicht ein — dachte der Verwöhnte —, daß die vielen verschiedenen Regierungspaläste der Staaten uns wahrhaft regieren. Uns regieren die kosmopolitischen Hotels, die in allen Staaten gleich sind. Da machen die Ladies Politik auf ihre Weise und bestimmen den Weltmarkt. Man schimpfe nur nicht auf das Mondäne! Hyazinth II wußte, daß etwas dahinter steckt. Man schwatze nicht immer von Hohlheit und Schminke und Snobismus! Diese Herrschaften, teils echt, teils falsch — wer will es noch unterscheiden? — verraten immerhin einen Ehrgeiz: das Parkett zu beherrschen und Diktatoren jeder Gegenwart zu sein!

Und das imponierte Hyazinth II, weil er sich selbst imponierte.

*

Hyazinth II, der Falsche, begriff, daß der Mensch wandlungsfähig ist und daß ein Mann von Geschmack seine Weltauffassung zuweilen wechselt wie jeder Mann von Welt die Frau. Er war noch sehr jung, da er als Kinoheld debütierte, er hatte aus zagendem Gefühl sich mit kühner Gebärde bezwungen, er war der geworden, den er mimte, und diesen Zustand teilte er mit den meisten Arrivierten im Heute.

Doch allmählich fühlte er sich mit Erfolg überfüttert. Ob sie nun Ly oder Mi oder Olly hieß, es war ja doch das gleiche! Und das Hotel war das gleiche, wo immer es



Lautenspielerin. Gemälde von S. Sorin

auch stand, der hagere Engländer, der stämmige Amerikaner, es war immer der gleiche, alles war Reproduktion und nichts mehr Original! Der schöne Mann gähnte wieder. Mein Gott, die Landschaft! Es gibt Leute, die zu ihr ein Verhältnis haben, ein Baum steht so und der andere so — im Grunde ist es das gleiche.

Die Landschaft wertete Hyazinth II lediglich als Kulisse. Er betrachtete sie als Fachmann: jede überladene Kulisse lehnte er ab. Er schätzte auch beim Interieur nur den möglichst leeren Raum, den nicht das Mobiliar, sondern der Mensch beherrscht. Da und dort ein edles Stück Möbel, ein Tisch mit Geschmack und Kultur bedeckt, denn das Service ist alles im Leben. Man kann sich alles erlauben, alles sagen, wenn man es den Menschen nur richtig serviert!

Hyazinth II kam zu dem Ergebnis, daß es ein Irrtum ist, alle Menschen stünden im selben Rang vor Gott. Im Gegenteil: ihre Rangfolge war in allen Jahrtausenden klar. Wenn nur vier Personen im Zimmer sind, hat einer mehr als der andere zu sagen: das Weltall ist ein Patriarchat. Diese Überzeugung steigerte sein Ehr- und Selbstgefühl, denn er wußte zu herrschen: ob mit Recht oder Unrecht, darauf kommt es nicht an, es handelt sich darum, wie man sich durchsetzt.

Gerechtigkeit! Hyazinth II konnte so reizvoll lächeln, ganz ähnlich wie Hyazinth I, nur hatte dessen Lächeln einen göttlichen Einschlag, Hyazinth II hingegen lächelte satanisch. Gerechtigkeit! Auch dieser Begriff schien ihm von Menschen zweiter oder dritter Klasse erfunden. Dachte ein Mensch erster Klasse an Gerechtigkeit? Es war gerecht, daß er erster Klasse war, er warf sich kraft dessen zum Richter der Gerechtigkeit selber auf. Gesetze! Hyazinth II streckte seine vollendet gearbeiteten Stiefel auf den Chippendalesessel, was ihm kein Oberkellner verwehrte. Er hatte seine eigenen Manieren und pfiff auf jedes Gesetz! Und Sonderzüge pfiffen auf ihn, ein Wort genügte, daß ein König ihn zur Audienz berief, ein Blick genügte, daß eine Königin ihren König betrog.

*

Hyazinth, der Echte, war nach seiner Begegnung mit Fea weit gewandert. Er traf eine Karawane, die ihn gerne mitnahm, denn er kannte die Gegend, kannte die Tierwelt, die er nicht fürchtete. Oft wähnte er, er trüge einen heimlichen Talisman, der ihn in der Wildnis schützte. Er hatte die Gabe, Quellen aufzuspüren, unbekannten Oasen ritt er zielsicher zu, er witterte Gefahren und verstand es, die Feinde abzuwehren. Wie das alles geschah, fragte er sich nicht. Geheimnisse ergründen, heißt ihre Formel nennen, und alle Formel muß geheim bleiben, wenn sie wirken soll.

Hyazinth hatte auf seiner neuen Fahrt einen reichen Kaufmann zu behüten, der von weither mit Edelsteinen kam. Hyazinth versenkte die Hände in das leuchtende Geschmeide. Ihn dünkte es, das Licht der Sonne und des Mondes habe sich in dem Glanze verfangen. Er versuchte ganz still in sich zu werden, bis jeder Gedanke in ihm schwieg, und dann dachte er, er wäre der leuchtende Diamant, der durch Jahrtausende das Licht in seinen Atomen fing. In stiller Nacht begriff er, daß es ferne, innere Wesenheiten gibt, die das Licht ihrer Gedanken einem anderen leihen. Also erblühte in den irdischen Individuen die göttliche Inspiration.

Hyazinth nahte die Idee, der Gott sei nicht in sich, sei darum nie begegnet, weil er ganz verströmt ist und geschenkt an alle. Und er sei in allem Lebenden lebendig und ziehe so, ein Wanderer, als Teil durch alle Teile, die ihn suchten jenseits ihrer Grenze, indes der Gott den Menschen als göttliches Obdach sucht.

In solchen Stunden der Erkenntnis wühlte Hyazinth in sich, als wolle er in seinem Innersten den gewaltigen Raum erschaffen, der dem Gott die Heimstätten schuf, gesammelt sich zu finden. Er wollte nichts sein als ein Behälter, ein Pokal, der sich leert, um den hohen Geist einfluten zu lassen, und zuweilen glaubte er, daß der Europäer daran zugrunde geht, weil er sich als Trank des Lebens selbst erschöpft.

Hyazinth war zur Wüste zurückgekehrt und das Hotel Ispania ließ er weit zurück. Fea — war es der Name eines Jazz-Schlagers? Fea — wieder lächelte er sein gütig-resigniertes Lächeln — sie wollte durch Radio verkünden, daß er noch hienieden weile! Nein, Hyazinth gehörte dem Diesseits nicht mehr.

Als der reiche Edelsteinhändler Hyazinth verließ, schenkte er seinem treuen Führer einen leuchtenden Hyazinthstein.

*

Hyazinth II fühlte sich bedrängt. Immer wieder tauchte Fea auf, die ihren Hyazinth reklamierte, um dessentwillen ihr erster Mann sie verließ, um dessentwillen ihr zweiter Mann sterben mußte; sie wollte in den Armen des Unechten den Echten vergessen. Ihm aber gefiel die geschminkte Baronin nicht mehr, die ihm einst zum Film verhol-

sen hatte, als sie selbst noch in Mode war. Längst war sie für ihn und andere ein überwundener Standpunkt: die moderne Frau, die den Backfisch markiert, glaubte Ewigkeitswerte zu haben.

Er aber wußte, daß die Stunden eines Stars heute kurz bemessen sind; es galt, seine Stunden zu nützen! Er stand am Höhepunkt. Und er lebte nur für den Höhepunkt. Die Übergänge, Auftakte, Abklänge — wozu! Auch in der Liebe genügte der Telegrammstil. Er haßte die Breite der Dauer und er schätzte auch die Erinnerung nicht. Wenn einer stets zurückdenken muß, beweist er die Armut seiner Gegenwart.

Premieren und wieder Premieren! Noch gab es Länder, die er nicht bereiste, fremdrassige Frauen, die er nicht kannte. Noch blieb ihm ein kleines Repertoire zur Vollendung seiner Blasiertheit. Das weltberühmte Hotel Ispania lockte ihn aus begreiflichen Gründen, ein bißchen Urwald mit Drum und Dran wollte er jetzt erleben!

So geschah es, daß Hyazinth II eines Tages im Hotel Ispania abstieg. Diese Reise hatte ihm Fea suggeriert, die ihn drohend mit der Versicherung überfiel: Hyazinth, der Echte, der Verschollene, er lebe, lebe am Urwaldrand und nähre sich von Blütenstaub!

Er wollte ihn mal sehen, den Totgesagten, den koketten Burschen mit dem fingierten Selbstmord, der den Kampf des Lebens floh, diesen falschen Helden, der mit Hilfe eines banalen Tricks seinen Weltruhm begründete!

Hyazinth II stemmte seine Muskeln. Er wußte, daß alles Gerede von Geist ein Unsinn bleibt. Der Geist siegt niemals über die Faust, wie die moderne Kultur beweist.

Im Ispania war es wie überall in den kosmopolitischen Welthotels: der Engländer, der Amerikaner, die Dame, die Dämchen und Tillergirls, die im Urwald filmten. Natürlich filmte auch Hyazinth II, überwand die Kobra, besiegte den Löwen, überlistete die Schwarzen und entfloh siegreich im Flugzeug.

Hyazinth konnte dem Urwald nichts abgewinnen. Im fremden Lande schafft der Mensch sich zum Vergnügen allerhand Strapazen. Im fremden Lande klettert er auf die höchsten Kirchturmspitzen, im eigenen Lande geht er nie in eine Kirche hinein.

★

Als der Berühmte, von seiner hohen Gage beschwingt, das Hotel Ispania verließ und die Tillergirls zum Abschied mit den Beinen winkten, beschloß er, eine Studienexpedition auf dem Rücken eines Elefanten zu unternehmen, um seine Eindrücke der Öffentlichkeit zu übermitteln. Der Elefant hieß Fli; er war dressiert und hatte nur einen Zahn, einen Riesenzahn, der ihm ein groteskes, märchenhaftes Gepräge gab.

Und Fli schritt stolz, als trüge er den König des Urwalds; schwarze und braune Gestalten begleiteten den Star mit dem Tropenhut. Hinterher ritt der Mann mit der Kamera, der den Mutigen vielfach photographierte, und ihm zur Seite der Privatsekretär, der die privaten Eindrücke des hohen Herrn erdachte. Fli stand gerne neben der schwarzbehängten Kamera und enthüllte sie mit seinem Rüssel. Er tappte vorsichtig, um den großen Hyazinth nicht zu ermüden.

Man hatte haltgemacht. Die Stätte, wo man rastete, war eine Urwaldlichtung für die vornehmen Fremden, das wußten die Büffel mit ihren mächtigen Schädeln, das wußten die Zebras und Gnus. Sie kamen menschenfreundlich und ließen sich erschießen, sie opferten sich gastlich für den internationalen Verkehrsverein.

So naturalistisch auch Hyazinth II schon photographiert war, um seinen Bewunderern sich im letzten Urwalddreß zu zeigen, so nackt hatte sein Leibphotograph ihn dennoch nie gesehen, wie er ihm unerwartet im Dickicht eines Morgens begegnen sollte.

Er starrte den Nackten begeistert an. Er knipste, knipste auf alle Fälle. Wurde das Bild auch konfisziert, so würde es verdoppelte Abnehmer finden. Doch schon sprang Hyazinth auf ihn zu, packte ihn am Handgelenk, zwang ihn mit stummem Blick in die Knie und bedeutete ihm herrisch, die Aufnahme zu vernichten.

„Aber . . . aber!“ jammerte der erschrockene Leibphotograph. „Herr,“ winselte er weiter, „wie sind Sie plötzlich verändert!!“

Im gleichen Momente knackten Zweige, und aus dem Dickicht trat Hyazinth II in rohseidenem Anzug mit hohem Tropenhut.

Der Photograph schwankte: sah den gekleideten, gebügelten Hyazinth und den anderen, gebräunten Nackten. Schon wieder tastete er beherzt zur Kamera. Er wollte die Halluzination im Bilde festhalten. Wie sie sich anstaunten, wie sie kritisch voreinander verharrten, sich maßen und schließlich beide lächelten, der Echte sein göttliches Lächeln, der Unechte sein diabolisches. Wie endlich der Echte, als Gastherr des Urwaldes, seine gebräunte Hand dem andern, dem Fremdling, reichte — welch ein ergreifender Augenblick! Der Leibphotograph knipste. Seine Knie bebten. „Urwaldspuk“ betitelte der Rührige bereits die sensationelle Begegnung.

Und wie heißen Sie?" hatte endlich der echte Hyazinth gefragt.

„Ich?" forderte der vornehme Fremdling den Mann der Wildnis heraus: „Ich heiße Hyazinth! Ich habe einen unbekannten Dichter namens Hyazinth, der Selbstmord beging, durch meine Darstellung im Film mit einem Schlage berühmt gemacht!"

„Das war also sein Ruhm," meinte der andere in leiser Melancholie.

„Ja, das war sein Ruhm," nickte der berühmte Darsteller. „Denn jener, der den schwachen jungen Dichter spielte, war ein starkes Talent und hat aus dem anderen rückwirkend ein Genie gemacht."

„Und dieses starke Talent sind Sie?" entgegnete Hyazinth I im Tone leiser Ehrfurcht, die ihn im Leben nie verließ.

„So ist es. Durch mich wurde der Tote lebendig, unsterblich; ich spiele ihn nun."

„Und haben Sie ihn auch glücklich gemacht?" fragte Hyazinth I.

„Das müssen Sie die anderen fragen," lehnte der Rohseidene ab. „Wenn die anderen uns beneiden, befeinden, verwünschen, dann sind wir wohl glücklich!"

Nun ritt der verschollene Dichter mit dem Manne, der ihm äußerlich so seltsam glich, durch besonntes Land, durch Wüstensand. Die Wüste zauberte ihm eine seltsame Fata Morgana: Den Doppelgänger, der sein einstiges Leben in einer anderen Gestalt vollendete. Ja, die Ähnlichkeit war groß: Der gleiche Wuchs, die gleiche Haltung, der gleiche kühne Schnitt des Profils, der gleiche schmale, ein wenig langgezogene Mund, der gleiche, edelgeformte Schädel.

‚Was ist es eigentlich,' überlegte der Dichter, ‚was die Menschen, auch wenn sie sich sehr ähneln, oft so stark unterscheidet? Es ist der Stoff. Es gibt Menschen wie griechische Götter, doch sie sind Götter aus Gips; es gibt andere aus Blech, aus Brei und aus Erz. Es gibt Frauen aus Elfenbein, aus Kristall, aus Marzipan, und wieder andere sind so lackiert, daß man das ursprüngliche Material nicht mehr weiß. Ich bin aus Erde', dachte Hyazinth ernst. ‚Leuchtet auch mein Leib wie Bronze, ich bin Erde, bereit, daß die Saat des Lebens in mich falle. Wer ist Hyazinth II?' überlegte er weiter. ‚Aus welchem Stoff ist er geformt? Er markiert Stein, spielt Fels und mimt den Unverletzlichen. Und darum verletzt er auch die anderen. Der Europäer ist eine Waffe,' überlegte Hyazinth I, ‚der Inder ist ein Schild.'

So saßen sie beide in der schaukelnden Sänfte, auf Fli, dem mächtigen Elefanten, der eine schaute nach Westen, der andere nach Osten, als wären sie ein Janushaupt.

Und sie glichen den zwei Welten hienieden: Ost und West, den zwei Weltauffassungen, unversöhnt und unserer Zeit tiefstes Problem.

*

Hyazinth II spielte den Freund, den guten Kameraden. Er konnte sich nicht verhehlen, daß sein Begleiter ihm sympathisch war, ja überlegen. Dennoch dachte er, daß es sehr peinlich wäre, wenn der Verschollene sein Leben plötzlich wieder öffentlich bekundete, und er fürchtete ihn heimlich wie ein unerwünschtes Gewissen. Er wollte gern erfahren, wie einst alles gekommen sei; aber es schien, als ob der Dichter sich nicht mehr entsänne, auch der errungene Ruhm ihn nicht sonderlich interessierte. War das Schlauheit, Verstellung? Der Mann war noch immer jung genug, zurück ins Leben zu gehen und seinen Ruhm für sich in Anspruch zu nehmen. Wie würde Fea triumphieren! Und die tausend anderen, die er verschmähte, wenn der echte Hyazinth ihn ausstach! Wenn der Tote auferstand, war er ein toter Mann!

Der Filmstar lächelte diabolisch und fragte den Dichter, ob er mit ihm zurückkehren wolle. Denn lieber behielt er den Konkurrenten in der Hand, finanzierte ihn und trat mit ihm gemeinsam auf den Plan. Aber der andere schien sein Anerbieten nicht zu verstehen, obgleich er jetzt sein Dolmetscher war. Der Filmstar hatte seinem Doppelgänger fürstlichen Lohn zugesagt für die Begleitung durch die Wüste. Doch der andere schüttelte lächelnd das schöne Haupt. Er diente aus frohem und dankbarem Herzen. Denn er sah in dem Mann, der ihm so seltsam glich, keinen Fremden; er sah sich selbst in ihm, sein von ihm abgetrenntes, der Öffentlichkeit gehörendes Gesicht. Und er konnte es auch begreifen, daß der, der ihn mimte, ihn anders auffaßte, als er in Wirklichkeit war.

Hyazinth II entsann sich seiner Absicht, ein galantes Wüstenabenteuer zu buchen. Aber die Frauen wilder Stämme wichen ihm aus, witterten in ihm den Feind, indes sie Hyazinth I sich zutraulich näherten.

„Du kennst sie," meinte Hyazinth II, „du sprichst ihre Sprache . . ."

„Sie trauen mir," erwiderte Hyazinth I.

„Sie trauen dir?" sagte Hyazinth II und dachte: ‚Ich traue dir nicht!'

*

Es war eine Nacht, versengend heiß mit dampfender Erde, als sich ein Weib aus der nahen Ortschaft stahl, die Schönste und Jüngste, und demutvoll zu Hyazinth I setzte.

Der drängte sie sanft, doch gebieterisch weg. Sie irrte hinaus, fiel an die Erde, schluchzte und rief einen anderen, fremden Gott. Da hörte sie Hyazinth II und zog sie in sein Zelt. Benommen, betäubt, glaubte sie in der halben Finsternis, daß er der gleiche sei, der sie soeben verstieß. Sie murmelte Liebesworte in fremder Sprache und umglühte mit allen Empfindungen den vermeintlich gleichen, dem seit langem ihre Sehnsucht galt.

Draußen aber schatteten schwarze Gestalten, draußen zischte der betrogene schwarze Gatte.

Am kommenden Tag lag im Frühglanze Hyazinth I tot in seines Herren Zelt. Er hatte den bedrohten Verführer mit seinem Leibe geschützt.

Der Filmstar blickte starr auf den Leblosen. Dort lag der andere, den sein Gedanke gemordet. Gemordet seit vielen Tagen. Instrumente seiner Macht schienen die dunklen Gestalten, dunkle Gewalten in seinem Dienst. Er lächelte. Aber nicht mehr sein fanatisches Lächeln, es wurde allmählich verwandelt, es wurde zum Lächeln des echten Hyazinth. Der Reuige neigte unwillkürlich das Knie. Er wußte nicht, was er murmelte, er fand keinen klaren Gedanken, empfand nur, ein Teil von ihm war nun tot, den er gewaltsam von sich trennte. Er entsann sich der Tränen, der Klagen des fremden Weibes, ein Weinen, das dem anderen galt, den er vernichtet hatte.

Der Tote ruhte friedlich, die blanke Waffe in seinem bronzefarbenen Leib, sein Ausdruck, so ruhig und edel wie stets, zeigte nicht Schmerz, nicht Zorn.

Hyazinth II stieß den eisernen Stab Fli in die Seite, die Sänfte schwankte, der Wüstenstaub wirbelte dichte Wolken hinter der flüchtenden Karawane her.

Da erst schlichen die Neger zum Tatort zurück, erkannten ihren Irrtum, warfen sich zu Boden, schrien und schlugen verzweifelt die Brust.

Sie hatten den Sohn der Wüste getötet, mit dem lichten Haar aus Sonnenstrahl und den Augen aus Hyazinth.

Dem Walde zu. Von Berthold Körting

Leicht und lässig seine Läufe hebend
Zieht ein einzeln Reh zu Holze,
Weit und sicher greift sein Schreiten
Lautlos durch das dunkle Moos,
Wie Frage Antwort heischt, und Antwort
Neues Denken nach sich zieht und
Tat wird, folgt aus dem Niedersetzen
Eines schlanken Laufs das Heben eines andern
Sprunggelenkes in gekreuztem Wechsel,
Wird im ungewollten, zielbewußten Schwung
Zur Ruhe fließenden Bewegens —
Und zieht dem Walde zu.

Also einig, als ein einzeln Tier des Waldes,
Also Hüfte eng an Hüfte,
Daß sie als ein einzig Wesen
Still und sicher ihrer Füße
Paare in die Heide setzten,
Sah ich heut ein Menschenpaar.
So dem All vereinigt schritt es
Durch der Heide schweigend Wunder —
Still vereint dem Walde zu.

Silbern schwebt der Abendnebel über violetter Heide —
In der Abendwolken Silber schwebt der Stare dichte Wolke,
Schwebt — ein silbergrauer Schwaden —
Strich an Strich von tausend Staren,
Schwenkt — ein Netz von tausend Punkten —
Steigend sich dem Licht entgegen,
Senkt — ein Regen leichter Funken —
Leise sich dem Walde zu.

Also schweben die Gedanken einsgewordnen Menschenpaares
Über silbergrauem Wunder,
Schwenken jach in hohe Himmel —
Lenken still dem Walde zu.

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Zur Zehnjahrfeier des Deutschen Schutzbundes

Erinnerungen aus der Zeit der Schutzbundgründung

Von Dr. Karl C. von Loesch

Wenn ein Verband, der sich so weite Ziele gesetzt hat wie der Deutsche Schutzbund, seine Zehnjahrfeier überhaupt erlebt — die meisten Kinder der gründungsfreudigen Zusammenbruchszeit starben an angeborener Schwäche oder konstitutionellen Fehlern vorzeitig — so muß er schon ein Stück Geschichte verkörpern. Und dem ist in der Tat so. Sein Name ist nicht nur mit den Volksabstimmungen in den Grenzgebieten des Reiches und Österreichs verknüpft, die ihn allgemein bekannt gemacht haben. Sondern sein Anteil ist auch nicht mehr wegzudenken aus dem Vorgange des „Sich-ihrer-selbst-Bewußtwerdens" der Deutschen Europas.

Pflege des Gemeinschaftsgefühls zwischen allen Deutschen und Schutz der gefährdeten Volksgenossen, ohne Unterschied der Religion und unter Zurückstellung aller parteipolitischen und Klassengegensätze — diese Formulierung unsers Ziels stammt vom Prälaten Kreutz, dem Präsidenten des Karitasverbandes, vor zehn Jahren Leiter des Reichsverbandes der Katholischen Auslandsdeutschen.

Zu diesem Ziele vereinigten sich im Mai 1919 führende Männer und Frauen aus recht verschiedenen grenz- und auslandsdeutschen Verbänden, die vorher ohne Fühlung gewesen waren und nur der engeren Heimat gedient hatten: Schleswig-Holstein, Elsaß-Lothringen, dem Saargebiet, dem Baltenlande oder den fernen deutschen Bauernsiedlungen in Rußland, dann die alten Betreuungsverbände. Sie schlossen unter dem Eindruck der Versailler Friedensbedingungen, die damals grade bekannt wurden, ein Kartell von Verbänden, das nach einigen Überlegungen den Namen „Deutscher Schutzbund für das Grenz- und Auslandsdeutschtum" erhielt. Ein dumpfer Druck lag damals über uns allen. Ohne die Erschütterungen jener schwersten Zeit wäre es nicht möglich gewesen, einen solchen Verband nach verhältnismäßig kurzer Vorbereitung zustande zu bringen. Ist doch z. B. vor dem Kriege ein ernsthafter Versuch, das Schutzvereinswesen, das in Österreich viel stärker als im Deutschen Reiche entwickelt war, auf gesamtdeutscher Grundlage zusammenzufassen, niemals unternommen worden.

Längst ist der Zusatz „für das Grenz- und Auslandsdeutschtum" gefallen, der nur der Deutlichkeit wegen gewählt worden war. Schon damals wurden Bedenken gegen das „für" laut. Der Bund sollte nicht betreuen, sondern sein Schutz sollte nur in der Selbsthilfe, im Selbstschutz eines bedrohten, aber seiner selbst bewußt werdenden Volkes liegen. Der Name stammt von dem sudetendeutschen Ingenieur Götzenauer. Er schlug in der Gründungsversammlung vor, man sollte den Täufling „Schutzbund" nennen, um den Begriff des „Schutzvereinswesens" aufzunehmen, der sich in österreichischen Landen gut eingebürgert habe und dort eine klar umrissene Zielsetzung bedeute.

*

Der Gedanke des Selbstschutzes ist vor 50 Jahren in Österreich, und zwar in Tirol für Deutsch-Südtirol von einem armen Dorfgeistlichen gestaltet worden. Die Vorgeschichte des volksdeutschen Gedankens heutiger Prägung beginnt in Proveis, in einem jener deutschen Bergdörfer des italienischen Verwaltungsgebietes in Tirol. Damals handelte es sich darum, den Kindern deutscher Bergbauern deutschen Schulunterricht auf dem Wege privater Hilfe zu sichern, den sie von Amts wegen in dem angeblich germanisierenden, alles Italienische unterdrückenden Habsburgerstaat nicht erlangen konnten.

Was damals innerhalb Österreich-Ungarns örtlich an der Sprachgrenze gespielt wurde — ein Guerillageplänkel der Sprachgrenze —, war ein harmloses Vorspiel gegenüber dem, was im Weltkrieg ungeahnten Umfang annahm. In der grausamen Verfolgung von allem, was deutsch war, nicht nur durch die Klein- und Mittelvölker, sondern vor allem durch die Nachfolgestaaten Rußlands, Österreich-Ungarns und des Deutschen Reiches: im Norden und im Süden, im Osten und im Westen.

Der Sieg Frankreichs im Weltkriege bedeutete den Sieg der französischen Staatsauffassung. Diese formte fortan die staatlichen Auffassungen der ohnehin national überhitzten Völker des Völkermischgürtels: der Staat habe das Recht auf Grund des Majoritätsprinzips durch Mehrheitsbeschlüsse der Parlamente die Bevölkerung des Staates auch sprachlich und kulturell einheitlich zu gestalten. Die sogenannten Minderheiten-

schutzverträge wurden durch den Brasilianer Mello Franco in dem Sinne ausgelegt, sie seien nur dazu da, die Aufsaugung der Minderheiten durch das staatsführende Volk möglichst schmerzlos zu gestalten. Graf Hunyadi nannte das im ungarischen Parlament kürzlich „die Morphiumspritze“.

Von alle dem wußten wir im Frühjahr 1919, als die Vorbereitung zur Schutzbundgründung getroffen wurde, so gut wie nichts. Wir sahen nur, daß eine Welle des Hasses dem deutschen Volke entgegenschlug, das verleumdet, geächtet und besiegt war. Wir erlebten ferner, daß sich die Regierenden im Reich und in Österreich um Grenzfragen und um auslandsdeutsche Fragen in jenen aufgeregten Tagen der Revolution herzlich wenig kümmerten. In einem Punkte aber sahen wir klar: das noch so schwache Gemeinschaftsgefühl der Deutschen würde das einzige Band sein, das das deutsche Volk in solchen Zeiten zusammenhalten könnte, und so stellten wir die Forderung nach Festigung des Gemeinschaftsgefühles vor das andere Ziel: den Schutz der bedrohten Volksgenossen. Wir folgten damit einem berechtigten Selbsterhaltungstriebe, mochte dieser auch nur gefühlsmäßig sein und vorerst nicht mehr als der Besitz eines zahlenmäßig sehr kleinen Kreises, der weder Ansehen, noch wohldisziplinierte Anhängerschar, weder Geld noch Erfahrungen hatte, von dem weder die Regierungen, noch die Presse etwas wissen wollten. Man hielt uns vielfach für Utopisten, die ihre und anderer Leute Zeit an gänzlich abgetane oder unzeitgemäße Dinge verschwendeten. Und wie wenig wußten wir von dem, was an den Grenzen des deutschen Sprachgebietes vorging!

Die Kärntner Frage trat nur ganz langsam in unsern Gesichtskreis. In Berlin war es unbemerkt geblieben, daß junge Burschen dort im November und Dezember des Zusammenbruchjahres, während die aus Italien zurückflutenden Heere sich in Villach und Klagenfurt in größter Unordnung auflösten, freiwillig wieder zu den Waffen griffen, um das Kärntner Unterland zu schützen. Dort waren aus Slowenien Truppenkörper eingedrungen, um das Sprachmischgebiet von Österreich abzulösen. Es gelang, den ersten Vorstoß erfolgreich abzuwehren. Ein zweiter im folgenden Frühjahr (während wir in Berlin den Schutzbund gründeten), führte den Feind zwar weit ins Land; aber die energischen Abwehrkämpfe hatten doch die Aufmerksamkeit der Großmächte auf das Kärntner Problem gelenkt: Italien intervenierte, eine Demarkationslinie wurde abgesteckt und so die Grundlage zur Volksabstimmung vom 10. Oktober 1920 gelegt. Unsere Zeitungen meldeten nichts von alle dem, selbst in Wien schenkte man den Vorgängen im äußersten Südosten der neuen Republik nur geringe Aufmerksamkeit. Als wir im Herbst 1919 aber — um endlich klar zu sehen — einen Vertrauensmann nach Klagenfurt entsandten, brauchte er sechs volle Tage, um Kärntens Hauptstadt zu erreichen! Es war die Zeit ärgsten Versagens der Verkehrsmittel; auf einem Güterzuge mußte er den Tauerntunnel durchfahren. Und was er dann zu berichten wußte, klang uns sonderbar genug. An den äußersten Enden Österreichs, wo ja alles drüber und drunter gehen sollte, wo angeblich die Verhältnisse noch viel schlimmer waren als im Reiche, da hatte man kurz entschlossen zur Selbsthilfe gegriffen und nicht abgewartet, ob es den Siegermächten gefallen würde, die Grundsätze des Wilsonschen Selbstbestimmungsrechts mit wissenschaftlicher Sorgfalt anzuwenden.

Diese Entschlußfreudigkeit sicherte den Kärntnern von vornherein eine Vorzugsstellung im Schutzbundkreise, und als sie zu Pfingsten 1920 die erste Schutzbundtagung besuchten, schlugen ihnen alle Herzen entgegen. Das war in Berlin, im Reichstagsgebäude. Ihr Hilferuf verhallte nicht, und die Erfahrungen der vorangegangenen Volksabstimmungen in Schleswig, in Ost- und Westpreußen konnten dann erfolgreich am Fuße der Karawanken verwendet werden. Die Volksgemeinschaft über die Staatsgrenzen hinweg gewann im Jahre 1920 zum ersten Male Gestalt, sie wurde zur Tat. Und als ein halbes Jahr später der Schutzbund 1921 in Klagenfurt (zum ersten Male auf österreichischem Boden) seine Pfingsttagung abhielt, war des Jubels kein Ende. Das ganze Volk Kärntens nahm teil, Deutsche aller grenz- und auslandsdeutschen Gaue waren zusammengeströmt, und so entstand ein Gleichklang der Herzen, der, man darf es heute sagen, zugleich ein politisches Ereignis erster Ordnung war. Der Glanz jener Sonnentage ist bis heute nicht verblaßt: noch leuchten die Augen aller derer, die daran teilhaben konnten, mochten sie damals den tiefen Sinn jenes gesamtdeutschen Bekenntnisses erfaßt haben oder hatten sie sich nur dem gewaltigen Rauschen des Geistes unbefangen hingegeben.

*

Niemals vorher, niemals nachher hat eine Schutzbundtagung solche Höhen erreicht wie die von Klagenfurt, wenn auch der geistige Gehalt der Vorträge und die Ergebnisse der Arbeiten in späteren Jahren die ersten Tagungen bei weitem übertroffen haben. „Schutzarbeit ist immer Notstandsarbeit gewesen.“ So schrieb Felix Kraus in dem ersten Rückblick, Fünf Jahre Schutzbundarbeit. „Darauf weist auch der gemeinsame Ursprung aller Schutzvereine wie der des Schutzbundes hin: Die Kräfte zur Erhaltung des Volkstums unabhängig von den Einrichtungen des Staates zusammenzufassen.“ Diese Kräfte bestehen aber aus Menschen. Aus Menschen, die zusammengefaßt sein wollen, die erst aus gleicher Erlebnisgrundlage heraus — weit getrennt voneinander als Führer auf so mannigfaltigem Posten

stehend — in einheitlichem Streben, den großen Bau errichten können, für den es kein Schema gibt, sondern nur Leitlinien. Dieser Angleichung dient der Schutzbund, der vielmehr eine Idee ist, als eine Organisation, der keine Einzelmitglieder hat. „Er sucht die Menschen nur zum Fühlen, Wollen und Arbeiten für ein größeres Ziel zu sammeln, dabei aber das örtliche Ziel aus der begreiflichen Vergrößerung auf das richtige Maß einzustellen. Trotzdem hört man überall in den Kreisen, die für die grenz- und auslandsdeutsche Arbeit interessiert sind, von ihm als einer sehr realen Tatsache sprechen. ‚Wir vom Schutzbund . . .' ist eine Redewendung geworden, die in allen Gauen des europäischen Deutschtums zu hören ist . . ."

Meist sind mit den Tagungen Fahrten durch Grenzgaue verbunden. Emil Lehmann, ein Sudetendeutscher, der führend ist in der Kulturarbeit seiner Heimat, schildert eine solche Fahrt durch West- und Ostpreußen anläßlich der Allensteiner Schutzbundtagung zu Pfingsten 1922 und sagt dann: „Das war ein Hintergrund für die zahlreichen Einzelbegegnungen, die sich zwischen Deutschen verschiedenster Herkunft und Art abspielten. Schon auf dem Schiffe kommt man mit einem Elsässer ins Gespräch, einem Vertriebenen. Man besichtigt die Königsberger Universität mit einem Siebenbürger Sachsen. Die Hafenrundfahrt macht man mit einem Pfarrer aus Südtirol, das sehenswerte Heimat-Freiluft-Museum bewundert man mit einem Lehrer aus Schleswig. Mit einem Deutsch-Brasilianer fährt man in das Bernsteinbergwerk. Mit einem Kaufmannsehepaar aus dem Banat, das jetzt zu Rumänien geschlagen wurde, sitzt man am Ostseestrande und ruht aus vom Bernsteinsuchen. Mit einer vertriebenen Westpreußin gleitet man über die stillen Seen und wohnt in Allenstein mit Deutschen aus Rußland, Riga und der Steiermark. Es ist unmöglich, den gesamten Gehalt solcher Tagungen auszuschöpfen. Da wird die Karte Deutschlands lebendig, die in der Geographiestunde papieren herunterschnurrte. Da begreift man, was es heißt, einem Hundertmillionenvolke anzugehören. Da kommt der rechte Inhalt in das Wort Volkstum und Volksgemeinschaft, das sonst so leicht zur blechernen Hülle wird. Und die Vorträge, Beratungen und Sitzungen! Deutsches Leid an allen Ecken und Enden. Deutsche Abwehrversuche. Deutsches Ringen, dieses gewaltige Schicksalsbild zu sehen, zu deuten, in seinen Grundrichtungen und Gesetzen zu verstehen und nichts unversucht zu lassen, was noch Hilfe bringen kann. Wie steht es im Süden? Wie hilft man sich im Nordosten? Was kann das Binnendeutschtum für den und jenen hartbedrängten Außenzweig tun? Wie könnte man sich gegenseitig unterstützen?"

So schildert uns Lehmann das Treiben, ja oft geradezu bildhaft: „Scharfgeprägte Köpfe tauchen auf. Bekannte Führer deutscher Außenstämme. Erprobte Meister binnenländischer Hilfsarbeit. Parteipolitik ist ausgeschlossen. Der Standpunkt der Regierung aber muß gehört werden. Was sagt die Wissenschaft der Statistik, der Rechtskunde, der Gesellschaftslehre zu den vorgebrachten Erscheinungen? Was kann vom Wirtschaftsleben aus getan werden? Was ist auf dem Wege der kulturellen Förderung und Unterstützung möglich? Es ist ein gewaltiges Gesamtgemälde deutscher Not und deutschen Ringens. Aber es macht keinen Deutschen mutlos, trotzalledem. Darin stimmen sie überein, von allen Weltgegenden her, die deutschen Namen tragen: sich im Gesamtschicksal verknüpft zu finden. Es hebt sie aus der Enge heraus zur geschichtlichen Höhe und Größe. Und so gehen nachhaltigste Wirkungen aus von der bloßen Zusammenführung der sonst so getrennt lebenden deutschen Einzelglieder . . ."

Soweit Emil Lehmann. Er hat fraglos recht. Sich gegenseitig kennenzulernen, das war die Aufgabe der Anfangszeit des Schutzbundes. Wir denken heute oft mit leiser Wehmut an jene Jugendtage der volksdeutschen Bewegung, als wir noch täglich Entdeckungen machten, als immer neue Arbeitsgebiete sich erschlossen, als wir neue Methoden fast allmonatlich ersinnen mußten, als deutsche Volksgruppen sich meldeten, die längst vergessen waren und deren Siedlungsgebiete nur noch die Völkerkarten der siebziger und achtziger Jahre zeigten, die alle späteren aber nicht mehr kannten.

Seither wir uns kennen — viele Hunderte von Büchern, Zehntausende von Aufsätzen sind seitdem über die Volksdeutschen draußen erschienen —, seitdem die Zeiten nicht besser, aber ruhiger geworden sind, umgibt ein romantischer Schimmer jene stürmischen Jahre, in denen wir keine Zeit für Aufzeichnungen hatten, die für die Nachwelt noch wertvoll werden könnten. Äußerlich wurde es stiller, die Arbeit wuchs und schwoll immer mehr an — wir wären keine Deutschen, wenn wir sie nicht versachlicht hätten. Aber in uns strahlt das Erlebnis jener Maientage. Wir haben es vertieft und seine Grundlage verbreitert: übertroffen haben wir es nie. Als wir 1923, ein Jahr nach Allenstein, von Sylt durch den damals noch bestehenden „dänischen Korridor" in plombierten Eisenbahnwagen über Hoyerschleuse und Tondern nach Flensburg fuhren, — seither hat man den Hindenburgdamm durchs Wattenmeer gebaut, — da saßen wir zu sechzehn in einem Abteil dritter Klasse; die Mehrzahl waren Wandervögel.

Da entstand im gemeinsamem Schaffen der „Flensburger Spruch": ein Schwur, der am Pfingstsonntag in der Domkirche Flensburgs in feierlicher Andachtsstunde geleistet wurde. Er spricht die Gemeinschaft aller Deutschen vom Schwarzen Meer bis Malmedy, von Memel bis Triest aus und gelobt den Glauben an die deutsche Kraft und den deutschen Willen zur Freiheit.

Kleine Dinge. Von Karla Höcker

Ich halte einen Apfel in der Hand,
Einen verschrumpften Apfel vom vorigen Jahr.
Aller Wind in den Zweigen,
Alle Sonne, die war,
Duften aus seinem verwelkten Gewand –
Wir aber lächeln und steigen
Hochmütig und abgewandt
In das noch zu allem bereite Jahr – –

*

Zart in die Konturen des Mondlichts gestellt –
Gelbe Rose, wir lieben dich sehr.
Im Erinnern zaubern wir dich noch her,
Einst, wenn dein holdes Lächeln zerfällt.

Aber noch bist du lebendig, hingegeben
An die sanfte Stunde der Juninächte.
Schöne, gelbe Rose, Duft und Verschweben – –
Wer dich jetzt zu einer Geliebten brächte!

*

Und auch die Bücher wollen zum Gedicht.
Belebte Reihen, die im Dunkeln schwanken,
Beladen von dem Heimweh der Gedanken –
Nur hier und dort ein kleines Licht –
Ein Buch, verblaßt und ganz vergangen
In jenem Leser, der es einmal las,
Der nur noch diesen fremden Traum besaß
Und manchmal frierend hob an seine Wangen.

*

Venezianisches Glas, klingend und schön gebogen,
Wie Licht auf Wasser, oder erstarrte Wogen,
Wie der Schimmer über Lagunen und Meer – –
Sehnsüchtig hältst du es in den Knabenhänden,
Eingeengt von Norden, von trübe starrenden Wänden,
Und das klingende Glas zerspringt. Zu schwer – –

*

Die kleinen Leuchter – von Verblaßtem hold –
Erinnern an Florenz. Wie es beginnt,
Dort dämmerig zu werden: ohne Wind
Mit einem Glanz von Tau und altem Gold –

Dann stehen solche Dinge, zart und blau,
In Fensterbögen unter alten Mauern,
Und sind nur Gleichnis, – schön und ohne Trauern –
Und zögernd kauft sie eine fremde Frau.

Deutsche Schoßhunde

Von Hans Hyan

Es ist eine nicht ganz leichte Aufgabe, die verschiedenen Rassehunde nach ihrem Herkommen und Ursprungsland zu ordnen. Insbesondere gilt das von den Schoß- oder, mehr fachmännisch ausgedrückt, von den Zwerghunden. Die Zwerghunde oder Zwerge weisen eine große Menge von Varietäten auf, die meisten sind nicht deutschen Ursprungs. England, auch Frankreich und besonders die Urheimat des Menschen, Asien, müssen als Ursprungsländer vieler Zwerghundrassen gelten.

Beginnen wir gleich einmal mit dem Schoßhund, der mehr als ein Menschenalter der erklärte Liebling unserer Damenwelt war. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sah man kaum etwas anderes als den Mops. Er war originell und offenbar für die damalige Zeit so anziehend, daß man ihn nicht nur in Wirklichkeit, sondern aus jedem Material nachgebildet auf allen Vertikos, in jedem Schaufenster bewundern konnte. Mops bedeutet im Niederdeutschen einen Dummkopf. Und dieses Wort erinnert an das englische Muff, das vielleicht dem späten mittelhochdeutschen Muff oder Mupf entspricht und soviel wie Fratzenschneiden, das Gesichtverziehen bedeutet. Danach würde der Mops germanischen Ursprungs und vielleicht nur die Verkleinerung einer der alten Doggenarten sein. Wahrscheinlich scheint es mir, daß dieser Hund ebenso wie der japanische Chin und das chinesische Palasthündchen über Holland und England zu uns gekommen ist. Mit den beiden letzten Rassen hat der Mops, wenigstens in der Kopfform, eine starke Ähnlichkeit. Nachdem der kleine, drollige Kerl gegen 1900 fast völlig von der Bildfläche verschwunden war, machen sich im letzten Jahrzehnt Anzeichen bemerkbar, daß die Rasse, wiederum von England her, neu aufkommt und wieder an Beliebtheit gewinnt.



Griffon-Bruxellois-Rüde



Zwergschnauzer. Phot. Dauer



Pekinese. Phot. Scherl

Die Mode, diese Tyrannin, der besonders die Frauen sich beugen müssen, hat bei der Wahl eines Schoßhundes ihre Hand im Spiel. Denn ähnlich wie mit dem Mops ist es auch mit dem Whippet, dem kleinsten aller Windhunde, ergangen. Auch das Windspiel ist in seinen Ursprüngen schwer enträtselbar. Bekannt ist, daß Friedrich der Große die Windhunde vor allem liebte. Doch galt seine Passion wohl mehr der halbhohen, aus englischem und italienischem Blut gekreuzten Rasse. Der eigentliche Schoßhund, italienisches Windspiel genannt, stammt sehr wahrscheinlich aus Italien und ist jenes feine, graziöse und zierlich gebaute Geschöpf mit den urvornehmen Bewegungen und tänzelndem Gange, das oft so zerbrechlich erscheint, daß man es nur behutsam anfassen möchte. Empfindlich gegen die Witterung und offenbar hoch überzüchtet, entspricht dieses Zwerghündchen kaum dem Geschmack unseres Tüchtigkeit und Kraft fordernden Zeitalters.

Eine Zwergenrasse, die auch erst in letzter Zeit wieder stark hervorgetreten ist, sind die Zwergpudel. Der Pudel, wohl der am meisten Heimatberechtigte unter unseren Hunden überhaupt, hat seinen Namen wahrscheinlich vom Pudeln (Planschen). Das deutet auf die Vorliebe des Hundes für das Wasser und erinnert an das ältere Wort Pfudel, das Pfütze bedeutet. 1817 nennt ihn ein zeitgenössischer Schriftsteller Doktor Walther: „Aquaticus“. 1836 beschreibt ein anderer Autor jener Zeit schon vier Varietäten des Pudels. Die ersten Pudelbilder sind vielleicht die im Berliner Museum hängenden zwei Pinturichios (1454—1513). Man unterscheidet bei der großen Art Wollpudel und



Malteser. Phot. Binder

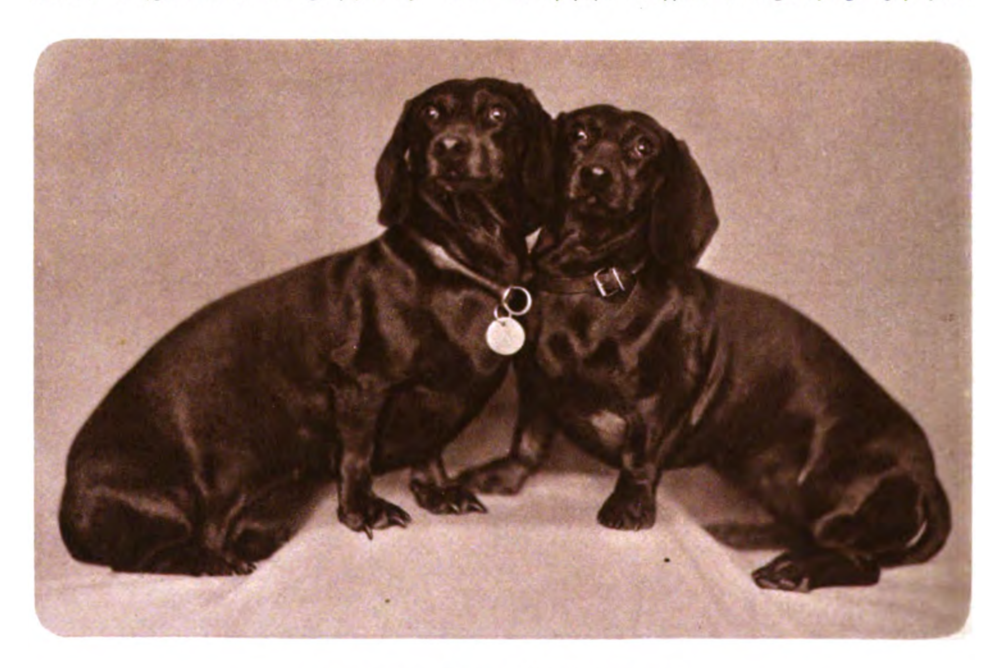
Schnürenpudel. Die Zwerge sind nur Wollpudel. Schwarze und weiße Farben sind beim Zwergpudel die beliebtesten. Auch sie, ebenso wie ihre größeren Verwandten, sind außerordentlich gelehrig und anhänglich. Der sogenannte Seidenpudel ist, wenn überhaupt rasseecht, eigentlich der Malteser. Dieses Hündchen hat seine Beliebtheit nie verloren, wenngleich es lange Zeit als Bologneser geführt wurde und damals, vor fünfzig Jahren etwa, in Farben von beige bis chamois beliebt war. Es heißt, daß Fürst Pückler auf seiner Herrschaft Muskau diese seidenhaarigen Hunde gezüchtet habe. Der eigentliche Malteser stammt, wie manche glauben, von der Insel Malta; nach einer anderen Überlieferung von der altgriechischen Insel Melita, heute Meleda genannt; auch aus Manilla in Südamerika will man seinen Ursprung herleiten. Der Hund soll außerordentlich feines, langes, gesponnenem Glas ähnliches Seidenhaar haben, das über die Augen hängt, und soll nicht zu tief auf den Läufen stehen. Eine Zeitlang sah man diese Tierchen bei uns selten, und manche wollten wissen, daß der Malteser überhaupt ausgestorben wäre. Aber heute kann man auf den Ausstellungen wieder die herrlichsten Exemplare bewundern. Schon im Rom der Kaiserzeit galt dieser Hund übrigens als eine besondere Kostbarkeit, und die Gattin Neros, Poppäa Sabina, soll wegen eines solchen Hündchens mit ihrer Tante Lepida in einen so erbitterten Disput geraten sein, daß die Tante gleich darauf das Zeitliche segnete.

Eine sehr originelle Zwergenform ist auch der Mannheimer Spitz, den man heute wieder viel sieht, nachdem er zeitweise äußerst



Rauhaariger Dackel

selten war. Die Hunde werden so klein als möglich gewünscht und nur einfarbig. Es sind ausgesprochene Spitze, also reindeutsche Hunde, mit Mausöhrchen und über dem Rücken aufgerolltem Ringelschwanz. Das Haar muß wellig, aber nicht kraus sein. Man liebt diesen Schoßhund in weiß und dunkelbraun, aber auch in silbergrau. Der Mannheimer Zwergspitz ist, wie seine großen Vettern, sehr wachsam und gelehrig. Ich habe



Schwarzrote Teckel. Phot. Dührkoop

Tänzer unter ihnen gesehen, die sich minutenlang drehten und beinahe ebenso graziös wie komisch waren. Aber es gibt auch einen Seidenspitz, wenngleich er heutzutage meistens nur auf Ausstellungen zu sehen ist. Die Seidenspitze sind zweifellos aus Mannheimer Blut mit Einkreuzung vom Malteser gezüchtet. Der Hund muß rein weiß sein, aber schwarze Nase und schwarze Augen haben. Schnauze und Pfötchen werden geschoren, doch steigt der Wert des Hundes, wenn diese Teile von Natur recht wenig behaart sind.

Einer unserer drolligsten Zwerghunde, eigentlich schon kein Schoßhund mehr und doch vielleicht der beliebteste von ihnen allen, ist unser Männe. Der Teckel gehört zu den ältesten Rassen. Man kann zwar seine Entstehung ebensowenig bestimmt angeben, wie die des Pudels oder der Dogge, aber schon die Ägypter kannten teckelartige Hunde. Ein Monument von Thotmes III., etwa zweitausend Jahre vor Christi Geburt, zeigt einen dem Teckel ähnlichen Hund, und auf einer bei Theben gefundenen Grabtafel des Königs Antifaa II. sieht man ebensolchen Hund zwischen den Füßen des Herrschers, der auf der Inschrift Tekal genannt wird. Ebenso hatten die Peruaner schon unter den Inkas den Teckel, desgleichen die Bewohner des vorgeschichtlichen Mexiko, die uns in ihren wundervoll künstlerischen Töpfereien die interessantesten Denkmäler jener Zeit, und zwar meist in der Kari-



Weißer Zwergspitz. Phot. Dauer



Schwarzer Zwergpudel. Phot. Dauer



Mannheimer Zwergspitz

katur, hinterlassen haben. Solche Tonfiguren stellen auch teckelähnliche Hunde, die aber Stehohren hatten, dar, die Itzkuintepotzotli hießen. Diese später Miucha genannten Hunde hatten offenbar einen Höcker, der möglicherweise nur der Überfettung des Tieres sein Dasein verdankte. Der Hund wurde nämlich in Altmexiko gegessen, ebenso wie das dort beheimatete Meerschweinchen auch als Opfertier verwendet und daher gemästet wurde. Erst im Anfange des 18. Jahrhunderts erfahren wir Genaueres über unseren Teckel. So schreibt 1701 Hohberg in den „Georgica Curiosa" von den Dachs-, Otter-, Biber-Hunden: „Diese Hunde werden auch Schliefer und Schliefhündchen genannt, sind meist braun, grau, otterfarb, auch schwarz, haben niedere Statur, langen, schmalen Leib, niedrige Füßlein, die etwas eingebogen sind, so daß sie im Schliefen etwas besser fortkommen." Flemming im „Vollkommenen deutschen Jäger" schildert schon ganz eingehend den Kunstbau, spricht auch von Schliefen-Füchsen und erzählt von seinen Hunden, daß er sie ebenfalls zum Stöbern gebrauche. Er, ebenso wie der alte Döbel, der 1746 schreibt, spricht vom „Tachs-Kriecher" oder vom „Tachs-Schliefer". Desgleichen erzählt von Heppe 1751 von seinen Teckeln, die damals diesen Namen allerdings noch nicht hatten, und Mellin schreibt 1779, die Engländer hätten in ihrem „Turnspit" einen dem Teckel ähnlichen Hund, den der Engländer Bewick 1792 in seinem Werk als einen langrückigen, auf kurzen, gekrümmten Läufen stehenden Hund mit gerollter Rute beschreibt, der meist schwarz gefleckt sei.

Der Teckel ist niemals aus der Mode gekommen. Wohl, weil er eben nicht nur Schoß- und Lieblingshund war, sondern in der Hauptsache als Erd- und Jagdhund im grünen Felde arbeitet. Sein Haarkleid gibt ihm ein völlig verschiedenes Aussehen, je nachdem, ob es sich um kurzhaarige, langhaarige oder Rauhhaarteckel handelt. Auch in den Farben variieren die Hunde außerordentlich stark. Rot, schwarz, mit gelben Abzeichen, hirschfarbig getigert, ja sogar weiß erscheint der niedrige und doch kraftvolle Hund in allen Schattierungen. Seine Diminutivform ist der Zwergteckel, den man einst



Malteser-Familie. Phot. Binder



Schottische Terriers. Phot. Rieß

züchtete zur Kaninchenjagd, damit er in die engen Röhren der grauen Nager einfahren und sie dem Jäger vors Rohr bringen sollte.

Am meisten Vertreter zur Zwerghundgruppe stellt die Pinscherrasse, deren Ursprung ebenfalls im Nebel der Geschichte verschwimmt. Dem Namen nach, der von to pinch, dem englischem Wort für zufassen, herkommt, könnte man meinen, der Hund sei von dem sportliebenden Albion erzüchtet worden. Aber der bekannte Kynologe Richard Strebel behauptet dementgegen, daß er auf einem Bilde des älteren Breughel (1568 bis 1625), das eine Kreuzigung Christi darstellt, einen allerdings etwas krummbeinigen grauhaarigen Pinscher entdeckt habe Unsere Vorfahren haben sich jedenfalls erst spät mit Rassenzucht und Rassenkunde beschäftigt. So ist z. B. der deutsche Schäferhund, der unser eigenstes Produkt ist, doch erst 1868 zum erstenmal auf einer Ausstellung gezeigt worden. H. G. Reichenbach erwähnt in einem 1836 erschienenen Werk den Pinscher und möchte ihn als eine Kreuzung von Mops und Dachshund hinstellen. Es scheint sich also damals um kleine Hunde gehandelt zu haben. Die heute sehr beliebten Pinscherzwergformen sind vor allem der fälschlich „blac and tan“ genannte glatthaarige Hund, der schwarz mit lohfarbenen Extremitäten

gefordert wird; dann der Rehpinscher, am besten hirschfarben. Diese beiden sind durchaus glatthaarig, sollen ebenso kurz im Haar wie blank in der Decke sein, von äußerst zierlichem Bau und graziösen, edlen Bewegungen. Ihr Gang soll dem des Traberpferdes gleichen und vor allen Dingen sollen sie klein, ganz klein sein. Ich habe einen solchen Hund gesehen, der wenig über zwei Pfund wog. Sein Herr trug den einjährigen bequem in der Paletottasche; aber man hatte nicht mehr den Eindruck eines lebenden Geschöpfes, vielmehr sah das überzarte, ängstliche Tierchen wie ein automatisches Spielzeug aus. Diese Extravaganz, die sich die Mode mit Lebewesen erlaubt, ist um so verwerflicher, als die Rasse dabei zugrunde geht. Die Natur will nicht unter ein Mindestmaß mit der Ausdehnung der Körper gehen. Sie erlaubt uns ja schon Formen von äußerster Winzigkeit. So darf ein Zwerg der Pinscherrasse als Mindestgewicht vier Kilo haben, ohne dadurch seine Springlebendigkeit, sein Temperament zu verlieren. Ich sah bei einem Schlächtermeister zwei Rehpinscher, Mutter und Sohn, die noch weniger wogen und wenig über Handhöhe hatten und die trotzdem mit fabelhaftem Schneid in einer Viertelstunde acht große Ratten würgten, die sie unter den Tonnen und Kisten im Keller aufstöberten. Nebenbei eignet sich gerade diese Rasse besonders — so komisch das klingt — zum Wach- und Schutzhund, denn es kommt zur Bewachung einer Wohnung nicht so auf die Stärke und Wildheit eines Hundes als auf seine Wachsamkeit, sein leichtes Anschlagen und seine Unbestechlichkeit an. Das alles aber haben die Zwergpinscher im hervorragenden Maße.

In der Figur und Kopfform ganz ähnlich ist der Rauhhaarpinscher, nur daß sein gar nicht langes, aber möglichst hartes Haar ihm ein anderes Gewand und damit verändertes Aussehen gibt. Die Rauhhaarpinscher werden von schwarz bis gelb in allen Farben gezüchtet und auch gefleckt, gestromt, getigert gern gesehen. Ein früher sehr beliebter Hund, in Rasse und Größe dem vorigen ganz ähnlich, ist der heute wenig mehr geführte deutsche Affenpinscher. Sein Kopf soll gewölbter, der Stopp, wie die Engländer sagen, das heißt: der vordere Schnauzenteil soll kürzer, das Auge groß und feurig und der Unterkiefer ein klein wenig vorstehend sein. Man sieht schon, wie sehr sich die Varietät dem heute allgemein geführten belgischen Affenpinscher (Griffon bruxellois) nähert.



Deutscher Zwergpinscher
Zeichnung von H. V. Hyan

Zum Schluß noch ein paar Worte über die Pflege unserer Zwerge, und da darf man vor allem eins sagen: vermeidet es, eure kleinen Tiere mit Leckerbissen zu ernähren. Gebt ihnen zur bestimmten Zeit, dem erwachsenen Hunde nur einmal am Tage, ein leicht bekömmliches, aus Reis, Gemüse und Fleisch bestehendes Futter, aber niemals Knochen, besonders keine Röhrenknochen. Mit großen Rinderknochen dürfen sich die Zwerge beschäftigen, um ihre Zähne daran zu reinigen und zu schärfen. Magen- und Darmkatarrhe, die sich bei den Zwergrassen besonders leicht einstellen, werden mit Reis und Haferschleim am besten geheilt. Wo bedenkliche Zustände sich verschlimmern, sollte man einen tüchtigen Hundearzt zu Rate ziehen.

Alle katarrhalischen Zustände, heiße Nase, struppiges und glanzloses Haar, sollen zur Vorsicht mahnen, sie legen den Verdacht der Staupe nahe. Vor allen Dingen aber müssen diese kleinen Hunde ein warmes, auch oben bedecktes Körbchen zur Nachtruhe haben. Sie brauchen viel Bewegung und eine sorgfältige Haarpflege. Jeder Hund, auch der kleinste, soll erzogen werden und muß daher eine gewisse Dressur haben. Er muß artig an der Leine gehen, auf Pfiff und Ruf brav herankommen, muß lernen, einen leichten Gegenstand zu holen und sich auf Kommando auf seinen ein für allemal bestimmten Platz legen. Dann wird er seinem Besitzer doppeltes Vergnügen machen, während er sonst ein Ärgernis bildet für den Herrn und die Allgemeinheit.



Japanischer Chin. Aufnahme von A. Binder

Der Spaziergang

Scherzo über ein melancholisches Thema

Von Hanns Johst

Das nenne ich pünktlich!" sagte Anne-Sophie und sie hielt zu ihren Worten ein wenig im Gehen ein.

Ihr entgegen auf der Seestraße kam, lachenden Gesichts, ein Mann. Mitte der Dreißig, in einer Kleidung, deren Unbedenklichkeit auf geistige oder künstlerische Interessen schließen ließ. In freudiger Erwartung trug er seine offene, rechte Hand ausgestreckt vor sich her, um der Begegnung so schnell als irgend möglich teilhaftig zu werden.

„Hat man zehn Jahre gebraucht, um wieder einmal aufeinander zu treffen, so strecken sich die letzten Sekunden zu Jahrzehnten!" Seine Hand umfing die Hand der Freundin. Seine Augen fielen über ihr Gesicht, ihre Gestalt her.

„Wie schaut sie aus?" fragte Anne-Sophie und bot sich, ein wenig spitzbübisch übertrieben, mit einigen karikierten Bewegungen dar.

„Nichts hat sich verändert. Sogar der Wachtelhund an der linken Seite ist geblieben!"

„Aber Jolly ist tot!"

„Und dieser heißt?"

„Jolly."

„Also hat sich nichts verändert!"

Das Lächeln der Anne-Sophie schien aus ihrem Gesicht zu flattern wie ein aufgeschreckter Vogel. Sie sah auf ihren kurzbeinigen Hund, der mit gepflegtem Gehänge, der langhaarigen Rute und dem schmalen, nervösen Rücken sich dicht an sie hielt und mit seinem kurzsichtigen, guten, braunen Geschau Langeweile zum Ausdruck brachte.

„Ja, ich heiße Anne-Sophie Holl noch immer, wie damals ... ich bin nicht gestorben ... und bin doch eine andere ..."

„Natürlich, Sie gleichen sich überhaupt nicht mehr ... Ihr Bubikopf rettet uns vor jeder Melancholie... Weswegen mußte Ihr schweres, volles Haar fallen?"

„Das kurze Haar ist im Büro so praktisch."

Lange Pause. Der Mann hatte sich gewendet. Sie gingen nebeneinander. Er sah ihr Profil über dem jenseitigen Ufer des Sees, dicht unter einer großen Sonne. Tausend Fragen regten sich in ihm. Die Pause wuchs sich zu einer Verlegenheit aus.

„Ich habe meinen juristischen Doktor gemacht. Dieser Titel läßt die acht Bürostunden erträglicher werden. Man ist nicht nur Schreibmaschine." Sie sah ihn an.

„Ich glaubte Sie immer die ganze Zeit nach dem Kriege über in Kurorten, auf Bällen ..."

„Die Inflation ..."

„... hat also auch ihr Gutes!"

„Finden Sie? Ich bin nicht verbittert, aber ich habe gar nichts gegen Kurorte ... Bälle ... Komfort ... Ich war mit ganzem Herzen vier Jahre lang Schwester. Ich wäre gern wieder Dame geworden ..."

„Hängt der Begriff der Dame von Äußerlichkeiten ab?"

„Lieber Freund, Ihre Frage ist so eine Art verschämter Trost. Aber ich versichere Sie, so weit ist es noch nicht! Der Begriff der Dame hängt übrigens mit dem Vermögen auf eine magische Weise zusammen. Man kann etwa im Bürodienst keine Handschuhe tragen ... Aber weswegen schrieben Sie mir nach zehn Jahren ...? Ich lachte laut auf, als ich Ihren ungestümen Brief las. So eigensinnig, eigenwillig waren Sie auch damals, als Patient."

Sie ging in den hohen Hüften, schmal, sicher, und sie sah gerade aus. Ihre Worte schien sie aus Bildern zu wählen, die vor ihr auferstanden ... Tübingen ... Universitätsklinik ... Einzelzimmer ... Der Mann, der jetzt sonnengebräunt neben ihr schritt, lag gelb und vom Hunger ausgesogen zwischen engen, weißen Wänden in weißen Kissen. Sie hatte ihn zur Pflege, monatelang. Da lernt man seine Leute kennen.

Auch er sah sich wieder unter ihrer Obhut. Er sah sie weiß im weißen Raum leise kommen und gehen. Er hatte sie noch viel größer in der Erinnerung. Sie hatte immer ihm, dem Liegenden, von oben her die Dinge gereicht. Ihr Gesicht hatte immer über ihm gestanden wie ein gutes Gestirn, lautere Fürsorge, bis in den Traum hinein. In die Träume von Narkosen und Morphium und in den kindlich heiteren Schlaf der Genesung.

Mit dieser kam die Trennung. Kaum hatte er das Krankenhaus verlassen, fiel die Revolution über die Zeit her, Das Fieber der Inflation hielt ihn gepackt.

Kurz, die Sorgen hatten jene Zeit im Lazarett als ein Paradies erscheinen lassen, aber keine Ruhe gegeben, die Erinnerung durch einen Besuch Tübingens etwa neu lebendig zu machen.

„Sie waren jung verheiratet, damals . . .“ fuhr Anne-Sophie fort. „Das Bild Ihrer Frau . . . ich sehe es noch deutlich vor mir . . . ein energisches Gesicht . . . klug, klar . . .!“

„Ich bin noch verheiratet mit diesem Gesicht. Richtig, Sie lernten meine Frau nicht kennen. Eine Schwester, so schrieb sie damals, pflegt besser, wenn sie den Patienten allein besitzt. Pflege muß Liebe sein.“

„Klug und klar!“

„Ihre Frage nach meiner Frau klang so vorsichtig. Sie haben recht,“ fiel er sich selbst ins Wort, „es ist seltsam, daß ich noch Ehemann bin. Die Kriegsehen meiner Freunde, ja aller meiner Bekannten sind längst nicht mehr am Leben. Ihre Währung war nicht solider als die der Kriegsanleihen. Sie sind mit dem Gold verschwunden . . . Papierwert geworden . . .“

„Ihr bösen, bösen Männer . . .!“

„Und ich kann nicht widersprechen, denken Sie . . . Ja, die Männer haben versagt. Als die Mitgift schwand, stieg die Freiheit im Kurs. Die Frau, fleißig griff sie in der neuen Not zu, stellte sich willig um, bekam schwarze Fingernägel oder zerwaschene Hände, die Kleider waren im Schnitt weniger verlockend, vielleicht sogar billig. Und der Mensch, das Herz, die Gesinnung, ach, diese Dinge galten als Luxus!“

„Sie sind unter die Apostel gegangen? Oder hat sich die Mitgift Ihrer Gattin erhalten?“

„Weder, noch!“ lachte ihr Patient. „Aber Ihre Frage berührt mein Steckenpferd. Ich doktere wie alle Welt am Eheproblem.“

„Um Gottes willen,“ wurde er unterbrochen. „Sie, Sie sind Problematiker geworden?“

Die runden Augen von Anne-Sophie purzelten über seine Befangenheit her.

„Soll ich Ihnen sagen, weswegen Sie noch verheiratet sind?“

„Ich bitte darum.“

„Sie leben von dem chronischen: Weißt du noch? Sie zehren vom Idyll der gemeinsamen Erinnerungen. Dreizehn Jahre Ehe, dagegen kann kein naives Gefühl mehr an, dagegen kann keine Leidenschaft mehr an.“

Er blieb stehen.

Er sah den Weg entlang, an dessen Ende zwischen Haselnuß und Weidengestrüpp hindurch der See schaute. Eine Seefläche, vom blauen Gemäuer der Alpen im Süden abgeriegelt. „Warum entwerten Sie, was vielleicht die einzige Einheit im ewigen Dualismus dieser Welt ist: die Gemeinschaft einer Erinnerung? Wir zwei, meine Freundin, besitzen übrigens auch einen solchen Schatz! Und Sie schlagen mit beiden Fäusten auf dieses zerbrechliche Phantom ein!“

„Wir sind keine Eheleute!“ Sie sprach erregt.

„Was sind wir eigentlich?“ fragte er.

„Bleiben wir bei der Sache . . .!“

„Ach, diese Sache ist nicht so belangvoll, wie sie Ihnen scheint.“

„Doch, denn ich bin entschlossen zu heiraten!“

„Was . . .? Das dürfen Sie nicht . . . das können Sie nicht! Heiraten! Wie kommen Sie auf solch abgestandene Idee! Ich habe Ihnen immer zuviel Originalität zugetraut, als daß Sie auf solch einen alten Ladenhüter, wie es die Ehe ist, hereinfallen. Sie pflegen, Sie lieben, aber Sie geben die Liebe nicht zu treuen Händen einer staatlichen Rückversicherung! Sie tragen Ihr Gefühl stets im Herzen und nicht auf die Bank der öffentlichen Gesellschaft!“ Der Begleiter von Anne-Sophie sprach aus einer großen Bewegung heraus. Seine alte, abgediente, feldgraue Reithose schlug mit jedem Satz fast eine rapidere Gangart an. Als eine Buche erstes Laub über die Straße schüttete, fing er in Gedanken eines der gelben Blätter wie einen Schmetterling, ärgerte sich, als er den welken Herbst in seiner Hand erkannte, über seine achtlose Spielerei, warf das Blatt beiseite, hüstelte eine gereizte Heiterkeit aus plötzlich eingeengtem Hals und fuhr fort: „Man heiratet nicht! Man ist verheiratet, gut! Aber Heiraten, das heißt, sein äußerstes Eigentum, das heißt, sich selbst aufgeben wie ein Postpaket an eine belanglose Adresse!“

Anne-Sophie lächelte vor sich hin. Er fand ihr Gesicht frivol. „Ich bitte, das Thema ernst zu nehmen, oder wir sprechen über Büromöbel, wenn es beliebt!“

„Wie es beliebt . . .“ Anne-Sophie hielt ihre Position in einer Ruhe, die auf die Nerven ging.

„Mich interessieren aber Ihre Büromöbel nicht. Büro ist an sich stillos!“

„Stillos vielleicht, es gleicht der Ehe, nicht wahr?“

„Haha . . .“ Er atmete auf. Sein ganzes Gesicht strahlte Lachen. „Sie sind klug,

beste Freundin, wie jene Photographie neben meinem Krankenbett. Sie wollten ... um meine Treue wissen ... Da ist wieder so etwas Eigentümliches der Liebe. Wir Männer vertrauen einfach, aber ihr Frauen geht der Sache auf den Grund. Erfahrung und Wissen sind die Merkmale eurer Liebe ..."

„Sie sprechen von Treue, von Liebe. Und Sie sprechen mit mir. Sie sind Ehemann und sprechen gegen die Ehe. Darf ich auf diese Widersprüche bescheidenst hinweisen?"

*

Der Weg dieser beiden Menschenkinder hatte das Seeufer verloren und war mit der Sonne des frühen Abends einen Hang hinaufgestiegen, auf dem kleine Parks niedliche Landhäuser behüteten. Hier pflügte noch ein Bauer, dort, vor dem düsteren Schleier des in die Tiefe des Blickfelds führenden Gehölzes grasten buntfleckige Kühe. Aber alle diese Einzelheiten zergingen vor dem großen Ausblick der endlich erklommenen Höhe, einem Ausblick, der unvermittelt den ganzen See mit allen Ufern preisgab, der das ganze Land willig eröffnete, bis es seine breiten und reichen Flächen an die Alpen verlor, deren getürmte Übermacht, deren Felshalden und Schneegruben, deren rohe und großartige Abwehr gegen Hingabe aufgelodert schien von der sonnigen Anmut dieses letzten, herbstlichen Föhntages.

Seine Antwort verfiel diesem Ausblick. Sie sah, wie ihr Freund jetzt mit allen Sinnen die Gabe dieser verklärten Landschaft erlebte. Sie nahm ihn bei der Hand. So standen sie lange Zeit. Bis aus dem Gold des Tages die Werkstätte des Himmels die silbernen Geräte der Dämmerung schuf und Berg, Wald, Weite und Nähe zu stetig größerer Einheitlichkeit verschmolzen.

Als an dem Riesenkai des Karwendels zwei Wolkensegler anlegten und ihr Schatten dem Lichtspiel der Gipfel Einhalt gebot, löste sich die Schweigsamkeit von ihnen. Er beugte sich über die Hand, die er in diesem Augenblick erst als edelste Gabe empfand, und küßte sie behutsam. Arm in Arm gingen sie dem Walde zu, vor dem auf zartester, eben aufgegangener Wintersaat ein Rudel Rehe äste.

Als der Wald, in dem Buchen — vom Herbst waren ihre Zweige fast völlig entwölkt, so daß der Himmel sich an ihre blassen Stämme lehnen konnte — und Fichten, die nur um so dunkler und geschlossener ihren Charakter wahrten — als dieser Wald sie aufgenommen hatte, zog Anne-Sophie ihren Arm aus der sanften Bedrückung, in der er gefangen ruhte.

Ihr Freund ließ es nur zu, damit er um so inniger seine Hand auf ihre Schulter legen konnte. Er nahm auf diese Weise gleichnishaft Besitz von der ganzen Person, die zu seiner Rechten ging. „Ich habe," so sagte er zu seiner Bewegung, „bitter oft deiner gedacht ... Bitter oft ... war ich dein Gast ..."

„Ich fühlte es." So Anne-Sophie. Ihr Gesicht sah offen und rückhaltlos in seine Augen.

„Wir gingen damals, die letzten Wochen, täglich spazieren, aber der allerletzte Spaziergang, der ist endlos geworden ... Ein Jahrzehntlang gehe ich ihn nun schon mit dir, neben dir. Alles, was in mein Auge eingeht, gehört deinem Gesicht so gut wie meinem. Und daß wir heute wirklich wieder einmal nebeneinander gehen, will mir ein kleineres Wunder scheinen, als daß kein Dritter uns glauben würde, wenn wir ihm gestünden, daß wir nicht aufgehört haben, miteinander zu gehen." Und ganz leise sagte er: „Ich liebe dich!"

Es war sehr still. Er sah seinem Geständnis nach, und sein ganzes Wesen billigte es, als er den Kopf hob und um die Gnade der Gegengabe bettelte. Sie nahm sein Gesicht in beide Hände.

Jolly fuhr kläffend in das Dickicht einer Schonung. Beide lächelten über das Tier, das seine Freiheit so rasch zu nutzen wußte. Dann erwiderte sie und nickte zu jedem Wort, als skandiere sie ein nachdrückliches Diktat, fast nüchtern in ihrer großen, schutzlosen Scham: „Ich liebe dich!"

Er küßte sie auf einen Mund, den die Erregung kalt und entschlossen machte. In ihrer Augenhöhle aber sah er eine Träne. Und in ihr spiegelten sich alle Lichter ihres scheuen Herzens. Er verlor sich tiefer und tiefer in die Duldsamkeit dieser Liebe.

Als er aufatmete und sie ihrer eigenen Haltung wieder übergab, sagte er: „Und du ... du ... du wolltest heiraten?"

„Dich!" sagte Anne-Sophie.

„Nein ... Nein ..." wiederholte ein offener Mund, in dem dieses Wort hilflos schepperte wie ein Steinchen in einer blechernen Kinderklapper. Seine Blicke liefen in ihrem Gesicht herum, eingefangen von ihrer klaren Gewißheit. Anne-Sophie wurde von seiner Ratlosigkeit langsam ergriffen. Die Braue über dem linken Auge flatterte fragend und ein wenig gereizt auf ihre hohe Stirn. „Du sprichst von Ehe ...?" sicherte er sich noch einmal.

„Ja, ja . . . ja!“

„Ich sprach von Liebe . . .“

„Und bist verheiratet!“

„Eben . . . Siehst du . . .“ Er sah einen Ausweg. „Du heiratest also, wenn du von Liebe redest, nicht wahr?“ Er sah seinen schönen Weg in das Freie verstellt. „Ich habe einmal geheiratet,“ faßte er sich kurz und verwies diese Tatsache auf das Gebiet jener Jugendsünden, über die man nicht viel Worte zu machen liebt.

„Du bist glücklich verheiratet?“ Die Inquisition fragte nüchtern. Er fühlte einen Hinterhalt. Er schwieg.

„Ich muß annehmen, daß du nicht glücklich bist, sonst könntest du nicht von Liebe sprechen, von unserem Spaziergang diese ganze Zeit über . . .“ Ihre Logik war endgültig. „Bist du glücklich?“

Er fühlte ihre Nähe so gut, so warm, so unendlich beglückend trotz dieser Situation. „Im Augenblick nicht restlos . . .“ gestand er zögernd. Ein kleines Lächeln schmeichelte um Nachsicht. Er ergriff ihre Hand. Sie schüttelte den Kopf. Pause. Endlich begann er zu reden. „Siehst du . . . die Ehe . . . nein . . . Siehst du . . . die Liebe . . . Ja, das ist es . . . die Liebe ist so lange am Leben, so lange sie frei ist . . .“

„Gemeinplatz! Oder willst du sagen, daß du deine Frau nicht liebst?“

„Lassen wir meine Frau aus dem Spiele!“

„Ich denke nicht daran! Würdest du mich heiraten, wenn du nicht mit ihr verheiratet wärest?“

„Unbedingt! Sehr, sehr wahrscheinlich! Sicher . . . Nein! Man heiratet nicht zweimal!“

„Wenn du noch nicht geheiratet hättest?“

„Dann sicher! Gewiß!! Denn einmal heiratet man!“

Dieser Wortwechsel fand in leichter Form statt. Man sprach obenhin, als ob man das Ganze für eine beinahe gestellte Szene hielte. Aber beide Menschen waren bis in ihren tiefsten Grund erregt. Sie ertrugen die Stille nicht, die sich zwischen sie zu stemmen drohte und sie für immer getrennt hätte. Sie hatten einander lieb. Sie wußten beide vertrauensvoll um das Gewicht ihrer Gefühle. Dabei waren sie beide nicht sentimental und beide selbständig. Sonst hätten sie wohl ein wenig geweint.

„Unser Spaziergang ist zu Ende!“ sagte sie.

„Anne-Sophie!“ Er sah sie voll an. Nichts an ihm war mehr verlegen, nichts verlogen. Sein leiser Anruf beschwor ihr Herz. Ihr Mund wurde bitter. Er stand vor ihr, in seiner Reithose, in seiner knappen Jacke, das viele Haar aus der Stirn gekämmt, vom Wind zerweht, an den Schläfen ein wenig feucht von der Erregung. Seine Hände hingen schwer an den Armen, so schwer, daß sich die Schultern gesenkt hatten.

„Dummer Junge,“ sagte sie. Abwehr war darin, ein wenig Geringschätzung und viel Gefühl.

Sie rief Jolly. Dem hing die Zunge aus dem Halse. Die Nase auf irgendeiner Spur spielte er sich zu ihren Füßen.

Sie nahm ihn ganz kurz an die Leine. „Komm!“ Sie ging.

Er hörte ihren Ruf, bezog ihn auf sich und ging mit ihr.

So gingen sie weiter in den Wald hinein, als ob nichts geschehen wäre.

★

„Sprich, ich bitte dich!“

Der Weg wurde mehr und mehr von Baumgruppen verstellt, so daß er den eigensinnigen Verlauf eines Pfades annahm, der ohne Richtung in unberührter Wildnis sich zu verlieren schien. Anne-Sophie löste ihren Gang bei diesen Worten. Sie war in den Knien geschritten vor Alleinsein, aber im Schmeicheln seiner Bitte legte sie die Last ihres Gehens wieder auf den Fuß und die Hüfte.

Sie sagte das Folgende vor sich hin. Sie achtete wenig darauf, ob alles, Wort um Wort, gehört wurde: „Als ich dich in meine Hände bekam ... ich weiß um jenen Augenblick . . . du fiebertest . . . der Fall gab nicht allzu große Hoffnungen . . . Ich sah dich damals nicht. Ich sah den Fall. Du warst mein Kind . . . die Tage . . . die Nächte ... die Nächte ... die Tage über... immer mehr wurdest du mein Kind. Als der Arzt sein Gerettet sagte, sah ich dich zum erstenmal . . . Du wurdest im Bett rasiert und jäh lag dein Gesicht vor mir. Als ob ein Vorhang weggezogen würde, wußte ich, ich hielt in meinen Händen meine erste, große Liebe. Ich hielt deinen Kopf, während dich der Bursche rasierte . . . Da zitterten meine Hände während der ganzen Pflege zum erstenmal. Du ahntest nichts.

„Du sprachst von deiner Frau. Ich sah ihr Bild . . . Du sagtest mir lachend, daß sie geschrieben habe, sie überließe dich mir und meiner Fürsorge restlos ... aus Gründen ihrer klugen Menschenkenntnis ... Ich machte mir ein Bild von ihr ... daraufhin. Ich gewann dich immer lieber . . . Die Sorglosigkeit, mit der du dich mir anvertrautest . . . mit der du mich zu lieben begannst . . . Ich nahm alles das auf mich und zählte es noch unter die Posten der

Pflege ... Du warst ja damals noch nicht ganz gesund ... Du warst in der Genesung. — Als du entlassen wurdest, an jenem Tage ... Du erinnertest vorhin daran ... gingen wir weiter, als wir es gewohnt waren, spazieren. Und als du mich küssen wolltest, sagte ich: nein, und sagte dir, daß ich dich nun wieder deiner Frau zurückgäbe. Als dein Brief vor acht Tagen kam, war es mir, als sei eine Woche vergangen."

„Damals ... damals ..." diese Worte wiederholte der Mann neben Anne-Sophie. Und in der Beschwörung seiner Stimme wurde alles wieder Gegenwart, was in jenen Stunden ihre Herzen bestürmt hatte. In diesem Augenblicke, wie sie anspruchslos und ganz offen ihre Wahrheit preisgab, war es zwischen diesen zwei Menschen, als schlüge ein Blitz in ihre dunkle Bedrängnis. Sie fühlten, wie das Leben sie zu einem schmerzlich grotesken, alltäglichen Schauspiel verurteilte. Sie sahen einander an und erkannten die Maskenzüge, zu denen sie sich hatten verzeichnen und verzerren lassen. Sie warfen sich einander in die Arme, um sich nicht anzusehen, um nicht sprechen zu müssen. Um einen einzigen Augenblick lang nur wahrhaftig sein zu können, floh jeder zum andern, verbarg sich jeder von ihnen vor sich selbst in die Umarmung des anderen. Mit geschlossenen Augen saugten sie besinnungslose Küsse einander aus dem geliebten Gesicht.

*

Als sie aus dem Walde traten, schöpfte der Abend den letzten hellen Tag aus der Senke des Sees. Die Felder vor ihnen waren schon dunkelnde Tücher, und nur am nördlichen Horizonte strahlte fast grell die getünchte Wand der Kapelle von Sankt Ramarro. Sie stand auf einem Hügel, ließ sich von ein paar mächtigen Bäumen den Hof machen und gab aller Landschaft einen letzten Glanz und einen beseelten Sinn.

Hand in Hand gingen sie, ganz schwebendes Gefühl, widerspruchslos der Freude am Beieinander verfallen, auf diesen Ruhepunkt zu.

Als sie dann den letzten und höchsten Hügel der Umgegend erstiegen, war die Leuchtkraft der weißen Wände erloschen. Die Kapelle lag, ein steinernes Skelett, unter den schwarzen Bögen fürsorglicher Wipfel. Der Rundblick versank an Nebel, dessen Weihrauch alle Landschaft in eine sakrale Unnahbarkeit entrückte.

Anne-Sophie ließ sich auf eine Bank nieder, die neben der romanischen Tür der Kapelle, roh gezimmert, bescheidene Einladung bot. Als sie sich setzte, war es, als fiele sie in sich zusammen, von einer großen Betäubung völlig erschöpft. Der Ort vor ihnen, der mit vier Gehöften auf dem Anmarsch nach dieser kleinen Kapelle schien, hatte Feierabend gemacht und ließ aus geduckten Kaminen gemächliche und gemütliche Rauchfahnen wehen.

„Nun sind wir zehn Jahre gegangen ... und ..."

„... und sind nicht weiter gekommen!" nahm Anne-Sophie das Ende des Satzes auf sich.

Pause.

„Und nun ...?"

„Der Fall ist nicht sehr originell. Zwar nimmt ihm diese Tatsache nichts von seiner Hoffnungslosigkeit, aber seine Popularität zeigt viele Wege." Anne-Sophie sprach laut.

Er sah sie in diesem Augenblick wieder in der Tracht der Krankenschwester, so bestimmt und sicher wirkte sie mit ihrer ein wenig herben und versteckten Sprache.

„Manche gehen in den Tod ... Einige wählen Gift, andere die Browning ... In den Romanen steigen sie in die Berge ... immer höher, bis sie sehr sinnfällig, restlos verstiegen, zugrunde gehen ... Auch aneinander mit unerbittlichen Stricken gebunden fallen die Unglücklichen gern unschuldigen Gewässern zur Last ... Der Gashahn spielt ebenfalls eine Rolle ... Kurz, für dergleichen unglückliche Liebe ist gesorgt, ist sie ernstlich gewillt, ihren Weg zu Ende zu gehen ..." Sie spielte mit diesen Klischees der Abenteuerlichkeit. Und sie tastete mit unruhigem Blick, während sie ein wenig überhetzt sprach, sein Herz ab.

„Sehr richtig!" Sie unterbrach sich selbst und ließ seinen Einwand nicht zu Worte kommen. „Man kann diesen pathetischen und sentimentalen Aktschlüssen aus dem Wege gehen. Statistisch formuliert: achtundneunzig Prozent Liebespaare in unserer Situation finden eine vergnüglichere und leichtsinnigere Lösung, die aber wohl für uns beide auch nicht in Frage kommt ..." Wiederum prüfte sie die Tragweite seines Gefühls. Dann schloß sie: „Bleibt also, mein Freund: man geht wieder auseinander ...!" Sie atmete auf.

„Und die Sehnsucht?"

„Wiegt rund hundertundfünfzig bis sechzig gesunde Pfund ... bei dir!"

„Ich werde aber ..."

Sie ließ das Wort ‚leiden' nicht aussprechen. Sie wollte kein Almosen. „Verzeih ... ich sprach eben von den Liebespärchen ... aber natürlich ... wir spra-

chen von dir . . . die ganze Zeit über . . . natürlich! . . . Du? Oh . . . da sehe ich einen ganz geraden Weg . . . Du gehst zu deiner Frau, nicht wahr? . . . Du sagst ihr . . . wo du herkommst und daß du wieder da bist . . . Dieses schöne, klare Geständnis erwirkt eine bengalische Apotheose, und alles ist in vertrauter Ordnung . . ."

„Du schiltst . . . Du degradierst . . . Du quälst mich . . . dich . . .!"

„Nein, nein . . . ich versuche die Dinge beim Namen zu nennen . . . Oder wirst du deiner Frau diesen, unseren Spaziergang verheimlichen wollen?"

Sie horchte in ihre Frage hinein wie in eine allerletzte, zärtliche Hoffnung. „Ich werde wie eine Grammophonplatte alles heimtragen," sagte er brav. „Es ist das alles ganz klar . . . Das Beiseitesprechen ist mir schon in den alten Theaterstücken unausstehlich, im Leben unmöglich. In unserem Falle etwa würde mein Verschweigen alle drei unterschätzen, finde ich . . . vielleicht sogar beschmutzen . . . Und so lange wir alle drei alles klarstellen, betrübt es uns nicht . . ."

„Ah, du meinst, es ist alles ohne Trübsal zwischen uns . . .?"

„Letzten Endes . . . ja!" Er sagte es natürlich und ohne jeden Hintergedanken.

„Alles ist ein . . . Spaziergang gewesen . . ." Dieser ihr Entscheid fragte.

„Warum suchst du nach einem Namen für dies alles?" Seine Frage gab ihm Übergewicht. „Ist es nicht schön?"

„Es ist unsicher und flüchtig . . ." verteidigte sie sich und entschuldigte ihre Ablehnung.

„Wir gehen beide sicherer und reicher nach Hause . . ."

„Beide . . . nach Hause?"

Ihre Worte waren ein leises Echo, das eigensinnig einen Ruf verändert und ihm einen fraglicheren Sinn gibt.

★

„Wir müssen eilen," sagte später Anne-Sophie, „mein Dampfer geht gegen acht Uhr."

Beide atmeten auf. Sie erreichten bald die Straße, auf der ihre Schritte wie Trommelwirbel klangen. Als der Fuhrweg sich rasch von der Höhe zum Dampfersteg fallen ließ, bestimmte Anne-Sophie: „Hier wollen wir uns trennen."

Dunkelheit hatte sie bereits eingemauert. Sie standen wie in einer Zelle, in der nur ihre Gesichter ein wenig Helligkeit verteilten und ihre Hände.

„Wir müssen bald wieder einmal . . ."

„Grüßen Sie Ihre Frau," überredete sie ihn in diesem Augenblick, „und sagen Sie ihr, daß vielleicht . . . in zehn Jahren . . ." Sie lachte gelöst und suchte seine Züge zu sehen. Sie trat dicht zu ihm.

„Nun scherzen Sie wieder," lachte auch er, faßte nach ihrer Hand und fing sie sich aus dem Dunkel, hielt sie in beiden Händen und sprach zu ihr, als ob sie vermitteln müsse und ein guter Bote wäre: „Sage dem Eigensinn, dem du gehörst, dem Dickkopf, dem du dienst, es wäre alles beim alten geblieben und es gäbe nichts Köstlicheres in der Welt als das Erlebnis, daß ein Gefühl nach zehn Jahren beim alten geblieben wäre . . ."

Da nahm diese Hand ihn beim Kopf, griff in sein Haar, zog fest daran, zog den Kopf an einen Mund, der aus der Nacht heraus sagte: „Dummer . . . dummer Junge!" Dann küßte derselbe Mund das Haar; und die Hand warf den Kopf weg, weit von sich weg . . .

„Ich schreibe einen langen, langen Brief. Wirst du mich vergessen?"

„Sie meinen, wenn Sie diesen langen, langen Brief lange, lange nicht schreiben?"

„Ach, im Ernst — ich höre die Dampferglocke von Possenhofen herüber. Wirst du heiraten?"

„Werden Sie heute abend gedünstetes Herz essen? Das war doch Ihre Leibspeise, nicht wahr?" Anne-Sophie war aus der Zelle der Finsternis ausgebrochen. Sie stand als Silhouette vor einer geringen Helligkeit, die vom See herauf spiegeln mochte. Die folgenden Worte lachte sie schon aus einer großen Entfernung herüber: „Bleiben Sie auf der Straße," rief sie noch, „ich kenne meinen Weg sehr gut . . ." Ihre Schritte verklangen. Sie nahm ihren Hund, der müde schien und ängstlich, fest in die Hand. Sie ging zum Dampfer, so schnell es die Dunkelheit und der steile Abfall des Weges erlaubten. Sie dachte dabei, wie wunderlich und raffiniert grausam das Leben über sie verfüge, weil sie diesen Mann lieben mußte, der weder ein Ehemann noch ein Ehebrecher war.

Und den sie wohl liebte, weil er beides nicht war . . .

★

Dieser Mann nun wollte ihr noch etwas zurufen, aber er sah und hörte nichts mehr von ihr. Da ging er nach Hause.

„Anne-Sophie," sagte er vor sich hin. Streichelte diesen Namen in seinem Mund und küßte jeden Laut. „Ein wundervoller Mensch . . . diese Frau!" So schloß er den Spaziergang ab.

Kleine Feinde des Menschen: Motten und andere Schädlinge

Von Dr. phil. O. Lange

Das Kleine vernichtet uns und unser Hab und Gut, nicht das Große. Der Bären und Wölfe sind wir Herr geworden. Schwieriger ist es, den Iltis, das Wiesel von unsern Geflügelställen, die Ratten aus den Kellern der Häuser fernzuhalten. Die Wohnungs- und Körperparasiten weichen ihrer Vielheit und Kleinheit wegen überhaupt nicht mehr aus dem Gemäuer des alten Teiles unserer Städte — und steigen wir erst tiefer in das Reich der Allerkleinsten, so sehen wir auf der ganzen Linie den Krieg des Menschen gegen die pathogenen Keime, gegen die Krankheitserreger entbrannt.

Im Dunkeln und Verborgenen entringen sich dem Feuchten und Trocknen, dem Kalten und Warmen tausend Keime, die alle leben und sich vermehren, weil ihre Welt ihnen ungemessenen Überfluß bietet oder weil sie so bedürfnislos sind im Vergleich zum Herrn der Erde. Die Dame eines befreundeten Hauses gestand mir eines Tages entsetzt, daß Schaben in ihrer Küche wären. „Aber," meinte sie, „wir verreisen jetzt vier Wochen, ich entferne alles Eßbare, und wenn wir zurückkehren, sind die ekeln Tiere verhungert oder zu fetteren Fleischtöpfen ausgewandert!" Als wenn nicht in Speisekammer und Eisschrank, in Fugen, Ritzen und Ecken übergenug bliebe an fettigen und mehligen Rückständen, an vergessenen Brotkrusten und Neigen in scheinbar leeren Flaschen, genug, um das einmal eingenistete Ungeziefer wochenlang über Wasser zu halten. Solche Wohnungsschädlinge sind lästig, können aber immerhin mit Hilfe eines Kammerjägers rasch beseitigt werden; andere, kleinere und darum noch schwieriger in die feinsten Schlupfwinkel verfolgbare Insekten: Kornwurm und Mehlmotte, die den Rübenbau gefährdenden Nematoden, Milben als Feinde des Gemüsegärtners, die Schild-, Blatt- und Blutläuse, letztere besonders an Apfelbäumen, vor allem aber die gefürchtete Reblaus, sie und viele andere bedeuten eine vom Laien gar nicht erfaßte Gefahr für die Wirtschaft nicht nur einzelner Länder, sondern der ganzen Welt.

Die Gründe für diese Tatsache sind offensichtlich: sie liegen in der Kleinheit, in der riesenhaften Vermehrung der Tiere und im Wechsel ihrer Gestalt, d. h. in den Metamorphosen, die sie von der Entwicklung aus dem Ei bis zum fertigen Insekt durchmachen, wobei die einzelnen Formen überdies verschiedenen Lebensbedingungen unterworfen sind, die einen z. B. an der Wurzel der befallenen Pflanze, die anderen oberirdisch leben. Die Abwehrmaßnahmen gegen den sichtbaren Feind vernichten dann wohl große Mengen von Individuen, aber neue Scharen kommen im nächsten Jahre wieder zum Lichte empor, nicht ohne abermals Keime für weitere Generationen im Boden zurückgelassen zu haben. Das folgende Beispiel soll uns den Beleg für die Tatsache der ungeheuren Vermehrungsfähigkeit von Schädlingen bieten, die uns buchstäblich auffressen würden, wenn sie nicht ebenso haufenweise zugrunde gingen. Nach einem in der Not des Krieges entstandenen Verfahren erzeugte man Fett für die Seifenfabrikation und andere industrielle Zwecke in der Weise, daß man Abwasserschlamm und ähnliche völlig unverwendbare Abfallprodukte wie giftige Pilze, verdorbenes Fleisch, Senkgrubeninhalt oder andere Massen unverwendbarer Stoffe mit spezifischen Insektenarten, Milben, Würmern, besonders Schmeißfliegen besiedelte, die jenes Material als Nahrung aufnahmen und in ihrem Körper in Fett verwandelten, das dann auf irgendeine Weise gewonnen wurde. Es wurde errechnet, wie die Nachkommenschaft von vierzehn Fliegenweibchen nach vier Monaten soviel Maden liefert, daß durch diese in wenigen Tagen die tägliche Fäkalienmenge von siebzig Millionen Menschen verzehrt wird; die Nachkommenschaft von 365 mal 14 = 5110 Weibchen würde demzufolge den gesamten jährlichen Fäkalienanfall Deutschlands bewältigen und am Ende einer Woche etwa 23 000 t Fett und 77 000 t Eiweiß in ihren Leibern aufgespeichert haben!

Dem Nutzen, den man in diesem Falle aus der Vermehrungstüchtigkeit der dem Menschenwerk feindlich gesinnten Insekten ziehen konnte, steht aber nach wie vor der ihn bei weitem übertreffende Schaden gegenüber, den die einzelnen Arten der Tiere im Walde, auf den Feldern, in Mühlen, Speichern und Lagern allerart anrichten, ein im größten Stile von kleinsten Wesen ausgeübtes Vernichtungswerk, dem der Mensch bis vor kurzem noch beschämend ohnmächtig gegenüberstand. Diese Tatsache war eine Folge des Nichtwissens der Menschen früherer Jahrzehnte von Lebensbedingungen, Neigungen und Abneigungen des Tiergewimmels. Später war sie eine Folge der Gleichgültigkeit, mit der die Wissenschaft der in ihrer Tragweite gar nicht erkannten Frage gegenüberstand. Erst in neuerer Zeit begann man die systematische Durcharbeitung des Problems, deren erste Folge die Erkenntnis

von der Fülle zu erwartender wissenschaftlicher und praktischer Arbeit war.

Zunächst steht fest, daß es einerseits nur vorbeugende Maßnahmen geben kann, um Kulturpflanzen und Objekte wie Holz, Wolle, Pelze usw. vor dem Befall von Krankheiten bzw. Schädlingen zu bewahren, und anderseits nur ein zielbewußt geführtes Vernichtungswerk, um vorhandenen Befall zum Stillstand zu bringen. Vorbeugend arbeitet man durch Anwendung von Mitteln, die den Schädling abhalten, das Gut zu befallen, sei es, daß man Getreide vor der Aussaat beizt, d. h. es mit Giftstoffen umhüllt, die äußere Samenhaut, man könnte sagen „gerbt“, um sie gegen das Eindringen von Keimen undurchdringlich zu machen, ohne natürlich die Keimkraft der Samen herabzusetzen, oder daß man Holz, Wolle, Kleider in ähnlicher Weise mindestens unschmackhaft macht, oder daß man schließlich die Pflanze, z. B. den Weinstock, durch Aufzucht kräftigt, so daß er in seinen Säften Abwehrstoffe erzeugt, „reblausfest“ wird. Wenn hingegen schon vorhandner Befall vernichtet werden soll, bleibt nur das Gift übrig, und damit beginnen die Schwierigkeiten, die durch die Wahl des Chemikals und durch gewisse Anforderungen bedingt sind, die man an die Vertilgungsmittel stellen muß. Und in dieser Hinsicht wird gar viel verlangt! Die Chemikalien sollen spezifische Wirkung auf die betreffende Schädlingsart ausüben, dürfen die befallenen Kulturpflanzen bzw. Güter nicht ungünstig beeinflussen, das Gift muß für Kinder und Kleintiere des Hauses und Hofes unschädlich, es soll möglichst geruchlos und feuerungefährlich, von hoher Wirksamkeit und letzten Endes auch billig sein — eine Zahl von Bedingungen, deren Erfüllung kaum möglich erscheint, um so weniger als noch andere Momente in Betracht kommen, die das angestrebte Ergebnis beeinflussen. Zu ihnen zählt in erster Linie die Gewöhnung der Insekten oder ihrer Zwischenformen an das Gift — man denke an die Arsenikesser der Alpenländer, an die Morphinisten und Kokainisten der Großstädte, die das Mehrfache der tödlichen Dosis ertragen. Dazu kommt als Hindernis für die vielseitige Verwendung der Vertilgungsmittel deren häufig beobachtete Wirkungslosigkeit auf die meist mit einer gegen chemische Einwirkung widerstandsfähigen Haut versehenen Eier der Schädlinge oder auf Dauerformen von Pilzsporen. Weiter ist die Art der Darbietung von Bedeutung insofern, als die in Betracht kommenden Chemikalien gasförmig, flüssig oder fest sein können, wodurch sich die Notwendigkeit ergibt, Fenster und Türen z. B. der durch Gasung zu behandelnden Mühlen und Kornspeicher oder die Fugen der Schränke vor Anwendung des Verfahrens gasdicht abschließen zu müssen, oder klebende Pulver oder Spritzbrühen anzuwenden, die auf den befallenen Pflanzen haften bleiben, ohne daß der Regen sie abwäscht, oder schließlich mit klaren Lösungen vorzugehen, die Gegenstände, Wollwaren, Pelze und dergleichen bis ins Innerste durchdringen. In diesem letzteren Sinne liegen die Gifte in der dem Zweck am besten angepaßten Form dann vor, wenn sie als Tränkungsflüssigkeit angewandt werden, mit der man die Ware ähnlich imprägniert, wie man Eisenbahnschwellen und Grubenhölzer vor Fäulnis und Wurmfraß zu schützen pflegt.

★

Wie man sieht, zerfällt die allgemein gestellte Aufgabe, Schädlinge zu vertilgen, zunächst in soviel Einzelprobleme, als es Schädlingsarten gibt. Die Teilfragen aber erfordern weiterhin gesonderte Bearbeitung, die sich in erster Linie auf das Verhalten bestimmter Insektenarten gegenüber verschiedenen Giftstoffen unter den bestimmten örtlichen Verhältnissen erstreckt. Dadurch wird die Schädlingsvertilgung zu einem Zweige der angewandten Naturwissenschaften, d. h. das bloße Probieren wird zum Experiment, bei dessen Ausführung die Lehren der Biologie und Chemie gleichermaßen Anwendung finden müssen. So wie große bakteriologische Institute und Fabriken, die Serumpräparate in den Handel bringen, über ausgedehnte Gehege von Kaninchen, Ratten, Mäusen, wertvolle Gestüte und Rinderstallungen verfügen mit Tieren als Versuchsobjekten und lebenden Laboratorien, in denen Blut von besonderer Beschaffenheit produziert wird, so beginnt man mit der Anlage von Kulturpflanzenplantagen und Ungezieferställen, in deren Bereich die Erkrankung des befallenen Objektes und die Art des den Befall hervorrufenden Kleinlebewesens bzw. des Ungeziefers nebst der Wirkung der Abwehrmittel studiert werden. Wie notwendig die Errichtung solcher Versuchsstätten geworden ist, geht aus einigen Zahlen hervor: In Deutschland wurde der durch den Kartoffelkrautfäulepilz im Jahre 1916 verursachte Schaden auf eine Milliarde RM., der Verlust an Brotgetreide, hervorgerufen durch die Rostkrankheit im Jahre 1890, auf die Hälfte des genannten Betrages geschätzt und in den Vereinigten Staaten beziffert man den durch Schädlinge an Kulturpflanzen bewirkten Schaden auf 1 Billion Dollar. Im Jahre 1922 wurde allein durch den Baumwollkäfer für 700 Millionen Dollar Baumwolle vernichtet.

Nicht minder bedeutend dürften dem Werte nach die Verluste sein, die die Weltwirtschaft heute noch durch die Kleidermotte erleidet, doch lassen sich auf diesem der Zählung entrückten Gebiete der einzelnen Haushaltungen und Lager ziffernmäßige Schätzungen nicht aufstellen. Immerhin gewinnt man einen Anhaltspunkt, wenn man sich vergegenwärtigt, daß Deutschland etwa 10 bis 12 Millionen Haushaltungen mit zwei und mehr Personen besitzt, und daß es wenige Häuser geben mag, in denen nicht Mot-



Tulpen. Originallinoleumschnitt von Else von Schmiedeberg=Blume

tenschäden vorkämen, trotz der im übrigen doch nur vereinzelt ausgeübten sachgemäßen Behandlung der Wollkleider, Pelze und Polstermöbel.

*

Kleine, zierlich gebaute Falter sind es, die uns in diesem weiten Reich der Tineiden begegnen, mit schmalen, oft langgefransten, in der Ruhe horizontal aufliegenden Flügeln, die seidig glänzen und oft feinste Zeichnung und Färbung zeigen. Sie sind größtenteils arge Schädlinge, die Korn- oder Getreide-, die Kümmel-, Apfel-, Lärchenminiermotte und vor allem die uns hier ganz besonders interessierende Kleidermotte. Sie kommt in zwei Arten vor: Die kleinere, besonders Wollstücken gefährliche Kleider- oder Pelzmotte, Tinea pellionella, gelblich seidenglänzend, Vorderflügel mit einem oder zwei dunklen Pünktchen in der Mitte, mit lehmgelbem Kopfhaare und grauen, gelblich schimmernden, 10 bis 15 mm spannenden Hinterflügeln und die 15 bis 22 mm spannende, durch ihre Vorliebe für Pelzwerk ausgezeichnete Tapeten- oder Kutschenmotte (Tinea tapezzella), deren Kopfhaare weiß sind, die Vorderflügel an der kleineren Wurzelhälfte gelbbraun, dahinter gelblichweiß, an der Spitze mit einem violettgrauen Fleck gezeichnet. Beide Arten schwärmen im Juni und Juli, je nach den Wärmeverhältnissen auch einzeln früher oder später, fliegen im flatternden Fluge ins Helle, sind schwer zu fangen, weil sie nach Mottenart aus dem Fluge oft in eine Art Gleitflug, eine rutschende Bewegung auf fester Unterlage, übergehen und sich verstecken.

Sobald die Hausfrau der ersten Motte ansichtig wird, weiß sie, was sie zu tun hat. Es beginnt das Klopfen und Bürsten der Polstermöbel, Kleider und Pelze, denn Schwärmzeit ist Legezeit, und das Mottenweibchen bevorzugt ruhige Winkel zur Eiablage. Ab August finden sich die ersten Räupchen, die dick, unbeholfen, freßlustig auch in Ruhe ihr Gut's genießen mögen und darum ebenfalls durch Klopfen der gefährdeten Möbel unschädlich gemacht werden können, denn einmal aus ihren Schlupfwinkeln herausgefallen, finden sie nie wieder zurück zu der Stätte des Behagens, die ihnen Mutterliebe schuf. Wenn sie nicht gestört werden, beginnen sie dort ihr Zerstörungswerk. Fertigen sich aus dem Material der Umgebung Säckchen, in denen sie sich später verpuppen, um im nächsten Sommer als Schar froher, kleiner, seideglänzender, zierlich gebauter Schmetterlinge zu neuem Leben und gleichem Tun zu erwachen wie ihre Vordern und Altvordern, eine ruhig und geräuschlos arbeitende Daseinsmühle, in deren Gang wir nunmehr eingreifen wollen.

*

Die Abwehr kann vorbeugend in der genannten Richtung erfolgen: durch Störung der Schmetterlinge bei der Eiablage, der Raupen, ehe sie die Säckchen anfertigen, sei es, daß man die gefährdeten Sachen in jener Zeit klopft, lüftet und sonnt, oder daß man sie in zuzuklebende Kisten einlegt oder dicht in Leinwand einnäht. Diese Maßnahmen erfordern Aufwand, große Mühe und bringen Verdruß, müssen aber auch unvollkommen bleiben, da man Gebrauchsgegenstände nicht ständig in verklebten Kisten aufbewahren kann und die guten alten Zeiten glücklicherweise vorüber sind, als man noch Salons besaß, deren Möbel zeitlebens in Leinwandsfutteralen steckten. Es bleibt demnach nur die zweite der eingangs genannten Methoden, die Vergiftung der Tiere und ihrer Brut, oder besser das vorbeugend wirkende Verfahren der Imprägnierung der gefährdeten Stücke mit Gift- oder Schmeckstoffen, die die Maden vom Genuß der Woll- und Pelzhaare abschrecken.

Was versteht man nun in vorliegendem Falle unter Gift? Offenbar Chemikalien, die den fressenden und atmenden Tieren in beiden Stadien des Schmetterlings- und Raupendaseins den Tod bringen, also Stoffe, die deren Atmungs- bzw. Verdauungsapparat oder beide schädigen. Zur ersten Kategorie gehören meist Chemikalien, die stark riechen, zur zweiten echte Gifte.

In beiden Richtungen hat das Denken im Laufe der Zeit auf Grund der wissenschaftlichen Forschung große Wandlungen erfahren, denn so, wie nicht alles was gut riecht auch gut schmeckt, so ist nicht alles Gift, was schlecht riecht oder schlecht schmeckt. Vor noch nicht langer Zeit mußte ein Krankenhaus vom Keller bis unters Dach nach Karbolsäure riechen, sonst war es, meinte man, schlecht geleitet. Später erkannte man, daß Krankheitserreger durch die starken Karboldüfte weit weniger geschädigt werden als die Atmungsorgane der Kranken. Ganz ähnlich gelang es dem berühmten französischen Chemiker Berthelot, den Glauben an die Unfehlbarkeit des Naphthalins als Mottenvertilgungsmittel dadurch zu zerstören, daß er in der nächsten Nähe des stark riechenden weißen Kristallmehles Motten züchtete, die munter gediehen und zur Eiablage ausschwärmten. Anderseits sind Stoffe, die für uns wenn auch durchdringend, so doch nicht unangenehm riechen wie Kampfer und das ihm chemisch verwandte Terpentinöl, auch Patschuliöl u. a. ätherische Öle wirksame Mottenmittel der ersten Kategorie, auch jene, die in den Blättern und blühenden Stengelspitzen des Mottenkrautes (Traubenschmergel, Chenopodium botrys L.), des wilden Rosmarins (Ledum palustre L.), des Hanfklees (Melilotus vulgaris Willd.) und in anderen enthalten sind. Verständlicher erscheint uns der Abscheu der Motten vor gepulvertem Pfeffer, vor Tabakblättern, die das giftige Nikotin enthalten, vor frisch aufgeblühtem Hanf, dessen wirksames Prinzip das ebenfalls giftige, im „Haschisch" der asiatischen Völker berauschend wirkende Ca-

nabin ist. Völlig einig gehen aber unsere Geruchsnerven mit jenen der Motten, wenn es sich um Chemikalien handelt, die durchdringend unangenehm riechen, wie die mit Petroleum angerührte Druckerschwärze der Kriegszeitungen, die damals als Hülle für Wollwaren ein sehr wirksames Mottenschutzmittel darstellten, ferner Formalin, Salmiakgeist und „Globol", dieses ein Chlorabkömmling des Benzols, das süßlich und betäubend riechende Chloroform und der geradezu stinkende Schwefelkohlenstoff. Diese beiden letztgenannten Mittel sind zwar äußerst wirksam, doch ist ihre Anwendung im Hausgebrauch unzulässig, jene des Chloroforms wegen der Betäubungs-, des Schwefelkohlenstoffs wegen der enormen Feuersgefahr. Seine Dämpfe, die man dadurch erzeugt, daß man einen Suppenteller, mit der sehr leicht flüchtigen Flüssigkeit gefüllt, in den dicht schließenden Schrank stellt, töten Motten und Brut zuverlässig in kurzer Zeit, sie entzünden sich jedoch schon an glimmenden Zigarren und bilden mit Luft ein explosives Gemenge. Vor der Anwendung des Schwefelkohlenstoffes ist daher dringend zu warnen.

Die genannten Mittel sind in dicht schließenden Schränken und Behältern sämtlich wirksam. Sie sind leicht anwendbar, billig und schädigen die zu schützenden Stücke in keiner Weise, doch muß man sich mit dem mehr oder weniger starken Geruch der Drogen und Chemikalien abfinden. Er verflüchtigt sich übrigens beim Tragen oder Lüften der Pelze und Wollkleidungsstücke meist rasch, besonders jener des Globols; übrigens gibt es ein neues, nicht minder wirksames und nahezu geruchloses ähnliches Handelspräparat, das sich vom Globol durch seinen größeren Chlorgehalt unterscheidet.

Die Mittel der zweiten Kategorie, die echten Mottengifte, sind zwar geruchlos, jedoch meist auch Gifte für den Menschen, so Arsenik, mit dem man auszustopfende Tierbälge einstreut, oder sie sind schwierig anwendbar insofern, als das Einstäuben der Pelze mit den trockenen Pulvern nicht genügt und man jene mit den Lösungen der Giftstoffe tränken muß. Das ist im Hause schwer ausführbar, abgesehen davon, daß die Stücke bei unsachgemäßer Anwendung der Imprägnierungsmethode verdorben werden können. Und dennoch liegt in ihr der einzig durchgreifende Schutz des Gutes vor Zerstörung, ebenso wie das riesige Kapital, das in den Eisenbahnschwellen und Grubenhölzern der Welt investiert ist, erst gesichert erscheint, seit man das Holz mit fäulniswidrigen Stoffen tränkt und seine Lebensdauer dadurch um das Vielfache des unbehandelten Materials verlängert. Diese Art des Holzschutzes wird nun in neuester Zeit auch auf Woll- und Pelzwaren übertragen, und zwar vorbeugend dadurch, daß die zu ihrer Erzeugung dienenden Rohstoffe, die Schafwolle, bzw. das Tierfell, schon in der Fabrikation „mottenfest" gemacht, also mit Lösungen von Giftstoffen getränkt und dann getrocknet oder der Weiterverarbeitung zugeführt werden. Das Tränken der Textilien ist aber ein Vorgang, den man zugleich mit dem Färben der Garne, Gewebe, Felle vereinigen kann, und offensichtlich wird dann der beste Mottenschutz erzielt, wenn der Farbstoff zugleich Giftstoff ist, denn im Färbevorgang tritt jene innige Vereinigung von Faser bzw. Haar und Farbstoff ein, die man als Echtheit bezeichnet.

*

Es ist nun das Verdienst eines vielseitigen Chemikers des vorigen Jahrhunderts namens Puscher, in dieser Richtung die erste Anregung gegeben zu haben. Er färbte zur Polsterung bestimmtes Roßhaar (übrigens eine Lieblingsspeise der Mottenmaden) mit Pikrinsäure, die als wichtiger Sprengstoff des Krieges oft genannt wurde und die gleichzeitig einen zwar nicht sehr lichtechten, jedoch Seide, also auch tierische Faser gleich dem Roßhaar schön grünstichig gelb färbenden Teerfarbstoff darstellt, und fand das gefärbte Haar für alle Zeiten gegen Mottenfraß geschützt. Später wurden echtere, ebenfalls gelb färbende Farbstoffe derselben Reihe aufgenommen, die den heutigen „Eulanschutz" der Wolle und Pelze bewirken. Die Waren brauchen darum nicht gelb gefärbt zu sein, sondern man unterfärbt mit einem dieser Farbstoffe, z. B. mit dem sog. Martiusgelb, und setzt auf diesen Grund andere Farben auf, oder man überdeckt gefärbte Wolle in dem Bade eines solchen Farbstoffes. Jedenfalls erreicht man mit dieser Eulanmethode völligen Mottenschutz so lange, als die Färbung vorhanden ist, und soweit reicht die Haltbarkeit auch der besten Wollkleider und Pelze nicht.

Mit der allgemeinen Anwendung des Verfahrens wäre die Welt aller Mottensorgen ledig, und der kleine zierliche Schmetterling würde verschwinden, wie der Tiger dem Menschen weichen mußte und wie der Tuberkulosekeim eines Tages nur noch der Sage nach bekannt sein wird. Ehe jedoch eine so weitgehende Maßnahme allgemein durchgeführt sein wird, etwa mittels eines Weltgesetzes, das die Vorpräparierung zu verarbeitender Tierhaare in jenem Sinne anordnet, muß noch geraume Zeit verstreichen, denn auch die Methode soll noch ausgebaut und durch jahrelange Beobachtung vervollkommnet werden. Bis dahin bleiben unserer Generation noch die alten Methoden, die, sachgemäß gehandhabt, ebenfalls zum Ziele führen: Klopfen, Bürsten, blecherne Kampferkisten, Globol, Hanf u. a. der genannten „Riechstoffe"; das Kriegszeitungspapier ist verschwunden, für diesen Zweck muß man sagen: leider, denn es war ausgezeichnet!

Neues vom Büchertisch

Lyrik. Von Karl Strecker

Otto Heuschele: Junge deutsche Lyrik: Richard Billinger, Otto Brües, Fred v. Zollikofer, Paula Ludwig, Martin v. Katte, Richard Friedenthal, Hansjürgen Wille, Martin Behaim-Schwarzbach, Fritz Dittrich, Hans Jobst, Ernst Sander, Paula Grogger u. a. (Leipzig, Phil. Reclam) — Stefan George: Das neue Reich (Berlin, Georg Bondi) — E. G. Kolbenheyer: Lyrisches Brevier (München, Georg Müller) — Börries Frhr. v. Münchhausen: Liederbuch (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) — Max Dauthendey: Ausgewählte Lieder aus neun Büchern (München, Alb. Langen) — Karl von Berlepsch: Gib mir Sommer (Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing) — Rudolf Borchard: Schöpfung aus Liebe (Berlin, Horen-Verlag) — Siehe auch das Verzeichnis am Schluß

Vor kurzem noch ging die Sage von einem schweren Leiden, von unheilbarer Schwindsucht der Lyrik, hie und da konnte man schon eine Todesanzeige lesen. In einer verbreiteten Zeitung stand ein Aufsatz, der war überschrieben: „Die Katastrophe der Lyrik". Diese verkehrstechnische Unglücksmeldung ist freilich unlyrisch genug, aber ihr gegenüber sei die Meinung geäußert, daß, solange es in der Welt Liebe und Melodie gibt, auch ein lyrisches Element nicht fehlen wird, insbesondere darf nach den letzten Büchereingängen festgestellt werden, daß die weisen Ärzte, die das angebliche Totenbett der Lyrik umstehen, einen vorübergehenden Schlaf versehentlich für dessen größeren Bruder gehalten haben.

Nein, die Lyrik lebt, und wie berechtigt wir sind, auch diesmal den wunderschönen Monat Mai zu einer Umschau auf ihrem Felde zu wählen, zeigt gerade ein junges, frühlingshaftes Keimen und Sprießen, etwa in dem stattlichen Bande Junge deutsche Lyrik, den Otto Heuschele, selber einer dieser Vorfrühlingssänger, herausgegeben hat. Nicht weniger als 37 junge Lyriker werden von dem sorgsam wählenden Herausgeber, der selber freilich weder mit seinem langatmigen Vorwort noch mit seinen dichterischen Beiträgen in erster Linie steht, vorgestellt. Und wenn auch rund die Hälfte davon in keiner späteren Anthologie auftauchen dürfte, so bleibt doch noch immer junge Hoffnung genug, daß das durch den Expressionismus verzerrte und seitdem etwas ausdruckslose Gesicht der Lyrik wieder neu belebt werde.

Erfreulich ist es, bei Dichtern, denen die Zeichen ihrer poetischen Herkunft noch wie ausgekommenen Küchlein die Eischalen anhängen, wenigstens gute Vorbilder zu finden; vom Expressionismus ist schlechterdings gar nichts mehr zu spüren, und von der alten Gartenlaubenlyrik ließe sich fast nur eine einzige Probe als abschreckendes Beispiel mitteilen. Sonst kann man hie und da Stefan Georges, öfter Maria Rilkes Einfluß spüren. Der wohl Begabteste der Sammlung, Richard Billinger, hat sicherlich Dauthendey mit Nutzen gelesen, er beginnt in „Weite Reise" mit dessen romantischem Drang nach Ferne und Fremde. Aber er findet bald eigene Töne, ja statt hinauszufahren, um fremde Völker und Seelen zu beschwören, kehrt er bei seinen Bauern in Oberösterreich ein und freut sich ihrer kernfesten Art:

> Wir Bauern dulden keinen Spott
> An unserm Herrn und Helfer Gott!
> Was wären wir wohl ohne ihn?
> Ein Bienstock ohne Königin,
> Ein Baum ohn' Frucht und Schatten.
>
> Er warf die Lerche in die Luft
> Er gab den Blumen Farb und Duft.
> Er gab dem Korn die halmende Kraft,
> Dem Apfel seinen süßen Saft,
> Dem Bauern Macht und Leidenschaft
> Zum Werk dem Menschenguten.

Oder:

> Ein Brotlaib auf dem Tische ruht.
> Lob und Dank dir, höchstes Gut!
>
> Ähren auf den Fluren preisen
> Dich, o Brot in Flammenweisen!
> — — — — — — — — — — —
> Ein Brotlaib auf dem Tische ruht,
> Rück vom Haupte, Baur, den Hut!

Von so derber Kost will ein Freund des Herausgebers, Ernst Sander, nichts wissen, er wandelt in Stefan Georges Spuren, nicht eben als Berufener, wie seine mäßigen Gedichte „An einen Musiker" und „Der Künstler" beweisen. Am weitesten in der Loslösung von der letzten und vorletzten Lyrik geht Hans Jobst, der direkt Klopstock und Hölderlin nachdichtet, und zwar nicht ungeschickt. Wo er eigene Wege geht, im „Gebet", bekundet er eine tiefe Gläubigkeit, die sogar Gott wieder mit großen Buchstaben anredet, mit „DIR" und „DEINES Lichts". Religiöse Verinnerlichung ist keine Seltenheit in der Sammlung, auch bei Fritz Dittrich und Martin Behaim-Schwarzbach tritt sie bestimmend hervor.

Überhaupt ist es eine Freude, in dieser Sammlung das Streben nach innerer Werterhöhung zu verfolgen, die sichtliche Abkehr von dem „Snobbismus jener Jüngsten“, welche nach Lichtenbergs Wort die Nase eher rümpfen als putzen lernten, nur in schwüler oder perverser Sinnlichkeit, in Mode, Gelderverdienen, Großstadttrubel, Mechanismus und Sowjetweisheit das Heil der Menschheit, vor allem die höchsten Ziele der Dichtkunst erblickten. Diese ehemals Zeitgemäßen scheinen gründlich erledigt; sie sind am eigenen Leerlauf zugrunde gegangen. Nicht als ob die 37 Poeten nun prüde Duckmäuser und Rückschrittler wären, sie nehmen auch keine Kampfstellung den Andersgearteten und Andersdenkenden gegenüber ein, sie sind eben anders, sie sehen die Welt mit unbefangenen Augen an.

Nicht mehr unbekannt ist der rheinische Dichter Otto Brües. Voll reiner Stimmung sind seine Gedichte; so in „Südlicher Hafen“:

> Auf ihrer glanzumgossenen Sohle
> Ziehn Boote durch den Hafenkreis,
> Scheinwerfer huschen um die Mole,
> Und von den Ufern winken weiß
> Die Lampenketten ferner Züge,
> Als Raupen flackernd anzusehn,
> Doch alles muß in dem Gefüge
> Des festen Lichtes untergehn.
>
> Ein zehrendes Hinüberdrängen
> Schwillt über jeden Erdenort,
> Der Kranz von Lichtern an den Hängen
> Setzt sich bis in die Sterne fort.
> Gott selber sprengt die blaue Türe,
> Die ihn von unsern Kammern trennt,
> Er steigt hernieder, und ich spüre,
> Wie er durch alles lebt, was brennt.

Genannt seien noch Fred v. Zollikofer („Da du nicht mehr bist“, gequält hingegen „September“), Paula Ludwig („Dem kommenden Frühling“), Martin v. Katte („Blut“ II), Richard Friedenthal („Sonette“). Als Sinnspruch könnte eine Strophe aus „Die Jungen“ von Hansjürgen Wille über der ganzen Anthologie stehen:

> Immer wieder tierhaft hingetrieben
> Schreiten wir in Hassen und in Lieben
> Durch den dunklen Raum.
> Doch wir ahnen heil'ge Lebenswende,
> Frucht und Kranz und blühendes Gelände,
> Wahrgewordnen Traum.

Daß in dieser Sammlung jeder der jungen Dichter, aber auch jeder Pseudopoet in einem Vollbilde mit biographischen Daten vorgestellt wird, dürfte geeignet sein, der Entwicklung, die sie alle noch sehr nötig haben, den Hemmschuh der Selbstüberschätzung und des Hochmuts anzulegen. Es gehört nicht viel Psychologie dazu, diese Gefahr zu sehen. Verloren ist ein Künstler, der in jungen Jahren schon an seine Reife glaubt, der nicht das Wort beherzigt: „Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet . . . Nur des Meißels schwerem Schlag erweichet sich des Marmors sprödes Korn.“

Das weiß niemand besser, als der größte deutsche Lyriker unserer Zeit, der, wie gerade jene Anthologie zeigt, noch heute Führer und Vorbild der jungen Generation ist: Stefan George. Seine vollendete Form, die tiefen Inhalt birgt, ist nur durch des Meißels schweren Schlag gefügig gemacht. Eng verbunden ist er in seiner jüngsten Gedichtsammlung „Das neue Reich“ dieser Jugend. Sie wuchs ihm, dem „Schürer heiliger Glut“, dem Sänger, der zugleich Seher ist, schon heran:

> Ein jung Geschlecht, das wieder Mensch und Ding
> Mit echten Maßen mißt, das schön und ernst
> Froh seiner Einzigkeit, vor Fremden stolz,
> Sich gleich entfernt von Klippen dreisten Dünkels
> Wie seichtem Sumpf erlogner Brüderei,
> Das von sich spie, was mürb und feig und lau,
> Das aus geweihtem Träumen, Tun und Dulden
> Den einzigen, der hilft, den Mann gebiert . . .

Es ist der Mann, der „das neue Reich“ pflanzt, nach dem der Dichter dies Buch genannt hat, der Mann, der „die Ketten sprengt, auf Trümmerstätten Ordnung fegt, das ewige Recht aufrichtet, wo Großes wiederum groß ist . . .“

Eine heilige Hoffnung und Liebe diktieren ihm seinen „Preis auf Stoff und Stamm, auf Kern und Keim“:

> . . . Schon seh' ich manche Hände
> Entgegen mir gestreckt, sag' ich: o Land,
> Zu schön, als daß dich fremder Tritt verheere;
> Wo Flöte aus dem Weidicht tönt, aus Hainen
> Windharfen rauschen, wo der Traum noch webt,
> Untilgbar durch die jeweils trünnigen Erben . . .
> . . . Land, dem viel Verheißung
> Noch innewohnt — das drum nicht untergeht!

Seit 1913 hat George kein neues Werk veröffentlicht — „Die Fibel“, die seinerzeit von mir angezeigt wurde, war nur der Neudruck eines seit drei Lustren vergriffenen Jugendwerks. Damals erschien der „Stern des Bundes“, das zweite seiner prophetischen Bücher, in denen dieser Seher den Krieg vorausgeahnt hat, wenn auch nicht in seiner ganzen Furchtbarlichkeit, wie aus der Prophezeiung hervorgeht: „Zehntausende muß der heilige Wahnsinn schlagen, Zehntausende muß die heilige Seuche raffen, Zehntausende der heilige Krieg.“ Dennoch ist der Krieg außer den angeführten Proben und einigen anderen Stellen nicht ausdrücklich betont. Den Anfang macht „Goethes letzte Nacht in Italien“, schon lange vor dem Krieg entstanden. Der schönheittrunkene Dichter, den ein „Angstschrei der Seele hinüber zur Sonne rief, bringt den Schimmer vom südlichen Meer, Wunder von Marmor und Rosen“, den Hauch der Antike segnend und befruch-

tend in seine Heimat zurück. Noch folgen mehrere kleinere Gedichte, besonders schön das dunkle „An die Kinder des Meeres", bevor George zu dem Hauptthema gelangt, zum „Krieg". Bewundernswert ist die Sehergabe dieses Dichters. Nicht nur, daß er den Krieg vorausgeahnt hat, auch 1917 sah er schon: „Kein Triumph wird sein, nur viele Untergänge ohne Würde." — „Was sich eben hetzt, umkröche sich geschmiegt, wenn sich erhöbe furchtbar vor ihm das künftige Gesicht." Wer so klar und wissend das Kommende erkennt, dem dürfen wir auch vertrauen, wenn er (in den zu Anfang mitgeteilten Versen) von der Zukunft seines Volkes seherisch Kunde gibt.

In Ton und Ernst George verwandt ist das Lyrische Brevier des großen Epikers E. G. Kolbenheyer. Das tiefe persönliche Bekenntnis, das aus den Romanen dieses Dichters spricht, strömt mit heroischer Erhabenheit auch in seinen Versen. Das Geistige überwiegt, aber es wird Gestalt, Gestirn, Landschaft. Niemals steigt Kolbenheyer zur Plattform der Tendenz hinab, er ist zu weitsichtig, um gegen die windfuchtelnden Mühlenflügel der Parteimüller mit eingelegter Lanze loszurennen, er kennt würdigere Ziele, wichtigere Feinde und schlimmere Übel. In tiefster Not gerade bewährt sich seine Stärke am fühlbarsten. So in den Worten, die er der „Toten Mutter" spricht, oder an der Bahre der deutschen Größe 1919, wo er dem geschlagenen Volk, ganz im Sinne Stefan Georges, die Worte raunt:

Denk' nicht zurück, er war ja niemals dein,
Der Rausch von Macht und Gold, der dich befing,
Die Art der andern ist dir nicht gemein.
Tief innerlich ringt noch dein bestes Sein.
— — — — — — — — — — — — — — —
Hart sei dein Weg. Vom blut'gen Marterpfahl
Siehst du sie jetzt wie einst zu deinen Füßen,
Würfelnd um dein Gewand. Doch deine Qual
Muß sich verdichten zum Erlöserstrahl:
In dir liegt Macht des Werdens — du kannst büßen.

Sie alle sänken hin in deiner Not,
Doch du erkenne deines Wesens Weiten.
Waage sei deine Drangsal dir und Lot,
Du wirst dich finden. Dienend dem Gebot
Des eignen Wesens mußt du weiterschreiten.

Das Suchen nach Harmonie mit Ernst und Tiefe rettet diesen Denker-Dichter auch über die Schrecken des großen Unglücks hinweg. Man sieht aus dieser Probe, wie sich die wuchtige Kraft der Sprache mit der des Gedankens zu einem schweren Rhythmus vereinen, der seine eigene Musik hat, einer Glockenstimme nicht unähnlich. Kolbenheyer fühlt sich in seinem Dichterberuf, ganz wie George, zugleich als Seher, als Künder des Göttlichen in Welt und Ich. Auch Kolbenheyer hat den großen Glauben, er hat den Glauben des Großen an die Kraft. „Wer kann," so ruft er in dem Schlußgedicht aus, „unsre Seele töten . . . Wer kann unsre Herzen zwingen."

Wer kann unsere Hände binden,
Wer den Flammengeist vernichten!
Unser Werk wird Freiheit finden,
Wird die bange Nacht durchlichten.

„Ernte den andern zu bringen" ist dieses Dichters Sendung.

Fernab von diesen beiden Einsamen, um ihres Volkes Wiederauferstehen Tiefbesorgten führen die Gedankengänge in dem Liederbuch des Freiherrn Börries von Münchhausen. Das ist kein Wunder, denn die meisten dieser Lieder stammen aus der Vorkriegszeit. Münchhausen, der neben vielen anderen Fähigkeiten auch die eines bewundernswerten Registrators und Archivars seiner Schöpfungen besitzt, hat nach seinem Balladenbuch jetzt seine reinlyrischen Gedichte aus drei Jahrzehnten zusammengestellt; etwa dreißig Jugendarbeiten sind ausgeschieden und ein Teil davon ist durch neuere ersetzt. Auch die beiden Idyllen, die wir vor Jahresfrist hier würdigten, sind aufgenommen.

Neues ist über diese Lieder schlechterdings nichts zu sagen. Münchhausen gehört seit Jahrzehnten zu den ganz wenigen Lyrikern, die wirklich gelesen werden, und sein männlich-frisches Charakterbild, das bei aller Betonung des Ritterhaften doch ein durchaus zeitliches Gepräge trägt, ist jedermann schon bei Nennung seines Namens gegenwärtig. Wir finden manchen lieben Bekannten unter den Liedern, und die Angabe des Entstehungsjahres lenkt zu Vergleichen zwischen früher und jetzt, die ohne diese Jahreszahlen aus dem einfachen Grunde nicht möglich wären, weil sich im Ablauf der Zeiten wenig nur geändert hat in der Weltanschauung wie in der Form der Gedichte. Immer ist es die Persönlichkeit des Dichters selber, die in wechselvoller Gestalt und Beleuchtung, meist lebhaft bewegt, vor uns tritt, und das ist in diesem Buch besonders charakteristisch, weil der fünfundfünfzigjährige Sänger hier sein poetisches Bild so zusammengestellt hat, wie er es für richtig hält. Es ist ein wirkliches Klingen und Singen in diesen Liedern eines liebenswerten Menschen und starken Dichters.

Noch von einem anderen Lyriker unserer Tage wird uns die Quintessenz seiner Dichtungen in einem Sammelband geboten, von Max Dauthendey hat der Verlag Ausgewählte Lieder aus neun Büchern zusammengestellt und damit eine Kostbarkeit geschaffen, die neben ihrem hohen musischen und menschlichen Wert auch noch einen literaturgeschichtlichen hat. Es gewährt einen eigenen Reiz, hier wie an einem Querschnitt das Werden und Wachsen dieses Dichters von jener ersten reinen Lyrik, die noch unter dem Einfluß Stefan Georges und des Symbolismus stand, zu seinem Erlebnis der fernen Fremde und endlich den Liedern aus

„Des großen Krieges Not“ zu sehen, die wehe Sehnsucht, „großer Herzenshunger“, wie er selber sagt, geboren. Es ist eines der herrlichsten Gedichtbücher, die in den letzten Jahren erschienen sind.

Eine neue Buchbekanntschaft war für mich Karl von Berlepsch, aber eine recht erfreuliche. Je weiter man sich in sein hübsch ausgestattetes Gedichtbuch Gib mir Sommer vertieft, um so wohltuender empfindet man seine schlichte und sinnige Art der Naturbetrachtung und die zarte Deutung menschlicher Lebensvorgänge aus ihr. Das Gedicht, dem der Titel des Buchs entstammt, ist ein Gebet, in welchem der Dichter sein Schicksal um Sommer bittet:

Ich habe das Leben der heiligen Höhen lieb!
Gib mir zu starkem Sommerleben den Mut!
— — — — — — — — — — — — — —
Füll mir den Becher noch einmal, den oft du gefüllt,
Den ich in kindlicher Nichtacht oftmals verschüttet! —
Nicht für mich den Trank, dess' Durst du gestillt, —
Nein, für andre gib, die, in Entbehrung zerrüttet,
Solcher Gaben sich freun! — Daß ich die Lippen netze
Allen Verdurstenden!

Diese selbstlose Güte, die mit ihrer Dichtergabe anderen schenken, andere erquicken möchte, findet sich auch in „Der Dichter“. Berlepsch fehlen zwei wichtige, aber bei den Modedichtern etwas in Verruf gekommene Eigenschaften nicht: die rechte Sehnsucht und die rechte Ehrfurcht, Sehnsucht nach dem Schönen und Guten, nach sonniger Klarheit und Ehrfurcht als ein stilles Erschauern vor der bald zarten, bald gewaltigen Stimme, die aus der Natur zu uns spricht. Nah sind ihm auch die Geister Geschiedener, und er fragt sie in „Überirdischer Stunde“:

Gebt ihr mir Zeichen,
Wenn abends der Schimmer
Abglänzender Sonne die Höhen streift,
Rötlich umgoldet die Wolke schweift
Und die Lichter mein Zimmer
Tastend durchstreichen?

In einer Entfernung von dieser schlichten Verinnerlichung tummelt der ostpreußische Neuromantiker Rudolf Borchard seinen Pegasus. Er tummelt ihn wirklich. Er reitet ihn in allen Gangarten, er zwingt die Sprache gleichsam mit Sporen und Peitsche zu spanischem Schritt, zu Passaden und Kapriolen, und wenn er sein neues Gedichtbuch Schöpfung aus Liebe tauft, so ist darunter nicht zuletzt die Liebe zur Form zu verstehen, die er sicher beherrscht und als gewandter Eklektiker in allen Stilen früherer Dichtung bis zu den Minnesängern nachschöpferisch handhabt. Daß Borchard auch stillere Feierstunden der singenden Dichterseele kennt, wissen wir, aus diesem Büchlein würden wir es nicht erfahren.

... Vergebens schaut man sich heuer nach manchem lyrischen Namen von gutem Klang um, ob er uns nichts Neues zu sagen habe. Es ist schon etwas Wahres an der Müdigkeit im lyrischen Dichterhain: Mittagsstille. Ein bekannter und sympathischer Dichter wie Anton Wildgans bringt ein Buch Gedichte um Pan (Wien und Leipzig, F. G. Speidel), und zwar in einer sehr anspruchsvollen Aufmachung, aber es enthält nicht mehr als 18 Gedichte, die über das Herkömmliche nicht gerade weit hinausgehen. Das Wort „Kleider machen Leute“ ist in der Literatur noch nicht ganz so zutreffend wie im Leben. Andere wie Stefan Zweig lassen in Ermangelung neuer Gaben Gesammelte Gedichte (Leipzig, Insel-Verlag) erscheinen. Aber es zeigt sich, daß dieser große Übersetzer, dem wir die beste künstlerische Vermittlung eines Baudelaire und Verhaeren verdanken, sich zu lange in fremden Gärten umgesehen hat, um in eigenem Bezirk sorgsam pflanzen und hegen zu können.

Eine Erquickung ist das Gedichtbuch Allerdings von Joachim Ringelnatz (Berlin, Ernst Rowohlt). Man hat Ringelnatz mitunter nicht genügend erkannt und anerkannt, weil er, ein lustiger, trinkfester Geselle, auch den „Klamauk“ nicht scheut. Aber diese Gedichte bezeugen, daß er im Grunde ein echter, reiner Dichter ist, der oft leicht scheint, weil ihm die seltene Gabe des wirklichen Humors ernste Stimmungen scheucht, oder doch hell umrandet. —

Wie gewöhnlich besteht der weitaus größte Teil der lyrischen Jahresernte aus jenen dünnen, schlechtgedruckten Heftchen in grünen, roten oder fliederfarbenen Umschlägen, verlegt in Kreisblattdruckereien kleiner Städtchen, eine Literatur des kleinen Schreckens. Jahr für Jahr blättert man sie durch, in der Hoffnung, ein Körnlein unter der Spreu zu finden. Erwähnung verdienen diesmal die Gedichte von Hildegard Behr (Kolberg, Georg Stegenwalner), die von feinem Gefühl und gedankenvoller Betrachtungsweise nordischer Natur in flüssiger Form zeugen, die ernste und männliche Herbe Jugend (Lindenthal-Leipzig, Dr. Sauerhering) von Hugo Otto Kleine, des schon erwähnten Fred v. Zollikofer Über Maschinen das Licht (Weimar, Erich Lichtenstein). Zollikofer hat uns, wie es scheint, noch manches zu sagen.

Nicht nur als Kuriosum sei ein Buch genannt, das „mit dem Lyrikpreis der Stadt Wien für 1928“ ausgezeichnet ist: Die Gaunerzinke von Theodor Kramer (Frankfurt a. M., Rütten & Loening). Der Titel trügt nicht. Von Gaunern und allerhand Landvolk ist hier die Rede, und ein junger Dichter führt als Landstreicher das Wort. Aber mit einem so erstaunlichen Realismus, mit so lebendigem Auge für das Wesentliche wie für das Absonderliche, mit solcher Kraft in Wort und Bild, daß man das Buch angespannt durchliest. Der Preis ist keinem Unwürdigen zugefallen.

Die Frau im amerikanischen Roman. Von Dr. Friedrich Schönemann

Wer in Deutschland etwas Böses über Amerikas Kultur sagen will, spricht vom „Kulturfeminismus". Darunter versteht er meist eine „schrecklich feminine" Betontheit der Sitte und des Geschmacks, des Denkens und des Fühlens, des privaten und öffentlichen Lebens in Amerika. Die Fachausdrücke dafür lauten Girlkultur, Amazonenstaat, Klubfrauentum, und der neueste Amerikakritiker Adolf Halfeld spricht in seinem Buch „Amerika und der Amerikanismus" in diesem Zusammenhang sogar vom „toten Eros". Aber selbst ein so kultivierter Schriftsteller wie Halfeld bringt nur kulturphilosophisch klingende Begründungen lauter deutscher Vorurteile und vorschneller Verallgemeinerungen.

Die Amerikanerin ist nicht nur viel besser als ihr Ruf, sondern auch fleißiger, ernster, tiefer, menschlicher, als ihr gepflegtes oder hübsches Äußere bestenfalls verrät. Wer Beweise dafür braucht, findet sie in der amerikanischen Literatur in Hülle und Fülle, und zwar in doppelter Beziehung: in der Schriftstellerin, wie sie das Leben sieht und darstellt, und in der Frau, wie sie in der Widerspiegelung der Literatur, besonders des Romans erscheint.

Die amerikanische Romanschriftstellerin hat von jeher Lebens- und Gesellschaftsprobleme furchtlos angepackt. Harriet Beecher Stowe hat mit ihrer Auffassung der Negersklaverei die Welt erschüttert, wie später Helen Jackson mit ihrem Eintreten für den Indianer. Die „Gesellschaftsmütterlichkeit" (nach einem Wort Alma Hedins) zeichnet die Amerikanerin ebenso aus wie ihr Reformeifer und ihr Selbstbewußtsein als Frau, und in der Harmonie dieser drei Tugenden liegt ihre große literarische Bedeutung. Dabei sind sehr interessante Spielarten der amerikanischen Frau zu verfolgen: von Edith Whartons damenhaft beherrschter Gesellschaftssatire und ihrem romanisch beeinflußten Stil bis zu Dorothy Canfields frauenhaft warmer und zugleich weitherzig kluger Lebensauffassung und Darstellung, und von der phantasievollen, dramatisch bewegten Prosaromanze einer Mary Johnston bis zu der ernsten, lebensklugen Einstellung der modernen Frau mit ihrem entsprechenden literarischen Ausdruck in Edna Ferber. Jede dieser vier Schriftstellerinnen verdiente unsere volle Beachtung und die deutsche Übersetzung ihrer besten Werke.

Die Übertragung aller Werke von neuesten fremdländischen Verfassern, ganz gleich wie ihr Wert in sich ist und ob sie sich für Deutschland überhaupt eignen, halte ich für eine ungesunde und gefährliche Entartung unseres Übersetzungswesens. Was schon bei Joseph Conrad oder Samuel Butler unmöglich ist, wird bei Sinclair Lewis, Sherwood Anderson oder Theodore Dreiser zur Katastrophe. Die unausbleibliche, aber völlig unnötige Übersättigung ist schon da.

Auch die Verdeutschung sämtlicher Werke einer noch ringenden Schriftstellerin wie der Martha Ostenso ist unangebracht. Nach ihrem wohlverdienten Erstlingserfolg „Ruf der Wildgänse" (schon 1926 im Nikola Verlag in der Übertragung von A. Wiesner-Gmeyner) sind noch keine ebenbürtigen Nachfolger erschienen. „Die tollen Carews" (1928 bei Speidel) sind bei aller Darstellungskunst (im einzelnen) noch nicht ausgegorener Stoff. Aber voll lebendig und bodenecht sind alle ihre Menschen. Sie klügelt nichts aus und beschreibt nicht Papierprobleme. Eine besondere Eigenart in ihren Büchern ist die Erdverbundenheit ihrer Gestalten, gerade das, was nach Ansicht deutscher Kritiker den Amerikanern im allgemeinen fehlen soll.

Eine von den führenden amerikanischen Schriftstellerinnen kommt eben erst bei uns zu ihrem Recht: Willa Cather, von der J. Engelhorns Nachfolger den Roman „Antonia" veröffentlicht, während Urban-Verlag ihren sehr aufschlußreichen Kriegsroman „Einer von Uns" (2 Bände) herausbringt. Sie ist eine reife, abgeklärte, kunstsichere Romandichterin mit einem eigenen starken Stil. Sie weiß eine intuitiv schöpferische Psychologie mit Lebenswärme und einem objektiven Realismus zu vereinen. Alle ihre Frauen sind erschütternd überzeugend, aber die schönste darunter heißt Antonia; sie ist eine eingewanderte Böhmin in Nebraska, wo übrigens auch viele Deutsche leben. Schlicht und mit der Folgerichtigkeit der Natur lebt Antonia ihre Lebensglut in diesem Buch. Sie wird schließlich zum Symbol des von ihr eroberten Landes selber: „Sie war der verkörperte Ausdruck uralter menschlicher Grundhaltung, in der wir unwillkürlich etwas Allgemeingültiges und Echtes erkennen . . ." Sie war aber auch eine Europäerin, die Amerika etwas geben konnte: nicht nur ihre leibliche und seelische Kraft, sondern auch die Romantik eines vertrauenden Herzens.

Die Cather hat mit besonderer Liebe und mit wahrer Liberalität die Eingewanderten des Mittelwestens an ihr Herz genommen und mit eingehendstem Verständnis das Verhältnis der neuen Einwanderung zum alteingestammten Englisch-Amerikanertum geschildert. So gibt sie uns, selber eine vorbildliche Amerikanerin, einen viel tieferen Einblick in die amerikanische Kultur von heute, als unsere nur die Großstädte berührenden Amerikareisenden ahnen können. In diesem ländlichen Amerika ist jedenfalls nichts von dem amerikanischen Maschinenmenschentum zu spüren.

Mit der auch bei uns bekannten Anita Loos ist eine andere Art Schriftstellerinnenpersönlichkeit in den Vordergrund getreten, die nicht jene abgeklärte Harmonie der Lebensanschauung besitzt, wie wir sie an Willa Cather, Dorothy Canfield oder Edna Ferber so sehr schätzen und die reifes Frauentum überhaupt auszeichnet. Anita Loos vertritt einen gewissen rationalistisch verfahrenden, fast vermännlichten Typ der Frau von heute, freilich ist sie als Schriftstellerin noch viel zu jung, um schon ein einigermaßen stehendes Urteil zu rechtfertigen. Ihre beiden Bücher „Die Herren ziehen die Blondinen vor“ (Gentlemen Prefer Blondes) und die Fortsetzung „Aber sie heiraten die Brünetten“ (But They Marry Brunettes) erschweren die Übersetzung, so eingetaucht sind sie in die Werkeltagsatmosphäre und den halbgebildeten Lebensjargon der neuesten amerikanischen Großstadtjugend. Das Blondinenbuch ist das Tagebuch einer „professionellen Dame“, wie der Amerikaner heute sagt, mit einer oft atemberaubenden Gesellschaftskritik und einer unnachahmlichen sprachlichen Treffsicherheit, die auch gegen so manches schäbige Europäertum geht. Ähnliche Wege wie Anita Loos verfolgt Frances Newman, die jedoch eine viel tiefere Seelenanalyse anwendet, hauptsächlich um der törichten und brutalen Männerwelt eins am Zeug zu flicken.

Hier sieht man deutlich die Gefahr der Entartung für die moderne Amerikanerin, wenn sie nämlich die verstandesnüchterne Zersetzung des Lebens zum Ziel hat. In dem nur zu berechtigten Drang nach vollen Entwicklungsmöglichkeiten ist sie zu weit gegangen, weil sie sich den Mann, dessen Einseitigkeit sie bekämpfen wollte, zu sehr zum Vorbild genommen hat. So übertrumpft sie gelegentlich sogar den Mann im Hang zur Theorie und in der ungerührten Verständnislosigkeit gegenüber einigen der tiefsten Gefühlsprobleme. Sie wird aber auch nur über die Extreme zur Harmonie gelangen und ihr Größtes geben, wenn sie ihrer fraulichen Eigenart den vollkommenen Ausdruck und der amerikanischen Literatur die echtfrauliche Kunst gibt.

Nicht minder bedeutsam ist das Bild, das uns der amerikanische Roman von der Amerikanerin zeichnet. Die Schriftstellerinnen selber haben ihre Genossinnen in die ganze Breite des modernen Lebens gestellt mit all seiner Verwirrung und Unnatur. Sie haben sie im Beruflichen, Geschäftlichen und Gesellschaftlichen, in Liebes- und Ehewirrnissen geschildert und besonders das eine herausgearbeitet, daß die reife Frau eine Persönlichkeit hat, die ihr Recht will, und daß sie Mann und Kinder, Familie und Beruf zerbrechen kann, wenn dieses heilige Menschenrecht ihr nicht wird oder nach den bestehenden Verhältnissen noch nicht werden kann.

Die Amerikanerin ist jahrzehntelang zusammen mit Puritanismus und Pionier-Romantik zu sehr verherrlicht worden, vor allem als Kulturhüterin und Erzieherin, so daß ein Rückschlag auch hier kommen mußte, besonders als um die Jahrhundertwende die amerikanische Kultur kritisch untersucht wurde. Dann klagte man die amerikanische Frau ebenso einseitig an, wie man sie vorher mit Ehren überschüttet hatte.

Heute beurteilen wir sie gerechter, weil wir die Hemmungen und Schwierigkeiten zugeben, die sie zu überwinden hat. Aber auszeichnend bleibt doch, daß sie bei jeder Kulturkritik und bei allem amerikanischen Suchen um einen tieferen Lebensgehalt hervorragend mitwirkt. Nicht umsonst ist in Sinclair Lewis' berühmter „Hauptstraße“ eine Frau der Mittelpunkt des Kampfes gegen die durchschnittliche amerikanische Kleinstadtunkultur.

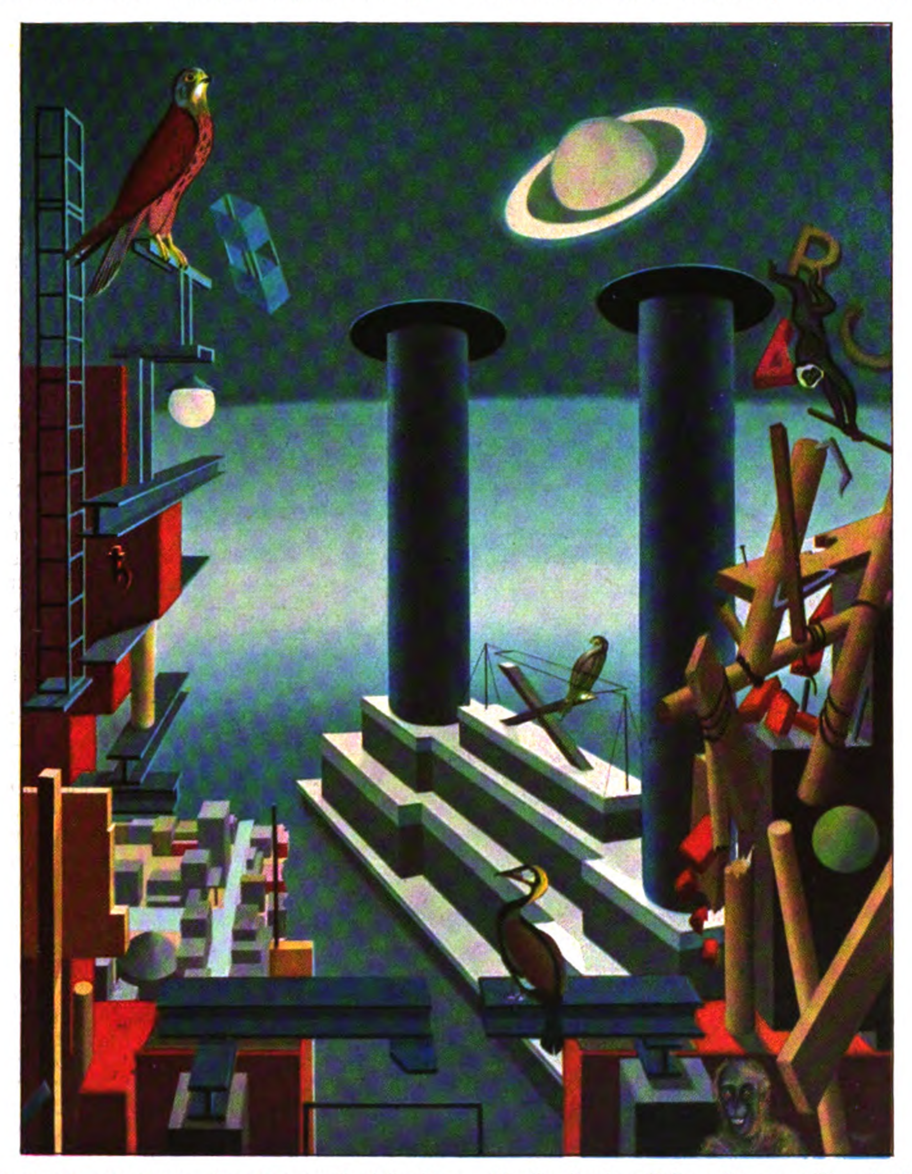
Den Kampf zweier ganz ungewöhnlicher Frauen schildert S. H. Adams in seinem Roman „Zwei Frauen“. Es ist ein vortreffliches Buch voll beinahe dramatischer Dialogführung und einer glänzenden Darstellung der alten Großtante Ruyland und ihrer Gegnerin, der jungen Frau ihres Großneffen. Leider ist dies Buch (1927 erschienen) ganz ähnlich von der Lawine der „Romane der Welt“ verschüttet worden wie Ernest Pascals „Cynthia Codentry“, die deutsch als „Wettlauf mit dem Glück“ (1928) im gleichen Verlag (Knauer) herauskam. Cynthia ist die moderne Amerikanerin, die ihr Glück in die eigene Hand nimmt und irregeht, aber kraft ihrer instinktsicheren Sittlichkeit ihr Lebensziel erreicht. Diese beiden Romane, herausgegriffen aus einer Zahl ähnlicher Werke, zeigen deutlich, welchen Wesens die neue amerikanische Frau ist.

Schließlich ist noch ein amerikanischer Romandichter zu nennen, der eine besondere Kunst der Frauendarstellung hat: Joseph Hergesheimer, dessen Hauptwerke auch deutsch im Verlag der „Romane der Welt“ erschienen sind. Sein schönstes Buch ist immer noch „Kap Java“ (in Toni Harten-Hoendes Verdeutschung), und es hat eine Fülle amerikanischer Frauentypen, vor allen Nettie und die rührende junge Sidsall. In „Cytherea“ ist es wieder der Mann zwischen zwei Frauen, der keiner Liebe und keinem Glück gewachsen ist. Cytherea ist das Symbol der unbekannten Göttin, des Lebensrätsels der Liebe. Die sieghafte Schönheit ist hier wie eigentlich immer in Hergesheimers Welt bei der Frau, ob sie der himmlischen oder der irdischen Liebe lebt. Man könnte es so deuten, daß die Amerikanerin, wie sie uns hier entgegentritt, nicht nur dem sittlichen Fortschritt und einer höheren Kultur, sondern auch einer tieferen Schönheit dient, als sie das amerikanische Leben bisher durchschnittlich aufweist.

Illustrierte Rundschau

Die Kunst und die Technik — Isländische Volkstrachten von Prof. Theodor Wedepohl — Arbeiten aus der Stuttgarter Kunstgewerbeschule — Friedr. Wilh. Ritters „Kastell am Mittelmeer" — Batikkunst von Karl Friedrich Waibel — Hugo von Habermann † — Japanische Streichholzschachteln — Zu unsern Bildern — Frida Schanz zum 70. Geburtstag

Vor etwa dreißig Jahren hatte man von der Schönheit der Maschine so viel gesprochen, daß auch der Laie daran glaubte, und die Maler bemühten sich, mit strengem Naturalismus zu gestalten, was ein so wesentliches Sinnbild des Zeitalters war. Viele von uns sind, Amerika zum Trotz, nicht mehr maschinengläubig. Wir lächeln



Technisches Stilleben. Gemälde von Carl Großberg. (Berlin, Kunstausstellung Neumann-Nierendorf)



Alltagstracht auf Island

über den Wahn, als ob die sich überstürzenden Erfindungen der letzten hundert Jahre das Glück der Menschheit gesteigert hätten, und sind tief davon durchdrungen, daß uns die Lösung unzähliger wissenschaftlicher Aufgaben dem letzten Rätsel nicht beträchtlich nähergeführt hat. Alles, was wir mit Ernst und Eifer, mit der Kraft zur Entsagung wie zur Härte gegen uns und andere betreiben, ist schließlich doch nur Spiel und Tand, und aus einem derartigen Gefühl hat Karl Großberg sein „Technisches Stillleben" geschaffen. Mit harten Formen und grellen Farben setzt er Stangen und Schienen, Walzen und Würfel zu einem seltsamen Wunderwerk zusammen, für das ihm einzelne Züge die Erfindung des Rotors geliehen hat. Aber in der Einsamkeit der Nacht, wenn der Mensch die Maschine verlassen hat, hocken Vögel auf dem toten Gestänge, und die Affen brechen die Hebel entzwei. —

★

Island ist nicht mehr die unerreichbar ferne Thule. Seit einigen Jahren landen auch große deutsche Vergnügungsdampfer im Außenhafen vor Reykjavik, und für viele Reisende wird so die Heimat der Edda aus einer literargeschichtlichen Erinnerung ein Erlebnis. Das kleine und arme Land zählt kaum 100 000 Einwohner, aber in zäher Arbeit und mit unsterblicher Freiheitsliebe hat es sich allmählich von Dänemark getrennt. Es ist heute ein souveränes und neutrales Königreich, nur noch durch Personalunion mit Dänemark verbunden. Und stolz ist der Isländer auf seine Heimat! Das zeigen

auch die Frauen, die noch immer die alten Volkstrachten bevorzugen. Das ist auf dem Lande ganz selbstverständlich. Aber selbst in der Stadt haben sich modische Kleidung und Bubikopf kaum die Hälfte der Frauen und Mädchen erobern können. Wie uns Prof. Theodor Wedepohl berichtet, ist die Isländerin hochgewachsen, blond, mit ziemlich starken Backenknochen, aber zartem Kiefer, etwas gebogener und spitz vorspringender Nase. Die Lippen sind schön geschwungen. Am herrlichsten aber sind die blauen und dunkeln Augen, die ruhig und eindringlich blicken und über das weite Meer zu spähen gewohnt sind. Auch die einfache Isländerin verfügt über angeborene Würde. Ihr Wunsch ist, eine gute Hausfrau und die Mutter vieler Kinder zu sein. Große Geselligkeit gibt es nicht; man ist nicht reich genug dazu. Aber man pflegt Gastfreundschaft im kleinen, denn niemand ist wirklich arm. In diesem demokratischen Königreich ist der Ausgleich des Besitzes vielleicht so vollkommen, wie er überhaupt möglich ist.

Theodor Wedepohl hat einige isländische Frauen auch im Bilde festgehalten, sorgfältige, urkundlich treue Aufzeichnungen von malerischem Reiz. Auf dem ersten zeigt er die gewöhnliche Volkstracht mit goldgesticktem, kettenverschnürtem Mieder, weißer (oder farbiger) Hemdbluse und langem schwarzem Rock mit bunter Schürze. Auf der Straße kommt noch ein Umschlagtuch dazu. Besonders zu beachten ist der Kopfschmuck; er besteht aus einer kleinen schwarzen Samtkappe mit langer Quaste. An dieser Kappe sind rückwärts die Enden der Haarflechten befestigt, so daß Laschen entstehen, wie das unser zweites Bild zeigt. Auf dem dritten Bild erblicken wir eine Isländerin in Festtracht. Über das buntseidene Gewand fließt das offene Haar, bekrönt von einem helmartigen Goldschmuck, der den rings die Gestalt umwallenden Schleier hält.



Die Haube mit den daran befestigten Zopfmaschen



Festtracht auf Island

*

Über die Stuttgarter Kunstgewerbeschule hoffen wir die Leser einmal im Zusammenhang zu unterrichten. Es wird manchen fesseln, wenn er sieht und liest, wie mannigfaltig die Ausbildungsmöglichkeiten für einen jungen Künstler an ein und derselben Stelle sind, und vor allen Dingen, wie eifrig man bemüht ist, den Lehrling möglichst früh in die Praxis einzuführen und ihn in Achtung vor dem Stoff zu erziehen, mit dem er arbeiten will und dessen Bedingungen er genau kennen muß, um natürlich und künstlerisch schön zu wirken. Nur auf diesem Wege kommt man zu neuen Formen, die jeder gern hat, weil er gar nicht merkt, wie neu sie sind, während man sonst gewöhnlich mit dem Begriff des Neuen den des Gequälten, der kalten und abwegigen Mache verbindet. Wie einheitlich und im einzelnen mannigfaltig sind die Döschen auf dem ersten Bilde, wie neu und fein abgestimmt ist das Teppichmuster, wie lustig das bunte Handtäschchen. Einen besonderen Ruhmestitel der Schule bildet die Glasschleiserei, die der erste Meister dieses Fachs, der hier schon mehrfach mit hoher Achtung genannte



Staatliche Kunstgewerbeschule Stuttgart
Arbeiten der Werkstätte für Drechslerei und der Abteilung für kunstgewerbliche Frauenarbeit
(Leitung: Direktor Prof. Bernhard Pankok und Frl. Prof. Eberhard)

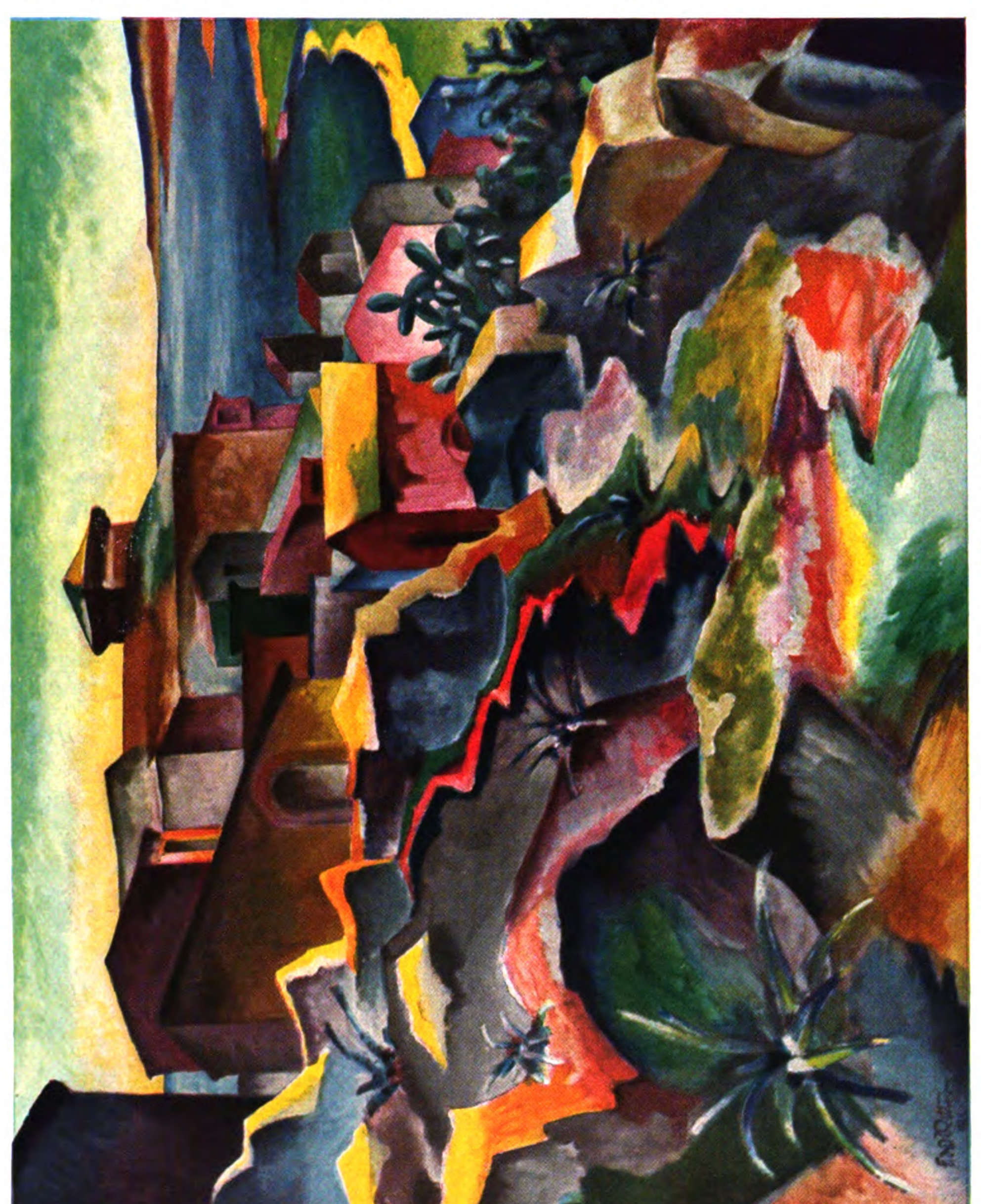
Eiff leitet. Man sieht den Schülerarbeiten an, daß sie in der Nähe eines Klassikers dieser schweren Kunst geschaffen worden sind. So fern halten sie sich von überraschenden Stückchen, so ehrlich bemühen sie sich um ernste und große Wirkung, so sorgfältig achten sie die Grenzen ihres herrlichen Materials.

Der in Berlin tätige Maler Friedrich Wilhelm Ritter hat sich der Zeitströmung des Expressionismus nicht entziehen können. Auch ihm machte es keinen Spaß, immer wieder bloß die Natur abzumalen; ihm und seiner Generation erschien das langweilig und überflüssig. Aber, ein



Staatliche Kunstgewerbeschule Stuttgart
Arbeiten der Abteilung für Glas- und Steinschnitt, Glasschliff und Glasmalen
Leitung: Prof. Wilhelm von Eiff

kluger und besonnener Kopf, hat er sich davor gehütet, die von vielen seiner Kollegen beliebte Auflösung der Form in irre Farbflecke voll zweifelhafter Ausdruckskraft mitzumachen. Das hier abgebildete Mittelmeerkastell zeigt eine neue und kühne Technik, verrät die Freude an lauten und gegensatzfrohen Farben. Aber die freilich stark vereinfachende Zeichnung ist genau, und über dem ganzen Bild schwebt etwas von der Seeräuberromantik normannischer Eroberer.



Kastell am Mittelmeer. Gemälde von Friedrich Wilhelm Ritter

In der Illustrierten Rundschau des Dezemberheftes haben wir Batikarbeiten von dem Dresdner Karl Friedrich Waibel gezeigt und dabei neben der Technik auf die Phantasiekraft des Künstlers hingewiesen. Auch die hier abgebildete Arbeit „Blick aus dem Wald" ist ziemlich umfangreich (60: 90 cm); unvergleichlich wertvoller ist freilich ihr formaler und seelischer Gehalt. Dieser Wald ist ein Märchenwald wie der, den Parzival durchritt, als er den



Blick aus dem Wald
Seidenbatik von Karl Friedrich Waibel

ihrer Sinnlichkeit. Er war in seiner Art vollendet und hatte es nicht nötig, im Alter, aus einem Stürmer zum Klassiker geworden, neuen Moden zu folgen.

★

Jedesmal, wenn wir uns mit der Kunst des fernen Ostens beschäftigen, stoßen wir auf geschmackvolle Kleinigkeiten, die uns mit Neid erfüllen. Warum sind tausend alltägliche Dinge in Japan: die Reisschüssel, das Eßstäbchen, das Einschlagetuch und, selbstverständlich auch die Streichholzschachtel, handwerklich sorgfältig und künstlerisch vollendet hergestellt und trotzdem und außerdem lächerlich billig? Es muß uns der allgemein verbreitete Sinn dafür fehlen. Der Japaner hat ihn. Hans Maruska hat Streichholzpackungen gesammelt und stellt uns einige mitsamt erklärenden Worten zur Verfügung. Auch der japanische Künstler muß der Reklame Rechnung tragen. Viele Kaufhäuser, Hotels und andere, sogar kleine Geschäfte führen ihre eigenen Packungen. Der Zeichner muß mit drei Farben auskommen, und trotz so einengenden Bedingungen entstehen immer wieder höchst reizvolle Leistungen, Kindergruppen, Blumen, Tiere, Glücksgötter, Marken, Schauspieler. Nur wenn die Künstler sich europäisch geben, versagen sie und wirken gleichgültig.

★

Der badische Maler Hans Adolf Bühler (geb. 1877) ist ein Schüler Thomas, aber auch der Schweizer Ferdinand Hodler hat auf ihn gewirkt, und wir glauben in seinem „Frühlingsmaler“ die Hauptkräfte dieser großen Meister strömen zu fühlen: gemütvolle Innigkeit und formale Größe. Auf diesem Bilde ist fast so viel zu sehen wie auf altdeutschen Tafeln. Auch ein leichter Humor ist zu spüren, aber an Spitzweg soll man nicht denken. Denn in diesem Poeten schwingt doch etwas Prophetisches, worauf nicht allein das Rot des Mantels deutet. — Dem Kinderbildnis Gustav Hilberts ist die neue Technik besonders gut bekommen. Eine gewisse Steifheit paßt gut für die Verschlossenheit junger Jahre (zw. S. 248/249). — Emile Bourdelle (geb. 1861), einer der bedeutendsten französischen Bildhauer nach Rodins Tod und neben Maillol, ist

Gral suchte und nicht fand. Und mit wie wenig Mitteln ist der Eindruck des Wunderbaren, Zaubervollen erreicht! Gleich bärtigen Riesen treten ein paar mächtige Tannen mit- und widereinander an, und wir sind in einem Zirkel gefangen, aus dem uns der Pfad kaum einen Ausweg bedeutet.

★

Die großen Maler, die jahrzehntelang den Ruhm der Kunststadt München ausgemacht haben, sterben. Nach Stuck ist nun auch Hugo Freiherr von Habermann abberufen worden. Am 27. Februar ist er im achtzigsten Lebensjahr gestorben. Wir haben ihn bewundert und geliebt, denn dieser fränkische Adlige, der sich erst im siebziger Kriege als Maler entdeckt hatte, verstand wie kein zweiter die moderne Frau um die Wende des Jahrhunderts. Er hat, ein Schüler Pilotys, noch Genrebildnisse von hohem Rang gemalt, aber der eigentliche Habermann war der Seelenkünder des Fin-de-siècle-Weibes, wie man es damals nannte, ihrer Nervosität,



Die Tänzerin. Gemälde von Prof. Hugo Freiherr von Habermann †

längst in die Berliner Nationalgalerie eingezogen. Sein bogenspannender „Herakles“ (zw. S. 256/257) ist voll dramatischer Kraft. — Eduard Bischoff, von dem wir das saftige und fröhliche Gemälde „Dorf am Morgen“ zeigen (zw. S. 264/265), ist in Königsberg i. Pr. geboren (1890) und lebt auch heute dort. Ursprünglich sollte er Lehrer werden und er ist erst nach allerlei Umwegen — z. B. war er auch Schiffsjunge beim Lloyd — auf die Akademie seiner Vaterstadt gekommen. In dem Bilde steckt etwas von der Derbheit und Herbheit seiner Heimat. — Der Berliner Paul Bürde (1819—1874) hat viele hübsche Bilder gemalt, von denen die besten ziemlich unbekannt im Monbijou-Museum hängen. Er ist Krüger verwandt; er war kein Genie, aber wenn hier (zw. S. 272/273) zum erstenmal eins seiner Aquarelle farbig wiedergegeben wird, steigt unsere Achtung vor seiner Liebenswürdigkeit und Gewissenhaftigkeit. Dieser Maler paßt ganz





Japanische Streichholz-Packungen

Am 16. Mai begeht Frida Schanz ihren 70. Geburtstag. Schaffenskräftig und schaffensfroh hat sie sich ihren Festtisch selbst gedeckt: wir bringen in diesem Heft einige ihrer neuesten Gedichte, einen frühlingsfrischen Strauß, der beweist, daß für diese seltene Frau die Zeit abschließender, letzter Ernte auch heute noch nicht gekommen ist. Immer wieder werden sich ihr Gedichte formen, die man halten und haben möchte, und so werden vermutlich die beiden Bände, die nach ihrem Willen den feinsten Auszug ihrer künstlerischen Arbeit enthalten, über Jahr und Tag ergänzungsbedürftig sein. Aber das Wesentliche, das Bleibende jener poetischen Kraft, die uns seit Jahrzehnten als Frida Schanz wertvoll geworden ist, enthalten die beiden Bände „Besonnte Strecke“ und „Gastgeschenk“. Sie sind entzückend ausgestattet im Verlage dieser Hefte erschienen. Der stärkere Band, „Besonnte Strecke“, bringt außer einer reichen Auswahl von Gedichten, darunter eine Reihe wunderzarter Landschaftspastelle, auch Balladen, Legenden und Erzählungen in Versen, während das „Gastgeschenk“ die zierlichsten Vierzeiler enthält, in denen Frida Schanz so viel Weisheit und Schalkheit anmutig geformt hat. Wer der Dichterin dankbar und würdig huldigen will, der greife zu diesen Büchern und schaffe sich eine Stunde des Glücks.

P. W.

zu dem alten König und Kaiser, dessen Aufzeichnungen zum Wertvollsten dieses Heftes zählen. — Unter den sonstigen Bildern sei noch auf die „Tulpen“ von Else von Schmiedeberg-Blume hingewiesen, einen farbigen Linoleumschnitt von stärkster Wirkung. Die Künstlerin hat mit diesen leuchtenden Arbeiten, die Originale sind so gut wie Gemälde, nur nicht so teuer, viele Erfolge (zw. S. 344 u. 345).

Herausgeber: **Paul Oskar Höcker** und **Dr. Paul Weiglin**
Verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin — Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in **Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Herm. Goldschmiedt G. m. b. H. in Wien I. Verantwortlich: Dr. Emmerich Morava in Wien I, Wollzeile 11 — Nachdruck des Inhalts verboten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50





Der Hirte. Gemälde von Franz Reinhardt
(München, Kunstausstellung Brakl)



Unser Preisausschreiben

für ein Eigenhaus der jungen Welt, der neuen Zeit

15000 Mark Preise gestiftet von Velhagen & Klasing
25000 Mark Baugeld gestiftet von der „Deutschland"=Bauspar=A.=G.

Heute ergeht der Ruf an alle unsere Leser, Preisrichter zu sein und demjenigen Entwurf, der ihnen am meisten zugesagt hat, den Zehntausendmarkpreis zuzuerkennen!

Im Februarheft begann die Veröffentlichung der vom Prüfungsausschuß ausgewählten Arbeiten. Diesen sechs Entwürfen (die Reihenfolge entschied das Los) folgten je vier im März=, April= und Maiheft. Das vorliegende Juniheft zeigt weitere vier Entwürfe. Von den 1183 Arbeiten, die hier bis zum 1. November 1928 eingelaufen sind, haben unsere Leser also im ganzen 22 kennengelernt. Es sind dies die Entwürfe mit den Kennworten:

Am Südhang	R. 114
Oceana	Sempervirens
1 = ∞	Das neue Heim
Berta	Quadrat
Norm	Terrasse
Wohnung	Der Sonne zu
Essen wir im Grünen	Mehr Luft
Antitpp	Daseinsfreude
Grundriß	Weite
Nov. 28	Was Ihr wollt
Ein Wohnraum	Eigener Herd.

Ein Stimmzettel liegt diesem Heft bei. Jeder Besitzer eines Heftes — und somit Inhaber eines Stimmzettels — wird gebeten, sein Urteil durch Kenntlichmachung des auszuzeichnenden Entwurfs abzugeben und den Stimmzettel spätestens bis zum 20. Juni der Berliner Schriftleitung der Monatshefte durch die Post zu übermitteln.

Alle Freunde unserer Zeitschrift, die sich der Wichtigkeit und Bedeutsamkeit ihres Urteilsspruches voll bewußt sind, werden gewiß die letzten fünf Hefte — Februar bis Juni — noch einmal in Ruhe vornehmen, um sämtliche 22 Entwürfe abzuschätzen. Jede Stimme zählt — und jede Stimme wiegt, da sie hilft, öffentlich festzustellen, welche Richtung, welcher Stil, welche Form des Wohnens von einem großen Gremium bevorzugt wird, das aus der gebildetsten und kultiviertesten Schicht der deutschen Leserschaft gewonnen worden ist.

Der Prüfungsausschuß hat die nach seinem Urteil besten, d. h. technisch reifsten, architektonisch ansprechendsten und praktisch am billigsten verwertbaren Entwürfe ausgewählt. Die Namen, die Persönlichkeiten der Bewerber sind ihm noch heute unbekannt. Nur soviel steht fest: alle künstlerischen Richtungen sind unter diesen 22 Entwürfen vertreten. Unsere Leser allein haben es in der Hand, durch ihr Urteil einer dieser Richtungen zum Sieg zu verhelfen — und damit zugleich jene abzulehnen, von denen sie die heute schaffenden Architekten abhalten möchten. Denn hier hat einmal — ein ganz seltener Fall! — der Laie das Wort, der Bauherr selbst, dessen Geschmack ganz allein bei der Zuerteilung des Zehntausendmarkpreises entscheiden soll.

Unabhängig von diesem Urteil unserer Leser wird unser Prüfungsausschuß den außerdem vom Verlag noch gestifteten Fünftausendmarkpreis nach rein sachlichen Erwägungen an die Verfasser der hier vorgeführten 22 Arbeiten verteilen.

★

Anfang Juli werden die Stimmzettel geprüft, dem am meisten genannten Entwurf wird der Zehntausendmarkpreis zuerkannt, im Beisein eines Notars werden sodann die bis dahin geschlossen gehaltenen Briefumschläge, die die Namen der Preisbewerber enthalten, geöffnet, und der von unseren Lesern preisgekrönte Architekt erhält sofort eine Drahtnachricht. Da im Juli unser Augustheft bereits druckt, wird das Septemberheft das Gesamtergebnis melden.

Aber auch für unsere Leser bringt die Entscheidung eine Überraschung: 25 000 RM. Baugeld sind einem baulustigen Bezieher unserer Monatshefte durch die „Deutschland"-Bauspar-A.-G. für Stadt und Land (Berlin W 8, Pariser Platz 3) zugedacht!

Jeder Leser, der seinen Stimmzettel rechtzeitig — also bis zum 20. Juni d. J. — abliefert, hat Anspruch auf diese stattliche Bauhilfe. Und zwar soll sie einem der freiwilligen Preisrichter zufallen, die den Zehntausendmarkpreis zuerteilt haben: Das Los soll unter denjenigen Lesern entscheiden, deren Stimmen durch ihre zahlenmäßige Mehrheit den Ausschlag gegeben haben für die Preiskrönung des einen der 22 Entwürfe.

Der glückliche Bauherr kann sofort nach der Auslosung mit den 25 000 RM. Baugeld der „Deutschland" daran gehen, den aus unseren Veröffentlichungen von ihm selbst ausgewählten Entwurf auszuführen.

★

Von den Grund- und Aufrissen, Schaubildern und Einzeldarstellungen der 22 Entwürfe konnten in unseren Heften immer nur je drei Zeichnungen wiedergegeben werden — die Einsendungen haben bei manchen Bewerbungsarbeiten aber bis zu zehn und zwanzig Blatt betragen. Platzmangel hinderte uns an der Wiedergabe von mehr Zeichnungen, als je eine Seite unseres Formats zu fassen vermag.

Auch hat leider mancher Einsender auf die notwendige Verkleinerung bei der Wiedergabe nicht genügend Rücksicht genommen. Wer prüfen und preiskrönen will, wird ja aber ohnehin schon durch die eigene Gewissenhaftigkeit gezwungen werden, genau zu sehen. Bei dieser Gelegenheit wird ihm auch ein Druckfehler in dem Begleittext zum Entwurf „Wohnung" (Februarhaft S. 608) auffallen: die Treppe zum Obergeschoß führt nicht vom Wirtschaftsraum, sondern selbstverständlich von der Kleiderablage aufwärts.

In dem hier aufgespeicherten Material ist eine solche Unsumme von Fleiß, Können, Gedankenarbeit und Anregungsmöglichkeiten aufgespeichert, daß es schade wäre, all diese Zeichnungen und Bilder und Pläne wieder an die Verfasser zurückgehen zu lassen, ohne unseren Freunden Gelegenheit zu geben, sie möglichst vollzählig kennenzulernen. Auch in den Textbeigaben, aus denen wir nur im Telegrammstil das Wesentlichste ausziehen konnten, befindet sich manch trefflicher Ratschlag, manch klärender Hinweis.

Sollten sich die Preisbewerber — natürlich müßten es alle 22 sein — damit einverstanden erklären, so würde die Verlagshandlung Velhagen & Klasing diese sämtlichen, vom Prüfungsausschuß ausgewählten Entwürfe zu einem illustrierten Büchlein vereinigen, das zu billigstem Preis unsern Lesern in die Hand gegeben werden könnte: all denen, die daran denken, sich in absehbarer Zeit ihr Eigenheim zu bauen!

Darüber kann aber Bestimmtes erst ausgesagt werden, wenn uns die Namen und die Adressen der Architekten bekannt geworden sind und ihre Zustimmung vorliegt.

★

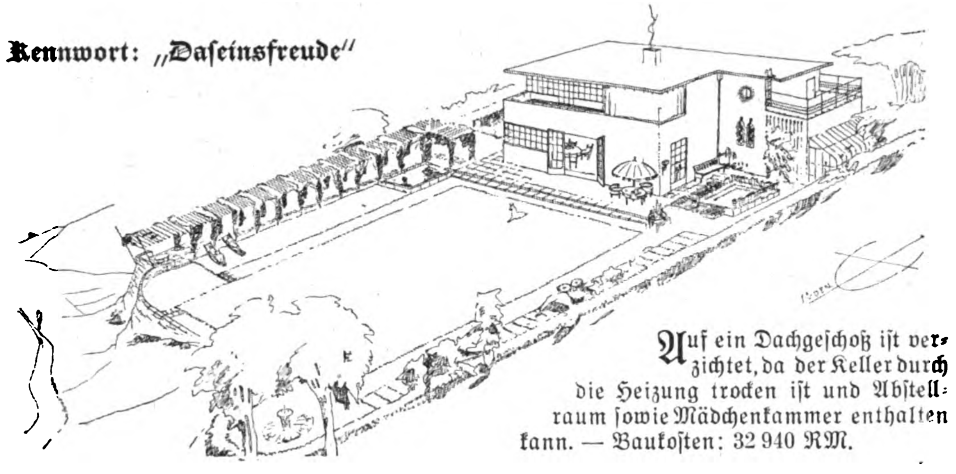
Die 1161 zum Wettbewerb bei der Schriftleitung eingelaufenen Arbeiten, die hier nicht gezeigt werden konnten, müssen noch für eine kurze Frist in unserer sorgfältigen Verwahrung bleiben. Sobald aber der Urteilsspruch unserer Leser erfolgt ist — in den ersten Tagen des Monats Juli also, sogleich nach Öffnung der Kennwort-Umschläge —, wird den Einsendern das gesamte Material postfrei zugestellt werden.

Um Geduld bis zu diesem Zeitpunkt müssen wir die deutschen Architekten, die unserem Rufe gefolgt sind und unser Unternehmen in so überraschender Weise durch ihre Arbeit und eine hohe Summe von Können unterstützt haben, noch bitten: wir alle von der Schriftleitung und vom Verlag sind auf den Schiedsspruch unserer Leser ja nicht weniger gespannt als die Einsender selbst.

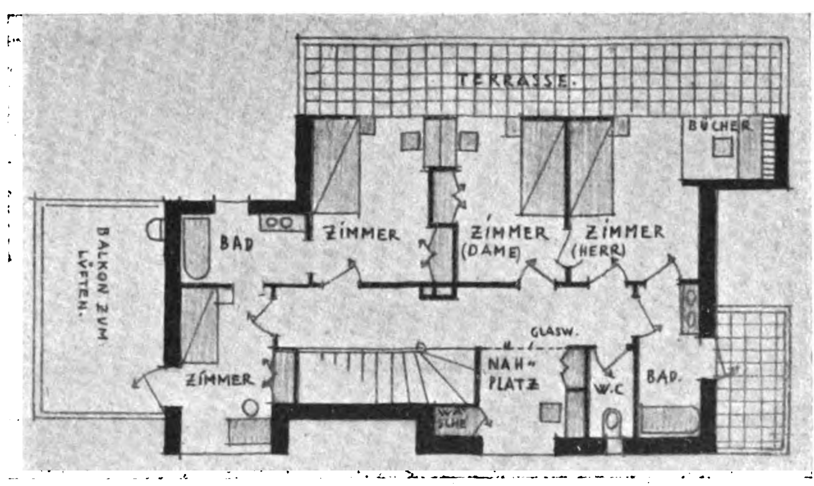
Berlin, zum 1. Juni 1929

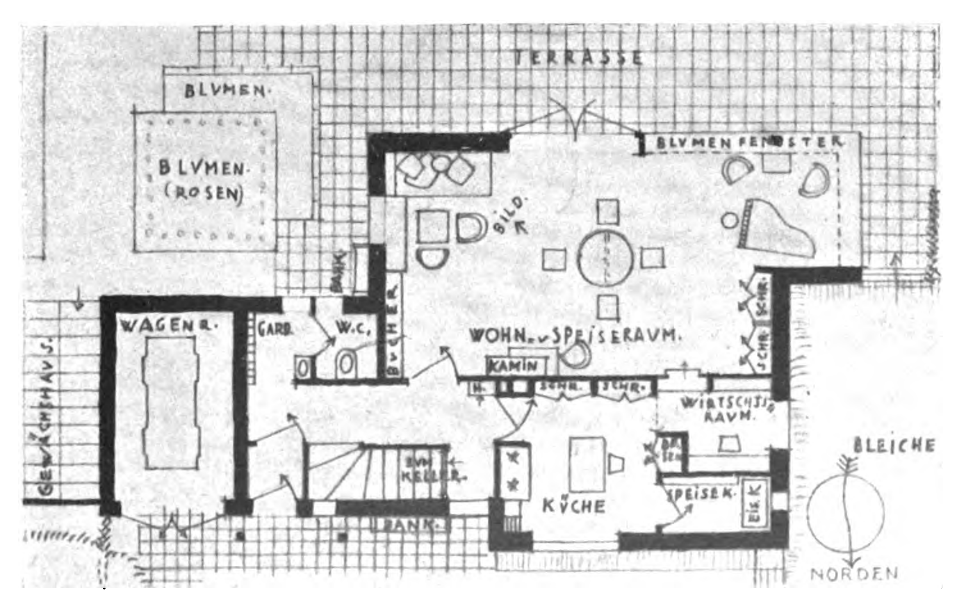
Die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften

Kennwort: „Daseinsfreude"

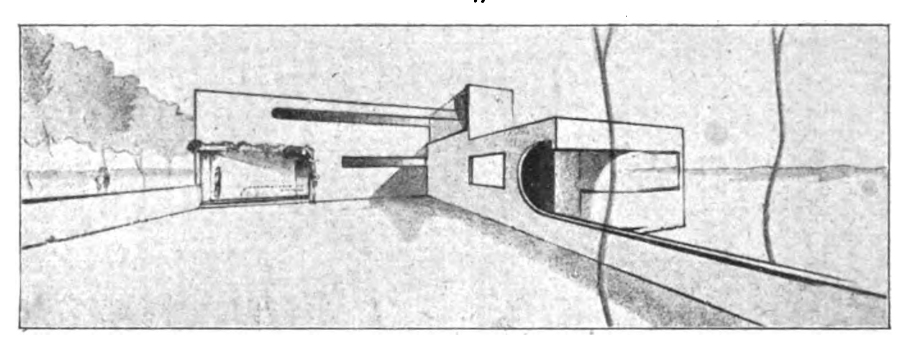


Auf ein Dachgeschoß ist verzichtet, da der Keller durch die Heizung trocken ist und Abstellraum sowie Mädchenkammer enthalten kann. — Baukosten: 32 940 RM.





Kennwort: „Weite"

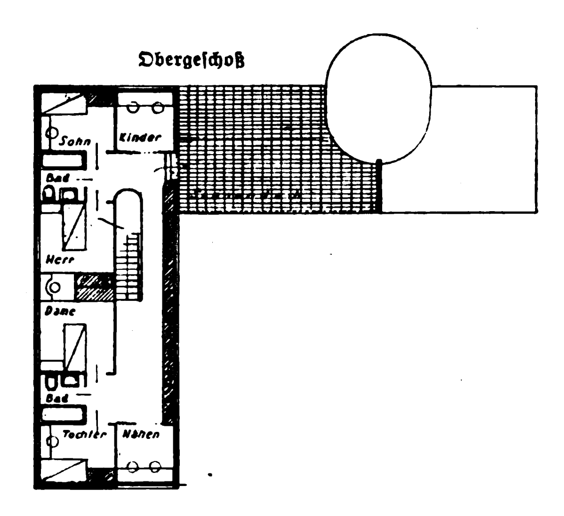


Zur Erläuterung schreibt der Verfasser:

Erstrebt wird: Klarheit und doch „Fülle". Knappheit und doch Reichtum an räumlichen Beziehungen und Beziehungen zur Umwelt. Sachliche Behandlung des Gebrauchsgegenständlichen und Organisatorischen und lebendige Behandlung des Geistigen und Gefühlsmäßigen.

Kosten: 820 Raummeter umbauten Raumes je Raummeter 40 RM. Rund: 33 000 RM.

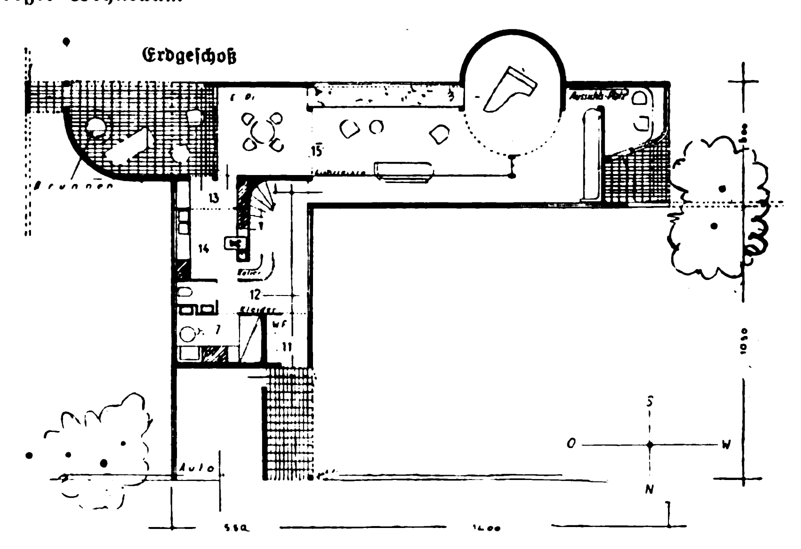
Obergeschoß



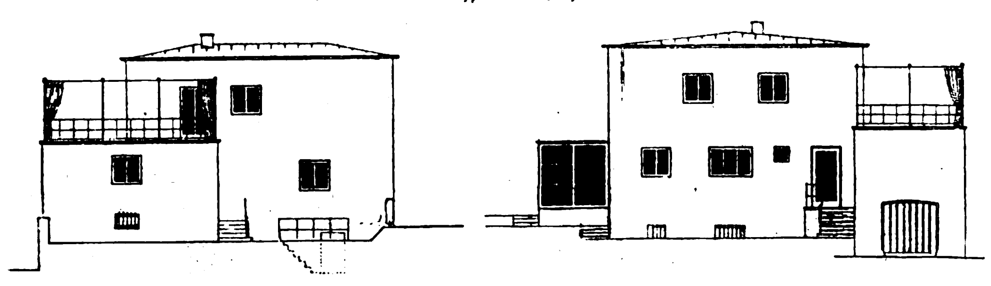
Erdgeschoß

7. Hausangestellte
11. Eingang
12. Kleiderablage
13. Anrichte
14. Küche
15. Großer Wohnraum

Erdgeschoß



Kennwort: „Was Ihr wollt"



Obergeschoß
1. Schlafzim. d. Herrn
2. „ „ Dame
3. „ „ Tocht.
4. „ „ Sohns
5. Bad
6. Nähzimmer
9. Sonnenbalkon

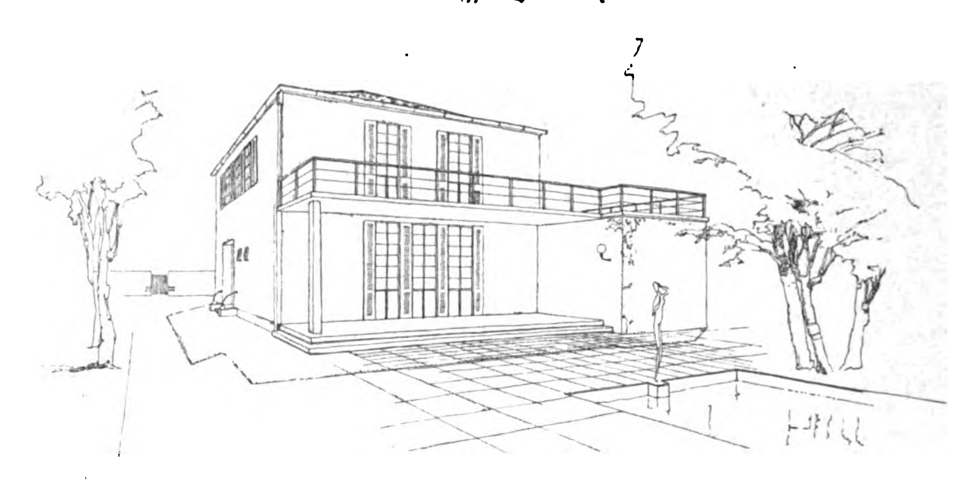
Das Erdgeschoß liegt 1,70 Meter über Straßenhöhe; Garage auf Straßenhöhe. — Wendeltreppe vom Erdgeschoß abwärts zur Garage, aufwärts zum Schlafraum der Hausangestellten. Über dem Garagenbau der Sonnenbadbalkon, fußbodeneben mit dem Obergeschoß. — Vor dem großen Wohnzimmer Terrasse. Zugang zum Wirtschaftshof von der Waschküche wie vom Vorraum im Erdgeschoß. Der umbaute Raum des Hauses beträgt: Haus: 750 Raumm., Veranda 36 Rm., Garagenbau 125 Rm., im ganzen 910 Rm. Bei einem Preis von 40 RM. für den Raummeter mithin 36 400 RM.

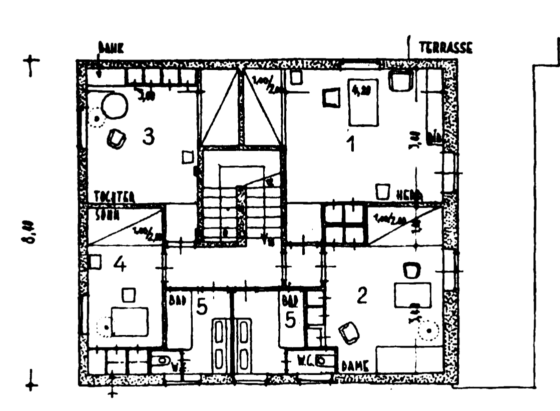
Erdgeschoß
7. Hausangestellte
11. Eingang
12. Kleiderablage
13. Wirtschaftsraum
14. Küche
15 Großer Wohnraum
17. Veranda

Obergeschoß

Erdgeschoß

Kennwort: „Eigener Herd"



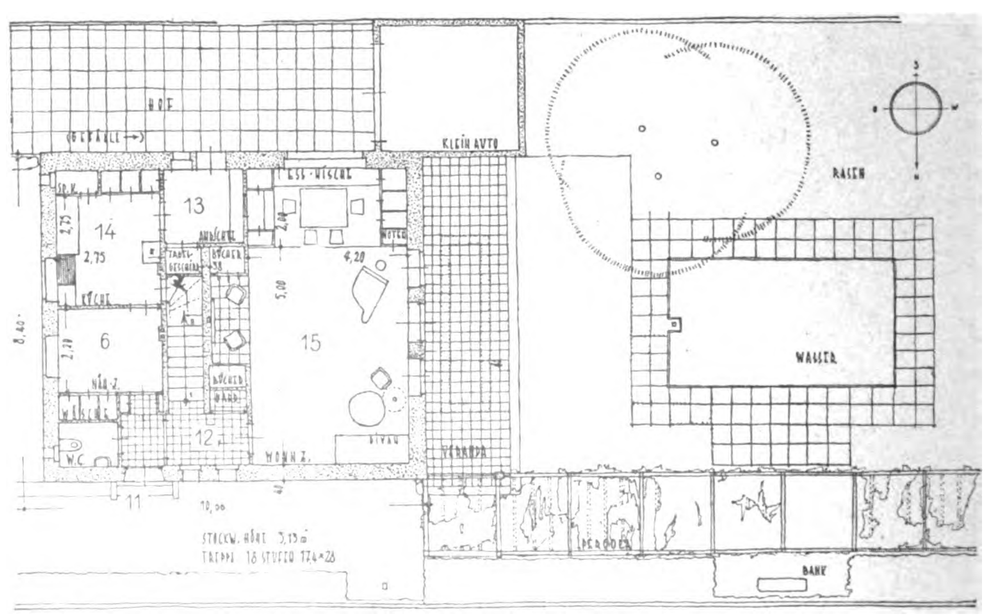


Obergeschoß

1. Schlafzimmer des Herrn
2. „ der Dame
3. „ der Tochter
4. „ des Sohnes
5. Bad

Erdgeschoß

6. Nähplatz
11. Eingang
12. Kleiderablage
13. Anrichte
14. Küche
15. Großer Wohnraum



Gewalt über ihnen

Roman von Ernst Zahn

Durch das große Bergdorf Anderfluh fuhr ein Einspänner, langsam und vernünftig, wie es sich auf einer belebten Straße schickte. Die Räder des Fuhrwerks rollten laut auf den Granitplatten, mit denen die Straße auf beiden Seiten belegt war, und die Hufe des gut gefütterten, braunen Pferdes trommelten hart auf den dazwischen gepflanzten Pflastersteinen. Aber es war nicht der Lärm, der viele Bewohner auf Haustreppen und unter Wirtsstubentüren hinauslockte und sie das Fuhrwerk länger als gewöhnlich betrachten und besprechen ließ. Anlaß gab ihnen vielmehr der Insasse, ein langer, starker Mann mit einem bartlosen, gesundfarbigen Gesicht und merkwürdig dichtem, dunklem, welligem Haar. Jakob Steinmann von Unterfurka war ein so ungewöhnlicher Mensch, daß in der ganzen Landesgegend, wo er immer durchkam, immer wieder ein kleines Aufsehen entstand.

Steinmann lenkte sein Pferd und klatschte ihm dann und wann die Zügel auf den breiten Rücken. Er hatte den Kopf voll von Geschäften. Er kam vom Gemeindeschreiberamt Anderfluh, wo der Kaufbrief über die „Grands Hotels“ gefertigt worden war, die größten Herbergen des von vielen Fremden besuchten Bergdorfes. Der frühere Besitzer hatte zu viel Geld in das Unternehmen gesteckt und nach dem unheilvollen Weltkrieg einen Zwangsverkauf über sich ergehen lassen müssen. Heute wußte ganz Anderfluh, wußte es der Kanton, daß Jakob Steinmann auch hier wieder der Käufer war. Niemand wunderte sich. Seit manchem Jahr war das nun so, daß Steinmann alles an sich zog, Häuser, Alpen, Herden, Fuhrhaltereien und Steinbrüche. Überall, wo es etwas zu verdienen gab, hatte er die Hand im Spiele. Sein Name war eine Macht. Wo er oder seine Angestellten auf einem Viehmarkte erschienen, drängten sich die Käufer, denn das Vieh, das aus den Steinmannschen Ställen kam, besaß höchsten züchterischen Wert. Trat er selbst aber als Käufer auf, so lichteten sich die Reihen der andern Kaufsliebhaber, weil nur wenige mit ihm Schritt zu halten vermochten.

Steinmann fühlte, was in den Gemütern seiner Talgenossen vorging. Seine Volkstümlichkeit und sein Einfluß gewährten ihm eine gewisse Befriedigung. Aber er war nicht eitel. Er hatte nicht Zeit es zu sein. Sein Kopf war stets so voll neuer Pläne, voll von Mühe, Verantwortlichkeit, Bedenken und Entschlüssen, daß er sich das Vergnügen nicht leisten konnte, sich lange im Spiegel seiner Erfolge zu betrachten. Er wertete das Wesen der Mitbürger nur vom Standpunkte des Geschäftsmannes aus, dem die Gesinnung seiner Mitmenschen als ein Faktor in seinen Berechnungen gilt. Auch jetzt glitt er mit seinen Gedanken von den Gaffern zum Grunde ihrer Neugier, dem Hotelkauf ab. Merkwürdig, wie wenig Mitbewerberschaft ihm jüngst bei der Steigerung erwachsen war, dachte er. Es war kein rechter Mut und Unternehmungsgeist mehr im Volke. Vielleicht verrechnete auch er sich! Er verzog den Mund Nein! Er besaß die Mittel, auch eine Wartezeit zu überdauern! Und die Hotels waren ihm zu einem Spottpreis zugefallen. Dann aber besaß er auch in Franz, seinem Neffen, der eben von London zurückgekommen, einen tüchtigen, sachkundigen Menschen, der das Unternehmen in Schwung bringen und vermöge einer Anzahl trefflicher Beziehungen zu englischen Reiseagenturen einer gewissen Kundschaft schon zum voraus sicher sein konnte.

Steinmann achtete nicht darauf, daß sein Pferd in Schritt verfallen war, nicht darauf, daß die Neugier, die ihn im Dorf begafft, auch außerhalb desselben noch Augen besaß, daß ihm Begegnende stillstanden und ihm nachschauten. Er überlegte die Aufgabe weiter, die er sich heute wieder aufgeladen, richtete ein und baute aus in Gedanken und irrte mit diesen vom Neuen zum schon Bestehenden zurück. Eine ganze Reise tat er dabei hinauf zu den Alpen, wo seine Herden weideten, zu den Sennereien, die Butter und Käse nach drei großen Städten lieferten, zu den Brüchen unten in Anderhalden, wo Dutzende von Arbeitern den Granit brachen, zum Paßhaus am Joch und zum Kurhaus in Oberwald. Viel gab es da zu bedenken und zu überblicken! Manchmal nahm es ihm des Nachts den Schlaf und zuweilen am Tage spürte er einen dumpfen Druck im Kopf, so daß ihm die Entscheidungen nicht so leicht und frisch wie früher fielen. Auch jetzt bedeckte er flüchtig die Lider mit der Hand. Er spürte wieder einmal ein jähes Bedürfnis nach Entspannung, Entlastung. Aber die An-

wandlung ging sogleich vorüber. Er runzelte die Stirn und bohrte mit neugeschärften Sinnen in die Zukunft: Maurer und Maler waren noch von seinem Vorgänger her in den drei neuen Häusern zu Anderfluh! Franz, der Neffe, hatte sich gleich hineinsetzen können, um die Weiterarbeiten zu überwachen. Nun mußte der Plan einer Zahnradbahn durch die Schlucht herauf energischer gefördert und, wenn beschlossen, beschleunigt werden! Dazu bedurfte er einer Mehrheit in den Räten von Anderfluh und Oberwald. Vielleicht wäre es doch richtiger gewesen, sich auch in die Politik noch besser einzulassen, statt nur als Rater und zuweilen freilich als unsichtbarer Leiter hinter den Parteigenossen zu stehen! Sonderbar, wie im Leben alles ineinandergriff, wie die Räder einer Uhr! Aber — er liebte Ehren und Ämter nicht! Auch durfte man sich nicht zersplittern! — Steinmann richtete unter diesen Erwägungen sich auf.

Unterdessen gelangte der Wagen weiter und weiter. Das Pferd überwand die steile Straßenstelle, die in der Ortschaft Hüttental lag, und verfiel, den Stall witternd, in Trab. Bald sah Steinmann Kirche, Häuser und Ställe des Dorfes Unterfurka in die Alpwiesen zu Füßen des Bergpasses eingebettet liegen. Seine Gedanken gewannen damit ein neues und bestimmteres Ziel. Eine Last Briefe würde auf seinem Pulte liegen! Zwei Tage lang würde er nun wieder kaum vom Schreibtisch wegkommen! Aber die Händler und andern Besucher, die ihn sprechen wollten, würde er indessen nicht fortschicken können. Auch die Abordnung der Parteigenossen nicht, die, wie er wußte, kommen würde, ihm den Sitz im Regierungsrat anzubieten. Die kleine Ehrenschar mußte im Gegenteil angemessen empfangen und geehrt werden! — Jetzt fiel sein Sinn auf die, die seine Nächsten waren! Sie mußten ihm helfen, die Gäste zu bewirten. Seine Frau! Er sah sie vor sich, schlank, nicht groß, eher hager, verblüht, fast etwas verkümmert. Er mußte ihr gleich nach Ankunft mitteilen, daß sie die Leute zu besorgen habe. Das konnte er wohl auf sie abladen! Auch Hessi mußte um den Weg sein. Männer sahen immer gern ein hübsches Mädchen.

Er sah sich einen Augenblick in der großen Wohnstube daheim. Wärme umgab ihn, die nicht vom geheizten Ofen kam. Unbewußt fühlte er, daß er daheim von Liebe umhegt war. In einer Ecke der Stube saß eine großgewachsene, hagere Frau mit weißem Haar. Ihre Hände, die das Strickzeug handhabten, zitterten zuweilen, und immer wieder schob sie seufzend die Brille zurecht. Das war seine Mutter. Auch die hatte er noch! Es war ihm viel geschenkt im Leben!

Das Bild der Stube und der Menschen darin verschwand indessen so rasch, wie es gekommen war. Im Grunde blieb ihm wenig Zeit für Haus und Familie. Sie waren da. Er war es zufrieden, daß sie es waren. Aber er entbehrte sie nicht, wenn er ihnen fern war. Er trug viel anderes im Kopf.

Das Rauschen des Furkabaches mischte sich mit dem Schlagen der Pferdehufe und dem Rollen des Wagens.

An den Fenstern einiger Häuser am Eingang des Dorfes erschienen neugierige Gesichter. Aber das Aufsehen verebbte rascher als in Anderfluh. Hier hatten sie den Gewaltsmann ständig vor den Augen! So waren sie schon mehr an ihn gewöhnt.

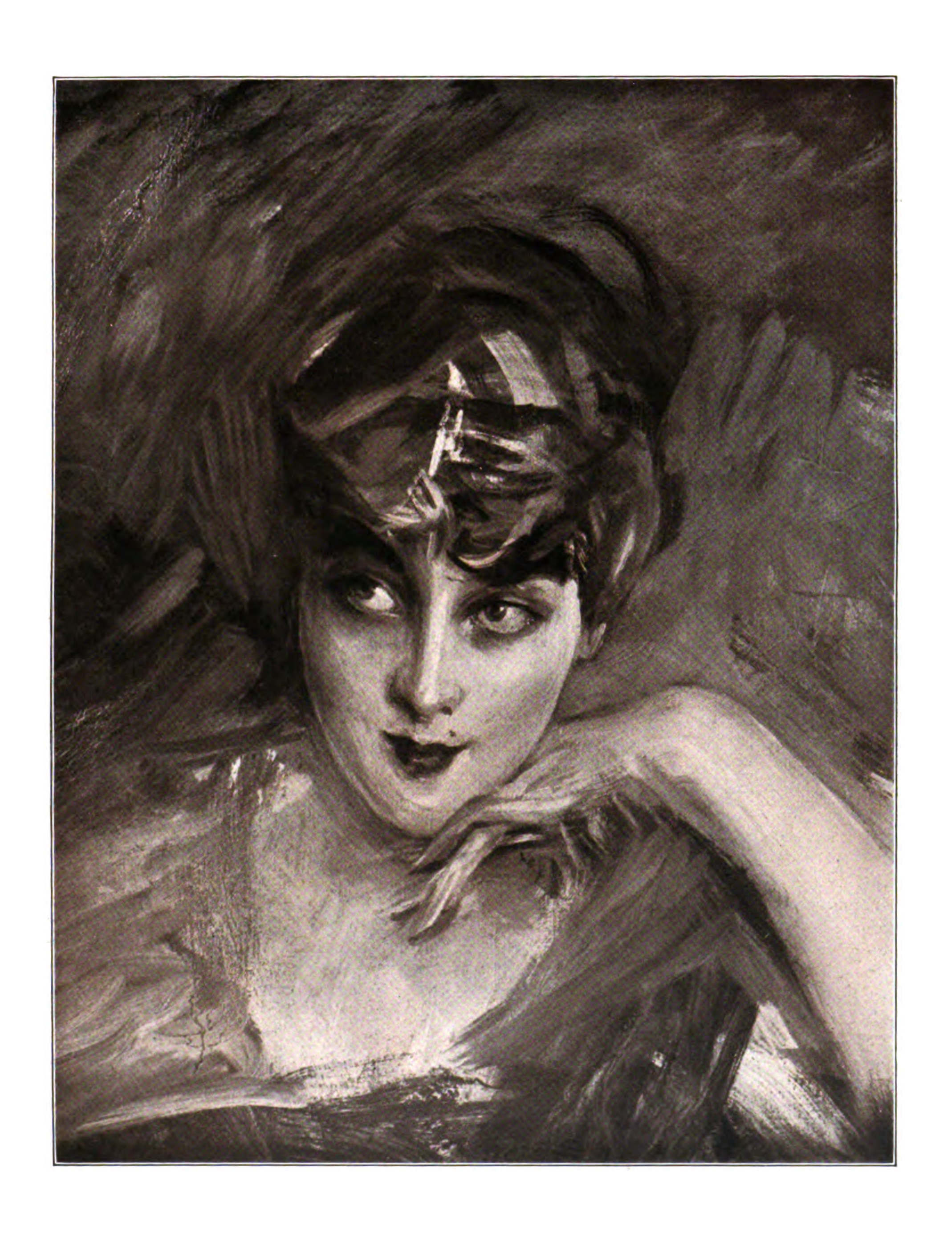
Jakob Steinmann fuhr mit einem ihn selbst belustigenden Schwung an seinem Hause vor. Er hatte seinen Braunen härter in die Zügel gefaßt; das plumpe Tier warf den Kopf hoch, und es kam etwas von drolliger Eleganz in seinen letzten Antrab.

„Der Spitz meint, er sei ein Herrenroß," sagte Steinmann lachend zu dem Knecht, der aus einem der Ställe getreten war und sich anschickte, das Pferd auszuspannen.

„Das ist er ja auch," erwiderte Jost, der Knecht, ein mittelgroßer, plumper Mensch, mit einem rothaarigen Schädel und brauen- und bartlosem Gesicht.

Steinmann blickte an seinem großen, unschönen Hause empor. Es war ein Bau wie eine Kaserne, Fenster an Fenster in zwei Stockwerken. Über den unverputzten Granitmauern ein wetterschwarzes Schindeldach, dem man an beschädigten Stellen neue, weiß daraus hervorleuchtende Schindeln auf die alten geschlagen. An einigen Fenstern standen Blumen. Geranien blühten üppig, schwere dunkle Bergnelken hingen von den Gesimsen; aber sie vermochten dem kahlen Bau keine Schönheit zu geben. Wie dieses Haus war das ganze Dorf, ein Gemisch von rohen, ungefügen Steinbauten und dunklen Holzhütten, zur rauhen Bergerde gehörig und scheinbar aus ihr herausgewachsen.

Steinmann betrat den dunklen, kahlen Hausflur. Flüchtig erinnerte er sich der Gasthofsgebäude, die er jüngst gekauft hatte. Das waren Herrenwohnungen! Warum schaffte er sich nicht auch selbst ein solches Heim? Er hatte für sich und die Seinen mit dem Wachsen seines Geldsackes nicht Schritt gehalten! Hier war noch alles wie zu seines Vaters Zeiten, häßlich, fast ärmlich. Freilich, kam Zeit, kam Rat! Wenn er einmal Muße hatte, konnte er auch an seine eigene Bequemlichkeit denken!



Bildnisstudie. Von Giovanni Boldini

Er stieg die Holztreppe hinauf, sie knarrte und schrie unter seinem Schritt. Sie war von schmutzigem und schneenassem Schuhwerk so mitgenommen, daß kein Fegen sie wieder weiß brachte. Auch die Wände hätten ein Weißeln wohl ertragen. Steinmann wälzte das noch in seinen Gedanken, als er droben die Stubentür öffnete und ein „Guten Abend“ sagte. Darüber beachtete er die nicht, die ihn empfingen.

„Könntest dem Gipser berichten, Anna,“ sagte er zu seiner Frau, ohne recht zu wissen, wo sie stand. — Dann fiel sein Blick durch die Nebentür auf den Haufen Postsachen, der auf seinem Schreibtisch lag. Er hängte den Hut an einen Nagel und holte Briefe und Pakete herüber. Er begann sie zu mustern und vergaß, daß er noch kein weiteres Wort mit denen gewechselt hatte, die sich außer ihm in der Stube befanden, mit Mutter, Frau und Tochter.

Aber Frau Anna war das nicht anders gewöhnt. Sie wehrte sich nicht mehr dagegen, denn sie hatte sich, obgleich sie als eine glückliche Frau galt und es in gewissem Sinne auch war, zu einer Art Dulderin entwickelt, die nach und nach viele kleine Wünsche begraben und mit der Erkenntnis beschwichtigt hatte, daß die Pflichten nach außen ihrem Manne die Möglichkeit immer mehr nahmen, an minder Wichtiges wie etwa seine nächste Familie zu denken.

★

Frau Anna holte den Arbeitskittel ihres Mannes. Dieser stand noch immer und riß Brief um Brief auf. Er merkte es kaum, daß sie ihm den Reiserock ab- und den Arbeitsrock anstreifte. Das gehörte in den Gang jeder Heimkunft: Frau Anna um ihn beschäftigt, drüben am mächtigen Gültsteinofen die Mutter strickend, die blonde Hessi mit ihrer Handarbeit am Tisch. Einen Augenblick lang war die Freude, sie alle wiederzusehen, aufgeflattert. Aber er hatte nicht Zeit zu mehr. Er saß in Gedanken schon am Schreibtisch und antwortete dem Stadtbaumeister von Luzern, daß er selbstverständlich das nötige Quantum Granit aus seinen Anderhaldener Brüchen rechtzeitig liefern werde.

„Es ist mir, als sei dein Haar lichter geworden,“ gab jetzt Frau Anna einer Entdeckung Wort, die sie eben gemacht. Sie sagte es mit leiser Sorge, die zunächst ihrer fast unterwürfigen Liebe zu ihm selbst entsprang, der in unermüdlicher Arbeit den Seinen und sich aus kleinen Anfängen eine gesicherte Lebensstellung geschaffen und der bei aller Zerstreutheit ihr ein gütiger Gefährte war. Dann aber lag darin auch die Furcht, daß Steinmann sich mit Arbeit übertun und einmal seine fast übernatürliche Arbeits- und Willenskraft zusammenbrechen könnte.

„Das wird jetzt so kommen,“ entgegnete dieser. Er rechnete dabei, ob er den Granit im Preise so oder so stellen solle, damit die Stadt Luzern auch ferner seine Kundin bleibe.

Frau Anna trug seinen Rock in die Schlafstube hinüber und kam wieder zurück. Sie hatte das angenehme, stille Gesicht jener Frauen, deren Jugendreiz nie ganz erlischt, wenngleich die Züge schmäler und spitzer werden. Ihr dünnes Haar war so blond, daß man die vielen grauen Fäden darin nicht bemerkte.

Frau Katharina, die Mutter, drüben am Ofen, ließ das Strickzeug sinken und nahm das vorige Gespräch wieder auf. „Davon soll man nicht reden, Tochter, von dem Dünn- und Weißwerden der Haare. Es ist noch früh genug, wenn man es selber merkt. — Sieh mich an. Da ist der Jakob noch ein Jüngling dagegen.“ Sie hatte einen schneeweißen Scheitel und ein völlig blutloses, erschreckend bleiches Gesicht. Aber ein paar große dunkle Augen verrieten den ungeheuren Lebenswillen der Achtzigjährigen.

„Ich habe es nicht bös gemeint,“ erwiderte Frau Anna, ein wenig bestürzt und kleinlaut. Sie hatte vor der scharfen Schwiegermutter einen heillosen Respekt.

Das Gesprächsthema hatte indessen auch in Steinmanns Gedanken hinein getönt. „Recht habt Ihr, Mutter. Man soll das Alter wie den Teufel nicht an die Wand malen. Ich habe noch keine Lust oder, wenn Ihr wollt, keine Zeit zum Altwerden. Ich meine auch, daß ich es mit manchem Jungen noch aufnehmen kann.“

„Auch bei den Frauen, nicht wahr, Vater?“ schob hier Hessi, die Tochter, in neckischem Ton dazwischen. Sie war ein heiteres, blondes Wesen, mit weichen, schöngeformten Gliedmaßen.

„Was meinst du damit?“ fragte Frau Anna empfindlich. Sie ließ ihrem Mann nicht am Zeuge flicken.

„Meine Institutsfreundin, die Martha Schwarz, die letzte Woche hier war, schreibt mir heute,“ fuhr Hessi weiter, „mehr als alle Berge und sonstigen Schönheiten hier oben habe sie doch meinen Vater bewundert. Sie habe dich heimlich immer ansehen müssen, wie mächtig du gewachsen seiest und wie du unter deiner Faust ein ganzes Königreich von Dingen haltest.“ Sie lachte; sie kannte den Hang der Freundin zur Schwärmerei und nahm deren Worte mehr als solche denn als Zeugnis für die Tüchtigkeit des Vaters,

obgleich auch sie nicht blind für sein Ansehen und Können war.

Steinmann schaute ins Leere. In ihm regte sich gegen den Ton der Tochter Widerspruch, der aus einer uneingestandenen Verstimmung entsprang. Warum sollte ihm ein Lebensgebiet ein für allemal verschlossen bleiben? Warum sollten nicht auch Frauen ihm noch günstig sein? Er war so gewöhnt, auf allen Wegen, die er einschlug, den Durchlaß zu erzwingen, daß es ihm Unbehagen bereitete, von einem zu hören, den man für ihn zum vornherein für verrammelt hielt. Er war kein Schöntuer, er hatte keine Zeit für Weiber, hatte auch nie gedacht, die bürgerlichen Ehemannsgrenzen irgendwie zu überschreiten. Aber man brauchte ihm die Schranken nicht zu zeigen. Das reizte ihn, fachte seinen immer glühenden Ehrgeiz an. Er wendete das von verhaltener Erregung durchzuckte Gesicht der Tochter zu. „Kein Mensch läßt sich gern Grenzen ziehen," sagte er. „Wenn er etwas nicht soll, ist es nicht gesagt, daß er es nicht kann. Und man soll ihm nicht sagen, daß er es nicht kann, weil man nicht weiß, ob er nicht imstande wäre, den Gegenbeweis zu erbringen."

„Der Jahrwurm nagt noch nicht in dir, Jakob," sprach hier die alte Steinmännin von ihrem Ofen herüber.

„Der Wurm setzt auch Euch noch nicht stark zu, Mutter," gab Steinmann zurück.

„Das weißt du nicht," erwiderte sie. „Die Zeit kommt über mich. Sie scheint mir manchmal wie ein wandelnder Berg, der groß und dunkel herankommt. Jetzt trifft uns der Bergschatten schon, daß es uns kalt überläuft, und jetzt bröckelt es auf uns herab, Steine und Erde, und schlägt unsere Wünsche und Hoffnungen tot. Und dann bricht der Berg selber nieder, erschlägt uns und sargt uns ein."

Ihre schwarzen Augen bekamen einen unheimlichen Glanz. Sie schien in eine nahe Zukunft zu blicken, die sie haßte. Ihre großen, hageren Hände umklammerten die Lehnen ihres Stuhls. Man sah, daß sie gewillt war, der Zeit, dem Berg, der auf sie zukam, bis zum Äußersten zu trotzen.

Steinmann blätterte nervös in den Briefen, die er in der Hand hielt. Das Bild, das die alte Mutter gebraucht hatte, machte ihm Eindruck. „Ihr könntet einen fast erschrecken mit Eurem Berg," sagte er dann.

Darauf näherte er sich der Tür zu seinem Arbeitszimmer. Und die Gegenwart verlangte wieder ihr Recht. Seine Gedanken kehrten zur Arbeit zurück, die seiner wartete.

Frau Anna fragte: „Willst du nicht essen, bevor du an die Arbeit gehst?"

Er überhörte das. Schon öffnete er die Tür und bald saß er vor dem einfachen Tisch, der inmitten des kahlen, nur wenige Möbel enthaltenden Raumes stand. Bald vergaß er, wer sich im Nebenzimmer befand, was sie da gesprochen hatten und was einen Augenblick lang ihn innerlich gestochen hatte. Er sammelte, während er arbeitete, die Fäden alle wieder in der Hand, an denen er seine Betriebe leitete.

Drüben deckte Frau Anna gemächlich den Tisch zum Abendbrot. Ihr Herz war leer wie oft in den letzten Jahren. Wieder einmal war ihr Mann heimgekommen und wieder einmal war es, als sei nur ein leerer Körper da und sein Sinn anderswo geblieben. Einmal — aber das war lange her — war das anders gewesen. Da hatte sie selbst noch zu den Dingen gehört, die in Jakob Steinmanns Seele wohnten. Da hatte ihr Anblick genügt, um ihn die Geschäfte vergessen zu lassen. Heiter und zärtlich war er gewesen und ganze Abende nicht mehr von ihrer Seite gewichen.

„Er hat wieder viel Arbeit," sprach sie mit einem unterdrückten Seufzer zu den zwei andern Frauen, während sie Teller um Teller auf das Tischtuch setzte.

„Er übertut es," bestätigte die Mutter. „Ich habe auch arbeiten gelernt, aber er läuft mit der Arbeit Sturm, da muß jedem der Atem ausgehen."

„Mir wird manchmal angst," meinte Frau Anna, und ein Schimmer von Tränen kam in ihren Blick.

Aber die Mutter konnte Rührseligkeit nicht leiden und sagte verweisend: „Wozu sich ängstigen? Er wird schon vernünftig werden, wann er muß."

Hier mischte sich Hessi ein. „Er hat noch nichts erzählt von seinen neuen Geschäften."

„Wir müssen es immer von andern Leuten hören, wenn es bei uns etwas Neues gibt," sagte Frau Anna.

Die Mutter verteidigte: „Wir Frauen brauchen die Nasen nicht in allem zu haben. Mein Mann ist auch nicht anders gewesen als der Sohn."

Hessi bekam rote Backen. Sie wurde immer ungeduldig, wenn die Großmutter sprach; die Jugend in ihr lehnte sich gegen das Weitvergangene der Alten auf. Sie sagte: „Der Vater gehört allen Leuten, nur nicht uns. Dafür heiratet man schließlich nicht, daß man nach einer Weile wie ein vergessener Regenschirm in einer Ecke steht."

Frau Anna verharrte einen Augenblick hinter dem großen Armstuhl, den sie soeben für ihren Mann an den Tisch geschoben hatte. Die Worte der Tochter waren ihr aus dem Herzen gesprochen.

Frau Katharina machte zornige Augen. „Das redest du so, weil du jung bist. Warte es ab! Was einer ist, ist nicht immer seine Schuld. Es gibt eine Naturgewalt, die uns alle dreht und knetet, wie es ihr gefällt. Da meinen die Leute noch immer, sie meistern das Leben, aber die Zeit meistert sie. Merkt ihr es nicht? Der Jakob kann nicht dafür, und wir können nicht dafür: es kommt mit uns allen, wie es muß. Handkehrum wirst du hier statt meiner am Ofen sitzen, Anna, und du einen Mann haben, Hessi, der dir zuviel fortläuft, und Jakob —"

Sie stockte. Dann fuhr sie fort: „Es wird für uns alle gut sein, wenn er noch eine Weile bleibt, was er ist. Er hat viel in der Hand. Wenn die Zeit an ihn kommt, muß das gut untermauert sein, damit es nicht zusammenkracht."

Hessi hatte ein Wort aus denen der Großmutter aufgefangen. An das hing sich ihre Seele fest: ‚Du wirst einen Mann haben.' Sie dachte weniger an den Unbekannten, der kommen würde, als daran, daß sie ja dann von hier weggehen werde, heraus aus der Einsamkeit. Sie wartete auf den, der sie holen würde, und das Hinausgehen. Sie fror hier manchmal. Nur die Mutter tat ihr leid, die dann erst recht allein sein würde.

Therese, die Köchin, brachte jetzt die dampfende Suppe. Diese mußte heiß sein; denn sie mußte oft lange stehen, bis der Herr sich vor sie setzte.

Nacheinander traten dann Knechte, Mägde und Tagelöhner ein. Über ein Dutzend Leute. Sie grüßten alle, halblaut, frech oder verlegen, je nach ihrer Art. Sie stellten sich an den Wänden auf und flüsterten miteinander.

„Der Herr schreibt noch," sagte Frau Anna.

Eine Weile verging. Aber in der Nebenstube rührte sich nichts.

Frau Anna fühlte sich unbehaglich. „Soll ich ihn rufen?" fragte sie die Mutter.

„Er wird schon kommen, wann er will," entgegnete diese. Und nach einer abermaligen Stille wendete sich der rotköpfige Jost zu Frau Anna, in deren Nähe er stand.

„Jetzt gehört ihm bald der ganze Kanton," sagte er.

„Bald," gab sie seufzend zurück.

„Ob es ihm nicht einmal zu viel wird?" mischte sich hier ein Taglöhner aus dem Unterland, ein älterer, rotnasiger Mann, ein.

Frau Anna wendete sich ab. Sie mochte sich nicht ins Examen nehmen lassen.

Aber die Dienstleute verhandelten untereinander weiter. Der Hotelkauf in Anderfluh und seine Aussichten beschäftigten sie. Zuweilen war die Stube laut von ihrem Gemurmel. Die mächtige Schüssel auf dem Tisch dampfte dazu, und die drei Frauen blickten von Zeit zu Zeit nach der Tür.

Plötzlich stand er auf der Schwelle. In seinen großen, scharfen, stahlblauen Augen lag immer noch mehr die Erinnerung an die Arbeit als die Besinnung auf die, die ihn erwarteten.

„Das braucht nicht zu sein, daß ihr alle herumsteht, bis ich komme," sagte er dann, sich zu ihnen zurückfindend. „Ihr habt schon mehr als einmal ohne mich essen müssen."

Er zog den Stuhl zu Häupten des Tisches mit einem Schwung zurück und setzte sich.

Mit Schuhscharren und Stuhlknarren ließen sich auch die andern nieder.

„Man hat immer gewartet," erwiderte ihm Frau Katharina, während sie sich neben dem Sohn niederließ. Sie hing am Althergebrachten und wachte über dem Vorrang, der dem Hausherrn zukam.

Das Essen begann. Alle saßen schweigsam oder geduldig, wie man in der Nähe eines Willensstarken und Eigenwilligen sitzt. Hätte man Frau Annas Seele herausnehmen können, würde man ein zuckendes, unruhiges Etwas in Händen gehalten haben, gemischt aus scheuer Liebe und unerkannter Angst vor irgendwelchen unbestimmten Dingen. Die Mutter war nicht so weich. Der Sohn war Holz von ihrem Holz. Ihr ging recht, was ging. — Hessi hatte helle, unbekümmerte Augen. Sie entglitt gleichsam der Faust, die die Zügel des Hauses hielt, wie ein Füllen, das neben geschirrten Pferden hüpft.

„Was habt ihr gesagt über den Lupf in Anderfluh?" fragte Steinmann den Tisch entlang, als erster ein Gespräch beginnend.

„Wir haben nicht übel aufgehorcht," erwiderte Frau Anna. „Du hattest kaum davon gesprochen."

„Man muß handeln, nicht reden," entgegnete Steinmann.

„Es ist eine neue Last," meinte die Mutter.

„Und eine neue Möglichkeit," parierte Steinmann.

„Ihr müßt Euch noch mehr Hände wachsen lassen," nahm sich Jost, der Knecht, zu sagen heraus.

Der rotnasige Tagelöhner fügte hinzu: „Und ein paar Köpfe auch noch."

„Ich habe für die Gasthöfe in Anderfluh einen guten Mann. Der Franz, mein Neffe, hat eine tüchtige Lehre gehabt," antwortete Steinmann.

„Ihr hättet selber ein Dutzend Buben haben sollen," meinte die Rosi, die als eine Art Haushälterin amtete, eine dicke, bewegliche und arbeitstüchtige Person.

„Hörst du's, Frau?" Steinmann lachte.

Die andern lachten mit. Steinmann jedoch fügte hinzu: „So viel Buben hätte sie nicht erlitten."

Dabei legte er die schwere Hand auf die zarte der Frau. Er war kein Tyrann; manchmal brach die Güte hervor, die am Grunde seines Wesens war.

Frau Anna errötete leise. Die Liebe zu ihrem Mann feierte ein Fest in ihr um seines guten Wortes willen.

Indessen war sein Sinn längst wieder anderswo. Er wandte sich zu Jost. „Das Bauholz aus dem Bannwald muß nächste Woche nach Anderfluh hinunter. Sechs Fuhren wird es geben. Ich baue eine neue Wagenscheune. Dann macht mit dem Scheitholz vorwärts! Der Wald wird es spüren, bis das Kurhaus und das Joch und Anderfluh versorgt sind."

So arbeitete er essend. Und es saßen einige am Tisch, denen es ungemütlich war, die faulen Gedanken auch jetzt noch zu dem sammeln zu müssen, was er von ihnen verlangte.

★

Es war einige Tage später, als die Abordnung der freisinnigen Partei des Kantons von Seeburg, dem Hauptort, in einer mit zwei Pferden bespannten Kutsche vor das Haus des Jakob Steinmann gefahren kam. Unter den vier Männern befanden sich der Landammann in eigener Person, ein schlanker Mann mit einem klugen Kopf und guten Manieren, die verrieten, daß er schon über die Grenzen des kleinen Landes hinausgekommen war, und der mehr bäuerliche Baudirektor, im Alltagsleben ein Holzhändler, neben ihnen zwei Landratsmitglieder, Felix Huber, ein noch junger, blonder, stattlicher und angenehmer Mensch mit einem Gesicht wie Milch und Blut, hellen, tapferen Augen und hoher Stirn, und Heinrich Walker, mittlerer Größe, mittleren Alters, mehr braver Bürger als großer Politiker, also in allem ein Mittelmann.

Die vier hatten in eifrigem Gespräch die mehrstündige Fahrt zurückgelegt und sich in Vermutungen ergangen, ob ihre Sendung das Ziel erreichen werde, das ihre politischen Freunde ihr gegeben. Sie waren dabei weniger eine Gruppe von Einzelwesen als eine Amtstruppe gewesen, die auf einen und denselben Auftrag eingeschworen war. Erst, als sie das Dorf und in ihm das plumpe, häßliche, überragende Haus Steinmanns erblickten, besann sich jeder von ihnen auf seine eigene Meinung.

„Ein gar armseliges Nest," bemerkte der Landammann.

„Ein anderer wäre mit seinem vielen Geld längst ins Tal gezogen," meinte der Baudirektor.

Und Walker sagte das Zutreffendste: „Steinmann hat nicht Zeit zu sehen, wie weltverloren und armselig er hier oben wohnt."

„Das gibt unserer Sache schlechte Aussicht," meinte Felix Huber, der zum erstenmal in Unterfurka war und seine Augen verwundert über die grünen Alpen und den Dorfsteinhaufen darin spazieren führte.

Der Wagen hielt jetzt vor Steinmanns verwitterter Haustür.

Mit einem Blick auf die ausgetretene Steinschwelle sagte der Landammann: „Er könnte sich auch einmal einen neuen Granitbrocken aus seinen Brüchen vor seine Tür legen."

Ihm erwiderte Huber: „Vielleicht hält er es mit dem ‚Tell': Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt." Er hatte Respekt vor Steinmanns Tatkraft, ohne zu seinen blinden Bewunderern zu zählen.

Aus einem der Ställe trat ein junger Knecht. „Wollt Ihr einstellen?" fragte er den Kutscher. Als dieser bejahte, half er ihm die Pferde ausspannen.

Inzwischen erschien im Hausflur Frau Anna. Ihr Herz war beschwert. Was würde aus diesem Besuche kommen? Würde ihr Mann neue Last auf sich nehmen? Wo lag das Ende seines Wollens und seiner Kraft? So trug sie den Amtsleuten keine Freude entgegen. Aber sie machte eine freundliche Miene. Ihre schlichte, doch gepflegte Erscheinung verwischte den Eindruck der Vernachlässigung, den die knarrende Treppe machte.

„Ihr Mann wird zu Hause sein?" fragte unterwegs der Landammann.

Frau Anna bejahte und fragte sich, ob droben der Arbeitende wieder vergessen habe, daß Besuch komme.

Die Ankömmlinge merkten nicht, daß man sie warten ließ.

Frau Katharina war von ihrem Ofenplatz aufgestanden. Sie stammte aus einem alten Seeburger Geschlecht, das seiner politischen Einstellung nach zu den schärfsten Gegnern der jetzigen Regierungspartei gehört hatte. Unter dem Einfluß ihres Sohnes hatte sich ihr Blick längst geweitet, und das Alter hatte ihr Ruhe und Überlegenheit verliehen. Dennoch lag Zurückhaltung in der Art, wie sie auf den Landammann zutrat und ihn mit einem Kopfnicken grüßte. Sie reichte ihm erst die Hand, als er freimütig die seine hinstreckte.

„Was lebet ihr im Unterland?" fragte sie.

„Es geht, wie's geht," antwortete ihr der andere. Er fühlte sich ein wenig klein unter dem Blick ihrer schwarzen, fast zornigen Augen.

„Nehmet Platz," lud sie ein und rückte sich selbst einen Stuhl an den Tisch, während ihre Schwiegertochter sich entfernte, um eine Erfrischung für die Gäste zu holen. Dann stellte sie Hessi vor, die bisher beiseite gestanden und deren blonde, junge Helligkeit neben ihrer dunklen, hageren Gestalt wie ein Fleck Sonne war.

Drei der Männer nickten dem jungen Mädchen zu. Der vierte, Felix Huber, wurde bei ihrem Anblick rot. Es fuhr ihm wie ein Blitz ins Innere, und er vergaß die runde, weiche Hand, die sie ihm reichte, wieder loszulassen. Der Zufall brachte ihn dann ihr gegenüber an den Tisch und zwang ihn zu einem etwas lahmen Sondergespräch mit ihr, während die übrigen sich mit Frau Katharina unterhielten.

„Ich höre manchmal von Euch," sagte diese soeben. „Ihr liegt einander immer noch in den Haaren, wie unsere Väter sich in den Haaren gelegen haben."

„Nur mit dem Unterschied, daß wir uns nicht mehr so schütteln lassen, wie mein Großvater noch von Eurem Vater geschüttelt worden ist," scherzte der Landammann.

„Jedem kommt seine Zeit," erwiderte die alte Frau. „Ich habe mir auch nicht träumen lassen, daß ich einmal einen so querköpfigen Sohn haben werde." Eine Art grimmiger Freude lag in ihrem Ton, die sagte, daß sie sich gegen solche Querköpfigkeit auch noch zu wehren wußte.

„Mit Euch Alten war noch zu leben," meinte der schlichte Baudirektor.

„Es gibt jetzt schlimmere Kampfhähne auf beiden Seiten," urteilte Walker.

Jetzt erst erinnerte sich der Landammann des Reisezweckes. „Darum brauchen wir Leute von Gewicht, wie Euer Sohn es ist," sagte er. Dabei wunderte er sich, wo Steinmann blieb.

„Der hat schon genug auf sich," erwiderte Frau Katharina. „Er ist nicht mehr der Jüngste, und einmal muß der Mensch anfangen abzubauen."

„Ihr seid ein Beispiel, daß Steinmann noch viel Zeit vor sich hat," wehrte der Landammann ab.

Frau Katharinas Blick glühte ins Leere. „Was wißt Ihr, wie viel es kostet, sich noch jeden Tag zusammenzureißen," murmelte sie.

Der Landammann hörte das nicht mehr. Sein Blick ging nach der Nebentür, hinter der schwere Schritte laut wurden.

Drunten am Tisch sagte Huber zu Hessi: „Ist es Euch nicht zu einsam hier oben?"

„Ich bin noch nicht lange genug hier, daß ich Zeit gehabt hätte, es langweilig zu finden," entgegnete Hessi.

Er fragte weiter, wo sie gewesen sei.

„Bei den englischen Schwestern in Lindau," gab sie Bescheid, und sie fand ihr Gegenüber ebenso einen angenehmen Menschen wie er seinerseits immer mehr in ein Gefallen an ihr hineinwuchs.

In diesem Augenblick gingen zwei Türen auf. Durch die eine trat Frau Anna mit einem Brett voll Flaschen und Gläsern. In der andern erschien Steinmann. Herzlich ergriff er die Hände der Seeburger.

„Ich habe Euch warten lassen," entschuldigte er sich.

„Das tun alle großen Herren," meinte der Landammann lachend.

„Alle, die zu viel aufgeladen bekommen," erwiderte Steinmann, und schon schwächte der Drang nach neuer Betätigung in ihm sich ab.

Aber der Landammann stellte sich jetzt zurecht, wie er es gewohnt war, wenn er vor der Landsgemeinde sprach. „Ihr wißt," sagte er, „wie unsere stark in der Minderzahl stehende Partei vor zwei Jahren plötzlich ans Ruder gekommen ist, weil die Gegner sich grobe Fehler haben zuschulden kommen lassen. Ebenso bekannt ist Euch, daß über jene Geschichten schon wieder Gras gewachsen ist und die Bürger anfangen, sich ihrer Liebe zum angestammten Regiment wieder zu erinnern. Wir werden an der nächsten Landsgemeinde bei den Regierungsratswahlen einen harten Stand haben, wenn wir nicht mit Männern aufrücken können, die großen Einfluß beim Volke haben. Von diesen aber seid Ihr, Steinmann, wohl land- auf und -ab der erste. So hat unsere Parteiversammlung einstimmig beschlossen, Euch durch eine besondere Abordnung zu ehren und zu bitten, das Amt eines Regierungsrates an nächster Landsgemeinde annehmen zu wollen. Eure Wahl ist sicher. Wir hoffen bestimmt, daß Ihr uns nicht ohne Zusage entlassen werdet."

Steinmann schied während der Rede die Lockung klar von der Wirklichkeit. Kraft hatte Grenzen, und was er dem neuen Amte zuwenden wollte, mußte er seinen bisherigen Aufgaben entziehen. Sein Entschluß war schon halb gefaßt. Er dankte und hob die Ehre hervor, als die ihm der Antrag erscheine. „Aber," fuhr er fort, „ich habe schon zu viele Eisen im Feuer." Dann lehnte er die Aufforderung ab. „An der Landsgemeinde," sagte er, „will ich für euch stehen, auch im stillen für euch tun, was ich kann; aber nach außen müßt ihr mich aus dem Spiel lassen. Ich habe den Kopf schon viel zu voll. Auch bin ich nicht mehr der Jüngste," fügte er, ohne es zu wissen, mit Frau Katharinas Worten hinzu.

Um dieses letzten Satzes willen ärgerte er sich über sich selbst. Was sagte er da?

„Stille Hilfe ist auch eine Hilfe," mischte sich jetzt Felix Huber ins Gespräch, der ob der Geschäfte einen Augenblick das blonde Haar der Hessi vergaß.

Steinmann schaute den jungen, stattlichen Mann mit einem scharfen Blick an. Er kannte ihn als einen der Kommenden. Ein sonderbares Bedenken stieg in ihm auf. Aber sogleich kehrte ihm seine Sicherheit zurück. „Soweit ich die Lage übersehen kann, habt ihr nichts zu fürchten," meinte er und wiederholte, daß sie auf seine und seiner Leute Unterstützung rechnen könnten.

„Wo Geld ist, ist Macht," bemerkte Huber mit leisem Spott.

Der Landammann fiel ihm jedoch ein wenig unwirsch in die vorlaute Rede und lief noch einmal Sturm. Er brauchte viel große Worte. Es sei die Stunde, da jeder Parteigenosse sich zur Verfügung des Vaterlandes halten müsse und dergleichen mehr.

Aber Steinmann blieb klar und fest. „Ich bin mit euch, aber ich kann nicht vor euch treten," sagte er. „Erlaßt mir das Amt. Die Arbeit will ich euch doch leisten."

Ein Murmeln des Bedauerns seitens der vier Abgesandten folgte der Erklärung.

Aber der einfache Baudirektor fügte ihrem Widerspruch die Worte an: „Ihr im Hintergrund zählt am Ende mehr als manch anderer an der Spitze. So ist unsere Fahrt nicht umsonst gewesen."

Sie ließen sich wieder nieder. Ein kleiner Stachel war in Steinmanns Innerem. Zum erstenmal hatte er eine Pflicht von sich gewiesen! Aber er behielt nicht Zeit, dem Gedanken nachzugehen.

Man tat sich mit dem Wein Bescheid, den Frau Anna gebracht hatte.

Huber sah wieder Hessis Blondkopf vor sich und hatte Lust, das unterbrochene Gespräch mit ihr aufzunehmen.

Aber Steinmann legte den Blick der großen, blauen Augen auf ihn. „Eigentlich bin ich erstaunt, Euch hier zu sehen, Landrat Huber," sagte er. „Ich dachte, man müßte Euch bei der anderen Seite suchen."

Huber errötete. „Ich bin dort, wo es mir gerade recht scheint," sagte er nicht ohne Würde und mit kluger Zurückhaltung.

„Jeder muß seinen Vorteil kennen," entgegnete Steinmann. Da er das mit einem freundlichen Lachen tat, verlor das Wort an Schärfe. Aber die Blicke der beiden Männer kreuzten sich, und in jedem lag ein kühles Prüfen, als messe er einen Gegner.

Die kleine, verlegene Pause, die ihres Vaters Worten folgte, störte Hessi. Es tat ihr leid, daß Huber gleichsam abgekanzelt worden war und daß er und der Vater nicht gerade viel Freundschaft füreinander zu fühlen schienen. „Geht mir mit euerer Politik," sagte sie. „Sie verdirbt euch die Laune."

„Gottlob, daß wir Frauen nichts damit zu tun haben," meinte Frau Anna.

Dann kam die harte, scharfe Stimme der alten Frau wie ein Messer hineingefahren. „Die Frauen haben mehr damit zu tun, als man denkt."

Der Landammann lachte in sich hinein; er wußte noch, wie entschlossen Frau Katharina zu Lebzeiten ihres Mannes diesem seine Amtswege gewiesen hatte.

Die Unterhaltung wurde dann allgemein. Man kam von politischen Fragen zu häuslichen. Die Gäste wollten mehr von dem Hotelkauf in Anderfluh und Steinmanns Plänen wissen.

Felix Huber hörte nicht, was dieser antwortete. Etwas in ihm lehnte sich wider ihn auf. Vielleicht war auch nur die Anziehungskraft seiner Tochter größer. Er befand sich bald wieder in eifrigem Gespräch mit Hessi. Beide wurden warm dabei.

Als nach einer Stunde die Seeburger unter nochmaligen Ausdrücken des Bedauerns über ihren nur halben Erfolg aufbrachen, preßte Huber die Hand Hessis fester, als das bei so flüchtiger Bekanntschaft Sitte war. Auf der Heimfahrt blieb er einsilbig. Die andern ließen sich die Bilder Steinmanns, seiner alten, lebenswilligen Mutter und seiner stillen Frau durch den Sinn gehen. Huber sah von allen Köpfen aus der Steinmannschen Stube in der Erinnerung nur noch den blonden Hessis. Und er legte sich heimlich zurecht, wie er sie wiedersehen könnte.

*

Wie gut, daß du das nicht auch noch auf dich genommen hast!" sagte Frau Anna zu ihrem Mann, als der Wagen der Seeburger davongerollt war. Sie war glücklich, daß einmal ein Versuch fehlgeschlagen war, den, den sie mit aller Kraft ihres einfachen Herzens liebte, noch mehr den Seinen zu entziehen. Hinter seinem Stuhl stehend, legte sie die Arme um seinen Hals.

Er machte sich los. „Vielleicht habe ich eine Torheit begangen," erwiderte er mit einer grüblerischen Ärgerlichkeit.

„Wieso?" fragte sie zaghaft und betreten.

„Man soll kein Heft aus den Händen lassen," erwiderte Steinmann. Er dachte nicht daran, mit wem er sprach. Er grübelte über die Folgen seiner Absage.

„Du gehörst uns ohnehin kaum mehr," klagte Frau Anna.

Steinmann beachtete das nicht. Aber die Mutter hatte für die manchmal etwas weinerliche Art der Schwiegertochter ein um so schärferes Ohr. „Um uns handelt es sich nicht," warf sie mit ihrer harten, spröden Stimme ein. „Der Mann muß aufs Ganze gehen, solange er kann."

Steinmann nahm das Wort auf. „Solange er kann," sprach er nach, auch jetzt fast zu sich selber gewendet. „Und vor sich selber den Anschein zu wecken, als ob man nicht mehr könnte, ist gefährlich."

Er stand auf. Die Arbeit wartete, dachte er. Dann fiel sein Blick auf Hessi, die noch immer am Fenster stand, von wo sie dem Wagen der Amtsleute nachgesehen hatte. Ein Gedanke kam ihm: die Tochter hatte sich eifrig mit dem jungen Streber, dem Huber, unterhalten! Er hatte ein spöttisches Wort auf der Zunge. Aber er unterdrückte es. Und der flüchtige Gedanke verlor sich in andern, die ihn mehr beschäftigten und zu der auf ihn wartenden Arbeit in Beziehung standen. Er begab sich in seine Stube zurück.

Hessi hatte sich nicht umgedreht.

Sie fühlte wieder einmal, daß sie hier wenig Umgang hatte. Was sie seit ihrer Heimkehr aus der Schule nie gespürt, das befiel sie jetzt: ein merkwürdiger Drang nach Weite. Sie vermochte einen kleinen Seufzer nicht zu unterdrücken. Und nun fiel ihr auf, wie still es hinter ihr in der Stube geworden war. Sie wendete sich vom Fenster ab.

Ihre Mutter saß am Tisch über ihre Handarbeit gebeugt, ihren Gedanken nachhängend.

Frau Katharina aber hatte ihren Seufzer gehört und sagte: „Dieser Felix Huber ist einer von denen, die von sich reden machen werden."

Hessi errötete. Es war, als sähe die Großmutter einem durch und durch! Sie mochte aber über Dinge nicht sprechen, von denen sie selbst nicht wußte, wie sie in ihr Inneres geraten waren. Sie setzte sich still zur Mutter an den Tisch.

Frau Katharina faßte mit den weißen, starken, von Gicht ein wenig verzogenen Händen das gestrickte, schwarze Halstuch, das ihr um die Schultern hing, enger zusammen. Dann sprach sie weiter: „Die Zeit kommt mir vor wie ein ewig kochender Kessel. Viel hat sich zusammengebraut in den vielen Jahren meines Lebens. In Politik und Alltagsleben! Der Jakob liegt auch im Tiegel. Und der Felix Huber! Auch du, Hessi. Und sogar wir beiden stillen Frauen noch!"

„Zu was kocht sie mich?" fragte Hessi lachend, ohne aufzusehen.

„Du hast dem Huber gefallen," entgegnete Frau Katharina.

Hessi schwieg; aber sie hätte gerne gehabt, daß die Großmutter die Worte noch einmal wiederholt hätte.

Frau Anna achtete kaum auf das Gespräch. Ihre Seele hing noch dem Gedanken nach, daß die Pflichten ihren Mann wie ein Meer weiter und weiter von ihrem Ufer abtrieben.

„Dein Vater gefällt ihm schon weniger," fuhr die gerade Alte weiter.

Das Wort traf die beiden andern. Was meinte die Großmutter? „Warum?" fragte Frau Anna ängstlich.

„Was weiß ich?" antwortete die Alte. „So etwas ahnt man mehr, als man es weiß. — Aber deswegen brauchst du den Kopf nicht hängen zu lassen," fügte sie zu Hessi gewendet hinzu.

„Man muß alles nehmen, wie es kommt," sagte Frau Anna und strich mit ihrem angefeuchteten Finger eine Haarsträhne glatt, die sich ihr an der Schläfe hatte lösen wollen.

„Vielleicht auch nicht," widersprach Frau Katharina, „es kann nicht jedes so viel Lammsgeduld haben wie du."

Das Gespräch schlief dann ein. Jedes hing seinen Gedanken nach, die Alte den Dingen der Zukunft, Frau Anna dem Besuch der Amtsmänner, Hessi Felix Huber.

Im Nebenzimmer saß Steinmann an seinem Schreibtisch. Er rechnete und schrieb. Aber heimlich ging auch ihm der Antrag der Parteigenossen noch immer im Kopf herum.

Zum erstenmal hatte er sich einer Aufgabe entzogen, grübelte er. Jahr fügte sich zu Jahr! Ging es denn schon bergab mit ihm? Jäh stand er auf. Torheit! War der Kauf in Anderfluh ein Alterszeichen? Oder erregte der Gang seiner Geschäfte, die alle gelangen, Bedenken? Bei Gott, es war kein Anlaß zu Kleinmut! Die Parteifreunde sollten es auch noch erfahren! Er hatte es in der Hand, ihnen zu nützen, wenn er auch nicht im Amt stand. Im Augenblick der Not würde er da sein!

Während er sich so seine nächsten Aufgaben zurechtlegte, schien es ihm an der Zeit, Eigentum und Arbeitsfeld überhaupt wieder zu übersehen. Dann stieß er mit plötzlichem Entschluß die Tür zur Wohnstube auf. „Ich mache mich morgen auf meine allmonatliche Rundfahrt," sagte er. „Ich will wissen, wie alles steht."

„Schon wieder gehst du fort," klagte Frau Anna bekümmert.

„Was nützt es dir, daß der Körper da ist, wenn die Gedanken auf die Reise müssen?" entgegnete Steinmann zerstreut.

„Die Tage verfliegen," sprach Frau Katharina vom Ofen herüber. „Es ist mir, du wärest erst gestern fort gewesen."

Steinmann fuhr auf. Die Worte der Mutter trafen ihn immer. „Ob sie verfliegen!“ erwiderte er. „Sie rasen. Es könnte einem manchmal den Atem nehmen.“

Und als hätte die Hast der Zeit seine eigene geweckt, eilte er aus der Stube, um einem Knecht zu sagen, daß er das Fuhrwerk für den frühen Morgen richte.

— — — — — — — — — — — —

Es dämmerte erst, als Steinmann sich am andern Morgen in seinen Einspänner setzte. Die Älteste und die Jüngste der Familie waren noch nicht auf. Frau Katharina verließ ihre Stube spät, und Hessi war keine Frühaufsteherin. Nur Frau Anna stand in ein Umschlagtuch gehüllt und doch in der Morgenluft schauernd am Wagen.

Weiße Wolken hingen am Himmel; aber zwischen ihnen verriet sich schon das tiefe Blau, das einen schönen Tag versprach.

„Reise gut,“ wünschte Frau Anna. Sie beugte sich zu ihrem Manne hinein, bot ihm den Mund zum Kuß und hielt mit beiden Händen seinen Arm umspannt. Sie wußte, daß er nicht leiden konnte, wenn sie klagte. Und doch hätte sie ihn abermals bitten mögen, daß er nicht schon wieder gehe oder sie mitnehme. Das Weinen stand ihr nahe.

Er fühlte den zitternden Druck ihrer Hände. Etwas wie Mitleid durchzuckte ihn, eine unendlich ferne Erinnerung an zärtlichere Tage. Dann fiel ihm ein, daß er seine Zeit zusammenhalten mußte. Er gab sich einen Ruck, der die Arme der Frau abstreifte. „Grüß' die Mutter und Hessi,“ sagte er, wie es bei jedem Abschied Gewohnheit war. Dann schien ihm, daß er ihr noch ein gutes Wort schulde. „Es dauert ja nicht lange, bis ich wieder da bin,“ fügte er hinzu. Schon aber zog er die Zügel und trieb das Pferd an.

Eine Weile später war ihm, daß er sich noch einmal umschauen sollte, aber da ließ gerade aus einem Stall über der Straße ein Knecht sein Vieh aus. Das Milchkalb dort war bald schlachtreif, dachte er. Der Kopf war ihm schon wieder voller Alltagsangelegenheiten.

Frau Anna folgte ihm mit den Blicken. Sie liebte ihn jetzt mehr als in den ersten glücklichen Jahren ihrer Ehe; denn zu jener Liebe war nach und nach eine stumme Bewunderung getreten. Er war keiner vom Alltag. Im Willen und Kraft kam ihm weit und breit keiner nahe! Man durfte ihn also auch nicht messen wie jeden ersten besten! Man mußte sich in ihn fügen und darein, daß er kaum mehr um einen wußte!

Steinmanns Fahrt ging nach dem Paßhaus am Joch, wo die drei Seen zwischen die Berge eingebettet liegen und die Straße aus dem deutschen Tal in das welsche hinunterführt.

Um die Mittagszeit langte er vor dem schweren, gegen alle Wetter wie ein Steinblock sich stemmenden Hause an, dessen burgwallähnliche, granitene Mauern gegen Kälte ebenso wie gegen Unwetter schützten. Vier Ställe und ein Wagenschuppen umstanden das Hauptgebäude. Vor ihnen herrschte reges Treiben. Fuhrwerke warteten, teils ausgespannt, teils fahrbereit. Fuhrleute, Händler und Knechte trieben sich herum. Unweit der Häuser weidete Vieh auf den Alpwiesen. Zwischen Geröll knabberte eine Herde Schafe am spärlichen Grase.

Bewegung entstand, als Steinmanns Wagen hielt. Knechte eilten herbei. Fuhrleute und andere Wirtshausgäste sammelten sich an. Steinmann sprach mit dem und jenem, den er kannte.

Steinmann betrat den Eßsaal seines Wirtshauses, wo die Rosa Zanolari, die Verwalterin, die Mittagstafel leitete, eine umfangreiche, aber bewegliche Person, landauf und -ab wegen ihres strammen Regiments und ihrer guten Küche bekannt.

Drei Reihen Tische waren mit Essern besetzt. Die Zanolari begrüßte den Hausbesitzer und richtete ihm selbst ein Besteck an einem der Tische. Er setzte sich und aß hastig; auch bei den Mahlzeiten fehlte ihm die Muße. Unter dem Essen stand er bald dem, bald jenem Bekannten unter den Gästen Rede. Aber bald erhob er sich wieder und trat in die Schreibstube, in der ein junger Mann die Rechnungsführung des Gasthofs besorgte. Er besah die Bücher, stellte Fragen, erteilte Weisungen. Dann kam die Zanolari, und er ließ sich über die Geschäftsvorgänge, nötige Reparaturen an Haus und Ställen und den Ertrag der benachbarten Sennereien, die ihre Waren im Gasthaus ablieferten, berichten. Er kannte jeden Menschen, der in seinen Diensten stand. Kein Ding war ihm fremd. Immer wieder bemerkte die Zanolari: „Ihr wißt ja selber alles viel besser als ich.“

„Das Jahr wird besser als jedes vorher,“ schloß sie ihren Bericht.

„Das soll es eben,“ entgegnete Steinmann und notierte sich Zahlen in sein Notizbuch.

„Wißt Ihr denn noch, wohin mit dem Geld?“ fragte die Haushälterin mit unverhehlter Bewunderung.

„Mit dem Geld besser als mit der Arbeit,“ antwortete Steinmann gedankenvoll. Und schon vergaß er die Frau und folgte seinen Plänen. Die Überschüsse des Paßhauses würden ihm bei der Werbearbeit für die neuen Gasthäuser in Anderfluh und für die Unter-



Wallfahrt nach Gößweinstein. Gemälde von Prof. Rudolf Schiestl

stützung der dortigen Zahnradbahn zustatten kommen. Dann sprach er von seiner Absicht, noch die benachbarten Sennereien zu besuchen.

„Bleibt Ihr über Nacht hier?“ fragte die Zanolari. Er verneinte. Er wollte noch heute nach dem Kurhaus von Oberwald hinunter.

„Ihr gönnt Euch keine Ruhe,“ meinte die andere und legte die klugen, ruhigen Augen auf ihn. Ihr staunender Blick störte ihn.

„Mancher Jüngere könnte Euch beneiden,“ fuhr sie fort.

Da wurde er ärgerlich. „Muß einer immer mit seinen Kalenderjahren Schritt halten?“ fragte er. Und schon griff er nach seinem Hut. Aber er wollte der wackeren Gehilfin nicht weh tun. „Macht Eure Sache weiter so gut,“ fügte er freundlich hinzu.

Eine kleine Weile später trat er den Weg ins Lucendrotal an. Er war allein. Das emsige Getriebe des Bergwirtshauses blieb hinter ihm. Es wurde eine große Stille, in der nur die Stimmen der Natur sprachen, das sonderbar geheimnisvolle Murmeln eines Baches, an einer der Lehnen der Pfiff eines Murmeltiers und noch seltener der ferne Schrei eines Raubvogels. Bald führte der Pfad an einen See, in dessen vom Alpwind bewegte Wellen die Sonne Tausende von Funken warf. Weiße Wolken quollen hinter Schneebergen herauf, hinter Schneebergen hinunter, und der See warf ihr Abbild zurück. Auch Steinmann sah sein eigenes Bild im Wasser. Breitschultrig und aufrecht sah er sich schreiten. Nein, es war noch kein Alterszeichen da! — Unwillkürlich beschwingte sich sein Schritt. Er dachte an den trefflichen Gang des Paßhausgeschäftes. Und er sang halblaut vor sich hin.

In den Alpwiesen am Ende des Sees lagen die Sennhütten. Herdenglocken tönten. Steinmann sah die Scharen seiner Kühe, Ziegen, Schafe und Schweine weit über die grüne Fläche hin weiden.

Aber sein Geschäft daselbst war nicht lange. Er besichtigte, von dem graubärtigen Vorsenn geführt, die vorhandenen Käsevorräte, ließ sich die Zuchttiere und Jungtiere zeigen, hörte den Bericht über den Stand der Alpnung in einem Nebental und ließ sich mit einem blondschopfigen Hirtenbuben, der in einer Kiste ein Murmeltier hielt, in ein Gespräch ein.

Der Vorsenn und der Bub schauten ihm nach, als er schon wieder auf dem Fortweg war. „Den kann man nicht anlügen,“ sagte der Senn. „Er versteht mehr als wir alle.“

Und der Bub war kleinlaut und meinte: „Mein Murmel freut mich nicht mehr. Er hat gesagt, ausgraben täten nur Wildfrevler. Es sei keine Kunst, ein schlafendes Tier zu überlisten.“

Es blieb in ihnen eine Empfindung zurück, als sei die Bise scharf über die Alp und ihre Köpfe hingestrichen.

Steinmann beeilte sich indessen, zu seinem Wagen zu kommen. Er fand ihn, wie er angeordnet, schon angespannt. Dasselbe Aufsehen begleitete seine Abfahrt, das bei seiner Ankunft entstanden war. Ein Hin- und Hergrüßen zwischen ihm und den Umstehenden. Ein Zuruf: „Kommt gut heim!“ Ein anderer: „Laßt Euch Zeit!“

Steinmann fuhr wieder talwärts, eine Weile noch nacherwägend, was er da oben gesehen hatte, und Dinge im Kopfe wälzend, die ihm dort anzuordnen gut schienen.

Aber die Schatten zwischen den Bergen wurden länger. Allmählich erlosch an den Gipfeln das Rot der untergegangenen Sonne. Da war es, als käme mit der Dämmerung die Last seiner Pflichten neu über ihn. Das Kurhaus in Oberwald war sein nächstes Ziel! Dann ging es nach den Granitbrüchen in Anderhalden! Dann hieß es dies besorgen und dann das! Der Kopf wurde ihm schwer. Du hast dir viel aufgeladen, Jakob Steinmann, gestand er sich wieder einmal und seufzte unwillkürlich. Und ganz flüchtig stieg wieder ein Gefühl der Ermüdung auf. Es müßte gut sein, einmal alle Last abzuwerfen, nicht mehr sorgen, rechnen, planen, rechten und sich wehren zu müssen! Ob denn das Alter einen solchen Abladetag bringen würde? Es mußte wohl! Gemäß den Gesetzen der Natur! Es mußte wohl!

Aber jetzt schüttelte er sich. Daran mochte er nicht denken!

*

Das Kurhaus in Oberwald, einem großen Gebirgsdorf mit ansehnlichem Fremdenverkehr, das eine Radiumquelle besaß, stand unter Leitung eines Direktors, eines früheren Oberkellners. Er und seine Familie waren sehr beflissen, den eigentlichen Eigentümer des Geschäftes gut zu bewillkommnen und unterzubringen. In diesen Herbsttagen waren keine Gäste da. Nur Bauleute waren im Hause, die Zentralheizung einbauten, da Steinmann zum erstenmal auch hier den Versuch mit Wintergästen unternehmen lassen wollte. Die Besprechung mit dem Gasthausleiter und die Besichtigung der Arbeiten füllten den Abend aus. Steinmann legte sich dann früh zu Bett. Er wollte am andern Morgen beizeiten nach den eine halbe Stunde entfernten, im Tal liegenden Brüchen sich begeben. Er grübelte nicht mehr

lange vor dem Einschlafen. Ein Gedanke kehrte noch heim nach Unterfurka. Der Landammann und seine Begleiter standen vor seinen Augen, und ihre Erscheinungen zerflossen ebenso rasch wie sie aufgetaucht. Der Zweck ihres Besuchs wurde lebendig und erlosch. Schon wischte der Schlaf alles Planen und Plagen hinweg. Die Frauen in der Stube zu Unterfurka, die Mutter, Frau Anna und Hessi hatten nicht mehr Zeit, sich in ihr Recht im Sinn des Entschlafenden zu drängen. —

Am andern Morgen waren die Wege feucht. Schon brachten die Nächte nebligen Niederschlag. Aber auf den Bergen lag die Sonne, und der Himmel war blau. Die Landschaft trug gedämpfte Farben. Graugrün waren die Felsen und Schroffen, schwarz der zur Winterschlacht sich rüstende Tannenwald, von müdem, hartem Grüngelb die Grashänge.

Steinmann machte sich nach raschem Frühstück zu Fuß auf den Weg nach den Brüchen im Standtal. Er nahm sich Zeit. Während er die breite, neben dem Flusse sich hinziehende Straße hinabwanderte, ließ er die Blicke nach allen Seiten gehen. Fast senkrecht stiegen überall die Granitwände aus den Baumbeständen hinauf nach den zum Teil mit Schnee bedeckten Felsgipfeln. Kind und Kindeskind konnten da noch Steine brechen! Mächtige Städte ließen sich aus den Leibern dieser Berge bauen! Schon aber kamen Auswärtige ins Land und kauften der Kantonsregierung ganze Gebirgsstöcke ab. Gut, daß er sich dieses der Eisenbahn leicht zugängliche Tal gesichert und sich gleich eine 99jährige Bewilligung zur Granitausbeute hatte geben lassen! 99 Jahre! Er wunderte sich, wie weit hinauf er selbst in diese Jahre der Ernte noch steigen werde. Nicht Gold, nur Steine brach er hier, und doch wurde aus ihnen wieder Gold.

Aus einem Walde, der wie schwarzer Pelz sich an die grauen Felsen des nächsten Berges hinaufschmiegte, klang jetzt ein merkwürdiger, schwingender Ton ihm entgegen. Das waren Dutzende von eisernen Meißeln, die unterm Schlag der Hämmer tönten. Bald wie im Takt, bald wirr durcheinander

Steinmann stand still. Es war nicht, als höre man die Stimmen der Arbeit. Die Töne schienen aus dem Herzen der Natur selbst hervorzubrechen. Und sie waren so scharf, daß sie sich im Auffassungsvermögen des Menschen wie zu sprühenden Funken wandelten. ‚Funken sprühen ja auch, dort hinter dem Walde,' dachte Steinmann. In den Brüchen war Hochbetrieb. Dutzende von Steinmetzen waren da jetzt tätig. Und wenn die Bestellungen sich weiter mehrten wie bisher, so mußte ihre Zahl noch bedeutend vermehrt werden. War es erstaunlich? Der Name Jakob Steinmann war ein Ruf. Er klang so hell wie die Hämmer da drüben.

Steinmann setzte seinen Weg fort. Seine Schritte waren groß, schwer, zielbewußt. Bald nachdem die Straße auf einer breiten Brücke den Wildstrom überbog, wendete sie sich rechts ab und einem fahrbaren Seitenwege zu. Aber noch ehe er die Brücke betrat, fiel sein Blick auf die jenseitige sanftere und grünere Berglehne. Ein kleines Bauerngut, Holzhaus und Stall, ärmlich und einsam, lag dort. Blauer Rauch stieg aus dem niedern, brüchigen Kamin. Aber kein Mensch war zu sehen. Und noch nie, so oft er schon hier gewesen, war Steinmann den Bewohnern jenes Hauses begegnet, wußte nur, daß dort ein alter pensionierter Eisenbahnwärter wohnte und zum Beruf seiner Jugend, der Landwirtschaft, zurückgekehrt war. Dem trommelten die Brüche reichlich Takt zum Tagwerk, dachte er, betrat die Brücke und dann den Wald, in dem einzelne weiße, beim Absprengen verirrte Granitblöcke die Nähe des Bruches verrieten. Das Geräusch der Hämmer war jetzt so stark, daß es das Getöse des nahen Stroms übertönte. Dann taten sich die Brüche auf wie graue Wunden im schwarzen Leib des Berges, rohe, beilzerspaltene Wunden, aus denen kein Blut drang und es doch wie Schmerz schrie. Weit hinauf zwischen noch stehengebliebenen, oft zerfetzten, staubbestreuten Bäumen zogen sich die drei breiten Bruchstellen. Sprengschüsse lösten von Zeit zu Zeit neue Steinmassen. Jetzt aber lagen der Blöcke noch genug in der Tiefe. Arbeiter umhockten und umstanden sie. Da und dort waren Holzhütten zum Schutz gegen Wetterunbill errichtet. Am Eingang der Brüche stand das große Kantinenhaus mit den Schlafstätten in den obern und den Büro- und Eßräumlichkeiten in den untern Stockwerken. Dorthin wandte sich Steinmann. Die Hämmer stockten zum Teil. Wie jäh gehemmt! Auch hier war der Besuch des Ankömmlings ein Ereignis.

Der Bruchmeister, ein Mann in den Fünfzigern mit schon angegrautem Bart, ruhigem Gesicht, plump und breitschultrig, begegnete Steinmann im kahlen Holzflur des Hauses, und sie traten gemeinsam in die Schreibstube.

„Viel Arbeit, Tonini," meinte Steinmann nach kurzem Gruß.

„Viel Arbeit," bestätigte der Tessiner.

Dann beugte sich der Eigentümer über die Schriftstücke, die auf dem Tisch lagen, rollte Pläne auseinander und besprach mit dem

andern die Aufträge, zu denen sie in Beziehung standen. „Wie ist die Stimmung?" fragte er.

„Seit der letzten Lohnaufbesserung gut," war die Antwort. „Wir kommen nur nicht nach. Wir müßten zwanzig Mann mehr haben," fügte er hinzu.

„Her mit ihnen," entschied Steinmann.

Aber Tonini wendete ein: „Das Haus ist voll bis unters Dach."

„Dann müssen wir eben bauen."

„Es kommt wieder stille Zeit. Dann haben wir Platz genug." Tonini sah nachdenklich durchs Fenster. „Ich wüßte einen Weg," fügte er dann hinzu.

„Nun?" fragte Steinmann.

„Der da drüben im Schönegut müßte noch Platz haben und ein paar Stuben hergeben können," meinte der Bruchmeister. „Er wohnt mit seiner Enkelin allein im Hause."

Steinmann folgte mit den Augen denen Toninis. Drüben lag das stille Haus, von dem jener sprach. Noch immer kräuselte sich der dünne, blaue Rauch über seinem Kamin und zerfloß in der Luft.

„Man müßte fragen," meinte Steinmann.

Tonini bot sich an, das zu besorgen.

„Ich werde selbst hinübergehen," entschied Steinmann.

Der Trieb zu dem Gang war nicht sehr stark. Er vergaß die Absicht fast, während er sich nun mit Tonini nach den Arbeitsstellen begab, die neuen Sprengstellen und die Blöcke besichtigte und sich die Arbeit erklären ließ. Er war nicht in die Hände seiner Untergebenen gegeben. Er besaß Fachkenntnisse genug, daß er selbständig alles beurteilen und Nötiges anordnen konnte. Arbeiter und Meister hörten ihm aufmerksam zu. Die Empfindung, daß er auch hier in Schätzung stand, weckte seine gute Laune und den Wunsch, auch das möglichste für seine Arbeiter zu tun. So kehrten seine Gedanken auf einem andern Wege zum Schönegut zurück.

Kurze Zeit danach machte er sich, begleitet von Tonini, auf zum Besuch bei dem Nachbarn jenseits des Wassers.

Auf der Brücke sagte Tonini: „Stille Leute sind die da drüben. Vielleicht fürchten sie sich vor den Welschen."

Mit Teilnahme blickte Steinmann nach dem einsamen Hause. Das Rauschen des Flusses wurde schwächer. Sein Ohr erhaschte den zischenden Laut einer Säge, die drüben zwischen Hang und Hütte ging. Statt über die Steinstufen ins Haus selbst zu treten, wendete er sich, von Tonini gefolgt, dem Holzschuppen zu, der hinter dem Hause stand.

Die zwei Menschen, die die Bandsäge durch den dünnen Stamm einer jungen Tanne zogen, hörten die Tritte der sich Nahenden nicht. Aber der alte Josef Zurmatten, der mit dem Gesicht ihnen zugewandt stand, erblickte sie und hielt sogleich mit der Arbeit inne. Gelassen nahm er langsam die knochige, altersgelbe Hand von seinem Arbeitszeug und strich sich bedachtsam und unbeholfen durch den langen, weißen Bart. Er war von mittlerer Größe und hatte einen Apostelkopf. Seine Augen blickten mehr gütig als überklug, mehr langsam als überlegen.

„Guten Tag," grüßte Steinmann.

Zurmatten gab den Gruß zurück. Dann wurde er lebhafter. Jemand hatte ihm einmal den reichen Jakob Steinmann gezeigt. Er erkannte ihn jetzt. Der Besuch gewann an Bedeutung.

„Ich hätte etwas mit Euch zu reden," sagte Steinmann.

Zurmatten zögerte. Sein Blick traf halb verlegen und ungewiß, wohin er den Gast führen solle, sein Gegenüber an der Säge, ein schlankes Mädchen von sechzehn Jahren, mit einem dunklen, lockigen Kopf und einem schmalen, weißen Gesicht.

Steinmann achtete erst jetzt auf sie. Er erstaunte ein wenig. Irgend etwas an ihr erregte seine Aufmerksamkeit. Er vermochte nicht zu sagen, was es war. Aber er vergaß einen Augenblick Geschäft und Besuchszweck über einem ungewöhnlichen Erlebnis. Dann erst bemerkte er Zurmattens Zögern und erriet seine Ursache.

„Man sollte schon im Sitzen verhandeln können," half er dem andern lächelnd auf die Beine.

Zurmatten begriff. Er verließ willig die Arbeit und steuerte der Hintertür zu, die in seine Hütte führte.

Steinmann gewahrte, daß das Mädchen sich weiter mit dem Holz zu schaffen und nicht Miene machte, ihnen zu folgen. Er empfand etwas wie Bedauern. Aber sogleich schüttelte er das ab und betrat den dunklen Flur. Was ging ihn das junge Ding an!

Zurmatten tat die Wohnstubentür auf. Sie gelangten in einen niederen Raum, der mit tannenem Täfelwerk ausgeschlagen und ein Muster von Reinlichkeit war. Durch die Fenster erblickte Steinmann seine Brüche.

Sie setzten sich an den vor der Fensterbank stehenden Tisch.

Steinmann brachte sein Anliegen vor. Er sehe von außen unbenutzten Raum im Hause. Ob Zurmatten bereit wäre, einem Dutzend seiner Arbeiter, die gewohnt seien, nah zusammenzurücken, Matratzen selber mitbrächten und wenig Ansprüche erhöben, Unterkunft zu geben?

Des alten Wärters Züge erheiterten sich zu einem Lachen.

„Dazu eignen wir uns nicht, Meise und ich," entgegnete er freundlich. „Wir sind zu stille Leute."

Steinmann schwieg. Beinahe hätte ihn etwas wie Befangenheit ergriffen. Er tat einen Blick in die Einsamkeit der zwei Menschen. Sein eigenes Angebot schien ihm jetzt beinahe eine Zudringlichkeit. Gleich darauf ärgerte er sich; denn Tonini sagte: „Die Sache wird gut bezahlt. Ihr könntet eine Menge Geld verdienen."

Aber Zurmatten lächelte wieder. „Wir haben, was wir brauchen, Meise und ich."

‚Meise?' dachte Steinmann. ‚Sonderbarer Name!' Er sah das zarte, junge Ding draußen bei der Säge stehen.

„Ihr werdet für die Arbeiter in Anderhalden Platz finden," riet Zurmatten.

Tonini wendete ungeduldig ein: „Es wird zu viel Zeit versäumt mit dem Hin- und Hergehen."

Steinmann hörte Rede und Gegenrede wie von fern. „Das wird sich finden," wehrte er geistesabwesend ab.

Tonini sah ihn erstaunt an.

„Meise?" fragte Steinmann. „Den Namen kenne ich nicht."

Zurmattens Gesicht leuchtete auf. „Man wundert sich immer," erwiderte er. Dann begann er ganz still zu erzählen: „Das Kind heißt Marie wie hundert andere. Aber dann habe ich angefangen sie ‚Meinse' zu rufen, weil sie das einzige war, was mir übrig war. Eines Tages ist daraus ‚Meise' geworden. Sie ist auch wie ein kleiner Singvogel."

Steinmann schaute zu Boden. Das war eine fremde Welt, dachte er.

Zurmatten fuhr fort: „Wir haben darüber gelacht und es dann dabei gelassen. Jetzt wird sie ihr Leben lang ‚Meise' heißen."

„Ihr seid also ganz allein mit dem Mädchen?" fragte Steinmann. Wo war er hingeraten? Seine ganze Rastlosigkeit fiel einen Augenblick von ihm ab. Es wehte ihn an wie eine sanfte Kühle.

„Ganz allein," erwiderte Josef Zurmatten. Sein Gesicht wurde ernst.

„Sie muß doch noch Eltern —" redete Steinmann mechanisch.

Da erzählte der andere: „Die Schwiegertochter ist im Kindbett gestorben, zwei Wochen nachdem man ihren Mann, den Bremser, vom Zug überfahren tot ins Haus gebracht hat. Zwei Jahre später hat uns auch meine Frau allein gelassen. Da haben wir, das Kind und ich, es wohl oder übel miteinander versuchen müssen."

Tonini war inzwischen ungeduldig geworden. Er begriff nicht, wie die beiden solange von Dingen handeln konnten, die mit ihrem eigentlichen Geschäft nichts zu tun hatten. Das Klingen der Hämmer aus den Brüchen drang herüber. „Ich wäre drüben wieder nötig," sagte er.

„So geht nur voraus," erwiderte Steinmann. Aber er beachtete kaum, wie der andere aufstand und sich entfernte. Die Geschichte Zurmattens ging ihm allein durch den Sinn. „Ihr habt sie erzogen?" fragte er. Und er dachte, warum das Mädchen nicht hereinkomme. Es war, als habe er ein Amt an ihr oder gelte ihr der Besuch.

Zurmatten verlor sich in die Vergangenheit zurück. „Es ist eine merkwürdige Sache," erzählte er weiter. „Nur sie und ich waren noch. Und sie blieb eingeschlossen, allein, wenn ich auf die Strecke mußte. Ihr ist nichts geschehen und mir ist nichts geschehen, obschon wir beide in steter Gefahr waren. Sie war ein vernünftiges kleines Ding, hatte schon mit fünf Jahren Augen so ernst wie eine Alte. Wir wohnten am Naxberg, ganz am Wald, hatten nach Oberwald eine Stunde Weges und gerade soweit nach Anderhalden. Wochen vergingen, ohne daß ein Mensch zu uns kam. Vierzehn Jahre haben wir so gelebt und keinen Doktor gebraucht."

„Mußte das Kind nicht zur Schule?" fragte Steinmann.

„Freilich mußte es," bestätigte der andere. „Es ging auch gern und hat mehr gelernt als die andern zusammen. Daheim saß es immer hinter den Büchern. Aber unter vielen Leuten war ihm nicht wohl. So kam es zurück zu mir, sobald es immer konnte."

Steinmann war, als träumte er. Er fühlte sich völlig aus dem Trubel und der Last seiner Geschäfte herausgerissen. Saß er nicht in dem einsamen Bahnwärterhaus, einen Tisch inmitten der Stube, eine Petrollampe an der Decke, drüben auf dem Stuhl, ein Buch auf den Knien, Meise? Der Lampenschein fiel auf ihren dunklen Kopf, und jetzt hob sie die großen, ernsthaften Augen, die von ebenso dunklen, ebenmäßigen Brauen überbogen waren. Die Tür ging und Zurmatten trat ein, die Blendlaterne brennend in der Hand, den Radmantel umgeschlagen. „Guten Abend, Meise," sagte er mit seiner tiefen, ruhigen Stimme. Und „Guten Abend, Großvater," antwortete das Mädchen.

So sehr hatte der Sinnende sich in das Bild verloren, daß er sich nicht wunderte, als Meise auf einmal wirklich in der Stube stand und der Alte sagte: „Setze dich zu uns. Wir reden gerade davon, wie es am Naxberg oben gewesen ist."

Das Mädchen stellte sich einen Strohstuhl

neben den des Großvaters, und Zurmatten sagte ihr, wer der Gast sei.

Dieser nickte ihr zu; aber es war, als seien ihm die Worte ausgegangen. Er ließ und hörte Zurmatten vom Leben am Nazberg oben weiter reden. Sein Blick aber ging über das Mädchen hinaus ins Leere. Und doch hatte dieser Blick die Erscheinung des in eine tiefe Einsamkeit gestellten, das Leben noch nicht kennenden und vielleicht darum von einem fremden Reiz umwehten Geschöpfes eingefangen.

Jetzt hörte er Zurmatten zu Marie sagen: „Du hättest ja den Herrn schon lange gern einmal gesehen, dem der halbe Kanton gehört. Jetzt weißt, wie ein reicher Mann aussieht.“

„Da ist nichts zu sehen,“ wehrte er ab.

Meise saß mit scheuen Augen da. Sie wußte nicht recht, was sie aus der Sache machen sollte. Es war, wie der Großvater gesagt: sie hatte von dem Unternehmer Steinmann gehört und, wie das Jugendart, für den Zug ins Große sich begeistert, den man ihm nachrühmte. Aber er war ihrem Sinn längst wieder entfallen gewesen, und die Tatsache, daß er jetzt hier war, kam ihr zu überraschend, als daß sie sich schon besonders mit ihm beschäftigt hätte. Sie fand ihn einen stattlichen, rüstigen Mann. Sein kluger Kopf erregte ihre Aufmerksamkeit. Dann hörte sie ihn ein Wort sagen, das ihr ungewöhnlich schien.

„Kann ein Mensch sagen, daß ihm etwas gehört, weil er es ein paar Jahre seines Lebens lang in Händen hält?“

Steinmann schien das mehr zu sich selber als zu ihnen beiden zu sagen.

Marie betrachtete ihn schärfer. Seine Stirn war gerade und hart wie eine Steintafel. Sie konnte sich leicht denken, daß er Meister über vieles und viele war. Sein Besuch schien ihr jetzt eine Ehre für den Großvater und sie. Sie fühlte sich fast befangen.

„Ihr meint, weil die Zeit so vorbeifliegt,“ antwortete Zurmatten dem Gaste. „Man darf freilich nicht darauf achten, muß alles nehmen, wie es kommt. Ich freue mich noch an jedem Tag, wenn ich auch meine zwanzig Jahre älter bin als Ihr.“

„Einmal kommt der Tag, an dem man es merkt,“ entgegnete Steinmann. Er wußte nicht, warum der Gedanke der Vergänglichkeit des Lebens ihn letztlich immer heimsuchte und warum er gerade jetzt wieder ihn bewegte. War es, weil da vor ihm die helle Jugend saß? Dann riß er sich gewaltsam zusammen, suchte sich von dem, was ihn hier einspann, zu lösen: Torheit! Was kam ihn an? Es hatte doch nur einen Geschäftsbesuch gegolten! Er zwang sich, trocken und geschäftsmäßig noch einmal zu fragen: „So ist es mit der Aufnahme von Schlafgängern nichts?“

Zurmatten war besorgt, daß er den angesehenen Mann verstimmen könnte. Er entschuldigte sich: „So gern ich Euch gefällig wäre, wir sind zu wenig an Fremde gewöhnt.“

„Ich verstehe,“ beschwichtigte Steinmann. „Wir werden uns schon anderweitig behelfen.“ Er erhob sich. Dann wandte er sich zu Meise, halb aus dem Gefühl heraus, daß er auch zu ihr ein Wort sagen müsse, halb aus irgendeinem Verlangen, auch mit ihr zu sprechen. „Ist es hier nicht zu einsam für so junges Blut? Junge Leute wollen Abwechslung. Meine Tochter wenigstens ist so.“

„Ich nicht,“ erwiderte Meise. Es war ihr merkwürdig, daß sie nun selbst mit dem Gast im Gespräch stand.

Sie näherten sich alle drei der Tür, auf die der sich verabschiedende Steinmann zustrebte.

„Was man nicht weiß, macht einem freilich nicht heiß,“ gab er dem Mädchen nun wieder recht.

„Ich bin zufrieden mit dem, was ich habe,“ erwiderte Marie.

„Ich möchte auch lernen, wie man so genügsam wird,“ entgegnete Steinmann.

So war das Gespräch schon wieder von allem Geschäftlichen abgerückt. Auch Zurmatten war ausgeschaltet. Die beiden redeten zusammen und dachten noch nicht an Auseinandergehen.

Zurmatten war es ganz lieb, daß irgendeine freundliche Nebensache das leidige Hauptgeschäft, seine Zurückweisung des Steinmannschen Anliegens, in Vergessenheit geraten ließ. „Geh nur noch mit,“ ermunterte er die Enkelin.

Meise wußte eigentlich nicht, was sie mit dem fremden Mann noch zu tun hatte. Aber sie trat mit Steinmann, der Zurmatten die Hand gereicht, in die Straße hinaus. Ihr Gespräch stockte auch kaum.

„Wie vergeht denn so ein Tag?“ fragte Steinmann.

„Es ist immer Abend,“ gestand sie. „Mir ist noch kein Tag lang geworden. Es gibt Arbeit genug. Das Haus muß sauber sein —“

„Sauber ist es,“ lobte Steinmann unwillkürlich.

„Und da ist der Stall,“ fuhr sie fort. „Und der Garten! Manchmal machen wir auch einen Gang, der Großvater und ich. Und abends und Sonntags lese ich.“

Steinmann wunderte sich, was sie lese

und woher sie Bücher bekomme. „Ist das eine solche Lust?" fragte er.

„Die größte," gestand sie. „Der Großvater sagt, ich verschlinge die Bücher. Lest Ihr nicht auch?" fragte sie dann, um auch etwas zu fragen.

„Ich habe nicht Zeit," gab Steinmann zurück. Und seine Pflichten lasteten auf ihm.

Sie waren, ohne daß sie es merkten, bis an die Brücke gelangt. Da stand Meise still. Es schien ihr, daß sie schon viel zu weit gegangen sei.

„Es muß ein eigenes Gefühl sein, in einem so kleinen Kreis zu wohnen," nahm Steinmann wieder das Wort. Er stand noch immer wie in einem weltfernen Garten und hatte nur ein unbestimmtes Empfinden, der nächste Schritt werde den alten Lärm und Trubel bringen.

Meise lehnte an der Mauer der Brücke und hatte eine Hand auf die Steinplatte gelegt. Steinmann sah diese kleine, zierliche Hand, ein kleines Wunder von einer Hand. Man sah ihr keine Arbeit an. Es ergriff ihn als etwas Niegesehenes. Unwillkürlich berührte er sie mit fast zaghaften Fingern. „Die könnte einer Dame gehören," sagte er.

Meise wußte nicht, ob sie die Hand wegziehen sollte. Es war alles so sonderbar. Man konnte nicht sagen, ob es schön war oder unrecht oder — — Dann fiel ihr etwas ein, was sie sagen konnte. Es war ihr aus dem früheren Gespräch in dem Sinn geblieben. „Ihr habt also auch eine Tochter?" fragte sie. Dabei war ihr, als zerreiße das Seltsame, zugleich Schöne und Bangemachende, das sie vorher empfunden hatte.

Auch Steinmann spürte das. Es war ihm, als fahre ihm ein feuchtkaltes Tuch ins Gesicht. Aber er faßte sich gewaltsam. „Freilich habe ich eine Tochter," antwortete er mit ein wenig jäher Munterkeit, „und eine, die weiß, was sie will."

Meise war neugierig, was das heißen sollte. Sie war gerade im Begriff ihn danach zu fragen. Aber er machte Anstalten, sich zu verabschieden. Es war, als ob dem Ernüchterten seine Pflichten mahnend die Hand auf die Schulter gelegt hätten.

„Ich habe mich sträflich versäumt," entschuldigte er sich.

Meise schaute ihn an. Wie rasch er jetzt ging! „Habt Ihr so viel Arbeit?" fragte sie, nur um etwas zu sagen.

„Man sagt es," antwortete er mit plötzlicher Bitterkeit. Er ärgerte sich über sich selbst. Warum zog es ihn, noch zu bleiben? Was sollte das alles?

„Ade," sagte er dann hastig. ‚Klang es nicht fast unhöflich?' dachte er.

„Ade," antwortete auch Marie.

Sie gaben einander die Hand.

Dann wendete Steinmann sich um. Er nahm einen richtigen Anlauf. Aber noch auf der Brücke dachte er, daß er davongelaufen sei, als müsse er auf einen gleich fälligen Zug. Er kämpfte einen Augenblick ernstlich mit der Lust, sich nochmals umzudrehen. Dann tat er es doch. ‚Warum nicht? Was war dabei?' dachte er.

Meise stand schon auf der Haustreppe. Sie war noch ganz benommen. Das war ein bemerkenswerter Besuch gewesen! Auch sie blickte dem reichen, großen Mann noch einmal nach.

Ihre Blicke begegneten sich.

Meise fühlte einiges Herzklopfen.

Steinmann durchzuckte etwas wie Freude. Mit plötzlichem Übermut hob er die Hand und winkte.

Marie winkte kurz und verlegen zurück. Er wußte nachher kaum, ob sie es wirklich getan hatte.

Jakob Steinmann setzte dann seinen Weg fort, an den Brüchen vorbei, wo er doch mit Tonini hatte sprechen wollen. Er konnte ihm schreiben, dachte er. Eine Art Hast trieb ihn weiter. Dann legte er sich zurecht, wie nach der Ablehnung Zurmattens seine Arbeiter untergebracht werden könnten. Und dann ließ er andere Geschäfte über sich kommen. Sie waren wie Quälgeister, deren man sich nicht erwehren kann. Aber er war ganz zufrieden, daß sie da waren.

Weit hinter ihnen, im Innersten, schwang etwas, was viele Jahre nicht mehr gewesen war. Eine kleine, fröhliche Stimme, als ob er noch jung sei.

★

Jakob Steinmann war jetzt wieder auf der Fahrt nach Anderfluh. Sapperlott! Es war Zeit! Er hatte sich bös versäumt! Am Abend sollte eine Versammlung von Freunden der Zahnradbahn durch die „Schlucht" herauf stattfinden. Es gab auch wegen der nahen Wintersportzeit, die der Hotelleiter, sein Neffe Franz, schon dieses Jahr ausnützen wollte, viel zu besprechen und besorgen. Aber: „Ihr habt also auch eine Tochter?" hatte die kleine Zurmatten gefragt! Wie sie nur auf die Frage verfallen war? Und er auf seine Antwort? Hatte er Hessi unrecht getan? Nein doch, wieso? Sie war, wie er gesagt hatte, eine, die wußte, was sie wollte, ein hübsches, anhängliches, rechthaberisches Ding. Schade, daß Zurmattens Enkelin sie nicht kannte, das gäbe eine Gesellschaft für sie! Aber — Unsinn! Warum brachte er die zwei zusammen?

Steinmanns Gedanken wanderten und wanderten. Jetzt glitten sie heim nach Unterfurka. Einen bis zwei Tage würde es noch dauern, bis er wieder heimkam! Frau Anna würde wieder sagen, er sei schon gar nicht mehr zu Hause. Und ihre Augen würden wieder feucht werden. O diese Frauen! Warum mußten sie sich immer beklagen!

Aber nein, sie meinte es gut, die Anna. Sie war auch ein so treuer, gütiger, geduldiger Mensch! Nur —

Jetzt war schon wieder etwas anderes: Die Reklame für die neuen Gasthöfe mußte tüchtig einsetzen! Auch den Kunstmaler, der das Plakat schaffen sollte, hatte er nach Anderfluh bestellt!

Und wieder ein Neues: Still lebten sie, Zurmatten und das Mädchen! Ganz aus der Welt hinaus verloren! Immer hatten sie so gelebt, einander selbst genug!

Der alte Mann hatte einen schönen, heiligmäßigen Kopf! Und — Meise, sonderbarer Name — sonderbares kleines Ding!

„Aber — Ihr habt also auch eine — Tochter" —

In Unterfurka! Die Mutter saß in der Ofenecke! Ihre schwarzen Augen schauten ihn an. Sie hatten ihm immer durch- und durchgesehen sein Leben lang. Er hatte Frau Katharina nie etwas sagen können, was nicht wahr war! —

In Oberwald! Der Direktor und seine ganze Familie hatten beflissen am Wagen gestanden. Jawohl, es sollte alles weiter so gut besorgt werden! Die Zentralheizung würde bestimmt fertig werden! Und sie sollten nur von Anderfluh herunter Gäste schicken, wenn dort ihrer zuviel werden sollten!

So jagten einander die Gedanken und hielten mit den Hufschlägen des Pferdes, dem Rollen der Räder Takt.

Winterbetrieb. Neffe Franz! Zahnradbahn. Die Meißel der Brüche hinter dem Walde. Und Zurmatten, der Wärter! Und — seine Enkelin! — Und — Einsamkeit —

Im Schönehaus saßen an demselben Abend zwei unter der Stubenlampe. Josef Zurmatten hatte die Zeitung vor sich und las sie, wie er es gewöhnt war, bis zur letzten Inseratenzeile. Er hatte mit der Enkelin zusammen die Sägearbeit zu Ende gebracht. Nun war Feierabend. Sie hatten über Jakob Steinmann noch ein paar Worte gewechselt; Zurmatten hatte selbst das Gespräch auf ihn gelenkt. Er sei ein Mann, wie es nur alle paar Jahrzehnte einen gebe, einer von ganz großem Schnitt. Meise solle nur einmal seinen Kopf ansehen, einen Schädel habe er wie eine Kirchenkuppel und ein Paar Augen, in denen der Mut und der Wille eines alten Eidgenossen aus der Zeit von Morgarten und Sempach brannten!

Meise hörte zu und nickte; aber eine Antwort fand sie nicht. Es war ihr, als mußte sie erröten, wenn sie von ihm spräche. Warum, wußte sie nicht.

Zurmatten hatte dann über seiner Zeitung den Steinbruchbesitzer vergessen.

Marie ließ die Flickarbeit, mit der sie beschäftigt war, in den Schoß sinken. Sie sah sich an Steinmanns Seite nach der Brücke hinunterschreiten. Jetzt standen sie und reichten sich die Hände! Und jetzt drehte sie sich noch einmal um und begegnete seinen Augen. Was war das nur, das sie anzog und sogleich wieder in sich selbst zurückschrecken ließ? Warum war sie jetzt neugierig zu hören, wie die Tochter aussehe, von der er gesprochen, und wie es bei ihm daheim sein müsse in Unterfurka? Warum fiel ihr jetzt ein, daß er auch eine Frau habe und wünschte sie von ihr zu wissen?

Es war sehr still zwischen den beiden unter der Lampe. Als Zurmatten seine Zeitung zusammenfaltete, nach der Uhr sah und sagte: „Es ist wahrhaftig schon spät," fuhr Meise zusammen. Sie stand auf und holte dem Großvater die Flasche Bier, die er immer als Schlummertrunk nahm. Und sie war froh, als dieser vom Bier sprach, daß es immer gut und was die Brauerei für eine Goldgrube sei. Die Alltagsrede half ihr in den Alltag zurück. — — —

Jakob Steinmann traf in Anderfluh ein. Sein Neffe Franz, ein junger, schlanker Mensch, gut, ein wenig stutzerhaft gekleidet, dem man in den Manieren und besonders in der mit Hotelfachausdrücken und Fremdwörtern gespickten Rede noch stark den Kellner anmerkte, empfing ihn: Guten Tag dem Onkel! Gut, daß er da sei! Es seien nicht weniger als zwanzig Männer, Bankiers und Regierungsleute, für den Abend zur Zahnradbahnversammlung „annoncés". Und heute seien zwölf fremde „Arrivés" gewesen. Ob er gleich etwas essen oder bis zum „Dinner" warten wolle.

Steinmann schnitt seine vielen und beflissenen Worte nicht durch Gegenreden ab. Er übergab sein Pferd einem Knecht und trat durch den großen Eingang des Haupthotels in die schöne, geräumige Halle. Ruhig ließ er Nichtigkeiten und Wichtigkeiten des andern über sich ergehen. Ruhig, als sei er gewohnt, immer auf Teppichen zu schreiten, begab er sich nach den großen Rundfenstern im Hintergrund, von denen aus er die Liegenschaft, auch die im Umbau begriffenen Nebengebäude übersehen konnte.

„Es geht vorwärts,“ bemerkte er befriedigt. Der Neffe bestätigte, die Arbeiten nähmen den vorgeschriebenen Lauf. Dann bemerkte Franz den Eintritt einiger Gäste und wendete sich mit eifrigem Bemühen und großem Geschick zu diesen.

Steinmann wohnte mit Befriedigung auch diesem kleinen Vorgang an. Der Neffe erfüllte seine Erwartungen; er war ein höflicher und aufmerksamer Wirt!

Dann schlenderte er durch die nächsten Säle. Er dachte nicht mehr an die Fahrt, die Brüche, an Oberwald und das Schönehaus. Hier gab es wieder anderes zu besorgen und besinnen. In einem neu eingerichteten Billardzimmer stieß Franz wieder zu ihm.

„Das ist hübsch geworden,“ lobte Steinmann.

„Wir sind ganz up to date,“ stellte der Neffe fest.

„Wer das Neueste bietet, hat den Zulauf,“ meinte Steinmann. „Die Konkurrenz muß es spüren.“

Sie setzten den Rundgang durch Alt- und Neubauten fort.

Am Abend aber saßen an aneinander gerückten langen Tischen drei Dutzend Leute, aus Anderfluh selbst und aus verschiedenen Städten im Tal, unter ihnen Steinmann mit dem Neffen. Ein Ingenieur faltete Pläne auseinander und erklärte sie. Ein Bankmann sprach von der möglichen Rentabilität der geplanten Bahn, der Baudirektor, der oben in Unterfurka bei Steinmann gewesen, schilderte die üble Finanzlage des Kantons und daß man jetzt kein Geld zur Subventionierung von Unternehmungen habe, über deren Aussichten man im unklaren sei.

Eine Menge Redner meldeten sich zu Wort, einzelne zugunsten des Bahnbaues, andere, die voller Bedenken und Ängste waren

Steinmann, der die Versammlung leitete, saß zu Häupten des Tisches. Er wohnte dem Auf und Ab der Meinungen anfänglich gelassen bei. Aber allmählich färbte sich sein Gesicht, und Ungeduld und Unwille belebten seine Züge. Es war die alte Erfahrung! Es ging nicht vorwärts, weil niemand etwas wagen, niemand sich selbst einsetzen wollte! Seine Muskeln spannten sich. Und auf einmal stand er in seiner ganzen Länge auf. Er war sich bewußt, daß er jetzt einen Würfel warf, der selbst ihm zum Schaden fallen konnte, aber sein ganzer Tatwille war wieder einmal angespannt. Noch stand er auf der Höhe des Lebens! Noch war ihm nichts mißglückt, was er ernstlich gewollt hatte!

„Wenn keiner voran will,“ sagte er, „so muß ich es tun. Diese Bahn ist eine Lebensfrage nicht nur für Anderfluh, sondern für alle Dörfer bis an die Paßhöhen. In zehn Jahren wird keiner mehr begreifen, warum man mit dem Bau solange gezögert hat. Ich traue dem Plan. Ich lege die erste Viertelmillion in Aktien hin. Wer macht mit?“

Eine Stille folgte den Worten. Viele Blicke trafen ihn. Eine merkwürdige Macht ging von ihm aus. Vielleicht lag sie in dem sprühenden, beinahe fröhlichen Glanz seiner Augen, vielleicht nur in dem lebendigen, gesundheitkündenden Rot seines Gesichtes.

Der Vorsteher des Dorfes Anderfluh erhob sich und teilte mit, daß die Gemeinde eine Aktienzeichnung in bedeutendem Betrage beschlossen habe. Darauf regten sich auch ein paar kleinere Zeichner, Besitzer von Gasthöfen der Umgegend, ein vermögender, aufgeklärter Landwirt, ein Handwerksmeister. Ein Geistlicher sprach für die Bahn vom Standpunkt allgemeinen Fortschritts aus. Zuletzt hinkte auch der bedächtige Baudirektor nach und versicherte, daß, da von dritter Seite so namhafte Beträge flössen, auch die Regierung nicht ganz zurückstehen werde.

Die Sache nahm eine Wendung. Steinmann wurde zum Vorsitzenden des Verwaltungsrates für das neue Unternehmen bezeichnet. Er weigerte sich nicht. Die Erinnerung an all das, was schon auf ihm lastete, fuhr ihm durch den Sinn; aber er fürchtete sich nicht. ‚Hindurch mit Freuden!‘ dachte er. Er spürte wie das Vertrauen der andern ihm entgegenbrandete. Die Brust weitete sich ihm. Und jetzt, plötzlich, im Augenblick hochgeschwellter Empfindungen, tauchte ein Gesicht vor ihm auf. Was hatte die kleine Meise mit all dem zu tun, was ihn bewegte? Er hatte nicht Zeit danach zu fragen. Das Bild erlosch auch sogleich. Er behielt nicht einmal Zeit, zu überlegen, ob er es wirklich gesehen.

Die Verhandlungen nahmen ihren Fortgang. Rede und Gegenrede! Vorschläge! Bedenken! Wahl und Beschluß! Steinmann kam kaum zu sich selbst.

Nach Abschluß der Beratungen wurden Wein und Zigarren gebracht. Man saß lange beisammen. Steinmann trank wenig. Manchem andern wurde der Kopf rot.

Es war längst Mitternacht, als Steinmann noch mit seinem Neffen in dessen Schreibstube trat und mit ihm die Folgen und Pflichten erörterte, die sich aus dem nun beschlossenen Bahnbau für das neue Gasthofunternehmen ergaben.

Und es ging gegen Morgen, als jener in einem Fremdenzimmer sich zu kurzer Ruhe legte. Er war müde wie nach einem schweren, viele Stunden langen Marsch.



Schwerttänzer. Bildwerk von Rudolf Marcuse

Der Tag war noch nicht alt, als das Bewußtsein neuer Pflichten ihn weckte. Im Verlauf zweier Stunden wurde er sie, Besichtigungen, Besprechungen und Besuche, los. Dann bestieg er sein Fuhrwerk wieder. Ein paar Leute vom Bahnbau und der Neffe Franz hatten bis zuletzt allerlei Anliegen. Aber dann gelang die Abfahrt. Er durchfuhr das Dorf mit seinen Gaffern. Der Augenblick und das einzelne blieben zurück. Die Welt war wieder weit. Die Morgenkühle tat dem Kopfe wohl. Er ließ sein Pferd gehen, wie es wollte und überließ sich selbst einer des Grübelns satten Ruhe.

Wolken standen am Himmel, weiß und geballt. Zuweilen wurde zwischen ihnen das tiefe, satte Blau sichtbar. Manchmal lag ein feines, stilles Sonnenlicht über einem Berghang. Herdenglocken tönten in der Höhe. In das Rollen der Wagenräder mischte sich dann und wann das Zischen und Glucksen des Flusses, der neben der Straße zog. Allmählich kehrte dem Sinn die alte Frische zurück. Die erste, aufpeitschende Begeisterung für ein neues Unternehmen war abgeflaut, der harte Wille, die Ausdauer mußten an ihre Stelle treten! Es sollte an ihnen nicht fehlen, dachte er, obgleich — — Fünfzig Jahre! Was waren fünfzig Jahre? Die Höhe des Lebens! Es gab Menschen, die auf dieser Höhe blieben weit ins Greisenalter hinauf! Manchmal — er seufzte leise — manchmal sehnte man sich nach Stille, nach Nicht-mehr-denken-müssen! Da hatten es Leute wie Zurmatten gut! In seiner weltverlassenen Hütte mit dem kleinen Mädchen um sich! Wie? Was? Wie kam das Mädchen in die Hütte, — die lebendige Jugend, ein Geschöpf, wie man es weit und breit nicht fand? Das Herz klopfte ihm. Das war lange her, daß er nach Mädchen ausgeschaut hatte! Seit sie ihm, dem Leutnant und guten Tänzer, nachgelaufen waren! An einem Ball hatte er ja auch die Anna — seine Frau kennengelernt.

Die Sonne geisterte über den Weg. Dann erlosch sie plötzlich. Und es war, als würde es kühler.

Steinmann blickte auf. Die Wolken hatten sich zusammengesponnen. Der Himmel hing jetzt voll nahen Regens oder Schnees. Eine leise Dunkelheit ging auch über seine Seele. Die Anna! Sie war immer auf sein Glück und Behagen bedacht gewesen. Sie klagte etwas viel, sprach von Verloren- und Verlassensein und von früheren besseren Zeiten. Aber man durfte ihr nicht unrecht tun. Sie hatte die Liebe.

Aber die kleine Meise! Ein hübscher Name! Man sollte nicht denken, daß ein alter, trockener Alltagsmann wie der Zurmatten auf einen so hübschen Gedanken kam: Meise statt Marie! —

Lange mußte Steinmann auch jetzt wieder an seinen Gedanken gesponnen haben, denn er fand sich plötzlich in Sicht von Unterfurka und seines eigenen Hauses. Seine Blicke umfaßten wieder Tatsachen: Gelbende Wiesen, tierdampfende Ställe, neue Holzbeigen am Wege! Der Alltag verlangte sein Recht. Jedes Ding sprach von Pflichten. Ein schwer geschäftiger Mann, stieg er bald darauf aus dem Fuhrwerk. Ein schwer geschäftiger Mann, klomm er die Treppe zu seiner Wohnstube hinan, betrat sie und fand die drei Frauen, die dort stets seiner Heimkehr warteten.

Ihre Liebe und ihre Neugier sprangen ihm entgegen, am raschesten aus den ernsten, leise bekümmerten Augen der Frau Anna, forschend, prüfend aus dem scharfen Blick der Mutter, etwas zerstreut aus dem Wesen Hessis, die einen Brief in Händen hielt und von dessen Inhalt eben noch mit Mutter und Großmutter gehandelt hatte.

Frau Anna trat auf ihn zu und nahm ihm wie immer Hut und Mantel ab.

Auch Hessi kam heran, und er küßte sie flüchtig auf die Stirn.

Der Mutter gab er die Hand und wunderte sich, wie häufig bei seiner Rückkehr, über ihre Rüstigkeit.

„Du bist wohl recht müde nach all den Geschäften?" fragte Frau Anna in ihrem klaghaften Ton.

Er wehrte ab. Er hatte es nicht gern, wenn man Mitleid in Worte brachte.

Aber Frau Katharina fragte von ihrem Ofenplatz her: „Was gibt es Neues?"

„Die Bahn ist beschlossen," erwiderte er. Er dachte mehr an die Tatsache, von der er sprach, als an die, denen er davon Kenntnis gab.

„Mein Gott, was wird dir das wieder zu tun geben?" meinte Frau Anna erschreckt. Wann häufte sich ihr nicht Angst auf Angst?

„Das sind Dinge, die vorübergehen," tröstete er ungeduldig. „Wenn die Bahn erst läuft, vergißt man die Bauzeit."

Er machte Miene, seine Arbeitsstube zu betreten. Aber Hessi hielt ihn zurück. „Ich habe einen Brief, Vater."

Steinmann wußte irgendwie sogleich, wer da geschrieben hatte. Er freute sich an der blonden Tochter, aber dem Briefschreiber billigte er nicht dieselbe Freude zu.

„Eine Einladung nach Seeburg zu einem Tanzfest," erzählte Hessi.

„Von Felix Huber," ergänzte Steinmann.

„Wieso weißt du das?" fragte Hessi.

„Ich bin nicht blind," erwiderte der Vater.

„Ich werde gehen," sagte Hessi selbständig.

„Es war dir schon lang zu still daheim," gab Steinmann zurück. Nun kam auch das! Eine mannbare Tochter! Vielleicht wurde bald Hochzeit!

Ähnliches dachte Frau Katharina. „Es werden viele Nüsse reif in letzter Zeit," sagte sie.

Frau Anna hatte, wie schon oft, den Wunsch, mit ihrem Manne von einer Sache allein zu handeln, die das innerste Leben der Familie beschlug. Sie sagte: „Man muß es sich recht überlegen, ob das Kind gehen soll."

„Warum? Wenn sie Lust hat," antwortete Steinmann. Er war schon nicht mehr ganz bei der Sache. Ihn beunruhigten wieder mehr die Pflichten, die in der Stube drüben auf ihn warteten.

Frau Annas Herz war beklommen. Vielleicht würde die Tochter fortziehen! Sie würde es vielleicht gern tun! Die Fäden, die sie alle zusammenhielten, waren locker. Sie spürte auch, wie ihr Mann nicht in die Tiefe dessen ging, was die Einladung Felix Hubers möglicherweise bedeuten konnte. Er stand schon auf der Schwelle der Nebenstube. Ob sie ihm folgte? Ob sie ihm gleich sagte, daß man sich über spätere Möglichkeiten klar werden müsse, ehe man Anfänge sich entwickeln lasse?

„Ich werde gehen," wiederholte Hessi.

„Wer hindert dich denn?" fragte Steinmann scherzend entgegen. Und schon verschwand er in der Schreibstube.

Frau Anna ging ihm nicht nach. Ihr Kopf sank ein wenig vornüber. Dann trat sie in den Flur hinaus. Er hatte nicht Zeit! Nicht für das, was sein eigenstes Haus betraf! Sie war sehr einsam.

Drinnen sagte Hessi zur Großmutter: „Was den Vater betrifft, könnte ich nach dem Mond reisen, es würde ihm nicht viel Gedanken machen."

Frau Katharina antwortete nicht sogleich. Sie sah alle die feinen Fäden, die zwischen den Menschen in diesem Hause spannen. Sie wußte, daß jetzt die Schwiegertochter wieder ihrer wirklichen oder vermeintlichen Verlassenheit nachgrübelte, daß Hessi nicht ganz unrecht hatte, und daß der Sohn doch nicht schuld war. Endlich sagte sie: „Dein Vater hat so viel auf sich genommen, daß wir ihm wenigstens unsere eigenen Angelegenheiten abnehmen müssen, wenn wir können."

„Ihr mögt recht haben, Großmutter," gestand Hessi zu.

„Er ist weit aus uns andern herausgewachsen," fügte Frau Katharina hinzu. „Man muß sich ein wenig nach seiner Länge zu strecken suchen."

Hessi nahm Feder und Tinte zur Hand. Sie war bereit, selber zu handeln. Aber ihre Entschlüsse waren noch nicht reif. Huber hatte ihr soweit ganz gut gefallen; aber sie war vorläufig auf Seeburg, die Seeburger Bekannten und eine Abwechslung gespannter als auf ihn.

Die Großmutter beobachtete sie. „Es eilt, scheint's," sagte sie in ihrer geraden Art und fügte hinzu: „Vielleicht geht deines Vaters Liebe nicht den gleichen Weg wie deine."

„Wieso?" fragte Hessi, das Gesicht von jähem Rot überschlagen.

„Wenn zwei harte Steine einmal zusammenschlagen, könnte es Funken geben," antwortete die Alte.

„Vielleicht sind sie in ihren politischen Anschauungen verschieden," wehrte sich Hessi, „aber zwischen Mensch und Mensch muß das Menschliche entscheiden."

„Sollte," entgegnete die Alte mit verächtlich verzogenen Lippen.

Hessi hörte es nicht recht. Und sie nahm auch die Dinge des Lebens noch nicht schwer. Sie schrieb schon an der Zusage für Huber.

Frau Katharina schaute ihr zu. Als sie sie über eine Wendung des Briefes nachdenken sah, sagte sie: „Als dein Großvater starb, habe ich gemeint, ich möchte nun sobald als möglich auch aus Stube, Haus und Leben fort. Aber dann kam mir die Lebenslust wieder. Die Zeit spinnt und spinnt. So viel sehe ich werden hier von meinem Stuhl aus, daß mir die Lust am Sterben vergangen ist. Ich will noch von vielem wissen, wie es ausgeht." Sie kicherte in sich hinein.

‚Wie eine Eule sieht sie aus,' dachte Hessi. Aber sie hätte nicht gewagt, über die alte, seltsame Frau zu lachen.

*

Der Alltag ratterte dahin wie ein Leiterwagen, der über grobes Dorfstraßenpflaster dahinpoltert. Er bestand für Jakob Steinmann aus einem solchen Maß von Arbeit, daß er eine Woche lang kaum länger aus seiner Schreibstube kam als die Mahlzeiten und die Aufsicht über seine Knechte erforderten. Neben ihm klapperte jetzt eine Schreibmaschine. An der saß das Mädchen, das er sich gedungen hatte, weil er selber mit der Feder längst nicht mehr nachkam. Wer das Geplapper der Maschine verstand, der konnte feststellen, wie Steinmann am Steuerrad seiner Betriebe stand. Durch die redselige Maschine gab er seine Kommandorufe nach den Baustellen der neuen Bahn, in die Brüche, in die Gasthöfe am Joch, in Andersluh und Oberwald weiter. Mit der Maschine klapperte es in seinem Kopfe: Gra=

nitbestellungen, Aktienzeichnungen der Bahn, Fortschreiten der Umbauten in seinen Gasthöfen, Erträgnisse der Sennereien, des Viehhandels, der Holzschläge aus den Waldungen! Eines löste das andere ab. Er verdoppelte sich in der Arbeit.

Zuweilen erfüllte ihn das Bewußtsein seiner eigenen Leistung. Dann wurden seine Schritte leicht. Er summte und pfiff vor sich hin, kam mit hellem Gesicht zu den Mahlzeiten und scherzte mit Familie und Gesinde.

Zu anderer Zeit ließ ihn irgendein Geschäft nicht los. Er grübelte in sich hinein, war wortkarg und leicht gereizt. Wenn eine der Frauen mit kleinen Anliegen an ihn kam, fuhr er sich mit der Hand über die Stirn. Seine Brauen fuhren zusammen. Kleinigkeiten empfand er als Last.

Frau Katharina hatte die Augen auf ihm und schwieg. Sie mutete ihm keine eigenen Angelegenheiten zu. Frau Anna wünschte dasselbe zu tun, aber ihre Seele war wie ein angstvoll flatternder Vogel und suchte die schützende Hand, in die sie schlüpfen konnte. Sie wartete am Tage umsonst auf den Augenblick, da sie mit ihrem Mann von Dingen sprechen konnte, die ihr am Herzen lagen, von seiner eigenen Überlastung, von Hessi, vielleicht sogar einmal davon, daß er ihr selbst so ganz verloren ging.

Die Abende kamen. Steinmann setzte sich selten mehr wie früher an den Familientisch. Wenn er es tat, vergrub er sich in die Zeitung. Er liebte es nicht, dabei gestört zu werden. So wagte auch Frau Anna nicht, ihn zu unterbrechen. Es war ja gut, wenn er irgendwie ruhte! Mochte er es auf seine Weise tun!

Jeder Tag floß dann freilich in e i n ungestörtes Zusammensein aus. Das war in der Nacht. Die gemeinsame Schlafstube lag über dem großen Wohnzimmer, war wie ein Saal, und die Möbel, zwei Betten, ein paar Strohstühle, ein alter Lederlehnsessel, der Waschtisch und eine Kommode verloren sich darin und vermochten ihr nichts von der Kahlheit zu nehmen. Die Stube war noch nie geheizt worden, sie hatte aber selbst im Sommer etwas Kaltes, und in diesen Spätherbsttagen war es, als blase schon der Winter aus ihren Ecken. Frau Anna fror. Sie entkleidete sich rasch und schlüpfte unter die Decke. Ihr Mann legte sich selten gleichzeitig mit ihr zu Bett. Aber der Schlaf kam ihr nie, ehe sie ihn nicht auch im Zimmer wußte. Ihm hatte kein Frost etwas an. Er wusch sich jeden Abend kalt. In der ganzen Wucht seiner langen Gestalt stand er da und ließ das Wasser über Brust und Rücken laufen. Sein volles, krauses Haar näßte er, und das Wasser lief aus ihm auf seine breiten, weißen Schultern.

Frau Anna schaute ihm heimlich zu und wurde kleinlaut. Er war so viel kräftiger und unbekümmerter als sie selbst! Sie bewunderte ihn mehr denn je. Immer neue Dinge fand sie an ihm, die sie über seine Lebenszäheit staunen ließen.

Manchmal fragte er, ohne sich umzusehen: „Schläfst du schon?"

Wenn sie verneinte, begann er von Alltagsangelegenheiten zu sprechen, einer Magd, die entlassen oder neu angestellt, einem Wein, der eingekellert werden sollte, oder dergleichen. Einmal gedachte er Frau Katharinas, sagte, daß sie ihm erkältet scheine, oder ein andermal, daß sie sich erstaunlich aufrecht halte. Auch über Hessi verlor er wohl ein Wort. Daß aber auch sie, Frau Anna, noch da sei und ihre Sorgen und Wünsche habe, schien er ganz vergessen zu haben.

Wenn er endlich sich auf sein Lager streckte, dann tastete wohl ihre kleine, ein wenig schmerzliche Hand zu ihm hinüber und suchte die seine, die er ihr willig reichte. Und dann versuchte sie ein paarmal von den tiefen Dingen zu sprechen, die nur zwischen ihnen allein lagen.

„Nun sind es schon über 25 Jahre, daß wir beisammen sind," oder, „Wie gut das ist, wenn du da bist. Du bist so oft unterwegs," oder wiederum: „Hoffentlich bin ich dir nicht verleidet, Jakob."

Nicht sowohl der Sinn ihrer Worte als vielmehr der wehmütige Klang ihrer Stimme tönte in ihn hinein. Er, der nie aufgehört hatte, ihr gut zu sein, begriff ihr Verlangen nach Güte und Zärtlichkeit. In einem unwillkürlichen Trieb halb des Mitleids, halb einer erinnerungsvollen Liebe, strich er ihr dann über Stirn und Wange, küßte sie und sagte etwa: „Ja, das Leben vergeht, man merkt nicht wie," oder: „Das ist nun eben nicht zu ändern, daß ich viel außer Hause gehe," oder endlich: „Wie solltest du mir verleidet sein, da ich dich mehr brauche als je."

Solche Worte und solches Wesen lullten für den Augenblick ihre heimlichen Schmerzen ein. Aber bald fühlte sie heraus, wie wenig lange sein Geist bei ihr und ihrem Anliegen verweilte. Vom Tage erschöpft, verfiel er mitten aus der Unterhaltung in Schlaf. Oder aber Dinge, die ihm wichtiger waren als sie, rissen ihn in sein gewohntes Grübeln.

Dann lag sie noch verzagter als vorher lange wach. Heimlich kamen ihr die Tränen. Sie drückte den Kopf tief in die Kissen und biß die Zähne zusammen, damit er ihr leises Weinen nicht höre. Sie verzehrte sich in

einem Empfinden grenzenloser Verlassenheit und selbstquälerischer Einsicht, daß sie um dieses lebensstarken, lebenssüchtigen und lebensmächtigen Menschen willen die eigenen Wünsche viel tiefer in sich selbst begraben sollte.

Es gab auch Nächte, da er müde und reizbar ihre weiche Art als Last empfand. Ungeduld erwürgte dann seine Liebe. Rasch sprang ihm ein heftiges Wort auf die Zunge und brachte Verstimmung, Streit und vermehrte Tränen Frau Annas. Sie lockerten die Bande ihrer Zusammengehörigkeit. Jakob Steinmann vergaß das über seinen hundert Pflichten rasch wieder. Frau Anna trug die Erinnerung daran mit sich herum, und die grauen Fäden in ihrem lichtbraunen Haar wurden zahlreicher, nicht um der Jahre willen.

In Jakob Steinmanns Nächten war aber jetzt noch ein anderes. Es kam von irgendwoher aus einem Übersinnlichen oder einer Wesensuntiefe. Vielleicht war es ein Drang nach Schönheit. Vielleicht war es Sünde.

Sein Schlaf war längst nicht mehr ununterbrochen. Dazu war sein Geist am Tage zu angespannt. Er schreckte zuweilen jäh auf und die Erinnerung an irgendein unterlassenes oder noch zu besorgendes Geschäft fing an ihn zu behelligen. Unruhe peinigte ihn dann. Er spürte alle Last der Pflichten schwerer als je, die Ärgernisse, unter ihnen auch die Verstimmung über Frau Annas Empfindsamkeit, stachen ihn wie kleine Dornen, und eine jähe und übermächtige Sehnsucht nach Ruhe, nach einem tiefen Atemholen und Rasten erfaßte ihn. Dann stieg in seinen Gedanken wie eine Fata Morgana das Haus in der Schöne auf, der weißbärtige Mann mit dem Heiligenkopf, der sein Leben lang in der Einsamkeit gewohnt und einsam zu sein gelernt hatte. Und seine Enkelin, die Meise. Das Bild hatte etwas Merkwürdiges, etwas von dem Schimmern eines kleinen Sternes inmitten eines dunklen, wolkenüberzogenen Himmels. Es verlor nach und nach den Charakter eines Bildes. Und nur ein einziges Menschengesicht blieb zurück. Wo kam es her? Er hätte das nicht zu sagen vermocht. Es war ein Stück Jugend, das in ihm aufstand, etwas längst vergangenes, längst nicht mehr gültiges. Und war doch wiedergekommen. Nun sah er ganz deutlich die schmalen, stillen Züge der Meise, die niedere, dunkel und fein überbraute Stirn, den kleinen Mund, die Augen, hilflos, versonnen, von unschuldigem Vertrauen erfüllt.

Er lag ganz still während dieser nächtlichen Heimsuchung. Etwas löste und erlöste ihn aus sich selbst. Aus dem Bett des vom Tage erschlafften, aus dem Leben des auf der Höhe stehenden, von hundert Plänen erfüllten, von hundert Pflichten gefesselten, tat er dann eine Wanderung in ein ganz anderes Land. Vielleicht war er blind, sein Sinn von einem kühlen Fieber verwirrt. Vielleicht führte ihn eine fremde Hand. Er fühlte sich unendlich frei und leicht. Und auf einmal ging die kleine Meise neben ihm. Sie schritten dahin ohne viel Redens, ohne daß Hand und Hand sich berührten. Er suchte nach Worten, die er zu dem Mädchen sprechen könnte, fand sie nicht und war zufrieden zu schweigen, zufrieden zu schreiten, Meilen und Meilen weit. Die Welt fiel von ihm ab, und es tat ihm nicht leid; denn diese Stunde, in der niemand war, als nur Meise und er, genügte ihm ganz.

Dieses seltsame Bild der Nacht wiederholte sich und floß aus dem Schlaf in sein Erwachen über. Nun lag er auf dem Rücken, spann die Gedanken weiter und fühlte den Wunsch in sich, in Wirklichkeit die beiden Menschen wiederzusehen, mit denen sich seine Seele im Traum beschäftigt. Warum nicht wieder einmal hinausfahren? Warum nicht eine Stunde bei ihnen sitzen, deren Ruhe ihm wohltat! Warum nicht? Es schien ihm, daß er seit vielen Jahren nicht etwas so Schönem begegnet.

Einmal mitten in diesen Gedanken fühlte er Frau Annas tastende Hand auf Arm und Stirn. Er erschrak.

„Kannst du nicht schlafen?" fragte sie mit zärtlicher Sorge.

„Nein," erwiderte er, ungeduldig über die Störung.

Sie aber begann wieder zu klagen, er verliere Schlaf und Gesundheit ob der Überlast seiner Pflichten.

Er antwortete nicht sogleich. War es so? fragte er sich. Dann nahm er sich zusammen und tröstete sie: „Sorge dich nicht. Schlafe nur weiter." Und er drehte sich selbst auf die Seite.

Sie glitten wieder auseinander, jedes um weiter allein seinen Gedanken nachzuhängen. —

Indessen rückte der Tag heran, an dem Hessi, Felix Hubers Einladung folgend, nach Seeburg hinunter sollte. Noch immer kannte Frau Anna ihres Mannes eigentliche Ansicht über diese Einladung nicht.

Hessi war nicht zaghaft. Sie sprach bei allen Mahlzeiten von der Zusage, die sie Huber gegeben.

Steinmann schwieg sich aus.

Frau Anna nahm an, daß er keinen Einspruch erheben werde und ließ daher den Dingen ihren Lauf.

Hessi aber freute sich mit der ganzen Lust ihrer Jugend. Sie hing an Vater und Mutter, aber seit sie von der Schule zurück war, war es, als sei eine der Wurzeln, mit denen sie im Elternhause festgewachsen war, locker geworden. Irgend etwas behagte ihr nicht. Sie hätte nicht zu sagen gewußt, was es war. Vielleicht ahnte sie, daß Vater und Mutter weiter auseinander standen als früher. Aber da kein eigentlicher Unfriede bestand, dachte sie nicht tiefer darüber nach. Der Vater ging seine eigenen, weiten, arbeitssteilen Wege. Sie konnte und wollte ihnen nicht folgen. Die Welt der Mutter war klein und eng. Sie genügte ihr nicht und interessierte sie nicht. So hatte sie eben begonnen, ihr eigenes Leben zu leben. Es vollzog sich das, was die Wenderin Zeit immer und überall vollbringt: die Kindesliebe ebbte ins Innere des Herzens zurück, die Eigenliebe wucherte darüber hinaus. Manchmal dachte sie daran, daß der Vater auf der Höhe des Lebens stand. Die naturgemäße Empfindung seiner Zeitlichkeit warf ihre ersten Schatten in ihre Seele. Unbewußt begann sie das eigene Geschick von dem seinen zu scheiden. Seit Felix Hubers Besuch waren ihre Gedanken diesem häufig gefolgt. Er schien ein ernster, verläßlicher Mann aus guter Familie mit allen guten Zukunftsaussichten! Mit verständiger Nüchternheit erwog sie die Möglichkeit, daß aus der ersten Einladung sich engere Beziehungen entwickeln könnten.

Am Vorabend des Tages, an welchem sie nach Seeburg zu fahren gedachte, bat sie Steinmann, Jost, den Knecht, zu beauftragen, daß er rechtzeitig Pferd und Wagen bereithalte.

Am Tische bei den andern sitzend, kam er zu dieser Familienangelegenheit wie zu vielen andern mit den Gedanken weit her aus seinen Geschäften. „Ach so, der Ball!“ sagte er. „Ich hatte das vergessen. Nun ja, das Beinschlenkern ist ja jetzt Mode.“

„Das Tanzen ist weniger wichtig als der Partner,“ wandte Frau Katharina ein.

Das weckte Steinmanns Erinnerung. Die Gestalt Felix Hubers trat vor ihn. Ein Mißbehagen stieg auf, er hätte nicht zu sagen vermocht, woher es kam. Aber er verwand es sogleich. Was lag schließlich an einem Ball? Und wenn er und die Einladung dazu und dieser Huber dennoch etwas bedeuteten — Man mußte alles an sich herankommen lassen!

„Der oder ein anderer,“ warf er hin, nahm seine Zeitung wieder auf und verlor sich in einen politischen Artikel.

Die drei andern wußten nicht recht, was er mit seinen orakelhaften Worten gemeint hatte, aber — er las. Sie wollten ihn wieder nicht stören. Die Gelegenheit von Hessis Interessen zu sprechen ging abermals vorbei.

Am Nachmittag des nächsten Tages jedoch fuhr Hessi Seeburg zu. Ihr Sinn war so hell wie ihr schönes, blondes Haar und ihre Freude so weich wie ihre wohlgeformten Arme. Ihr Sinn ging nicht nach Unterfurka und zu den Ihrigen zurück. Ihre Freude stieß vorwärts, den Dingen zu, die sie erwarteten.

Am Ende ihres Weges stand ein schönes, altes Haus in einem großen Garten. Eine Gittertür von prachtvoller Schmiedearbeit wurde geöffnet, und in ihrem Rahmen stand der blonde Landrat Huber mit vergnügtem Gesicht. Der heitere, ungezwungene Empfang, den er ihr bereitete, entzückte Hessi. Er führte sie ins Haus, in einen hallenden Flur mit Sandsteinboden und gebohnter Nußbaumholztreppe, in hohe, sehr geräumige, mit altväterlicher Gediegenheit eingerichtete Stuben. Sie fand seine Eltern, seinen durch Liebenswürdigkeit ebenso wie durch politische Schlauheit bekannten Vater und Rechtsanwalt und seine zurückhaltend ernste Mutter. Sie hatte das Gefühl, daß sie bei diesem ersten Besuche einer heimlichen, aber scharfen Augenprüfung unterzogen werde. Sie schien etwelchen Verdacht zu erregen, und sie mußte an den Vater denken und daß er es vielleicht sei, um dessentwillen man ihr mit zögernder Freundlichkeit begegne. Sie war aber ein tapferes und unbekümmertes Ding und ließ sich die Laune nicht durch Bedenken stören. Mit Frau Huber saß sie auf dem Kanapee. Auch die Männer setzten sich. Eine Magd brachte Süßwein und Gebäck. Der gewandte Rechtsanwalt riß die Unterhaltung an sich und nannte es eine Ehre, daß eine Tochter des — er lächelte verbindlich — gemäß Steuerregister finanzkräftigsten Kantonsbürgers als Gast in seinem Hause weile. Dieser väterliche Vorzug war sichtlich einer der Gründe, warum er dem Gefallen, das sein Sohn Felix an Hessi gefunden, keinen Widerstand entgegensetzte. Freilich stellte er im stillen noch andere Faktoren in Rechnung, war aber gewillt, das schließliche Ergebnis in langsamer Erwägung und ohne Voreingenommenheit herauszurechnen. Er setzte dann ein Gespräch in Schwung, das merkwürdigerweise nur zwischen ihm und dem Sohne statthatte, während die Frauen geduldig zuhörend auf ihren Sofaplätzen saßen. Es sei ebenso merkwürdig als bewundernswert, welche Großkaufmannsbegabung seit Jahren Herr Jakob Steinmann entwickle, führte er zunächst aus, worauf Felix bemerkte, allerdings gebe es im Kanton bald

keine Unternehmung mehr, in der nicht Steinmanns Hand und Geist zu spüren sei. Dann wieder der Vater: Man dürfe jenem das Verdienst nicht absprechen, daß er einen großen Aufschwung in die wirtschaftliche Entwicklung des kleinen Landes gebracht habe. Und der Sohn: Steinmann besitze einen weiten Blick und eine Energie wie wenige.

„Auch eine nicht ganz kleine Dosis Glück," fügte hier der Vater mit lächelnder Bosheit ein.

„Du nennst das Glück, Vater," widersprach Felix. „Im Grunde sind wir doch alle nur Wachs in den Fingern der Zeit, die uns nach ihren ewigen Gesetzen formt und uns ausschaltet, wenn unsere Stunde gekommen ist."

Hessi blickte Felix Huber in das helle, doch von einer starken Entschlossenheit durchleuchtete Gesicht und begann sich an ihm wieder wie bei der ersten Begegnung zu freuen. Zugleich war ihr, als erlitte das Ansehen ihres Vaters einen leisen Stoß. Vielleicht war es aber nur, daß sie in ihre Schätzung neben jenem einen neuen Gegenstand, nämlich Felix Huber, aufnahm und daher ihr Herz zu teilen begann.

„Vorläufig," fuhr Vater Huber fort, „hat auch unsere Regierung einen starken Rückhalt an Jakob Steinmann. Es bedeutet viel, auf welcher Seite er mit seinen Anhängern und Abhängigen steht."

„Vorläufig," wiederholte Felix mit einem Nachdruck, der Hessi auffiel, ohne daß sie recht wußte, was sie daraus machen sollte.

Die beiden Männer schienen vom Gespräche sichtlich befriedigt.

Hessi hatte ein bißchen das Gefühl, als läge hinter ihm eine Absicht und hätten die beiden ihre Einmischung irgendwie erwartet. Aber noch ehe sie sich Bedenken machen konnte, brachte Vater Huber mit eleganter Höflichkeit die Rede auf viel näherliegende Dinge, die Einladung und den Ball von heute abend. Man tauschte Dank und Gegendank, machte Worte, wie gütig es von Felix Huber sei, einzuladen und von Hessi, zu kommen.

Die stille Mutter fügte ein, der Sohn könne heute abend mit seiner hübschen Tänzerin wahrlich Staat machen. Und der Vater vergrößerte die Schmeichelei und sagte, daß die Teilnahme der Tochter Steinmanns an einem Seeburger Fest schon allein ein Ereignis für den Ort bedeute.

Hessi fühlte sich von Wellen der Höflichkeit angenehm gewiegt. Ihr Herz geriet in eine halb ängstliche, halb frohe Bedrängnis, die sich steigerte, als sie sich später mit Felix Huber allein sah.

Der Ball in den Sälen des Gasthauses zum Löwen verstärkte diese Unruhe noch. Felix Huber war kein hervorragender Tänzer, aber er sprach dafür vernünftigere Dinge als Balljünglinge sie gewöhnlich aus leeren Gehirnkasten suchen. Er zeigte sich Hessi immer mehr als ein ernster Mensch von sichern Zielen und festen Vorsätzen. Er erzählte ihr vom Leben im Hause seiner Eltern und sie gewann den Eindruck einer starken Familienzusammengehörigkeit. Dann brachte er die Rede auf die Politik des Landes und bedauerte die Parteizersplitterung. Er schien aber dem früheren mehr konservativen Regiment, wie aus seiner Herkunft erklärlich, weniger abgeneigt, als seine jetzige Zugehörigkeit zur liberalen Partei erwarten ließ.

Ein Wort ließ auch hier sie wieder aufmerken. Sie und Felix standen sich selbst überlassen in einer fernen Ecke des Saales. Die Musik setzte aus. Tänzer und Tänzerinnen lehnten und saßen an den Wänden.

„Man muß," sagte Felix, „im Leben ein festes Ziel im Auge haben. Dieses, nicht der Weg dazu, ist wichtig. Man kann sich ruhig eine Weile für etwas anderes ansehen lassen, als man wirklich ist."

‚Sagte er das von sich selbst?' dachte Hessi. Dann war sie ihm dankbar für seine Offenheit. Sie erinnerte sich auch, wie ihr Vater seinem Zweifel an ihm Ausdruck gegeben. Aber sie war schon bereit, eher seine als des Vaters Partei zu nehmen. Sie betrachtete ihn mit einem schelmischen Lächeln. Vielleicht hatte er etwas von der schmiegsamen Schlauheit seines eigenen Vaters geerbt. „Ihr Männer gebt einem gern Rätsel auf," sagte sie.

Felix Huber fühlte ihr wachsendes Vertrauen. Er drückte ihren Arm an sich. Sie sträubte sich nicht. Seine Freude an ihr wuchs zu einem hellen Feuer. Aber er vergaß nicht, daß sie Jakob Steinmanns Tochter war. Er blieb ruhig und überlegte klar. Warum sollte er nicht eine reiche Frau und eines einflußreichen Mannes Tochter zur Frau nehmen, gleichviel ob seine Wege andere als die ihres Vaters waren?

Als gegen Morgen Felix Huber und Hessi Steinmann von diesem Ball nach dem Elternhause Hubers schritten, gingen sie eng aneinander geschmiegt, tauschten zuweilen vielsagende Blicke und schieden zu Hause mit einem langen Händedruck für den Rest der Nacht. Sie waren aber noch keine Liebesleute. Irgend etwas hielt sie noch zurück, sich auszusprechen. Vielleicht die Empfindung, daß bei der Wand, die das eine Vaterhaus vom andern trennte, Vorsicht und Geduld geboten sei. Aber ihre Entschlüsse waren reif,

ehe sie es sich selbst gestanden. Und heimlich hatten sie schon das Glücksgefühl erfüllter Wünsche in sich.

*

Der Besuch Hessis im Huberschen Hause wurde sowohl in diesem, wie in dem ihres Vaters eifrig besprochen. Das Hubersche Elternpaar lobte aus wirklicher Freude an dem frischen Mädchen des Sohnes Wahl, obwohl sie, der Vater mit der Vorsicht des Politikers, die Mutter aus gewohnter Zurückhaltung, es vermieden, diese Wahl schon als eine fürs Leben, nicht nur für einen Ballabend getroffene zu bezeichnen. Auch Felix Huber selbst erwähnte mehr die äußern Vorzüge Hessis, ihre heitere Zutunlichkeit, ihre Gewandtheit im Tanzen, ihr schönes Ballkleid, als jene stilleren und heimlicheren Begleiterscheinungen, die ihr Besuch gehabt. Erst ein paar Tage später, als er mit seinem geschmeidigen Vater unter vier Augen stand, meinte dieser: „Es scheint mir des Überlegens wert, ob du das Band zwischen dir und Jakob Steinmanns Tochter nicht fester knüpfen sollst.“ Und Felix antwortete dann, während die tiefe menschliche Freude, die er an Hessi hatte, alle sonstigen klugen Erwägungen übertönte: „Ich bin mit meiner Überlegung schon beinahe zu Ende.“

Es war aber bezeichnend für die Selbstbeherrschung und politische Schulung der beiden Männer, daß sie selbst jetzt nicht auf eigentliche Tatsachen kamen, das Wort Hochzeit weder aussprachen, noch von dem weiter handelten, was nun zunächst zu geschehen habe. Der Vater überließ dem Sohne vertrauensvoll die künftigen Schritte und Felix begab sich gelassen an seinen Posten eines Kanzleidirektors, den er im Rathause noch innehatte, sandte auf dem Wege und unter der Arbeit Gedankengrüße nach Unterfurka hinauf und legte sich zurecht, daß seine nächste Handlung, die angeknüpften Beziehungen im Schwung zu halten, wohl die Aufnahme eines regen Briefwechsels mit Hessi sein könnte.

Im Hause Steinmann schlugen die Wellen etwas höher. Hessi ging am Tage nach ihrer Heimkehr singend und mit beschwingteren Schritten durch Flur und Stuben. Die Abwechslung, die ihr die Reise nach Seeburg gebracht, wirkte noch in ihr nach. Sie war entschlossen, sich auch in Zukunft nicht mehr in ihrem Bergnest einsperren zu lassen. Seeburg hatte ihr gefallen, noch mehr das Hubersche Elternpaar und am allermeisten Felix Huber selbst. Sie wußte, daß sie die Lebendigerhaltung der angeknüpften freundschaftlichen Beziehungen nun Felix überlassen mußte, aber ebensogut, daß er es an dahinzielenden Bemühungen nicht fehlen lassen werde. Da sie aber einsah, daß einer Verbindung der beiden Familien, der alten Huberschen und ihrer mehr durch Reichtum als durch Herkunft im Ansehen stehenden eigenen vielleicht noch Hindernisse erwachsen könnten, verlor auch sie noch nicht allzuviel Worte über Dinge, die noch ungeklärt waren. Dabei hatte sie es mit der stillen Mutter nicht schwer. Frau Annas Neugier stand nur in ihren ängstlichen Blicken. Sie fragte nicht weiter, als Hessi die Liebenswürdigkeit des Huberschen Elternpaares rühmte, des Sohnes aber nur beiläufig Erwähnung tat.

Frau Katharina setzte ihr härter zu. Sie saß aufrecht in ihrem Lehnstuhl und hielt ihre Augen mit den schwarzen, herrischen eigenen fest. „Das will irgendwo hinaus,“ sagte sie. „Was Huber heißt, hat noch nie so viel Mühe aufgewendet, ohne daß eine Absicht dabei gewesen wäre. Ich möchte also wissen, wie du selbst dich dazu stellst,“ fügte sie hinzu.

Hessi zuckte ein wenig unter dem Verhör; aber dann gestand sie eigenwillig: „Felix Huber hat mir von Anfang an gefallen. Das hat sich nicht geändert. Im Gegenteil.“

Frau Katharinas Blick ging nach innen.

Nachdenklich saß Frau Anna zwischen Mutter und Tochter.

„Die Mühlen mahlen,“ sagte die Alte. „Ich bin gespannt, was wird.“

Jakob Steinmann hatte an diesem Morgen sein Tagwerk noch früher als sonst begonnen. Hessis Rückkehr hatte ihn noch nicht beschäftigt. Um die Mittagszeit stieg er mit weiten Schritten von einer hoch über Unterfurka gelegenen Bergweide nieder, wo er mit Jost, dem Knechte, zusammen vor dem Herbstheimtrieb das Vieh gemustert und die marktreifen Tiere bezeichnet hatte. Der Gang hatte ihn erfrischt. Er ließ den Gedanken Muße zur Streife. Gute Nachrichten waren eingelangt. An einer Ausstellung waren verschiedene Tiere seiner Zucht mit ersten Preisen ausgezeichnet worden. Franz, sein Neffe, meldete das Eintreffen weiterer Bestellungen in Anderfluh und daß Aussicht sei, auch dem neuen Wintersportplatze Oberwald Gäste zuzuweisen. Am Bau der Zahnradbahn würden bald die ersten Sprengschüsse fallen. In den Granitbrüchen mehrten sich die Aufträge. Tonini schrieb, er habe die nun in Oberwald untergebrachte Arbeiterverstärkung jetzt um ein weiteres Dutzend vermehrt, um noch vor Wintereinbruch so viel Lieferungen als möglich zu bewerkstelligen. Vorwärts ging es überall! Steinmanns Brust weitete sich von Freude.

Jetzt fiel ihm ein, daß auch Hessi von Seeburg zurück war. Hm! Gingen auch da Dinge vor, denen er Aufmerksamkeit schuldete? Sollte sein einziges Kind in die alte Familie der Hubers — — Und wenn ja, bedeutete es Gewinn oder neue Last? Er reckte sich. Abwarten! Er stand, wo er stand! Und fürchtete sich nicht vor Möglichkeiten. Dann wurde in ihm etwas weich. War für Hessi die Liebeszeit da? Mein Gott, es war lange her, daß er um derlei Dinge gewußt hatte. Aber heute bewegte ihn der Gedanke. Und auf einmal fiel ihm Meise wieder ein. ‚Wie kam das?' dachte er. Vielleicht, weil sie jung war wie seine eigene Tochter! Vielleicht, weil sie einsam war! Für jede von diesen Mädchen kam einmal die hohe Zeit. Was ginge ihn sonst diese eine an? Ihn, den alternden, den Mann — der Frau Anna.

Frau Anna! Er hob die Hand an die Stirn. Tat er ihr unrecht? Weil ihm das Mädchen da oben zu denken gab? Weil ihm die Freude aufblühte, wenn er an sie dachte?

Wieder riß er sich zusammen. Was grübelte er da? Als müßte er andern Rechenschaft geben! Hatte er je gezögert, wenn er den Willen gehabt hatte?

Marie Zurmattens Gestalt wurde deutlicher. Warum hatte er sie so lange nicht wiedergesehen? Warum war er nicht mehr in der stillen Stube bei ihr und dem alten, genügsamen Mann gewesen? Stärker als bisher gelüstete ihn eine neue Fahrt. Übrigens mußte er nach den Brüchen sehen, ehe sie für den Winter geschlossen wurden, dachte er.

Viele Dinge traten in den Hintergrund. Auch Hessis Angelegenheit! Er empfand immer noch, daß die Zeit, die allmächtige, am Werke war und Dinge wendete, ohne daß er viel dazu oder davon tun konnte. Aber es galt ihm im Augenblick nichts. Er dachte nur an die Fahrt nach den Brüchen und — — Einen frohen Tag wollte er sich wieder einmal machen. Mitten in aller Last! Niemand sollte ihn hindern! Nein, auch Frau Anna nicht!

Der Dorn stach ihn wieder. Einmal, vor langer Zeit hatte er auch sie — —

Er biß die Zähne zusammen. Was quälte ihn denn? Als ob etwas wäre an dieser Fahrt!

Lust überwand Bedenken. Er war kein Zauderer! Bald wollte er nach den Brüchen! Sehr bald!

Sein Gang war rasch, als er sich der Haustür näherte. Die Tür flog weit auf, als er in die Wohnstube trat.

Die drei Frauen hoben erstaunt die Köpfe. Dann sah er Hessi am Fenster stehen.

„Bist in Gedanken noch in Seeburg unten?" fragte er aufgeräumt.

„Es gibt einem schon zu denken," meinte sie schwerblütiger, als es sonst ihre Art war.

Da erwiderte er in irgendeinem plötzlichen und aus eigener Entschlossenheit stammenden Einfall: „Nur nicht viel Bedenken! Zupacken, wenn es Zeit ist!"

Hessi wußte nicht, was sie von seinen Worten halten sollte. Hatte er sich denn Mühe genommen, zu überlegen, was sie beschäftigte? Es war ihr ein wenig leer im Herzen.

Frau Anna saß verloren da.

Aber die Mutter ging mit ihm. „Der Zeitwagen rollt," sagte sie. „Es muß schon ein Besonderer sein, der ihm nicht den Lauf lassen muß."

Die Verwandtschaft zwischen ihr und dem Sohn trat wieder zutage. In beiden war dieselbe Wucht des Willens, in beiden die Erkenntnis der menschlichen Ohnmacht und doch in beiden noch der Trotz und die Kraft.

Frau Anna schwieg und wartete wie immer.

Aber Hessi spann ihre eigenen Pläne. Wann kam wohl eine Antwort aus Seeburg auf den Dankbrief, den sie dorthin gesandt? Wann kam wieder Besuch von dort?

„Ich fahre bald nach Anderhalden," sagte dann Steinmann. Er tat es nicht mit der gewohnten Selbstverständlichkeit. Er hatte eine kleine Hemmung dabei, immer noch als sei an der Fahrt etwas Besonderes. Und er fühlte sich erleichtert, als niemand etwas von solcher Besonderheit zu gewahren schien.

Frau Katharina allein hatte aufgemerkt. Sie machte große Augen. Der Sohn schien immer größeres Gewicht auf die Brüche zu legen! Aber sie sagte nichts von dem, was sie dachte.

Steinmanns gute Laune steigerte sich. Er fühlte einen Weg wieder frei, auf den er sich mehr freute, als er sich selbst eingestand. „In kurzer Zeit werden die Brüche wieder in den Winterschlaf fallen," erzählte er aufgeräumt. „Es ist wirklich wie ein Einschlafen, wenn die Hämmer hinter den Tannen still werden und der Schnee die Granitbrocken zudeckt, wie eine ordentliche Hausfrau ihre Sonntagsmöbel."

Behaglichkeit kam in die Stube. Es war eine Seltenheit, daß der Hausherr so gesprächig war.

Und halb wider Willen, halb aus einem heimlichen, unverstandenen Drange heraus, fuhr Steinmann weiter: „Still wird es dann da oben, wie auf einem Friedhof. Und doch bleiben noch Menschen dort. Habe ich euch schon einmal von Zurmatten erzählt, von dem alten Bahnwärter, der das Schönegut



Bildnis. Gemälde von Christian Schad

(Wien, Sammlung Benkö)

neben den Brüchen gekauft hat? — Nein, wie sollte ich?" unterbrach er sich selbst und fuhr fort: „Der ist ein merkwürdiger Mensch, hat immer einsam gewohnt, braucht niemand und sonst nicht viel. Er ist wie der leibhaftige Friede, sieht etwa aus wie Sankt Petrus mit seinem Jüngerjesuskopf."

„Es sind mehr Menschen einsam in der Welt, als man weiß," sagte Frau Anna. Ihre Stimme weckte den Eindruck, daß sie an sich selbst dächte, obgleich sie diesmal es mehr von der Allgemeinheit gemeint hatte und ob ihres Mannes Zutunlichkeit ganz zufrieden war.

Steinmann fühlte sein Gesicht heiß werden. Verdruß stieg in ihm auf. Fing nicht Frau Anna an, ein ewiger Vorwurf zu sein? Aber sogleich tat sie ihm wieder leid. Er zögerte jedoch von Meise zu sprechen, deren Name ihm schon auf der Zunge gelegen. Das dauerte indessen nicht lang. ‚Was sollte dabei sein?' dachte er. ‚Warum sie nicht nennen? Im Gegenteil! Daraus brauchte man doch kein Geheimnis zu machen!'

„Zurmatten hat übrigens eine Enkelin, die bei ihm lebt," erzählte er darauf weiter. „Ein anmutiges, blutjunges Ding! Es geschieht zuweilen, daß irgendwo ganz im Versteckten so ein Wunder wächst."

Er vergaß die Dasitzenden. Er sah Marie Zurmatten. Er folgte ihr mit den Augen, wie sie langsam vor seinem Blick wandelte.

„Wenn sie etwa etwas nötig hätten — es sind gewiß arme Leute —" sagte Frau Anna. Sie tat viel Gutes, war immer auf dem Sprung, immer begierig, ihre Helferspflicht zu erfüllen.

Steinmann hörte das kaum. Was da gesagt wurde, schien ihm auch so überflüssig. „Was weiß ich," erwiderte er zerstreut, „es scheint ihnen an nichts zu fehlen."

Hessi hatte nicht aufgepaßt. Ihre eigenen Angelegenheiten beschäftigten sie zu sehr. Jetzt hörte sie, daß von einem jungen Mädchen die Rede sei, und empfand ein fernes, seltsames Mitleid, ohne zu wissen warum.

Frau Katharina überblickte die Gruppe der Ihrigen. Sie folgte ihren Gedanken, den wandernden Hessis, deren Ziel unschwer zu erraten war, den klaghaften, ängstlichen der Schwiegertochter. Auch denen des Sohnes ging sie nach. Aber sie fand ihr augenblickliches Ziel nicht. Man wußte nie recht, was er wieder Neues im Kopf hatte und wohin ihn Ehrgeiz oder Tatkraft führten!

Steinmann war verstummt. Irgendetwas war nicht ganz, wie er es wünschte. Aber er hätte nicht zu sagen vermocht, was es war. Er verlor nur die Lust an der Unterhaltung. Er erhob sich und verließ die Stube.

Zwischen diesem Gespräch und der neuen Fahrt Steinmanns lagen ein paar Tage und Nächte. In diesen Nächten spann etwas Seltsames zwischen ihm und Frau Anna. Er dachte: ‚Wird sie wieder klagen, daß ich schon bald wieder fortgehe?' Sie aber wartete auf ein Wort des Bedauerns von ihm darüber, daß er schon wieder fort müsse. Keines wollte aber seine Gedanken verraten, und so sprachen sie in verlorenen, weit hergeholten Sätzen von unendlich gleichgültigen Dingen, einer Frau im Dorf, die bald niederkomme, einem Alten, der die letzte Ölung erhalten, und dergleichen mehr. Bald verstummten sie und lagen und fanden nicht Schlaf. Steinmann war unruhig und verstimmt gegen Frau Anna, als verderbe sie ihm eine Freude. Und dann fragte er sich, warum überhaupt er sich freue. War er nicht schon dutzende Male nach den Brüchen gefahren!

‚Er denkt nicht an mich,' klagte Frau Anna in Gedanken. Sie seufzte. Und ihre heimlichen Seufzer brachten ihn erst recht auf.

Jede Nacht hat ihr Ende. Auch der Morgen kam, für den Steinmann sein Fuhrwerk bestellt hatte. Es gab im Hause selbst noch so viel zu tun, daß weder heimliche Hemmungen, noch verfängliche Gespräche aufkamen.

Frau Anna riet, ihr Mann solle sich warm anziehen für die Fahrt, es sehe nach Schnee aus.

Im Wagen beim Fortfahren noch erinnerte er sich, wie besorgt sie immer sei, dankte es ihr heimlich und rühmte sie. Wie er sonst vom Hause weggekommen, wußte er nicht mehr. In Kopf und Herzen war Unrast.

Es war die gewohnte lange Fahrt. Der Himmel war anfänglich blau gewesen. Die Farbe vertiefte sich. Sie wurde stählern. Nach einer Weile fiel eine graue Dunkelheit ein. Der Winter kam früher, als er geglaubt hatte, überlegte Steinmann. Viel Granitarbeit mußte aufs Frühjahr gespart werden! Übrigens wollte er auch in Oberwald noch einkehren! Der Direktor hatte um einen neuen Vertrag gebeten. Ja, und Zurmatten! Auf eine Viertelstunde konnte er wohl bei ihm eintreten! Vielleicht würde auch Meise da sein!

Merkwürdig, daß das wichtig war, das mit der Meise! Er kam doch nicht ihretwegen in die Brüche!

So viel Gedanken als Hufschläge! So viel Grübeleien als Wegminuten!

Gegen die Höhe hin geriet der Fahrer in Nebel. Ein feiner Regen stäubte nieder. Das Pferd warf die Ohren herum und schüt-

telte ein über das andere Mal unwirsch den Kopf. — Dann begann es zu schneien. Steinmanns Hände, die das Leitseil hielten, wurden klamm. Er steckte eine um die andere abwechslungsweise in die Tasche. Aber er empfand es angenehm, daß ein Wind ihm immer häufiger kleine Flocken ins Gesicht peitschte. Er sah solche auch auf seinen Rockärmeln haften, mehr und immer mehr. Und die Straße war ganz menschenleer. Das aber war ihm gerade recht. Nun störte ihn niemand. Nun war es, als habe man ihm die Gedanken freigegeben. Gewissenhaft wiederholte er sich noch einmal die Geschäfte in Oberwald und die mit Tonini. Aber schon war es manchmal, als habe er nur e i n Ziel. Wie kam das nur? fragte er sich. Lockte ihn die unendliche Ruhe und Weltfernheit ihrer Stube? Saß er so gern bei dem weißen, genügsamen Alten? Er hatte kein Geschäft bei ihnen! Wie sollte er erklären, warum er wiederkam?

Es war ihm lange nicht so sonderbar zumut gewesen! So müde oder lässig in den Gliedern, so gleichgültig gegen all seine Tageslast!

— In Oberwald wurde er mit der gewohnten Beflissenheit empfangen. Die Wirtsleute rühmten, sobald genügend Schnee liege, würden sich alle Stuben füllen. Er zwang sich zur Aufmerksamkeit, er erledigte die Geschäfte und ertappte sich auf der Tatsache, daß er mehrmals auf die Uhr sah und eine Ausrede suchte, um weiterzukommen.

Dieselbe Unruhe besaß ihn, als er eine Stunde später mit Tonini, dem Bruchmeister, unterhandelte. Nur einige wenige wetterzähe Arbeiter handhabten noch draußen unter ihren Zeltdächern Hammer und Meißel.

Tonini gab Auskunft über die noch in den letzten Tagen erfolgten Ablieferungen und wunderte sich, wie wenig der andere heute bei der Sache war. Steinmanns Blick suchte immer wieder das Fenster, und es schien ihm wider Erwarten kaum Eindruck zu machen, daß der frühe Wintereintritt die Ausführung des Auftrages einer großen Baufirma nicht mehr gestattet hatte.

„So muß man im Frühjahr beizeiten darangehen," entschied er und erhob sich, als habe er Eile.

Tonini wollte ihn mahnen, daß er die Lohnlisten noch nicht durchgesehen. Aber er sah, wie sein Sinn wanderte, empfand etwas wie Mitleid mit dem überlasteten Manne und schwieg.

„Ich will noch zu dem Bahnwärter hinüber," bemerkte Steinmann beiläufig.

Tonini wunderte sich, was er dort noch wolle. Aber er schwieg.

Steinmann bot ihm die Hand. „Ich sehe Euch wie alle Jahre noch in Unterfurka, ehe Ihr für den Winter heimreist," sagte er. Dann ging er hinaus.

*

Die Flocken fielen schon dichter. Weiß schwirrte es durch grauen Nebel. Auf Matten und Lehnen lag es schon wie schwere, bleiche Wolle. Die Tannen senkten ihre Zweige. Das Rauschen des Flusses erstickte unter dem steten Geräusch des Rieselns in den Lüften. Steinmanns Schuhe gruben Spuren. Jetzt erreichte er die Brücke. Mantel und Hut waren ihm schon schwer von Schnee. Er tat einen tiefen Atemzug. Die Geschäfte waren getan. Jetzt brauchte er nur noch ein paar Schritte zu gehen und — —

Es drängte ihn weiter, und doch zögerte er noch. Ein Gedanke flog irgendwohin, als sei etwas, was ihm den Weg verbot. Aber er schüttelte das von sich. Hatte er je sich bedacht? War er lahm und ungewiß, was zu tun sei? Nein doch! Gerade jetzt verstärkte sich ihm das Empfinden eines Losgelöstseins von Dingen, an die er sonst angeschmiedet war.

Er setzte Fuß vor Fuß. Vielleicht schaute Tonini ihm nach, dachte er. Es belästigte ihn. Aber auch das tat er von sich.

Aus dem Schönehaus stieg wieder der Rauch. Nicht ganz so senkrecht wie das letztemal. Das Schneien drückte ihn nieder. Zu Hause waren die Zurmattens, dachte Steinmann.

Daß der alte Mann es war, sah er dann beim Eintritt in den Hausflur. Zurmatten hatte einen Hornschlitten hoch an die Mauer gestellt und nagelte daran ein lockeres Eisen fest.

Steinmann grüßte und sagte: „Ich wollte Euch für den Winter Ade sagen kommen." Das Wort kam ihm ganz natürlich, als hätte er sich die Ausrede lange zurechtgelegt.

Zurmatten dachte, der Nachbar Bruchbesitzer habe letztes Jahr einen solchen Besuch nicht nötig gefunden, aber er grübelte nicht darüber nach. „Das ist freundlich," erwiderte er und lud ein: „Kommt einen Augenblick herein."

Sie gingen miteinander an der offenen Küchentür vorbei. Dort stand Meise, eine Schürze vorgebunden, die Ärmel an den weißen, runden Armen hochgekrempelt. Sie trocknete Geschirr.

„Komm, sag' auch Guten Tag," mahnte Zurmatten im Vorbeigehen.

Sie erkannte Steinmann. Das Blut stieg ihr ins Gesicht. Sie schalt sich aber selbst darum und nach einer kurzen Weile ging sie

unbefangen zu den zwei Männern hinein. Die würden wohl ein Geschäft haben, dachte sie.

Die beiden hatten sich auf die Bank am Tisch geschoben. Steinmann war es, sein ganzes bisheriges Leben sei draußen geblieben, als er in diese niedere, warme, muffige Stube getreten war. Die tausend Dinge, die sonst in seinem Kopfe hämmerten, waren ausgeschaltet. Er dachte nicht mehr daran, daß es ein Dorf Unterfurka gab und ein Haus, wo drei Frauen wohnten, die zu ihm gehörten. Er war selbst ein ganz anderer. Er hörte vor den Fenstern deutlich das Schwirren des fallenden Schnees. Um so stiller war es in der Stube und dämmerig. Der alte Weißbart zündete sich eine Pfeife an. Daß es so etwas gab wie diese Ruhe, dachte Steinmann.

„Ihr wißt wohl nicht mehr, daß es Lärm und Leute gibt," begann er das Gespräch, sich dehnend, als lehne er in behaglichen Kissen.

Zurmatten empfand selbst die Behaglichkeit seiner Stube. „Das war immer so bei uns," antwortete er, an der Pfeife ziehend. „Wenn ich manchmal auf der Linie war in Sturm und Schnee und heimkam, — das war, — nirgends konnte es so gut sein."

„Was draußen ist, ist ein Irrenhaus von Arbeit und Mühe und Hast!"

„Man hat kein großes Verlangen mehr hinaus," entgegnete Zurmatten.

Meise wollte sich nicht ins Gespräch mischen. Sie war nur gekommen, weil der Großvater sie geheißen, ein wenig auch ohne Grund, unwillkürlich und unbewußt. Es wäre in der Küche langweilig gewesen, wenn hier ein — Gast saß. Sie saß unten am Tisch und spielte an der Schürze. Es war ihr, als habe sie Herzklopfen.

„Ihr seid schon glückliche Leute," meinte Steinmann wieder.

„Wir können nicht klagen," antwortete Zurmatten; aber er dachte nicht weiter darüber nach, was nun das besondere Glück sei.

Steinmann hatte mehr gefühlt als gesehen, daß Meise hereingekommen war. Er hatte sich nicht nach ihr umgedreht, willentlich nicht. Aber es war ihm jetzt erst recht ums Bleiben. Er hätte die Augen schließen mögen. Und still sein. Aber er mußte doch reden. Die andern wurden sonst erst recht nicht klug aus ihm!

„Ihr habt wohl oft einen schweren Dienst gehabt," wendete er sich wieder zu Zurmatten.

„Man hat schon aufpassen müssen. Die Lawinen hingen immer über dem Bahnkörper, und alle paar Wochen warf einem der Berg einen Felsblock auf die Schienen."

„Erzählt nur," ermunterte Steinmann. Aber während dann Zurmatten einige Dienstabenteuer zum Besten gab, suchte er selbst immer nach einem Wort, das er zu Marie sagen könnte.

Zuletzt fragte er sie: „Haben Sie das alles miterlebt?"

„Nur in den letzten Jahren," antwortete sie. „Jetzt sind wir aneinander gewöhnt, der Großvater und ich," fügte sie hinzu.

„Fast zu viel," sagte Zurmatten.

„Wieso?" fragte Steinmann.

„Weil wir nicht mehr auseinander mögen. Und doch sollte sie auch einmal wissen, wie es unter den Leuten ist."

„Ich habe kein Verlangen," entgegnete Meise.

Steinmann schaute sie an. Ihre Augen standen groß und ernst in dem schmalen Gesicht. Sie schien in sich selbst hinabzublicken. Keinerlei Wunsch nach einem anderen Leben schien in ihr.

„Sie kann ja einmal mit mir kommen," sagte er dann, „nach Seeburg, in die Hauptstadt oder gar einmal in die Außenschweiz, wo die großen Herren wohnen." Es war ihm nicht Ernst damit. Er redete es so daher aus seiner sonderbaren Vergessenheit heraus.

„Das wäre schön für das Kind," meinte Zurmatten.

Aber Meise sagte: „Ich möchte nicht."

Und Steinmann wurde leichter bei dieser Antwort. Wie hätte er es anstellen sollen, wenn sie ‚Ja' gesagt hätte? Er war nicht gewohnt, junge Mädchen herumzufahren. Dabei erschien ihm Meise immer ungewöhnlicher. Er spürte, daß er tagelang so sitzen könnte, immer nur gewiß, daß sie auch da sei. Zurmatten bedeutete ihm jetzt nichts mehr. Wenn er hinausging, schadete es gar nichts! Er wußte nur, daß Meise da war, daß er niemand sonst brauchte, daß er vielleicht ihre Hand nehmen oder ihr übers Haar streichen würde.

Aber plötzlich wurde er wieder wach. Vielleicht hatte ihn das dumpfe Fallen einer kleinen Schneelast geweckt, die vom Dach am Fenster vorüber zu Boden gesunken war.

„Die Zeit vergeht," sprach er. „Ich kann nicht einen ganzen Tag lang hier bei Euch sitzen bleiben."

„Und ich habe Euch noch nicht einmal ein Glas Wein angeboten," sagte Zurmatten, mit plötzlicher Bestürzung aufstehend.

„Nichts," lehnte Steinmann ab. „Ich bin nicht wegen Essen und Trinken gekommen."

Zurmatten setzte sich wieder. Und er wunderte sich jetzt, daß der Gast noch immer blieb, obschon er keinen Grund sah.

„Ihr wundert Euch," fuhr Steinmann

weiter, wie zu sich selber redend und sich selber wundernd, daß er nicht ging. „Ich sitze und sitze. Es ist still. Und ich habe sonst nichts als Hetze und Last.“

„Auch Lohn,“ entgegnete Zurmatten.

Steinmann fuhr im gleichen Tone fort: „Wenn jetzt der Winter kommt, habe ich keine Geschäfte mehr hier. Die Brüche sind eingeschneit.“

„Kommt doch sonst einmal,“ lud Zurmatten unwillkürlich ein.

Steinmann stand jetzt doch auf. Sein dichtes, welliges Haar streifte beinahe die Decke.

Die beiden andern mußten sich unwillkürlich wieder erinnern, daß er in vielen Beziehungen über andere hinausgewachsen sei.

Aber Steinmann bohrte mit seinen Gedanken in Ungesprochenes hinaus. Warum war er hier wie losgelöst von allem Bisherigen?

„Der Weg nach Oberwald geht hier vorbei,“ sprach nun Meise dazwischen. Es war ihr, als sei er schon oft dagewesen. Warum sollte er nicht wiederkommen? Es war eine Ehre. Und sie war auch froh. Sie merkte erst jetzt, daß ein wenig Abwechslung gut war. Auch saß sie gern so bei dem angesehenen Mann.

Steinmann schaute durch das halbblinde Fenster in den Schnee hinaus. „Die Zeit ist so knapp,“ sagte er. Seine Pflichten streckten gleichsam Hände nach ihm aus und zogen ihn fort. Aber noch immer zögerte er. Noch immer hielt es ihn in der Stube fest. Von irgend etwas kam er nicht los. Und aus irgendeinem innern Zwang sprach er weiter: „Es schneit. Aber — wie wäre es, wenn das Meislein doch noch ein Stück Weges mithüpfte wie das letztemal?“

„Das ist Schnee und Winter gewöhnt,“ stimmte Zurmatten zu. Er fand es freundlich, daß der fürnehme Gast nett zur Enkelin war, fand es auch begreiflich.

Meise zögerte befangen. Aber dann freute sie sich. „Ich komme gern,“ erwiderte sie. Sie nahm ein schweres Wolltuch vom Nagel an der Wand und legte es sich um die Achseln.

Sie stand neben Steinmann, zart und zierlich. Sie reichte ihm kaum an die Schulter.

Er ging jetzt gern in den Schnee hinaus, es war, als müßte er noch nicht fort.

Dem Alten zwar reichte er die Hand. Er achtete aber nur darauf, wie Meise die Stubentür öffnete und vor ihm in den Flur hinaustrat.

Zurmatten begleitete sie unter die Haustür. Er war noch immer ein wenig stolz, daß der bedeutsame Gast das Kind mitgehen geheißen hatte. Erst als er ihn und die Enkelin langsam in die Straße einbiegen sah, bewegte ihn ein kleines Befremden. Was konnte es dem Vielbeschäftigten dort bedeuten, daß ein armes Ding wie Meise mit ihm ging? Aber er grübelte nicht. Er war neugierig, was Meise von ihrem Gespräch mit Steinmann erzählen würde.

Die beiden schritten nebeneinander. „Das schneit gehörig,“ sagte Steinmann.

Die Landschaft hatte sich verwandelt. Der Schnee lag schon hoch auf der Straße. Ihre Füße sanken ein. Alles war still und menschenleer. Vielleicht hatte auch Tonini den Bruch schon verlassen. Aber Steinmann spürte, daß Meise da war. Es war ihm, als sollte er die Hand ausstrecken, um sich ganz zu versichern, wie nah sie ging. Er mußte reden, dachte er. Er konnte sie nicht so neben sich herstampfen lassen. „Ich weiß nicht, warum ich so gern in Eurer Stube sitze,“ begann er endlich. Es sollte ein gleichgültiges Wort sein und war es doch nicht. Es kam ein wenig mühsam heraus. Und es schien ihm, daß Meise das Stockende daran bemerkt habe. Sie schaute verwundert auf.

Da suchte er sich selbst und ihr zu erklären, wie ihm zumut war. „Manchmal, als ich ein Bub war, las ich Bücher,“ sagte er. „Dann wurde mir auch im Kopf so merkwürdig, daß ich an nichts anderes mehr denken konnte.“

Meise wollte etwas dazu sagen. Aber sie fand das Wort nicht.

„Man weiß nichts mehr von sich,“ fuhr er fort. „Man lebt nur noch in dem andern.“

Meise war überrascht. Ihr Begleiter schien ihr ganz verändert. Das war kein Geschäftsmann mehr, auch keiner, der breitschultrig und schwer einem alten Landsknecht glich. Dem sah man auf einmal tief hinab, wo etwas weich und menschlich war. Sie glaubte ihm, daß er vorzeiten Bücher gern gehabt haben könnte. Und sie ahnte, daß der völlige Gegensatz, der zwischen der Einsamkeit ihrer Hütte und seinem lauten, rastlosen Leben war, ihn anziehen konnte. Er gefiel ihr auch so noch besser als vorher. Es war ihr, als seien sie alte Freunde.

So hatten sie auf einmal etwas Gemeinsames.

Dann stand Meise still. Es war Zeit, umzukehren! „Ich glaube das: Ihr müßt schon froh sein, einmal in eine solche Stille zu kommen, wie wir sie haben,“ sagte sie seinen Worten von vorher zur Antwort.

„Die Stille allein macht es nicht,“ antwortete Steinmann. Er schaute sie an. Der Schnee nistete in ihrem Haar und auf dem Tuche, das sie um Kopf und Schultern trug.

Sogar an ihren schön geschwungenen Brauen hafteten einzelne kleine Flocken. Aus diesem Rahmen von Schnee aber schauten die dunklen Augen. Und sie verstand, daß er meinte, daß auch sie ihn freue. Es wurde ihr warm ums Herz. Ihre Augen leuchteten ein wenig. Sie fühlte sich wohl befangen, aber die Freude überwog. „Kommt nur so oft Ihr könnt," ermunterte sie ihn unwillkürlich. Und sie dachte gar nicht mehr, daß sie umkehren gewollt hatte. Sie ging schon wieder neben ihm, als sei es ganz natürlich.

„Wollen tue ich schon," erwiderte er. Sein Sinn war betäubt wie von einem Rausch.

Wie es kam, daß er sie jetzt wirklich bei der Hand nahm, wußten sie nicht. Sie schauten einander dabei nicht an. Sie schritten einfach weiter und mochten das Friedliche des Augenblicks nicht stören.

Erst nach einer Weile fragte Steinmann: „Also soll ich wiederkommen?"

Mehr der verhaltene, unsichere Ton seiner Stimme als die Frage selbst verwirrte sie.

Sie antwortete scheuer und leiser: „Warum nicht?"

Steinmann fühlte etwas wie Enttäuschung. Hatte er eine wärmere Antwort erwartet? Er suchte nach Worten. Sein Wille erwachte. Unwillkürlich drückte er ihre Hand fester. Sie würde bald umkehren, dachte er und hatte Angst, daß sie gehe, wie jetzt die Dinge zwischen ihnen waren. Da war ihm, als erwidere ihre Hand den Druck der seinen. Sein Herz klopfte.

Immer rieselte der Schnee über sie und legte sich feucht und kühl an ihre heißen Wangen.

Da hielt er sie zurück.

Sie erschrak und sagte: „Mein Gott, ich bin schon wieder viel zu weit mitgegangen."

Er war sogleich ernüchtert. Es war ja doch Wirrnis, ein Traum oder ein Spuk. „Muß es sein?" fragte er, weil es ihm eben einfiel. Aber er hätte die Arme nach ihr ausstrecken mögen.

„Der Großvater wird sich wundern, wo ich bleibe," entgegnete Meise.

Einen Augenblick standen sie einander dann stumm gegenüber. Es war lange genug, daß sie spürten, wie seltsam es sei, so zu stehen.

Steinmann sagte endlich mit schwerer Stimme: „Man könnte noch lange so weiter gehen."

Meise hörte, wie ihm die Stimme zitterte. Sie spürte dasselbe Zittern an seinen Händen, die jetzt nach den ihren griffen. Da wurde sie erst recht verwirrt. „Ade," sagte sie hastig, aber ihre Augen sahen ihn an und sagten, daß sie gern noch bleiben würde. Dennoch fühlte sie sich plötzlich losgelassen und wandte sich auf den Heimweg.

Auch er ging seinen Weg.

Sie sahen sich nacheinander um wie das erstemal.

Meise hob sogar wieder die Hand und winkte.

Steinmann meinte zurückstürmen zu müssen, damit er noch einmal irgendein Wort sage. Aber er stand wie angenagelt. Dann kam wieder das merkwürdige, abkühlende, leere Gefühl einer Nutzlosigkeit und Unmöglichkeit über ihn.

*

Jakob Steinmann lebte sein Leben weiter, das ein Sturm von Arbeit war und ihn zu kurzen Ruhepausen an den Eßtisch zu den Seinen und in die Ehe- und Schlafstube führte. Er hielt die Fäden seiner Geschäfte in fester Hand. Aus seinen Betrieben kamen regelmäßige Nachrichten durch Briefe und Boten. Bankleute, die über den Stand der Bahnfinanzierung berichteten, trafen ein. Der Direktor aus Oberwald legte seinen Rapport ab. Der Neffe Franz aus Andersfluh meldete, daß der Winterfremdenverkehr einen starken Aufschwung genommen. Selbst die Rosa Zanolari vom Paßhaus am Joch kam, um mit Steinmann den für das Frühjahr geplanten Bau eines neuen Alpstalls zu besprechen. Und Steinmann stand allen Rede, beurteilte und ordnete die Dinge mit der gewohnten klaren Übersicht. Niemand fand ihn verändert. Selbst seine nächsten Angehörigen sahen in ihm denselben, der er immer gewesen war; denn sie waren an seine Zerstreutheit, seine oft unwirsche Wortkargheit gewöhnt und führten sie wie immer auf seine Arbeitsüberlastung zurück.

Mit ihren Herzen an ihn festgewachsen, hängten die drei Frauen seines Haushalts auch immer wieder die Blicke an ihn.

Da war Frau Katharina. Sie hatte ihre eigenen Gedanken über den Sohn. Sie saß jetzt manchmal müßig. Ihre Wangen schienen eingefallener, ihr Körper gebrechlicher geworden. Ohne äußere Ursache. Scharf war ihr Geist. Oft schien es, als verzehre er mit die Kräfte des Körpers. Scharf und schwarz hoben sich die Brauen von der gelben, knochigen Stirn. Die Hand, die bald mit langen Fingern am Stuhl trommelte, bald sich klammernd in die andere schloß, war herb und hart. Seit auch der Bahnbau zu Andersfluh Tatsache geworden und ein neuer Wurf ihm gelungen, ein eigener Glücksstern über allem zu stehen schien, was der Sohn begann, wurde der Stolz auf ihn, den sie längst heimlich getragen, sichtbarer. Wie lange würde er es

machen? fragte sie sich und fühlte das Morschen, das in ihr selber ging. Und sie beobachtete heimlich, daß ihm die Augen über die Zeitung hinausglitten, die er eben in der Hand hielt. Sie wichen seitwärts in irgendeine Leere hinaus. Er schien alle Sinne auf ein einziges Ziel zu lenken! Wie lange noch? Was würde aus dem werden, was er auf sich genommen, wenn seine Zeit kam? Was aus ihnen drei Frauen, deren Schutz und Stütze er war?

Auch Hessi gewahrte, wie der Vater unbewußt von seiner Lektüre abirrte. Aber Hessi hatte jetzt Dinge, die ihr wichtiger waren als der Vater. Sie stand in regem Briefwechsel mit den Seeburger Freunden, mit der alten Frau und mit Felix, dem Sohne. Selbst der liebenswürdige Rechtsanwalt kritzelte manchmal einen Gruß unter die Zeilen. Der Ton von Felix' Briefen war wärmer und wärmer geworden. Es läuteten Dinge darin, die Hessi über seine ernsten Absichten nicht im Zweifel ließen, und sie ließ sie nicht ohne Echo. Täglich konnte der eigentliche Werbebrief kommen. Was würde der Vater dazu sagen, der jetzt dort in die Ecke sann? Kaum ‚Nein'! Denn er hatte bisher in keiner Weise ihre Freundschaft gehindert. Aber ahnte er, daß Felix Huber und sein Vater nicht so unbedingt zu ihm standen, und zuweilen, wie ihr, Hessi, schien, sich gegen seinen Unternehmungsgeist und seinen zu weit gehenden Einfluß zu stemmen schienen? Hatten sie nicht vielleicht auch recht? Wollte der Vater nicht zu sehr mit dem Kopf durch die Wand und legte seine Hand auf alles? Und hatte er nicht zu sehr nur Sinn für seine Geschäfte?

Aber da saß noch die dritte in der Stube, klein und still. Sie hatte immer eine Handarbeit in den Händen. Doch vielleicht, während ihre Finger stichelten, bohrten ihre Gedanken am tiefsten in das hinein, was Jakob Steinmann betraf. — Frau Anna war hagerer geworden, aber die Magerkeit ihrer Glieder und die Durchsichtigkeit ihrer Haut hoben ihre Anmut nicht, sondern steigerten den Eindruck des Verblüht- und Bekümmertseins. Wo sah er wieder hin? dachte sie. Hatte er Sorgen? Schmiedete der Rastlose neue Pläne? Sie selbst war nicht in seinen Gedanken, wiederholte sie sich eine alte, schmerzliche Gewißheit. Und dann, wie sie so immer und immer wieder schaute, schien ihr etwas Neues an seinem Wesen. Lag es daran, daß die Stirn so glatt war, die er sonst beim scharfen Nachdenken fast zornig faltete? Lag es an dem Ausdruck seiner Augen, an dem verlorenen Blick, durch den es manchmal wie ein Lächeln irrte? Je mehr sie suchte, um so weniger erriet sie. Aber ihre Neugier wuchs und steigerte sich zur Angst. Doch zu fragen wagte sie nicht. Ihre Liebe verwandelte sich mit der Zeit in Spürsinn, in eine Art Hellsichtigkeit. Wie eine tastende Blinde folgte sie mit wachsender Sicherheit der Reise seiner Gedanken. Sie trug diesen Spürsinn aus der Wohnstube in das gemeinsame Schlafzimmer. Schweigsam, lauschend, Augen und Gehör geschärft, aber sorglich bemüht, ihn nie zu stören, lag sie neben ihm. So wußte sie, daß auch er lange nicht schlief, wußte, daß sein Blick noch immer in irgendeine Ferne ging, die anders war als seine sonstigen Ziele.

In einem aber täuschte sie sich. Sie war doch in Steinmanns Sinn.

Er war von Oberwald und dem Schönehaus heimgekommen wie einer, der von einem schweren Trinkgelage einen benommenen Kopf bringt. Er riß sich zusammen, ließ die Pflichten nicht warten und tat seine Arbeit; aber das sonderbare, schlaff machende Gefühl in Kopf und Herzen blieb. Die Teilnahme für alle die Dinge, die sonst in seinem Leben gewesen, fehlte ihm, als sei deren Wert erloschen. Er mußte sich zwingen, allen Forderungen des Tages gerecht zu werden. Immer noch ging er in Gedanken mit Marie Zurmatten durch den Schnee, hielt die Hand, die in der seinen zuckte, und schaute in ihre zu ihm erhobenen Augen. In diese alles andere immer wieder auslöschende Erinnerung sickerte dann langsam die Erkenntnis der Gegenwart wieder hinein, der Gedanke an die Mutter, an Hessi, die vielleicht bald — hm, er merkte wohl, wie sie von Felix Huber erfüllt war, und an Frau Anna. Frau Annas Nähe störte ihn, machte ihn heute ungeduldig, schmerzte ihn morgen und weckte dann wieder Mitleid und ein Verlangen nach Gütebezeugung. Und wieder verdrängte dann das Bild Meises die der andern. Wie kam das? Was waren für Brücken zwischen dem jungen Ding und ihm, der auf der Höhe des Lebens stand, vielleicht schon an der Grenze des Alters? Des Alters! Er biß die Zähne zusammen. Da war wieder dieser Gedanke! Dieses Wissen darum, daß der Weg niederging, daß der Riese Zeit auf ihn zukommen, ihn mit Fäusten packen und zu Boden drücken werde. Aber lockte in dem Mädchen nicht einer der Preise, um die sich die äußerste Anstrengung lohnte? War da nicht etwas so Unalltägliches, Unglaubhaftes, daß es einen förmlich hinreißen konnte, zu versuchen, ob man nicht auch da noch Gewalt hatte?

Jetzt spannte sich sein Wille wie zu all seinen großen Entschlüssen.

Noch kamen dann Bedenken: Er war gebunden, mit tausend Stricken! Und es kam der Gegengedanke: Als ob er sich binden ließe! Als ihn zum erstenmal diese Erwägung packte, erhob er sich jäh von seinem Stuhl und begann mit schweren Schritten im Zimmer auf und ab zu gehen. Die Muskeln schwollen ihm. Er wuchs gleichsam zum äußersten Entschluß heran.

Aber dieser einen ersten Ermannung folgten neue Zweifel. Er lebte und kämpfte mit sich Tag um Tag, vom arbeitsreichen Morgen, über die Stunden bei den Seinen bis in die Nacht, wenn er den großen, grauwolligen Kopf in die Kissen neben den Frau Annas legte. —

Von jenem Gang durch den Schnee war aber auch Marie Zurmatten mit benommenem Herzen zurückgekommen. Langsam, fast widerwillig hatte sie die letzte Strecke des Heimwegs zurückgelegt. Es zog sie nicht nach Hause. Es verlangte sie nach Alleinsein. Der Wind blies ihr entgegen. Ganze Schauer von Flocken stoben ihr ins Gesicht. Sie fühlte es kalt und naß an ihre Schläfen schlagen. Aber daneben war ihr, als spräche Steinmann noch mit ihr. Seine Stimme klang freundlich und er war ein so großer Mensch nach Wuchs und Ansehen, daß sie sich ganz verloren und dann wieder ganz heimisch vorkam. Was bedeutete das? Jakob Steinmann und sie! Was war das für eine sonderbare Freundschaft? Was machte ihn so gut zu ihr? Hier versagte ihre Denkkraft. Und sie half sich, indem sie nicht nach Gründen suchte, sondern nur die Tatsachen gelten ließ, sein gütiges Wesen, den Druck seiner Hand. Sie wollte, er wäre noch nicht fort, er käme bald wieder! Und dann schalt sie sich wieder: Das ging doch nicht an, Steinmann, der Frau und Kind hatte, und —

Nun erreichte sie doch wieder das Schönehaus und schaute an den Fenstern empor. Ob der Großvater hinter den Scheiben stand? Er wartete wohl auf sie! Ihr Herz klopfte. Sie wäre ihm lieber nicht begegnet. Sie würde sicher erröten, wenn er, wie es doch wahrscheinlich war, von Steinmann sprechen würde! Warum nur das alles! Es war nichts geschehen, was befremden könnte! Und war doch so sonderbar!

Sie nahm einen Anlauf. Aber schon im Flur versagte ihr der Atem, und als sie in die Stube trat, konnte sie vor Beklemmung nicht sprechen.

Zurmatten saß am Fenster, das Gesicht hinausgewandt, obgleich die Scheibe schon beinahe zugeschneit war. Er drehte sich langsam um und schaute Meise zu, wie sie ihr schneenasses Tuch an den Nagel hängte.

„Du bist weit mitgegangen," begann er das Gespräch. Er hatte über die beiden nachgedacht, sich halb über Steinmanns Freude an der Enkelin gefreut und halb sie seltsam gefunden. Und dann war ihm die Zeit lang vorgekommen, die Meise fortblieb.

Jetzt antwortete diese: „Er ist ein freundlicher Mann; man vergißt die Zeit, wenn man mit ihm geht."

Sie hatte jetzt wirklich das Blut im Gesicht, fühlte es wohl und mochte Zurmattens Augen nicht begegnen.

„Er ist merkwürdig daheim bei uns," bemerkte dieser wieder. Und er nahm seine Zeitung, während Meise sich die Küchenschürze wieder vorband.

„Euch mag er besonders gern," fuhr Zurmatten fort, als sie schon der Tür zuging. Er erinnerte sich selbst an Steinmanns Wesen damit. Er fand nicht viel dabei und verweilte doch mit den Gedanken bei der Tatsache.

Meise zögerte mit der Hand auf der Türklinke. Es schoß etwas Freudiges in sie hinein. „Meint Ihr das?" fragte sie. „Er kommt doch nur Euretwegen," fügte sie dann hinzu. „Weil Ihr so ein friedlicher Mensch seid."

Sie fühlte genau, daß sie jetzt eine kleine Unwahrheit sagte, aber das Gespräch erweckte so sehr ihre Teilnahme, daß sie die Absicht, die Stube zu verlassen, noch aufschob.

Zurmatten legte die Arme auf den Tisch und faltete die Hände. Sein weißer Bart berührte die Tischplatte. Er sagte: „Wenn einer das Leben so voll Trubel hat wie er, dann muß es ihm wohltun, einmal in ein so verlorenes Nest wie das unsere zu kommen."

Meise horchte auf. Das Gespräch begann tiefer in Steinmanns Art hineinzuleuchten! Sie kehrte an den Tisch zurück. „Ihr habt recht," erwiderte sie. „Es kann einen erschrecken, wenn man bedenkt, wie viel auf einem einzigen Menschen wie ihm lastet." Ihre Stimme zitterte vor Bewegung.

Vielleicht bemerkte es der Großvater. Es wehte ihn etwas an, daß er die Liebe zu Meise stärker spürte und zugleich an Steinmann denken mußte, aber nicht gewiß war, ob er über seinen abermaligen Besuch froh war und seine Wiederholung wünschte. Die Gedanken verwirrten sich ihm. Er wurde nicht recht klug aus allem. Dann sagte er: „Es geht manchmal sonderbar zu mit uns Menschen."

Meise hätte ihn fragen mögen, wo er damit hinziele. Sie wäre überhaupt gern zu ihm auf die Bank gerückt und hätte wie etwa früher den Kopf an seine Schulter lehnen

mögen. Aber da fürchtete sie auf einmal, es könnte mehr geredet werden, Dinge, die sie verlegen machen müßten. Und nun ging sie doch aus der Stube.

Lange aber läutete das, was der Großvater gesagt hatte, in ihr nach, lange auch die Erinnerung an Steinmanns zweiten Besuch. Und die Frage, wann er wieder kommen werde.

Lange beschäftigten diese Dinge auch Josef Zurmatten, den Alten. Sie waren nur wie Nebel, der sich um seine Sinne legte. Er nahm sich nicht die Kraft, ihn zu durchstoßen. Er war von Unruhe bewegt, und er war sehr gut zu der kleinen Meise. Er schaute manchmal verstohlen in ihr schmales Gesicht. So viel Anmut ging nicht bald herum. Dann verfiel er in Erinnerungen. Von der ganzen Familie waren nur sie und er noch übrig! Einmal würde Meise in die Welt gehen! Ein so hübsches Gesicht blieb den Leuten nicht verborgen, und sie holten sie wohl einmal hinaus! Er malte sich das nicht gern aus. Das Kind war jetzt zufrieden. Wer wußte, wie sie es einmal im großen Leben draußen fand? Und dann, wenn sie ging, wie würde es mit ihm selber sein? Er wurde alt und älter. Allein konnte er auf die Dauer nicht bleiben. Aber eine Magd war keine Meise!

Seine Blicke folgten der Enkelin jetzt noch öfter. Es war ihm, als müßte mit ihr irgend etwas geschehen sein oder geschehen. Es wollte nicht mehr das frühere Gleichmaß in die Tage kommen.

Er konnte von diesen sonderbaren Gefühlen nicht sprechen.

Einmal nur fragte er Meise: „Ist dir der Winter nicht zu lang so allein mit mir?"

Dann ließ er eine Anzahl Bücher kommen, die er in der Zeitung angepriesen gefunden und gab sie der Enkelin: „Damit du Zerstreuung hast."

Er strich ihr über den Scheitel, als er sie lesend sah.

Und einmal, als sie ihm „Gute Nacht" wünschte, küßte er sie auf die Stirn. Das hatte er nie getan.

Meise empfand seine Art als etwas Köstliches und wünschte sich nichts, als daß alles bleibe, wie es war. Und — vielleicht kam auch einmal der großmächtige Steinmann wieder!

*

Nun war in Unterfurka der erwartete Brief eingetroffen. Der junge Landrat Felix Huber hielt bei Hessis Vater um deren Hand an. Die Sonne stand an jenem Morgen hell über den winterweißen Bergen. Der Himmel trug ein heißes, blendendes Blau. Hessi ging durch den Glanz dieses Frühmorgens mit leichten, beschwingten Schritten, die ein frohes Herz verrieten und war mit ihrem blonden Haar und ihren freudehellen Augen dem heiteren Morgen verwandt. Sie hatte dem Briefträger die Post abgenommen, sie dem Vater in die Arbeitsstube getragen und darunter den von Felix wohl bemerkt. Sie wußte also, was die Uhr geschlagen hatte. Sie war zwar nicht in Sorge, daß ihr Steine in den Weg rollen könnten, aber doch ungeduldig, endlich klipp und klar des Vaters Meinung zu hören. Von froher Unruhe getrieben, ging sie von Zimmer zu Zimmer und war des Rufes gewärtig, der aus Steinmanns Stube kommen mußte.

Mit Ohr und Herzen lauschte auch Frau Anna auf denselben Ruf. „Warst du schon drinnen?" fragte sie die Tochter, als sie ihr jetzt im Flur begegnete.

„Es eilt ihm nicht," antwortete Hessi, ein wenig aufgebracht über des Vaters Zögern.

Die Mutter erwiderte: „Du weißt, daß ihm seine Geschäfte allem voran gehen." Sie war immer wie ein Espenlaub, immer zitternd von unbestimmten Ängsten.

„Er kann nichts dagegen haben," sagte Hessi, halb nun ein wenig zweifelnd, halb schon zu Widerstand bereit.

Frau Anna schämte sich, weil sie ihres Mannes Meinung nicht besser kannte, und empfand es doppelt scharf und schmerzlich, daß er so selten mit ihr von dem handelte, was die Familie und sie selbst betraf. Aber dann entgegnete sie: „Was sollte er dagegen haben? Jedes Mädchen landauf und -ab wäre dankbar, an den Mann und in die Familie zu kommen."

Um dieselbe Zeit saß Jakob Steinmann vor dem Briefe Felix Hubers. Klare, feste, schöne Schriftzüge auf weißem, männlich schlichtem Papier! Steinmann hatte gewußt, was sie sagen sollten, noch bevor er sie gelesen, und dachte zuerst weniger über das Was als über das Wie des Briefes nach. Bei aller Achtung des Schreibers ihm selbst gegenüber, lag in ihm ein auffallendes Selbstbewußtsein. Es stach stark von dem oft überbescheidenen Ton ab, den er an Bittbriefen und andern Anliegen kannte. — Als ein freier und unabhängiger Mann, schrieb Felix Huber, komme er zu ihm, um ihn zu bitten, ihn als Schwiegerson anzunehmen, aber auch, ihm das Recht auf Freiheit und Unabhängigkeit der Meinung auch ferner zu lassen. Er halte diese offene Forderung für nötig einem Manne gegenüber, dessen Stellung im Lande derjenigen eines kleines Königs gliche, und den auch er zu hoch achte,



Das Pelotaspiel bei den Basken. Gemälde von Gustav Colin

um in einem so entscheidenden Augenblick vor ihm Heimlichkeiten zu haben. Jeder Mensch habe seine Zeit im Leben. Die Gewaltige, die alles Leben regiere, die Zeit, werde auch sie beide, Steinmann und ihn selbst, zur Höhe und Tiefe tragen. Er halte es aber als ein Gebot der Ehrlichkeit, ihm in der Stunde, da er sein Liebstes, seine Tochter, von ihm fordere, zu sagen, daß er den Tag seines eigenen Hochkommens freudiger erwarte, als er über die Stunde seines, Steinmanns, einstigen Niedergangs traurig sein werde.

Jakob Steinmann blickte auf das Schriftstück nieder, las es zum zweitenmal und legte es wieder hin. Eine sonderbare Werbung! Alles andere als schmeichelhaft! Er sah Felix Huber vor sich, blond, stark, von gewinnend, vielleicht von einschüchternd geradem Wesen. Frühere Bedenken erwachten wieder. Dieser Huber war nicht, was er jetzt schien, der Zugehörige einer Partei, der auch er angehörte, sondern ein Mann, der seinen Weg gehen und im geeigneten Augenblick nicht fragen würde, ob das die Straße auch seiner bisherigen Freunde sei. Aber nicht diese Wiederholung einer früheren Erkenntnis machte ihm jetzt Gedanken. Was ihn mehr stach, das war wieder Hubers Hinweis auf die Gewalt der Zeit. Wieder sprach einer das offen aus, was in ihm selbst, noch nicht als Erfahrung, aber als Voraussicht bohrte. Näher und näher kam das Ungeheuer, das Alter, die Zerstörungsmaschine, schwerfällig, keuchend, und unter ihrem Räderbauche zermalmte sie die Menschheit! So sehr riß der Gedanke an Steinmanns Seele, daß er den Brief, sein Thema, seinen Schreiber und alle, die er anging, vergaß. Nur ganz plötzlich stand Marie Zurmattens Gestalt vor ihm. Er hielt sie an der Hand. Sie sah ihn mit den dunklen Augen an. Sie lächelte. Ob das rollende Ungeheuer ihn erreichte, ehe — ehe —

Nun versank alles: Haus und Stube und Brief. Und es war nur ein Weg durch Gebirg und Schnee hinauf zu einer Brücke, hinüber zu einer Hütte.

Steinmann saß mit geschlossenen Augen, in den Stuhl zurückgelehnt. Aber es dauerte nur eine kurze Weile. Die Tatsachen standen da wie Steinblöcke, an denen nicht vorbeizukommen war. Felix Huber warb um Hessi, seine Tochter! Und Hessi war auf diesen Mann versessen! Auch Frau Anna würde sich freuen! Natürlich! Warum nicht? Warum sollten Leute nicht glücklich werden? Glück war ein gutes Ding. Er hatte jetzt ein Bedürfnis, andere zu beglücken. Er merkte nicht, daß eigene Wünsche mitredeten.

Hessi war sein einziges Kind, überlegte er weiter. Es sollte ihr wahrlich an nichts fehlen! Die Unbeschränktheit seiner Mittel kam ihm angenehm zu Bewußtsein. Es machte ihm Spaß zu denken, daß er den Hubers zeigen könne, was er vermöge. Und nun wurde er wieder der alte, der alle Möglichkeiten klug erwog und vorausberechnete: Diese Hubers waren Füchse, trugen auf beiden Schultern, wußten bald als treue Anhänger alter Überlieferungen zu erscheinen und schmeichelten von Zeit zu Zeit durch irgendeine plötzliche freiere Gebärde auch fortschrittlicher Gesinnten! Felix insbesondere hatte sich diesen angeschlossen; aber er erschien ihm, Steinmann, als der ganze Sohn seiner Väter. Er traute ihm zu, daß er seine Zeit abwartete, daß er nur so lange stand, wo er stand, als sein eigener Vorteil es erheischte. Wacker blieb es dabei von ihm, daß er in seiner Werbung solche Möglichkeiten nicht in Abrede stellte!

Er stemmte den Arm auf den Tisch und legte den Kopf in die hohle Hand. Warum sollte er nicht zu einem der Jungen, denen vielleicht die Zukunft gehörte, in verwandtschaftliche Beziehungen treten? sann er weiter. Er bekam Huber dadurch in die Nähe, bekam ihn mehr unter die Augen. Und vorläufig fürchtete er noch keinen. Vorläufig reichte sein Arm noch weit genug.

Sein Entschluß war jetzt gefaßt. Eine Verlobung war ihm noch nicht unterlaufen unter all seinen Geschäften, dachte er mit einer Art Humor. Man konnte es ja auch einmal mit einer solchen probieren!

Er stand auf, jetzt auch von Freude bewegt, daß er Hessi eine gute Botschaft bringen durfte. Den Brief Hubers in der Hand trat er in die Wohnstube hinaus.

Frau Katharina saß da in ihrem hohen, alten Lehnstuhl. Der Kopf war ihr an die Lehne zurückgesunken. Sie schlummerte jetzt manchmal über der Arbeit ein. Steinmanns Schritte weckten sie. Sie reckte den steifen Rücken. Die noch immer schwarzen Brauen fuhren zusammen und, als müßte sie verbergen, daß sie geschlafen, ließ sie sogleich wieder die Nadeln ihres Strickzeugs klappern.

„Neuigkeiten, Mutter," sagte Steinmann.

In diesem Augenblick traten Frau Anna und Hessi ein. Sie waren nicht umsonst auf der Wacht gewesen.

„Es wird Ernst mit dem Heiraten," fuhr Steinmann, noch immer zur Mutter sprechend, weiter.

„Es ist recht, wenn man einmal weiß, woran man ist," antwortete diese. Sie war nicht überzeugt, daß es der Rechte war. Das

Ende dieser Dinge würde sie nicht mehr sehen! dachte sie. Vielleicht keinen Urenkel mehr auf den Arm nehmen! Nicht wissen, ob Jakob, dem Sohne, der ihr näher stand als alle andern, auch diese Sache zum Guten geriet.

Inzwischen hatte sich Steinmann zu Hessi gewendet, die sich den Anschein von Gleichgültigkeit gab. „Man wird nicht lang fragen müssen, ob du einverstanden bist," sagte er.

Ihr Gesicht leuchtete auf. „Freust du dich auch?" fragte sie hastig den Vater.

„Wenn es zu deinem Glück ist, gewiß," antwortete er.

Da fiel Frau Anna eifrig ein: „Er ist ein rechter Mann. Hessi kommt in ein gutes Haus." Sie war froh, daß alles so glatt seinen Weg ging. Sie freute sich auch an ihres Mannes warmem Ton.

Er schien ihre Bemerkung zu überhören. Er sprach zu Hessi weiter: „Du sollst es recht bekommen. Ich werde sorgen, daß man in Seeburg weiß, woher du kommst." Er dachte nur an die Tochter. Nur seine Liebe für sie war wach, mächtiger als seit langem. Und immer noch bewegte ihn der rege Wunsch zu beglücken.

Hessi hatte Zögern, vielleicht Widerspruch erwartet. Von jäher Dankbarkeit getrieben, eilte sie auf den Vater zu.

Er nahm sie in seine Arme und drückte sie fest an sich. Ein starkes Gefühl der Rührung wallte in ihm auf. Er streckte die Hand nach Frau Anna aus. „Jetzt bekommst du Arbeit, Mutter," sagte er. Und zu Hessi: „Die Mutter wird dir eine schöne Aussteuer richten. Viel Liebe wird dabei sein."

Frau Anna bekam feuchte Augen. Alle geheime Sorge war jetzt still in ihr.

Aber Steinmann, ganz bei dieser, wie bei jeder Sache, die er begann, fuhr fort: „Ich werde deinem Zukünftigen schreiben, daß er kommen soll," und verbesserte sich sogleich: „Doch wir haben ja raschere Möglichkeiten. Man könnte ja gleich mündlich mit den Leuten reden."

Hessi stimmte stürmisch ein.

Frau Anna lief schon nach dem Telephonbuche.

Frau Katharina sagte: „Verlobung! Ich habe es erlebt, und es ist schon bald nicht mehr wahr. Ihr beide, Jakob und Anna, wart an der Reihe. Jetzt ist es schon an dem Kind. Wie das geht! Wie das geht!"

Hessi trat zu ihr, und sie drückte ihr die Hand; denn sie küßte nicht gern. Dann fuhr sie fort: „Dann wirst du selbst ein Kind haben, mit Mucken im Kopf wie du! Und dein Kind wieder ein Kind! So kommen wir alle über alles hinaus. Und es geht wie ein Wirbelwind."

Steinmann hörte die herbe, fast glasige Stimme der Mutter. Sie drang in ihn hinein. Die alte Wahrheit! Wie die in letzter Zeit immer wieder in ihn hineingehämmert wurde! Er ballte unwillkürlich die Faust, um sich zur Ruhe zu zwingen. Dann nahm er sich zusammen und rief Frau und Tochter zu sich: „Ans Telephon jetzt! Ich will nicht allein mit der künftigen Verwandtschaft reden."

Aber er läutete doch selbst an, und als Felix Huber selber antwortete, lachte er. „Da habe ich gerade den rechten erwischt! — Da ist jemand, der Mitteilungen zu machen hat," rief er dann in den Apparat und schob den Hörer Hessi zu.

Ein Gespräch hob an, das bald zu einer Einladung Steinmanns an Felix Huber führte, seinen Brautbesuch in Untersurka zu machen. Freundlich und freudig wurde von drüben her geantwortet. Die Unterhaltung wurde so lebhaft und lang, daß die Telephonbedienung sich veranlaßt sah, mehrmals eine Unterbrechung anzudrohen. Die drei Glieder der Familie Steinmann wechselten dabei diesseits ab, wie jenseits die Eltern Hubers der Reihe nach den Sohn ablösten. Frau Anna verlor in der Freude des Familienereignisses ihre Schüchternheit und sprang die neue Mitmutter am Apparat mit einer Herzlichkeit an, die Steinmann zu groß schien. Es schien ihm auch, als wehte aus dem Hörer von der Gegenseite ein kühleres Windlein. Er befliß sich daher selbst größerer Gemessenheit, hörte die geschraubte und salbungsvolle Freudebezeugung des alten Huber über die Annäherung der beiden Häuser an und hielt ihr das trockene Wort entgegen: „Die Brücken, die die Kinder bauen, sind nicht immer auch für das Gewicht der Väter berechnet. Es soll mich aber freuen, wenn wir Alten auch zuweilen hinüber und herüber steigen."

Als Endergebnis stellte Felix Huber seinen persönlichen Besuch schon für den nächsten Tag in Aussicht.

Vater, Mutter und Tochter verließen den Apparat.

Die beiden Frauen kehrten in die Wohnstube zurück. Frau Anna pries die Freundlichkeit der neuen Verwandten. Sie schwelgte in dem Gedanken, daß die einzige Tochter eine treffliche Heirat schließen werde, und vielleicht mehr noch in der Empfindung, daß ihr Mann wieder einmal ganz ihr und Hessi gehört hatte.

Hessi strahlte. Sie liebte Felix Huber. Sie wunderte sich noch immer, wie glatt alles

gegangen, und liebte auch den Vater mehr denn je um seiner raschen Zustimmung willen. Die Aussicht auf Felix Hubers nahe bevorstehenden Besuch steigerte ihre frohe Erregung.

Steinmann saß indessen wieder an seinem Arbeitstisch. Das Geräusch des Telephons war ihm noch im Ohr und das Echo des Gesprächs summte ihm im Herzen. Waren die Hubers nicht die Zurückhaltendern gewesen? fragte er sich abermals. Es quälte ihn. Als ob der alte Name die Hauptsache sei! Galt das Geld so wenig, so wenig die Tatsache, daß er die Hubers mit ihren paar Hunderttausenden zehnmal auskaufen konnte! Er begann noch einmal alles klar zu überlegen. Sein Haus war heute zu einem andern in Beziehung getreten. Die Verbindung bot manchen Vorteil. Ob sie auch Schattenseiten hatte, blieb abzuwarten. Und inzwischen hieß es auf der Wacht sein. Tatsache und Hauptsache blieb, daß Felix Huber, der Ehrenmann, Hessi liebte und diese glücklich war! Und Frau Anna mit ihr!

Steinmanns Nachdenklichkeit, die beinahe Verstimmung hatte werden wollen, wich. Seine Liebe für die Tochter wallte auf, und mit ihr, wie neu geweckt, die Zuneigung zu ihrer Mutter. Sie sollten beide ihn nicht geizig finden! Er nahm sein Scheckbuch aus dem nahen Kassenschrank und schrieb halb mechanisch eine große Zahl auf eines der Blätter.

Dann ein neuer Einfall: Und Meise!

Was wollte die Erinnerung mitten in allem andern? Weckte die Tatsache, daß er schenkte, den Trieb in ihm, auch ihr zu schenken?

Lange saß er vor dem Pult. Der Kopf war ihm dumpf. Gesichter tauchten wie aus Nebel: Das blonde Hessis, das feine, verblühte der Frau Anna, die starken, offenen Züge Hubers und jenes andere Gesichtlein, schmal, mit dunklen Augen, das immer wieder kam! — — —

— — — — — — — — — — — —

Am folgenden Vormittag kam Felix Huber angefahren. Im Kraftwagen. Er war einer der ersten im Kanton, die sich diesen Luxus gestatteten. Der Wagen war seit zwei Wochen in seinem Besitz. Er hatte ihn erworben, weil er von Amts wegen viel im Lande herum mußte.

Hessi bemerkte vom Fenster aus seine Anfahrt. Sie lief an die Haustür. Sie paßte zu ihm. Sie hatte auch etwas von seiner freien, unscheuen Art. Sie tat ihrer Freude keinen Zwang an, empfing und erwiderte seinen ersten Kuß mit Selbstverständlichkeit.

Sie stiegen die Treppe hinauf.

„Du wirst nur die Mutter und die Großmutter finden," berichtete Hessi. „Der Vater ist nach einem nahen Gaden gegangen, wird aber bald zurück sein."

„Deine Mutter ist eine liebe Frau," gestand Huber.

„Sie ist die Güte selbst," erwiderte Hessi, und wunderte sich, daß er nicht auch vom Vater sprach, aber das erwartete Wort blieb aus, und einen Augenblick lang hemmte das ihre Freude.

„Und die Großmutter," fuhr Felix fort, „sie ist noch eine wie die harten Bäume oben an der Schneegrenze."

Hand in Hand erreichten sie die Wohnstubentür. Felix behielt klaren Kopf. Er war glücklich, daß er Hessi erobert, um ihrer selbst willen. Daneben gab es ein paar weitere zufriedenstellende Dinge. Er hatte sie schon zu Hause im Gespräch mit dem klugen Vater erwogen. Die Mutter seiner Braut war eine liebenswerte, einfache Frau. Die Großmutter, das Unikum, fügte sich auch in den Rahmen; er empfand sogar eine starke Sympathie für die derbe, gerade Alte. Und was die Vermögenslage anbetraf — besser hätte er gar nicht wählen können! Da war nur Steinmann selbst, den seine Eltern nicht ganz ohne Vorbehalt in den Kauf nahmen! Alle Achtung vor ihm, was Tatkraft und Kühnheit seiner Pläne anbetraf! „Später brauchst einmal nicht zu fragen, wer der Reichste im Land ist," hatte der Vater gesagt. Aber — einen Haken gab es. Er erinnerte sich an den Besuch, den er in Untersurka als Mitglied jener Parteiabordnung gemacht. Von den damaligen Kollegen hatte er sich seither langsam losgelöst. Noch nicht öffentlich! Er war ihrer Sache nur lauer gefolgt. Sie waren ihm zu stürmisch. Sie wollten zu viel Neues auf einmal. Er gewann für sich selbst allmählich die Überzeugung, daß die bedächtige Art der Landesmehrheit, der Gesinnungsgenossen seines Vaters, die richtigere sei. Noch stand die freisinnige Minderheit am Ruder, das sie in der Zeit einer allgemeinen Verwirrung ergriffen. Aber mit dem Volk schien eine Wandlung vorzugehen. Es erinnerte sich seiner früheren Regenten, der alten, angestammten Familien, zu denen auch sein Vater gehörte. Er mochte sich dieser Wandlung nicht widersetzen. Er war im Gegenteil im Grunde seines Herzens jenen immer mehr zugetan gewesen, entschlossen, diesen zu gegebener Zeit zu folgen, und hatte von dieser Möglichkeit darum auch in seinem Werbebriefe kein Hehl gemacht. Und doch legte die Tatsache, daß er noch nicht wußte, wie Steinmann darüber dachte, ihm leise Hemmungen auf.

Frau Annas freudiger Willkomm nahm ihm indessen jede Befangenheit.

„Ich habe dich nichts zu fragen. Ich weiß genug von dir, um mich einfach an dir zu freuen," sagte sie mit bewegter Stimme und unbedenklicher Vertraulichkeit.

Als Felix Frau Katharinas Hand ergriff, sagte sie: „Schau', schau', was da zusammenkommt!"

„Die Liebe baut überall Brücken," entgegnete er lachend.

„Der Zorn reißt sie wieder ein, heißt es auch," gab sie, nur alt und ganz ohne Liebenswürdigkeit, zurück.

In diesem Augenblick trat Steinmann ein, rasch, bereit, guten Willkomm zu bieten. Er streckte Huber die Hand hin. „Keine Umstände!" sagte er. „Ich bin jetzt der Vater und du der Sohn. Ich vertraue dir die blonde Freude da an. Halte sie in Ehren."

Seine Hand drückte hart zu.

Felix Huber fühlte, daß das kein Alltagsmann war, der ihm sein Haus auftat. Auch er war voll ehrlichen, guten Willens.

„Das Kind wird das Schloß an der Kette sein," sagte Frau Katharina. „Reißt nicht, damit es nicht zu Schaden kommt."

„Sie meint die Kette, die uns künftig zusammenhalten muß," erklärte Steinmann.

„Mein Teil soll halten," versprach Huber.

„Bis der meine hinwegrostet," erwiderte Steinmann mit schmalen Lippen. Und wieder einmal fühlte er, daß die Zeit einer andern Generation anbrach. Mit diesem Verlöbnis pochte ein Finger an seine Tür: Dein Tag war gestern. Dann überwand er die schwächliche Erkenntnis aufs neue. Nicht daran denken! Sich nichts merken lassen! Noch stand er fest! Noch wollte er sein Teil vom Leben haben!

„Der Rost muß zuerst älteres Eisen fressen," sagte die glasige Stimme der Großmutter. Sie sah in das hinein, was den Sohn bewegte.

Aber wieder fand Frau Anna das beste Wort: „Immer redet ihr von euch, ihr Männer. Und doch ist d a s jetzt die Hauptperson."

Damit zog sie Hessi an sich.

Und Huber nahm sie aus ihren Armen in die seinen.

Dann wurde es festlich in der Stube, wie es dem Anlaß angemessen. Man redete von Anzeigekarten, von schuldigen Brautbesuchen, von Hochzeit. Die kleinen Neuigkeiten und Nichtigkeiten des Alltags überfluteten die Dinge, die in des einzelnen Seele waren und für den Augenblick ihre Wichtigkeit verloren.

(Fortsetzung des Romans folgt)

Glückliche Fahrt. Von Traugott Pilf

Munter traben grünen Waldweg
Unser Schimmel, unser Fuchs,
Leise rote Räder rollen,
Hufe klappen flink und flugs.

Unter sonnenblauem Himmel
Duftet unser Maienwald,
Hören wir den ersten Pirol,
Und die flinke Peitsche knallt.

Wilder Rosenbusch am Wege
Schickt die ersten Blüten aus,
Und die Liebste springt vom Wagen,
Pflückt den ersten Rosenstrauß.

Kirschen. Von Ernst Theodor Müller

Im Mai stand unser Kirschenbaum
Wie eine Braut im Garten
Und hub den weißen Schleier kaum
In träumendem Erwarten.

Im Juni hingen Kirschen rot
Darin wie tausend Flammen —
Das hat wie Lieb zu Lieb geloht
Und schlug wie Blut zusammen.

Im Juli aber schwebten still
Schwarzkirschen, laubverhangen,
Wie eine Mutter geben will:
Selbstlos und ohne Prangen.

Aus der kanadischen Prärie

Von Univ.-Prof. Dr. Dibelius

Heute fährt der europäische oder amerikanische Reisende mit einem der herrlichen Schnellzüge der Canadian Pacific oder der Canadian National in 35 Stunden von Toronto nach Winnipeg. Diese Bahnen fahren durch Gegenden, die vor ihrer Erbauung absolute Wüste waren. Ehe die Prärie in kanadische Verwaltung übernommen wurde, war sie von Ostkanada aus überhaupt nicht zu erreichen, denn eine furchtbare Wüstenei, meistens Felsgeröll, dazwischen kümmerliche Birken- und Erlenpflanzungen trennten die blühenden Kolonien des Ostens von dem Lande der Mitte, das für Kanada das Zukunftsland werden sollte.

Im Jahre 1867 wurde das grundlegende Gesetz geschaffen, welches das kanadische Dominium gründete. Zwei Jahre später übernahm der neue Staatenbund die Verwaltung für das ungeheure Gebiet, das sich vom Westende des Oberen Sees bis zum Felsengebirge erstreckt. Auch dieses Gebiet hat allerdings schon seine Geschichte gehabt. Seit dem 17. Jahrhundert war es den europäischen Nationen bekannt. Französische und englische Pelzjäger haben hier edles Wild gejagt und gelegentlich gegeneinander gekämpft. Durch den Frieden von Paris 1763 wurde ganz Kanada englisch, damit hörten auch die französischen Ansprüche auf das Gebiet westlich der großen Seen auf. Hier herrschte dann allein die im Jahre 1670 gegründete Hudson's Bay Company. Das Herrschen freilich bestand lediglich darin, daß ein paar Beamte der Gesellschaft auf dem ungeheuren Gebiet eingesetzt wurden, die einzig dafür zu sorgen hatten, daß an ein paar Punkten Stationen unterhalten wurden, an denen der Pelzjäger seine Ware loswerden und einige Verpflegung erhalten konnte, gelegentlich mußte dort auch der Angriff von Indianern abgewiesen werden. An menschliche Besiedlung dachte kein Mensch. Im Gegenteil schien es allen Beteiligten selbstverständlich zu sein, daß in diesem Gebiet (so weit wie von Basel bis Konstantinopel) der Jäger und nicht der Bauer zu herrschen hatte. Alles, was nach menschlicher Siedlung aussah, wurde rücksichtslos vernichtet, noch im Jahre 1815 wurde die Siedlung eines schottischen Lords am Red River — wo heute Winnipeg steht — von Beamten der North-West-Company, einer kanadischen Konkurrenz der Hudson's Bay Company, rücksichslos zerstört. Aber die Besiedlung ließ sich nicht aufhalten. Die Menschen kamen zuerst aus den Vereinigten Staaten. Als die große Menschenwelle in der Mitte des 19. Jahrhunderts bis nach



Dakota gekommen war, begann sie sich auch sofort über die kanadisch-amerikanische Grenze nach Norden herüberzudrängen. Amerikaner englischer, deutscher, skandinavischer Abkunft drängten in die nördliche Prärie. Überall auf den alten Indianerstraßen bewegte sich ihr kleiner Wagen mit kümmerlichem Hausgerät über die weite Ebene.

Es war zunächst ein unendlich schwieriges Siedlerdasein. Man war außerhalb jeder Zivilisation; da war keine Stadt, kein Dorf, keine Kirche, keine Obrigkeit in erreichbarer Nähe. Die Ansiedler waren auf sich selbst gestellt. Wenn zwei von ihnen sich um den Besitztitel stritten, so hatte der Stärkere recht. Das Land erwies sich von ungeheurer Fruchtbarkeit, der Ertrag war märchenhaft. Aber der Winter war furchtbar. Wer vom eisigen Schneesturm außerhalb seines schützenden Hauses erfaßt wurde, war verloren. Noch heute erzählt man sich Schauergeschichten von Siedlern, die im Frühjahr in ihrer Hütte gefunden wurden, erfroren oder verhungert. Im Sommer konnten die Moskitos zur Landplage werden, und gelegentliche Heuschreckenschwärme konnten in einigen Minuten die junge Saat vollkommen vernichten. Aber allen diesen Hindernissen zum Trotz ergoß sich der Strom der Einwanderer in den fünfziger und sechziger Jahren weiter in das Land. Eine Regierung gab es dort nicht, denn die Hudson's Bay-Gesellschaft verfügte nicht über den notwendigen Verwaltungsapparat; die englische Regierung mußte mit der Gefahr rechnen, daß hier in Manitoba sich ein neuer Staat bildete, überwiegend von Amerikanern bewohnt, der dann allmählich sich zur amerikanischen Union schlagen würde, und das hätte wahrscheinlich das Ende der englischen Herrschaft in Amerika bedeutet. Unbestritten englisch war der Ostteil des Landes: Neuschottland, Neubraunschweig, Quebec, Ontario, sodann die Westküste, das heutige Britisch-Columbia. Dazwischen befand sich die Prärie, und diese schien amerikanisch werden zu sollen. Nur durch die Gründung der Dominion von Kanada im Jahre 1867, welche das ganze Land der Mitte kanadisch machte, wurde die Gefahr abgewendet.

Gegen die Neuverwaltung empörten sich die Indianer und Mischlinge unter Louis Riel. Eine große Expedition unter General Wolseley schaffte im Jahre 1870 Ordnung. Ein neuer Aufstand im Jahre 1885 mußte ebenfalls mit Gewalt niedergeworfen werden, damit waren die Voraussetzungen für eine zivilisierte Verwaltung geschaffen. Dann kam die Canadian Pacific Bahn. Im Jahre 1886 wurde sie vollendet und verband nunmehr den Osten und den Westen. Sie war ein Triumph der Ingenieurkunst. Als eine der großartigsten Alpenbahnen der Welt überquert sie das Felsengebirge, und nicht minder bedeutsam war die Tatsache, daß sie durch die ganze Wüste von West-Ontario hindurchging und somit die Prärie von Osten her erreichbar machte. Nunmehr begann die Siedlung gewaltige Fortschritte zu machen. Der erste Staat Manitoba wurde 1870 den Staaten der Dominions zugesellt; es folgten 1905 westlich von Manitoba die Provinzen Saskatchewan und Alberta. Damit war nun ein Gebiet von größter wirtschaftlicher Bedeutung der Weltwirtschaft und der englischen Herrschaft erschlossen. Die Prärie ist ein Land von größter wirtschaftlicher Zukunft. Sie erstreckt sich in der Längsrichtung in einer Entfernung, die etwa der von den Pyrenäen bis Warschau entspricht, und einem Gürtel von der Breite etwa des Deutschen Reiches. Hier ist in erster Linie Weizenland der allerbesten Qualität. Als der Manitobaweizen in den achtziger Jahren zuerst auf den europäischen Märkten auftauchte, gab es eine Agrarkrisis; mit dieser hervorragenden Qualität konnte zu diesem Preise in Europa niemand wetteifern. Weizen wird auch für die Zukunft der Hauptausfuhrartikel der Prärie sein und vielleicht in den nächsten Generationen den europäischen Markt noch stärker füllen, als dies jetzt schon der Fall ist. Wahrscheinlich werden die Vereinigten Staaten in absehbarer Zeit nach Europa keine nennenswerten Weizenmengen mehr liefern können, weil sie sie im eigenen Lande gebrauchen werden. Kanada wird in immer stärkerem Maße an die Stelle der Vereinigten Staaten treten. In diesem Lande ist jeder irgendwie am Weizen interessiert. Der Stand der Saaten und die Ernteaussichten des gegenwärtigen und des kommenden Jahres sind die Gesprächsstoffe, die jeden angehen. Man baut Weizen, man kauft oder verkauft Weizen, man ist Beamter einer Eisenbahn, die vom Weizen lebt, man verkauft irgendwelche Dinge an Bauern, die nur bei guter Ernte Geld haben. Die Frage, wohin und wie der Weizen aus dem Lande abgeführt werden soll, ist einer der stärksten politischen Streitpunkte.

Lange Zeit war es selbstverständlich, daß der Weizen mit einer der beiden großen Bahnen (Canadian Pacific oder Canadian National) bis Port Arthur oder Fort William am Oberen See und dann durch die großen Seen entweder nach Montreal hinunter den Sankt-Lorenzstrom hinab oder mit

einem der großen amerikanischen Kanäle vom Eriesee nach Neuyork hinüberbefördert wurde. Die Frachten für den Weizen finanzieren die kanadischen Bahnen. Die Punkte, an denen das Getreide von der Eisenbahn in die Schiffe umgeladen wurde, waren die großen wirtschaftlichen Zentralpunkte des Landes. Bisher war Montreal das eigentliche Zentrum aller Getreideumladung. Umstritten war nur die Frage, ob es nicht vielleicht möglich wäre, den nach Neuyork abgehenden Teil des Getreides für Kanada zu erhalten, also auch nach Montreal zu leiten. Oder würde es vielleicht möglich sein, die Umladung auf die Europaschiffe schon im Seengebiet vorzunehmen, etwa die Europaschiffe bis an den Westrand des Oberen Sees hindurchzuführen und in Port Arthur mit Weizen zu füllen? Dann mußte der Lorenzstrom mit seinen überaus schwierigen Stromschnellen irgendwie umgangen werden. Der Großschiffahrtsweg nach den großen Seen ist für Kanada seit langer Zeit eins der größten technischen, wirtschaftlichen und auch politischen Probleme. Denn da um die großen Seen herum auch die amerikanischen Getreidestaaten liegen, würde ein solcher Großschiffahrtsweg auch aus den Vereinigten Staaten her gewaltige Getreidemassen nach Europa ziehen können. Aber wenn man einmal einen solchen Schiffahrtsweg bauen will, muß er dann unbedingt in dem kanadischen Montreal enden? Ist es nicht wirtschaftlich besser, ihn nach dem amerikanischen Neuyork zu leiten? Durch eine unerhebliche Vertiefung bestehender amerikanischer Wasserwege könnte dies vielleicht erreicht werden. An der Frage der besten Verwertungsmöglichkeit des kanadischen Getreides rollen sich alle wirtschaftlichen, ja politischen Gegensätze des Kontinents auf. Soll Montreal sich vor Neuyork beugen, soll Kanada sich von den Vereinigten Staaten in den Schatten stellen lassen? Diese Frage reicht noch weiter. Der Präriebauer glaubt, den hohen Frachten der Eisenbahngesellschaften am ehesten dadurch zu entgehen, wenn er sein Getreide durch die Hudson's Bay oder über Vancouver nach Europa bringt.

Der Weg über die Hudson's Bay würde für die neu zu erschließenden Distrikte des Nordens ganz ungeahnte Möglichkeiten ergeben. Die Frage ist nur, ob die Hudsonstraße, der Auslaß aus der Hudson's Bay nach dem Atlantischen Ozean hin, eine genügende Zeit des Jahres eisfrei ist. Der Transport nach Vancouver, also nach der Westküste, und von dort durch den Panamakanal nach Europa ist für die westlichen Bezirke der Prärie der lohnendste und in steigendem Maße in den letzten Jahren in Aufnahme gekommen. Auch die Straße über die Hudson's Bay wird wohl Wirklichkeit werden. Die Eisenbahn dorthin ist im Bau und wird wohl in den nächsten Jahren die Hudsonküste erreichen. Ob die Eisverhältnisse in der Hudsonstraße dann einen erheblichen Export nach Europa zulassen werden, weiß sicher noch kein Mensch. Aber man glaubt sicher zu sein, daß zum mindesten die neue Bahnlinie großartige Minerallager aufschließen wird, deren Gehalt dann den Bahnbau lohnen würde, ganz gleichgültig, ob der Ertrag des Bodens nach Nordosten oder nach Süden abtransportiert wird.

Denn es scheint, daß die Prärie noch mehr enthält als Getreideboden. Schon jetzt wissen wir, daß auch der felsige Boden der Westprärie große Kohlenschätze birgt, und wie weit die Kohlenlager von Alberta sich nach Nordosten fortsetzen und was neben der Kohle und dem Öl an Bodenschätzen gefunden werden kann, weiß vorläufig noch kein Mensch. Sicher ist nur, daß eigentlich alle Mineralien im Lande vorkommen; das Gold von Britisch-Columbia an der Grenze des amerikanischen Alaska ist ja ebenso bekannt, wie das Nickel der Gegend von Sudbury in Ontario; was in dem Lande außerdem noch gefunden werden kann, und wie weit sich die bekannten Lager in noch unbekannte Gegenden ausdehnen, weiß niemand.

Seit der Jahrhundertwende geht nun der neue Einwandererstrom in die Prärie. Man braucht Einwanderer unter allen Umständen, denn die Bahnlinie fräße weiter nur Kapital ohne Ertrag zu bringen, wenn nicht an ihrer Seite sich blühende menschliche Gemeinwesen bildeten. Die neue Einwandererschicht kam hauptsächlich aus dem Osten Europas. Man fand nicht genug Engländer, also nahm man, was man finden konnte: Russen, Polen, Ukrainer. Im Staate Saskatchewan gab es im Jahre 1921 bei 757 510 Menschen Gesamtbevölkerung folgende verschiedene Nationalitäten, nach ihrer Herkunft geordnet: 68 202 Deutsche, 39 738 Österreicher, 28 097 Ukrainer, 42 152 Franzosen, 16 639 Holländer, 2574 Tschechen, 1937 Finnen, 2667 Chinesen, 4287 Dänen, d. h. die englische Rasse hat mit 400 416 nicht viel mehr als die Hälfte (53 Prozent) der Bevölkerung von 757 510, in Manitoba sind es 57, in Alberta 60 Prozent. Fast all diese Zuwanderer stammen aus dem europäischen Osten. Auch die vielen Deutschen, welche die Statistik verzeichnet, haben zum allergrößten Teil Deutschland nie gesehen, sondern stammen von der Wolga, aus Galizien, Wolhynien und von der Krim. Viele von

ihnen sind Mennoniten, die einst aus Deutschland, weil sie den Heeresdienst verweigerten, nach Rußland ausgewandert sind, und als man ihnen dort ihre Privilegien nahm, nach Amerika weiterwanderten. In Saskatchewan haben sie eine Reihe von Jahrzehnten ihre eigenen Schulen gehabt; während des Weltkrieges hat man sie ihnen genommen; viele der Mennoniten sind dann nach Mexiko und Paraguay gewandert, wo es ihnen aber wirtschaftlich nicht gut gehen soll.

All dies ungeheure Völkergemisch in der Prärie soll nach dem Willen Kanadas englisch werden. Es sieht auch so aus, als ob dies der natürliche Lauf der Welt sein würde. Die Schulen der Prärie sind fast alle englisch. Nur in Manitoba und Saskatchewan haben die Franzosen für sich praktisch das Recht durchgesetzt, ihre Kinder in französischer Sprache zu unterrichten, so wie sie es wollen. Sie spielen überhaupt in der Prärie eine besondere Rolle. In der Zeit der Pelzjäger waren sie die Kulturträger. St. Boniface (heute ein Vorort von Winnipeg), das erste Bistum der Prärie, war französisch, in vielen Indianermissionen leisten französische Patres hervorragende Kulturarbeit. Französische Kulturpolitiker aus dem kanadischen Osten möchten gern die große französische Auswanderung, die heute vom Staate Quebec nach dem nordöstlichen Teil der Union geht, nach der kanadischen Prärie leiten und dort das französische, d. h. katholische Element verstärken. Zwischen Engländern und Franzosen, Protestanten und Katholiken geht seit dem Anfang der Besiedlung ein langes, zähes Ringen um die nationale Schule, und die Franzosen haben ihren Besitzstand bisher durchaus behauptet.

Weniger glücklich sind Deutsche und Ukrainer gewesen. Sie sind konfessionell gespalten in lutherische, mennonitische und katholische Deutsche, in Ukrainer aller möglichen kirchlichen Schattierungen, Unierte, Griechisch-katholische und dazu allerhand modernste Strömungen, die von den Kanadiern teils mit Recht, teils mit Unrecht als bolschewistisch bezeichnet werden — all das schwächt ihre Stellung, und hinter ihnen steht nicht, wie hinter den Franzosen, eine starke politische Partei im Zentralparlament von Ottawa. So haben die anderen Nationalitäten ihre nationale Schule nicht behaupten können. Ansätze dazu waren vorhanden, sie sind ihnen aber durch die Kriegsgesetzgebung genommen und werden ihnen schwerlich wiedergegeben werden. Der ganze eigentliche Schulunterricht ist englisch, in anderen Sprachen darf außerhalb der Unterrichtsstunden unterrichtet werden, besonders an schulfreien Tagen, soweit der Schulvorstand die Räume der Schule für diesen Zweck hergibt, d. h. in nichtenglischen Distrikten kann außerhalb der Unterrichtszeit ein gelegentlicher Unterricht in fremden Sprachen erteilt werden, soweit der Geistliche des Ortes dazu imstande ist. Allzuviel pflegt bei diesem Unterricht nicht herauszukommen; er kann es nicht hindern, daß die Kinder aller Nationalitäten in englischer Sprache aufwachsen, daß sie untereinander englisch sprechen, und oft auch, wenn sie erwachsen geworden sind, einen englischen Namen annehmen. Hier und da regen sich Versuche, der allzu schnellen Anglisierung entgegenzuwirken; ihnen pflegt dann sofort lauter Protest kanadischer Ultras zu antworten.

Die Einwanderung in die Prärie beginnt wieder einen starken Umfang anzunehmen. Wer ist drüben willkommen? Im allgemeinen nicht der Akademiker. Es kann sein, daß hier und da das Bedürfnis nach Ärzten stärker hervortritt, als es von den kanadischen Universitäten befriedigt werden kann. Das gleiche gilt von Botanikern, Feldmessern und Zoologen. Deshalb aber auf gut Glück in eine ungewisse Zukunft nach Kanada zu gehen, wäre Vermessenheit und Wahnsinn. Niemand aus diesen Berufen sollte es versuchen, wenn nicht ganz bestimmte Aussichten sich ihm bieten. Nicht erwünscht ist im allgemeinen auch der Industriearbeiter, denn an solchen fehlt es drüben wahrhaftig nicht. Gebraucht werden vielmehr junge Menschen, die in der Landwirtschaft Bescheid wissen, arbeiten und entbehren können. Aber gegenüber den überspannten Erwartungen, mit denen der europäische Einwanderer hinüberzukommen pflegt, muß gesagt werden, daß das einfache Anwesen meist weit draußen gelegen ist, von Städten und städtischer Annehmlichkeit weit entfernt, daß es immer harte Arbeit und Entbehrung mit sich bringt, daß oft eine Reihe von märchenhaft guten Ernten aufeinander folgt, daß aber nur der Ansiedler weiter kommt, der im Glück auch ruhig Blut behält und nicht sofort durch Überspekulation sich ruiniert. Und niemand sollte hinübergehen, einfach auf die Vorspiegelungen von Agenten hin, die daran ein Interesse haben, Fahrkarten zu verkaufen, sondern sollte sich bei den zuständigen Stellen über die wirklichen Verhältnisse orientieren. Jeder ist drüben willkommen, der Kanadier werden und hart arbeiten will, aber anderseits auch niemand, der nur in kurzer Zeit und ohne schwere Mühe reich zu werden wünscht.

Die flämische Landschaftsmalerei im 17. Jahrhundert. Von Wilhelm von Bode

Mit Wiedergaben von Gemälden des Kaiser Friedrich-Museums zu Berlin

Wir bringen hier im Anschluß an den Aufsatz des Oktoberheftes 1928 einen zweiten über ein Thema, das Wilhelm von Bode gegen das Ende seines arbeits- und erfolgreichen Lebens fast leidenschaftlich stark beschäftigt hat. Mit Trauer veröffentlichen wir diesen letzten Beitrag unsers verehrten Mitarbeiters, überzeugt, daß ihn unsre Leser mit jener dankbaren Aufmerksamkeit empfangen werden, welche einer so außerordentlichen und unvergeßlichen Erscheinung wie Bode gebührt

Als Rubens seine Landschaften malte, fast ein Dutzend, denen sich die berühmtesten Werke der eigentlichen Landschafter nicht ebenbürtig an die Seite stellen lassen, war gerade Adriaen Brouwer im Winter 1631/32 in Antwerpen aufgetaucht. Lebhaft packten ihn die herrlichen landschaftlichen Schöpfungen von Rubens; der Sinn für die Schönheiten der Landschaft wurde ihm dadurch erschlossen, so daß er zu eigenen Schöpfungen angeregt wurde. Freilich zu Landschaftsbildern ganz anderer Art, als sie Rubens schuf; wie er in seinen Genrebildern vor Rubens' großartigen und wuchtigen Kompositionen nur zu künstlerisch freierer, malerisch noch gesteigerter Behandlung angeregt wurde, ohne von seinen einfachen, derben Motiven abzulassen, so hat er auch für seine Landschaftsbilder nur die anspruchlosesten Ausschnitte aus der nächsten Umgebung von Antwerpen gewählt: einen Weg, der an kümmerlichem Gebüsch vorbeiführt, eine Düne mit dem Ausblick aufs blaue Meer, ein paar elende Hütten und ähnliches mehr, und hat sie in rein impressionistischer Weise gesehen und prima niedergeschrieben. Aber durch seine Feinheit in der Beobachtung der Lichteffekte und der tonigen Wirkung durch den Einfluß der feuchten Luft hat er fast in jeder dieser — meist nur kleinen und oft gewiß in wenigen Tagen entstandenen — Landschaften wieder ein neues, ganz eigen-



Burg an der Richtstatt bei Sonnenuntergang. Gemälde von P. P. Rubens. 1577—1640



Fischer am Weiher. Gemälde von David Teniers d. J. 1610—1690

artiges malerisches Meisterwerk geschaffen, worin er schon vorausnimmt, was die französischen Impressionisten erst mehr als zwei Jahrhunderte später anstrebten. Ja, dieser impressionistischen Art, mit der sein Blick jeden ihm interessant erscheinenden malerischen Eindruck in der Natur festhielt und wohl oft gleich aus dem Gedächtnis niederschrieb, hat Brouwer einen besonderen Reiz dadurch zu verleihen gewußt, daß er Momente der Beleuchtung wählte, welche die Färbung in solchen einfachen Motiven besonders kräftig, pikant und vor allem stimmungsvoll erscheinen ließen: bei Sonnenuntergang oder Sonnenaufgang, bei Mondschein, im Gewitter, in dunstiger Mittagshitze und anderen Licht- und Lufterscheinungen, wie sie sein malerisch einzig begabtes Auge täglich neu entdeckte. Welche Meisterwerke der Künstler in solchen Bildern geschaffen hat, habe ich früher in diesen Blättern in einem besondern „Brouwer als Landschaftsmaler" gewidmeten Aufsatz (Velhagen & Klasings Monatshefte, 38. Jg., 6. Heft) eingehend gewürdigt.

Durch diese meist kleinen und flüchtigen Improvisationen hat Brouwer seinerseits auch auf Rubens' damalige Landschaftsmalerei einen nicht unwesentlichen Einfluß ausgeübt. Er regte ihn an, ähnliche Momente in der landschaftlichen Stimmung aufzugreifen und rasch kleine Augenblicksbilder daraus zu gestalten, die er später bei großen Landschaftskompositionen verwenden konnte. Unsere Galerie besaß schon aus den Erwerbungen aus der Sammlung Pelham Clinton Hope eine solche Improvisation, den Ausblick auf den Turm an seinem Schlosse Steen, von dem eine zweite ganz ähnliche Studie im Ashmolean Museum zu Oxford sich befindet. Als Geschenk zu meinem 80. Geburtstage erhielt ich für unsere Sammlung ein ähnliches, noch effektvolleres Bildchen: Die Burg an der Richtstatt bei Sonnenuntergang. Ein Bild, das neben seiner hohen malerischen und stimmungsvollen Wirkung auch sonst noch sehr merkwürdig ist, nicht nur weil es nach dem Stempel auf der Rückseite aus der Sammlung Karls I. stammt, sondern durch den bei Rubens sehr seltenen, uns jetzt schwer verständlichen Eindruck, wie er sich in dem unheimlichen Gegensatz zwischen dem Richtplatz mit seinen Leichen im Vordergrund und der in den letzten Strahlen der Sonne erglühenden stolzen Ritterburg im Mittelgrunde ergibt. Ist es ein allzu moderner sentimentaler Gedanke, wenn wir darin den künstlerischen Niederschlag einer Vision des Künstlers nach seinen Eindrücken vom wüsten Treiben am Hof des englischen Königs vermuten, das nach wenigen Jahren zu einem furchtbaren Ende führen sollte?

An die Kunst dieser beiden Großen kam von den flämischen Landschaftsmalern ihrer und der folgenden Zeit keiner auch nur entfernt heran. Brouwers Improvisationen haben kaum eine stärkere Wirkung ausüben können; waren sie doch gar zu eigenartig, dazu meist schon durch ihr Format unscheinbar, und mit dem wenige Jahre nach ihrer Entstehung erfolgten Tode ihres Schöpfers verlor sich bald auch das Interesse an den



Raubanfall im Walde. Gemälde von David Teniers d. J. 1610—1690

wenig zahlreichen und wenig bekannt gewordenen Landschaften des Künstlers. Rubens war auch in seinen Landschaften so gewaltig und unnachahmbar, daß er schon deshalb keine eigentlichen Nachfolger auf diesem Gebiete haben konnte, obgleich er mehrere dieser Künstler zum Malen von landschaftlichen Hintergründen in seinen Gemälden heranzog. Aber die Kraft der Lokalfarben und die Vorliebe für starke Lichteffekte bleibt den flämischen Landschaftsmalern von Rubens her bis zum Ende des 17. Jahrhunderts eigentümlich.

Eine günstige Folge hatte diese Unnachahmlichkeit der Rubensschen Landschaftskunst auch dadurch, daß die Landschaftsmaler in Belgien, die sehr viel weniger zahlreich sind, als die gleichzeitigen Landschaftsmaler in Holland, doch eine stärkere Selbständigkeit aufweisen. Verschiedene unter ihnen betonen die Staffage meist ebensosehr wie das Landschaftliche, ja lassen diese oft stärker zur Geltung kommen. Dies gilt besonders von Pieter Snayers, der seine Landschaften mit Reitergefechten oder Überfällen auszustatten liebt und namentlich zur Illustrierung der Feldzüge gegen die holländischen Truppen durch landkartenartige Darstellungen der Belagerung von Festungen, Schlachten, Truppenrevuen und dergleichen herangezogen wurde, die als Ersatz von Gobelins oder als Vorlagen für solche entstanden. Auch David Teniers malte gelegentlich solche Vorlagen für Gobelins. Der klassische Meister dafür wurde aber namentlich A. F. van der Meulen, den Ludwig XIV. ausgiebig beschäftigte.

David Teniers, lange Zeit über Gebühr als einer der ersten Genremaler gefeiert, wird heute im Handel gar zu sehr mißachtet. Auch als Landschafter verdient er besondere Beachtung. Zeigt er sich in dem kleinen, ganz frühen Bilde unserer Galerie mit dem „Raubanfall im Walde“ von kräftig grüner Lokalfarbe noch als Nachfolger seines gleichnamigen Vaters, so verrät er in den „Fischern am Weiher“ (gleichfalls in der Berliner Galerie) sehr feine Beobachtung der einfachen Tagesbeleuchtung und der tonigen Wirkung. Seine nach Art seiner Landsleute als Lünetten, für Friese oder ähnliche Zwecke gemalten größeren Landschaften sind von tüchtiger dekorativer Wirkung. Auch auf starke Lichteffekte geht er gelegentlich aus, malt die Zerstörung von Sodom und Gomorrha, den Brand von Troja oder Nachtstücke mit Mondschein: dann pflegt er von kräftiger, malerischer Wirkung zu sein, aber die intime Stimmung, die überraschende, große Wirkung, die Brouwer in ähnlichen Motiven zum Ausdruck bringt, fehlt Teniers.



Entenjäger am Weiher. Gemälde von Alexander Keirincx. 1600—1652



Landschaft mit Holzfällern. Gemälde von Lucas van Uden. 1595—1672



Hohlweg. Gemälde von Cornelis Huysmans. 1648—1727

Noch stärker illustrativen Charakter haben die Landschaften des Lucas van Uden. Er hat kein großes Gestaltungsvermögen, weder für die Formen noch für Beleuchtung und Farben; daher beschränkt er sich auf treue Schilderung der leicht bewegten, von Wald und Busch durchsetzten Hügel und Auen seiner fruchtbaren Heimat, die er mit hellen Farben anmutig wiedergibt; am besten in seinen Aquarellen. Rubens, der ihn gelegentlich neben Wildens als Maler der Hintergründe seiner Gemälde benutzte, war in seinen späten Landschaften sein Vorbild, das er aber in etwas spießbürgerlicher Weise nachahmte. Ein anderer Antwerpener, der früh nach Holland übersiedelte und dort waldige Landschaften von flauer Färbung malte, die ihm C. Poelenburg staffierte, Alexander Keirincx (1600 bis 1652), hat in frühen Antwerpener Bildern, wie ein besonders ausgezeichnetes unsere Galerie kürzlich zum Geschenk bekommen hat, starke Färbung innerhalb eines warmen braunen Tons. In dieser mit dem vollen Namen A. Keirinx bezeichneten flämischen Landschaft, „Teich mit Entenjäger", ist der Aufbau ein eigenartiger und geschickter, die Behandlung leicht, die Färbung malerisch, die Zeichnung auch der Figuren und Tiere vortrefflich.

Die tiefe, kräftige Note in der Färbung, die in diesem Bilde schon angeschlagen ist, wird durch die Landschaftsmaler der nächsten Jahrzehnte, zumeist Brüsseler Künstler, noch wesentlich verstärkt. Von Lodowik de Vadder in Brüssel (1605 bis 1655), dessen satte bräunliche, gelegentlich geradezu branstige Färbung seine Bilder, obgleich nur wenige bezeichnet sind, leicht erkennen läßt, geht darin voran. Sie galten bisher als selten, aber seit dem Krieg ist eine nicht unbeträchtliche Zahl derselben in den Handel gekommen, namentlich in Berlin; die letzte Privatausstellung zeigte deren ein halbes Dutzend. Die Landschaften aus Rubens' letzten Jahren und vielleicht mehr noch die von Brouwer, dem gelegentlich Bilder von Vadder zugeschrieben wurden, werden ihn beeinflußt haben; aber seine Landschaften erreichen nie die Durchsichtigkeit der Farben, die Leuchtkraft und Zartheit des Lufttons, sind stets fester und trockener in der Zeichnung. In starkem Lichteinfall, energischen Gegensätzen der kräftigen Lokalfarben geht der 1611 in Brüssel geborene Jacques d'Arthois, der ebenso im Aufbau seiner Landschaften wie in ihrer dekorativen Wirkung der tüchtigste ist, am weitesten. Der „Hohlweg", der zu den neuen Erwerbungen der Berliner Galerie gehört, ist ein Hauptwerk des Künstlers, das in der Farbenpracht und im starken Lichteffekt einer Landschaft von A. Böcklin nichts nachgibt.



Waldige Landschaft mit Dorf. Gemälde von Lodowik de Vadder. 1605—1655



Landschaft mit Elias und der Witwe von Sarepta
Gemälde von Jacob van Geel. Geb. um 1585, gest. nach 1638

Der Antwerpener **Cornelis Huysmans** schließt sich seinem Lehrer J. d'Arthois eng an; da er erst 1727 im Alter von fast 80 Jahren starb, hat er diese Richtung, die er wenig änderte und in der er zahlreiche, meist kleinere Bilder gemalt hat, lange aufrecht erhalten. Die zwei Landschaften, die wir von ihm besitzen, beides Geschenke der neueren Zeit, sind tüchtige Beispiele seines Stils. Die eine zeigt, liebevoll durchgeführt, den Blick über eine reich bewegte flandrische Landschaft, die andere einen farbig fein getönten, durch Regen stark ausgewaschenen Hohlweg.

Neben Cornelis Huysmans, dem sich einzelne jüngere, aber weniger begabte Landschafter nahe anschlossen, stehen ein paar etwas ältere Antwerpener Landschafter sehr eigenartig da; beide zugleich unter sich sehr verschieden und von besonderer Tüchtigkeit: **Frans Millet** und **Jan Siberechts**. Letzterer, wesentlich älter als Huysmans, hat gleichfalls das hohe Alter von 80 Jahren erreicht (geb. 1627), während Millet schon mit 37 Jahren starb. Beide verzogen jung ins Ausland, Millet nach Paris, Siberechts nach London. Antwerpen hatte in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts seine Stellung als beherrschende Weltstadt anfangs an Amsterdam, dann an Paris und London abgeben müssen. Der Sinn für die Kunst, die Freude daran und das Bedürfnis sie zu fördern, die durch mehr als ein volles Jahrhundert jedem Bürger von Antwerpen fast angeboren war, erstarrte allmählich und artete in nüchterne, philisterhafte Kleinmalerei aus. Aber die Genremalerei bewahrte selbst in dieser Verkommenheit noch Elemente, die in Frankreich, namentlich durch den genialen Wallonen Antoine Watteau und den malerisch besonders begabten Chardin sich noch zu einer neuen köstlichen Blüte entwickeln konnten. Der ältere Antwerpener Horemans und mehr noch seine begabteren Nachfolger, ein Pieter Angelis und Philipp Santvort, die ins Ausland gingen, bildeten ein harmloses, aber biederes und malerisch recht tüchtiges Sittenbild des Kleinbürgertums aus, das in C. Troost, Hogarth und schließlich noch in D. Chodowiecki eine eigenartige Fortentwicklung fand. Anders in der Landschaftsmalerei, die in kleinlichen Nachahmern namentlich der ein volles Jahrhundert früheren Richtung eines Jan Bruegel ihr trauriges Ende fand.

Merzedes

Novelle von Walther Harich

Von Zeit zu Zeit hatte Ralph Schonzeit. Es waren seine Perioden, in denen nichts oder viel zu viel mit ihm anzufangen war. Dann stieg er zum Beispiel auf den Bock einer Pferdedroschke, deren Kutscher gerade auf einen Augenblick in die Kneipe gegangen war, und kutschierte mit herrschaftlicher Miene die Hauptstraße der kleinen Universitätsstadt entlang und freute sich, wenn der Mann, zurückkehrend, seinen Wagen suchte und ihn schließlich zweihundert Schritt weiter ruhig warten sah. Die Vorübergehenden konnten sich ausschütten vor Lachen.

Oder er sah Merzedes, die blonde Studentin aus Hamburg, an ihrem Fenster stehen und warf ihr Apfelsinen hinein, was lange Erörterungen gab. Erstens wegen der Unschicklichkeit, zweitens weil er sie durch den Wurf hätte verletzen oder doch wenigstens die Wasserkaraffe hätte treffen können.

Oder er ließ sich Karl Mays Selbstbiographie in Saffian binden, oder sonst noch allerlei, was „etwas heißen sollte". Es sollte aber nichts heißen, empfand Ralph betrübt, sondern er war nun einmal so, und das Schlimme war, daß in solchen Zeiten seine Habilitationsschrift auch nicht um eine Zeile weiterrücken wollte. Im Gegenteil, er strich alles Geschriebene aus.

Bei einer befreundeten Familie sah er das Bild Helenens. Helene weilte in England. Er schrieb ihr Briefe, worin er ihr auseinandersetzte, daß er sie liebte, weil es sie eigentlich nicht gab. „Was sind Sie?" schrieb er ihr. „Einige Farben auf einem Pastellbild, ein Rahmen dunkler Haare und ein schweres Lächeln! Ein Phänomen kurzum. Phänomene aber liebt man. Man kann sich ihrer nicht erwehren. Wenn erst eine junge Dame dastehen und gehen und Unsinn oder Überschwenglichkeiten reden wird, dann ist es natürlich aus!" Er schrieb ihr Briefe „an die Ferne hinter allen Bergen, an die Heimat Dschinnistan". Denn das wäre ihr Vorzug, daß man an sie Briefe schreiben könnte, die im Grunde nach Dschinnistan gerichtet sind.

Es gab fürchterlich viel Ärger mit Helenens Brüdern. In solchen Zeiten spielte er auch lange nicht so schön Geige wie sonst. Es gab weniger Ton als Dämonie in seinem Strich. Er selbst wollte es nicht wahr haben, denn er hörte die Musik hinter den Saiten und war besonders auf sein Mozartspiel sehr stolz. Es war da etwas hinter Mozart: Dämonie eines hingeblühten Lebens, Aufstand gegen das Rokoko. Man machte ihm klar, daß das Unsinn wäre, aber er berief sich auf sein Gefühl. Und wirklich, es gab in seinem Spiel etwas Unvergleichliches, etwas das aus Abgründen kam und zu Abgründen führte.

Am Nachmittag hatte er an Helene einen neuen Brief geschrieben. Helene war von seinen Briefen begeistert. Nur die Brüder ärgerten sich. Er träumte Helenens Gegenwart, empfand sie um sich. Wie aber würde es werden, wenn sie nun wirklich kam? Wenn sie statt aufwühlender Worte, die berauschende Vorstellungen in ihr erweckten, den kleinen, mageren Ralph mit verzerrtem Gesicht und ausbrechenden Bewegungen am Geigenpult stehen sah? Würde sie den Schreiber jener jenseitigen Briefe in ihm erkennen? Ach, sie war wie er und würde es nicht. Und er war wie sie und würde ihre Gegenwart nicht ertragen können. Nein, er würde es nicht! Und sie würde es nicht!

*

Am Abend spielten sie bei der alten Frau Johannsen Quartett, und mitten in dem Mozartschen Adagio kam Merzedes, die blonde Studentin, herein. Ganz einfach sah sie aus, und ganz einfach setzte sie sich hin und hörte zu. Nachher sagte sie ihm, daß er wundervoll Geige spiele, und dann, viel später, bat sie ihn sogar wegen des Vorfalls mit den Apfelsinen um Entschuldigung.

„Wenn Sie spielen, merkt man, wie Sie so etwas meinen. Und ich hatte mich auch nicht bei Frau Johannsen über Sie beschwert. Ich verstehe gar nicht, wie man Ihnen deswegen Vorwürfe machen konnte." Sie sahen sich an und lachten. Zum erstenmal, seit er in diesem Kreis lebte, fühlte Ralph sich von irgend jemandem verstanden. Diese junge blonde Studentin hatte eine wundervolle Art, alles an ihm natürlich und

frei zu sehen. Frau Johannsen und Helenens Brüder und Rechtsanwalt Otto machten alles kompliziert, obwohl sie ihm damit helfen wollten.

Immer wollten sie ihm helfen. Die wissende Frau Johannsen zum Beispiel schrieb an seine Mutter: „Schicken Sie ihm ruhig die fünfhundert Mark, um die er Sie gebeten hat, Ralph befindet sich wieder einmal in einer Krise, aber da er noch immer Mozart mit hinreißender Leidenschaft spielt, hoffe ich das Beste für ihn."

Seitdem traf er Merzedes oft. Manchmal begegnete sie ihm auf der Straße, oder sie saßen zusammen in dem Lesesaal der Bibliothek. Immer sprachen sie dann kurz miteinander. Ihre Art tat ihm wohl, und nur manchmal packte ihn das Mißtrauen, daß sie ihn nur deshalb richtig verstand, weil sie ihn liebte. Der Gedanke, daß sie ihn lieben könnte, war ihm unangenehm. Er wollte ihre leichte Klarheit nicht umwölkt wissen. Sie sollte nicht vor seinem Bilde taumeln wie er vor Helenens. Sie sollte natürlich für ihn da sein, wenn er sie brauchte, aber unbelastet. Denn sein eigentliches Leben führte er weiter in seinen Briefen an die Ferne. Er schrieb sie an die Nacht und das Meer und an die Heimat hinter allen Bergen, und er kostete die Einbildung, daß Nacht und Meer und Heimat ihm antworteten.

Manchmal kam sie zu Frau Johannsen, wenn er dort war, und allmählich wurde es so, daß sie fast an jedem Nachmittag zu dritt Tee tranken. Frau Johannsen bewohnte eine kleine Mansardenwohnung. Sie war arm, aber sie hatte immer türkische Zigaretten und Mandarinen und einen wundervollen Tee. Dazu röstete sie Toast auf dem kleinen elektrischen Grill. Es war wundervoll, bei Frau Johannsen zu sitzen. Es beruhigte unendlich, und Ralph nahm sogar in dieser Zeit seine Habilitationsschrift wieder auf.

Er hatte das Bedürfnis, sich unangreifbar nach allen Seiten hin zu verschanzen und sich in dieser Gestalt herauszustellen. Er sah den großen Plan des Ganzen bereits ausgeführt vor seinem Auge, ein Bild von sich selbst, in unwiderlegbare, wissenschaftliche Formeln gegossen. Er arbeitete ununterbrochen an dem Ausgießen der riesigen Glieder, wenigstens in Gedanken, aber die Aufgabe lag immer wie ein weites Feld vor ihm, das hinter dem Horizont sich noch unermeßlich weit erstreckte. Da gab er es schließlich auf.

Am nächsten Nachmittag sagte er bei Frau Johannsen, während er die feine japanische Tasse liebkosend abtastete: „Ich liebe alle diese kleinen Dinge: die Tassen, den brenzligen Geruch des Toastes, Ihre Blumen, Ihren Schmuck. Aber alle großen Dinge starren mich an wie Ungeheuer. Ich arbeite deshalb auch nicht mehr an meinem Buch."

„Sie müssen es sich nur richtig einteilen, dann sind auch die großen Dinge aus lauter feinen, kleinen Köstlichkeiten zusammengesetzt. Ihr Buch aus wundervollen Kapiteln und diese aus vielen feinen, klugen Sätzen."

Er schüttelte den Kopf. „Man sollte das Leben nicht so zerstückeln. Es verliert dann das Lockende, das Dämonische."

„Ach, das Dämonische!" Frau Johannsen lächelte.

Merzedes aber glaubte ihn zu verstehen. „Sie haben Platzangst vor den weiten, unerforschten Gebieten Ihrer Arbeit," sagte sie. „Sie wissen, daß da Strecken kommen werden, wo Sie nicht aus noch ein wissen, wo Sie am Federhalter kauen und wirkliche Schmerzen durchmachen werden. Aber Sie müssen da hindurch."

Frau Johannsen bedauerte, daß er fast niemals mehr Geige spielte. „Ihre Partnerin hat sich gestern auf der Straße nach Ihnen erkundigt."

Aber er mochte auch nicht mehr Geige spielen. An diesem Nachmittag brach er früher auf als sonst, weil ihn der Gang des Gesprächs quälte. Als er draußen war, saßen die Frauen schweigsam. Frau Johannsen rührte mit dem Löffel in der kleinen Tasse. Sie sah auf und bemerkte, wie Merzedes weinte. Merzedes fühlte sich beobachtet und lag auf einmal vor Frau Johannsen auf den Knien, barg den Kopf in ihrem Schoß und wurde von verhaltenen, schluchzenden Schreien geschüttelt.

*

Auch Ralph fühlte an diesem und am nächsten Tage, daß eine Veränderung eintreten mußte. Man konnte nicht ewig am Abgrund stehen, auch wenn er lockte und bannte. Er nahm sich vor, wieder zu arbeiten, Wort an Wort zu fügen, wie Frau Johannsen gesagt hatte, und auch seine Bogenführung auszugleichen, die voller Mängel war. Und eine ganze Woche hindurch versagte er es sich, an Helene zu schreiben.

Eines Nachmittags, als er wieder zu Frau Johannsen ging, öffnete ihm Merzedes die Tür. Frau Johannsen hätte gerade fortgemußt und Merzedes solle bis zu ihrer Rückkehr auf den Tee und den Toast und auch auf die türkischen Zigaretten Sorge haben. Auf einmal verstand Ralph, daß Frau Johannsen an diesem Tag erst spät zurückkehren würde. Merzedes wollte allein mit ihm sein.

„Frau Johannsen wird erst spät kommen," sagte er und sah sie an. Die Verlegenheit löschte auf ihrem Gesicht alle scharfen Linien aus.

„Es kann sein. Aber ich wollte Sie auch allein sprechen, Ralph. — Ralph, das kann mit Ihnen doch nicht so weitergehen!" Sie sagte diese Worte mit einer ernsten und fast scheltenden Stimme, so daß er überrascht aufsah. Aber er wußte schon, was nun kommen würde. Er fühlte, daß sein Wesen sich zurückzog wie eine Schnecke in ihr Haus. Etwas Wirkliches, das Leben kam auf ihn zu. Kein Phantom mehr, ein junges heiteres Mädchen, das auch in diesem Augenblick kaum etwas von ihrer klaren Sicherheit einbüßte.

„Ralph," fing sie wieder an. „Sie können doch so nicht weiterleben. Sie quälen uns alle doch unsagbar."

Er hatte Furcht vor ihr und zugleich grenzenlose Hochachtung, weil sie im Begriff stand, einen Schritt zu tun, der sie ihm leicht verächtlich machen konnte. Als er sie aber ansah, wie sie, rot und trotzdem ruhig, ein wenig aufstand und seine Hände ergriff und ihn nicht anzusehen wagte und dann einfach ihr Haupt in seinem Schoß barg, rührte ihn die Weihe dieses Selbstopfers so stark an, daß auch sein Inneres vor sich selbst keine Worte fand und sich seine Hand nur immer wieder in Merzedens blondem Haar zu beruhigen suchte.

Das dauerte Minuten, während derer Ralph begriff, daß sie am liebsten ewig so bleiben würde, indes er von einer deutlichen Ungeduld gepeinigt wurde. Deshalb fand er zuerst Worte, obzwar er selbst fühlte, daß seine Worte diese Situation nur von fern berühren konnten. Als er sprach und, nicht für seine Empfindungen, aber für das, was er hier empfinden zu müssen glaubte, nach dem passenden Ausdruck suchte, verstand er erst voll, wie hoch Merzedens Verhalten ihn einschätzte, und nach einigen Redensarten, die, auch von ihr unbeachtet, vorbeigingen, kam aus seinem Herzen der volle Dank für ihr Tun, das viel, viel größer war, als er es ausdrücken konnte. Sogar als er empfinden konnte, fügte er innerlich hinzu. Er wußte nicht, ob seine Worte es bewirkten, ja fast hatte er den Eindruck, daß es gegen seine Worte geschah, daß Merzedes sich aus ihrer Lage erhob und sich ruhig auf ihren Sessel zurücksetzte. Sie strich sich die Haare zurecht und sagte, ohne ihn dabei anzusehen: „Sie müssen mich nicht mißverstehen, Ralph. Ich habe mich nicht gehen lassen, wie Sie vielleicht doch denken. Ich wollte Sie aufrütteln, ich wollte Ihnen zeigen, daß ich Sie liebe. Vielleicht kann ich das Phantom, das Ihnen die Kraft aussaugt, zunichte machen."

Ralph schüttelte traurig den Kopf.

„Ach, Ralph, man kann auch einen Menschen von Fleisch und Blut lieben, und alle Seligkeit der Welt kann in einer solchen Liebe liegen. Aber denken Sie nicht, daß ich mich Ihnen angeboten habe. Denn jetzt werde ich fortgehen und Sie nie mehr wieder sehen. Oder wenn Sie wollen, können wir von jetzt ab gute Kameraden sein."

Ralph, der anfangs geglaubt hatte, daß ihre Liebe ihn zum Herrn über sie machte, fand sich durch ihre Worte seltsam zurückgewiesen, da er einsah, daß ihm Merzedes trotz ihres Eingeständnisses ganz fern blieb. Aber er fühlte, daß kein Mittel geeigneter war, ihn in die Wirklichkeit zurückzurufen als ihr Verhalten. „Ach, Merzedes," sagte er, „ja, wir wollen Freunde und Kameraden werden, obwohl ich Ihnen nichts werde geben können. Glauben Sie mir, ich sehne den Tag herbei, an dem ich Sie mehr liebe als die ganze Welt!"

Er wagte sie, während er sprach, nicht anzublicken, aber er wußte auch ohne Gesicht, daß eine verklärte Wärme in ihren Augen leuchtete. Einem plötzlichen Gebot gehorchend, ging er auf sie zu und küßte ihr die Hand und dann die Stirn. Aber er spürte keine Süße in diesem Kuß, er küßte einfach eine Stirn, deren feiner Bau mit dem Zug der blauen Adern an den Schläfen seine Augen mehr entzückte als seine Lippen, und ihrem leise erbebenden Körper fühlte er sich fern und fremd.

Als Frau Johannsen abends kam, fand sie die beiden äußerlich unverändert vor, außer daß Ralph die blonde Merzedes mit einer ritterlichen und zarten Aufmerksamkeit umgab, die er früher oft hatte vermissen lassen. Aber in Augenblicken — und das kam noch Wochen hindurch immer wieder und blieb eigentlich noch Jahre so — konnte in Merzedes plötzlich die Scham über ihre Tat aufwallen, daß das Blut ihr ins Gesicht stieg und sie glaubte, vergehen zu müssen, wenn sie daran dachte. In ihrem Zimmer, wenn sie allein war, oder auch mitten in einer Gesellschaft konnte sie dann rot und verwirrt dasitzen.

*

Von da ab waren die beiden viel zusammen. Helenens Brüder versuchten sie einmal zu warnen. „Ralph ist ein unheilbarer Phantast," sagten sie. „Was er mit unsrer Schwester angerichtet hat, ist gar nicht zu beschreiben. Wir fürchten uns alle vor ihrer Rückkehr, denn natürlich glaubt sie nun, die

große Leidenschaft ihres Lebens gefunden zu haben. Aber wir kennen doch Ralph und kennen Helene!" Merzedes lachte.

Ralph empfand, daß Merzedes seit jenem Nachmittag ein Anrecht auf sein Leben hatte, und er hätte es nur recht und billig gefunden, wenn sie sich in seine Lebensführung eingemischt hätte. Statt dessen wich sie ihm fast aus. Er selbst war sich interessanter und werter geworden. Er empfand, daß durch Merzedens Liebe eine leise Weihe über seinem Leben lag. Aber mit der Zeit hörte auch das auf, und die alte Gleichgültigkeit kam ihm wieder. Als er sich dessen bewußt wurde, ergriff ihn plötzlich der Schrecken vor der tötenden Gewalt des Lebens, das einfach über eine derartige Stunde hinwegschreiten und bewirken konnte, daß sie niemals gewesen war. Er sah diese Stunde immer ferner und ferner entschwinden, sah immer mehr Gleichgültiges und Alltägliches sich zwischen ihn und Merzedes stellen, und er wurde von der Furcht gepackt, es könnte in einigen Monaten dahin kommen, daß sie sich beide lächelnd dieser Stunde erinnerten als einer unbestimmt süßen Torheit in der Dämmerung.

Da schloß er sich ihr näher an, besuchte sie, holte sie zu Wanderungen ab, und um ihr auf jede Weise zu zeigen, wie er sie lieb hatte, schmiedete er Pläne, um sie zu unterhalten und ihr die gemeinsame Zeit angenehm auszufüllen. Sie aber war nicht der Mensch, sich ins Ungewisse hin führen zu lassen, drang überall auf Ziel und Richtung, aber wiederum nicht, wie er mit Genugtuung bemerkte, wie eine, die eins nach dem andern erraffen und sich zu eigen machen will, sondern in einer schönen selbstverständlichen Unbewußtheit, wie eine Pflanze, die nach einem inneren Gesetz Sprossen und Wurzeln treibt. Wenn sie in sein Leben hineinwuchs, seine Arbeiten und Absichten bis in alle Einzelheiten kennenlernte, fühlte er dennoch in jedem Augenblick die erfrischende Kühle ihrer Abgeschlossenheit, mit der sie ganz allein aus sich selber lebte und wie zufällig hier und dort Teile seines Daseins berührte und in sich aufnahm.

Das Wichtigste für ihn war, daß er mit ihr seine Schrift durchsprechen konnte, und fast war es, als ob sie ihn mit sicherer Hand von Kapitel zu Kapitel führte. Sie räumte die Ungewißheit der unerforschten Strecken beiseite, es schien, als ob die mit ihr durchgesprochenen Gedanken die Niederschrift gewaltsam hinter sich herzogen, und auf einmal war er über die erste Hälfte hinausgekommen.

Sie besuchten jetzt einige Vorlesungen gemeinsam, aßen an einem Privatmittagstisch, Merzedes begleitete ihn zu seiner Klavierpartnerin, Cläre Duvaint, einer jungen Künstlerin, die der Teufel und die Not in das kleine Nest verschlagen hatten. Sie besuchten zusammen ihre vielen Bekannten, ohne daß jemand an dieser Gemeinsamkeit Anstoß genommen hätte. Selbst als sie dann Du zueinander sagten und schließlich in die gleiche Pension zogen, erschien das allen ganz selbstverständlich. Vielleicht weil Merzedes als fremde Studentin kein Gerede verlohnte und man von Ralph alles Absonderliche — sehr zu Unrecht, empfand er — gewohnt war.

Ralph vermißte sogar, daß man ihn allgemein der Untreue gegen Helene zieh. Er selbst kam sich vor, als habe er gewissenlos einen äußersten, wichtigen Posten im Stich gelassen. Seine Mutter und alle Menschen waren jetzt gewiß mehr zufrieden mit ihm, aber er selbst empfand sein neues Leben als gewöhnlich und unheroisch, verglichen mit der Verlorenheit, mit der er noch vor kurzem am Rande des Seins gestanden hatte. Er hatte gewissermaßen durch ein geglücktes Experiment feststellen können, wo das Leben aus sich selbst heraus sich die Grenze setzt, wo das unirdisch Abgrundtiefe schon mit herbstlichen Nebeltüchern herüberweht. Tod und Vernichtung hatten ihn bereits wie ein Grausen berührt, das furchtbar ist und doch lockt. Er aber hatte ein solches gehobenes Schicksal freventlich im Stich gelassen und war in das einfache Dasein zurückgekehrt, zu einem Leben, das ihm von den andern Menschen tausendfach überkommen war, fern von seinem eignen Schicksal, das irgendwo auf ihn wartete. Waren bisher nicht herrliche, ungeschriebene Gedichte in ihm gewesen, enorme Ideen von transzendenter Unheimlichkeit! Und dies alles hatte er aufgegeben um einer tüchtigen Habilitationsschrift willen, wie sie jedes Jahr sechsfach an allen Universitäten geschrieben wurde. Dann nahm er Helenens letzte Briefe wieder vor und erglühte unter dem seltsamen Widerhall seiner Grenzenlosigkeit.

*

Eines Abends, als sie gerade bei Rechtsanwalt Otto Quartett spielten, mitten in dem schmerzhaften Mozartschen Adagio, kam Helene herein. Er fühlte es an dem Luftzug der geöffneten Tür, ehe er sie sah. Er wußte auch schon, daß sie ganz, ganz anders war. Von einer wunderbaren dunklen Schönheit, die ihn verwirrte. So war sie also, so!

Sie saß auf dem runden Sessel, das schmerzhafte Adagio hindurch, kaum nach

ihm hinblickend, als wollte sie ihn nicht aufmerksam machen, als dämmte sie die erste Blickbegegnung zurück, vor der er Angst hatte. Er riß ohne Pause in das Menuett und in das Finale hinein und konnte noch immer nicht begreifen, daß diese stolze Schönheit Sehnsucht nach seiner Sehnsucht empfunden haben könnte und daß ein verwirrter kleiner Vogel in ihr wohnte wie hinter einem prächtigen Gitter. Und als sie dann zusammenstanden, versank, was zwischen ihnen gewesen war, in einer leichten Verbeugung, die unerläßlich in diesem Kreis schien und doch schon alles totschlug, und in einem Lächeln der Konvention, das eine Wand aus Glas zwischen ihnen wachsen ließ. Vielleicht war es die Schlauheit der Brüder gewesen, sie gerade in diesem Kreis sich begegnen zu lassen. Das Erkennen war schon ein Abschiednehmen zwischen ihnen, auch wenn er fühlte, daß sie in der Nacht weinen würde, weil keine wehenden schwarzen Locken und kein feuriges Künstlerauge hinter seinen Briefen standen, die die grenzenlosen Tiefen aufwühlten, sondern nur ein kleiner, magerer Enthusiast mit ausbrechenden Bewegungen und verzerrten Gesichtsmuskeln die Töne hinter den Tönen beschwor.

„Ich habe noch nie jemanden so hinreißend Mozart spielen hören,“ sagte sie, aber es war kein Aufbrennen in ihrer Stimme und fast schon ein Kompliment. Hinter der Gewandtheit einer Dame von Welt fühlte er ihr Wesen in sich zusammenstürzen. Ein schneidender Haß gegen Merzedes stieg in ihm hoch. Weshalb konnte er sein verratenes Schicksal nicht von ihr einfordern! Weshalb war er ein andrer geworden! Und was sollte der andre Ralph auf der Welt, wenn er keine Brücke mehr ins Grenzenlose fand!

Auf dem Nachhauseweg sprach er kaum zu Merzedes. Erst in seinem Zimmer übermannte ihn die ohnmächtige Wut. Er nahm Helenens letzte Briefe vor und schaute in sie hinein wie in ein verlorenes Land. Auf einmal wurde es still in ihm. Er nahm eine Mozartpartitur und legte sie vor sich auf den Tisch. ‚Dämonie eines hingeblühten Lebens, Aufstand gegen das Rokoko!‘ dachte er. War das alles nicht mehr wahr? Ein neues Gesicht sah ihm aus den Noten entgegen, freier, geklärter. Die Sechzehntelläufe stiegen wie zierlich Bögen, und die Bässe darunter schritten wie weite, klare Wege fort. Als ob es nichts Schweres und Zerklüftetes in der Welt gäbe. Oder als ob es vielleicht vorhanden wäre, aber nur wie eine Bagatelle.

Sinnend nahm er die Geige aus dem Kasten und sah sie an. Noch nie hatte er so deutlich den Glanz des bernsteingelben Lacks empfunden. Er erinnerte ihn auf einmal an Merzedes. Er war wie ihr Haar, und die dunkleren Masern darin wie ihre Augen. Er versuchte, sein Spiel nachzufühlen. Rohe Blöcke stiegen aus glühenden Lavamassen, ein zerrissener Himmel sandte Feuerströme zur klaffenden Erde. Vor ihr lagen die Noten auf dem Tisch, und das Gesicht schien daraus zu lächeln: „Was wollen Sie, Monsieur, solche Sachen liegen alle weit hinter mir!“

Auf einmal fiel sein Blick auf die kleine Mozartplakette, die immer dort lag. Seit Jahren hatte er sie nicht mehr angesehen. Jetzt nahm er sie in die Hand. Was war das? War das nicht Merzedens Gesicht? Es war eine Ähnlichkeit, die er immer dunkel in sich gespürt hatte. Ein feingeschnittenes, ovales Antlitz. Die Lippen beschrieben zierliche Amorbögen, und das Kinn war ein wenig in die Höhe gewippt. Sogar die Kopfhaltung erinnerte an sie. Natürlich war das ein Zufall, und das Bild war keineswegs authentisch. Dennoch bestand hier ein Zusammenhang, über alles Zufällige und Authentische hinweg. Weite, klare Wege liefen über eine schön geordnete Welt. Melodien und Grundbässe des Lebens. Ein Lächeln war da, über alle niedergerungene Dämonie hinaus, ein einfaches und freudiges Dasein, das noch um alles Schlimme auf dieser Erde wußte und doch ein fein ausgeschliffener und kristallklarer Lobgesang war.

„Das ist es,“ mußte er leise zu sich sagen, „das ist es!“ Und endlich konnte er weinen über die Hülle, die hinter ihm lag. Während er die Briefe zusammenlegte und noch mit leisen Händen ein wenig streichelte, wußte er schon, daß er morgen zu Merzedes gehen und ihr sagen würde: „Ich habe die Sehnsucht über die Welt hinaus abgetan, und liebe dich mehr als die Nacht und das Meer und die Heimat, die hinter allen Bergen ist.“

Und sie würden sich küssen.

Die Jugend und die Schmöker
Von Dr. Mathilde Kelchner

Um dem psychologischen Sachverhalt der Beziehungen zwischen Schundliteratur und Verbrechen näher zu kommen, haben Regierungsrat Dr. Ernst Lau und ich ein Massenmaterial bearbeitet, das an Schülern und Schülerinnen von Berliner Berufsschulen gewonnen worden war.

In die Berufsschulen treten die Burschen und die Mädchen ein, wenn sie vierzehn Jahre alt geworden sind und die Gemeindeschule verlassen. Ein Teil dieser Jugendlichen sind Lehrlinge und werden als gelernte Arbeiter bezeichnet. Ein anderer Teil ist von vornherein auf Erwerb gestellt, genießt keine fachmännische Ausbildung, sondern wird in einer Fabrik oder in einem Geschäft je nach Bedarf beschäftigt. Sie tragen die Bezeichnung ungelernte Arbeiter. In der Berufsschule, die bis zum vollendeten siebzehnten Lebensjahre besucht wird, sind die Angehörigen gleicher oder ähnlicher Berufe zu Klassen zusammengeschlossen. An unserer Untersuchung haben außer mehreren Klassen ungelernter Arbeiter und Arbeiterinnen gelernte, d. h. lernende Metallarbeiter, Schlosser, Mechaniker, Elektromonteure, Maschinenbauer, Installateure, Kaufleute, Verkäuferinnen, Schneiderinnen, Wäscheherstellerinnen und Kontoristinnen teilgenommen.

Es lag nahe, die Untersuchung an Berufsschulen durchzuführen, weil deren Besucher als Leser der Schmöker in erster Linie in Frage kommen. Die Verleger dieser Gattung pflegen hauptsächlich an die werktätige Bevölkerung heranzutreten und ihre Ware bei ihr abzusetzen. Sie berufen sich darauf, daß ihrem Angebot sehr wohlfeiler und äußerst spannender Bücher eine rege Nachfrage entspricht. Das Volk will, nach ihrer Aussage, Helden verehren, die sich durch Mut, Kraft und Gewandtheit auszeichnen; es will mit List und Gewalt vorgehende Verbrecher dunkle Wege gehen und schließlich untergehen sehen; es will in Lebensverhältnisse hineinblicken, die ihm das praktische Leben nicht nahe bringt, in die Häuser der Reichen, der vornehmen Welt, es will wenigstens an der Hand des „Dichters" in ferne Länder ziehen.

Von diesen Voraussetzungen aus war es für uns zunächst von Wichtigkeit, durch eine Stichprobe festzustellen, ob das Interesse der Jugendlichen an den Schmökern wirklich so groß ist, wie deren Verleger vorgeben. Unsere Methode war sehr einfach und mußte es sein, weil wir eine große Zahl Jugendlicher berücksichtigen wollten. Sie bestand darin, daß den Jugendlichen während der Unterrichtszeit in der Berufsschule die Aufgabe gestellt wurde, die spannendste der ihnen bekannten Kriminalgeschichten schriftlich zu erzählen. Überdies sollten sie alle Titel der von ihnen gelesenen oder im Kino dargestellt gesehenen Kriminalgeschichten niederschreiben. Es erwies sich nun, daß etwa der vierte Teil unserer Jugendlichen einfach ablehnte, der an sie ergangenen Aufforderung Folge zu leisten. Viele gaben unbeschriebene Blätter ab, andere behaupteten, keine Kriminalgeschichte zu kennen, oder sie bezeichneten diese Sorte Literatur als Quatsch und Schwindel, mit dem sie sich nicht beschäftigen mögen. Von den Mädchen wiesen viele darauf hin, daß eine derartige Lektüre sich wohl besser für Knaben eigne, daß sie daran kein Interesse hätten und sie ihnen auch von den Eltern verboten werde. Ein regeres Interesse für Kriminalgeschichten glaubten wir vermuten zu dürfen, wenn mehr als fünf entsprechende Titel genannt werden konnten. Dies war bei ungefähr 25 Prozent der Burschen und nur bei 5 Prozent der Mädchen der Fall. Immerhin ist nicht zu übersehen, daß wir Jugendlichen begegneten, die vierzig, fünfzig, ja einundsiebzig Titelangaben machen konnten.

Von tausend Jugendlichen haben wenig mehr als die Hälfte der Burschen und nicht ganz ein Drittel der Mädchen Kriminalgeschichten nach Art der Schmöker erzählt, die übrigen berichteten irgendeine wahre kriminelle Begebenheit, die sie entweder der Zeitung oder dem eigenen Erleben entnahmen, sicher im guten Glauben, unserem Auftrag zu entsprechen.

Wenn wir nun die den Schmökern entnommenen Kriminalgeschichten näher untersuchen, so ergibt sich, daß so ziemlich alle Arten von Verbrechen geschildert werden. Vergleicht man nun auf Grund einer Statistik die in den Kriminalgeschichten der Jugendlichen erzählten Verbrechen nach ihrer Häufigkeit mit den Zahlen der mannigfachen wirklichen Kriminalfälle der Jugendlichen, so erweist sich, daß ganz andere Verbrechen den Jugendlichen naheliegen, als im praktischen Leben verübt werden. Besonders alle Verbrechen, die mit Gewalttätigkeit verbunden sind, fesseln die Jugendlichen sehr, kommen aber in Wirklichkeit sehr selten vor; dies gilt vor allem von Mord, Raub und Freiheitsberaubung. Das bei weitem häufigste Verbrechen, das Jugendliche begehen,

ist der Diebstahl. In der Statistik der erzählten Kriminalgeschichten finden wir ihn an zweiter Stelle, aber dort handelt es sich immer um besonders schweren Diebstahl, während in Wirklichkeit nur ein Viertel der gesamten Fälle als schwer bezeichnet werden kann. Aus diesen Tatsachen wird man wohl den Schluß ziehen können, daß im allgemeinen das in der Kriminalliteratur geschilderte Verbrechen nur „interessant" bleibt und nicht zur unmittelbaren Nachahmung anreizt.

*

Zugunsten der Schmöker pflegt man zu sagen, daß sie sich ja angelegen sein lassen, die Verbrecher der gerechten Sühne zuzuführen, also dem Leser die Gefahren zu zeigen, die ihm selber drohen, falls er geneigt ist, dem bösen Beispiel zu folgen. Wir ersehen aber aus unseren Aufsätzen, daß die Jugendlichen der Sühne durchaus nicht immer Aufmerksamkeit schenken und daß sie auch gern Geschichten erzählen, in denen die Verbrecher nicht entdeckt werden oder entkommen. Die Moral der Schmöker hat für sie nur eine geringe Bedeutung.

Anders verhält es sich mit dem tatsächlichen, nicht an der Oberfläche liegenden moralischen Gehalt der Kriminalgeschichten, mit ihrer inneren Verlogenheit.

Sehen wir uns den dort geschilderten Verbrecher näher an, so erweist er sich als der Inbegriff aller Bosheit und Roheit. In unseren Aufsätzen findet sich z. B. die Schilderung eines Jünglings, der sich am Strande ergeht. Von einem Schiff kommen vier Männer auf ihn zu, fesseln ihn, schleppen ihn auf das Schiff und werfen ihn dort in einen Raum, in den weder Sonne noch Mond hineinscheinen. Nach acht Tagen wird er halb betäubt herausgezogen, mit Teer angestrichen und angezündet. „So diente er auf dem Schiff als lebendige Fackel", heißt es. Oder: Zwei Männer, die in ihrer Ehe enttäuscht worden waren, ziehen im Lande umher und drehen, um sich am weiblichen Geschlecht zu rächen, allen Mädchen, deren sie habhaft werden können, die Hälse um. Man sieht: der Verbrecher wächst sich ins Übermenschliche aus. Dem entspricht es, wenn sein Gegenspieler, der Vertreter des Rechts, die gleichen Ausmaße zeigt. In etwa zwei Dritteln der Geschichten, die unsere Burschen niederschrieben, spielt der Detektiv eine bedeutsame, wenn nicht die Hauptrolle. Und wie malt sich seine Person in den Köpfen dieser Burschen? Er ist ein Kavalier, der weltmännische Manieren hat, mit Vorliebe Klubsessel benutzt, über ungeheure Geldmittel verfügt, die es ihm erlauben, die größten Reisen zu unternehmen, auf denen Autos und Flugzeuge benutzt werden, und sonst jeden Aufwand zu bestreiten, um Verbrechen aufzudecken, die Täter zu entlarven, festzunehmen oder zu töten. Seine geistigen und körperlichen Fähigkeiten sind fabelhaft. Ein rätselhafter Sachverhalt wird von ihm sofort durchschaut, jedem Verbrechen kommt er auf die Spur, freilich, er setzt dabei sein Leben ein. Aber ihn schreckt keine Gefahr, und seine ungeheuren Körperkräfte, seine Gewandtheit, seine Sachkenntnis in allen technischen Fragen lassen ihn siegreich alle Fährnisse überwinden. Tatsächlich ist er nur dem Namen nach und in seiner äußeren Aufmachung ein moderner Mensch und ein Vertreter des Rechts; seinem inneren Wesen nach ist er eine mythische Persönlichkeit, dem vorhistorischen Heldentypus verwandt.

Diese Feststellungen zeigen deutlich, daß in den Kriminalgeschichten mit der höchsten Tragik des Menschentums, seiner Schuldhaftigkeit und seiner Sühne, ein phantastisches Spiel getrieben wird, das geeignet ist, den jugendlichen Geist zu verwirren. Im besten Fall lernt er den Verbrecher, nicht seine Tat hassen, was weder das Ziel der moralischen Erziehung sein kann, noch dem Geiste der modernen Rechtspflege entspricht. Überdies wird durch die Ungeheuerlichkeit des Verbrechens die Rolle des Detektivs in ein so glänzendes Licht gerückt, daß dieser verführerische Wirkung ausüben kann. In der Tat ist es vorgekommen, daß gerade die Gestalt des Detektivs es war, die Jugendliche verführte. So haben z. B. zwei Burschen infolge der Lektüre eines Schmökers den Plan gefaßt, mit dem Rade nach Konstantinopel zu fahren, um dort Geheimpolizisten zu werden. Sie entwendeten ihren Eltern Geld und entfernten sich heimlich.

Die Fälschungen der realen Verhältnisse in den Kriminalgeschichten sind natürlich nicht auf den Detektiv und den Verbrecher beschränkt; das ganze Bild des Lebens erscheint verschoben und verzerrt, obgleich die Schundproduzenten ihre Geschichten mit Vorliebe als wahr anpreisen und sie von den Jugendlichen vielfach um ihres vermeintlichen Wahrheitsgehalts willen gesucht werden. Tatsächlich sind die Schundproduzenten gar nicht fähig, den Lebenserscheinungen gerecht zu werden, auch wenn der Wille hierzu vorhanden ist. Sucht man an Hand unserer Aufsätze zahlenmäßig zu bestimmen, wie oft die Jugendlichen durch die Lektüre der Schmöker einer direkten Irreführung ihres Verstandes ausgesetzt waren, so ergibt sich, daß dies durchschnittlich in zwei von drei Fällen geschehen war.

*

Eine Sichtung der Niederschriften zeigte, daß unsre Jugendlichen vier verschiedenen Typen angehörten, die in durchaus verschiedener Weise auf die Lektüre reagieren.

Der erste Typus, der hauptsächlich, aber durchaus nicht ausschließlich, bei den Burschen vorkommt, läßt sich am besten als dynamisch bezeichnen. Seine Kennzeichen sind: Freude an zielstrebigen Handlungen, Überwindung von Hindernissen, Jagd und Kampf, einem schnellen Fluß des Geschehens, an Einzelpersönlichkeiten, die durch Geistes-

gegenwart, Mut, Kraft, List und Gewandtheit zu Beherrschern der Umwelt werden, kurz, es besteht bei diesem Typus Geneigtheit zur Entfaltung der willensmäßigen Anlagen der Seele. Er findet demnach in den Kriminalgeschichten, sofern sie auf lebhafter Handlung aufgebaut sind, das ihm gemäße Element für das Nacherleben und kann sich daher leicht von ihnen fortreißen lassen, zumal er wenig Interesse für psychologische Zusammenhänge zeigt und der Täuschung durch wirklichkeitsfälschende Schilderungen stark ausgesetzt ist. Eine gewisse Gefahr liegt darin, daß er sich überdies von Grausamkeiten nicht abgestoßen fühlt. Von unseren Burschen, die als Vertreter des dynamischen Typus gelten konnten, schilderten 33 Prozent grausame Handlungen.

Einen zweiten Typus kann man im Gegensatz zum dynamischen als statisch bezeichnen, d. h. das Wesen der Vertreter dieses Typus ist nicht auf Taten gerichtet, sondern auf schwerflüssige, gefühlsbetonte Erlebnisse. Handlungen werden ihnen erst durch ihre gefühlsmäßige Wirkung bedeutsam. Je stärker und vielgestaltiger diese Wirkung ist, je ausgedehnter der Kreis von Menschen, der durch sie betroffen wird, desto lieber ist es ihnen. Sie haben Sinn für das Familienhafte, da ja in einem solchen Lebenskreise das gefühlsmäßige Erleben sehr zu seinem Rechte kommen kann, auch wird die Aufmerksamkeit gern auf Einzelheiten und Nebenumstände gerichtet. Für das Psychologische haben die Statischen starkes Interesse, legen auch Wert auf die Motivierung der Handlungen, aber das Heldenhafte interessiert sie nicht, und alles Grausame liegt ihnen fern. Schon das Häßliche stößt sie ab, dagegen sind sie dem Erotischen stark zugänglich. Unsre Untersuchungen zeigten, daß dieser statische Typus besonders unter den Mädchen häufig vertreten ist. Es ist aus seiner Kennzeichnung ersichtlich, daß ihm im ganzen die Voraussetzungen fehlen, ihn durch die Kriminalliteratur in ihrer Vorliebe für das Kämpferische, Heldenhafte und Grausame gefährdet erscheinen zu lassen; nur sofern er geneigt ist, auf Einzelheiten zu achten, ist es sehr wohl möglich, daß er gewissen Schilderungen der Kriminalliteratur und Films Rezepte entnimmt, wenn kriminelle Veranlagungen oder Absichten bestehen. Ein Fall dieser Art ist offenbar jenes Dienstmädchen, das Lötwasser in die Speisen seiner Dienstherrschaft goß. Anders dürfte es sich mit der Wirksamkeit des Kolportageromans verhalten, der das erotische Erlebnis kultiviert, dem namentlich die Mädchen stark zugänglich sind, und die Begriffe von der Lebenswirklichkeit ebenso zu verwirren geeignet ist wie die Kriminalliteratur.

Der dritte von uns beobachtete Typus ist der phantastische. Die Jugendlichen dieser Gruppe sind mit Vorliebe dem bunten Spiel bildhafter Vorstellungen hingegeben. Ungewöhnliche, wunderbare, geheimnisvolle, gruselige und schauerliche Bilder reizen sie, auf sinnvolle Zusammenhänge kommt es ihnen nicht an, nach den Motiven von Handlungen fragen sie nicht viel, Psychologisches interessiert sie überhaupt nicht, Grausames und Häßliches stößt sie nicht ab. Alles Groteske und Wirklichkeitsferne fesselt sie. Ihre Kritik schweigt gern angesichts der unwahrscheinlichsten Dinge und Vorgänge, wenn nur die Fesseln der Erdgebundenheit gelöst sind. Die Fälschungen der realen Gegebenheiten und Verhältnisse, wie sie sich in der Kriminalliteratur so vielfach finden, dürften diesem Typus besonders verhängnisvoll werden. Vielleicht wird er durch sie weniger zu kriminellen Handlungen angeregt, als verleitet, sich von den Forderungen des realen Lebens abdrängen und sich von unklaren Zielen leiten zu lassen. Dieser Typus ist am häufigsten bei der ungelernten Arbeiterschaft vertreten. Es zeigen sich hier die Gefahren einer geringen Bindung an höhere Willensziele, wie sie der gelernte Beruf mit seinem Berufsstolz und seiner Berufsehre gewährt.

Der vierte Typus, dem wir begegneten, läßt sich als spröde oder nüchtern bezeichnen. Die Vertreter dieses Typus zeichnen sich durch Gehaltenheit und Wortkargheit aus. Sie zeigen wenig Neigung, sich mit dem in der Kriminalliteratur dargebotenen Stoff innerlich zu befassen. Die zum abstrakten Denken veranlagten Jugendlichen dürften zu dieser Gruppe gehören. Im übrigen sind gerade diese spröden oder nüchternen Jugendlichen schwer zu durchschauen, da sie eben wenig Worte machen. Im praktischen Leben wird es daher geboten erscheinen, gerade sie im Auge zu behalten, wenn sie sich mit Kriminalliteratur befassen.

Im ganzen zeigt unsre Untersuchung, daß die Kriminalliteratur gewissen Anlagen des jugendlichen Geistes entgegenkommt und deshalb Gefallen erregen kann. Aber ihre Verbreitung erscheint dennoch durchaus nicht gerechtfertigt. Sie ist ein Produkt niederer Kultur oder Unkultur, und der Genuß, zu dem sie verhelfen kann, ist ein vorkünstlerischer. Die Jugendlichen selbst erweisen sich vielfach als fähig und bereit, über das vorkünstlerische Genießen hinauszuwachsen. Um so vorsichtiger wird man in der Auswahl der Lektüre sein müssen, die man den Jugendlichen zuführt. Schon Schiller hat auf den „allgemeinen Hang der Menschen zu leidenschaftlichen und verwickelten Situationen" aufmerksam gemacht und darauf hingewiesen, daß es gerade an diesen Eigenschaften den schlechtesten Produkten am wenigsten fehlt. Er forderte die besseren Schriftsteller auf, den schlechten die Kunstgriffe abzusehen und zum Vorteil der guten Sache davon Gebrauch zu machen.



Herr über Wasser

von

Frank Thieß

Mit 14 Wiedergaben von Aquarellen Toni Schöneckers

Man sagt, daß der Mensch zu 80 Prozent aus Wasser bestehen soll; kein Wunder, daß es ihn seit Jahrtausenden so heftig diesem Elemente zutreibt. Der Tag, an dem er die Möglichkeit erfaßte, durch ein Brett, das gegen die Fahrt des Bootes gewinkelt ist, dieses Boot in verschiedene Richtung zu lenken, war der Tag der Eroberung des Wassers. Eine Eroberung jener nicht unähnlich, die der Mann im Augenblick endgültiger Vereinigung mit einer ersehnten Frau gemacht zu haben glaubt. Ein beseli-

Start der Rennkreuzer



Mit schützenden Persenningen verdeckt liegen die Jollen am Steg

gender Sieg der Liebe. Auch hier ward eine Geliebte erobert, und der Mensch ist ihr bis auf den heutigen Tag treugeblieben.

Ja, wir lieben das Wasser mit Inbrunst und nie verminderter Stärke, und es ist wirklich eine Frau: unergründlich, schön, gefährlich und beglückend. Wir würden es nicht lieben, wenn es ohne Gefahr wäre und uns nicht zwänge, seiner Tiefe bewußt zu bleiben. Nur Dilettanten ignorieren die Gefahr, die Kunst beginnt damit, daß man um die Gefahr weiß, ohne an sie zu denken. Man sollte zugeben, daß auch eine Liebe ohne das Risiko des Verlustes langweilig wird. Dies ist bei einer großen Liebe nie der Fall, nicht beim Wasser und nicht bei der echten Frau; hinter beider Lächeln steht die Tiefe.

★

Um das Wasser ganz kennenzulernen, genügt es nicht, nur zu schwimmen oder zu rudern, beide Betätigungen — man soll über sie nichts Schlechtes sagen — legen eine Bemühung zwischen das Element und mich. Die Bemühung vermindert sich beim Paddeln, ist aber auch hier noch vorhanden. Motorfahren nenne ich die größte Barbarei, die je dem Wasser geschah; wer sich mit seinem Motorboot noch für einen Naturfreund oder Wassersportsmann hält, der soll nur gleich anfangen, die Ufer eines Sees auszuzementieren, damit sie hübsch gerade werden. Der soll ein genaues Verkehrsreglement mit Grün, Rot, Gelb ausarbeiten, der soll Motorboots-Regatten leiten; es geht alles in eine Linie nach der Schnur.

Und nun sprechen wir vom Segeln. Segeln — das ist die wahre Herrschaft übers Wasser, denn sie wird mit Hilfe jenes geheimnisvollen Dieners des Windes zur mystisch-liebenden Eroberung der Wellen, die jetzt erst ihren ganzen Reiz, ihre übersonnte Gefahr offenbaren. Da wird bei scharfem Winde jede angleitende Woge zu einem lachenden Gegner, der scharf alle Unachtsamkeiten rügt, da erst wirft ein guter See seine prachtvollen Launen heraus, und der Wind,



Abendliche Heimfahrt



Mittagsflaute

scheinbar uns dienend, steht jählings zu seinem Sold: eine Bö springt das Segel an, und zwei Sekunden lang bleibt dir der Atem fort.

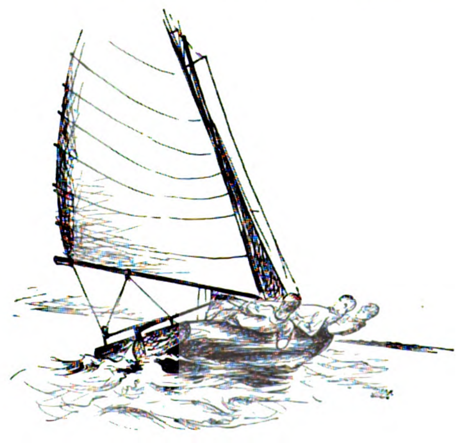
Segeln, das ist der wahre sommerliche Sport, voller Farben und Frohsinn. auch wenn er naß endet, denn ich sah noch keinen mit mürrischem Gesicht die Großschot halten, während sein Boot durchs grüne Wasser zischte und die silberne Kiellinie den Glanz der Sonne in Millionen Blasen auffing. Beim Golf kannst du allerlei Nebengedanken haben, da kommt z. B. einer auf dich zu, den du nicht magst, beim Fußball gibt's Staub und böse Mienen, und wer boxt, darf nicht zu lange auf ein gepudertes Exterieur zählen, doch sieh, das Wasser, das fordert vom Menschen ein helles Auge und ein fröhliches Gesicht, man liebt so schöne Frauen nicht mit verbissenen Zügen.

Ein eleganter, graziöser, liebenswürdiger Sport, dessen Gesetze man nicht mißachten sollte, will man nicht mit Recht als Sonntagssegler belächelt werden. Drum wer selbst „aus eigener Kraft" segeln gelernt hat, sollte es nicht verschmähen, sich nach diesen Regeln umzutun, er sollte wissen, wie man in ein Regattenboot steigt, wie man abtakelt, wie man ausweicht, wie man ritterlich vor einem schwächeren Gegner nicht den Rennfahrer herausbeißt; denn es ist kein Kunststück, im Regattenboot einen segelnden Ruderkahn zu schlagen. Es gibt da gute Formen des Verkehrs, sie haben einen Sinn, man sollte sie auch respektieren, wenn man allein auf dem See ist, nicht nur, wenn man paradieren will.

*

Noch immer ist Segeln der geselligste Sport, er entfaltet seine fröhlichen Launen erst recht im Beieinander, läßt uns eben noch lachen und jagt uns jäh in einen herzanpakkenden Schrecken; doch wir tauchen auf und sind schon wieder mitten im Gelächter.

Man soll mit Frauen segeln, sie wissen dieses schwankende Glück wohl auszukosten



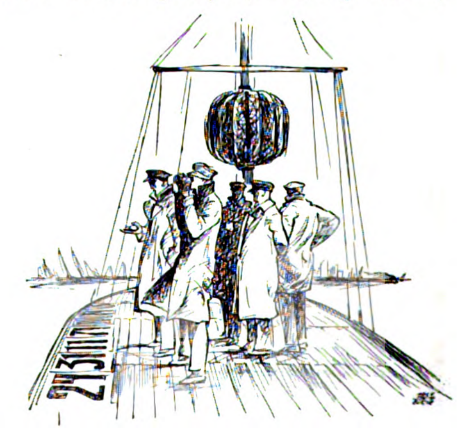


Scharfer Luvkampf

und kennen sich auch sonst im Ineinander von süßer Furcht und schwerelosem Genießen gut aus. Sie wissen, daß Geschwindigkeit selbst bei zunehmender Gefahr ein Reiz ist, zur Lust wird und als Leidenschaft schließlich den ganzen Menschen in den Fängen hat. Sie fürchten sich ein wenig, doch sie wollen es nicht anders. Die Woge überspült die Reling, sie wollen es nicht anders. Die Bugwelle schlägt auf, das Wasser klatscht über sie hinweg bis über den Großbaum emporspritzend, naß sind sie wie springende Fische, doch sie lachen, sie schütteln sich, sie wollen es nicht anders.

Wer könnte ihnen widersprechen und beweisen, daß der Sport des Segelns seine Grenze hat? Vielmehr ist dies seine Schönheit, daß er eigentlich keine Grenze hat, daß man immer noch um ein winziges Stück hinaus ein Mehr wagt, niemals den Kopf verliert, soweit wie möglich geht und doch nie zu weit gehen darf. Dies ist die Kunst des Segelns, das Äußerste zu wagen und doch nie zu weit zu gehen. Wer kentert, hat Fehler gemacht, es gibt da keine Ausreden, er ist blamiert (falls nicht höhere Gewalt den Sturz veranlaßte), er muß sich ruhig sagen lassen, daß er falsch gesegelt ist, auch wenn er sonst ein guter Segler sein mag, er muß es hinnehmen. Und wenn noch gar Frauen in seinem Boote waren, dann ist er in jeder Hinsicht hereingefallen.

Dennoch, jeder Segler wird diese Blamage einmal auf sich nehmen dürfen, er muß nur allein im Boot gewesen sein und genau wis-





Schmalzfahrt

sen, welche Dummheit er gemacht hat. Ich bin oft bei schlechtem Wetter mit meinem Zehner hinausgefahren, das Kentern riskierend, denn ich wollte meine Nerven schulen und zusehen, was mein Boot verträgt. Bis jetzt bin ich dabei noch nicht ins Wasser gefallen, aber ich weiß nicht, ob das ein Ruhm für mich ist, daß ich's noch nicht tat. Vielleicht bin ich im letzten Moment immer wieder feige in den Wind gegangen. So finde der Teufel aus diesem Zirkel heraus: Man soll eins wagen, aber nicht kentern. Doch: wer nie kenterte, wird nie viel gewagt haben. Stimmt das? Nein, es stimmt nicht. Aber etwas stimmt daran, gestehen wir's uns nur ein. Ein winziges Stück Wahrheit ist darin verborgen.

★

Ich spreche immer vom Sport des Segelns und das sieht so aus, als dächte ich nur an das Regattenfahren und die elegante Linie, wie sie Schönecker so reizvoll in seinen jagenden Aquarellen zum Ausdruck bringt. Hier ist die Mondänität des Segelns aufs liebenswürdigste eingefangen, es triumphiert das Spiel in allen seinen Reizabarten. Doch es gibt auch ein Segeln als Gleichnis der Freiheit, dem Fliegen ähnlich, und, wie dieses, nur in weiten Bezirken möglich, Symbol der Vereinigung mit der Natur, Symbol der Einsamkeit und der Stille.

Man kann nicht gleich eines gegen das andere stellen und werten. Wie gern ordnet man sich dem heiteren und farbigen Gewimmel der Geselligkeit auf dem Wasser ein! Freut sich der guten Fahrt, der schönen braunen Frauengesichter, zeigt, was man kann, ruft sich zu, fährt eine Strecke miteinander, entschließt sich zu einem manierlichen Wettkampf, wagt einiges oder wagt nichts, sieht die Wolken wandern und hört das Bugwasser rauschen. Und alles rundumher wird Abbild der entbundenen Champagnerlaune,



Rennjoller am Wind

des Unbesorgten: die frische Luft, der blitzende See, die lachenden Mädchen, die vorüberfliegenden Boote. Man schließt halb die Augen, blinzelt in den Glanz und sieht es flimmern von Sonne, Segeln, Gesichtern, Gesundheit. Man erinnert sich: irgendwo waren Sorgen, — sie sind auf Land geblieben. Morgen wird vielleicht Regen kommen, — was geht's den an, der rauschend in den roten Abendhimmel fährt . . .

Dies ist das eine Segeln, und hier ist der Sport zu Hause. Doch das zweite ist mehr als Sport, ist mystischer Art und will nicht das gesellige Spiel, sondern die einsame Natur. Zu welcher Stunde auch immer, ob in der Frühe des Tags, ob in der Mittagsbrise, ob nachts, wenn die Entfernungen unermeßbar werden und der Wind ein rätselhaftes Antlitz bekommt, immer ist die Natur dem Suchenden offen. Nur eben, — hier gilt es, allein sie aufzusuchen, ihre verschwiegenen Buchten, ihre weiten Flächen, ihre stürmischen Bahnen für sich zu entdecken. Allein oder zu zweien, aber schweigend hingegeben dem Glanz des singenden Wassers, sein Geheimnis erspürend, das dem Redenden nie aufgeht.

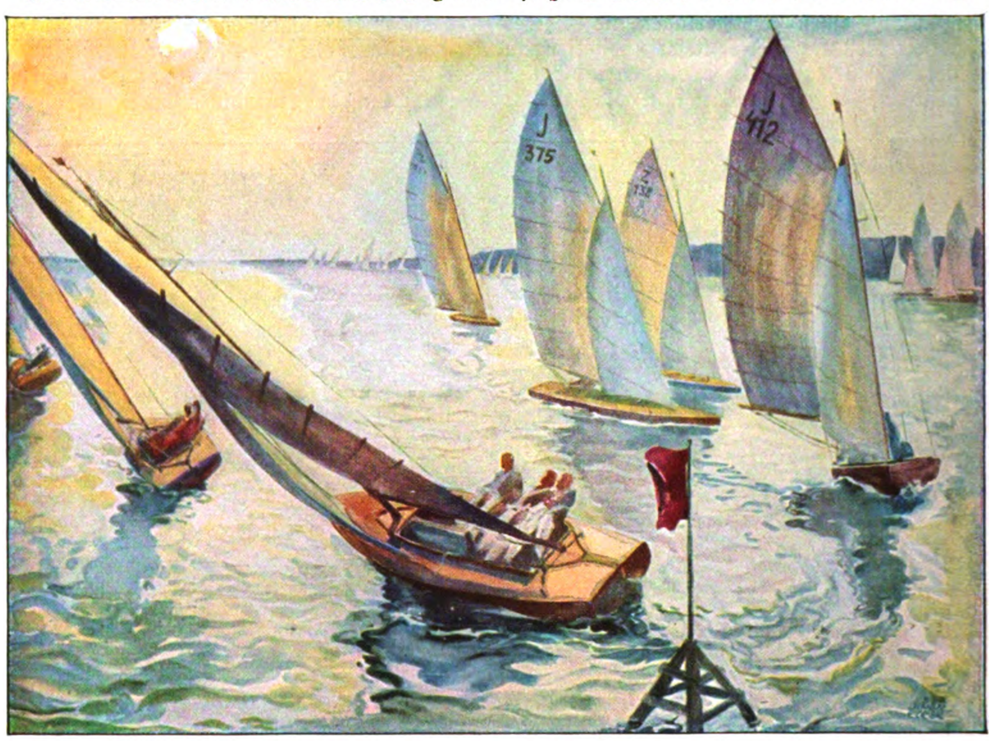
Denn wenn das gesellige Segeln noch ein Vergnügen ist, so ist das einsame Segeln bereits Erbauung und Einkehr. Längst hat

man an heißen Sommertagen die Kleider abgeworfen und gleitet tiefer und seliger in die Verschmelzung mit der Natur. Die Sonne liegt auf der gebräunten Haut wie belebter Atem des Himmels, denn immer ist eine sanfte Bewegung in der Luft, und ein Hauch von Kühle überstreift den heißen Nacken. Und wie die Kleider zuerst fielen, so weicht langsam Hülle um Hülle zwischen Mensch und Wasser und Licht, lautlos tritt er in die magische Sphäre der Naturverbundenheit.



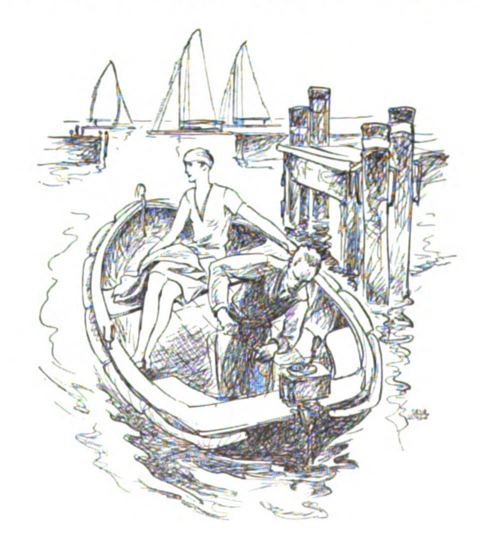
Segelregatta auf dem Starnberger See

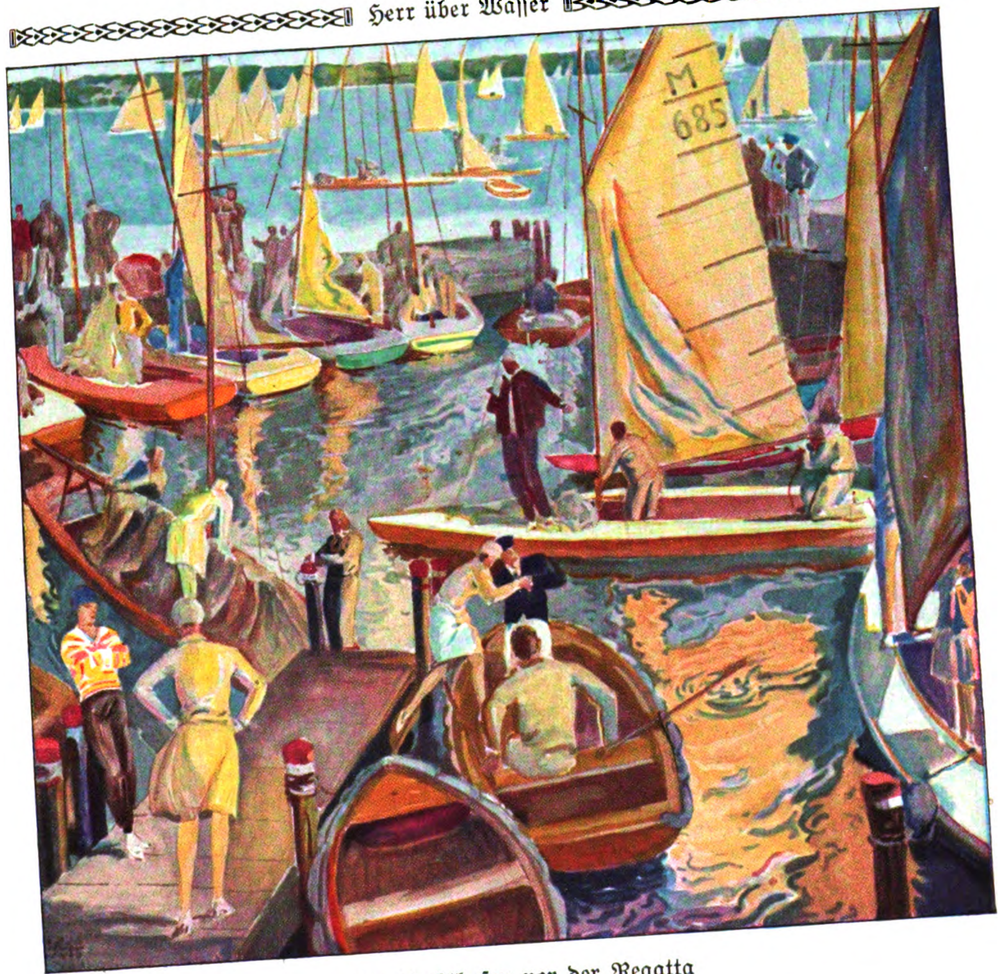
Man muß einmal das Unheimliche begriffen haben, das sich mit Unabwendbarkeit seit Jahrhunderten um uns vollzieht: die Ertötung der lebendigen Erde, muß dies begriffen haben, um die tiefere Bedeutung der Naturliebe zu ahnen. Trotz Naturschutzversuchen ist ein unaufhörliches Ausrotten der Natur im Gange. Die Vogelwelt schwindet, die Moore werden ausgedeicht, die Flüsse kanalisiert, die Seeufer bebaut, die schwimmenden Wiesen aufgeschüttet. Noch vor hun-



An der Wendeboje

dert Jahren war die deutsche Landschaft eine blühende Wildnis im Vergleich zu heute, und doch beklagten schon die Romantiker den unaufhaltsamen Untergang der Natur. Wer nun denkt, daß dieses Verschwinden der Tiere, der einsamen Seen, der Hochwälder, der geheimnisvollen Moore nur ein Verlust an Schönheit ist, der verkennt die dämonischen Folgen solcher Einbußen. Der Mensch ist aus den Tiefen seines Wesens her der lebendigen Erde verbunden. Er ist nichts anderes als ein Teil von ihr, und je entschiedener er sich von ihr löst, um so mehr verliert er die ihm durch sie zufließenden schöpferischen Kräfte. Er umgibt sich demzufolge mit Surrogaten, welche ihm die hochentwickelten





Im Jachthafen vor der Regatta

Wissenschaften bereitwillig zur Verfügung stellen, er scheint die Natur nicht mehr nötig zu haben, er „erholt" sich in ihr, doch in Wirklichkeit erholt er sich in einer potemkinschen Natur, die ihm das Risiko, welches jeder unmittelbare Aufenthalt in ihr enthält, abnimmt. Die Folge ist: wachsende Hilflosigkeit gegenüber allen magischen Erscheinungen der Welt, dem Schicksal und der Geschichte, zunehmende Neurosen, wachsende Vergiftung der Konstitution.

Vor dieser täglich sich mehrenden Gefahr steht nur eine Schöpfung des modernen Lebens mit heiterem Gewissen, das ist: die Wanderlust, der Freiluftsport, die zunehmende Liebe zum Wasser. Wer nur ein Segler ist, der muß die Natur lieben, der wird sich immer wieder in sie verlieren, weil er ohne sie nicht leben kann, denn Leben ist ihm nicht städtische Existenz, sondern Erregtwerden aus den Tiefen der Erde, die in tausend Düften und Farben quillt und flimmert und aufbricht alljährlich in einen mystischen Tanz der Verwandlung. Der wird sehr bald im Wasser mehr sehen als ein chemisch analysierbares Produkt, nämlich eine Urform tellurischen Seins. Und irgendwann in einer stillen mittäglichen Bucht des Nachts unterm Geflimmer der Sterne wird es ihm aus den Tiefen dieses Elements anfallen, und er wird das Geheimnis begreifen: mit schwankendem Holz auf den Fluten zu schwimmen, ein rührend-winziges Abbild jenes göttlichen Geistes, der da stumm über den Wassern schwebt. Und er wird wissen, daß alle Herrschaft übers Wasser nur eine Gnade der spendenden Natur ist, am Ende demütig hinzunehmen wie alles, das wir trotzig erstritten: die Gipfel der Berge, die Meere und die Luft.

Die Beschwörung der Psyche

Novelle von Carl Bulcke

Bei Trarbach sitzen drei junge Leute um einen Tisch, lassen sich's gut gehn, trinken Wein, essen, erzählen sich was. Der eine, so um die Dreißig herum, heißt mit bürgerlichem Namen Melchior Müller, sammelt holzgeschnitzte Heilige und macht Gedichte: schwerverständliche Oden, wissen Sie, und auch Sonette, in denen die Flamme gepriesen wird und die Leier. Dieser Melchior Müller hat noch einen zweiten Namen, der hier nicht genannt werden darf, einen Künstlernamen, der ihn arg berühmt gemacht hat; nicht so sehr, weil Melchior auf den Brettern gaukelt, sondern weil er die jugendliche Hauptfigur in hundert Kinostücken ist. Dieser zweite Name, ebenfalls einfacher bürgerlicher Name, hat ihm alles herangeholt, was für einen Dreißigjährigen als erstrebenswert gilt, Geld und Liebchen und Auto und Villa gleich hinter Halensee. Also kurz, er ist ausreichend beschäftigt. Seine Erholung besteht darin, ab und an Melchior Müller zu heißen.

Der andere am Tisch ist Paulchen. Paulchen heißt vollausgeschrieben Paulus Freiherr Fuchs von Dornbach. Paulchen ist achtundzwanzig, guter, anständiger Junge. Paulchen hat das Examen mit Auszeichnung bestanden und arbeitet jetzt als Legationssekretär. Er soll nun bald ins Ausland, ungewiß wohin, nach Tokio, nach Bahia oder bloß, Spritztour, nach Madrid. Kein Mensch, der Paulchens blondgescheiteltes Knabengesicht sieht, kann ihm das ansehn, daß er nicht nur ein strebsamer und fleißiger, sondern auch ein ganz begabter Mensch ist. Paulchen hat eine unüberwindliche Scheu vor Mädchen. Er betet sie von weitem an, ganz selten einmal in einzelnen Exemplaren, am liebsten immer gleich alle zusammen.

Der dritte am Tisch ist der Maler Linde. Linde ist gar nicht mehr so ganz jung. Aber danach fragt keiner. Man sagt allgemein der junge Linde.

Also die drei sitzen zusammen, erzählen sich was, und das Gespräch kommt auf das Hellsehen. Melchior sagt: „Das kann ich auch."

Paulchen sagt: „Das kannst du nicht. Denn das kann überhaupt kein Mensch."

Der junge Linde sagt: „Frauen können es. Die meisten Frauen haben es heute und seit ein paar Jahrtausenden freilich wieder verlernt. Aber einige von ihnen können es noch heute."

Melchior sagt: „Weissagen kann ich natürlich nicht. Ich vermute auch, daß es für das, was ich kann, kein wissenschaftliches Wort gibt. Ist mir ganz gleich. Ich will keinen Nutzen aus dieser Begabung haben, sie ist eine private, ganz gelegentlich geübte Liebhaberei, die ich aus einem inneren Gefühl heraus auch nicht ausgebildet zu besitzen wünsche. Ich spreche hier plötzlich davon, und mir fällt ein, daß ich bisher zu keinem Menschen darüber geredet habe. Ich bilde mir ein, daß ich in Tagen einer merkwürdigen Spannung — wie sage ich? — von einer Helligkeit erfüllt bin, die ich auf andere Menschen übertragen kann, so daß ich sie zwinge, dies und das zu tun. Nie etwas Böses oder Häßliches . . ."

Melchior schaukelt in seinem Glase den Wein. „Lassen wir das Ganze. Es führt zu weit."

Alle drei schweigen. Das Essen ist beendet, der Kellner räumt ab.

Melchior sagt: „Heute nachmittag las ich Gedichte von Lenau. Ein Gedicht heißt: ‚Die bezaubernde Stelle'. Unter Stelle meint er Platz, Ort, Landschaft. Um auszudrücken, wie bezaubernd diese Stelle ist, dichtet er:

> ‚Liebende, die weinend mußten scheiden,
> Wenn nach heißer Sehnsucht langem Leiden
> Sie ans Herz sich endlich dürften pressen,
> Würden sich zu küssen hier vergessen.'

Paulchen, was meinst du, der Dichter scheint mir zu übertreiben."

Paulchen sagt: „Sprich den Vers noch einmal."

Das tut Melchior. Paulchen schweigt.

Der junge Linde sagt: „Die Fähigkeit, die du vorher schildertest, Melchior, ist weiter nichts als Hypnose. Das können doch viele."

Melchior schüttelt unwillig den Kopf.

Paulchen sagt: „Erzähl' doch mal einen Fall."

Melchior sagt: „Im vorigen Herbst gastiert

Gabriele in Süddeutschland. Mal hier drei Tage, mal hier fünf Tage. Ich habe die Reihenfolge der Städte vergessen, ich ärgere mich darüber, denn ich bin befreundet mit Gabriele; sie ist schon drei Wochen unterwegs, und ich weiß nicht, wohin ich ihr einen Gruß schicken soll. Es ist mittags ein Uhr, ich denke plötzlich, jetzt steht sie in einem Laden und kauft ein Paar Handschuh. Ich sehe sie und den Laden gleichsam als Photo. Jetzt tritt sie aus dem Laden, steht auf der Straße, zaudert, ob sie rechts oder links gehn soll, da kommt ihr Erika Gläßner entgegen, und das ist ganz unmöglich, weil ich weiß, daß Frau Gläßner für den laufenden Monat hier in Berlin Kontrakt hat. Die beiden Damen begrüßen sich stürmisch. Sie verabreden, im Parkhotel zu Mittag zu essen. Damit reißt das Bild ab. Parkhotel haben sie gesagt, also sind sie in München. Ich rufe sofort das Theater am Schiffbauerdamm an, frage nach Frau Gläßner. Antwort: Frau Gläßner ist auf zwei Tage beurlaubt, ist heute früh im Flugzeug nach München geflogen. Darauf verlange ich ein dringendes Ferngespräch München-Parkhotel. Habe die Verbindung in wenigen Minuten. Ich sage: In Ihrem Hotel sitzen zwei Damen, eine hellblond, eine dunkelblond, sehen so und so aus, und die eine heißt so und so. Bitte, rufen Sie diese Dame. Antwort: ‚Woll'n schaun.' Und gleich darauf spreche ich mit Gabriele, sie wiederholt wörtlich den ganzen Vorgang. Das wäre so ein Fall."

Paulchen: „Erzähl' noch einen anderen Fall. Diese Geschichte überzeugt nicht ganz."

Melchior: „Ich kann die Fälle nicht so aus dem Ärmel schütteln. In den letzten Jahren habe ich solche Fälle immer seltener gehabt. Die Fähigkeit scheint einzuschlafen. In der Kinderzeit, als mir solche Dinge bedeutungslos waren, hatte ich jeden Tag einen Fall, der mir glückte."

Paulchen: „Verzeih, daß ich unterbreche. Und du hast auch als Kind zu niemand darüber gesprochen?"

Melchior: „Bewahre. Es war wohl das Gefühl, daß ich diese Fähigkeit verlieren müßte, wenn ich sie verriete. Ich war als Kind vollgeladen mit Geheimnissen. Wieviel Geheimnisse habe ich heute noch? Höchstens dreihundert Stück."

Der junge Linde: „Jeder Mensch ist vollgeladen mit Geheimnissen. Was wir uns sagen, ist bloß der Wind, der über das Wasser läuft."

Paulchen: „Ich hatte dich gebeten, noch einen anderen Fall zu erzählen. Erzähle."

Melchior: „Wir hatten im Frühling Außenaufnahmen am Nil, zehn Tage später Aufnahmen in Nizza. Dazwischen lagen für mich ein paar freie Tage. Ich stieg in Neapel aus, war reisemüde, war, das ist wichtig, in rasender Begierde, allein sein zu können, übernachtete in einem Hotel am Golf, fand noch am selben Abend, auch das ist wichtig, eine himmlische Beruhigung, weil ich eine Flasche Ravellowein getrunken hatte, einen Wein, der den göttlichen Namen Grande Caruso trägt. Nicht nach dem Sänger. Der Weingutsbesitzer heißt Caruso. Nächsten Tag in aller Frühe, gutausgeruht, wie ausgewechselt, meines Daseins überglücklich, fahre ich hinüber nach Capri, komme an, gebe mein Gepäck dem Hausdiener, bleibe unten am Strand, um zu baden. Denn es gibt neuerdings an der grande marina eine Badeanstalt. Es ist irrsinnig heiß, so heiß, daß man mit bloßen Füßen nicht auf den glühenden Steinen gehn kann. Ich schwimme, vor mir den Vesuv, in dies erlauchte Meer hinaus. Auf meinen ausgestreckten Händen läuft das Wasser vergißmeinnichtblau. Ich denke an nichts, nichts, nichts. Ich weiß auf einmal, die Spannung ist da, die Helligkeit ist wieder in mir . . ."

Paulchen: „Was hast du es doch gut, Melchior, auf einmal wird es hell . . ."

Melchior: „. . . Ich verlasse das Bad, gehe zur Funiculare, es sind hundert Schritt, kaufe Kirschen, bleibe stehn, vor mir hält eine Herde silbergrauer Esel . . . kleiner silbergrauer Esel, ich bin in grenzenloser Spannung ... es gehört Mut, zu berichten, was nun geschieht: Die Esel sehn mich an und plötzlich schreien sie, wie besessene Geisteskranke schreien . . ."

Der junge Linde: „Du hast recht, Melchior, genau so schreien sie. Ich weiß das von Afrika."

Melchior: „Ich fahre in der Drahtseilbahn die Insel hinauf, ich bin in völligem Dämmerzustand, weiß das auch genau, bin aber doch soweit klar, daß ich mir vornehme, diese Spannung für einen Fall zu verwerten. Komme oben an, schreite durch den Ort, irrsinnige Hitze, beschließe, bis zur punta tragara zu gehn, dort war früher ein Café, das einem deutschen Lehrer gehörte. Der Weg ist leer. An der Stelle, wo früher die evangelische Kirche war, kommen mir zwei Herren entgegen, beide in weiß, ein großer und ein kleiner Herr. Ich befehle, daß der kleine Herr in dem Augenblick, wo er an mir vorübergehn wird, das Wort Portugal auszusprechen hat. Wichtig ist, ich gehe mit abgewandtem Gesicht. Der kleine Herr sagt prompt, als er vorbeigeht: ‚Vor sechs Wochen habe ich in Portugal . . .'"

Paulchen: „Du hattest das Gesicht abge-

wandt und wußtest dennoch, daß es der kleine Herr war, der die Worte sprach, nicht der andere?"

Melchior: „Ja, das wußte ich."

Die zweite Flasche steht auf dem Tisch. Paulchen schenkt ein.

Der junge Linde: „Melchior, an deiner Stelle: Ich würde deinen gewinnbringenden Beruf als Gaukler unsrer lieben Frauen aufgeben und zu jobbern anfangen. Bloß jeden Monat zwei gute Tipps an der Londoner Börse, und wir ernennen dich zum Reichsfinanzminister."

Paulchen: „Wie oft kommen solche Spannungen?"

Melchior: „Die Zwischenräume sind regelmäßig. Etwa alle zwei Wochen. Doch ich nutze sie längst nicht aus. Ich erzählte schon, der Spaß an der Sache schläft ein. Bei diesem Glas Wein gesagt: den Höhepunkt seiner geistigen Kraft hat jeder von uns im fünfundzwanzigsten Jahr erreicht. Was nachher kommt, sind Auswertungen."

Paulchen (und er sagt es leise): „Könntest du dir einen Fall vornehmen, in dem ich eine Rolle spiele? Man kann jetzt ein unbemanntes Schiff vom Strand aus lenken. Das steht fest. Ich meine so . . . einer von euch beiden sagte vorher, wir alle seien überfüllt mit Geheimnissen, mit dreihundert sogar . . . Ich bin nicht überfüllt, ich habe gar nicht viel Geheimnisse. Ich meine so, es würde ein ganz großes Erlebnis für mich sein, bei diesem Glas Wein gesprochen, einmal durch den Willen eines anderen wie solch ein Schiff gelenkt zu werden."

Melchior sagt — und er sagt das ernst und leise, er sieht dabei Paulchen prüfend in die Augen —: „Paulchen, ich will es versuchen. Es wird sogar glücken. Ich will mir Mühe geben. Setzen wir uns beide eine Frist von . . . von vier Wochen. Im Notfall soll der junge Linde Unparteiischer sein, und im weiteren bleibt die Sache unter uns. Keine Wette, bloß so."

Der junge Linde sagt: „Ein Porträtauftrag wär' mir lieber. Ich nehme an."

★

Dann reden sie von anderem, die Uhr geht auf elf. Sie brechen auf, sie stehn am Savignyplatz. Linde verabschiedet sich rasch, denn gerade hält seine Bahn. Die Nacht ist kühl. Paulchen sieht auf seine Stiefelspitzen, Melchior weiß, daß Paulchen etwas auf dem Herzen hat.

Paulchen: „Es war nicht dein Ernst, nicht wahr, als du dich über die bezaubernde Stelle lustig machtest?"

Melchior: „Nein, es war nicht mein Ernst. Ich verdiene die Bastonade. Ich wollte dich prüfen."

Paulchen: „Du hast dich lustig gemacht aus Schamhaftigkeit. Ich möchte dich noch ein paar Straßen weit begleiten."

Zuerst gehn beide schweigend.

Paulchen: „Mama war vor einer Woche hier, zusammen mit meiner Schwester Angelika. Sie wollten beide an die Nordsee. Ich habe es Mama nicht sagen können, auch nicht Angelika. Der Staatssekretär hatte mich vor zehn Tagen an einem Nachmittag zu einer Rücksprache bestellt. Die Rücksprache dauerte eine geschlagene Stunde. Ich habe dir das Lob dieses Mannes schon oft gesungen. Er ist dir nicht ganz unähnlich. Ich bin immer in sehr starker Unruhe, er weiß das. Meine Arbeit hat stets seinen Beifall, er hat es nie an freundlichen Worten, an Ermunterung, ja an Anerkennung fehlen lassen. Er ist so wie ein Gärtner, weißt du, der jemandem seinen Garten zeigt, und dabei mitten im Gespräch und ganz nebenbei einen losen Zweig aufbindet oder ein verwelkes Blatt abknipst."

Melchior: „Warum bist du immer in starker Unruhe? Du hast es doch gut."

Paulchen: „Vor zehn Jahren hatte ich das letzte Kriegsjahr hinter mir. Von da an habe ich unausgesetzt gearbeitet, ohne nach rechts und links zu sehn oder nach vorwärts oder nach rückwärts. Ich bin ein unfertiger Mensch, das ist es. Die freundlichen Worte dieses Mannes tasten immer an diese Unfertigkeit. Ich möchte dir nicht beichten, welchen traurigen Umfang diese Unfertigkeit, Unerfahrenheit besitzt. Ich soll nun spätestens in drei Monaten einen Auslandsposten erhalten. Ich will es dir sagen: ich habe die Angst, ein lächerlicher Mensch zu werden."

Melchior: „Paulchen, das weiß ich doch alles."

Paulchen: „Mama erzählte mal, sie habe Papa vorschlagen müssen, daß er sie zur Frau nähme. Der Staatssekretär, du darfst nicht lachen, hat schon vor Monaten angeordnet, daß ich jeden Mittwoch und jeden Sonnabend von zwei Uhr an dienstfrei haben soll. Er sagte, lernen Sie meinetwegen chauffieren, Dornbach. Zwei Monate danach sage ich: Chauffieren kann ich jetzt, Herr Staatssekretär. Da lacht er mich aus, sagt, ich hätte ihn mißverstanden, und er hätte angeordnet, daß ich boxen lernen sollte."

Melchior: „Du weißt doch wohl jetzt, was er meint."

Paulchen: „Ach, Melchior, es kommt noch viel schlimmer. Eine Stunde dauerte die Rücksprache. Und in der letzten Minute dieser

Stunde heißt es: ‚Lieber Dornbach, ehrlich, ich weiß nicht, an welche Stelle ich Sie setzen soll. Die Posten, die frei werden, möchte ich gern an verheiratete Beamte vergeben.' Reicht mir die Hand, wartet keine Antwort ab, und damit stehe ich vor der Tür."

Melchior: „Im Ernst wurde dir das zugemutet?"

Paulchen: „Versteh doch, es war Zartgefühl. Melchior, ich bin so sehr verzagt. Es ist ja keine Rede davon, daß man im Amt ernstlich von mir verlangt, mir von heute auf morgen eine Frau zu suchen."

Melchior: „Paulchen, es scheint doch ernstlich verlangt zu werden. Es ist dein liebenswürdiger Vorzug, die Menschen besser zu nehmen, als sie sind. Du hast den Herrn ganz richtig verstanden."

Melchior bleibt stehn.

Melchior: „Paulchen, jetzt kommt mir eine ganz wunderliche Gedankenverbindung. Als du mich heute abend batest, mir einen Fall auszudenken, in dem es eine Rolle für dich gäbe, da hast du gehofft — ist es so, Paulchen? —, daß ich dir helfen könnte? Von heute auf morgen, wie du eben sagtest?"

Paulchen schweigt.

Melchior legt den Arm auf Paulchens Schulter. „Verstell' dich doch nicht, Paulchen. Du bist ein ganz heller und durchtriebener Junge. Ich gehe harmlos auf die Sache ein, und insgeheim steigerst du die Idee zu einer Gewissenssache. Nun lach' doch wenigstens und gib dich gefangen."

Paulchen sagt: „Versteh mich doch . . . versteh mich doch . . ."

Melchior sagt: „Hör' zu. Jetzt ist vier Wochen lang ein Geheimnis zwischen uns beiden. Es ist nicht wahr, daß ich dreihundert Geheimnisse habe. Außer diesem einen habe ich kein weiteres. Du mußt mir nur eins in die Hand versprechen. In diesen vier Wochen wirst du nicht grübeln, wirst du dich nicht wehren gegen den Gedanken, wirst du dir selber zu helfen versuchen, so gut du nur irgend kannst. Sprich nach, was ich eben gesagt habe."

Paulchen sagt: „Ich will mir selber zu helfen versuchen, so gut ich nur irgend kann."

Melchior: „Gute Nacht jetzt, Paulchen. Ich lasse dich hier in der Mitternacht treulos auf der Kantstraße stehn. Ich nehme einen Wagen, ich habe morgen früh auf halb sechs Wecken bestellt. Es soll dich, was wir besprochen haben, nicht hindern, morgen abend um acht bei mir Krebse zu essen. Ich will eine sehr allerliebste Kollegin bitten, die Hausfrau zu spielen."

Paulchen: „Ich danke dir für alles, Melchior. Dann kann ich dir auch noch weiter von meiner Schwester Angelika erzählen. Sie hat mich beneidet um meine Bekanntschaft mit dir."

Drei Wochen sind um. Melchior ärgert sich. Er hat jeden Tag Aufnahme. Er hat einen Vertrag mit dem Deutschen Theater unterschrieben, hat eine Rolle von fünfzehn Bogen übernommen, sitzt jede freie Stunde, Zeigefinger an den Ohren, büffelt wie ein Schulbub. Er ist nicht in Form, die Spannungen bleiben aus. Und diese Filmmanuskripte sind so blöd, und diese Rolle ist so blöd, und er spielt schlecht und lernt schwer, weil er immer den blondgescheitelten Kopf von Paulchen vor sich sieht und weiß: Paulchen wartet von Tag zu Tag; und jetzt noch eine Woche, und die Frist ist um. Aber schlimmer ist noch dies: Melchior reut die Abrede. Ihn reut es, daß er von dieser Spielerei, denn es ist ja doch bloß eine Spielerei, zu Paulchen und dem jungen Linde gesprochen hat. Das Spielzeug seiner Kinderzeit ist ihm genommen, ihm wird nie wieder ein Fall gelingen. Es reut ihn, daß ihm Paulchen vertraut, blindlings vertraut, daß er die Wahrhaftigkeit dieses feinen Menschen verwirrt. Ausweg wäre, fast verlockender Ausweg, Paulchen durch ein feinversponnenes Intrigenspiel, eine sorgsam vorbereitete Komödie zu hintergehen. Aber hier sind schwere Bedenken: Im Mittelpunkt dieses Komödienspiels müßte eine untadelhafte junge Dame stehn, genau so behütet und rein, wie es Paulchen ist, lieblicher und zarter Widerpart des Freundes, und diese junge Dame ist nicht da. Und selbst wenn sie herbeizuzaubern wäre: so war es nicht gemeint. Es ist unanständig, einen Freund zu täuschen. Selbst wenn dieser fromme Trug zum Besten des Freundes ausschlägt.

Melchior tritt von der Terrasse seines Hauses in sein Arbeitszimmer, wo vor den Bücherständen die holzgeschnitzten Madonnen stehn. Er tritt vor die Madonna mit dem Kirschenmund und streichelt mit leichten Fingern ihre Wange. ‚Daß ich dich in deinen vielen Gestalten hier bei mir habe, ich unheiliger Mensch, du weißt, es ist Anbetung. Du bist die Herrin. Du bist oft zu mir freundlich gewesen, Heilige, ich war nicht undankbar, Heilige. Ein Lächeln nur auf deinem Kirschenmund, und uns ist geholfen.'

Melchior hält die Lippen auf dem Rücken ihrer Hand.

Melchior sagt: „Ich will dich mit Rosen bekränzen, wenn du hilfst!"

Das geschieht morgens gegen sieben Uhr. Melchior begibt sich wieder auf die Terrasse,

bettet sich auf einem Liegestuhl, liegt reglos. Die sommerliche Luft ist unbewegt, die Blätter der Platane vor der Terrasse flirren, winken sich zu, ein Blatt hochoben spielt den Kobold: es zittert in einem fort.

Melchior liegt reglos eine Stunde lang. Der Postbote bringt die Post. Wilhelm kommt mit den Briefen auf die Terrasse.

Melchior sagt: „Leg' alles hin, dort auf den Tisch. Um Himmels willen, störe mich jetzt nicht."

Melchior liegt langausgestreckt, bewegt keinen Finger. Er merkt es schon seit einer ganzen Weile: da sind Wellen, die ihn durchrieseln. Sie kommen häufiger, werden stärker. Die Spannung, die Spannung ist da. Die Helligkeit beginnt.

Um halb neun steht der Wagen vor der Tür. Melchior fährt nach Babelsberg. Er steuert selbst.

*

Zwei Uhr mittags. Melchior hat im Klub gefrühstückt. Er hat an einem Tisch für sich allein gesessen. Die Spannung, die Spannung ist da, er ist von Spannung geladen, sein Kopf ist benebelt von einer wunderlichen Müdigkeit, er hat Herzklopfen, sein Gesicht ist heiß. ‚Wenn mich nur jetzt niemand anredet, während ich hinausgehe!' Es redet ihn niemand an, aber man sieht erstaunt zu ihm auf, denn er geht wie ein Mondsüchtiger. Er beschließt, einen Spaziergang zu machen, geht den Kurfürstendamm hinauf, raschen Gangs bis zum Olivaer Platz, wird unruhig, merkt: ‚Ich gehe falsch,' kehrt um, geht den Weg zurück, überschreitet den Fahrdamm an der Joachimsthaler Straße, weiß: ‚Jetzt gehe ich richtig.' Ecke Rankestraße und Kurfürstendamm ist ein Seidenhaus. Dort macht er halt. Unmittelbar am Eingang des Hauses.

Zwei Uhr mittags. Paulchen sitzt in der Kantine seines Amts, wird geneckt. Paulchen trägt einen neuen Anzug, frisch vom Schneider, zum erstenmal. „Baron, Sie sehn aus wie ein Graf." Paulchen ist seit dem frühen Morgen in einer ihm unerklärlichen Verfassung. ‚Weiß der Deubel, es ist so, als hätte ich Champagner getrunken.' Diese Erregtheit ist im Lauf des Vormittags mit jeder Stunde gewachsen. Jetzt hat er festgestellt, daß die Uhr zwei ist. Es duldet ihn nicht mehr am Tisch. Er springt auf, grüßt ungelenk, holt seinen Hut, läuft, als er auf der Straße ist, läuft zur Untergrundbahn, springt in einen bereits in Fahrt befindlichen Zug, zupft an seiner Weste, zieht an der Krawatte. ‚Gott schütze Polen, heut bin ich verrückt.' Steigt am Wittenbergplatz aus. ‚Ich muß mich eilen, eilen, ich versäume was!' Geht raschen Gangs am Kaufhaus vorbei die Straße aufwärts.

Zwei Uhr mittags. Das Fräulein mit den roten Schuhen klopft an Tantchens Tür. „Ja, mein Kindchen?" Tantchen hält Mittagsruhe. Tantchen liegt ausgestreckt unter einer gehäkelten grünen Wolldecke, und über dem Kanapee hängen an der Wand zwei Ikonen aus vergoldetem Messing mit Emaillebildchen und Klapptüren, Tantchen hat eine Brille auf und neben ihr stehen auf einem Tischchen zwei gläserne Schalen, die eine ist mit hellroten Kirschen gefüllt, die andere ist für die Steine, Tantchen hält ein aufgeschlagenes Buch nebst Buchzeichen in blassen Händen. Oblomow heißt das Buch, und Tantchen liest es jedes liebe Jahr den ganzen Juli hindurch, Tantchen sagt: „Ja, mein Kindchen? Ich sehe, du hast dich schön gemacht? Ich sehe, du trägst einen Hut? Du willst doch nicht wieder in die Stadt?"

Das Fräulein mit den roten Schuhen sagt: „Tjotka, Tantchen, verzeih. Ich wollte Besorgungen machen, ich wollte auch Kusine Sibylle aufsuchen, sie vorher anrufen, unten beim Krämer; ich hatte die Absicht, mit ihr den Nachmittag zu verbringen, wenn es dir recht sein sollte . . ."

Tantchen: „Du siehst mir blaß aus, was ist?! Hast du geweint, was ist?!"

Das Fräulein mit den roten Schuhen: „Tantchen, ich weiß nicht. Ja, ich bin traurig. Ich glaube, ich muß mir einen Beruf suchen."

Tantchen: „Susitschka, Kindchen, was hast du für Gedanken! Glaubst du wirklich, daß du lang hier in der Bleibtreustraße im vierten Stock wirst warten müssen? Ein Herzog wird dich heiraten oder sicher ein Prinz, jeden Tag kann es sein, er steht vor der Tür. Was willst du hier in die Stadt gehn, wo die Kaminkehrer nicht zur Seite treten, wenn ein adliges Fräulein vorbeigeht? Und nun weinst du wieder, Susitschka! Iß ein paar Kirschen, bevor du gehst."

Das Fräulein mit den roten Schuhen sitzt nieder, hält die Hand an die Stirn, ißt ein paar Kirschen.

*

Und nun, zweieinhalb ist die Uhr, geschieht folgendes: Dicht neben dem Seidenhaus, gegenüber der Kirche, hält eine alte Frau Zeitungen feil. Melchior hat, um sich die Zeit zu vertreiben — denn die Minute ist noch nicht da, auf die es ankommt — eine Zeitung gekauft, steht da, die Zeitung ausgebreitet, liest die Überschriften, begreift nicht, was er liest, gibt die Zeitung zurück. Ein junges Ehepaar geht vorüber, starrt ihm

dreist ins Gesicht, der Gatte sagt: „Du, das ist doch der berühmte . . .“ Melchior läßt sich anstarren. ‚Ihr irrt euch, ich heiße Melchior Müller.‘ Melchior beschließt, die Augen niederzuschlagen. Jetzt ist die Minute gleich da. ‚Der Mensch, den ich suche, wird, wenn ich bis sieben gezählt habe, hier dicht neben mir stehn.‘

Sieben. Neben ihm steht das Fräulein mit den roten Schuhen.

Ziegelrot sind diese Schuhe, blond sind die Strümpfe, blond ist das Fräulein selbst, ein großes, schlankes, leichtgehügeltes Fräulein, das auf den Boden sieht, also ob es etwas suche, das ein Täschchen aus rotem Leder in den Händen hält, das den Kopf neigt und den Mund ein wenig offen hat, als hörte es Musik. Das Fräulein steht dicht neben ihm, genau an der Stelle, wie er das befohlen hat. ‚Psyche bist du, die süße Psyche, die ewigen Götter haben dich aus ihren Himmeln auf die Erde entsandt. Die Heilige hat gebeten, von ihren vielen schönen Schwestern die lieblichste zu schicken, da wurde im Rat der Götter beschlossen, dich zu entsenden, die Psyche.‘ Melchiors Glücksgefühl ist so groß, daß er nicht achtet, was vorgeht. Die Verkehrsregelung der Straße hat plötzlich auf den Platz vor dem Seidenhaus ein Getümmel von Menschen geworfen, die allesamt zum Kurfürstendamm streben. Mitten durch diese Menschen hat sich das Fräulein mit den roten Schuhen rasch einen Weg gebahnt. Der Übergang zur Tauentzienstraße ist gerade noch frei. Melchior sieht sie auf der Mitte der Straße stehn, sieht sie zögern, denn die Front der Autos setzt sich eben in Bewegung. Er sieht noch, sie gelangt ungefährdet über den Fahrdamm, sie ist nicht mehr da. Entsetzen! Psyche! Psyche!!

Dafür aber stehn jetzt auf dem Bürgersteig am Straßenbord zwei alte Damen, die dem Fräulein mit den roten Schuhen entgegenkamen, als es mitten auf dem Fahrdamm zögerte, und die nun hastig sich in Sicherheit gebracht haben. Sie sprechen russisch, die beiden alten Damen, und Melchior versteht leidlich russisch.

Die eine sagt: „War das nicht eben Suse von Kleist? Die rotbeschuhte?“

Die andere sagt: „Natürlich war das Suse Kleist. Ich wollte sie anrufen. Aber diese vielen schrecklichen Wagen . . .“

Melchior ist ein geschickter und, wenn's drauf ankommt, ein waghalsiger Mensch. Die Autos fahren dreireihig über die Rankestraße, Melchior springt im Zickzack hinüber. Ein Auto bremst in voller Fahrt und kreischt auf. Anakreon hat ein kleines Gedicht auf ein Mädchen mit roten Schuhen gemacht.

Kommt wohlbehalten auf der anderen Seite der Straße an, schafft sich Bahn durch die vielen Menschen, sieht zwanzig Schritt vor sich den Hut des schönen Mädchens, kleinen Hut aus weißem Stroh. ‚Ihr nach!‘

Melchior ist ihr auf zehn Schritte nah, auf acht Schritte, er geht unbeherrscht, er rudert, ganz gegen seine Gewohnheit, mit den Armen, er sieht den Nacken des Mädchens auftauchen, verschwinden, er sieht . . . vor ihm geht, eiligen Schritts, unbeherrscht wie er, mit rudernden Armen, geht Paulchen! Mit dem gleichen Ziel!

Melchior schickt ein Telegramm an die ewigen Götter: ‚Auf der Jagd hinter Psyche Stopp Paulchen auf freier Wildbahn Stopp Segnet das Mädchen und Paulchen Stopp ich bin ein grausamer Waldesel Stopp.‘

Und nun kommt es so: Hier die junge Dame. Drei Schritte hinter ihr Paulchen. Paulchen holt auf. Jetzt ist er nur noch zwei Schritte hinter ihr, jetzt hat er bis zur Nasenlänge aufgeholt. Dahinter Melchior. Melchior holt ebenfalls auf, chassiert neben den Hausfronten, weil er dort rascher gehn kann und leichter Deckung findet. Melchior hat auf drei Schritte aufgeholt.

Zerbirst jetzt gleich die Straße in gellendem Gelächter? Gibt es gleich Auflauf, bündiges Schnellgericht der Masse, mit empörter junger Dame, schmählichem Urteil für den Schuldigen, weitausholendem Armschwung, verbeultem Hut, zerbrochenem Einglas, höchst unrühmlichem Ausgang? Nichts dergleichen geschieht.

Wohl aber hat Paulchen die junge Dame angesprochen. Hält den Hut in der Hand, spricht. Melchior chassiert zwei Schritt vor. Paulchens hübsches Gesicht ist leichtverzerrt, auch blutlos. Bloß die Ohren sind rot. Die junge Dame dreht ihm gelassen, nein, aufmerksam den Kopf zu.

Melchior überlegt: Entweder sie geht jetzt ganz rasch weiter, sie antwortet überhaupt nicht, und Paulchen ist Luft, dann wird Paulchen Angst bekommen.

Oder . . .

Paulchen redet weiter. Die junge Dame geht nicht rascher, nein.

Paulchen hat seinen Hut wieder aufgesetzt. Paulchen tut etwas, über das man nicht lachen darf. Paulchen hat aus seinem Jackett die Brieftasche genommen, sucht und reicht der jungen Dame seine Visitenkarte. Die junge Dame ist weit davon entfernt, diese Art von Vorstellung zu beanstanden. Sie läßt sich die Karte einhändigen, liest, indem sie jetzt ganz langsam geht, reicht die Karte zurück. Nun sagt auch sie etwas. Paulchen strahlt.

Die Menschen gehn in Gruppen auf und ab. Es ist Sonnabendnachmittag. Diese Menschen haben heute alle Zeit, sich lustig zu ergehn, aber keine Zeit und auch gar keine Lust, auf diese beiden zu achten. Bloß achtet auf sie jener dritte, der zwei Schritte rechts hinter ihnen in Deckung bleibt.

Langsam schreitend sind die beiden bis zu dem Kaufhaus angelangt. Dort, dem Untergrundbahnhof gegenüber, machen sie halt. Es ist anzunehmen, daß die junge Dame sich verabschieden will. Es gehört nämlich gemeinhin zu den Grundsätzen und Gepflogenheiten der Jugend, daß ein allererstes Zusammensein ganz kurz zu währen habe. Gegen ein baldiges Stelldichein anderswo ist nichts einzuwenden, jawohl, man wird bestimmt kommen, jawohl, man gibt sein Wort zum Pfand, jawohl, man wird es einzurichten versuchen, daß dies Wiedersehn nicht bloß eine Viertelstunde dauern soll. Aber diese erste rasche Trennung ist nötig.

Es ist anzunehmen, daß Paulchen von dieser raschen Trennung nichts wissen will. Paulchen redet, die junge Dame lächelt, schüttelt unmerklich den Kopf. Es ist auch anzunehmen, daß die junge Dame gar nicht zuhört, was Paulchen sagt, sondern die Gelegenheit wahrnimmt, Paulchen unbemerkt und eingehend zu betrachten. Denn das Gesicht jedes Menschen ist einmalig, und es ist unter jungem Volk eine selige Freude, dieser Einmaligkeit sich zu vergewissern. Und schließlich ist anzunehmen, denn alle Gespräche unter Liebenden haben den gleichen Sinn, daß die junge Dame nachgibt. Etwa so: „Ja, aber auf höchstens eine Viertelstunde. Nach der Uhr gesehn."

Tatsache ist jedenfalls, daß Paulchen und die junge Dame, beide zögernd, weiter zusammengehn; auf das Kaufhaus zu, hinter dem Kaufhaus herum. Dort ist die Straße von Menschen fast leer.

Melchior hält sich jetzt in gemessener Entfernung. Melchior will ums Leben nicht von Paulchen gesehn werden, und jetzt ist es sehr leicht möglich, weil die Straße leer ist, daß Paulchen sich umsehn wird. Paulchen sieht sich nicht um.

Eine kleine Konditorei hat ein Schaufenster, darauf steht mit goldenen Buchstaben ‚Café König'. Paulchen macht vor dieser Konditorei halt. Die junge Dame ist nicht zu bewegen, einzutreten. Die junge Dame steht lächelnd, schüttelt unmerklich den Kopf. Paulchen redet, die junge Dame betrachtet mit ruhigem Blick die Einmaligkeit. Und dann, dann tritt sie doch ein. Gefangen.

Gefangen! Gefangen!

Melchior mit langen Sätzen auf die andere Seite der Straße. Die beiden haben es gar nicht eilig, Melchior hat es sehr eilig. Genau dem Café König gegenüber befindet sich ein Zigarrenladen. Melchior sagt: „Ich möchte ein paar Zigaretten kaufen. Aber vorher, bitte, lassen Sie mich telephonieren."

Das Telephonbuch wird mit fliegender Hast durchblättert. Jawohl, das Café König hat Anschluß. Melchior nennt die Nummer. Eine halbe Minute vergeht. „Hier Café König."

„Bitte, eben ist bei Ihnen ein Herr mit gelbem Strohhut eingetreten in Begleitung einer jungen Dame mit roten Schuhen."

„Jawohl."

„Der Herr heißt Baron von Dornbach. Wollen Sie den Herrn rufen?"

„Wie heißt der Herr?"

„Baron von Dornbach."

„Einen Augenblick. Der Herr steht hier gerade am Tisch."

Eine halbe Minute vergeht. Noch eine halbe Minute.

Erregte Stimme Paulchens: „Wer ist dort?"

„Tag, Paulchen. Ich sehe, du trägst einen neuen Anzug? Steht dir aber gut."

„Himmeldonnerwetter, wer ist dort?"

„Paulchen, wie gefällt dir die junge Dame?"

„Bist das du, Melchior? Ja, woher weißt du denn, wo ich bin?"

„Paulchen, wenn du dich entsinnen willst: Heute sind genau drei Wochen um. Ich melde mich."

„Zum Donnerwetter, vor einer Minute wußte ich doch selber noch nicht, daß ich hier sein würde."

„Paulchen, in der Philosophie ist die Minute ein großer Begriff. Mein Auftrag ist erfüllt. Ich hoffe, du bist zufrieden. Weißt du schon, wie die junge Dame heißt?"

„Nein, Melchior, das weiß ich nicht. Weißt du das etwa auch?"

„Sie trägt rote Schuhe, sie trägt in ihrer Hand eine rote Tasche, links über ihre Wange fällt eine schöngeschwungene Welle goldblonden Haars. Ich weiß übrigens auch, wie sie heißt. Doch laß mich ihr das selber sagen. Paulchen, ich gebe dir einen Rat: das kleine Café ist nicht der geeignete Ort für eine so erlesene junge Dame, meinst du nicht auch, Paulchen? Hast du übrigens in dieser Stunde an ein Bildwerk gedacht, das wir beide lieben?"

„Du meinst die ‚Psyche', ja. Entschuldige, Melchior, mir ist alles ganz und gar rätselhaft. Und mit dem Ort hast du leider recht. Aber da du alles weißt, sie hat doch nur für eine Viertelstunde Zeit."

„Glaub' mir, sie hat länger Zeit. Sag' ihr nur, sie steht ja neben dir, daß ich sie sprechen möchte. Ihr nehmt gleich einen Wagen und kommt in meinen Garten. Du darfst mir zubilligen, daß ich das verlangen kann."

„Und das geht alles mit rechten Dingen zu?"

„Ich habe lange nachgedacht, bis ich sie fand."

„Ich will die junge Dame bitten, mit dir zu sprechen."

Der Zigarrenhändler steht hinter seiner Auslage mit verschmitztem Gesicht, sagt: „Ich habe Sie gleich erkannt. Sie sind doch der berühmte . . ."

Melchior, Hörrohr in der Hand, sagt: „Die ewigen Götter wissen es bereits, aber Ihnen sage ich es im Vertrauen auch: ich bin ein alter brüllender Waldesel. Packen Sie zwei Schachteln ein, von denen da. Hier ist Geld."

Eine ganz junge, helle Stimme spricht: „Herr von ... Herr von Dornbach sagt, ich sollte mit Ihnen sprechen."

Melchior sagt: „Das war meine bescheidene Bitte, Fräulein von Kleist."

„Woher denn, in aller Welt, woher wissen Sie meinen Namen?"

„Ich weiß alles, Fräulein Suse. Hat Paulchen Ihnen gesagt, daß er und ich gute Freunde sind?"

„Das hat er gesagt, und er hat gesagt, Sie seien der berühmte Kinoschauspieler. Ich glaube aber nicht, daß Sie das sind. Ich habe Sie noch vorgestern mit meiner Tante in einem Kinostück gesehn, Ihr Gesicht kenne ich ganz genau. Wenn Sie der berühmte Schauspieler sind, so ist es ganz unmöglich, daß Sie mich und meinen Namen kennen. Denn mich kennt hier niemand."

„Gnädiges Fräulein, ich werde Ihnen unverzüglich den Beweis liefern. Hören Sie zu: Ich mag nicht, daß mein Freund und Sie Ihre kurze Bekanntschaft in einer kleinen Konditorei feiern. Sie werden die Güte haben, unverzüglich mit meinem Freund sich zu mir zu begeben. Ich lasse sofort in meinem Garten den Kaffeetisch decken. In spätestens einer Viertelstunde darf ich Sie erwarten. Und nun hänge ich ab."

Und hängt ab.

Melchior gibt dem Zigarrenhändler die Hand.

Melchior sagt: „Also, Sie wissen, wer ich bin. Sie sehn, ich hab' es eilig. Tun Sie mir nun einen Gefallen. Schreiben Sie sich meine Telephonnummer auf. So. Telephonieren Sie sofort an meine Wohnung, ich käme in wenigen Minuten, und Wilhelm, das ist mein Diener, möchte im Garten, gleich unter der Terrasse, einen Kaffeetisch für drei Personen herrichten. In fliegender Eile. Wenn ich komme, muß alles fertig sein."

„Wird alles bestens besorgt, mein Herr. Sie können sich auf mich verlassen."

Melchior auf der Straße. Melchior in Sprungschritten zum Wittenbergplatz. Melchior im Wagen. Melchior in seiner Wohnung. Wilhelm meldet, daß der Tisch gedeckt sei. Melchior vertauscht sein Jackett mit einer blauen Hausjoppe. Melchior legt sich der Länge lang auf eine Polsterbank, nimmt ein Buch zur Hand. Die Tür zum Empfangszimmer nebenan steht offen. Gleich wird es klingeln.

Wie heißt das Gedicht des Anakreon von den roten Schuhen?

> Auf mich werfend den Purpurmantel
> Winkt mir Eros im Goldgelock,
> Mit dem rotbeschuhten Kind
> Spielend mich zu vergnügen.

Gleich wird es klingeln. Es klingelt.

Wilhelm meldet: „Herr von Dornbach und eine junge Dame." Melchior sagt: „In zehn Minuten kommst du und sagst, das Deutsche Theater hat angerufen. Wieder nach fünf Minuten kommst du und sagst, die Ufa hat angerufen. Und so fort, alle fünf Minuten, bis ich abwinke."

Herr von Dornbach und die junge Dame stehen im Empfangszimmer, sehen Melchior auf der Polsterbank liegen. Melchior springt auf.

Melchior sagt: „Seien Sie willkommen, gnädiges Fräulein. Guten Tag, Paulchen. Der Kaffeetisch wartet. Doch gleich eine Bitte an Sie, gnädiges Fräulein. Wilhelm, wo ist die Gartenschere? Sie sehen hier als treue Wachtposten vor meinen Büchern diese holzgeschnitzten Figuren. Sie wissen, gnädiges Fräulein, was sie darstellen?"

Das Fräulein von Kleist sieht ihn mit weitgeöffneten Augen an, sagt: „Es ist keine Täuschung, Sie sind es wirklich. Es ist mir unheimlich, daß Sie mich kennen. Die Figuren sind heilige Frauen."

Melchior sagt: „Das ist richtig, gnädiges Fräulein, heilige Frauen. Sie sind in meinem Hause wohlbehütet. Und diese hier, diese eine, die auf ihrem Köpfchen die vielzugroße goldene Krone trägt, heißt die Madonna mit dem Kirschenmund. Es ist die einzige Bitte, die ich an Sie habe, gnädiges Fräulein: jetzt, und jetzt gleich mit dieser Gartenschere hier in meinem Garten Rosen zu schneiden und damit die Krone der Madonna zu schmücken. Wollen Sie? Wir beiden anderen kommen mit."

Die junge Dame schneidet die Rosen, sie

steht auf spitzen Zehen im Zimmer, hochaufgereckt, sie flicht die Rosen in die Krone.

Paulchen macht Augen wie ein Blinder.

Dann sitzen sie zu dritt im Garten am Kaffeetisch. Die blonde Psyche hat braune Augen, mandelförmig geschnittene Augen, darüber stehn die Brauen in hohen Bogen und ihr Gesicht ist blaß. Paulchen sieht Melchior flehend an. Melchior hat Fräulein von Kleist gefragt, in welchem Film sie ihn neulich gesehen habe, die junge Dame, nicht ganz bei der Sache, hat den Film genannt, Melchior erzählt, daß er an einem neuen arbeite.

Melchior sagt: „Ja, so. Vielleicht haben Sie gerade an diesem Film einen Gefallen, gnädiges Fräulein. Er ist ein russisches Thema: Iwan der Schreckliche. Sie stammen ja wohl, gnädiges Fräulein, aus dem russischen Stamm Ihrer Familie? Die das von weglassen und sich Barone Kleist nennen?"

Paulchen beugt sich vor. „Melchior, es ist entsetzlich, was du alles weißt. Ich habe dem Fräulein von Kleist notdürftig erzählt, was wir beschlossen hatten, du und ich, vor drei Wochen. Zu meiner eigenen Rechtfertigung, Melchior, ich bitte dich, erzähle, was du angestellt hast heute."

Melchior sagt: „Zu erzählen ist nicht viel. Seit jenem Sonnabend vor drei Wochen habe ich jeden Tag, Paulchen, mich vergeblich bemüht, dir zu helfen. Wie ich das versprochen hatte. Das ärgerte mich schwer. Ich hatte auch viel zu tun. Ich litt darunter, daß du, Paulchen, erwartetest, ich müßte dir zu Hilfe kommen. Ist es so?"

Paulchen nickt.

Melchior: „Heute in aller Früh war es anders. Gegen zwei Uhr mittags wuchs die Spannung bis zur Unerträglichkeit. Genau eine halbe Stunde später war ich meiner Sache sicher. Da schickte ich ein Telegramm an die ewigen Götter. Und nachher? Nachher habe ich eigentlich bloß abgewartet, um im rechten Augenblick an dich zu telephonieren. Das ist ungefähr alles."

Paulchen: „Ich bin bekehrt, Melchior. Ich habe nach der Uhr gesehn. Genau um zwei Uhr mittags war ich in einem Zustand gelinder Raserei."

Melchior sieht die junge Dame an.

Die junge Dame sagt: „Was mich betrifft, heute um zwei Uhr mittag, ich habe ein bißchen geweint."

Wilhelm meldet: „Das Deutsche Theater ist am Telephon."

Als Melchior wiederkommt, haben die beiden die Köpfe ganz nah beieinander, und Paulchen zeigt kleine Photos.

Paulchen sagt: „Und das hier ist die Burg Dornbach. Sie liegt im Frankenland."

Fräulein von Kleist kennt nicht das Frankenland. Paulchen erklärt: „Zwischen Nürnberg und Bamberg."

Fräulein von Kleist sagt: „Ja so. Schöne alte Burg." Und dann leise: „Ist da auch ein Garten und sind Singvögel da?"

Paulchen ist entzückt. Paulchen sagt: „Ein Park ist da, mit Unterholz und vielen alten Eichen. Im Frühling jagen sich über dem Park die Pirole. Auch Nachtigallen haben wir und meine Schwester Angelika füttert im Winter die Meisen und die Spechte. Wir haben Buntspechte, Grünspechte und die kleinen Zwergspechte."

★

Drei Tage vergehen. Es ist Mittwoch. Melchior hat zu Mittwoch abend zu einem kleinen Essen eingeladen, auf acht Uhr. Außen den beiden soll Paulchens Mama, seine Schwester dabei sein und das Tantchen.

Fräulein von Kleist und das Tantchen sind als die ersten Gäste pünktlich erschienen. Das Tantchen wird auf die Terrasse geleitet. Melchior und Fräulein von Kleist gehen durch den Garten.

Fräulein von Kleist sieht Melchior an. „Soll ich zum erstenmal in meinem Leben an ein Wunder glauben?"

„Was Paulchen anlangt, er ist fest davon überzeugt, daß uns beiden ein Wunder widerfahren ist."

Melchior sieht zu Boden. „Paulchen hat auch nicht unrecht. Wer an ein Wunder glaubt, soll seines Glaubens froh sein. Das ist ja doch die Natur jedes Wunders: Seine Entstehung ist Geheimnis."

Fräulein von Kleist sagt mit leisester Stimme: „Aber Sie, Sie wissen doch um dies Geheimnis? Die Lösung wollen Sie nicht verraten?!"

Melchior sieht zu Boden. „Helle Heiterkeit und ehrlicher Ernst. Genau in der Mitte liegt das Geheimnis."

„So sprechen Sie wenigstens von dem Ernst. Geben Sie einen Teil der Lösung preis. Wenn Sie wüßten, wie mein Herz klopft."

Melchior sieht sie an, will ihre Hand fassen, will seine Hand auf ihre Schulter legen, bezwingt sich. Er sieht sie an, er begegnet dem Blick der Psyche. „Doch, einen Teil der Lösung, ja. Der erste, der Sie liebte, war ich."

Dann meldet Wilhelm die weiteren Gäste.

★

Der junge Linde hat einen Porträtauftrag. Bei den Füchsen von Dornbach ist es Sitte, daß, wenn einer von ihnen heiratet, die Erwählte noch als Braut für den Burgsaal gemalt wird.

Der Streit um die deutsche Kaiserpolitik des Mittelalters

Von Univ.-Prof. Dr. A. Brackmann

Die großen Umwälzungen, die Europa in den letzten vierzehn Jahren auf politischem Gebiete erlebt hat, sind nicht ohne Folgen auch für die Beurteilung der Vergangenheit geblieben. Im besiegten Deutschland ist die Wandlung der historischen Werturteile naturgemäß am stärksten, so daß die Frage allmählich berechtigt erscheint: Was ist nun eigentlich die Wahrheit? War unsere Geschichtsforschung im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert auf vollkommen falschem Wege? Müssen insbesondere wir Deutschen umlernen und die Hauptabschnitte unserer Geschichte mit anderen Augen betrachten als bisher?

Eins ist richtig: Unser Blick für die Erkenntnis der Vergangenheit ist in mancher Beziehung ganz außerordentlich geschärft. Das gilt nicht nur für die jüngste Vergangenheit, sondern auch für die weiter zurückliegenden Zeiten. Wir sehen auch für das Mittelalter Probleme, die wir vor 1918 in dieser Schärfe nicht gesehen haben. Gerade hinsichtlich der Frage nach der Bedeutung der mittelalterlichen Kaiserpolitik, einer Zentralfrage der mittelalterlichen Geschichtsforschung, haben sowohl die Ereignisse, die hinter uns liegen, wie die politischen Fragen, die uns in der Gegenwart beschäftigen, zu neuer Fragestellung geführt. Wir sehen, wie von der mitteleuropäischen Zentralstellung, die Deutschland im Mittelalter einnahm, ein Stück nach dem andern abgebröckelt ist oder in Gefahr ist abgetrennt zu werden. Das legt uns die doppelte Frage nahe: hat das mittelalterliche Deutsche Reich nicht seine Kraft überschätzt, als es im Süden Italien und die Kaiserkrone gewann und im Osten seine Siedler bis tief nach Rußland hinein sandte? Handelt es sich bei dieser Politik nicht um die Auswirkung eines deutschen Imperialismus, auf den mit innerer Notwendigkeit die Reaktion der von ihm betroffenen Nationen folgen mußte? Daneben stellt sich die zweite Frage: hätte das mittelalterliche Deutschland nicht besser daran getan, auf die Italienpolitik zu verzichten, an der seine Staatsmänner gescheitert und das Kaisertum schließlich zugrunde gegangen sind, um statt dessen alle seine Kräfte auf das Kolonialgebiet im Osten zu konzentrieren?

Es ist ohne weiteres klar, daß die Antwort auf diese Fragen auch für die Gegenwart von beträchtlicher Bedeutung ist. Leider gehen die Ansichten der Historiker selbst über diese Fragen ganz beträchtlich auseinander. Ich will von den außerdeutschen Historikern ganz schweigen. Bei ihnen überwiegt naturgemäß die ablehnende Kritik des mittelalterlichen Kaisertums, weil es ein deutsches war. Aber auch in Deutschland ist die ablehnende Kritik seit langem sehr scharf. Wie erklärt sich diese Meinungsverschiedenheit auf einem der wichtigsten Gebiete der Geschichtswissenschaft?

*

Der Grundfehler, der in der ablehnenden Kritik der mittelalterlichen Kaiserpolitik steckt, scheint mir, kurz gesagt, der zu sein, daß die Kaiser und ihre Politik fast durchweg nach Maßstäben gemessen werden, die aus den Interessen einer einzelnen europäischen Nation abgeleitet sind. Das mittelalterliche Kaisertum erwuchs aber aus der römischen Vorstellung eines universalen Weltreiches, es trug also universalen, nicht nationalen Charakter und muß daher aus den universalen Beziehungen heraus verstanden werden, in die es von dem Augenblicke seines Entstehens an hineingestellt wurde. Folglich müssen wir erwägen, ob die Politik der deutschen Kaiser oder ihrer Staatsmänner nicht irgendwie rationell aus diesen universalen Beziehungen heraus zu erklären ist. Wir müssen die staatsmännischen Erwägungen zu erkennen suchen, die sie nach Italien und Rom führten, und haben ferner zu untersuchen, ob wirklich die Italienpolitik den Untergang des Kaisertums und den Niedergang der deutschen Vormachtstellung in Europa seit dem 13. Jahrhundert zur Folge hatte.

*

Ich beginne mit der ersten Frage nach den Gründen der Italienpolitik. Die neuesten Kritiker der deutschen Kaiserpolitik pflegen schon für das 10. Jahrhundert die Alternative zu stellen: Italienpolitik oder Ostpolitik. In geistvoller Ausführung hat insbesondere mein Bonner Fachgenosse Fritz Kern, Gedanken Georgs von Below fortführend, seine überaus scharfe Kritik der Italienpolitik geradezu auf die These zugespitzt, daß diese unfruchtbare Politik die großen, verheißungsvollen Anfänge einer universalen deutschen Ostpolitik vernichtet habe, und er hat den ersten deutschen Kaiser, Otto den Großen, für die verhängnisvolle Wendung verantwortlich gemacht. Er ist der Meinung, daß Otto der Große vor 962 auf dem besten Wege war, ein festgefügtes Reich zu begründen, mit dem politischen Zentrum am Rhein, mit einem idealen Kolonisations-

gebiet in dem weiträumigen Osten, also ein Deutschland, das von der Schelde bis mindestens an die Weichsel gereicht und unangreifbar dagestanden hätte zu einer Zeit, in der die Westmächte erst anfingen, sich zu bedeutenden Staaten zu entwickeln. Da zog ihn nach der Meinung Kerns die Erinnerung an Karl den Großen in ihren Bann. Statt Realpolitik zu treiben, ließ Otto sich verleiten, nach der Kaiserkrone zu greifen, und sofort war es mit der Ostpolitik vorbei; Deutschland wurde auf Bahnen gedrängt, an deren Ende der Niedergang im Osten und im Westen stand. Der Drang nach dem Glanze der Kaiserkrone, sagt Kern, sei bei Otto stärker gewesen als die kühle staatsmännische Vorsicht und die Fähigkeit, sich auf das Erreichbare zu beschränken. Er vergleicht ihn einem chevalier errant der Kreuzzugsromantik, der einem Gottfried von Bouillon näher gestanden habe als dem kühl berechnenden Vater König Heinrich I.

Fragen wir, ob das richtig ist, so erkennen wir, wie ich glaube, ohne weiteres, daß diese Auffassung des Politikers Otto an einem inneren Widerspruche krankt. Kern gibt zu, daß Ottos I. Pläne im Osten zu den umfassendsten gehörten, die ein deutscher Staatsmann dort verfolgt hat. Sie haben von Holstein im Norden bis nach Ungarn im Süden und im Osten bis Kiew gereicht, mit dem großen Ziel, die ganze Slawenwelt östlich der Elbe für das Christentum und das Deutsche Reich zu gewinnen. Kern erkennt auch an, daß Otto dabei klug und in jeder Beziehung überlegt vorgegangen sei: kirchliche und staatliche Organisation griffen in mustergültiger Weise ineinander wie die Räder einer Maschine. Dieser vorsichtige und überlegte Staatsmann soll aber 962 den sehr unüberlegten Schritt getan und nach der Kaiserkrone gegriffen haben, lediglich weil das Vorbild Karls des Großen und der Glanz der Kaiserkrone ihn blendeten. Das Bild eines solchen bald realpolitischen, bald phantastischen Staatsmannes hat von vornherein wenig Wahrscheinlichkeit für sich.

Aber es steckt auch ein faktischer Fehler in dieser Argumentation. Alle Eroberungspolitik im Norden und im Osten Europas war damals kirchlich fundiert. Wie die karolingischen Hausmeier und Könige seit Karl Martell Bistumsgründung und staatliche Organisation aufs engste miteinander verbanden, so war dies auch für Otto I. die selbstverständliche Politik. Nun hatten sich aber die Zeiten, seit Karl der Große auf dem Throne saß, in e i n e r Beziehung ganz beträchtlich gewandelt. Staat und Kirche standen im 10. Jahrhundert nicht mehr in demselben Verhältnis zueinander wie im 8. und 9. Die geistige Struktur der Menschen hatte sich gewandelt. Man spürt die Wandlung in der politischen Geschichte zum ersten Male, als Otto I. 951 den Erzbischof Friedrich von Mainz von Pavia aus als Führer einer Gesandtschaft nach Rom sandte, um mit dem Papst in Verbindung zu treten. Man pflegt diesen Schritt wie auch die spätere Kaiserkrönung als eine Wiederaufnahme karolingischer Politik aufzufassen: bis zu einem gewissen Grade mit Recht. Aber ich glaube nicht, daß man mit einer solchen Auffassung der Bedeutung des Schrittes gerecht wird. Sie erschließt sich erst ganz, wenn man die Persönlichkeit des Führers der Gesandtschaft ins Auge faßt, des Erzbischofs Friedrich von Mainz. Er war einer der eigenartigsten Menschen jener Zeit: eine wesentlich religiös eingestellte Natur, ohne jeden politischen Ehrgeiz. Er hatte bald nach seinem Amtsantritt Papst Leo VII. (937—939) gebeten, ihn nach dem Vorbilde des heiligen Bonifatius zum apostolischen Vikar und Legaten in Deutschland zu ernennen. In entscheidenden Augenblicken versagte er sich Otto I., wenn dieser ihn zu politischen Handlungen heranzog, offenbar weil er die übliche politische Betätigung der Bischöfe verwarf. Das aber war ein neuer Bischofstyp, sehr stark unterschieden von dem alten, der zur Karolingerzeit der übliche gewesen war und auch zu Ottos I. Zeit noch der übliche war. Wenn Otto diesen rein kirchlich und zugleich römisch eingestellten Erzbischof damals nach Rom sandte, so liegt der Schluß nahe, daß es kirchliche Gesichtspunkte waren, die den König zur Verbindung mit Rom bestimmten. Der Beschluß, gefaßt wenige Jahre nachdem Otto 948 das neu eroberte Slawengebiet organisiert hatte, weist sehr wahrscheinlich auf den Zusammenhang mit der Ostpolitik des Königs.

Sichere Erkenntnis vermitteln aber erst die Ereignisse der folgenden Jahre. 951 starb Erzbischof Friedrich. 955 ging nach der Schlacht auf dem Lechfelde eine zweite Gesandtschaft nach Rom, diesmal geführt von einem Vertreter staatskirchlicher Anschauungen, dem Abte Hadamar von Fulda, und jetzt wird der Zweck genannt: Hadamar sollte über die Gründung eines Erzbistums in Magdeburg unterhandeln, das die kirchliche und politische Metropole für die ganze noch zum Christentum zu bekehrende Slawenwelt werden sollte. Hier wird der Zusammenhang zwischen der Ostpolitik und den Beziehungen zu Rom zum ersten Male ganz klar. Die begleitenden Umstände dieser zweiten Gesandtschaft sind von beträchtlicher Bedeutung. Auf dem erzbischöflichen Stuhle von Mainz saß damals als Nachfolger Friedrichs ein natürlicher Sohn Ottos des Großen, namens Wilhelm, den ihm eine edle Slawin geboren hatte, als er noch im Sachsenlande das ungebundene Leben des mit keinen Pflichten beschwerten Thronfolgers geführt hatte. Als Wilhelm 955 von der Gesandtschaft des Abtes Hadamar nach Rom hörte, schrieb dieser erste Erzbischof des Deutschen Reiches und Königssohn einen entrüsteten Brief an den damaligen Papst Agapit II., in dem er sich gegen die Begründung des Erzbistums Magde-



Georg von Frundsberg in der Schlacht von Pavia. Fresko von Max Beringer

burg wandte, weil dadurch die Rechte des Mainzer Erzbistums geschmälert würden. Der Brief ist seit langer Zeit bekannt, aber man hat ihn bisher zu einseitig interpretiert, wenn man in der Gegnerschaft Wilhelms gegen den Magdeburger Gründungsplan nur den Ausfluß Mainzer partikularistischer Interessen erblickte. Es klingen in dem Schreiben auch andere Töne an. Wenn der Erzbischof von dem Unkraut schreibt, das jetzt in Deutschland den Weizen der heiligen Kirche erstické, und wenn er dem Papst vorwirft, daß das Geld Hadamars mehr vermöge als die Satzungen des heiligen Bonifatius und aller früheren Päpste, so sind das Worte aus der Gedankenwelt seines Vorgängers Friedrich von Mainz. Die Kritik, die seitens der ersten Erzbischöfe des Deutschen Reiches an der Kirchenpolitik wie an der Ostpolitik Ottos I. geübt wurde, lehrt ein Doppeltes: Sie liefert den Beweis, daß ein Teil des deutschen Episkopats die Ostpolitik Ottos des Großen ablehnte, weil sie mit den Satzungen des heiligen Bonifatius und der Päpste nicht übereinstimmte. Sie zeigt zugleich, daß Otto bei seiner Ostpolitik genötigt wurde, auf solche kirchlichen Strömungen Rücksicht zu nehmen. Wir haben Beweise dafür aus der späteren Zeit seiner Regierung, daß Otto die Opposition des Mainzer Erzbischofs schwer empfand. Wir sehen aber auch ohne weiteres, daß er diesen frondierenden und Verbindung mit Rom suchenden Erzbischöfen mit Erfolg nur begegnen konnte, wenn er seinerseits Beziehungen zu Rom aufnahm. Hier berühren sich diese Einzelbeobachtungen mit der Frage nach dem Ursprung der deutschen Italienpolitik. Wenn Otto nach Rom zog und den Papst für sich gewann, so entzog er den römisch gesinnten und frondierenden Bischöfen Deutschlands den stärksten Rückhalt, den sie besaßen. **Der große Gedanke, die Slawenwelt zu gewinnen, konnte nur mit Rom verwirklicht werden.**

Alles, was 962 geschah, bestätigt die Richtigkeit dieser Beobachtung. Am 2. Februar 962 wurde Otto der Große in der Peterskirche zum Kaiser gekrönt, und der erste politische Akt, der nach der Kaiserkrönung erfolgte, war die Begründung des Erzbistums Magdeburg am 12. Februar. Jetzt, wo der deutsche König als Kaiser nach alter Tradition der Schirmherr der römischen Kirche geworden war, lenkte er das Papsttum in die Bahnen seiner Ostpolitik, und die Bahn schien frei für den großen Plan einer deutschen Eroberung der Slawenwelt.

In diesen Zusammenhang gliedern sich nun einige Beobachtungen ein, die ich in einer Studie über die Ostpolitik Ottos des Großen machen konnte. Das Hauptergebnis war, daß in der Ostpolitik Ottos des Großen zwei Gedankenreihen gegensätzlich aufeinander trafen: die kaiserliche, die dem Kaiser die Aufgabe zuwies, Schützer und Mehrer des christlichen Glaubens zu sein, und die päpstliche, die das Kaisertum nur als das Werkzeug seiner Weltmission betrachtete. Als Otto I. 962 Kaiser wurde, schien die kaiserliche den Sieg zu behalten. Aber es war nur Schein. Als das päpstliche Privileg nach Deutschland kam, in dem die Gründung von Magdeburg befohlen wurde, blieb der Erzbischof von Mainz hart, und sofort besann das Papsttum sich wieder auf sich selbst. Johann XII. schloß ein Bündnis mit den Feinden des Kaisers und machte wieder Politik auf eigene Faust. Mit der Gründung von Magdeburg war es vorbei. Fünf Jahre hat Otto warten müssen, bis ihm der Tod seines Sohnes, des Erzbischofs Wilhelm von Mainz, und die Neuwahl einer ihm ergebenen Persönlichkeit abermals die Bahn für eine Politik großen Stils freizumachen schien, aber da ging der neue Papst, den er eingesetzt hatte, nur die Hälfte des Weges mit. Johann XIII., der seit 965 Papst war, stammte aus altem römischen Adelsgeschlecht. Der römische Adel hatte mit großer Zähigkeit durch alle Stürme des Untergangs der antiken Welt und der fränkischen Vorherrschaft an der Herrschaft über das „goldene Rom" festgehalten. Er hatte auch der päpstlichen Politik Ziel und Richtung gewiesen: als Ziel die Herrschaft des römischen Bischofs über die universale Kirche, als Richtung die Selbstbehauptung der Stadt Rom im Kampfe der rivalisierenden politischen Gewalten. Von dieser politischen Erbweisheit des römischen Adels war auch Johann XIII. erfüllt, ein römischer Senator alten Stils im Gewande des summus pontifex. Als Otto der Große diesen Pontifex 968 abermals um die Begründung des Erzbistums Magdeburg bat, gab der Papst ihm scheinbar nach, aber er fügte in das Gründungsprivileg die für Ottos Ostpolitik entscheidenden Worte ein, daß der Anfang des neuen Erzbistums auf die 968 bereits unterworfenen Slawengebiete zu beschränken sei. Während der Kaiser Magdeburg als Metropole für die ganze noch zu missionierende Slawenwelt betrachtete, schränkte der Papst ihren Umfang auf das Elb- und Saalegebiet ein. Und noch einem anderen Gedanken gab er Ausdruck: als Gründer des Erzbistums erscheinen die deutschen Bischöfe. Nicht der deutsche Kaiser sollte als Begründer des Erzbistums und als Schirmherr der Slawenmission betrachtet werden, sondern die Kirche und der Papst. Die römisch-päpstliche Auffassung siegte über die kaiserlich-deutsche.

Trotzdem eröffnete sich dem Kaiser noch einmal die Möglichkeit, das Ziel zu erreichen. Am 6. September 972 starb Johann XIII., und ein Otto ergebener Papst namens Benedikt VI. kam auf den Thron. Nun schien abermals die Bahn für eine Ostpolitik größten Stils frei, und wir sehen, daß Otto den Augenblick nutzte. Im Frühjahr 973 gründete er in Verbindung mit dem neuen Papst Benedikt VI. das Bistum Prag. Damit schloß sich der Kreis der großen Bistumsgründungen

des Kaisers. Von Schleswig, Ripen und Aarhus auf dänischem Boden führten sie über Brandenburg und Havelberg, über Magdeburg nebst Merseburg, Zeitz und Meißen bis nach dem böhmischen Prag mit dem offenbaren Endziele, alle diese Länder zunächst kirchlich und dann politisch dem Deutschen Reiche einzugliedern, wie es schon karolingische Praxis gewesen war. Und schon richteten sich Ottos Blicke auf Polen, wo in Posen 963 ein deutscher Bischof eingesetzt war und der einheimische Herzog Miesko oder Misiko, der erste in der langen Reihe der polnischen Herzöge, sein Lehnsmann geworden war; sie richteten sich weiter auf Ungarn, wo ein deutscher Bischof, Piligrim von Passau, als Missionsbischof und Kolonisator tätig war. Als am 23. März 973 in Quedlinburg der letzte große Reichstag Ottos stattfand, erschienen auf ihm neben dem Polenherzog und dem Herzog von Böhmen auch zwölf ungarische Große. Leider wissen wir von den Verhandlungen nichts, aber die Forschung ist sich darüber einig, daß dort mit dem Böhmenherzog die Gründung des Bistums Prag beschlossen wurde. Ist es zu kühn, anzunehmen, daß Otto damals auch mit dem unterworfenen Polenherzog und mit den ungarischen Großen über die kirchliche Eingliederung ihrer Länder verhandelt hat, nachdem der Widerstand der Kurie beseitigt war? Wir sehen aus alle dem deutlich, daß die Ostpolitik für Otto nur auf Grund einer konsequenten Rompolitik zu realisieren war. Die Alternative, von der wir ausgingen: Ostpolitik oder Italienpolitik, ist moderne Konstruktion. Den Menschen des 10. Jahrhunderts war sie unbekannt. Damit erhalten wir aber zugleich die Antwort auf die Frage, ob die Italienpolitik für Deutschland verkehrt war oder nicht. Ein deutscher Staatsmann des 10. Jahrhunderts, der eine Ostpolitik großen Stils treiben wollte, mußte das Papsttum in seine Politik hineinziehen.

★

Damit soll nicht gesagt sein, daß die Ostpolitik der einzige Grund war, der Otto den Großen nach Italien zog. Die anderen Gründe lagen teils auf politischem, teils auf wirtschaftlichem Gebiet. Was auch von den Kritikern gegen diese Gründe vorgebracht worden ist, — es bleibt doch so, daß Otto im Jahre 951 gezwungen wurde, Oberitalien wieder in Besitz zu nehmen, weil die Vereinigung dieses einzigen großen Kulturlandes der damaligen Zeit mit Burgund drohte und damit Deutschland in die Gefahr geriet, von den großen Alpenpässen abgesperrt zu werden. Durch die Erhebung Berengars von Ivrea war eine Situation entstanden, wie sie in den späteren Jahrhunderten immer wieder die deutschen Kaiser gegen die Franzosen zu den Waffen rief bis auf die Zeiten Karls V. und Franz' I. und darüber hinaus. Es bleibt auch dabei, daß wirtschaftliche Gründe für die Herrschaft über Oberitalien sprachen; denn es läßt sich weder bestreiten, daß die oberitalienischen Städte noch im 10. Jahrhundert die Zentren des Welthandels waren: Pavia sowohl wie Ferrara und Venedig, noch läßt es sich übersehen, daß Otto I. einen Vertrag mit Venedig schloß, der zwar kein Handelsvertrag im modernen Sinn war, der aber dieser ersten Handelsstadt des frühen Mittelalters Handelsfreiheit auf dem Boden des Reiches gab per cuncta annorum curricula: auf unabsehbare Zeit. Man spürt die Wichtigkeit, die Otto dem Handelsverkehr mit Venedig beilegte, auch in der höchst eigenartigen politischen Neuordnung des östlichen Oberitaliens: der ganze Osten Oberitaliens bis vor die Tore Venedigs wurde 952 als Markgrafschaften Aquileja und Verona staatsrechtlich zum Deutschen Reich gezogen. Was hatte das für einen Sinn, wenn es Otto nicht darauf ankam, die unmittelbare Verbindung mit Venedig herzustellen? Es läßt sich vor allem auch nicht bestreiten, daß Otto anfing, in reicher Fülle gerade den hervorragendsten Handelsplätzen in Italien und Deutschland Marktrechte und Zölle zu verleihen, wie es vor ihm kein anderer Herrscher getan hatte. Er gab in Italien Luni, dem Haupthandelshafen am Tyrrhenischen Meer, und Pavia Marktprivilegien, in Deutschland den auf dem Wege nach Italien gelegenen Sankt Gallen und Chur.

Was das zu bedeuten hatte, brauche ich im einzelnen nicht darzulegen. Wir blicken in diesem Zusammenhange nur auf die Folgen: Noch unter Otto I. bildete sich ein deutscher Kaufmannsstand, und unmittelbar nach seinem Tode gestalteten sich die ersten deutschen Kaufmannsrechte. Es ist wahrlich kein Zufall, daß die Geschichte des deutschen Kaufmanns mit der Zeit Ottos I. beginnt.

★

Wenden wir uns jetzt der zweiten Frage zu, der Frage nach den Ursachen der großen Katastrophe des Kaisertums im 13. Jahrhundert. Auch hier sind die Beziehungen zu Rom von entscheidender Bedeutung gewesen. Die zentrale Bedeutung des Investiturstreites für den Niedergang des deutschen Kaisertums hat man natürlich niemals verkannt, aber die Kritiker pflegten und pflegen noch heute nur die Folgerung zu ziehen, daß erst die Italienpolitik der deutschen Kaiser zum Zusammenstoß mit Rom geführt habe, und das ist falsch. Die Institution des Kaisertums stand von Anfang an in engster Schicksalsgemeinschaft mit Rom. Auf ihren Ursprung gesehen war sie ein römisches und fränkisches Produkt. Daher differierten von vornherein die Auffassungen von dem Verhältnis zwischen Papst und Kaiser. Während Papst Leo III. im Jahre 800 das Recht der Übertragung der Kaiserwürde auf Grund der Konstantinischen Schenkung für das Papsttum in Anspruch nahm und damit die spätere Theorie von der Überordnung der

kirchlichen Gewalt und der Alleinherrschaft des Papstes in der Kirche begründete, vertrat umgekehrt der erste deutsche Kaiser aus dem karolingischen Geschlechte den Standpunkt, daß der Papst sich auf das geistliche Gebiet zu beschränken habe und der Kaiser der gegebene politische Führer der Christenheit sei. Dieser Gegensatz aber zwischen der päpstlichen und der kaiserlichen Auffassung über das Wesen und die Aufgaben des Kaisertums ist der entscheidende Faktor für die weitere Entwicklung des Kaisertums geworden. Alle anderen Momente wie Italienpolitik und Römerzüge sind sekundärer Natur.

Die Einsicht in die zentrale Bedeutung dieses Gegensatzes für die Geschichte des deutschen Kaisertums ist den Kritikern vielfach aus keinem anderen Grunde verschlossen geblieben, als weil in den ersten Jahrhunderten nach der Erneuerung der Kaiserwürde die Reibungsflächen zwischen Kaisertum und Papsttum verhältnismäßig klein waren. Vollends seit Otto I. gewann das deutsche Königtum die Oberhand, und damit siegte auch die kaiserliche Anschauung von dem Verhältnis der beiden Gewalten und führte zur Eingliederung der Kirche in den Staat (durch das Mittel der Investitur). So erklärt sich auch, daß die Italienpolitik in dieser ganzen Zeit für Deutschland und für das deutsche Königtum trotz mancher Opfer im einzelnen einen außerordentlichen Aufstieg brachte. Es ist durch nichts zu beweisen, daß dieser Aufstieg Deutschlands, wie die Kritiker behaupten, beim Verzicht auf die Italienpolitik und bei der Beschränkung auf eine kräftige Ostpolitik ebenso groß gewesen sein würde. Noch einmal wollen wir uns in diesem Zusammenhange daran erinnern, daß Italien in jenen Jahrhunderten das einzige wirkliche Kulturland Europas war, zugleich das wirtschaftliche Zentrum der damaligen Welt. Was bedeutete damals mit Italien verglichen das vollkommen unkultivierte polnische Bauernland! Für einen deutschen Staatsmann jener Zeit konnte es gar keine Frage sein, wo für Deutschland der größere Vorteil zu holen war, in Italien und nicht in Polen, und die Folgen haben gezeigt, daß sie mit dieser Erwägung im Rechte waren. Als die Kaiserzeit zu Ende ging, war die deutsche Kultur im Begriff, die italienische zu überflügeln: seine Dome gaben an Schönheit den italienischen nichts nach; seine rheinischen und schwäbischen Handelsstädte brauchten den Vergleich mit den italienischen nicht mehr zu scheuen, und die Aussichten auf einen weiteren, glänzenden wirtschaftlichen Aufstieg waren so günstig wie möglich, da das Zentrum des Welthandels sich seit dem Ende des 12. Jahrhunderts von Oberitalien nach der Champagne, also in die unmittelbare Nähe der deutschen Grenze, zu verschieben begann. Wie kann man also die Italienpolitik als den Grund für den **Niedergang** des Deutschen Reiches bezeichnen? Sie ist gerade umgekehrt der Grund gewesen für seinen gewaltigen Aufstieg auf allen Gebieten. Sie hat in dieser älteren Zeit den deutschen Königen auch durchaus die Möglichkeit gegeben, die deutsche Vorherrschaft im Osten zu behaupten.

Nein: der Grund für den Niedergang ist in ganz anderen Zusammenhängen zu suchen. Er liegt in erster Linie in der Institution selbst, und zwar in jenen gegensätzlichen Anschauungen des Papsttums und des Kaisertums über das Wesen und die Aufgaben des Kaisertums, von denen vorhin die Rede war. Die kaiserliche Auffassung war in den ersten Jahrhunderten die stärkere. Aber gerade in der ersten Zeit Ottos I. machte sich eine gewisse Opposition geltend, die mit der Eingliederung der Kirche in den Staat nicht zufrieden war. Eine Persönlichkeit wie die des vorhin geschilderten Erzbischofs von Mainz ordnet sich, geschichtlich betrachtet, in eine lange Reihe tiefer religiös empfindender Bischöfe und Äbte ein, die von dem heiligen Columban und den iroschottischen Mönchen über Bonifatius und Benedikt von Aniane, den Ratgeber Ludwigs des Frommen, bis in die Zeit Ottos I. führt. Diese Kette reißt niemals ganz ab; nur führt sie nicht ausschließlich über Rom. Die römischen Päpste vom Schlage eines Johann XIII. haben die geschichtliche Aufgabe erfüllt, Roms **politische** Rechte zu wahren. Aber sie hätten diese Aufgabe nicht erfüllen können, wenn sie nicht außerhalb Roms Gesinnungsgenossen gefunden hätten, die Roms universale Mission aus **religiöser** Überzeugung vertreten hätten. Seit 910 hatte sich um das neubegründete Kloster Cluni eine Gemeinde stark religiös und kirchlich interessierter Menschen zusammengefunden, die sich das Ziel setzten, die Welt innerlich zu erneuern und die zerfallende Kirche zur Einheit zurückzuführen durch die Unterordnung unter Rom. Das Kloster hatte das Glück, zwei Jahrhunderte hindurch eine ununterbrochene Reihe großer Äbte zu haben, die mit ungewöhnlicher Energie für ihre Ideale tätig waren und bald eine weit über Burgund reichende Wirksamkeit entfalteten. Die heutige Forschung faßt diese cluniacensische Bewegung in dem ersten Jahrhundert ihrer Wirksamkeit vorwiegend als eine unpolitische auf, die im engsten Einvernehmen mit den Fürsten und mit dem Kaisertum nur eine innere Erneuerung der Klosterwelt und der Kirche erstrebte, ohne jedes politische Ziel, aber das ist falsch.

Man ist erst jetzt in der Lage, die Politik dieser Äbte treffender zu beurteilen, seitdem auch die spanischen Archive ihre Schätze erschlossen haben. Die markanteste Persönlichkeit war **Odilo**, der von 994 bis 1048 Abt war. Die Zeitgenossen haben ihn als „König" der Mönche bezeichnet. Er hat in Burgund und in Frankreich die Hauptklöster seiner Aufsicht oder unmittelbaren Leitung zu unterstellen gewußt (z. B. St. Denis). Er hat

in Aragon wie in Navarra und Kastilien die Könige beraten und geleitet. Er war in Spanien so sehr der Herr im Lande, daß er dort in stärkerem Maße als der Papst als Oberherr der Kirche erschien. Diese spanische und südfranzösische Politik der Äbte von Cluni war ein Versuch, einen von Cluni oder anderen cluniacensischen Klöstern abhängigen Kirchenstaat zu schaffen, in dem auch die Politik der Könige und Fürsten von den Äbten geleitet wurde. In Rom ist man über diese selbständige Art Clunis nicht immer erfreut gewesen, aber als Gregor VII. 1077 in Canossa Heinrich IV. gedemütigt hatte, war einer seiner ersten Akte, daß er einen mit cluniacensischen Gedanken erfüllten Abt, den Abt Bernhard von St. Viktor in Marseille, als seinen Legaten nach Deutschland schickte. Dieser Abt versuchte hier genau dieselbe Rolle zu spielen wie die cluniacensischen Äbte in Navarra und Kastilien und wie er selbst sie in Aragon gespielt hatte. Trotz des Vertrages, den Gregor VII. mit Heinrich IV. in Canossa geschlossen hatte, zog Abt Bernhard mit dem Gegenkönige Rudolf von Schwaben durch die Lande. Er wohnte der Wahl und der Krönung des Gegenkönigs bei und nahm dann seinen Aufenthalt in Hirsau, im Herzen Deutschlands. Das Ziel ist klar: Die Wahl des Gegenkönigs Rudolf sollte die Bahn freimachen für eine ähnliche Vorherrschaft der Kirche über das Königtum wie in Kastilien und Aragon, und Hirsau sollte ein Zentrum der cluniacensischen Reformbewegung in Deutschland werden wie Cluni selbst es in Burgund, Frankreich und Spanien geworden war. Später hat der Nachfolger Gregors VII., Papst Urban II., es für richtiger gehalten, Hirsau als Zentrum wieder auszuschalten und die deutsche Kirche direkt von Rom aus zu leiten, offenbar bestimmt durch die Erfahrung, die die Kurie mit der allzu selbständigen Stellung Clunis in den romanischen Ländern gemacht hatte. Aber es gilt festzuhalten: unmittelbar nach Canossa hat Gregor VII. die Zeit gekommen geglaubt, um Deutschland nach dem Muster Kastiliens behandeln zu können. Deutschlands Könige und Kaiser sollten auf dieselbe Stufe herabgedrückt werden wie die spanischen Könige und die französischen Großen. Das bedeutet den Versuch, an die Stelle der Herrschaft des deutschen Königs über die deutsche Kirche die Herrschaft des Papstes zu setzen; das bedeutet zugleich das Bestreben, an die Stelle der Schirmherrschaft des deutschen Kaisers über die römische Kirche die alleinige Leitung der universalen Kirche durch den Papst zu setzen.

Mehr noch als dieses Faktum interessiert uns in diesem Zusammenhange die Frage nach dem Erfolge. Auch hier hat die Forschung sich bisher durch die an sich unbestreitbare Tatsache täuschen lassen, daß Friedrich Barbarossa wieder den gesamten deutschen Episkopat hinter sich hatte, als er den zwanzigjährigen Kampf mit dem Papsttum führte. In Wahrheit entschied bereits das Wormser Konkordat von 1122 den Sieg der römischen Kurie. Das königliche Zugeständnis der kanonischen Wahl der Bischöfe und Äbte in diesem Konkordat hatte für Deutschland die innerpolitische Folge, daß dem hohen Adel ein Machtmittel in die Hand gegeben wurde, mit dessen Hilfe er das deutsche Königtum Schritt für Schritt in den Hintergrund drängte. Domkapitel und Mönchskonvente setzten sich ja in der Kaiserzeit ausschließlich aus Angehörigen des hohen Adels zusammen. Durch das Konkordat erhielt daher dieser Stand die Verfügung über die Bistümer und die Abteien Deutschlands. Schon unter Friedrich Barbarossa war seine Macht so groß geworden, daß dieser genötigt wurde, mit dem mächtigsten Vertreter der Adelsinteressen, mit Heinrich dem Löwen zu paktieren und ihm die beiden wichtigsten deutschen Herzogtümer zu überlassen, Sachsen und Bayern, und als Heinrich der Löwe 1180 niedergeworfen war, traten an seine Stelle zahlreiche kleinere Dynasten, deren großer Zahl das deutsche Königtum nicht gewachsen war.

Damit aber hängt der Entschluß Friedrich Barbarossas zusammen, die italienische Grundlage seiner Herrscherstellung weiter auszubauen, als es bisher geschehen war. Sein großer Kampf mit den lombardischen Städten ist von diesem Gesichtspunkte aus gesehen nichts als der erste Versuch des deutschen Kaisertums, sich in Oberitalien eine stärkere Basis für seine Politik zu schaffen, als es im damaligen, von Heinrich dem Löwen und den übrigen Dynasten beherrschten Deutschland möglich war. Und als dieser Versuch an dem scharfen Widerstande des lombardischen Bundes und des mit ihm verbündeten Papstes Alexanders III. 1177 und 1183 gescheitert war, da hat Friedrich Barbarossa unmittelbar darauf 1184 durch die Verlobung seines Sohnes Heinrichs VI. mit Konstanze, der Erbin von Sizilien, die Ära der sizilianischen Hausmachtspolitik seines Geschlechts eröffnet, d. h. jener unglückseligen süditalienischen Hausmachtspolitik, an deren Ende der Tod Konradins auf dem Schafott in Neapel stand.

Wir überblicken noch einmal die Zusammenhänge, auf die unsere Betrachtung uns geführt hat. Weil durch das Vordringen der cluniacensischen Reformbewegung dem deutschen Königtum die Grundlage genommen wurde, auf dem bis zum Tage von Canossa seine Machtstellung in Deutschland begründet gewesen war, wurde das Königtum der Staufer nach Italien abgedrängt, so daß der letzte große Staufer der rückschauenden geschichtlichen Betrachtung mehr als Sizilianer denn als Deutscher erscheint. Das wichtigste Moment aber ist, daß mit dem Vordringen der cluniacensischen Re-

formgedanken dem Kaisertum die Berechtigung genommen wurde, seine Hauptaufgabe der Schirmherrschaft über die Kirche auszuüben. Genau genommen entschied es sich schon in Canossa, daß die Staats- und Weltanschauung, von der das deutsche Königtum und Kaisertum bis dahin getragen war, der Vergangenheit angehörte und eine neue Zeit heraufzog, in der die Kirche, vom Staat getrennt, das Königtum und Kaisertum beiseite schob und sich selbst in vielen Beziehungen an seine Stelle setzte. Wir sehen damit in der Geschichte des deutschen Kaisertums dieselbe Entwicklung sich vollziehen, die sich so oft in der Geschichte vollzogen hat: Institutionen verlieren in dem Augenblick ihre Bedeutung, in dem die Weltanschauung zugrunde geht, von deren Kraft sie getragen wurde. Als die theokratischen Anschauungen Clunis und Gregors VII. über die alten fränkisch-deutschen von dem In- oder Nebeneinander von Kirche und Staat siegten, war die Rolle des Kaisertums ausgespielt. Das universale deutsche Kaisertum ist an der universalen römischen Kirche gescheitert, nicht an seiner Italienpolitik oder an einer Überspannung seiner Expansionspolitik. Von verkehrter Eroberungspolitik oder einem deutschen Imperialismus kann daher in der mittelalterlichen Geschichte des deutschen Volkes nicht die Rede sein. Das nationale Element trat in jenen Zeiten noch vollkommen hinter dem kirchlichen in den Hintergrund; das universale Imperium, nicht Deutschland, war das Leitmotiv für die kaiserliche Politik.

★

Nur eine Frage bedarf noch einer kurzen Erörterung: Wenn das deutsche Kaisertum an der starken Gegenwirkung der Kirche zugrunde gegangen ist, so trägt also die mittelalterliche Kirche vor dem Forum der Geschichte die Schuld an der großen Tragödie Deutschlands. Sollen wir diese Schlußfolgerung ziehen oder nicht? In den Zeiten des deutschen Kulturkampfes ist sie mehr als einmal gezogen und als Mittel im politischen Tageskampf verwertet worden. Aber trotzdem ist sie in dieser allgemeinen Form falsch. Die Kirche trägt ja wie jede religiöse Gemeinschaft ihr Recht in sich. Wird dieses vom Staate verletzt, so hat sie das Recht und die Pflicht zur Gegenwehr. Nach der Überzeugung aller tiefer religiös empfindenden Menschen der damaligen Zeit hatte aber die römische Kirche in ihrem Streite mit dem deutschen Königtum das höhere Recht auf ihrer Seite. Wenn das Papsttum späterhin über das Ziel hinausschoß, so ändert das an diesem geschichtlichen Urteil nichts. Damit wird aber der Untergang des deutschen Kaisertums zu einer Tragödie im eigentlichen Sinn. Das deutsche Kaisertum war auf dem Boden der universalen römischen Kirche aufgebaut und daher mit dieser Kirche in engster Schicksalsgemeinschaft verbunden. Löste die Kirche diese Gemeinschaft, so wurde dem Kaisertum der Grund entzogen, auf dem es stand. Keiner hat das stärker empfunden als der letzte große Staufer Kaiser Friedrich II. Er hat zur Zeit des erbittertsten Kampfes mit Papst Innocenz IV. den Gedanken gefaßt, die Kirche, wie sie damals war, umzumodeln. Er hat gegen das absolute Papsttum erst die Kardinäle und dann die Konzilsidee auszuspielen versucht und in einigen seiner gewaltigsten Manifeste die Könige und Fürsten Europas darauf hingewiesen, daß das universale Papsttum mit seinem Anspruche der politischen Weltherrschaft für alle christlichen Monarchen eine schwere Gefahr bedeute. Aber dieser Gedanke kam für das Kaisertum zu spät. Das Papsttum hatte es Schritt für Schritt aus seiner universalen Machtstellung herausgedrängt und die alleinige Leitung der Kirche übernommen. Damit wurde das Kaisertum überflüssig und machte neuen politischen Gebilden Platz, den aufstrebenden Nationalstaaten im Westen und Osten, die ihrerseits bald darauf dem universalen politischen Papsttum ein Ende bereiteten. Die große Tragödie des mittelalterlichen deutschen Kaisertums liegt also darin, daß es als Institution seine Bedeutung verlor, nicht durch eine verkehrte Politik seiner Träger.

★

Sollte diese Erkenntnis nicht auch für die Gegenwart noch bleibenden Wert besitzen? Ich glaube doch. Nichts ist gefährlicher für ein großes Volk, als wenn ihm klargemacht wird, daß es in den größten Zeiten seiner Geschichte auf falschem Wege war. Eine objektive Betrachtung der Dinge setzt für unser deutsches Volk an die Stelle der Selbstverurteilung den freudigen Stolz auf eine große Vergangenheit und die zuversichtliche Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Jedes politische Denken ist ja gewissermaßen eine Komponente aus der Beschäftigung mit den Problemen der Gegenwart und aus dem Studium der Vergangenheit. Wir Deutschen haben allen Grund, diese Erkenntnis nicht außer acht zu lassen. Ich sehe daher in der objektiven Erforschung unserer geschichtlichen Vergangenheit einen ganz unentbehrlichen Faktor für den Wiederaufbau unseres zusammengebrochenen Vaterlandes, und ich glaube, daß dieser Standpunkt auch dann seine Berechtigung behält, wenn die Zukunft uns statt des Nebeneinanders feindlicher Nationen die vereinigten Staaten Mitteleuropas bringen sollte. Denn auch dieses politische Gebilde der Zukunft wäre undenkbar ohne ein stolzes, gleichberechtigtes und freies deutsches Volk.

Vom Maitrank bis zur Erdbeerbowle

Ein gastronomischer Exkurs von Carl Georg von Maaßen

„Du, der mir die Seele mit Sonne,
Die Kehle mit Maitrank durchglühst,
O Frühling, du Herold der Wonne,
Viel tausendmal sei mir gegrüßt!"

Diese Verse Joseph Victor von Scheffels werden mir niemals mehr aus dem Gedächtnis verschwinden. Sie klingen mir jedesmal im Ohr, wenn das erste laue Lenzlüftchen über die sich dehnende, aus dem Winterschlaf erwachende Erde dahinschwebt. Sie haben sich tief in mein Gemüt gegraben, wohl darum, weil sie unter einem farbenfrohen, frühlingstrunkenen Bilde von Zumbusch standen, das man vor etwa einem Vierteljahrhundert in Gestalt eines wohlfeilen Sonderdrucks aus der „Jugend" in unzähligen Studentenbuden hängen sah. Lustige, frische Burschen schwangen da den maitrankgefüllten Becher in grüner Laube. Schon lange ist dies anmutige Bildchen von den Zimmerwänden verschwunden, aber die Erinnerung daran, eine ferne, stimmungweckende Melodie, ist zurückgeblieben und tönt noch heute in so manchen alten Burschenherzen nach, wenn das kosende, sanfte Mailüfterl durch ihr angegrautes Haar streicht — streichelt könnte man sagen.

Welch ein lieblicher, frühlingszarter Hauch entsteigt aber auch der Maibowle! Man muß sie im Freien trinken, unter grünem Blätterdach, nicht in dumpfer Stube. Denn vorbei ist nun die Zeit der Pünsche. Sobald die Blumen wieder blühen, beginnt die Herrschaft der Bowle, die erst wieder ihr Ende findet, wenn die reifen Früchte von ihren Stengeln fallen. Von unserem vortrefflichen Humoristen Wilhelm Busch erzählt sein Neffe Adolf Nöldeke, daß er auf seinen Frühlingswanderungen unfehlbar den allerersten Waldmeister fand, und wir dürfen zu seiner Ehre wohl auch annehmen, daß er es seinen künstlerischen Qualitäten entsprechend verstanden hat, aus diesem Funde die nötigen Konsequenzen ziehend, einen meisterlichen Maitrank zu brauen. Sein wesensverwandter Kollege Johannes Trojan hat uns sogar ein versifiziertes Maibowlenrezept hinterlassen, ja Trojan war ein so enthusiasmierter Verehrer dieses duftigen Trankes, daß er auf einer Amerikareise in der Provinz Ontario Waldmeistersamen aussäte, um bei einem etwaigen späteren Besuche die Möglichkeit zu haben, auch unter diesem fernen Himmelsstrich seine Maibowle trinken zu können. In Amerika wuchs nämlich kein Waldmeister, und sollte der Samen des deutschen Dichters dort aufgegangen sein und eine tausendfältige Nachkommenschaft erzeugt haben, dann ist das Verdienst dieses deutschen Humoristen gar nicht hoch genug einzuschätzen. Undankbares Amerika, wenn du ihm dann keinen Gedenkstein errichtest! — Trojan wählte zu einem Maitrank ausschließlich leichte Moselweine, aber von einwandfreier Beschaffenheit, denn er sagt:

„Schlechter Wein gibt schlechten Trank,
Der nicht froh macht, sondern krank."

Es gibt sonst ganz ehrenwerte Leute, die der Meinung sind, es sei schade, einen guten Wein zu einer Bowle zu nehmen, denn man merke es ja doch nicht. Oder die Gäste wüßten die Wahl eines guten Tropfens dazu doch nicht zu würdigen. Aber darf man solche Gäste überhaupt zu seinen Zechgenossen wählen? Ich selbst habe es erlebt, wie ein Gastgeber — der noch dazu aus Hamburg stammte — Selterswasser in einen schlechten Mosel goß, in dem die ausgelaugten Maikräuter stundenlang herumschwammen, und dies elende Gepansch eine Maibowle nannte. Aber er war von Beruf Chirurg und daher wohl etwas sadistischer Veranlagung. Man höre auf Johannes Trojan:

„Denn vor allem merke du,
Gar kein Wasser misch' hinzu,
Weder Selters noch gemeines,
Denn es ist ein Feind des Weines!"

Aber es ist zu loben, auf je zwei Flaschen Mosel eine gute Flasche Rheinwein zu setzen, auch schadet es gewiß nicht, mit ein bis zwei Flaschen Sekt die muntere Spritzigkeit des Getränkes zu erhöhen. Rotwein, wie es so oft geschieht, würde ich nicht hineingießen, denn zu den grünen Kräutern paßt die leuchtende Helle des Trankes am besten. Vor allen Dingen wende man der Wahl der Kräuter die größte Aufmerksamkeit zu, sie müssen von einwandfreier Frische sein und dürfen noch nicht geblüht haben. Man entferne die Stiele und die unteren Blätter und hänge sie an einem Faden so lange in die Bowle, bis diese die nötige Feinheit des Aromas erreicht hat. Dann aber hinaus mit den Kräutern! Hat man von ihnen reichlicheren Vorrat, dann empfiehlt es sich, sie in ein Sieb zu legen und den Wein durch sie hindurchzugießen. Solch ein Trank bringt eitel Segen und macht keine Kopfschmerzen.

Man mache die Bowle auch nicht zu süß, der spezifische Säuregeschmack des Weines muß unbedingt vorherrschen.

Es gibt Menschen, die an Stelle des Waldmeisters eine halbe Tonkabohne in den Wein legen. Sie rühmen den Geschmack als dem des Krautes gleichwertig und behaupten, daß dieses Getränk niemals üble Nachwehen zeitige. Poesielose Leute das! — Bekanntlich enthält die Tonkabohne, ebenso wie der Waldmeister, der Steinklee, einige Grasarten und die Rinde der Weichselkirsche, Cumarin, eine angenehm duftende organische Verbindung, aber wer wird in die Apotheke laufen, wenn ihm der deutsche Wald seine lieblichen Frühlingskinder in jugendlicher Frische darbietet! Denn auch die Genüsse des Gaumens sind geistige Genüsse, und in jedem wahren Gastrosophen schlummert ein Dichter. Überlassen wir die Tonkabohne den Tabaksfabrikanten zum Würzen des Schnupftabaks, ebenso wie wir den fertigen Maiwein, wie man ihn in den Läden kaufen kann, meiden wollen, denn er verdankt sein Aroma einem chemischen Präparat, dem kristallisierten Cumarin.

Wenn auch der Maitrank bereits im 17. Jahrhundert, der Waldmeister als Würze sogar schon im Mittelalter, bekannt war, so wurde er doch weit mehr als Heiltrank denn als Genußmittel verwendet. Und wenn auch der pfälzische Medikus Jakob Theodor Tabernaemontanus Anno 1664 berichtet: „Im Mayen, wann das Kräutleyn noch frisch ist und blühet, pflegen es viele Leut in den Wein zu legen und darüber zu trinken; soll auch das Herz stärken und erfreuen," so scheint dieser Brauch wieder in Vergessenheit geraten zu sein. In Berlin wurde der Maitrank erst im Jahre 1829 von einem Regierungsassessor von Rohr wieder eingeführt, ohne mit dieser Wiedererweckung sogleich das nötige Verständnis zu finden. Der Verfasser der „Jobsiade", Karl Arnold Kortum, der von Hause aus Arzt war und als solcher auch ein Büchlein über den „Tee und seine Stellvertreter", nämlich die deutschen Heilkräuter, geschrieben hat, rühmt den würzhaften, dem Ambra ähnlichen Geruch des Waldmeisters und bezeichnet ihn als Hausmittel gegen Gichtflüsse und die tolle Hundswut. Wie aber so ein altes Maitrank-Rezept aussah, möge folgende Angabe zeigen:

„Zu einem guten Maitrank werden von den nachstehenden Kräutern: 1. balsamita vulgaris (gemeiner Balsam) sechs Blätter; 2. scandix odorata (wohlriechender Kerbel) drei Blätter; 3. rubus odoratus (wohlriechende Himbeere) vier Blätter; 4. melissa officinalis (gemeine Melisse) acht Spitzen; 5. monarda fistulosa (röhrige Monarde) drei Spitzen; 6. mentha piperita (Pfefferminze) drei Spitzen; 7. anthemis nobilis (römische Kamille) vier Spitzen; 8. ribes nigrum (schwarze Johannisbeere) vier Blätterspitzen; 9. satureja montana (Winter-Saturey) drei Spitzen; 10. asperula odorata (wohlriechender Waldmeister) vierundzwanzig Spitzen; 11. rosa rubiginosa (Wein-Rose) sechs Blätter; 12. artemisia abrotanum (Zitronenkraut) vier Spitzen; 13. artemisia dracunculus (Esdragon) drei Spitzen; 14. anethum foeniculum (Fenchel) drei Spitzen, genommen und mit einer Flasche Wein in einer Terrine angesetzt, dann tut man verhältnismäßig Meliszucker, den man vorher in kaltes Wasser taucht, damit er rascher schmelze, ferner eine in Scheiben geschnittene Apfelsine hinein (was übrigens auch bei unserer heutigen Maibowle bisweilen geschieht), und läßt es so etwa eine Stunde lang zugedeckt ziehen. Später gießt man noch zwei bis drei Flaschen (und dann nach Bedürfnis) Wein hinzu, muß aber wohl beachten, daß der Maitrank einen angenehmen Kräutergeschmack behalte."

Diese Art der Bereitung war vor hundert Jahren am Niederrhein sehr beliebt und mag auch heute noch nicht ganz aus aller Mode gekommen sein. Etwas Mittelalterliches klebt aber doch solchen ausgesprochenen Würzgetränken an.

Von all diesen Zusätzen hat sich nur die schwarze Johannisbeere in unsere heutige Zeit hineingerettet. Sie spielt in Bornemanns Maibowlenrezept eine wichtige Rolle. Bornemann? Ja, Bornemann war jener sympathische Freund Leberecht Hühnchens, dessen so liebenswertes Charakterbild uns Heinrich Seidel in seiner gleichnamigen Novelle gezeichnet hat. Auf jenem denkwürdigen Polterabend, welcher der Hochzeit des Verfassers mit Hühnchens Tochter vorausgeht, bereitet der treue dicke Bornemann als wahrhaft Experter die Festbowle, der Jahreszeit entsprechend einen Maitrank. Er tut das mit all der Würde und Hingebung, die ihm bei solchen feierlichen Anlässen eigen ist. Flasche um Flasche schüttet er kunstgerecht durch ein großes, mit Waldmeisterkraut gefülltes Sieb, das ihm ein junger Mann über ein riesiges Gefäß halten muß. Als ihn der staunende Hühnchen besorgt fragt, wer all diese Quantitäten vertilgen solle, erhält er die Antwort: „Leberecht, das verstehst du nicht. Wenn ich eine Bowle ansetze, dann saufen die Menschen schrecklich, und es bekommt ihnen." Und selbstbewußt entkorkt er eine Flasche nach der andern. Dann sagt er: „Champagner ist nicht nötig, er ist nur für die Illusion und verfliegt bald, aber hier habe ich zwei Flaschen ganz alten Rauenthaler. Zu trinken ist er nicht mehr, weil er viel zu firn ist, aber er ist durch und durch Blume. Der wird diesem Getränk wohltun." Und nachdem der weihevolle Augenblick, da sich der Duft des edlen Weines mit dem würzigen Hauch des Waldmeisters vermählt, gebührend genossen, entnimmt Bornemann mit großer Feierlichkeit einem

Briefumschlag ein grünes Blatt. Es ist ein Blatt der schwarzen Johannisbeere, das er am Stiele etwa 30 Sekunden in die Flüssigkeit hält. „Es ist vielleicht ein Aberglaube," meint er, „aber so habe ich es von meinem Meister gelernt. Er schrieb diesem einen Blatte eine wahre Zauberkraft zu. Zwei würden alles verderben, sagte er. Ich kann diesen Glauben nicht ganz teilen, aber aus Pietät versäume ich es nie, denn ich habe gefunden, daß es nichts schadet." Damit ist das große Werk vollendet, und Bornemann prüft das Getränk mit gerunzelter Stirn und sieht nachdenklich vor sich hin, während er die Lippen langsam kostend bewegt. Dann nickt er sehr befriedigt, schlürft bedächtig den Rest und spricht leuchtenden Antlitzes: „Es stimmt!" Und mit diesen Worten reicht er Hühnchen ein Glas zum Kosten. Ja, es stimmte: hohe Anerkennung wird dem Meister zuteil, und er nimmt das Lob der Gäste hin mit einer Verbeugung „etwa wie Goethe, wenn man seinen ‚Faust' lobte".

Man zürne mir nicht, daß ich so lange bei Heinrich Seidels Bornemann verweilt habe, aber ich sehe in dessen Bowlenbereitung geradezu ein Symbol. Möge sie allen Bowlenbeflissenen zum leuchtenden Vorbild dienen. Denn abgesehen von allen andern dazu gehörigen physischen Fähigkeiten, die Kardinaltugend des Bowlenbrauers ist die Liebe, die Liebe zur Sache. Nur tiefe Versenkung in die große Aufgabe, deren ungeheure Wichtigkeit man ganz erfaßt haben muß, schafft ein vollendetes Meisterwerk. Selbst große Staatsmänner, Fürsten und Feldherren haben es nicht für unter ihrer Würde gehalten, ihre Fähigkeiten auch an so wichtigen Problemen zu versuchen, wie sie nun einmal Bowlen von Qualität darstellen. Zu ihnen gehört in erster Linie der große Moltke, der ein hervorragender Bowlenbrauer war, stundenlang vor dem Bowlengefäß saß und grübelte, wie der Trank noch zu höherer Vollendung gebracht werden könnte. Der lieblich duftende Maitrank wurde nur einem einzigen seiner ursprünglichen Verehrer zum Höllenpfuhl, und dieser war kein anderer als sein begeistertster Sänger, der Verfasser des Rhein-, Wein- und Wandermärchens „Waldmeisters Brautfahrt". Otto Roquette verdankte seiner Dichtung so viele Einladungen zu Maibowlen, daß er jeden Geschmack daran verlor, denn die Geister, die er gerufen, vermochte er nicht wieder loszuwerden, und er fiel als ein Opfer seiner eigenen Zauberkunst.

Was von der Maibowle im besonderen gesagt wurde, gilt auch für die anderen Frucht- und Gemüsebowlen im allgemeinen. Wie beim Waldmeister hat man bei der Bereitung der Gurkenbowle acht zu geben, daß das Getränk keinen zu intensiven Gurkengeschmack annimmt. Aber ebenso wie die Selleriebowle ist die Gurkenbowle Geschmackssache. Nur die edelsten Zutaten, das beste Material und diskreteste Behandlung machen sie begehrenswert.

Von den Fruchtbowlen steht mir die Erdbeerbowle am höchsten. Ganz im Gegensatz zum Waldmeister muß hier das Aroma der Erdbeere bis auf das letzte Atom ausgenützt werden. Da selbst in vielen Bowlenbüchern die Angaben zur Bereitung der Erdbeerbowle ganz unzureichend sind, da selbst in einem vielgekauften Spezialwerkchen nur höchst unzulängliche Anweisungen mit einer geradezu sträflichen Knappheit gegeben werden, so möge hier ein wohlerprobtes Rezept folgen:

Man fange mit der Zurichtung der Bowle möglichst zeitig an, etwa fünf Stunden, bevor sie getrunken werden soll. Findet der Trunk um acht Uhr abends statt, so beginne man um drei Uhr des Nachmittags und setze die Erdbeeren zwischen zwei heißgemachten Tellern mit drei Löffeln Streuzucker an. Man tue kein Wasser und ja keinen Kognak oder Kirschwasser hinzu, wie es so oft geschieht, es wäre eine Sünde wider das Naturgesetz. Man wähle nur naturfrische Walderdbeeren, am besten solche, die auf sonnigen Plätzen gewachsen sind. Nach zweistundenlangem Ziehen schütte man sie in eine Suppenterrine und gieße eine nicht gekühlte Flasche guten Moselweins darüber, um sie wieder zwei Stunden lang ziehen zu lassen. Dann wird dieser Ansatz mit zwei Flaschen Mosel und einer Flasche Rheinwein in ein vorher in Eis gekühltes Bowlengefäß gegossen und eine Flasche Schaumwein hinzugefügt. Man zuckere nach Bedarf, doch vergesse man nicht, daß eine Bowle keine Konditoreiware ist, und lasse das Gemisch noch eine gute Stunde weiterziehen. Ist sie aufgetragen, so schütte man vor dem Ausschenken noch eine Flasche Sekt hinein. Je nach der Teilnehmerzahl können die angegebenen Mengen entsprechend vergrößert werden. Wer dieses Rezept nicht nur mit dem Kopfe, sondern auch mit dem Gefühl ergreift, wird auch bei der Bereitung einer Ananas- oder Pfirsichbowle kein Stümper bleiben. Bowlen zu brauen ist eine Kunst wie jede andere, nur das Handwerkliche läßt sich lernen, das letzte und Ausschlaggebende bleibt dem Genie.

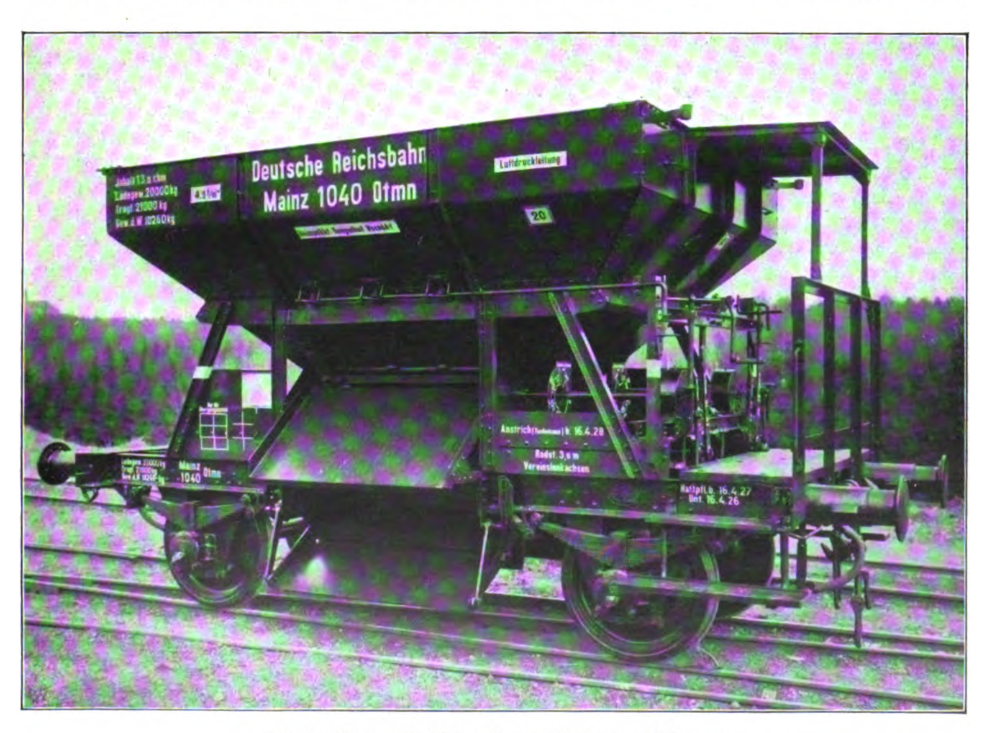
Neuerungen im Wagenpark der Deutschen Reichsbahn

Von Oberbaurat a. D. H. Möllering
Professor der Technischen Hochschule zu Dresden

In der Beweglichkeit ist die Eisenbahn gehemmt durch die Gebundenheit der Fahrzeuge an die Gleise, auf denen in einem eng umgrenzten Raume Güter allerart unter verschiedenen, gleichzeitig nicht immer miteinander zu vereinigenden Anforderungen zu bewegen sind. Diese Gebundenheit beeinträchtigt unter Umständen stark ihre Leistungsfähigkeit. So trägt z. B. bei gemischtem Verkehr eine eingleisige Strecke täglich nur etwa 60 Züge, eine zweigleisige schon bis 240.

Die Verbesserungen im Fahrpark der Deutschen Reichsbahn erstrecken sich weniger auf das Äußere der Wagen, sondern mehr auf deren einzelne Teile zu dem Zweck, die Leistungsfähigkeit, Sicherheit und Bequemlichkeit zu heben und Ersparnisse am Personal und Material im Betriebe zu erreichen. Hervorzuheben sind hier besonders die Anpassung der Wagen an die Güter, die Ausweitung des Wagenraums und die Abminderung des Eigengewichts der Wagen, die Verbesserungen der Zug- und Stoßvorrichtungen der Wagenkupplungen, die Einführung der durchgehenden Druckluftbremse im Güterverkehr und die Verbesserung der Druckluftbremse im Personenverkehr, die Verbesserung der Beleuchtung und Heizung, die Erhöhung der Bequemlichkeit in den Personenwagen, und endlich die Steigerung der Fahrgeschwindigkeit, besonders die der Güterzüge.

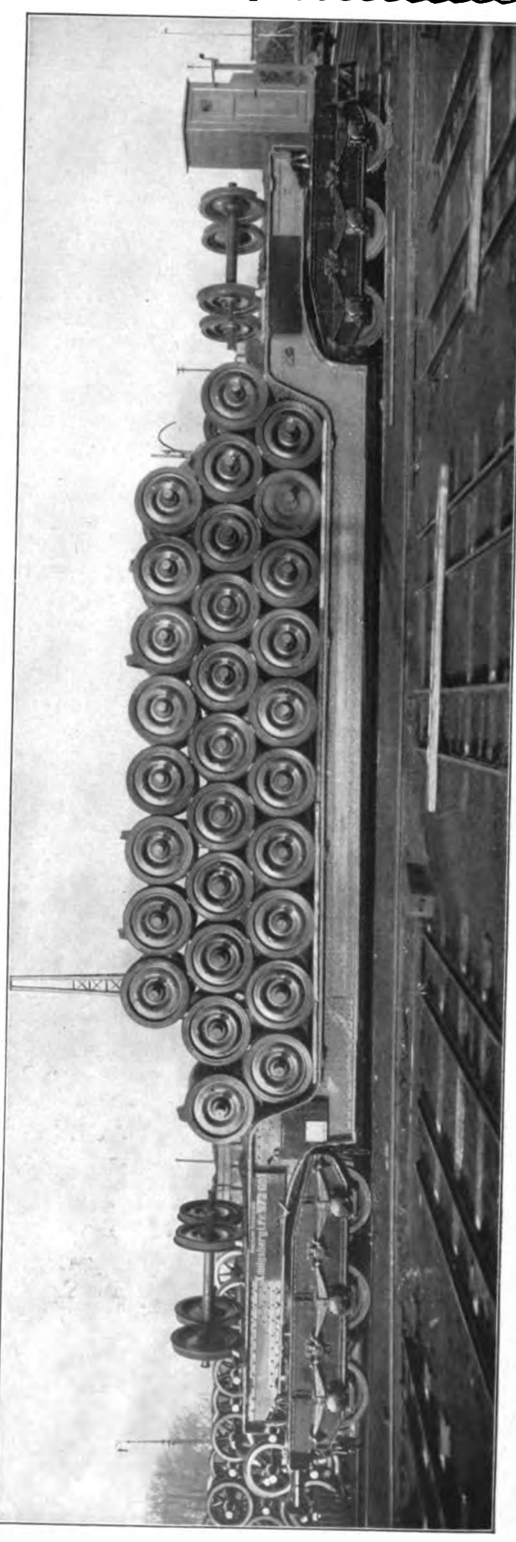
Bei dem gewöhnlichen Güterverkehr, der ein Massenverkehr ist und bei dem es mehr auf die Billigkeit ankommt, sucht man vor allem die tote Last herabzumindern. Die Deutsche Reichsbahn hat insgesamt etwa 660 000 Güterwagen. Die Hälfte davon sind offene Wagen für den Transport der



Zweiachsiger Selbstentlade-(Schotter-)Wagen

Massengüter, namentlich Kohle und Koks, die mehr als zwei Fünftel des Gesamtgüterverkehrs ausmachen. Das Ladegewicht der offenen Wagen, welche allgemein, für alle Güter und für alle Strecken verwendbar sein müssen, ist nun immer mehr gesteigert worden und damit auch das Verhältnis Traglast zu Eigenlast. Offene Wagen unter 15 Tonnen Traglast werden in neuerer Zeit überhaupt nicht mehr beschafft. Die neuen Wagen für 20 Tonnen haben ein Eigengewicht von etwa 11 Tonnen. Ein solch günstiges Verhältnis 2 : 1 zwischen Traglast und Eigengewicht findet man sonst nur bei den Niederbordwagen für Erz, Kies und schwere Stückgüter, sowie bei den Spezialwagen für sehr schwere Lasten. Wo es sich um Massengüter im Pendelverkehr handelt, werden Schnellentladewagen eingestellt. Wo ganze Züge für den Massenverkehr im Pendelbetrieb gebildet werden können, hat man die Tragfähigkeit der einzelnen Wagen auf 50—60 Tonnen gesteigert. Um ein möglichst günstiges Verhältnis zwischen Nutzlast und Eigengewicht bei diesen Wagen zu erhalten, baut man sie neuerdings aus einem hochwertigen Stahl, dem sogenannten Si-Stahl, der in den letzten Jahren im Brückenbau der Deutschen Reichsbahn ausprobiert worden ist. Ein Großgüterwagen von 60 Tonnen Tragfähigkeit aus diesem Stahl hat ein Eigengewicht von nur 20 Tonnen. Solche Wagen sind zwar nicht billiger als andere, aber wegen ihres verhältnismäßig geringen Eigengewichtes wird das nutzlos beförderte tote Gewicht erheblich verringert und an Stelle dieses Mindergewichtes können mehr Güter mit derselben Zugkraft ohne Mehrkosten befördert werden. Diese Großgüterwagen laufen hauptsächlich als geschlossene Züge in regelmäßigen Pendelverkehren. Sie werden neuerdings aber auch als Einzelwagen bzw. Einzelgruppen in gewöhnlichen Güterzügen befördert.

Bei der zweiten großen Gruppe, den bedeckten Güterwagen (etwa 230 000 Stück), findet man bei den



Sechsachsiger Tiefladewagen

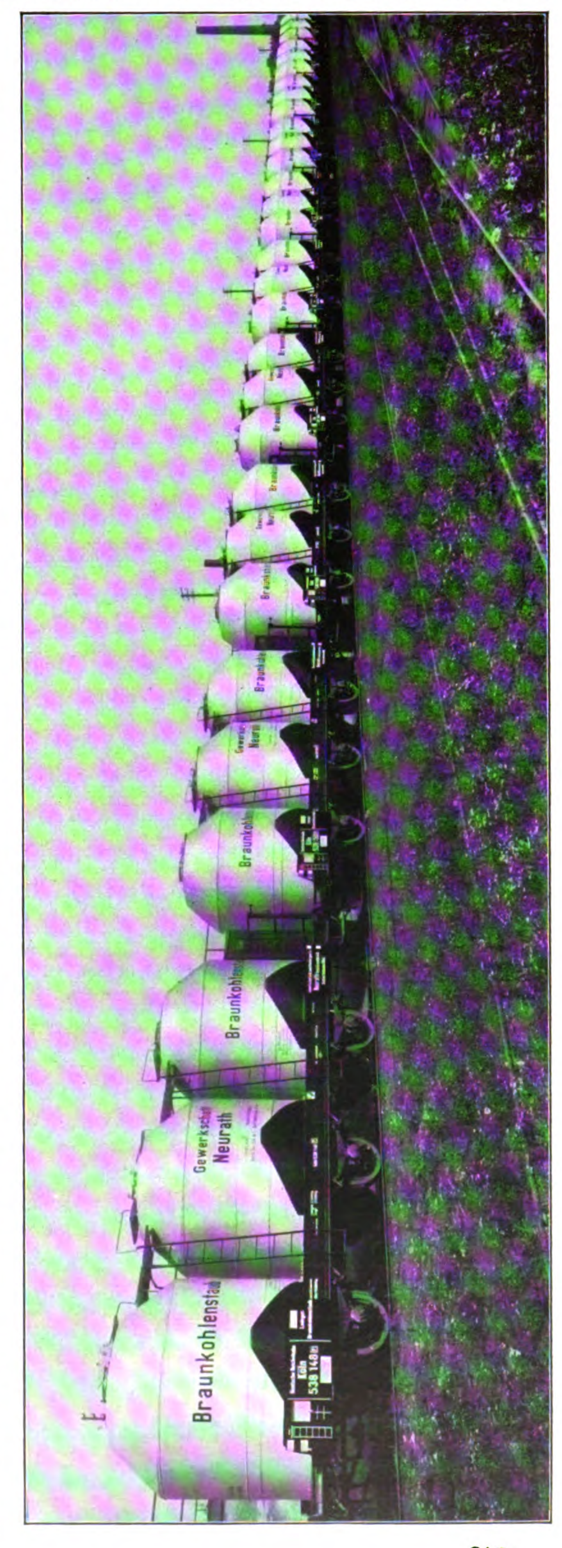
Kühlwagen Neuerungen. Um die Wärmedurchlässigkeit aller Wandflächen herabzudrücken, werden diese bekanntlich doppelt oder gar dreifach verschalt und die Zwischenräume der Verschalungen mit wärmeundurchlässigen Mitteln gefüllt. Neuerdings werden die Innenflächen dieser Verschalung auch noch mit getränktem Papier überklebt, um jeglichen Luftdurchgang und so auch das Eindringen von Bakterien zu verhindern. Solche hermetisch abgeschlossene und vorzüglich wärmedicht isolierte Wagen brauchen dann keine besondere Kühlung durch Eis- oder Kühlmaschinen. Es genügt die Mitführung von Eis in den dafür vorgesehenen Behältern.

In der dritten Gruppe der Eisenbahnwagen, den Gepäckwagen und Sonderwagen, etwa 30 000 Stück, findet man in der letzten Zeit immer mehr Spezialwagen als: Ärzte-, Geräte- und Werkzeugwagen für Hilfsleistung bei Unfällen, Meß- und Beobachtungswagen für verschiedene Zwecke der Eisenbahn, Unterrichtswagen, Wagen für fliegende Arbeitergruppen mit ihren Werkzeugen für den Unterhaltungsdienst der Telegraphen- und Sicherungsanlagen usw.

★

Bei den Personenwagen (63 000 Stück), zu denen noch die Schlaf- und Speisewagen hinzukommen, sind seit der Überführung der Ländereisenbahnen in den Besitz des Deutschen Reiches mit der Entwicklung der Einheitsbauarten grundlegende Änderungen eingetreten.

Aus Gründen der Betriebssicherheit und Wirtschaftlichkeit wurde die Stahlbauweise eingeführt, und das Stahlgerippe sowie die Stirnwände unter Ausnutzung der Erfahrungen bei den Zugzusammenstößen besonders widerstandsfähig ausgebildet. Außerdem wurde bei



Dreiachsiger Behälterwagen zur Beförderung von Kohlenstaub

sämtlichen Wagengattungen von der 4. Klasse angefangen bis zum Salonwagen die innere Ausstattung vollkommen neu und zeitgemäß gestaltet. Weiter wurde für eine gleichmäßige Beheizung der längsten Züge durch Einführung der neuen Umlauf-Heizung Sorge getragen.

Eingehende Untersuchungen über die Entwicklung der Wirtschaftlichkeit der einzelnen Wagenklassen bei den verschiedenen Zuggattungen der Reichsbahn haben nämlich ergeben, daß die 1. Klasse der Schnellzüge und die 2. und 3. Klasse der Personenzüge nicht mehr ihre Selbstkosten decken. Es ist das in der Hauptsache eine Folge der starken, immer noch zunehmenden Abwanderung der Reisenden in die niederen Klassen. Wie groß diese ist, zeigt sich daraus, daß im Fernverkehr 1907 in der 3. Klasse etwa 40 Prozent, in der 4. Klasse etwa 48 Prozent, 1927 in der 3. Klasse aber nur 10,8 Prozent, in der 4. Klasse dagegen 73,5 Prozent der Reisenden gefahren wurden. Man sieht aus diesen Zahlen auch schon, wie gering der Anteil der beiden oberen Klassen an sich ist und wie dieser sich gesenkt hat.

Die Deutsche Reichsbahn ist nun dazu übergegangen, in allen Zügen nur noch eine Polsterklasse, in der Ausführung der bisherigen 2. Klasse, und eine Holzklasse, wie die derzeitige 3. Klasse, zu führen. Eine Ausnahme davon sollen nur die Fern-D-Züge und die Luxuszüge (FD und FFD) bilden, die nach wie vor neben der 2. Klasse auch noch eine 1. Klasse haben und für die natürlich noch Zuschläge zu den gewöhnlichen Fahrpreisen erhoben werden. Wegen ihrer Ausnahmestellung werden die FFD-Züge auch in ihrem Äußeren sich von anderen Zügen unterscheiden. Der Typ wird gekennzeichnet durch den sogenannten „Rheingoldzug“, der seit Mitte Mai vorigen Jahres zwischen Hoek van Holland und Basel für den Verkehr von Holland-England nach Süddeutschland und der Schweiz und umgekehrt bestimmt ist.

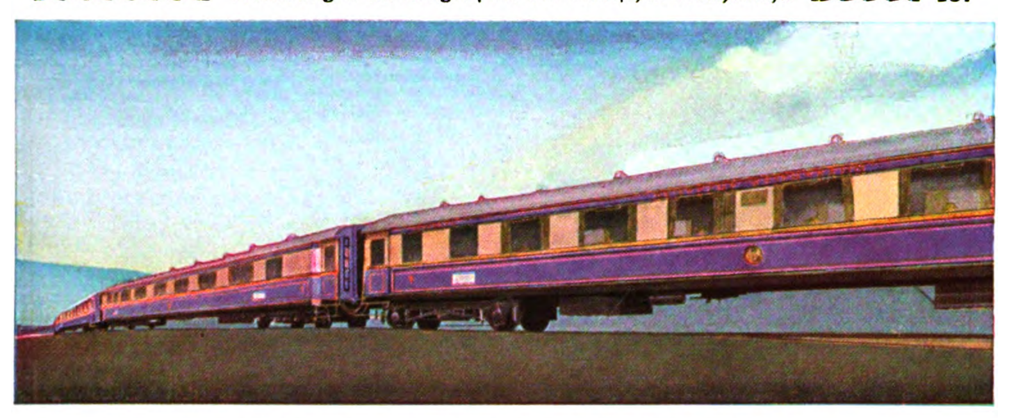
Diese auch lange Strecken ohne Aufenthalt durchfahrenden Züge bieten natürlich ganz besondere Annehmlichkeiten und größere Bequemlichkeiten auf den einzelnen Plätzen. In ihnen ist auch eine jederzeit verfügbare Bedienung vorhanden. Die Wagen, die eine Gesamtlänge von 23,5 Metern haben, sind ganz in Stahl gebaut. Für je zwei zusammengehörende Wagen 1. oder 2. Klasse ist eine Küche vorhanden. Alle Wagen enthalten größere Saalräume und kleinere Abteile, getrennt für Raucher und Nichtraucher. In Stoff, Form und Farbe bestehen auch erhebliche Unterschiede, da die innere Ausstattung nach verschiedenen Entwürfen deutscher Künstler ausgeführt ist. Neben der Dampfheizung haben die Züge noch elektrische Heizung für Gleich- und Wechselstrom, damit sie im internationalen Verkehr überall verwendbar sind. Äußerlich zeichnen sich die Wagen gegenüber den anderen Wagen der Reichsbahn dadurch aus, daß ihre Wände unterhalb der Fensterbrüstung violett, darüber cremefarbig lackiert sind. Ein violetter Streifen trennt den oberen Wandteil von dem silbergrauen Dach ab.

*

Eine neue Wagenart für den Personenverkehr finden wir in den Triebwagen der elektrisierten Strecken. Die Triebwagen haben ja von Jahr zu Jahr größere Verbreitung erlangt. Wo der Personenverkehr so schwach ist, daß er mit 1—3 Wagen bewältigt werden kann, ist ihre Beförderung mit Lokomotiven zu teuer. Die Triebwagen leisten daher besonders wertvolle Dienste für den Lückenverkehr auf den Hauptbahnen und auf den Nebenbahnen, zumal sie hier außerdem eine Trennung des Personenverkehrs vom Güterverkehr leichter ermöglichen. Die Triebwagen sind nun nicht nur in der Beförderung billiger als die Lokomotivzüge, sondern sie gestatten wegen des geringeren Gewichts auch ein schnelleres Anfahren und darum wieder kürzere Fahrzeiten und eine schnellere Zugfolge.

Diese Eigenschaften machen sie auf elektrisierten Strecken auch für stärkeren Verkehr besonders geeignet, weil sie hier in Mehrfachsteuerung nach Bedarf auch zu längeren Zügen zusammengesetzt werden können. Man braucht nur am Kopf einen Führerstand, der in in einem Triebwagen oder in einem Steuerwagen liegen kann, und dazwischen Beiwagen mit Leitungsverbindung. Auf den Berliner Vorort-, Stadt- und Ringbahnen, die zurzeit elektrisiert werden, sollen künftig nur noch derartige Triebwagenzüge verkehren. Die Reichsbahn beschafft dafür ganz neuartige Wagen, von denen die ersten seit Anfang Juni vorigen Jahres in Betrieb genommen wurden.

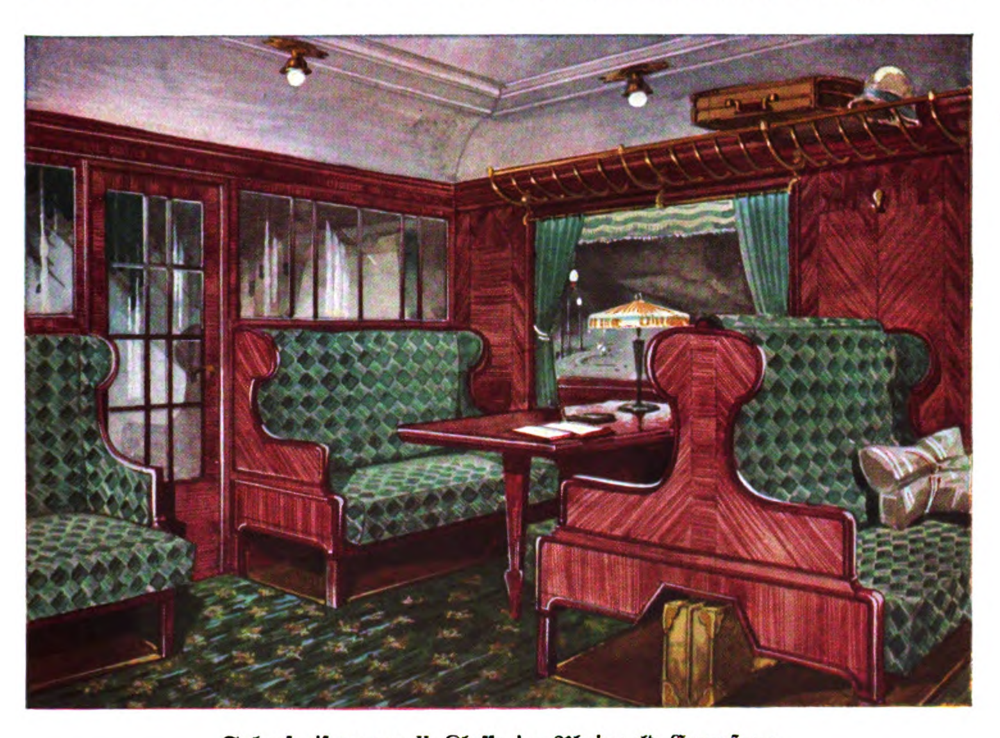
Die Wagen fallen schon äußerlich durch ihre Form und ihren Anstrich auf; bis unter die Fenster sind sie dunkelrot lackiert, darüber die 3. Klasse gelb, die 2. hellblau, wogegen das Dach silberglänzenden Aluminiumanstrich hat. Jeder Triebwagen hat einen Führerstand. Ein Triebwagen und ein Steuerwagen bilden im allgemeinen



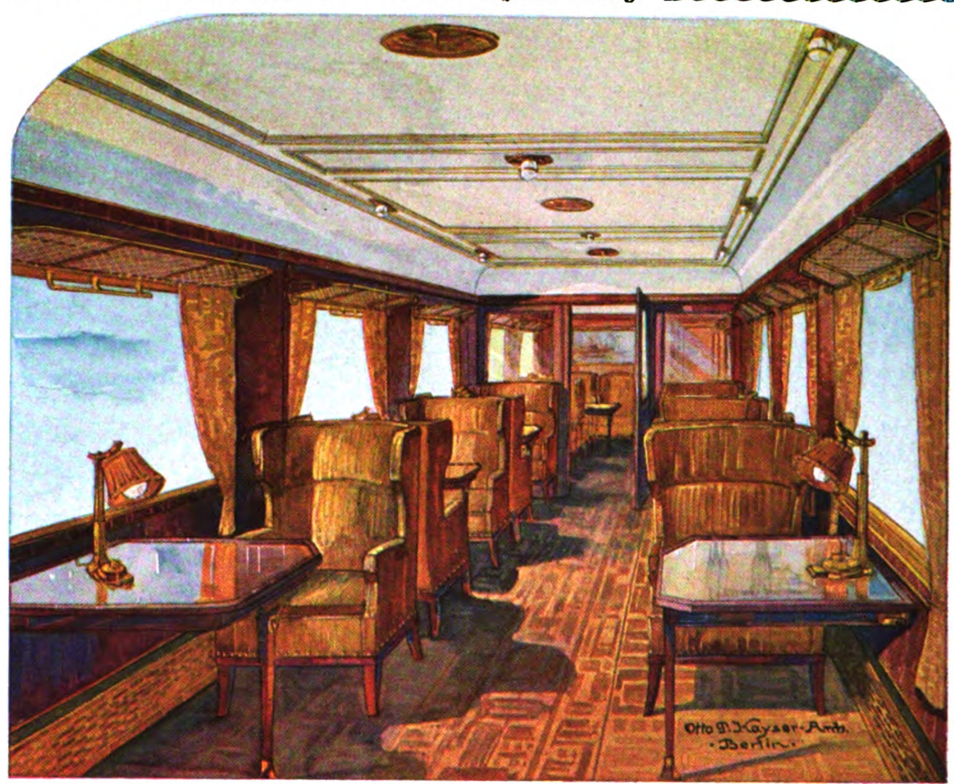
Wagen im Rheingold=Expreßzug (Wagenlänge 23½ m)

eine Einheit. Je nach dem Verkehrsbedürfnis werden aus diesen Einheiten Vier=, Sechs= und Achtwagenzüge zusammengestellt. Vom Führerstand des vorderen Triebwagens wird der ganze Zug geleitet. Jeder Triebwagen enthält 54 Sitzplätze und 154 Stehplätze, jeder Steuerwagen 58 Sitzplätze und 150 Stehplätze, so daß ein Zweiwagenzug bei starkem Andrang über 400, ein Achtwagenzug über 1600 Personen befördern kann. Auch auf den anderen elektrisierten Strecken der Reichsbahn nimmt der Triebwagenverkehr immer mehr zu.

Auf den nicht elektrisierten Strecken herrscht noch der Akkumulatorentriebwagen vor, der sich dadurch auszeichnet, daß die Reisenden nicht durch Ruß, Rauch, Dampf, strahlende Wärme usw. belästigt werden und seine Bedienung und Wartung sehr einfach ist. Reine Verbrennungsmotoren=Triebwagen haben sich bei uns noch nicht recht einbürgern können, weil ihre maschi=



Salonspeisewagen II. Klasse im Rheingold=Expreßzug



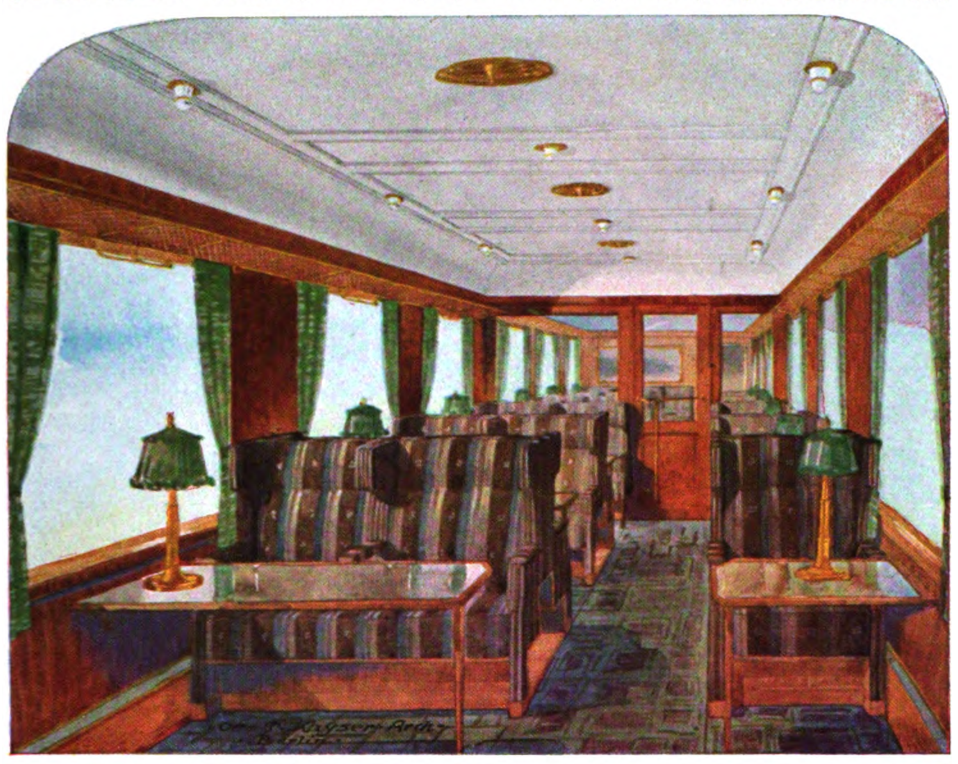
Salonspeisewagen I. Klasse des Rheingold-Expreßzuges

nellen Einrichtungen zu verwickelt und ihre Wartung und Unterhaltung zu teuer ist. Die Verbrennungsmotoren können nämlich nicht unmittelbar die Wagenachsen antreiben. Da ihre Leistung mit der Umdrehungszahl stetig anwächst, die Zugförderung aber erhöhte Leistung bei sinkender Geschwindigkeit, z. B. auf Steigungen, erfordert, muß zwischen Motor und Triebachse eine Kraftübertragung eingeschaltet werden, die mechanisch, wie bei den Kraftwagen, durch Zahnradgetriebe oder elektrisch mittels Dynamo und Elektromotor hergestellt werden kann. Bei den verhältnismäßig großen Leistungen, die für die Eisenbahntriebwagen gebraucht werden, ist eigentlich nur die elektrische Übertragung brauchbar. Das haben auch die Erfahrungen in Amerika gelehrt, wo der Verbrennungsmotor bei den Triebwagen eine viel größere Verbreitung gefunden hat als bei uns, weil dort die Verbrennungsöle sehr viel billiger sind.

Die Triebwagen können natürlich für alle in Betracht kommenden Geschwindigkeiten, nach Bedarf bis 100 Kilometer in der Stunde, eingerichtet werden. Die elektrischen Triebwagen können auch auf beliebige Entfernungen verkehren, die anderen sind für große Entfernungen weniger geeignet, weil ihr Kraftvorrat beschränkt ist.

★

Die Wagen der elektrisch angetriebenen Züge haben natürlich elektrische Beleuchtung. Auf den mit Dampf betriebenen Strecken herrscht bei den Wagen für Personenzüge zurzeit noch die Gasbeleuchtung vor, mit Ausnahme der D-Zugwagen, bei denen fast ausschließlich die elektrische Zugbeleuchtung eingebaut worden ist. Seit 1926 werden aber sämtliche neubeschafften Personenwagen grundsätzlich mit der elektrischen Beleuchtung versehen. Die allgemeine Einführung der elektrischen Beleuchtung ist leider mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Zurzeit hat jeder Wagen eine von einer Laufachse angetriebene kleine, meist auf konstante Spannung eingestellte Dynamo. Diese kann erst von einer bestimmten Fahrgeschwindigkeit ab die Lampen speisen und muß dann nebenbei auch noch die Akkumu-

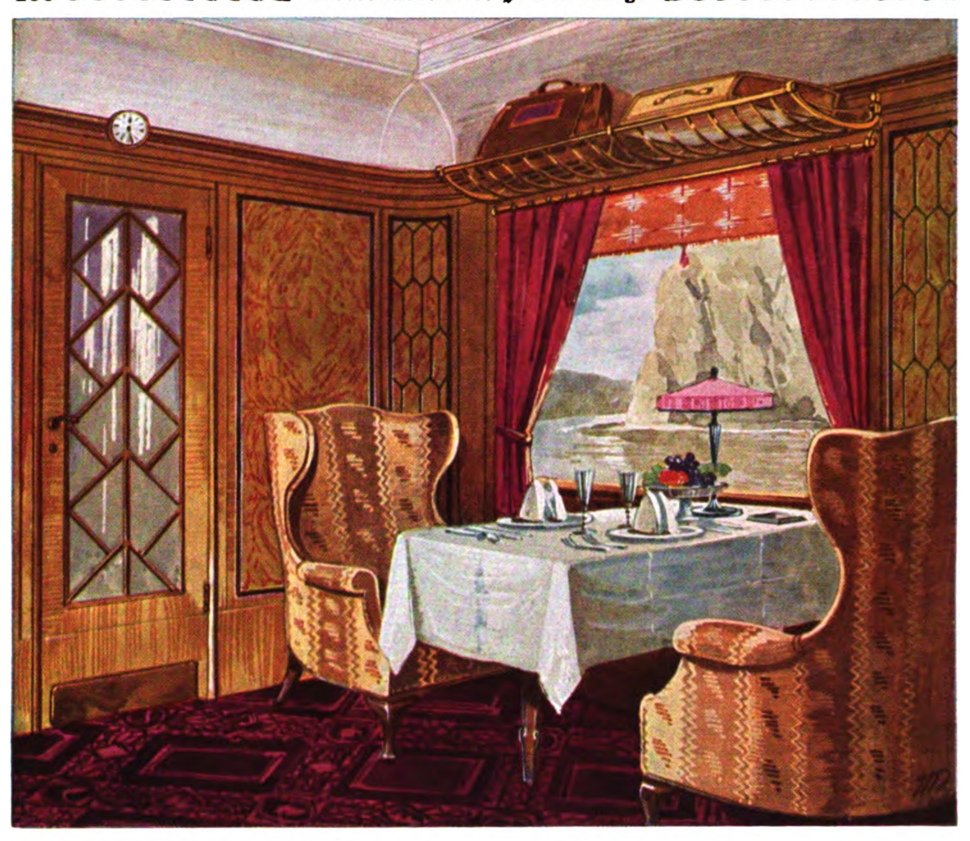


Salonspeisewagen II. Klasse des Rheingold-Expreßzuges

latoren aufladen, welche den erforderlichen Strom bis zur Erreichung dieser Geschwindigkeit und während der Aufenthalte liefern müssen. Bei den Personenzügen wird nun die für die Stromerzeugung durch die Dynamos erforderliche Geschwindigkeit nicht immer und dann meist auch nur so kurzzeitig erreicht, daß während dieser Zeit die bis dahin allein arbeitenden Batterien nicht genügend aufgeladen werden können. Hier ist daher eine andere Stromversorgung, eine solche von der Lokomotive, anzustreben. Wird dort eine Turbodynamo aufgestellt, wie es jetzt möglich ist, so kann die Maschine, solange sie mit dem Zuge verbunden ist, die Beleuchtung allein übernehmen. Für die Zwischenzeit ist allerdings auch dann noch eine Batterie nötig, die bei geschlossenen Zügen im Packwagen oder sonstwo aufgestellt werden kann. Wo aber Wagen abgetrennt werden, was bei Vollbahnen gar nicht so selten ist, muß ein jeder Wagen seine Batterie erhalten, die aber nur klein zu sein braucht, da sie nur selten und für kurze Zeit die Stromversorgung zu übernehmen hat. Solche Beleuchtungsanlagen sind dann sehr billig zu betreiben.

Eine durchgreifende Änderung haben in den letzten Jahren die Bremseinrichtungen der Güterzüge dadurch erfahren, daß für sie die Druckluftbremse, die früher im wesentlichen nur bei den Wagen der Personenzüge zu finden war, eingeführt worden ist. Die dafür zu lösende Aufgabe war außerordentlich schwierig. Es ist länger als ein Jahrzehnt mit aller Energie daran gearbeitet worden. Selbst während des Krieges hat man die Arbeiten und Versuche nicht ruhen lassen, brachte doch die Einführung einer guten Druckluftbremse in den Güterzügen ganz erhebliche Vorteile. Sie brachte vor allen Dingen eine sehr erhebliche Ersparung an Zugbegleitpersonal und dann ermöglichte sie viel kürzere Fahrzeiten und eine weit betriebssicherere Führung der Güterzüge als bisher. Unter hervorragender Mitwirkung des Geh. Baurats Kunze gelang es schließlich, die Knorr-Druckluftbremse durchzubilden, die allen Anforderungen des Betriebes genügt, wie die Versuche in den Jahren 1916 und 1917 zwischen Oberhof und Suhl in Thüringen, auf der Arlbergbahn und einer ungarischen Flachlandbahn erwiesen haben.

Die Hauptschwierigkeit der Druckluft-



Salonspeisewagen I. Klasse im Rheingold-Expreßzug

bremsung bei den langen Güterzügen lag darin, daß die Bremswirkung bei allen Bremsungen mit genügender Geschwindigkeit durch den Zug bis zur letzten Achse hindurcheilen muß. Bei den früheren Bremsen blieb die Bremswirkung in den Güterzügen bei Betriebsbremsungen gewissermaßen im Zuge stecken und erreichte nicht die letzten Wagen. Sogar bei Schnellbremsungen schlug die Wirkung bei Zügen von 150 Achsen nur bis etwa zur Mitte durch und erzeugte dahinter dann nur eine Betriebsbremsung, so daß dann die letzten Wagen auf die vorderen stark drückten. Nach einer Schnellbremsung gelang es auch nicht immer, die letzten Bremsen wieder zu lösen, weil der dafür einzusetzende Überdruck in den Rohrleitungen nicht bis zum Ende wirksam wurde. Dadurch entstanden leicht Zugzerreißungen. Diese Schwierigkeiten konnten nur überwunden werden, wenn beim Auslassen der Luft aus der Bremsleitung an der Maschine auch an jedem Wagen ein Luftaustritt herbeigeführt wurde, was schließlich auch so gut gelang, daß die Durchschlagkraft sich bis auf 200 Achsen erstreckte.

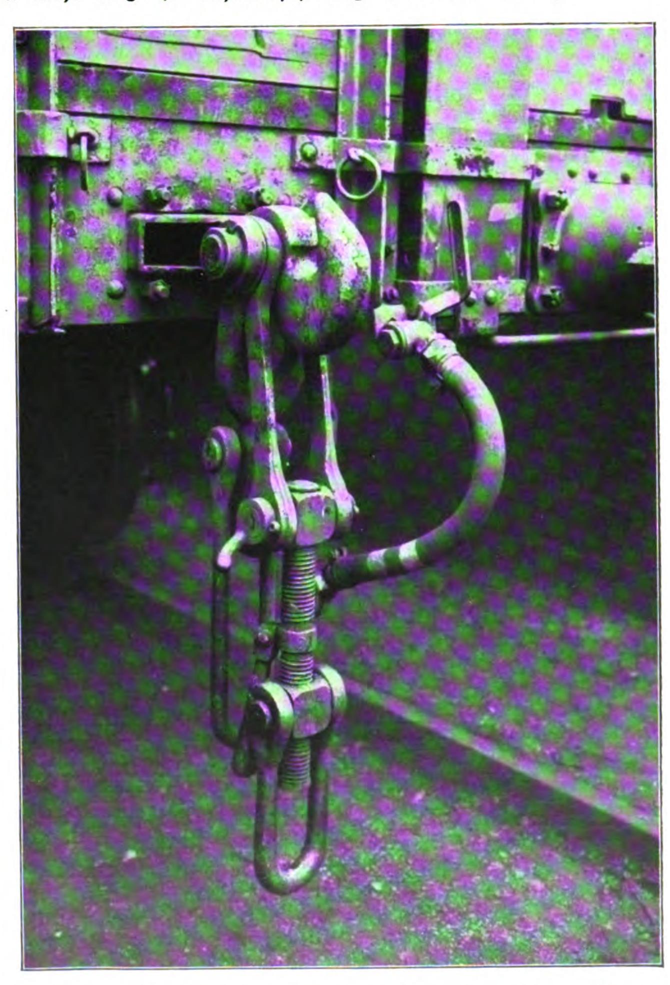
Eine andere Schwierigkeit bestand bei den früheren Druckluftbremsen darin, die Bremswirkung so gleichmäßig zu gestalten, daß Stöße und Zerrungen und damit Zugzerreißungen mit Sicherheit vermieden wurden, wenn Güterwagen und Personenwagen in beliebiger Mischung zu Zügen bis 150 Achsen zusammengestellt und beim Befahren steiler Gefälle die Bremsen in schneller Aufeinanderfolge stark angezogen wurden. Um diese Schwierigkeit zu beheben, mußte der Bremsdruck auf die Achsen ihrem Wagengewicht angepaßt werden. Das Gewicht der einzelnen Wagen eines gemischten Zuges ist nun aber sehr verschieden. Bei den Wagen, die in den Personenzügen laufen und bisher schon mit einer Druckluftbremse ausgestattet waren, ist die Nutzlast im Verhältnis zum Eigengewicht der Wagen sehr gering, so daß hier eine Veränderung der Nutzlast für das gesamte Wagengewicht fast bedeutungs-

los ist. Anders ist es dagegen bei den Güterwagen, wo der Gewichtsunterschied der beladenen und leeren Wagen sehr groß sein kann. Um hier den Bremsdruck der Achslast anzupassen, mußte die Bremswirkung verstellbar sein. Das erreichte man schließlich in befriedigender Weise durch die Einführung eines sogenannten Lastenhebels mit zwei Stellungen am Bremsventil der Wagen. Bei der Stellung „leer" kann damit eine schwache, bei der Stellung „beladen" dagegen eine starke Bremsung eingestellt werden.

Schließlich war noch die Forderung zu erfüllen, eine eingeleitete Bremsung nach Belieben des Lokomotivführers zu steigern oder abzumindern. Das war bei den früheren durchgehenden Bremsen nicht möglich. Als auch die Erfüllung dieser Forderung gelang, hatte man eine neue, vollkommen regelbare Bremse, die auch innerhalb praktischer Grenzen als unerschöpfbar bezeichnet werden kann.

An dieser bis 1917 im wesentlichen ausgebildeten Kunze-Knorr-Bremse sind seitdem noch einige Verbesserungen vorgenommen, die in noch höherem Maße das sichere Eintreffen aller nötigen Bremswirkungen im Betriebe gewährleisteten und die Bremse in ihrer technischen Ausbildung so vollkommen gestalteten, daß sie allen Anforderungen einer europäischen Güterzugbremse genügt.

Die neue Kunze-Knorr-Bremse ist in den Jahren 1918 bis 1928 bei der Reichsbahn bei allen Güterwagen mit Bremse eingebaut worden. Im Gegensatz zu den früheren gebräuchlichen Bremsbauarten hat die neue Güterzugbremse zwei zusammenarbeitende Bremszylinder, die in einem Gußstück vereinigt sind. Für gewöhnlich wird nur der eine Bremszylinder wirksam. Wenn genügend Luft aus der Leitung gelassen wird, kommt auch der andere zur Wirkung, sofern dessen Wirkung nicht durch den Lastenhebel vorher ausgeschaltet worden ist. — Da die Kunze-Knorr-Bremse weit vollkommener ist als die früheren Druckluftbremsen, so wurden ihre Verbesserungen auch bei den Personenzügen eingeführt. Die Personenwagen mußten dafür einige Zusatzeinrichtungen erhalten, die sich auf die Umstellvorrichtungen und Bremsventile beschränken. Damit ist dann auch das Ziel erreicht, daß Wagen allerart in beliebiger Mischung und in beliebig langen Zügen auf allen Strecken so abgebremst werden können, daß keinerlei gefährliche Stöße und Zerrungen mehr auftreten, womit natürlich auch die Gefahr der Zugzerreißungen ganz erheblich herabgemindert worden ist.



Verstärkte Schraubenkupplung für Beanspruchungen bis etwa 60000 kg. Die bisherige Kupplung konnte nur bis 30000 kg in Anspruch genommen werden



Kübelwagen

Um die Zugzerreißungen möglichst ganz zu beseitigen, sind dann noch die Zug- und Stoßvorrichtungen der Wagenkupplungen verstärkt worden. Das war auch schon nötig, weil die Züge mit der Zeit immer schwerer und länger geworden waren. Die Zug- und Druckkräfte in den Wagenkupplungen werden bekanntlich durch Federn auf die Wagen übertragen. Die Wagen mit dem üblichen hochliegenden Fahrgestell haben eine durchgehende Zugvorrichtung, die so ausgebildet ist, daß beiderseits die im Fahrgestell beschränkt verschiebbaren Zugstangen um eine gespannte Feder fassen. Bei den nicht durchgehenden Zugstangen der Sonderwagen mit tiefliegenden Kasten wirkt jeder Zughaken auf zwei vorgespannte Federn hinter den Kopfträgern. Diese Federn der Zugvorrichtungen haben beim Anziehen und bei Zerrungen die Zugkräfte stoßfrei zu übertragen. Die Druckkräfte beim Anhalten haben die Puffer, insbesondere die Pufferfedern zu übernehmen. An diese Pufferfedern wird die Anforderung gestellt, daß sie einen starken Stoß aufnehmen, aber nur einen geringen Rückstoß wieder abgeben sollen, denn der Rückstoß darf weder Zugtrennungen, noch im Rangierbetrieb Beschädigungen hervorrufen. Die an den Stangenpuffern aufgetretenen Beschädigungen kommen bei den Hülsenpuffern nicht mehr vor.

Die früher verwendeten Spiralfedern waren den starken Auflaufstößen nicht gewachsen. Die deutsche Reichsbahn versucht daher andere Federbauarten, mit hoher Arbeitsaufnahme, z. B. Ringfedern, die bei diesen hohen Druckbeanspruchungen eine große Arbeit aufnehmen, aber höchstens ein

Entladung eines neuen Großgüterwagenzuges



Vorderansicht eines neuen Großgüterwagens

Viertel der aufgenommenen Arbeit wieder zurückgeben. Diese neuartigen Federn bestehen aus zwei Lagen übereinandergeschobener Federringe mit konischen Auflageflächen. Die Ringe werden bei einer Druckwirkung gegeneinander gepreßt, und durch die Zugbeanspruchung der äußeren Ringe, die Druckbeanspruchung der inneren Ringe und die Reibungsarbeit zwischen den konischen Auflageflächen wird die Stoßkraft aufgefangen und zum größten Teil vernichtet.

Selbstverständlich sind hiermit die Verbesserungen nicht erschöpft. Wir finden solche noch bei der Wagenschmierung, -Heizung und -Beleuchtung und vor allem auf dem Gebiete der Stoffwirtschaft. Das sind aber alles Sachen, die zu sehr in die Technik der Einzelteile führen. Immerhin ersieht man schon aus dem Vorstehenden, daß die Deutsche Reichsbahn auch auf dem Gebiete des Wagenbaues eifrigst bemüht ist, ihre führende Stellung im europäischen Eisenbahnwesen zu behaupten und dem einzelnen sowohl wie der Gesamtwirtschaft das höchste Maß von Schnelligkeit, Sicherheit und Bequemlichkeit zu bieten.

Der Fähnrich Burkenbach

Novelle von Hans Marder

Die Schweden stoßen unter Torstenson nach Norden. Das Regiment Burkenbach zieht in Eilmärschen an der Spitze des Heerhaufens, einen halben Tagmarsch voraus.

Der Obrist Burkenbach dreht sich im Sattel zurück, sagt zum Hauptmann mit einem breiten Lachen: „Es wird Zeit, daß uns weißes Fleisch zur Beute wird; wir leben wie die Pfaffen." Der Hauptmann denkt: ‚Was der will? Vor zwei Tagen, da gab er im Magdeburgischen einer Frau den Weg nicht frei!'

Ein Kerl wie Eisen, der Obrist, der schon den Mansfelder in Bosnien sterben sah und von dort ein Weib mitnahm, das bei Breitenfeld die Kaiserlichen erschlugen. Seit welchem Tage das Regiment Burkenbach das blutige heißt, weil es keine Gefangenen macht.

Bei der Vorhut der Fähnrich Johann Burkenbach. Im Lager geboren und aufgewachsen zwischen dem Troß. Der seine Mutter nie kannte. Die Narbe, die er vor Jahresfrist sich in Böhmen holte und der knappe Bart verdecken seine achtzehn Jahre.

Die Vorhut sichtet einen festen Platz. Da sie ihn unbesetzt finden, reiten sie hinein. Wenige Häuser stehen um den Hof. Der Fähnrich reitet auf das große zu, das breit vor einem Eichenwald lagert. In der Tür begrüßt er eine Frau.

Dem Fähnrich Johann Burkenbach stockt der Herzschlag. Er sah hundert und aber hundert Frauen und sah an ihnen vorbei. Heut schnürt es ihm die Kehle zusammen, als er den Blick der Frau fühlt. Er sieht nichts als diese grau-blauen Augen. Er sitzt noch zu Pferde. Es hält ihn mit Klammern im Sattel.

Da kommt Pferdegetrappel. Der Obrist, sein Vater. Der springt vom Pferd und geht auf die Frau zu. „Das Regiment Burkenbach sucht Quartier," und nachdem er eine Weile nur sie angeschaut hat: „Ich sehe, hier ist Platz für uns." Er dreht sich zum Fähnrich um, der immer noch zu Pferde ist: „Ihr nehmt die Feldwache gegen Norden." Johann Burkenbach sieht noch einmal nach der Frau; sie lehnt bleich im Türrahmen.

Er liegt mit einer Handvoll Dragoner in einem Kiefernstand. Ein Machandel geistert gegen den Nachthimmel vor ihm, und daneben steht regungslos der Schatten eines wachenden Landsknechts. Der Fähnrich denkt: ‚Wir siegen in jeder Schlacht, in jedem Gefecht, wir ziehen von Böhmen an die Nordsee, und keiner steht vor uns. Jetzt muß bald Friede sein. — Kerl, was willst du mit Frieden? Dann ist dein Handwerk nichts wert.' Er sieht die bleiche Frau in sich. ‚Ich möchte ihr helfen,' denkt er, ‚es muß namenlos schön sein, ihre Hände zu fühlen.'

Er weiß nichts um Frauen. Die ihn aufzogen, waren derbe Landsknechtsweiber; die um ihn waren, Dirnen. Er mag diese Frauen nicht.

Er sinnt: ‚Wie mag sie heißen und wessen mag sie sein, und morgen wirst du sie wiedersehen?' Er ist sich fremd, der Pallasch und die Feldbinde sind ihm fremd, und es ist eine trunkene Herbstnacht heute.

Der Schatten des Landsknechts löst sich vom Himmel, wird größer und gleitet näher. „Da vorn Stimmen, Herr Fähnrich."

Johann Burkenbach springt auf und wirft die Träume von sich. Als er vorn horcht, weiß er, daß der Feind drüben steht, der nichts ahnend und sorglos die Pferde abschirrt und Wachtfeuer zwischen den Bäumen entbrennt.

Die Dragoner verteilen sich ins Dunkel und spähen nach dem Feind. Der Fähnrich läuft quer durch Busch und Heide nach dem Regiment.

„Wo ist der Obrist?"

„Im großen Haus."

Er stößt in der Tür auf den Posten.

„Der Obrist?"

„Jene Tür!"

Er reißt die Tür auf. „Herr Obrist, der Feind!"

Vom Flur leuchtet eine Kienfackel ins Zimmer. Der Obrist sitzt auf dem Bettrand. Er springt auf und legt den Koller an. Fragt dabei nach dem Feind. Er ist in Eile und beugt sich noch einmal über das Bett: „Leb' wohl." Da sieht auch der Fähnrich die blonde Haarfülle auf dem Kissen. Und dann ist er mit der Frau allein. Der Tritt des Obristen

läuft herrisch aus dem Haus. Sie horchen hinterdrein.

Der Fähnrich lehnt kalkbleich an der Wand.

„O du —" er bringt den Satz nicht zu Ende. Die Frau sieht ihn an. Ein Rätsel sind ihre Augen. Er sieht ihre schmalen, weißen Hände. Ein Rätsel das alles. Er tappt auf sie zu, er zögert, kein Wort fällt. Da stößt ein trockenes Schluchzen in ihm hoch und er wankt hinaus. „O du —" und sein Haß wendet sich gegen den Vater. Er trifft ihn draußen. Das graue Frühlicht fällt auf sein straffes, hartes Obristengesicht.

„Fähnrich!" — mit dem Wort hat er keinen Vater mehr.

Die Dragoner stehen in Rotten. Der Fähnrich geht mit dem Obristen voran.

Die Frauen, die Männer, die Liebe — der Junge sucht den Weg aus dem Kampf seiner Gedanken. Der Alte liest mit einem schmalen Lächeln ein blondes Haar von der Feldbinde und hängt es in einen Machandelbaum.

In der Brust des Fähnrichs drehen sich die Gefühle in tollem Wirbel. Er hat Mühe, den Weg zu halten.

„Bald ist Friede." — Die Dragoner hinter ihnen sprechen das Wort. „Dann geh' ich nach Haus," sagt der eine. „Ich nehme ein Weib," der andere.

Dem Fähnrich greift die Einsamkeit klammernd ans Herz.

Zur Rechten schiebt sich das erste Sonnenrot über die Heide. Da sind sie am Feind.

Johann Burkenbach fühlt das Blut im Kopf sieden. Sein Herz sitzt im Pallasch. Er hat nichts zu verlieren — seit einer Stunde. Er sitzt zu Pferd und prescht gegen den feindlichen Haufen.

Dann schlägt es ihn hart vor die Brust und es wird schwer in ihm. Er greift mit beiden Händen gen Himmel. Er stammelt: „O du —" und alle Sehnsucht ist in den Worten.

Sie haben ihn am Abend begraben mit dreißig Dragonern. Der große Torstenson war auch dabei.

„Der beste Fähnrich des Heeres, den wir jetzt begraben, Herr Obrist." Und als sie sich umdrehen: „Wer ist die blonde Frau da im Wagen?"

„Die Frau Obristin Burkenbach, Herr Feldmarschall."

Die Schwäne. Von Felix Braun

Die Schwäne schwimmen auf den Abendfluten.
Still seh' ich zu und kann ihr Leben ahnen.
Das meine zieht nicht auf so reinen Bahnen.
Schon trinkt der erste fromm aus Wassergluten.

Vom Tod der Schwäne hab' ich viel gelesen.
Nun glaub' ich, daß sie Zeit und Leid nicht kennen.
Der Mensch nur darf sich von sich selber trennen
Und sich betrachten als ein fremdes Wesen.

Und während sie, gewölbt die weißen Schwingen,
Hinaus sich wenden nach des Sees Mitte,
Schau' ich mich selbst, mit zauberschnellem Schritte,
Durch einen anders blauen Äther dringen.

Wenn sie vergangen sind im Horizonte,
Werd' ich auch – gleich erheb' ich, mich zu schweben –
Verschollen sein aus diesem Erdenleben,
In dem ich nur mit Mühe atmen konnte.

Neues vom Büchertisch

Romane und Novellen. Von Karl Strecker

Josef Windler: Doktor Eisenbart (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) — **Paul Ernst: Saat auf Hoffnung und Geschichten deutscher Art** (München, Georg Müller) — **Heinrich Mann: Eugénie oder die Bürgerzeit** (Wien-Berlin, Paul Zsolnay) — **Wilhelm Stücklen: Das Tulipanschiff** (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandl. Nachfl.) — **Hermann Eris Busse: Tulipan und die Frauen.** — **Derselbe: Die kleine Frau von Welt** (Berlin-Grunewald, Horen Verlag) — **Clara Viebig: Die mit den tausend Kindern** (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt)

Daß das deutsche Schrifttum unter der Ungunst der Zeit schwer zu leiden hat, läßt sich auch statistisch feststellen: es sind im vergangenen Jahr 3232 Bücher weniger erschienen als im Jahr vorher. Besonders die „schöne Literatur", die einen Rückgang von 11 v. H. aufweist, hat einen schlimmen Stand bei der allgemeinen Umschichtung, bei dem Andrängen so gefährlicher Nebenbuhler wie Rundfunk, Film, Sporttaumel, bei der Überfremdung mit mittelmäßiger Importware und aus anderen Gründen, auf die ich heute noch kurz zurückkomme. Dennoch: das deutsche Buch wird und muß diese schwere Zeit überstehen, es kann nicht aufhören ein vorragender Tragepfeiler und Vermittler unserer geistigen Kultur zu bleiben. Das ist keine leere Hoffnung. Wenn bei diesen ungünstigen Zeitumständen ein Buch wie Josef Windlers Doktor Eisenbart in wenigen Wochen zu einer Auflage von 70 000 emporklettert, so ist das kein Zufall, auch nicht aus irgendwelcher Zeitverwirrung zu erklären, sondern ein Beweis dafür, daß das deutsche Buch nach wie vor als ein wesentliches Kulturmoment gelten darf und daß auch im Schrifttum der Gegenwart das Starke sich Bahn bricht.

Denn stark wie eine knorrige Eiche steht dies fast 600 Seiten umfassende Werk im Boden des Volkes, und durch ein ganzes Jahrhundert veräşteln sich seine Wurzeln. Wundersam aber spielen seine Zweige und Blätter in die Gegenwart hinein, aus mannigfachen Verkröpfungen erkennt man, daß das Barock nicht nur an jene Zeit gebunden war, nebenbei auch, daß kein Arzt und Chirurg Zustände und Eigenschaften erfolgreich bekämpfen konnte, an deren Nachwirkungen wir heute noch leiden.

Nur ein Dichter von der urwüchsigen Eigenart und dem Spürsinn eines Josef Windler konnte in der Erscheinung des Doktors Eisenbart diese Fülle an dankbaren Motiven, von Darstellungsmöglichkeiten erkennen. Für die meisten war der robuste Medizinmann nur eine lächerliche Figur, aus Volks- und Studentenliedern bekannt als der mit Messer, Pistole und gar Beil, stets aber mit dem Erfolg endgültiger Beruhigung des Patienten operierende Kurpfuscher. Aber der Kollege Dr. Windler, „rechtschaffen und rite approbiert als weiland Zahnarzt zu Mörs am Rhein", nimmt ihn mit diagnostischem Argwohn in Untersuchung, beklopft und behorcht ihn gründlich — und siehe da: er findet in ihm einen Don Quixote und Till Eulenspiegel zugleich, obendrein noch im Versteck der Seele eine Disposition zur Tragik, die freilich auch jenen beiden nicht fremd war.

Zunächst merkt man diesen tiefen Sinn des Romans nicht. Da fesseln die Buntheit der Begebenheiten, die sprachliche Seltsamkeit des Buches und der Windlersche Humor, der sich in dem Barock des 17. Jahrhunderts so heimisch fühlt, daß man wirklich in alten Urkunden zu lesen glaubt. Die Mannigfaltigkeit des großen Werks, der ewige Wechsel der Landschaften, Orte, Stände und Menschen, die Ungeheuerlichkeit und Komik der Vorgänge, die Dutzende von Vagabunden-, Landstreicher- und Schelmenromane in den Schatten stellen, nehmen alle Sinne gefangen. Und es ist die besondere seit dem „Tollen Bomberg" noch gereifte Kunst Windlers, dem Leser erst, nachdem er ihn so sicher gefangen hat, die ernsten Ursachen und Hintergründe seiner Dichtung nahezubringen. Die Erbärmlichkeit jener Zeit wird hier an hundert Beispielen, ohne jede Lehrhaftigkeit aufgezeigt, der Medizinmann selber bleibt immer im Vordergrunde, wie er, der Mißachtung hochgelehrter Zunft mit dem Trotz des Begabten begegnend, durch alle Städte und Länder zieht, schließlich die Gebrechen der Zeit in den Krankheitssymptomen der einzelnen wiederfindet. Nicht nur die Sprache mit ihrem verschnörkelten Bombast, ihrer Derbheit und Gewundenheit, auch die Vorgänge, Anschauungen und Menschen sind echt und stehen im Rahmen ihrer Zeit.

Es ist die Tragödie des Halbgenialen, der ohne den festen Boden wissenschaftlicher Beglaubigung und Zunft sich durch die Welt schlägt, nicht ohne Schwindel, aber auch nicht ohne Ernst und großes Wollen. Eitelkeit und der Zwang sich durchzusetzen bestimmen die Etappen seines Lebens, die Unzulänglichkeiten, Mängel und Laster seiner Zeit bestimmen sein Wirken. So gelingt es dem Dichter, Tiefmenschliches auf dem farben-

reichen Hintergrunde eines ganzen, lebendig gemachten Zeitalters darzustellen, obendrein den Ernst und die versteckte Satire so mit Humor zu vergolden und mit den bunten Flittern heiterer Epik zu schmücken, daß ein in seiner Art einziges Werk entstanden ist, dem „Tollen Bomberg" noch überlegen an Mannigfaltigkeit und Tiefe. Daß gewisse Ästheten Inhalt und Sprache oft zu derb anmuten, wie schon beim Bomberg, ist selbstverständlich. Winckler kann ihnen lächelnd mit Nietzsche entgegnen: „Mein Mundwerk — ist des Volks: zu grob und herzlich rede ich für die Seidenhasen."

Josef Winckler hat wenn nicht das, so doch ein großes Los in der Schriftstellerei unserer Zeit gezogen. Er ist ein Kind des Glücks, weil er den sicheren Blick und Griff ins volle Menschenleben hat wie kaum ein zweiter. Dichten ist ihm lebendig gestalten, aus dem Strudel schöpfen, wo das Dasein am wunderlichsten quirlt und schäumt. Man sieht diese Eigentümlichkeit seiner literarischen Erscheinung besonders deutlich, wenn man sie mit der eines anderen Dichters unserer Zeit vergleicht, der sozusagen an spezifischem Gewicht des Talents ihm gewiß nicht nachsteht, wohl aber an Erfolg und bestimmter Wirkung, — Paul Ernst.

Der Vergleich wird nahegelegt durch eine Bewegung zugunsten dieses ernsten und vornehmen Dichters, die, von tatkräftigen Freunden und vom Verlage unterstützt, sich gerade in unserer an Idealen verarmten Zeit sehr erfreulich bemerkbar macht. Von der großen Subskriptionsausgabe seiner Gesammelten Schriften sind bisher nur Erzählungen erschienen. Davon kennen unsere Leser aus dieser Rubrik schon seine frühsten Romane und Novellen, seine köstlichen Komödianten- und Spitzbubengeschichten und den Nobelpreis. Der Roman Saat auf Hoffnung ist als dritter Band erschienen, Geschichten von deutscher Art folgen als vierter und auf weitere sechs Bände sind seine übrigen Erzählungen verteilt. Aber es ist viel Neues darunter, so sind aus dem letztgenannten Buch eine große Anzahl von Erzählungen bisher ungedruckt.

Liest man sie der Reihenfolge nach, so überrascht gleich in der ersten Novelle „Die Soldatenfrau" Paul Ernsts seltene Kunst, eine Fülle bedeutsamer Handlung in knappster Form zu geben. Die sieben Seiten dieser Erzählung enthalten den Stoff zu einem ganzen Roman, ein halbes Dutzend Menschenschicksale werden in ihren entscheidenden Punkten zusammengefaßt, sie laufen gleich ebenso vielen Straßen in einen Stern zusammen, von dem der Leser nun mit einiger Phantasie jedes einzelne Schicksal aus dämmernden Anfängen her verfolgen kann, ein Meisterstück epischer Ballung. Die Vielseitigkeit dieses Dichters zeigt sich im Vergleich des ersten mit dem zweiten Stück, der „Kleinstadtgeschichte", die mit dem behaglichen Humor eines Heinrich Seidel erzählt wird. Leider kommt diese Gottesgabe, die bei Paul Ernst sehr echt und gesund ist, viel zu selten zu ihrem Recht in diesen Erzählungen wie auch in Ernsts Romanen. Es ist eine Folge der sittlich-ernsten Lebensrichtung dieses immer um hohe Ziele ringenden Dichters. „Saat auf Hoffnung" streut er nicht nur in dem so benannten Roman aus, immer will er zur Klärung der Zeitideen, zur Gesundung der Menschheit beitragen.

Dieser Roman setzt sich mit dem Gedanken des Sozialismus auseinander. Aber nicht vom Blickpunkt der politischen Arena aus, sondern aus der Vogelschau, mit der Gesichtsweite des kreisenden Falken. Der Bergwerkbesitzer Steinbeißer und sein Sohn Kurt haben volles Verständnis für die sozialen Aufgaben der Zeit, aber ihre Reformen redlicher Fürsorge scheitern im Sinn der von Paul Ernst an anderer Stelle einmal sehr fein ausgelegten tragischen Idee: der Kreuzung zweier Notwendigkeiten, in deren Kreuzpunkt der Held steht, dem jene beiden Notwendigkeiten in psychologischer Perspektive als ein tragischer Konflikt erscheinen. Steinbeißer findet keinen anderen Ausweg als den Freitod aus diesem Konflikt, der, aus höherer Warte gesehen, eine Folge von Mißverständnissen ist. Freilich nach irdischen Begriffen kaum entwirrbar, denn er gipfelt in einem Brudermord, den Steinbeißer vor Jahrzehnten begangen hat. Diese Wirren, die zu einem Arbeiteraufstand mit Mord und Totschlag führen, sind für den Dichter nicht viel mehr als der Kanevas, auf den er seine ethischen und soziologischen Anschauungen stickt. Sein Glaube an einen höheren Sinn des Daseins, seine Hoffnung auf eine Verbrüderung der Menschheit bleiben unerschütterlich. Und so zart sind die Fäden seiner Beweisführung, daß er über den Trieb der Fürsorge noch die Frage nach der inneren Freiheit und Übergesetzlichkeit der Handelnden stellt, daß der Selbstmörder keine Sühne sucht und nicht für seinen Ruf fürchtet, sondern für die Folgen in den moralischen Anschauungen derer, denen er ein Wohltäter und Muster war. Aber nirgends wirken diese Deutungen lehrhaft, die verästelten Vorgänge sind in meisterlicher epischer Form so packend und spannend gestaltet, daß der Leser fast unmerklich zu den Richtungen einer großen, tiefdurchdachten Weltauslegung geführt wird. Paul Ernst bietet in seinen Werken, die in keiner guten Bücherstube fehlen sollten, „goldene Äpfel in silbernen Schalen", um einen Lieblingsausdruck Goethes zu gebrauchen.

★

Zu den Schwierigkeiten und Hemmnissen der gegenwärtigen deutschen Literaturentwicklung, die zu Beginn dieser Umschau aufgezählt wurden, gehört auch das Irrewerden vieler Schriftsteller an sich selbst, die nur von ganz neuen Wegen, von völliger Umstellung, von restloser Anpassung an den Zeitgeschmack

das Heil erhoffen. Da klagte unlängst ein so kluger Kopf wie Heinrich Mann: „Der Kunst des Schreibens bleibt weiter nichts übrig als Lebensnähe. Die Tatsache des Erwerbes drängt dorthin, denn sie erfüllt den Schriftsteller früh und endgültig, wie jeden anderen, der leben soll ... Der Ruhm würde bedeuten, fünfzehn Jahre erfolglos zu arbeiten, auch dann noch von ihm allein nicht leben zu können."

Als ob Lebensnähe und Ruhm Gegensätze wären! Wollte man beides in einer Formel zusammenbringen (die in jedem Fall durch Beispiele, etwa durch das Josef Winklers, korrigiert würde), so könnte sie doch nur lauten: Lebensnähe ist notwendig, Ruhm ist nicht notwendig. Jedenfalls ist von dieser Theorie Heinrich Manns in seinem neuen Roman **Eugénie oder die Bürgerzeit** nichts zu spüren. Er ist nicht lebensnah, denn er spielt in der Gründerzeit nach dem Kriege 1870/71 und schildert getreu die damaligen Menschen, Anschauungen und Zustände, die uns heute ziemlich fremd anmuten. Der Anfang ist sehr hübsch und zart. Man hofft schon, daß Heinrich Mann auf dem hohen künstlerischen Pfad, den er mit seinem vorletzten Roman „Mutter Maria" betreten hat, weiterschreiten wird. Aber bald sieht man sich enttäuscht. Zwar wird sogleich die weibliche Hauptgestalt, die an Doppelgängerinnen in früheren Romanen der Brüder Mann erinnert, sehr lebendig charakterisiert. Sie ist Südfranzösin, 22 Jahre alt und fühlt sich an der Seite ihres Mannes, des Konsuls West in der Hansastadt, durchaus nicht am Ziel ihrer Wünsche. Gerade unter dem Bürgertum, das sie hier ehrbar und zünftig umgibt, spürt sie die geheimnisvolle Anziehungskraft eines Abenteurers und großzügigen Spekulanten namens Pidohn: „die Kleidung schwarz, das Haar von schwarzer Glätte und zwischen schwarzen Backenbärten dies gelbgefärbte, teuflische Gesicht." Huhu macht man unwillkürlich, und zwar mit Recht. Denn dieser Pidohn — wenn er lacht, „trennen sich seine schwarzen Brauen und schnellen an den Rändern der Stirn spitz hinauf" — ist der böse Geist des Romans, der Familie, der Stadt. Das Verhältnis zwischen ihm und Gabriele hängt wie eine Bombe mit angestelltem Zünder über der Handlung. Und als nun ein greiser Dichter — man denkt an Geibel oder an Jordan — die beiden für sein Salondrama gewinnt, in dem sie Napoleon III. und Eugénie darstellen sollen, fürchtet man das Schlimmste. Zumal da die Vorbereitungen und die Proben dieses Stücks zuletzt die Haupthandlung des Romans ausmachen, in dem noch eine Kusine Gabrieles und zwei Infanterieleutnants der Lübecker Garnison hineinspielen. Offenbar hat Heinrich Mann sich hier äußerster Objektivität befleißigt, er karikiert die Leutnants in keinem Zuge, aber so werden ein paar schrecklich langweilige Menschen daraus, deren steter Liebeskummer und Lebenspläne auf die Dauer — und diese Dauer ist beträchtlich — schwer zu ertragen sind. Mann setzt schließlich den Zusammenbruch Napoleons III. in Parallele zu dem des schwarzen Herrn Pidohn, der auch Gabrieles Mann, den Konsul West, ruiniert. Aber in einer erhabenen Schlußszene steht West neben Gabriele und schaut in den symbolisch aufdämmernden Morgen. „Wir haben nichts, aber wir haben einander," sagt sie. Und er liest in der Schrift des Morgens, rosig auf perlgrau, die Worte: „Lernet ertragen!" Schluß.

Wer meint hier nicht ein spöttisches Lächeln bei Heinrich Mann zu sehen? Ist das Ganze mit diesem spießbürgerlichen Gesichtskreis Ironie? Eine leise Parodie auf die „Buddenbrocks", mit dem versteckten Wunsch, doch deren Leser zu finden — ähnlich wie Wilhelm Hauff es mit seinem „Mann im Monde" beabsichtigte? Aber wo bleibt die „Lebensnähe", wenn auch der Verzicht auf Ruhm in diesem Fall als gelungen bestätigt werden muß. Zurück zu „Mutter Maria", Heinrich Mann! Zurück: das will sagen vorwärts zu einem der großen menschlichen Bekenntnisse, das in jenem bedeutenden Roman gegeben ist!

Beherzter hat **Wilhelm Stücklen** den Stoff seines Romans **Das Tulipanschiff** angepackt. „Der Polizeimann, der am 19. Mai 1925 an der westlichen Heerengracht zu Amsterdam den Verkehr beaufsichtigte, wird hoffentlich nie erfahren, wie nahe er an jenem Tage einem gewaltsamen und furchtbaren Tode war. Die Haare könnten ihm noch nachträglich davon weiß werden." So lautet der erste Satz, ein Sprung in medias res, in die sehr lebendige Erzählung. Mittelpunkt auch hier eine junge Patrizierin, Everdina Kardehols, 24 Jahre alt, Tochter eines Amsterdamer Bankiers, die mit Heinrich Manns Gabriele manchen Zug gemeinsam hat, vor allem den einer grenzenlosen Sehnsucht nach Ungewöhnlichem, nach Abenteuern, stürmischem Meer, stürmischer Liebe. Everdina führt dieser Trieb zu einer Liebelei mit dem jungen griechischen Börsenmakler Achill Chrysophrasos, den der Verfasser sogleich selber einen Schurken nennt. Zwischen ihm und einem bärenhaften Russen, Pawel Uchonin, spielt sich nun der Kampf um die junge Bankierstochter ab, der den Inhalt des durchweg spannenden Romans ausmacht. Ihr Vater, der schon seit Monaten mit abgefeimter Kunst seine vielen Gläubiger an der Nase herumführt, macht, dank einer Verräterei des Griechen Bankrott, Vater und Tochter wären verloren, wenn nicht der verliebte Pawel Uchonin im entscheidenden Moment die von seinen großen Besitztümern in Rußland auf der Flucht vor den Bolschewiki geretteten Juwelen opferte. Ihr Wert reicht nicht nur hin, den etwas vertatterten Bankier zu sanieren, auch die vielen Kämpfe, die das Liebespaar bestehen muß, vor allem gegen die abgefeimten Intrigen des Börsen=

maklers, würden ohne diesen nervus rerum kaum zu glücklichem Ausgang gelangen.

Wilhelm Stücklen hat sich zuerst durch seine gelungene Komödie „Die Straße nach Steinaych" bekannt gemacht. In diesem Roman, seinem ersten soviel ich weiß, merkt man die optische Einstellung des berufenen Bühnenschriftstellers, der Charaktere eigenartig zu profilieren, seltsame Begebenheiten dramatisch zuzuspitzen und szenisch zu veranschaulichen weiß. Wer die Maßstäbe strenger epischer Objektivität und Ruhe anlegt, wird dies kritisch aufmutzen können, Leser, die sich unbefangen dem Genuß eines spannenden Buchs hingeben, werden es kaum merken, werden vor allem der weiblichen Hauptgestalt als einem merkwürdigen Typ der modernen Frau ihre Aufmerksamkeit schenken: im Grunde anständig, aber leichtsinnig, überwach, unbedenklich; sie weiß nicht recht, was sie will; unbefriedigte Wünsche machen sie in ihrer Selbstsucht schwankend, bis sie endlich festen Boden an der Seite eines starken Mannes findet, dessen Zukunft und wahres Wesen der Erzähler bis nahe zum Schluß geschickt mit halbem Licht umspielt.

Schwächer in der Erfindungsgabe und Technik, stärker an Gefühl und dichterischer Wärme ist ein junger Erzähler, Hermann Eris Busse, von dem kurz hintereinander zwei Romane erschienen sind: Tulipan und die Frauen und Die kleine Frau von Welt. Die beiden vorliegenden Romane ähneln sich wie Zwillinge. Im Stoff, in Lebensdrang und Liebe, in der Landschaft und Umwelt, in dem süddeutschen Menschenschlag, in der träumerischen Fernsicht und steten Unrast. Daß Tulipan der Sohn eines Gärtners ist, scheint bei diesem Freiburger Poeten selbstverständlich, erdverbunden muß er schon sein und säen, pflanzen, Blumen ziehen sind die rechten Beschäftigungen für ihn, allenfalls würde noch ein Förster, Winzer, Küfer oder Taugenichts in Frage kommen. Tulipan selbst ist solch ein Schwärmer und Träumer, der die Heimat auf zehn Jahre verläßt und sie nach seiner Rückkehr sich Stück für Stück wiedererobern muß, aber immer wieder fortgetrieben wird von seltsamer Unrast. Drei Frauen treten in seinen Lebenskreis und beunruhigen sein sehnsüchtiges Dichterherz, bis ihm endlich Regina, seine Königin, Ruhe und Heimat wiedergibt. „Er legt daheim die Hand an die Stämme der Obstbäume und er legt den Mund an die Röhre des Brunnens, er wirkt als gesunder Mensch im Atem der Welt und rhythmisch im Pulse der Zeit."

„Angela und die Männer" könnte man den anderen Roman des Dichters Die kleine Frau Welt nennen. Sie ist ein entsprungnes Nönnlein, allerliebst ihr Abschied von der verstehenden Mutter Maria und ihr leichtbeschwingtes Wanderleben. Wie ein Schmetterling gaukelt sie sicher dahin und nascht an mancher Blume, ohne doch den Goldstaub von den Flügeln zu verlieren. Endlich, mit 40 Jahren, findet auch sie den Hafen der Heimat wieder und den Kreis beruhigender Wirksamkeit. Bei beiden Romanen kommt es nicht auf das bißchen „Handlung" an, das sie enthalten, sondern auf das Herz, das darin schlägt, die dichterischen Bekenntnisse, Einsichten und endlich eine Darstellung die in das Mondsilber Eichendorffscher Romantik getaucht scheint. Hermann Eris Busse ist eine erfreuliche neue Bekanntschaft, ein liebenswerter Dichter.

*

Es wird sehr vielen unserer Leser eine Freude sein zu hören, daß der Roman Die mit den tausend Kindern von Clara Viebig, der hier zu Beginn des neuen Jahrganges abgedruckt wurde, jetzt als Buch (in der Deutschen Verlags-Anstalt zu Stuttgart) erschienen ist. Er ist sehr gediegen ausgestattet, würdig des Gehalts an fraulicher, mütterlicher Wärme und Tiefe, durch den sich dieser schöne Roman auszeichnet.

Heinrich Sohnrey und die deutsche Volkskunde. Von Johannes Bolte

Heinrich Sohnrey, der am 19. Juni 1929 sein siebzigstes Lebensjahr vollendet, ist aus dem niedersächsischen Bauernstamm hervorgegangen und hat diesem einen Hauptteil seiner Lebensarbeit gewidmet. Schon auf dem Seminar zu Hannover fühlte der 1859 im Dorfe Jühnde in der Nähe von Göttingen geborene und halb wider seinen Willen zum Lehrerberufe bestimmte Jüngling den brennenden Drang in sich, ein Schriftsteller zu werden und die Gestalten und Schicksale der Menschen seiner Heimat in Erzählungen darzustellen. Seine rege Beobachtungsgabe schärfte sich, als er noch vor Vollendung des zwanzigsten Jahres eine Lehrerstelle im Solling, dem zwischen Leine und Weser abseits vom großen Verkehr gelegenen Waldgebirge, erhielt und in diesem einst von den Cheruskern bewohnten Gebiete ein Volkstum von ursprünglicher Kraft und Frische kennenlernte. Auch als er sechs Jahre später dem Schuldienst entsagte, blieb seine Liebe diesem Ländchen treu; und oftmals kehrte er, nachdem er sich weithin im großen deutschen Vaterland umgesehen und in Berlin seinen Wohnsitz genommen hatte, dorthin zu kürzerem Aufenthalt zurück.

Im Solling sammelte er eifrig Ortssagen, Lieder und Sprichwörter und wies seine Berufsgenossen in Vorträgen auf die Bedeutung der Volkssagen für die nationale Erziehung und für den heimatkundlichen Unter-

richt hin. Zugleich aber gewahrte er, welche Gefahren dem Ursprünglichen und Kernhaften auf dem Lande durch die wirtschaftliche Entwicklung der siebziger und achtziger Jahre drohten, wie die vordringende Industrie und die „rationelle" Landwirtschaft mit ihrer Verkoppelung und Aufteilung der Äcker im Dorfbilde, im Gemeinschaftsleben und im Leben der Familien verwüstend wirkte. Er entwarf in seinen Dorfgeschichten soziale Spiegelbilder, die, mit warmem Herzen geschrieben, sowohl bei den Landbewohnern als in den höher gebildeten Kreisen Aufsehen erregten, zumal sie nicht bloße Idealgestalten vorführten, sondern auch Hartherzigkeit, Unlauterkeit, Prozeßsucht lebendig schilderten. Seiner Erzählung Verschworen — verloren (1888) ließ er einen Vortrag über dasselbe Thema, den Meineid im Volksbewußtsein, folgen. Eine bahnbrechende Leistung für seine sozialreformerischen Gedanken war die Begründung der Zeitschrift „Das Land" im Jahre 1893 und später seine Tätigkeit im Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege.

Doch nicht Sohnreys hervorragende Verdienste um die Heimatkunst und um die praktische Fürsorge für die ländliche Wohlfahrt will ich hier besprechen, sondern sein Wirken für die Wissenschaft der Volkskunde, das freilich mit jenen Leistungen in engem Zusammenhange steht. Oft hat Jacob Grimm, der Altmeister der germanistischen Wissenschaft, betont, daß die Sammlung aller Überlieferungen, Sagen, Fabeln und Märchen des Volks ein wertvolles, ja unentbehrliches Mittel für das Studium unserer alten Dichtung sei, und seine Mahnrufe haben eifrige Nachfolge geweckt. Sohnrey erblickt indessen bei vielen solcher Werke, wie er in der Vorrede seines neuesten Buches ausspricht, einen gewissen Mangel darin, daß die volkskundlichen Schatzgräber wohl die Blätter, Blüten und Früchte des Volkstumsbaums einsammeln, sich aber um den Stamm, der die Früchte trägt, nicht kümmern. Er glaubt, zuvor den Menschen der Landschaft ins Auge fassen zu sollen, da uns erst dann Sitten, Sagen und Sprichwörter völlig nahekommen, und greift deshalb typische Gestalten der Landschaft aus der Masse heraus. Einem ähnlichen Gedanken über die besonderen Eigenschaften des Individuums innerhalb der Masse des Volkes folgt übrigens auch der treffliche Sammler der holsteinischen Volksmärchen Wilhelm Wisser, wenn er in der Schilderung seiner Märchensuche (1926) Charakterbilder seiner Gewährsleute entwirft. In der Aufzeichnung der Volksüberlieferungen bemüht sich Sohnrey stets um getreue Wiedergabe, indem er auf Deutung und Vergleichung anderweitiger Seitenstücke verzichtet, und unterscheidet davon die dichterische Ausgestaltung von Stoffen aus dem Volkstum des Sollings, wie sie seine novellistischen Bücher bieten.

Eine gewisse Mittelstellung zwischen diesen beiden Gattungen nimmt sein 1894 veröffentlichter, jetzt bereits in 14. Auflage vorliegender Band Die hinter den Bergen, Gestalten und Geschichten aus dem hannoverschen Berglande (alle im folgenden genannten Bücher Sohnreys sind in der Deutschen Landbuchhandlung zu Berlin erschienen), ein. Da treten uns entgegen der strebsame Knecht, der unverbesserliche Säufer, der geizige Brautvater, der ewige Bräutigam, die treue Magd, die bei jedem Antrage in Tränen ausbrechende Witwe, die an Todesvorzeichen glaubende Großmutter, die Schlägerei am Kaisergeburtstag und andere ergötzliche Begebenheiten. Das Hauptwerk aber, die eigentliche Volkskunde des Sollings, bilden die beiden 1924 und 1927 erschienenen Bände Die Sollinger und Tchiff tchaff, toho (d. i. der Jagdruf des wilden Jägers Hackelberg), in denen das Ergebnis einer mehr als vierzigjährigen Sammeltätigkeit niedergelegt ist. Eingehend führt Sohnrey hier die gar mannigfachen Bräuche vor, die sich an die Hauptereignisse des menschlichen Lebens, Geburt, Hochzeit und Tod, an die Feste des Jahres und an die Arbeit des Alltags knüpfen, und tritt energisch für ihre Erhaltung ein: „Reißt die Sitten und Bräuche und all das eigenartige Tun und Treiben, Denken und Dichten, wie es aus dem Volkstumquell hervorsprudelt, aus dem Landvolke, und durch unsere Dörfer zieht Öde und Langeweile; unserm Jungvolke insbesondere entschwindet der wesenhafteste Teil der Lebensfreude, die ihm die weltentlegene Heimat unvergleichlich lieb und teuer macht." Kürzer bespricht er Hausbau, Tracht und Mundart der Landschaft, weist auf Besonderheiten der einzelnen Dörfer hin. Um so eingehendere Würdigung findet alles, was auf das Innenleben und den Volkscharakter Licht wirft: Aberglauben, Ortssagen, Sprichwörter und Schwänke. Unter den einzelnen Berufen wird die mit der Waldwirtschaft zusammenhängende Tätigkeit der Köhler, Jäger und — Wilddiebe genauer geschildert; von vielen typischen Gestalten, einem klugen Schäfer, einem philosophischen Töpfer u. a., erhalten wir biographische Charakteristiken und sogar Porträtzeichnungen. In der Sagenwelt spielt der wilde Jäger Hackelberg, dessen Grab schon im 16. Jahrhundert dort gezeigt wurde,

eine besondere Rolle. Zu den spaßhaft anmutenden Bräuchen gehört das „Nötigen" des Gastes, zu den derberen der Biuß, d. h. ein mit Wasser oder Asche gefüllter irdener Topf, der plötzlich unter eine Kaffeegesellschaft geworfen wird. Ehescheidungen kommen nicht vor; als ein Pastor hört, daß ein Bauer seine Frau mißhandele und sie mitleidig danach fragt, erwidert sie unwillig: „Ach was, ich kriege nicht mehr Schläge, als einer Frau zukommt." Nicht unbedenklich ist die Vorliebe der Sollinger für den Branntwein, das Nationalgetränk. So steht auf einem Trinkglase zu lesen: „Doktor Martin Luther spricht: Wasser tut es freilich nicht." Von Mutter Dörnte berichtet Sohnrey, daß sie infolge der am Silvesterabend genossenen Branntweinkaltschale mit eingebrocktem Honigkuchen am andern Morgen in der Kirche einschlief; als nun der Kirchenvorsteher mit dem Klingelbeutel kam und sie anstieß, erwachte sie und rief laut: „Nun auch keinen Tropfen mehr!" Solche humorvollen „Stippstörken" werden die Sollinger gewiß ihrem Sohnrey nicht verübeln, vielmehr sich selber Glück wünschen, daß sie einen so liebevollen und treuen Schilderer gefunden haben.

Noch sind zwei frühere volkskundliche Bücher Sohnreys zu erwähnen, die über die Grenzen Südhannovers hinausreichen: eine Reihe von Schwänken und Schnurren, betitelt Das lachende Dorf, zu der auch Mecklenburg, die Pfalz und das übrige Deutschland beigesteuert haben, und die im Auftrage des Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege in Gemeinschaft mit Dr. E. Kück herausgegebenen Feste und Spiele des deutschen Landvolks (1909). Zu diesem höchst verdienstlichen, auf einem umfangreichen Material aufgebauten Werke gab der Wunsch Anlaß, die althergebrachten dörflichen Feste und Spiele, Tänze und Lieder vor der beginnenden Verwahrlosung zu schützen, auch dort, wo öde Profitsucht den Dorfanger bereits in Kohl- und Kartoffelland umgewandelt hatte. Die knappe und anschauliche Darstellung wird durch sorgsame Quellenangaben gestützt und bietet eine Fundgrube und Anregung auch für weitere Forschungen.

★

Sohnreys „Kunst auf dem Lande"

Im Anschluß an des gelehrten Forschers Johannes Bolte Ausführungen sei auf noch ein Werk hingewiesen, das im Lebenswerk des Siebzigjährigen einen wichtigen Platz einnimmt.

Heinrich Sohnrey hat auf volkskundlichem Gebiet gelehrte Arbeit geleistet, und vieles, was er erforscht und erkannt hat, ist seinem dichterischen Schaffen zugute gekommen. Eine Probe seiner Erzählungskunst haben die Leser dieses Heftes vor einiger Zeit in der liebenswerten Novelle „Das schwarzbraune Mägdlein" genossen. Aber Sohnrey war immer auch ein Mann praktischer Arbeit, und eine seiner schönsten Leistungen auf diesem Gebiet hat er im Verlage von Velhagen & Klasing erscheinen lassen. Es ist das seit langem bekannte Buch „Kunst auf dem Lande", ein Wegweiser für die Pflege des Schönen und des Heimatsinnes im deutschen Dorf, und es ist ein freundlicher Zufall, daß die neue Auflage des einflußreichen Werks grade in den Tagen seines 70. Geburtstages fertiggestellt sein wird. Sohnrey hat das Buch nicht selbst geschrieben, aber er hat es herausgegeben, und das will in diesem Fall heißen: es trägt das Gepräge seines Geistes und seines Willens. Er hat die neue Auflage vollständig neugestaltet, zum Teil mit Hilfe frisch geworbener Mitarbeiter und unterstützt durch den deutschen Bund „Heimatschutz". Sohnrey sieht sehr klar. Er weiß, daß das Land dem allgemeinen Zeitgeist kein eigenes starkes Lebensgefühl andrer Art entgegenzusetzen vermag. Doch das entmutigt ihn nicht. Er will, daß die Kunst auf dem Lande nicht im Schmollwinkel steht, sondern sich mitreißen läßt vom Zug der Zeit, auch von Rationalisierung und Technisierung. Dieser Kämpfer für die Heimat und ihr Antlitz ist kein Romantiker. Er versteht, daß der Bauer praktisch denkt, denken muß, daß er Blechbau und Pappdächer nicht ablehnen kann, weil sie ins überlieferte Bild der Heimat nicht passen. Aber er will, daß sich das Neue nicht gedankenlos und roh durchsetzt, daß es künstlerisch geformt und gefaßt wird, daß man sich verpflichtet fühlt, anständig und nicht schluderhaft, geschmackvoll und nicht barbarisch zu arbeiten.

Unter den Mitarbeitern des reich illustrierten Buches finden wir die besten Namen vereinigt. Über das Dorf schreibt Robert Mielke. Peter Jessens Aufsatz über Haus und Wohnung in alter Zeit ist von Richard Dethlefsen ergänzt worden. Den Garten auf dem Lande behandelt Paul Schultze-Naumburg, Tracht und Schmuck O. Schwindrazheim. Höchst aufschlußreich ist der Beitrag über neuzeitliches Bauen auf dem Lande von Werner Lindner. Über Werkstoff und Farben schreibt Gustav Wolf, über ländliche Wohnungseinrichtung Th. Behme — man sieht, ein sehr mannigfaltiges, ein sehr gegenwärtiges Buch, Zeugnis für die zukunftsgläubige Frische des Herausgebers. Dr. K. R.



Abstieg. Gemälde von Georg Ehmig

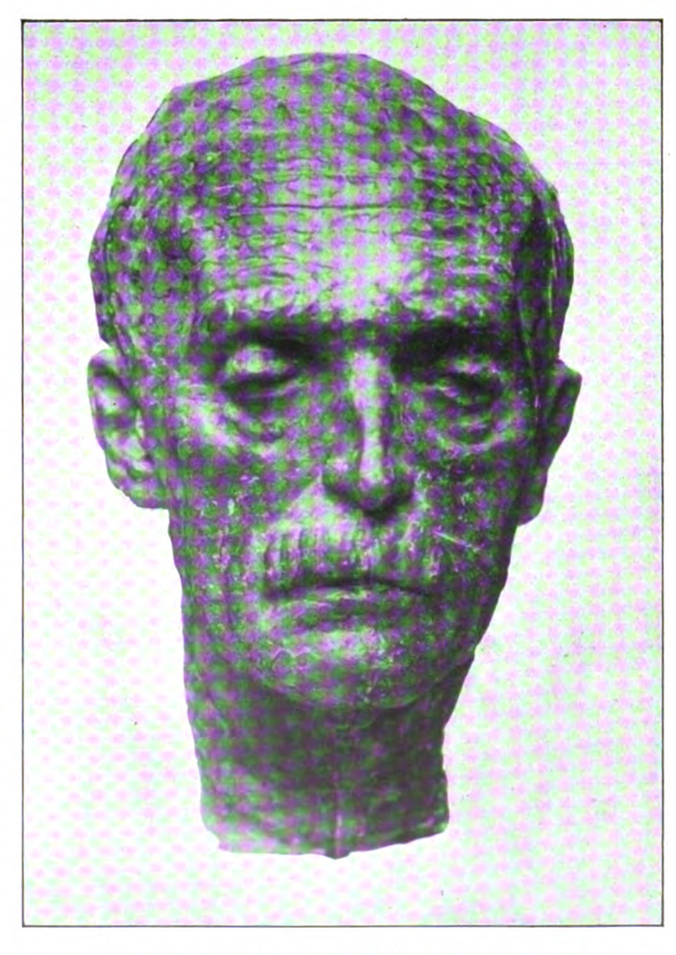
Illustrierte Rundschau

Joseph Thoraks Bode-Büste — Sommermode — Sammlung Spiridon — Tierbilder — Stickereien von Prof. Irma Goecke — Galanterien aus Kelsterbacher Porzellan — Zu unsern Bildern — Ernst Zahns neuer Roman — Der Stimmzettel

Wilhelm von Bode, dessen Gedächtnis der Aufsatz über die flämische Landschaftsmalerei dankbar erneuert, war ein so lebendiger Mensch, daß ihn auch die Kunst der Gegenwart zwang, sich mit ihr auseinanderzusetzen. Er war kein Spezialist in selbstgezogenen Grenzen. Gewiß, man denkt vor allem an seine bedeutenden Werke aus der italienischen Renaissance und aus der Welt Rembrandts und seiner Zeitgenossen. Aber wer ihn genauer kannte, erlebte immer wieder Überraschungen. Auch auf entlegenen Gebieten etwa der orientalischen Kunst war er zu Hause, und größte Freude bedeutete es für ihn, in heutigen Schöpfungen Ewiges zu entdecken. So war er, noch in seiner letzten Zeit, ein Förderer und Freund des Bildhauers **Joseph Thorak** geworden und hat ihm sogar eine eigene Schrift gewidmet. Der Künstler, der eine — man muß es schon so sagen: hoheitsvolle Büste Bodes geschaffen hat, stammt aus dem Salzburgischen, d. h. aus dem Barock. Aber er hat — und das mag Bode besonders angezogen haben — den Weg zum klassischen Ahnherrn des Barocks, zu Michelangelo gefunden, und es spricht für die Größe und Wucht von Thoraks Kunst, daß man seinen Namen in so erlauchter Umgebung nennen darf. Thorak hat Sturm und Drang überwunden und sich zu gesammeltem Ernst durchgekämpft, und man wünscht, es möchte ihm vergönnt werden, sein zusammen mit dem Architekten Jean Krämer in Charlottenburg geplantes Denkmal der Arbeit zu schaffen, ein Werk, in dem sich ein Rodin verwandter Formwille auslebt.

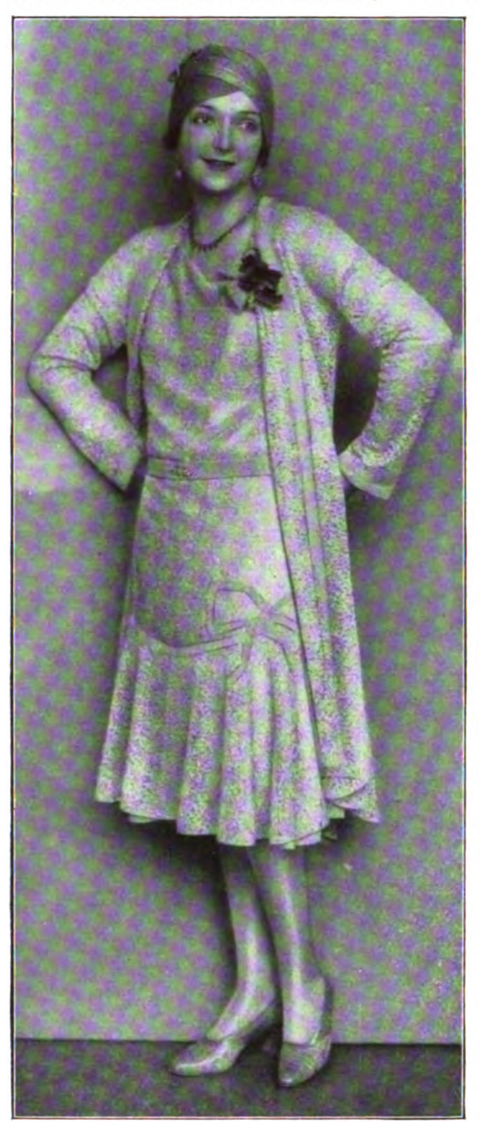
★

Die **Sommermode** bevorzugt, wie uns die Wienerin Claire Patek schreibt, Taffet fleur. Er sieht entzückend duftig aus, ist aber nicht so leicht, wie er scheint, und wenn es sehr heiß werden sollte, wird man die vielen hauchzarten Imprimés bevorzugen, die namentlich gern in allen Abstufungen von Grün getragen werden. Man trägt zum Beispiel ein Moirékrawattenkleid mit rundem Glockenrock. Die Taille hat Prinzeßcharakter. Beigefarbige Spitzen vervollständigen den Eindruck. Dazu ein großer Roßhaarhut, denn die großen Hüte, auch aus florentiner Spitze, haben sich durchgesetzt.



Wilhelm von Bode †. Bildwerk von Joseph Thorak

Hause und wird nun geschlossen in Berlin gezeigt und verkauft. Es ist eine wenig bekannte, aber ausgezeichnete Galerie. Ihre Stärke liegt in den Italienern, wenn sich auch in ihr u. a. ein köstliches Madonnenbild des Josse van Cleve findet und auf ihm ein Stilleben, das die ganze Herrlichkeit des kommenden 17. Jahrhunderts in Holland ahnen läßt. Aber der Kern der Sammlung sind Italiener, und zwar des 15. Jahrhunderts. Die großen Florentiner sind mit Ghirlandajo und Rosselli, die Ferraresen mit Francesco Cossa, die Venezianer mit Crivelli, Bartolomeo Vivarini und Giovanni

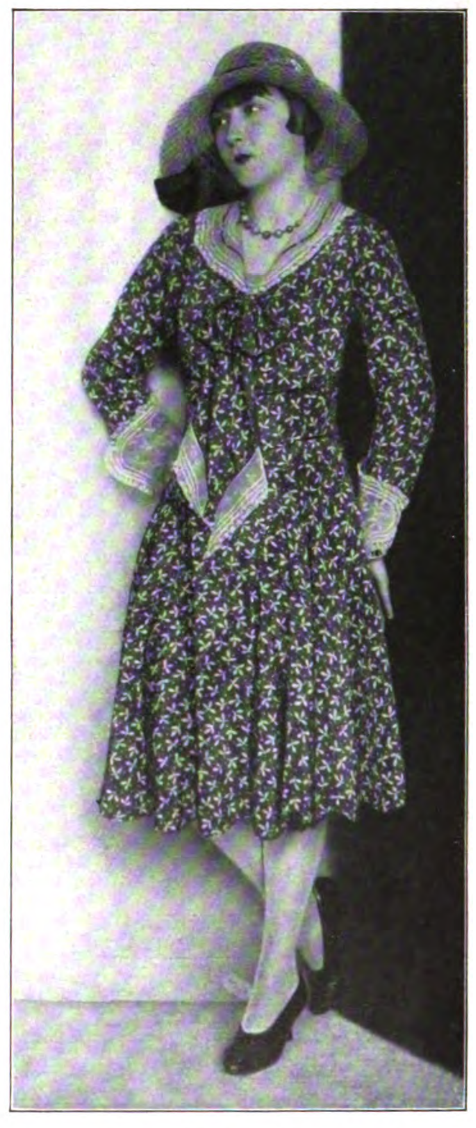


Spitzenkomplett für den Hochsommer
Aufnahme K. Hoffmann

Für die heißesten Tage ist ein Spitzenkomplett in tiefer Volantform mit kleinem Hut sehr kleidsam.

★

Wenn dieses Heft unsern Lesern auf den Tisch gelegt wird, stehen in den Zeitungen vermutlich die Berichte über die Ausstellung und Versteigerung der Sammlung Spiridon. Paul Cassirer ist damit beauftragt worden, ein neuer Beweis dafür, daß Berlin nach dem Kriege an Wichtigkeit für den internationalen Kunsthandel bedeutend zugenommen hat. Denn die Sammlung Spiridon ist in Paris zu



Gemustertes Kleid mit Glockenrock
Aufnahme K. Hoffmann



Gemälde aus der Zeit Botticellis
Aus der Versteigerung der Sammlung Spiridon, Paris, durch P. Cassirer, Berlin

Bellini, die Mailänder mit Bernardino Luini vertreten, lauter hervorragende Namen und, was wichtiger ist, ausgezeichnete Bilder, wie sie aus dieser Zeit nur selten auf den Kunstmarkt kommen. Natürlich fehlt es auch nicht an Gemälden zweifelhaften Ursprungs. Ein unbekannter, Botticelli nahestehender Meister hat die seltsame Novelle des Boccaccio gemalt, ein romantisches Bild. Aber das Gemälde fesselt uns nicht nur durch den Vorgang, den es darstellt, sondern nicht minder durch die Malweise. Die plastische Bestimmtheit ist florentinisch, aber sie zeigt eine so unleugbare Verwandtschaft mit modernen Bestrebungen, daß sie auch dem Laien nicht verborgen bleiben kann. Mancher, der der neuen Kunst zweifelnd gegenübersteht, gewinnt vielleicht Vertrauen, wenn er sieht, daß ähnliche Wege zu verwandten Zielen bereits vor Jahrhunderten Meister gegangen sind, welche wir klassisch nennen.

Die Tafel ist, wie Vasari, der klassische Kunstschriftsteller mitteilt, mit zwei andern für eine Hochzeit im florentiner Hause der Pucci bestimmt gewesen. Sie schöpft aus dem Decamerone (5. Tag, 8. Novelle). Hier wird erzählt, daß Nastagio degli Onesti aus Ravenna eine Jungfrau aus dem Hause der Traversari liebt. Umsonst verschwendet er, um die Spröde zu gewinnen, sein Vermögen. Er zieht sich in einen Wald bei Chiassi zurück und erlebt hier etwas Entsetzliches. Ein Ritter verfolgt ein Mädchen, reißt ihr das Herz aus dem Leibe und wirft es den Hunden vor, und schon beginnt die wilde Jagd von neuem, eine Höllenstrafe, die der Ritter zu dulden hat, weil er sich einst aus Gram über die Kaltherzigkeit seiner Geliebten das Leben nahm. Nastagio bittet seine Freunde und das Mädchen an diesen Ort des Grauens, und unter dem Eindruck dieses Schauspiels erweicht sich das Herz der Geliebten, und sie reicht Nastagio die Hand.



„Bosco“, der jüngste der Schimpansen-Familie, hält eine Ansprache. Photographie C. Schütze



Kopf des Schopfwehrvogels
Photographie C. Schütze

★

In dem von M. A. Hans Bungartz geleiteten Zoologischen Garten zu Hamburg hat der Photograph Carl Schütze eine Anzahl glücklich gelungener Tierbilder angefertigt. Jeder Liebhaber weiß, wie schwer das ist, und jeder Naturkenner erst recht.



Teedecke. Schattenstickerei (écru voile)
Von Prof. Irma Goecke, Dortmund, Kunstgewerbeschule



Sauhatz. Boden einer Tabaksdose aus Kelsterbacher Porzellan Um 1765. 70×55 mm

Um so hervorragende Ergebnisse zu erzielen, braucht es viel Geduld und Liebe und nicht weniger Verständnis für die Tiergattung sowohl wie für das einzelne Tier. Voll unerhörten Lebens ist der kleine Schimpanse, der sich seinen Gefährten viel verständlicher macht, als wir es mit dem zweideutigen Instrument unserer Sprache untereinander vermögen. Bei dem wunderlichen Kopf handelt es sich um ein südamerikanisches Tier, den Schopfwehrvogel, der seinen Namen von zwei Eigentümlichkeiten bekommen hat. Der seltsame Kopf ist mit einem nicht minder auffälligen Schopf geschmückt, und die Flügel sind zur Verteidigung mit Sporen bewehrt.

★

Professor Irma Goecke von der Kunstgewerbeschule in Dortmund hat mit ihren Stickereien auf einer kunstgewerblichen Ausstellung in Stuttgart einen bedeutenden Erfolg errungen. Einige ihrer farbig höchst reizvollen Arbeiten hoffen wir bei Gelegenheit in bunter Wiedergabe zu zeigen. Hier bilden wir eine Decke ab, die in stark stilisierter Stickerei und in einer ungewöhnlich fein abgewogenen Komposition ein arkadisches Hirtenleben dichtet, wenn man will, ein Schäferspiel. Damon bläst die Flöte, Phyllis lauscht. Wasser und Erde. Tal und Gebirge, Herden und Wild, Wolken und Blumen und zärtliche Vögel — alles ist knapp, aber klar angedeutet und schließt sich wie in einem Reigen anmutig bewegt zusammen.

★

Die Galanterien aus Kelsterbacher Porzellan stammen aus dem Prinz Georg-Palais zu Darmstadt. Dr. Kurt Roeder, Kustos der in diesem Palais befindlichen Großherzoglichen Porzellansammlung, gibt uns zu den reizenden Stücken einige fachmännische Notizen. Ursprünglich befand sich in Kelsterbach eine Fayencefabrik. Um 1763 übernahm sie Landgraf Ludwig VII. und machte daraus mit Hilfe des aus Meißen entflohenen Christian Daniel Busch eine schnell aufblühende Porzellanmanufaktur, die freilich ihrem 1768 verstorbenen Schöpfer bald nachfolgte. Das Unternehmen ward wieder eine Fayencefabrik, die bis ins 19. Jahrhundert fleißig, aber künstlerisch unbedeutend arbeitete. Ein Versuch, erneut Porzellan herzustellen, wurde 1790 ohne Erfolg unternommen; die Zeit hatte kein Verständnis mehr für diese Kunst. So hat die Manufaktur nur fünf Jahre bestanden. Ihre Erzeugnisse, die gewöhnlich nicht signiert wurden, sind selten. In Darmstadt erhielt sich eine Sammlung von Galanterien, Tabaksdosen, Stockgriffen, Messerheften aus Ludwigs VII. Nachlaß, manche Dose mit dem Bildnis des Gründers nach Konrad Fiedlers Bildnis. Auf die Jagdleidenschaft des Landgrafen



Aktäon belauscht das Bad der Diana. Deckel einer Tabaksdose aus Kelsterbacher Porzellan. Um 1765. 60×78 mm



Stockgriff mit Büste einer Äffin von Seefried
Kelsterbach-Porzellan. 8×12 cm
Aus der Sammlung im Prinz Georg-Palais, Darmstadt

deuten Darstellungen nach Gemälden der zeitgenössischen Hofmaler. Eine mit mythologischen Vorwürfen geschmückte Dose erinnert an Seekatz. Der Stockgriff mit der Büste einer Äffin stammt von Peter Anton Seefried, der in Nymphenburg gebildet war und den letzten Zeiten der Manufaktur das künstlerische Gepräge gibt.

★

Wie mit einem Naturlaut des Jubels beginnt das Heft mit dem auch farbig stürmisch bewegten Gemälde „Der Hirte" von Prof. Franz Reinhardt. — Einer der besten Frauenmaler des 19. Jahrhunderts war der seit 1872 in Paris tätige Italiener Giovanni Boldini, geistreich, sicher im Geschmack und von blendender Technik (zw. S. 368/369). — Über Rudolf Schiestl ist in diesen Heften wiederholt gesprochen worden. Seine „Wallfahrt nach Gößweinstein" (zw. S. 376/377) erweist ihn aufs neue als den Meister der fränkischen Erde und ihrer Gestalten. — Der Berliner Bildhauer Rudolf Marcuse (geb. 1878) kam 1903 mit dem Rompreis der Berliner Akademie nach Italien und hat hier dauernd wirkende Anregungen empfangen. In seinem prachtvoll modellierten „Schwerttänzer" machen sich auch orientalische Motive bemerkbar. Marcuse ist vor allem durch seine Sportplastiken bekannt geworden. Berlin hat ein Denkmal Mendelssohns, Hamburg ein Denkmal Hagenbecks von ihm. — Christian Schad, geb. 1894 in Miesbach, kurze Zeit ein Schüler Zügels, nach bestimmendem Aufenthalt in Italien tätig in Wien, und jetzt in Berlin, ist ein weltmännischer Maler. Seine Aufgabe ist der Mensch. Er malt kühl, klar und dennoch sinnlich (zw. S. 392/393). — Das Bild von Gustav Colin (1828—1910; zw. S. 400/401) hat eine Geschichte. Es wurde 1863 im Pariser Salon zurückgewiesen, hatte dann im Salon der Abgelehnten einen Riesenerfolg, von Zola seiner glänzenden Lichteffekte wegen gelobt. Dargestellt ist das baskische Pelotaspiel, bei dem es gilt, den von der Gegenpartei gegen eine hohe Wand geschleuderten Ball mit der Faust oder dem Schläger aus Holz oder Stroh wieder gegen die Wand zu schlagen. — Max Beringer dankt seine Bildung München, demnächst Italien, wo ihn die Freskomalerei besonders fesselte, so daß er 1928 mit besondrer Freude im Münchner Glaspalast Fresken gemalt hat. Auch sein „Frundsberg" (zw. S. 444/445) ist in Fresko ausgeführt; es malt sich herrlich auf den nassen Kalkputz, sagt der Künstler. — Georg Ehmigs „Abstieg" (zw. S. 472/473) läßt das Ideal des modernen Malers erkennen: einfache Deutlichkeit. — Die Freunde schöner Frauenhände werden mit Genuß die Hoppésche Photographie der Wiener Tänzerin Tilly Losch betrachten. Diese Hände können jubeln, träumen, tanzen.

★

In diesem Heft beginnt ein neuer Roman von Ernst Zahn; wie wir voraussetzen dürfen: zur Freude unsrer Leser, die den schweizerischen Dichter bei uns in vielen seiner besten Werke bewundern gelernt haben. Der Roman „Gewalt über ihnen" spielt sich wie oft bei Zahn nur unter wenigen Menschen ab. Er behandelt ein tragisches Problem mit tiefem, sittlichem Ernst. Aber er hinterläßt den Leser nicht in verzweifelter Ratlosigkeit, sondern versteht es, die in Leid und Schuld verstrickten Menschen und mit ihnen auch uns auf eine höhere Stufe klärender Anschauung zu führen. Und dieser seelische Weg ist nicht bloß gedacht oder gefühlt, sondern Zahn übt auch hier die große Kunst, volle Menschen zu schaffen und durch eine spannende Handlung zu entwickeln.

★

Auch an dieser Stelle des Heftes sei auf unser Preisausschreiben und insbesondere den Stimmzettel, der es entscheiden soll, hingewiesen. Wir bitten alle Leser, sich der Mühe zu unterziehen, ihn auszufüllen und uns bis zum 20. Juni zu übersenden. Freilich muß dieser kleinen Mühe eine größere vorausgehen, nämlich die Entwürfe, die,



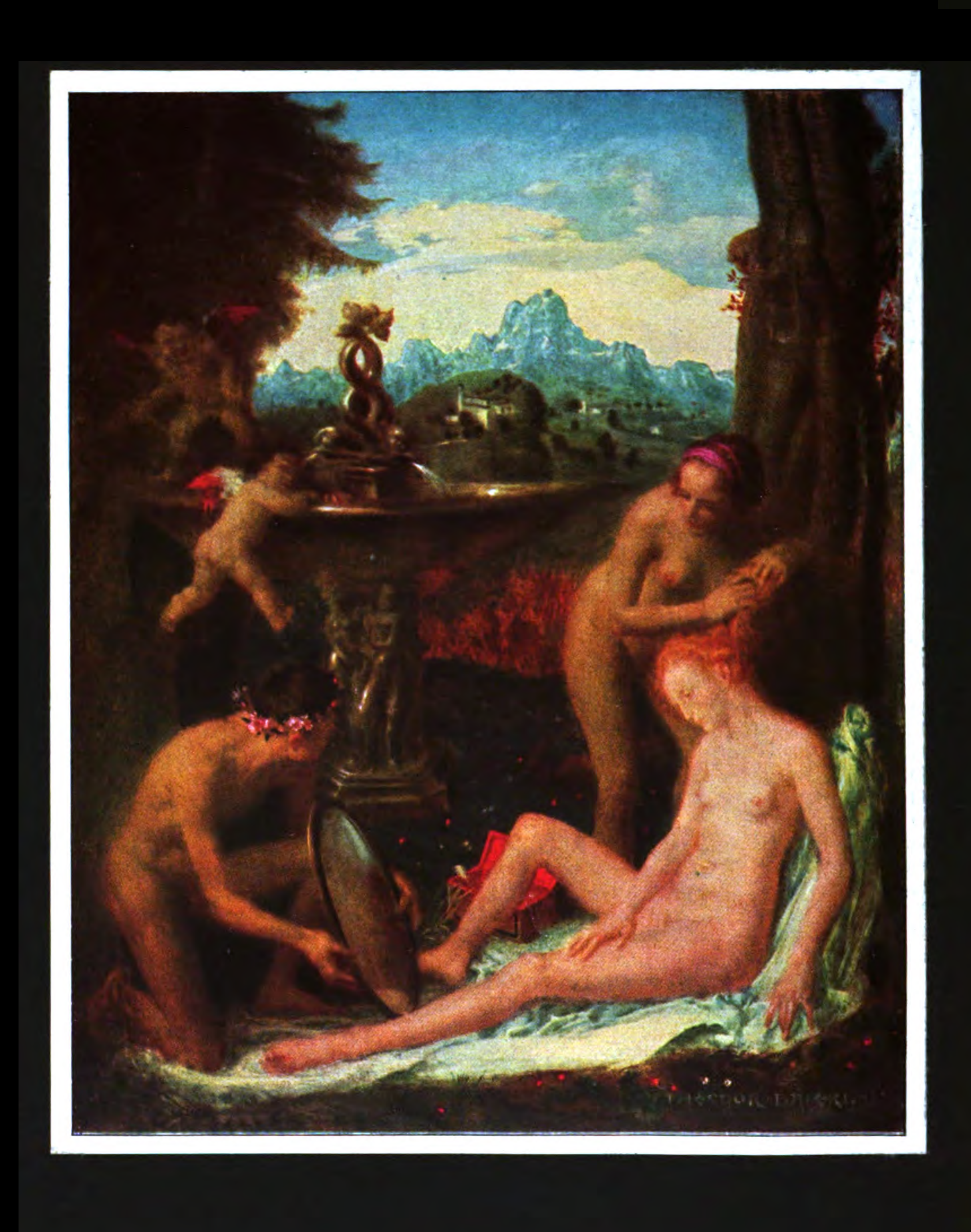
Tanz-Spiel mit den Händen. Die Wiener Tänzerin Tilly Losch
Aufnahme E. O. Hoppé

22 an der Zahl, seit dem Februar in dieser Zeitschrift erschienen sind, genau zu prüfen. Als die Veröffentlichung begann, hat vielleicht dieser oder jener geschwankt, ob er sich mit dem Lesen von Grundrissen belasten soll. Es erscheint auf den ersten Blick manchem ungewohnt. Aber wer sich nur einmal entschließt, so einen Plan verstehen zu wollen, dem wird es auch gelingen, und beim zweiten und dritten Versuch hat er es bereits leicht, eine richtige räumliche Vorstellung zu gewinnen. Gewiß ist es ein Reiz für den Leser, über so ausgezeichnete künstlerische Leistungen ein Laienurteil abzugeben. Gewiß ist es ein zweiter Reiz, durch eine richtige Wahl unter 22 Entwürfen in die Zahl derer eingeordnet zu werden, welche durch das Los ein Anrecht auf 25 000 RM. Baugeld erhalten können. Aber das Schönste ist doch, einmal mit den Plänen selber zu planen und die Hoffnung zu nähren: es ist möglich, zu einem Eigenheim auf einem der hier gewiesenen Wege zu gelangen. Diese Wege sind sämtlich sehr einfach und verschmähen ein repräsentatives Ziel. Wir sollen und müssen sachlich denken lernen. Aber das schadet nicht. Auch mit geringen Mitteln kann man glücklich sein und kultiviert leben. Verzicht bedeutet nicht immer schmerzliche Entsagung. Wer diese Erkenntnis aus dem Studium der 22 Entwürfe mitnimmt, ist nicht bloß für das Eigenheim, sondern auch für das Leben der neuen Zeit gewappnet, ganz gleich, ob er baut oder nicht.

P. W.

Herausgeber: **Paul Oskar Höcker** und **Dr. Paul Weiglin**
Verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin — Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Herm. Goldschmiedt G. m. b. H. in Wien I. Verantwortlich: Dr. Emmerich Morava in Wien I, Wollzeile 11 — Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50





Bad der Venus. Gemälde von Prof. Theodor Baierl



Gewalt über ihnen

Roman von Ernst Zahn

(Fortsetzung)

Der Winter war härter, als er seit Jahren gewesen. Frau Anna hatte solch strenges Wetter sonst besonders geliebt, weil es ihren Mann mehr ans Haus bannte. Jetzt hatte sie dazu nicht Anlaß. Die Geschäfte der Gasthäuser in Anderfluh waren so im Schwung, daß Steinmann alle Augenblicke hinfahren mußte. Auch zu Sitzungen wegen des Bahnbaus, der trotz des Winters dort, wo es möglich war, fortgeführt wurde, war er häufig fort. Aber selbst daheim gehörte er ihr nicht. Es gingen jetzt viele Parteigenossen bei ihm aus und ein, und der Korrespondenzen und sonstigen Schreibereien waren mehr als je.

Das Kurhaus von Oberwald war bis unters Dach mit Wintergästen gefüllt. Den dortigen Direktor aber ließ Steinmann walten und nahm, obgleich jener wiederholt um seinen Besuch bat, nur seine schriftlichen Berichte entgegen. Er zögerte in jene Gegend zu fahren.

Frau Anna hatte allerdings selbst nicht viel Zeit. Hessis Aussteuer nahm sie in Anspruch. Schon einige Male war sie mit der Tochter in der Stadt gewesen, um Einkäufe zu machen. Hessi bebte von Lebensfreude. Sie entdeckte immer neue Vorteile an ihrem Verlobten und ihrem Glück. Ihre Vergnügtheit steckte Frau Anna an.

Jakob Steinmann ließ die Frauen gewähren. Er tat nur seinen Beutel immer wieder weit auf.

Frau Anna konnte seine Gebewilligkeit nicht genug rühmen. „Der Vater kauft dir das Blaue vom Himmel herunter, wenn du es haben willst," sagte sie zu Hessi.

Steinmann hatte nicht Muße, sich darum zu kümmern, was seine Leute mit seinem Gelde machten. Die Fäden seiner Unternehmungen liefen durch seine Finger wie die Seide durch die Hand eines Zettlers. Er fühlte sie sich straffen, entwirrte sich verwickelnde, hatte Auge für jeden. Und alles gedieh ihm nach Berechnung und Wunsch. Er spürte auch den Pulsschlag des politischen Lebens. Auf seinen Geschäftsreisen begegnete er dem Volk der Stimmfähigen und Stimmwilligen und hörte am Wirtstisch und anderswo, daß die entrechtete Gegenpartei am Werke war und Kämpfe bevorstanden. „Sie sind von alters her am Ruder gewesen und haben viel Gutes gewirkt," rühmte hier einer diese früheren Landesherren. Und ein anderer, den er als ruhig und vernünftig kannte, äußerte, man könne auch einmal wieder andere zeigen lassen, was sie wert seien. Die Zeit kam — er fühlte das — den Gesinnungsgenossen gegenüber sein Versprechen einzulösen und sie mit seinem ganzen Einflusse zu stützen. Wie jede neue Aufgabe seine Widerstandskraft stählte, so erwachten auch jetzt sein Wille und seine Tatfreude. Ohne große Überraschung brachte er in Erfahrung, daß hinter den Bemühungen der Gegenpartei auch Felix Huber und seine Familie standen. Er erkannte in seinem künftigen Schwiegersohn einen brennenden Ehrgeiz und wappnete sich, ohne ihm eigentlich zu zürnen, zur Abwehr. ‚Nicht ein Mann

allein,' dachte er, „Jugend stand auf, um das Alter vom Platze zu drängen!' Er setzte die Zähne zusammen. Er wollte sich noch wehren!

In diesen Tagen machte ihm Frau Katharinas rascheres Altern starken Eindruck. Die starke und herbe Mutter, die solange nicht hatte klein beigeben wollen, wich langsam dem Gesetz der Zeit! Die Erkenntnis dessen erregte ihn so, daß er sie manchmal mit lauter Stimme anrief, wenn er sah, wie ihr in einem Anfall von Schwäche der Kopf auf die Brust sank. Er wollte sie noch vor sich haben! Er wehrte sich dagegen, daß sie selbst ein erstes Beispiel des Unterliegens gebe. Solange sie noch lebte, war er immer noch der Jüngere, der Sohn. So war sie ihm in mehr als einer Beziehung eine Vorbedeutung. Dann wieder erwuchs ihm aus dem Anblick ihres Alters das Bewußtsein, daß er noch in der Vollkraft der Jahre stand, und er nahm sich mächtiger zusammen. Er war der erste und letzte im Hause. Oft fuhr er schon vor Tag mit seinem Fuhrwerk aus, oder stieg in einen seiner in den Bergen liegenden Ställe, wo ein Stück Vieh krank oder trächtig war. Er kannte und spürte keine Müdigkeit. Muskeln und Sehnen waren ihm gestrafft. Ein Gefühl der Bemeisterung, der Überlegenheit weitete ihm die Brust und steigerte seine Arbeitsfreude. In allem Trubel des Alltags aber sang wie ein Glöcklein im Wintersturm die Erinnerung an Meise Zurmatten in seinem Innern, jetzt im Lärm fast erstickt, jetzt aus der Stille einer Dämmerstunde, aus dem Schweigen der Nacht deutlich und lieblich hervorklingend. Noch war er sich nicht klar über ihr Wesen, grübelte unwillkürlich noch nicht ihrem Tiefsten nach. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft versanken nur manchmal ob dem Wohllaut ihrer Stimme. Und plötzlich war der Wunsch wieder da, dem Alltag zu entlaufen und den einsamen Winterweg nach der Schönehütte zu tun. Er überlegte sich nicht, was er dort wollte. Es war nur ein fast traumhafter Trieb in ihm, der am stärksten war, wenn sein Gefühl des Nochnichtaltseins auf seinem Gipfel stand. An ihm entzündete sich der unbewußte Ehrgeiz nach einem neuen, unklaren Ziele, dessen Erreichung sonst nur Jüngeren beschieden schien.

Eines Tages, als er in Anderfluh bei seinem Neffen Franz einer Besprechung mit den Bahnunternehmern gepflogen, dann mit diesem Leiter der Gasthöfe von seinen Geschäften gehandelt, brach er spät abends noch im Schlitten nach Oberwald auf, übernachtete im Kurhaus, wo man über seinen plötzlichen Besuch erstaunt war, und erklärte am folgenden Morgen, sich ein paar Erholungsstunden gönnen und einen Spaziergang machen zu wollen.

Nach dem Frühstück trat er in den Neuschnee hinaus, der über Nacht gefallen war, und machte sich auf den Weg gegen seine Brüche hinab. Keine bestimmte Absicht, kein fester Plan leiteten ihn. Er lief wie hinter einem Traumgesicht her. Sein Ohr war für alle Laute des Alltags, sein Blick für alle Forderungen der Zukunft verschlossen. Er stampfte in seinen hohen Schafwollgamaschen durch den Schnee, zwischen den Dorfhütten hindurch und der einsameren Bergstraße zu. Ein Unbehagen begleitete ihn, eine unbestimmte Abneigung vor Begegnungen und Gesprächen mit irgend jemand.

Die Leute aber konnten ihn nicht übersehen. Er hatte die Mütze vom vollen Haar genommen. Der Schein der Morgensonne fiel auf seinen Kopf. Wie jung der Steinmann noch immer aussieht, dachte sich da und dort einer. Und ein andrer: Was für ein Gewaltsmann er ist. Eine Baumaxt würde ihm anstehen, damit er ganz wie ein starker Holzknecht wäre!

Er spürte dieses Reden in seinem Rücken. Und er strebte rascher aus dem Bereich des Dorfes fort. Dann begann er die Wärme der Sonne zu fühlen und im Gegensatz zu ihr die Eiskälte der Luft, die den Schnee pulverig erhielt und den schäumenden Fluß dampfen machte. Er hörte gleichsam das Schweigen ringsum, in dem kleine Geräusche wie das Wassermurmeln zwischen den schneeüberhangenen Ufern und das seufzende Sinken einer Flocke von einem Baumast zu Stimmen wurden. Und nun empfand er auf einmal auch sich selbst, wie er sich kaum je empfunden. Er fühlte das Klopfen seines Herzens und es war, als rührte sich in einer Brusttasche seines Rockes ein kleiner Vogel. Was tat er? prüfte er sich. Wohin ging er? Sein Weg würde an eine Brücke führen, an deren Ende ein braunes Holzhaus stand! Vielleicht ging er nicht so weit! Vielleicht ging er vorüber! Aber im nächsten Augenblick wußte er, daß das Haus sein Ziel war.

Rüstig, ohne Zögern, im gewohnten Bergschritt stieg er dann abwärts. Jetzt erblickte er die Brücke, sah drüben am Hang das Schönehaus. Die Sonne umgab es mit einer Glorie von Gold, so daß das Braun seiner Wände wie Sammet leuchtete und sein Schneedach von kleinen Kristallfeuern blitzte. Der Rauch, der auch heute aus seinem niederen, rohen Kamin stieg, schien blau und dünn und unwirklich wie ein zerfließender Schleier.

Jetzt lagen seitwärts am Wege seine Brüche. Aber er dachte nicht daran, daß er Interessen dort in den Steinen besaß.

Nahe der Brücke aber sagte er sich, daß auch zu diesem Besuch im Schönehaus wieder ein Grund gehörte. Dann lachte er leise in sich hinein. Ein Grund? Als ob er nicht schon ein guter Bekannter wäre da drüben und einfach zu sagen brauchte: „Da bin ich wieder."

Der Vogel in seiner Brusttasche schien noch mehr sich aufzuplustern.

Jetzt schaute er schon in die Fenster der Zurmattenhütte. Die Sonne hatte die Eisblumen hinweggeschmolzen. Wenn jemand hinter den Scheiben stand, mußte er ihn erkennen! Aber es zeigte sich niemand! Vielleicht — vielleicht war niemand zu Hause. Ein Gefühl der Enttäuschung erfaßte ihn.

Aber auf der Haustreppe sah er die frische Spur von Männertritten. Zurmatten mußte also wohl doch um Weges sein!

Jetzt schob er die nur angelehnte Haustür zurück. Die Sonne strömte ihm nach in den sauberen, holzgetäfelten Flur.

Aus dem oberen Stockwerk vernahm er leichte Schritte. Er ging bis zur Wohnstube und klopfte an die Tür.

Die Schritte über ihm verstummten. Dann fragte Meises Stimme: „Ist jemand da?"

„Ein alter Gast," gab er fröhlich zurück.

Ein kleiner Ausruf der Überraschung, in dem eine merkwürdige Freude zitterte, war die Antwort. Und schon erschien Marie auf der Treppe. Sie band im Herabsteigen ihre farbige Schürze ab. Ein braunes Kleid mit kurzen Ärmeln und weitem Halsausschnitt wurde sichtbar. Ihre Arme leuchteten aus dem Dämmer der Treppe. Dann tauchte ihr Kopf ins Licht.

„Ihr seid es wieder einmal," sagte sie. Sie hatte ihn längst erkannt.

„Ist es nicht eher ‚schon', als ‚wieder'?" fragte er scherzend zurück.

Sie schüttelte ernsthaft den Kopf und reichte ihm die Hand, gleichzeitig die Wohnstube öffnend.

Er ließ ihre Hand nicht mehr los. Es war alles natürlich, als hätten sie es immer so gehalten.

Sie erzählte, daß der Großvater zu seinem Nachfolger ins Wärterhaus hinaufgegangen sei. Sie fühlte ihr Blut ein wenig warm werden, weil er ihre Hand so festhielt, aber sie wehrte sich nicht. Sie war froh, daß er wieder da war; sie hatte oft gedacht, ob er nicht wiederkäme.

„Ich gehe aber doch nicht gleich wieder fort," sagte Steinmann.

Er ließ sich auf einen Stuhl nieder, und sie blieb bei ihm stehen. Ihr Kopf ragte jetzt gerade an die Höhe des seinen.

„Wie geht denn der Winter vorbei?" fragte er und legte den Arm vertraulich um ihre Hüfte, auch das, als gehöre es sich nicht anders.

„Es ist still," antwortete sie.

„Sehr still," bestätigte er.

Sie hatten vergessen die Wohnstubentür zuzumachen und merkten, daß sie jeden Nahenden hören mußten. Die Sonne flammte in die Stube herein. Der Boden war von ihrem Schein vergoldet, und der Messingknauf an einer der Kommodenschubladen glänzte. Sie fühlten hier drinnen den Morgen, der draußen strahlte, und den mächtigen Schnee über Straße und Hängen. Und sie wußten noch besser, daß sie ganz allein waren.

„Es ist nirgends wie hier," rühmte Steinmann, „nirgends auf der Welt." Und er zog sie ein wenig an sich, ohne zu denken, nur, weil es fast von selbst kam.

Ihr Gesicht wurde noch ein wenig heißer. Aber auch sie dachte nicht weiter. Sie war es zufrieden, so gegen ihn zu lehnen. Es schien schön, daß er wieder da war.

Aber sie hätten sprechen sollen. Sie waren so zueinander hingeglitten, in den paar Begegnungen, näher, näher. Sie wußten nicht, wie das so gekommen war. Und plötzlich küßte er sie.

„Bist du froh, wenn ich komme?" fragte er dann mit engem Atem.

Sie nickte nur.

Aber nach einer Weile fragte sie: „Wie kann es denn sein?"

„Das weiß man nicht," erwiderte er.

Sie küßte ihn wieder, aus freien Stücken. Dann hob sie den Kopf ein wenig. „Vielleicht ist es Unrecht," flüsterte sie und sah ihn erschreckt an.

Ein Gefühl wie von Übelkeit stieg in ihm auf. Aber er verwand es.

„Man soll nicht nachdenken," entgegnete er. „Es ist alles wie es ist. Und schön ist es auch."

„Das ist es," bestätigte sie leise.

Eine Weile saßen sie und hielten sich umfaßt.

„Was siehst du junges, feines Ding an mir?" fragte er.

„Vielleicht daß du mehr bist als alle andern."

Er streichelte ihre Hand.

„Ich könnte ja auch fragen, was du an mir siehst," begann sie von neuem.

Er schaute in die Helligkeit der Stube. Seine blauen, entschlossenen Augen hatten einen verlorenen Ausdruck. „Was weiß ich?" antwortete er. „Etwas, was noch nie war. Vielleicht, weil man nicht gewußt hat, was Jugend ist, bis man sie nicht mehr hatte. Vielleicht, weil man sie festhalten will, nun

sie noch einmal kommt. Aber was weiß ich? Was weiß ich?"

„Man soll nicht denken," wiederholte sie, als trage sie noch das Wort im Ohr, das er vor einer Weile gesprochen.

„Man soll es nehmen als etwas, was man nur glauben kann, weil man es sieht."

Wie lange das alles dauerte, konnten sie nicht sagen. Als sie auf der Haustreppe Schritte hörten, richtete sich Meise auf. „Es ist der Großvater," sagte sie, von einem unbestimmten Gefühl des Unbehagens bedrängt.

Steinmann hielt sie fest. Es war ihm, als sollte er sie nicht loslassen, als sollte Zurmatten gleich sehen, wie die Dinge lagen. Dann ließ er es doch geschehen, daß sie von ihm wegtrat. Zurmatten trat ein. Er stutzte.

Meise war noch immer befangen, aber es ging vorbei. Es schien ihr, als müßte sie allem den Weg lassen. Jakob Steinmann mußte es ja wissen! Sie schaute dem Großvater offen ins Gesicht.

Steinmann saß breit auf seinem Stuhl.

Der Alte verbarg seine Überraschung nicht. Irgend etwas befremdete ihn. Er schaute vom einen zum andern. Seine Lippen zuckten, als er guten Tag wünschte.

„Gastung," sagte Steinmann lachend, „schon wieder Gastung."

Zurmatten murmelte etwas davon, daß es ihn freue.

„Ich freue mich an ihr," fuhr Steinmann laut fort und faßte des Mädchens Hand. „Ich freue mich so, daß ich immer wieder kommen muß." Er sprach das nicht als eine Art Beichte, sondern als eine bestimmte Feststellung, wie wenn es gelten würde, ein Besitzrecht ein für allemal zu beurkunden.

„Warum nicht," antwortete Zurmatten verwirrt und immer noch ohne zu wissen, was er eigentlich sagen sollte.

Steinmann stand auf. Er war nicht zu langem Gespräch aufgelegt. „Ich bin schon lange da," erklärte er, „und hätte schon lange weitergesollt."

„Ich sehe, daß es euch gut geht," fügte er hinzu. Und dann: „Meise geht wieder ein Stück mit mir."

„Ja — ja," zögerte der andere.

Steinmann zog Meise gegen die Tür. „Mache dich warm ein," mahnte er und strich ihr das Haar aus der Stirn.

Dann wendete er sich abermals zu Zurmatten. „Ich werde jetzt noch öfter kommen," wiederholte er in dem entschlossenen Ton, den ihm der unumstößliche Wille zu einer Sache immer gab. Dabei streckte er dem Alten die Hand hin.

„Es muß Euch schon recht sein," schloß er, als Zurmatten nur langsam einschlug.

Jetzt erst fand der andere seine Haltung wieder. „Das müßt Ihr wissen," gab er zurück.

Aber Meise stand schon bereit.

Steinmann legte den Arm um sie. Ganz fest, als gehöre sie ihm. „Ihr werdet es nach und nach verstehen," sagte er zu Zurmatten. Damit verließ er, Meise neben sich, die Stube.

Der Alte stand wie vor den Kopf geschlagen. Was war das? Er hatte manchmal an Möglichkeiten gedacht, sie aber immer wieder von sich gewiesen. Jetzt lauschte er auf die Schritte der sich Entfernenden. Das war doch Jakob Steinmann! Man ehrte ihn landauf und -ab!

Er begann wie ein Verirrter die Stube auf und ab zu schreiten.

Noch als Meise bald nachher zurückkam, hatte er sich nicht gefunden. Aber er stand still und schaute sie an, wie sie sich durch die Tür schob, nach der Fensterbank ging, sich dort niedersetzte und die Hände in den Schoß legte. Er zürnte ihr nicht. Er wußte, wie weltfremd sie war und niemand Böses gönnte. War sie nicht auch immer noch ein Schulkind? Es war ihm ganz entgangen, daß sie erwachsen war!

Meise war noch immer wie im Traum. Sie war diesmal nicht weit mit Steinmann gegangen, nur ein kleines Stück straßan. Dort waren sie einen Augenblick seitwärts zwischen die Tannen getreten. „Es braucht uns niemand zu sehen," hatte Steinmann gesagt, dann sie an sich genommen und dann, ehe er ging, noch einmal mit der schweren Hand über ihren Scheitel gestrichen. „Geh jetzt heim. Ich komme von jetzt an, wann ich kann. Wie es in manchen Büchern steht: Man weiß nicht, warum und wieso."

Dann hatte er ihr Ade gesagt. Aber, als sie sich eben heimwenden wollte, hatte er sie noch einmal zurückgehalten. Groß und dunkel hatte er vor ihr gestanden und gefragt: „Glaubst du wirklich nicht, daß du dich irrst?"

„Was meinst du?" hatte sie entgegnet.

„Daß du mich wirklich lieb hast?"

Da war ihr Innerstes gleichsam ihm entgegengeströmt: „Nein, ich irre mich nicht," hatte sie gesagt.

Dann hatte er noch einmal ihre Hände hart gedrückt und war gegangen.

Nun saß sie da und vermochte die Gedanken nicht zu ordnen. Sie spürte noch den Druck seiner Lippen. Sie schauerte während sie es empfand. Und sie erinnerte sich, was gesprochen worden, wie sonderbar und ungewöhnlich und unglaubhaft alles war. Er, Steinmann, liebte sie! Und war doch — —

Sie dachte an seine Tochter, von der er ihr erzählt hatte, und hoffte, daß sie sehr glücklich werden würde, und dachte an seine Frau, die sie nicht kannte und die sie nicht in all die Dinge einzuordnen vermochte. Aber sie wünschte auch ihr viel Gutes. Aller Welt gönnte sie nichts als Freude, weil sie selbst — — solche Freude in sich hatte.

Plötzlich fiel ihr ein, daß der Großvater noch da war. Vielleicht war er erstaunt und erwartete, daß sie ihm sagen werde, wie alles gekommen sei. Vielleicht war er sogar böse. Aber sie wußte wirklich nicht, was sie sprechen sollte.

Jetzt wendete sich Zurmatten zu ihr. „Was soll denn das alles heißen?“ fragte er.

Sie erhob das Gesicht und lächelte. „Nichts! Nur, daß alles sehr schön ist.“

Er setzte sich zu ihr auf die Bank und zitterte vor Erregung. „Du bist noch ein Kind,“ sagte er. „Du weißt nicht, wie unmöglich das ist.“

„Nichts ist unmöglich,“ erwiderte sie.

„Er muß doch die Vernunft haben. Er ist doch der, der er ist.“

Er stand schon wieder auf und setzte sein erregtes Hin- und Herschreiten fort. Sein langer, weißer Bart verwirrte sich, so unablässig fuhr er sich mit zuckenden Fingern hinein.

Aber Meise erhob die Stimme ein wenig: „Scheltet ihn nicht. Ich habe ihn sehr gern.“

Zurmatten hörte das an. Was sollte er entgegnen? Er fühlte sich ganz wehrlos. Er wiederholte: „Das ist unmöglich.“

Und da kam wieder die leise Stimme der kleinen Meise: „Doch ist es.“

„Was soll ich tun? Ich kann das nicht geschehen lassen.“

„Nichts tun! Nur wissen, daß alles ist, wie es ist. Und daß er es so haben will.“

Zurmatten fand keine Worte mehr. Es war, als spönne auch ihn das Ungewöhnliche ein, das die andern ergriffen hatte. Vielleicht gab es Dinge, gegen die man sich nicht wehren konnte! Eines schien gewiß: Dem Mädchen da auf der Bank mit dem Gesicht wie eine ganz junge, schuldlose Heilige konnte er keine Vorwürfe machen! Im übrigen: Es gab wohl nichts, als Warten! Er seufzte. Er erinnerte sich, daß noch Holz in die Küche mußte! Es mußte wohl auch gegessen werden! Es gab noch Dinge zu besorgen, wie sie jeder Tag brachte. Fast mechanisch sagte er zu Meise: „Das Kochen darfst du nicht vergessen.“

Von diesem Worte erwachte sie. Sie antwortete mit drolligem Schrecken: „Jesus, ja doch, Großvater,“ und sprang auf.

Als sie an ihm vorbei aus der Stube ging, streifte sie mit der Hand die seine. Nur ganz flüchtig. Ihm aber war es wie eine lange Rede. Daß sie glücklich sei! Daß er nicht schelten solle! Daß er doch immer im Leben zu ihr gehalten habe!

★

Jakob Steinmann war auf der Rückfahrt nach Unterfurka. Das Pferd stampfte über den hohen, harten Schnee. Die Kufen des Schlittens schrien bei jedem Ruck, den das Tier machte. Zwischen jetzt und dem Abschied von Marie Zurmatten lagen viele Stunden. Steinmann hatte mit dem Direktor in Oberwald noch gesprochen, sich mit Gästen des Kurhauses unterhalten, unterwegs ein paar Bekannte getroffen, in irgendeinem Wirtshaus zu Mittag gegessen. Er hatte all das, Gespräche, Essen, Geschäfte bestanden wie immer und war nicht übermäßig zerstreut gewesen. Nur das sonderbare Empfinden, als ob ihm ein sich plusternder Vogel in der Brust säße, war nicht gewichen.

Nun war er allein.

Seine Gedanken gingen rückwärts. Nun war es, als risse ihm etwas die Brust auseinander. Noch einmal, so spät in den Jahren geschah ihm das! Daß ein Mädchen ihn liebte! Und er sah Meise vor sich, ganz nur Vertrauen, ganz nur Unschuld. Und plötzlich sprang ihn die Qual an. Unschuld? Um so mehr Schuld also bei ihm selbst! Jetzt stieg aus all dem, was sonst seinen Kopf füllte, aus dem, was ihm selbst die Seinen ferngerückt hatte, der e i n e Gedanke: Das hatte nicht kommen dürfen! Er hatte sich selbst vergessen. Und Frau und Kind! Er sah jetzt Frau Anna, klein, zart, verschüchtert. Er hatte auch sie einmal geliebt! Sonderbar, er war ihr auch jetzt sehr gut! All sein Blut drängte zum Herzen. Aber sogleich kam das andere wieder empor, das Unerwartete, Unerhörte! Es war wie ein Sturm und riß alles Gewesene und Gegenwärtige, alles Alltägliche über den Haufen. Meise! Nein, er hatte noch die Kraft, auch das durchzufechten! Mächtige Steine lagen im Wege. Aber waren nicht auch andere über Hindernisse geschritten? Hessi war versorgt! Frau Anna — es sollte ihr an nichts fehlen! Und was ging ihr an ihm noch verloren? Sie — es fiel ihm erst jetzt auf — er hatte ja lange schon vergessen gehabt, was Ehemannspflichten waren. Die Zeit hatte ihm gefehlt. Viel wohler würde es Frau Anna sein ohne ihn! Er aber mußte Meise Zurmatten gewinnen, noch spät, der mächtigen Zeit zum Trotz!

Freilich für Alltagsleute war das nichts! Die neuen Verwandten drunten in Seeburg

würden die ersten sein, zu schmähen! Und Hessi, sie führte eine freie Rede. Und das ganze Volk! Selbst — die alte Mutter! Da hieß es fest auf den Füßen stehen! Aber er war noch immer Manns genug gewesen. Er lachte fast. So sehr war er gewöhnt, das Unmögliche möglich zu machen, daß er keinen Augenblick zweifelte, er würde auch diese Sache zu gutem Ende führen. Holen wollte er Meise oben aus dem Schnee! Allen Leuten zum Staunen, allen zum Trotz.

Er trieb sein Pferd an. Als wartete schon der Kampf und könnte er ihn nicht früh genug beginnen!

Die Frauen erwarteten ihn wie immer, die Mutter wach heute und lebendig, Hessi, die Nachricht von Seeburg hatte, gespannt und begierig mit ihm zu sprechen, Frau Anna mit der verhaltenen Freude, die sie vor jeder Heimkunft erfüllte.

Er grüßte lauter als sonst, mit gemachter Geschäftsmäßigkeit, im unwillkürlichen Bestreben, nicht durch irgendeine Ungewöhnlichkeit aufzufallen.

Aber Frau Katharina ließ ihm nicht Zeit, in seine Arbeitsstube zu treten. „Gut, daß du kommst,“ sagte sie, „man hat dich erwartet. Dein Schwiegersohn will Hochzeit halten.“ Und Hessi nahm das Wort: „Felix macht den Vorschlag, daß wir noch vor der Landsgemeinde heiraten.“

„Das eilt,“ entgegnete Steinmann. Und jetzt regte sich ein leises Mißtrauen in ihm.

Frau Katharina sagte: „Er will sicher haben, was er hat.“ Sie nahm aber starken Anteil an der Sache. Sie wollte diese Hochzeit noch erleben! Ihr ganzer Wille war darauf gerichtet. „Und warum ihm nicht den Willen tun!“ fuhr sie fort.

Steinmann zögerte. „Meinetwegen, wenn es sein muß,“ stimmte er halb wider Willen zu. „Nur — ich werde in den nächsten Wochen wenig Zeit haben.“

„Wir besorgen gern alles,“ sagte Frau Anna. „Du sollst keine Mühe haben.“

Steinmann schaute sie an. Er erschrak fast vor ihr. So war sie immer bereit, ihm alle Last abzunehmen! Dann verlangte ihn nur, wieder mit sich allein zu sein. „Tut wie ihr wollt! Ich gebe euch Vollmacht,“ entschied er. Damit trat er ins Nebenzimmer.

„Er hat den Kopf wieder voll,“ bedauerte Frau Katharina.

Hessi war traurig. Sie liebte den Vater, und sie spürte schmerzlich, daß er selbst jetzt mit seinen Gedanken nicht bei ihr war.

Frau Anna allein fand nichts Ungewöhnliches in Steinmanns Art. Das war doch seit langem so; er hatte doch nie mehr Zeit!

Aber zur Nacht, als alles im Hause still war, konnte sie das Bedürfnis, mit ihm von den Angelegenheiten ihres Kindes zu sprechen, nicht länger unterdrücken. Sie hatte auf ihn gewartet. Diesmal mußte er ihr Rede stehen!

Steinmann war mißmutig, als er sie beim Eintritt in die Schlafkammer noch wach fand. Er war noch nicht fertig mit sich selbst. Er hatte noch an Meise geschrieben, einen kurzen Brief, mehr nur einen Gruß, ohne Gründe und Grübeln: Wundervoll sei die Welt. Und er hatte den Brief selbst noch in den Kasten vor dem Hause gesteckt. Von ihr, die fern war, erfüllt, war er zur Schlafkammer hinaufgestiegen. Nun erwachte er zu der, die ihn erwartete. Er wußte nicht, was er sagen sollte, und wünschte, daß auch sie nicht reden möchte.

Aber Frau Anna begann von ihrem Bett aus zu sprechen, während er sich auskleidete. „Jetzt kommt uns das Kind doch noch früher fort, als wir gemeint haben.“

„Ja,“ bestätigte er. „Schließlich kommt es auf ein paar Wochen nicht an,“ fügte er hinzu.

„Es wird still werden. Hessi war immer fröhlich.“

Steinmann antwortete nicht mehr. Warum sprach man über Dinge, die ihren natürlichen Weg gingen? dachte er ungeduldig.

„Es ist mir, als ob die Mutter auch nicht mehr lange bei uns wäre,“ begann Frau Anna nach einer Weile wieder.

Das traf ihn. Er liebte Hessi. Aber die Mutter war ihm noch immer wie ein Symbol. Und es schien ihm, daß Frau Anna recht haben könnte. „Die Mutter wehrt sich,“ widersprach er, sich selbst zulieb. Dann streckte er sich auf sein Bett.

„Einmal werden wir zwei ganz allein sein,“ fuhr Frau Anna weiter. Ihre Hand kam wieder und suchte nach der seinen.

‚Warum das?‘ dachte er. Und er konnte es nicht erwarten, bis er überlegen, ungestört überlegen konnte. Dennoch wagte er nicht, ihr die Hand zu verweigern. Und dann fühlte er, wie schwer es sein werde, sich von ihr zu lösen. Sie hatte keine Schuld. Sie würde nicht begreifen, daß eine andere gekommen war.

„Solange ich dich habe, werde ich nie klagen,“ fuhr Frau Anna leise fort.

Er antwortete nicht. Er lag auf dem Rücken und dachte, wie seltsam das sei. Er war ihr noch gut. Aber das war so ganz anders. Das Neue war so wie eine Offenbarung. Er wollte seine Hand nicht hinwegziehen. Und doch zuckte sie in der ihren.

„Nur ohne dich könnte ich nicht sein,“ sprach Frau Anna noch immer weiter.

Es war ihm, als schlösse sie ihm eine Tür zu, als legte sie ihm Ketten an. Aber schon regten sich sein Trotz und sein starrer, durch Wände brechender Wille. Qual war in ihm um ihretwillen. Aber er hielt sein Herz gleichsam wie mit Eisenklammern. Er verhehlte sich nichts, verschönerte nichts. Er wußte, daß er mit seinen Gedanken sündigte. Aber das Neue wurzelte schon zu fest. Es mußte seinen Tagen noch abgewonnen sein. Aller Welt zuwider!

„Du mußt mich noch lieb haben," flüsterte Frau Anna. „So viel Zeit mußt du mir schon noch schenken."

„Natürlich," antwortete er und strich ihr über die Hand. Er besann sich. Er wollte ihr nicht weh tun, wenn es nicht sein mußte! — Dann wendete sie sich ab.

Nun lag er mit verhaltenem Atem. ‚Weint sie?' dachte er.

Es war still geworden. Und er wußte, daß sie manchmal weinte und dann den Kopf unter die Decke steckte, damit er nichts hören sollte. Sonst hatte er das kindisch gefunden. Jetzt tat sie ihm nur leid. Und er dachte, daß er alles so gestalten müsse, daß sie nicht litte.

Dann war er froh, daß er kein Schluchzen hörte.

Nach einer Weile vernahm er Frau Annas ruhige, regelmäßige Atemzüge. Sie schlief.

Und nun lösten sich seine Gedanken. Alles fiel ab. Er war nicht mehr der Herr von all den Betrieben, nicht mehr der unermüdliche Arbeiter und Plänemacher. Er war nicht mehr Vater und Mann. Er war einer, der einen neuen Weg ging, selbst ein Neuer. Nur die alte, zähe Entschlossenheit, die ihm noch an jedes Ziel geholfen, war in ihm. —

— — — — — — — — — — — — —

Der Alltag hatte einen tollen Pulsschlag! Als ob an seinem Grunde ein Fiebersturm ginge. Ein Ereignis drängte das andere. Der Inhaber des Baudepartements ließ Steinmann kommen. Man rühme die Qualität und Schnelligkeit seiner Granitlieferungen. Ob er für den Staat auf kommendes Frühjahr besonders umfangreiche Lieferungen würde übernehmen können? Natürlich würde er, lautete die Antwort. Nach Heimkehr traf er alle Anordnungen und Vorbereitungen zur Erfüllung der neuen Verpflichtung. Dann fand in Seeburg eine Versammlung der Parteigenossen statt, in welcher die Wahlgeschäfte der Frühjahrslandsgemeinde besprochen wurden. Steinmann wohnte ihr bei. Es hieß, daß Gefahr in Anzug sei. Alle Mann müßten ans Steuer!

„Tut ihr das euere," riet Steinmann, „ich werde das meine tun." Und er begann auf seinen Fahrten zu werben. Bei denen, die ihm irgendwie pflichtig waren, sei es, daß sie persönlich bei ihm in Schuld standen, sei es, daß sie als Lieferanten seiner Unternehmungen, der Gasthäuser, Wirtschaften, Arbeiterkosthäuser und so weiter, ihren Vorteil bei ihm fanden. Die Zahl dieser Leute überstieg die der Hälfte der ganzen Einwohnerschaft. Er wußte, was er versprochen hatte.

Eines Sonntags zerstörte eine Lawine eine halbvollendete Brücke der Bahn durch die Schlucht. Gerüchte entstanden: Die Kosten für den Bau seien so groß, daß niemals ein Gewinn des ganzen Unternehmens würde erzielt werden können. Die Bankleute wurden ängstlich. Eine Versammlung fand statt. Steinmann eilte auch dahin. Seinem überzeugten Worte gelang die volle Beruhigung. Vielleicht gelang sie mehr noch seiner Tat. Er sprang dem Bau mit einer neuen großen Summe bei.

Neben alledem rückte Hessis Hochzeit näher und näher. Besuche und Gegenbesuche. Das Elternpaar Huber erschien in Unterfurka, das Elternpaar Steinmann gab jenen in Seeburg die schuldige Ehre. Man war sehr höflich gegeneinander und ließ keines das andere tiefer ins Innere sehen. Nur Frau Annas stille Herzlichkeit trug manchmal eine leise Wärme in den Verkehr. Aber Steinmann tat seine Hand weit auf. Die Aussteuer war besorgt. Die Herrüstung der Hochzeit übernahm er selbst. In seinem großen Gasthof in Anderfluh sollte sie statthaben, und er traf mit dem Neffen Franz alle Vorbereitungen.

Das Fest fand statt. Frau Katharina saß noch zu Häupten der reich geschmückten Tafel. Der alte Rechtsanwalt Huber hielt eine mit Liebenswürdigkeiten gespickte, sonst aber klug abgewogene Rede. Jakob Steinmann antwortete ihm. Er schätze sich glücklich, sagte er, sein Haus mit einem der ersten und ältesten des Kantons von nun an verbunden zu sehen. Nicht die Brücken seien aber im Leben das Ausschlaggebende, sondern die Uferpfeiler. Darum sei es gut zu wissen, daß diesseits und jenseits alles festgemauert stehe. Seine Worte klangen selbstbewußt. Kraft und Entschlossenheit schauten ihm aus den Augen. Die Tafelgäste blickten staunend in sein kühnes Gesicht.

War es ein Wunder, daß in dieser Zeit für Jakob Steinmanns engere Häuslichkeit wiederum wenig Zeit abfiel?

Frau Katharina rekelte sich in ihrem Stuhl und sagte zur Schwiegertochter: „Dein Mann ist mit seiner Kraft nie zu Ende. Je mehr er sich auflädt, um so mehr trägt er.

Will's Gott behältst du ihn lange. Was er einmal zurückläßt, wird nichts für deine schwachen Schultern sein."

Frau Anna wußte wohl, wie wahr das war. „Das ist es eben," entgegnete sie, „mein ganzes Leben ist auf ihn gestellt."

Aber Zeit und Gedanken hatte Jakob Steinmann noch immer in den Nächten. Und er haderte noch immer mit sich selbst. Tat er unrecht den Seinen? Tat er unrecht dem Mädchen in den Bergen? Immer mächtiger erhob sich indessen die Erkenntnis in ihm, daß er Meise nicht mehr entbehren konnte, daß in ihr ihm gleichsam noch ein letztes, großes Aufleuchten des Lebens geschenkt war. Und sein Wille stählte sich in heimlichen Qualen. Er erwürgte die Zweifel in sich. Hindurch auch in diesem! Und er fühlte sich Manns genug, das Leben so zu gestalten, daß keines leiden sollte von denen, die zu ihm gehörten.

Mitten aus dem Wirbel der Geschäfte und Pflichten fuhr er dann und wann die immer noch winterstille Straße nach der Schönehütte.

Zurmatten empfing ihn mit bedenklicher Miene. „Wo soll das hinaus? Wollt Ihr das Kind und mich und Euch selbst in Verruf bringen?"

Steinmann stand inmitten der Stube, mit dem jetzt ein wenig angegrauten Kopf beinahe die Decke streifend. „Es gab eine Wahl," erwiderte er. „Ein Haus niederbrechen, unter dem ein Mensch ersticken muß. Oder es stehen lassen und einen Seitenweg gehen, heimlich, wo niemand einen sucht. Andere lösen sich los. Die Gesetze gewähren das. Und sie bauen auf Tränen und Kummer anderer neu auf."

Am Ofen lehnte Meise mit bleichem Gesicht und großen, erschreckten Augen. Sie wußte, von wem er jetzt sprach. Und hatte immer gewußt, daß das zur Rede kommen müsse. „Nie will ich, daß ein anderes meinetwegen leidet," sprach sie dazwischen.

„Willst du also, daß ich gehe?" fragte Steinmann.

Sie zitterte. Nun würde er denken, daß sie ihn nicht liebte! Er hatte ja so gezweifelt, daß sie es ernst meinte! Und sie konnte doch sich in diesem Augenblick nicht vorstellen, daß alles zu Ende sein sollte. Sie vergaß alles andere, was zwischen ihnen stand. Sie streckte die Hand aus.

Da nahm er diese Hand und trat neben sie.

Zurmatten saß an der Wand wie mit gebundenen Gliedern. Er sah, daß in der Enkelin etwas lebendig war, was stärker war, als sie selbst. Er wagte nicht daran zu rühren. Er verstand es nicht und doch hatte er eine Scheu davor wie vor etwas Heiligem. Und er sah, daß dieselbe Gewalt den dort gepackt hatte, der als einer der ersten landauf und -ab galt. Er wurde nicht klug aus ihm. Aber er wagte auch nicht, ihn zu richten. Am Ende fügte er sich widerstrebend. Der Mann, der große Mann mußte doch wissen, was er tat! Er grübelte viel von da an. Manchmal ahnte er etwas von Dingen, die außerhalb aller menschlichen Alltäglichkeit lagen. Manchmal konnte er Steinmann nicht zürnen, weil er sah, wie ganz der sich an Meise verloren hatte, gerade an Meise, die doch immer auch das Beste gewesen, was er selber besaß. Dann begann er zwischen ihnen zu stehen, befremdet, oft ängstlich in seinem Benehmen, gegen den Gast voll wechselnder gehemmter Höflichkeit. Und allmählich, langsam, wendete sich sein innerstes Wesen, die Güte, auch dieser seltsamen Sache zu und fing er an zu verstehen und weise zu sein aus dem Unvermögen, den beiden weh zu tun.

Jakob Steinmann trat in die Schönehütte als ein ganz anderer als er sonst war. Mehr und mehr blieb bei diesen Besuchen sein übriges Leben draußen, als schlösse eine Eisentür es hinaus. Im Anfang hatte sich ihm vor dem Eintritt noch Befangenheit auf die Seele legen wollen.

Er hatte gefühlt, daß er Zurmatten nicht willkommen war und des Alten Bedenken verstanden, aber er war nicht gewohnt, sich zu ducken.

„Macht keine so bedenkliche Miene," sagte er zu Zurmatten. „Laßt mich allein die Verantwortung tragen. Ich nehme alles auf mich."

Nie kam er mit leeren Händen. Bücher und Schmuck, Kleider und Bilder brachte er Meise und schuf ihr eine neue, ungewohnte Welt der kleinen Freuden.

Heute lag an Zurmattens Platz eine neue Pfeife und morgen die Holzaxt, von der er einmal gesagt, daß sie ihm fehle, beim drittenmal fand der Alte ein Hauskäpplein.

Irgendwie umwehte diese Gaben eine verschwiegene Liebe, eine stumme Bitte um Verzeihung, ein Wunsch, Vertrauen zu wecken.

Zurmattens Widerstand sank, Bollwerk um Bollwerk, zusammen. Es kam Friede in die Stuben. Es geschah, daß Steinmann hinter dem Tische saß, den Arm um Meises Hüfte gelegt, und daß sie beide mit Zurmatten sprachen, von den Dingen der Welt, den möglichen politischen Wandlungen, von Steinmanns Betrieben und davon, wie alles ihm im Leben gelang.

Einmal sagte der Gast: „Ich habe viel Glück gehabt in der Welt. Aber es war immer ein Stück Mühe dabei, der es als Lohn



Reiter. Bildwerk von Richard Scheibe

(Berlin, Akademie-Ausstellung)

kam. Ganz zuletzt aber ist etwas gekommen, was ich nicht verdient und nicht gesucht habe, und es ist ein Wunder geworden." Dann beugte er sich, von innerer Bewegung überwältigt, über Meises Hand. Seine Stirn berührte beinahe den Tisch. Ein tiefer Atemzug, der fast wie ein verwundenes Schluchzen klang, erschütterte seinen Körper.

Meise schaute auf ihn nieder und strich ihm mit der freien Hand über das volle Haar. Die Heftigkeit seiner Empfindung erschreckte sie beinahe.

Zurmatten aber wendete sich gegen das Fenster. Auch er fühlte, daß da etwas aus Tiefen kam und in die Tiefe ging. Man konnte es nicht wegleugnen noch verhindern.

Manchmal war Zurmatten nicht daheim, wenn Steinmann kam. Da war ein eiskalter Wintertag, der die Scheiben dicht mit Eisblumen überspann, mit Rispen und Langgräsern und seltsamen silbrigen Blüten. Die Sonne vergüldete die Zierat am Fenster. Und der blaue Himmel schimmerte hinter ihr, aber es schmolz kein einziges Silberblatt.

„Sieh, nun ist es so," flüsterte Meise, „daß ich mein Leben immer von dem Tag, an dem du hier gewesen, bis zu dem, da du wiederkommst, zähle."

„Das kann ich nicht ganz," antwortete Steinmann. „Ich habe nicht Zeit zu zählen, aber, wenn die Stunde wieder da ist, ist es Sonntag."

„Ahnt sie nichts?" fragte Meise nach einer Weile. Sie sprach den Namen nicht aus. Aber sie dachte viel an die, die sie nicht nannte.

Steinmann preßte die Lippen zusammen. Was er jetzt zu erreichen und zu behalten unternommen, das war das Schwerste. Er sah schon jetzt, daß es kein ruhiger Besitz werden konnte. Aber er wußte ebenso bestimmt, daß er den Kampf niemals mehr aufgeben würde. „Sie soll es nicht ahnen, weil ich nicht will, daß sie leidet. Sie ist eine gute Frau," antwortete er Meise.

Ein andermal sagte Marie: „Was findest du an mir? Ich bin ja nichts. Und du bist ein großer Mann."

„Du bist jung und ich — das ist viel erstaunlicher," gab er zurück.

„Weißt du, was die Leute von uns sagen würden, wenn sie von uns wüßten?" fragte er dann wieder.

„Nein!"

„Daß der Junge schon kommen werde, der den Alten aussticht."

„Laß sie reden. Die Zeit wird's zeigen."

„Die Zeit? Das ist, was ich fürchte. Die redet nicht, die handelt. Und eines Tages — —"

Hier stockte Steinmann. Die Zeit würde kommen und zerbrechen! Da half aller Willensaufwand nichts! Er drückte Meise fester an sich. Aber er spürte seltsame, zwingende, weitvortastende Finger, gegen die Menschenkraft nicht aufkam. Es war, als umspannten sie schon jetzt seinen Arm!

Meise erriet, was ihn beschäftigte. „Nicht grübeln," bat sie. „Nicht davon sprechen." Und sie schmiegte sich näher an ihn. Dann schwiegen sie. Aber sie empfanden das Rauschen ihres Blutes. —

Eines Abends kam Jakob Steinmann später als sonst. Er war unterwegs aufgehalten worden und erreichte Zurmattens Haus, als der Vollmond in der Berglücke im Süden stand. Er stellte sein Pferd in den Kuhstall, zog den Schlitten hinter die Hütte und wollte sich nach der Wohnstube begeben, deren rote Fensteraugen trübe in den mondweißen Schnee hinausschauten.

Im Flur kam Meise wieder gelaufen. „Du?" rief sie. „Gott, ich bin froh."

„Euch könnte man forttragen, euch zwei, ohne daß ihr es merktet," erwiderte er. „Ich habe meinen Gaul in den Stall gestellt. Niemand hat mich gehört."

Meise sah ihn groß an. Wollte er bleiben? Ihr Atem ging rasch.

„Es war lange diesmal," flüsterte sie.

„Vierzehn Tage. Meinst du, ich habe es nicht gespürt?" Er legte den Arm um sie. „Wo ist der Großvater?" fragte er.

„Er ist über der Zeitung eingenickt," antwortete sie. „Darum hat er dich nicht gehört."

Als sie in die Stube traten, öffnete Zurmatten die schlaftrunkenen Augen. „Wie spät ist es?" fragte er, erstaunt, daß noch ein Gast kam.

Steinmann antwortete: „Ich bin spät auf der Fahrt und muß früh wieder fort. Es bleibt mir nur diese Nacht."

„Nein! Nein!" wehrte Zurmatten ab, ohne recht zu wissen, was er sagte.

Aber die beiden standen dicht beieinander mitten in der Stube.

„Es hilft Euch nichts," sagte Steinmann.

Vielleicht war es der unbändige Wille, der hinter des andern Stirn saß, der den alten Mann überwältigte. Zurmatten erhob sich, legte die Zeitung, die ihm noch in den Händen geblieben, beiseite, und nahm seinen Rock, der drüben an der Wand hing. Ein Trieb zu widersprechen ließ ihn noch einen Augenblick zögern. Dann faßte ihn wieder der seltsame Eindruck des Ungewöhnlichen, außer allem Begreifen stehenden. Die zwei da waren wie zusammengeschmiedet! Hatte einer ein Recht hineinzureden? Der Sinn war ihm ganz benommen. Halb be-

täubt löschte er im Hinausgehen wie sonst, wenn er sich zu Bett begab, das Licht.

Steinmann und Meise standen immer noch beisammen. Es war in der Stube nicht dunkel geworden. Das rote, schmerzende Licht der Lampe war nur dem zarten, weißen des vollen Mondes gewichen. Man wußte nicht, woher es kam. Die gefrorenen Scheiben schienen es auszuströmen. Ihre Blumen glitzerten. Manchmal war es, als schwebten kleine, blaue Flammen hinter dem Eise. Der Boden war ganz von Helligkeit überflossen. Nur die schwere Kommode warf einen großen, dunkeln Schatten.

„Ist er böse?" fragte Steinmann Meise.

„Er ist nie böse," antwortete sie mit leiser Stimme. Er spürte, wie ein Schauer durch ihren Körper ging.

„Hätte ich nicht bleiben sollen?" fragte er wieder. Sein Blick suchte den ihren.

Sie schlug die Augen nieder und barg den Kopf an seiner Brust. „Doch," antwortete sie.

Sie hörten Zurmatten oben in seiner Kammer.

„Komm," bat Steinmann.

Sie gingen die Treppe hinauf und an Zurmattens Tür vorbei. Als sie Meises Kammer öffneten, war auch dort das weiße, leise fließende Licht.

*

Arbeit! Arbeit! Der fiebrige Pulsschlag der Tage ließ nicht Zeit zu Grübeln und Selbstvorwürfen. Das peitschte Jakob Steinmann so hin. Und wenn er, selten genug, nach der Schönehütte kam, war es wie ein Erwachen aus wirrem Getöse oder wie eine unendliche Ruhe nach Ungewittern.

Daß Hessi jetzt zu Seeburg wohnte und die Frau Felix Hubers war, machte wenig Unterschied. Für Steinmann nicht! Mehr für Frau Katharina und ihre Schwiegertochter.

„Es ist grau in den Stuben," klagte Frau Katharina, „seit der Blondkopf nicht mehr darin scheint."

Frau Anna wischte ihre Augen. Es fröstelte sie. Ja, es war leer und einsam! Aber das war nun einmal so! Wenn die alte Frau dort auch noch ging, dann blieb einzig sie zurück! Aber halt! Der Gedanke hatte etwas Großes! Dann lag alle Sorge für Jakob Steinmann nur noch in ihren Händen! Im übrigen wollte sie bald einmal nach der Tochter sehen. Hessi hatte geschrieben, zur Landsgemeinde müsse sie bestimmt kommen.

Im April kam Frühlingssonne. Es war, als ob sie in den Steinmannschen Stuben das Licht von Hessis Blondkopf ersetzen wollte. Sie goß sie voll Gold.

Frau Katharina war krank gewesen. Es war nahe an einer Lungenentzündung vorbeigegangen. Jetzt stand sie wieder auf. Aber sie war noch müde. Ihre Hände waren schmäler, weißer, kraftloser. Sie zitterten, wenn sie die Lehne ihres hohen Stuhls umklammerte. Nur die Augen unter den schweren Brauen hatten noch das alte Leben.

„Ihr werdet schönes Wetter bekommen für Euren Hosenlupf," sagte sie zu ihrem Sohne und meinte die Landsgemeinde, die am ersten Sonntag im Mai auf der historischen Wiese bei Seeburg statthaben sollte. Sie las aufmerksam und gespannt die beiden Landeszeitungen und wußte, daß es wieder einmal auf Biegen und Brechen gehen würde zwischen den Parteien wie von alters her. Sie las auch im Gesicht des Sohnes, das in den letzten Wochen oft schlecht Wetter gezeigt hatte, wenn er von seinen Geschäftsfahrten zurückgekommen war.

Er zuckte die Schulter zu der Mutter Worten. Er kannte die heimliche Wühlarbeit der Gegner, und obwohl er selbst sich geweigert hatte, in ein öffentliches Amt zu treten, war ihm, vielleicht weil jeder Widerstand ihn reizte, die Sache der Gesinnungsgenossen immer mehr ans Herz gewachsen.

Mit Mißtrauen betrachtete er seinen Schwiegersohn. Felix Huber ließ sich nicht merken, zu welcher Seite er hielt, schien jeder den Sieg zu gönnen; aber er erschien Steinmann wie jener dritte, der auf den Vorteil wartet, wenn zwei andere sich zanken.

„Bei schönem Wetter bringen sie das letzte Bein an die Gemeinde," fuhr Frau Katharina fort.

„Die einen wie die andern," antwortete Steinmann und nahm sich vor, noch einmal alle zu mahnen, auf deren Stimme er zählen konnte.

Dann begannen erst recht wieder seine Auswärtsfahrten. Mit dem Erwachen der Natur belebten sich auch diejenigen seiner Betriebe neu, die über Winter stillgelegt gewesen. Schon klangen in den Brüchen wieder die Meißel. Im Paßhaus am Joch befehligte Rosa Zanolari die Leute, die die Reparaturen im Innern besorgten. An den Bahnbau wurden immer neue Scharen von Arbeitern angestellt, er sollte schon früher als geplant zur Vollendung kommen. Steinmann war überall. Seine Besuche schienen den Fleiß aller anzufeuern. Sein Wille war wie die Feder, die alle seine Werke trieb.

Zu Hause hatte er so wenig Ruhe wie auswärts. Seine Gedanken flogen wie Schwalben aus und zu.

„Vielleicht weiß er nicht einmal mehr, daß er hier daheim ist," sagte Frau Katharina.

Und Frau Anna antwortete seufzend: „Bald nimmt er sich nicht mehr zu Schlaf und Essen Zeit. Mir ist so schwer, Mutter."

Dann kam der erste Maisonntag.

Zu der Landsgemeindewiese strömte das Volk. Es war um die Mittagszeit und der Himmel hell, wie es Frau Katharina geweissagt hatte. Bald aber trieb der kalte, einen späten Schnee verkündende Wind weiße Wolken herauf, die von Zeit zu Zeit und im Laufe des Nachmittags immer häufiger die Sonne verhüllten.

Wie eine schwarze Schlange wand sich der Zug der Menschen zwischen Seeburg und der Tagungswiese hin. Diese lag am Fuße eines bewaldeten Hügels, auf dem eine Kapelle stand, und der sie an zwei Seiten umschloß. Das gesprochene Wort wurde wie in einem Saale eingefangen und verstanden. Ein weiter Kreis von Holzbänken und dahinter ansteigenden Gerüsten, auf denen sich das stimmfähige Volk der Männer aufstellen konnte, umgab den in der Mitte der Wiese stehenden Tisch des Landammanns und seines Schreibers. Um 12 Uhr mittags verließ der Zug der Regierung das Rathaus von Seeburg, eine Reihe von Landauern, auf deren Bock neben dem Kutscher die Weibel mit ihren Mänteln in Landesfarben Platz genommen. Soldaten mit klingendem Spiel schritten den Wagen voraus, Soldaten machten den Beschluß. Langsam bewegte sich der Zug der Wiese zu und lenkte unter wachsender Bewegung des Volkes in diese ein. Der Landammann und die Regierungsräte, im Zylinder und in schwarzer, feierlicher Kleidung, begaben sich in den Ring. Während jener mit dem Landschreiber sich an dem Tische niederließ, bezogen die Räte ihre Sitze auf den Bänken im Ring, auf denen auch die Geistlichkeit, die Mitglieder des Landrates und einige fremde Ehrengäste, Abgesandte anderer Kantone und die Mitglieder der Presse Platz gefunden. Sechs Reihen tief stand hinter ihnen das Volk. Über diesem auf erhöhten Sitzen hatten die Amtsweibel und Stimmenzähler ihre Plätze. Neben dem Tisch des Landammanns wurden die Insignien der Gewalt, das Landesbanner, das Horn und der Gerichtsstab niedergelegt.

Als alles sich gesammelt hatte, erhob sich der stattliche Magistrat am Tische, derselbe, der damals den Besuch in Unterfurka gemacht hatte, und forderte mit lauter Stimme die Anwesenden zum Gebete auf.

Mit gesenkten Häuptern standen die Männer eine Weile schweigend. Nur drüben an den Hügeln war einige Bewegung. Dort ließen sich in hellen Scharen die Zuschauer, in der Überzahl Frauen und Kinder nieder, und zuweilen störte ein unachtsames Lachen, eine vorlaute Kinderstimme die große Stille.

Unter den Mitgliedern der Behörden auf der Bankreihe saß Felix Huber neben seinem Vater. Zuweilen, während der Landammann nun in einer langen Eröffnungsrede auf die hauptsächlichsten Ereignisse des In- und Auslandes während des abgelaufenen Jahres zu sprechen kam, hob er das blonde, freimütige Gesicht und suchte mit den Augen drüben an den Hügeln Hessi, die dort in Begleitung seiner und ihrer Mutter den Verhandlungen beiwohnen wollte. Er war sehr glücklich, Hessi verstand ihn und seine Lebensansichten. Sie hatten sich schon sehr ineinander gefunden. Dennoch war er von einer ganz leisen Unruhe bewegt. Vielleicht brachte der heutige Tag seine junge Frau in Bedrängnis um ihres Mannes und ihres Vaters willen!

Auch Steinmann, seinen Schwiegervater, suchte Felix mit den Augen, konnte ihn aber nicht entdecken. Es war auch nicht Steinmanns Art, sich vorzudrängen, dachte er. Aber immer wieder überflog er die Schar der Stimmfähigen mit den Blicken. Zwischen ihnen barg sich vielleicht ein Gegner, der um so gefährlicher war, weil man nicht wußte, wessen man sich von ihm zu versehen hatte!

„Steinmann scheint noch nicht dazusein," flüsterte ihm jetzt sein eigener Vater zu. Der bewegliche Mann machte sein liebenswürdigstes Gesicht, und der Ton, mit dem er Steinmann nannte, war von einer Herzlichkeit, als sähe er in ihm nur einen lieben Verwandten.

„Anscheinend nicht," antwortete Felix, nicht ohne ein Unbehagen, das die Unsichtbarkeit des Gesuchten ihm schuf. In diesem Augenblick schloß der Landammann seine Rede unter dem Beifall der Anwesenden. Vielleicht ging in dem Händeklatschen und der auf den Leiter der Landesgeschicke gerichteten Aufmerksamkeit das kleine Ereignis der Ankunft Steinmanns unter. Von der Seeburg entgegengesetzten Seite war sein von Jost, dem Knecht, gelenktes Fuhrwerk angekommen und hatte in einiger Entfernung stillgehalten. Nur wenige hatten den in einen unfeierlichen Anzug gekleideten Mann bemerkt, der über die Wiese schritt und sich an einem der Eingänge zum Ring unter die hier besonders dicht stehenden Bürger mischte. Die ihm zunächst stehenden, die ihn erkannten, wollten zurücktreten und ihm Durchlaß geben. Er schob sich aber nur bis zur Mitte des Haufens vor. So ragte zwar sein Kopf mit dem vollen, welligen Haar aus dem Gedränge der andern, aber es war nicht leicht, das Gesicht zu erkennen. Nur daß der alte

Zurmatten ihn bemerkt hatte, wußte Steinmann gewiß. Der Weißbart stand unweit von ihm selbst in der hintersten Gerüstereihe und nickte ihm still und scheu zu.

Steinmann hatte aufmerksam die Stärke des Beifalls gemessen, der dem Landammann und dessen Gesinnungsgenossen am Schluß seiner Rede gespendet worden war. Er hatte schon wärmere Kundgebungen gehört. Es schienen ihm Lücken unter denen, die die Rede verdankten. Sein Blick glitt schärfer prüfend über den weiten Kreis des Volkes. Dort stand Franz, sein Neffe, mit einer Anzahl von Anhängern, dort drüben der Direktor von Oberwald mit einer Schar gleichgesinnter Dörfler! Auch die von Untersurka waren in Scharen gekommen! Der Posthalter von Anderhalden fehlte nicht. Seine Sennen waren da und dort verteilt! Er hatte sie an bestimmte Plätze gewiesen; denn er wußte, daß Beispiel fortriß. Zuweilen begegnete er Blicken, die ihn selbst suchten, sah einzelne ihn mit Befriedigung erkennen und andere wie verlegen sich abwenden. Neben den Verläßlichen befanden sich Unberechenbare, Männer, die ihm offen nicht ungehorsam zu sein wagten, die aber sicher abspringen würden, wenn sie sich unbeobachtet glaubten oder wenn eine Mehrheit sie fortriß. Er wußte das alles. Kühl wog er die Möglichkeiten ab. Der Ausgang war heute ungewiß! Eines aber spürte er: So verborgen er hier stand, es gingen Fäden zwischen ihm und vielen. Er hatte Macht über diese und jene; es hieß nur im geeigneten Augenblick bereit sein. War es nicht nötig, daß er selbst eingriff, so wollte er ohne Aufsehen sich wieder entfernen. Frau Anna, Hessi und die neuen Verwandten konnte er nachher begrüßen. Er hatte die Frauen vorhin drüben am Hügel bemerkt. Aber auch eine andere mußte da sein! Zurmattens Anwesenheit verriet es. Meise war gekommen, wie sie ihm versprochen hatte! Einen Augenblick lang versank ihm der Menschenring. Wo mochte sie, Meise, sich befinden? Ob er sie fand, wenn nach der Gemeinde das Volk sich verlief? Was zählte das andere, Politik, Sieg oder Niederlage? Selbst Frau Anna vergaß er und Hessi, die einmal sein ganzer Stolz gewesen war. Da war nur noch das kleine Mädchen, das irgendwo drüben am Hügel stehen mußte!

In diesem Augenblick eröffnete der Landammann das Wahlgeschäft. Die beiden Vertreter in den eidgenössischen Rat der Stände standen zuerst zur Wahl. Sie waren seit Jahren widerspruchslos wiedergewählt worden. Auch jetzt stimmte das Volk lässig und nachdem sie wie üblich mit gemachter Bescheidenheit gebeten hatten, ihres Amtes entlassen zu werden, ihrer Bestätigung zu. Viele Männer im Ring hatten sich nicht einmal die Mühe genommen, den Arm zugunsten eines schon zum voraus feststehenden Ergebnisses zu erheben.

Nun aber ging eine Bewegung wie ein Sturm im Ährenfeld durch die Menge.

Der Landammann forderte seinen Stellvertreter auf, die nächste Wahl, die seiner eigenen Person galt, zu leiten. Mit einer stillen Würde nahm er selbst seinen Hut und begab sich unter das Volk der Stimmenden zurück, während sein Statthalter die Wiederwahl oder die Namhaftmachung neuer Vorschläge forderte.

Der Statthalter war ein Angehöriger der Mehrheitspartei, ein kleiner Mensch aus altem Geschlecht, durch Familie und Namen mehr als Begabung zum Amte gekommen, in diesem aber seit Jahren erfahren und geübt. Auf seine Aufforderung trat der Baudirektor vor und empfahl dem Volke den verdienten Ammann auf ein weiteres Jahr in seinem Amte zu bestätigen.

Der Sitte gemäß nahm der dergestalt Empfohlene das Wort und hatte den Mut, einfach und kurz zu erklären, daß er bereit sei, das Amt weiter zu tragen.

Sogleich erhob sich aber ein etwas grobschlachter Advokat und forderte das Volk auf, den Landammannstellvertreter wie es je und je Sitte gewesen, nachrücken zu lassen. Der Landammann möge später wiederum zu Ehren gezogen werden.

Steinmann horchte auf, der Angriff auf die Parteigenossen erfolgte früher, als er gedacht hatte. Man hatte allgemein angenommen, daß erst bei der Wahl der übrigen Mitglieder der Regierung der Versuch gemacht werden würde, die bisherige Mehrheit zu sprengen. Noch ließ er aber den Dingen den Lauf.

Ein Landrat erhob sich und redete ruhig und würdig seinem Kollegen und Gesinnungsgenossen das Wort.

Ihm antwortete ein einflußreicher Geistlicher, ein ehrwürdiger Mann, mit einem klugen, eindrucksvollen Kopf. Es sei ein Unding, daß noch immer eine Minderheit das Volk regiere. Zeit sei es zurückzukehren zu den Überzeugungen der Väter. Bewährte Männer warteten darauf, sich im Dienste des Staates wieder zu betätigen und eine Scharte auszuwetzen.

Die ehrwürdige Persönlichkeit des Redners wie seine wohlberechneten Worte machten sichtlichen Eindruck.

Die Sache begann ernst zu werden.

Der Landammann selbst nahm wieder das Wort. Es stünde ihm weder an, noch

läge es in seinem Willen, sich selbst dem Volke anzupreisen. Es ginge auch um eine Sache, nicht um eine Person. Kurze Zeit erst hätten seine Gesinnungsgenossen und er dem Volke gedient. Ihr Werk wäre nur halb getan. Niemandem aber nähme man das Werkzeug aus den Händen, ehe er imstand gewesen, seine Befähigung darzutun.

Auch diese Rede blieb nicht ohne Eindruck.

Aber durch die Scharen des Volkes lief eine merkwürdige, unruhvolle Bewegung. Jeder spürte, daß es schon jetzt zu einer äußersten Kraftprobe zwischen den beiden Parteien kommen würde.

Steinmann richtete sich auf. Noch schien ihm keine Gefahr. Er wußte, auf wie viele er zählen konnte. Da sah er plötzlich, wie Felix Huber aufstand und vor den Ring hinaustrat. Ein Parteiloser! Einer von denen, die sich ihre Entscheidung vorbehielten, würden sie im Volk urteilen. Steinmann aber witterte, daß Hubers Entscheidung getroffen war. Er blickte gespannt nach ihm hinüber. Huber hatte etwas Gewinnendes, wie er so frei und zuversichtlich um sich schaute.

Wort und Wesen vertieften bald den Eindruck, den der junge Redner in seinem Äußern gewährte. Er begann damit, daß er sagte, er habe heute vor versammeltem Volke ein Geständnis abzulegen. Wie alle Jungen habe er nach neuen Ideen, neuen Erfahrungen gesucht und sich daher eine Weile der freisinnigen Partei des Landes angeschlossen. Dabei aber habe er gerade an den Ereignissen der letzten Zeit und dem Wirken der jetzigen Regierung gelernt, daß nicht ein rascher, sprunghafter Fortschritt, sondern bedächtige Überlegung und Festhalten an alten Überlieferungen und Überzeugungen dem Staate wahrhaft frommten. Er erklärte dann offen seine Rückkehr zur Mehrheitspartei und seine Überzeugung, es wäre ein einfaches Gebot der Gerechtigkeit, die Regierungsgewalt und das Landammannamt in die Hände der Leute zurückzugeben, die ihnen seit Jahrhunderten berufene Hüter gewesen. Während er sprach, hatten seine Blicke immer noch den Schwiegervater unter der Menge gesucht; denn an ihn zunächst richtete er seine Worte. Ihm wollte er vor allen andern furchtlos ins Gesicht schauen. Dabei war er gewiß, daß Hessi ihn begriff und tapfer auf seiner Seite stehen würde. Im letzten Augenblick entdeckte er Steinmanns eigenwilligen Kopf und breite Gestalt.

Eine so gespannte Aufmerksamkeit herrschte unter der Zuhörerschaft, daß kein störendes Wort, keine Unruhe vernehmbar wurden. Selbst am Zuschauerhügel lauschten die Menschen auf den Fortgang der Redeschlacht. Felix Hubers Mutter, Frau Anna und Hessi mühten sich, kein Wort zu verlieren.

„Was wird der Vater sagen?" flüsterte Frau Anna bestürzt, nachdem Felix geendet hatte, während Frau Huber in einiger Verlegenheit nicht gleich die Worte fand, die zwischen dem Sohn und ihr vermitteln konnten. Hessi aber wendete sich zur Mutter und verteidigte Felix: „Ehrlichkeit geht ihm über alles. Er scheut sich vor niemand, auszusprechen, was er denkt."

Frau Anna dachte, der Schwiegersohn hätte die Offenheit, die er jetzt gleichsam mit einem Paukenschlag an den Tag legte, auch schon früher und im Familienkreise betätigen dürfen. Aber sie widersprach nicht, blickte nur sorgenvoll nach ihrem Manne aus. Wenn den Widerspruch traf, war er wie der Stein, aus dem ein Funke fährt. Sie sah ihn nicht; aber sie fühlte, daß im nächsten Augenblick irgendwo seine Gestalt sich aus dem Ring der Männer lösen würde.

Da ertönte ein Gemurmel, das wie beifälliges Grüßen klang. Und nun erblickten die drei Frauen Jakob Steinmann, wie er plötzlich weit vor in den Ring trat. Mit einer lässigen Handbewegung grüßte er den Schwiegersohn, der eben an seinen Platz zurücktreten wollte. Und mit einer kurzen Verbeugung gegen den Versammlungsleiter am Tische bat er ums Wort. Zwei Schritte noch tat er in die Grasfläche hinein. In dem Schwingen seines Körpers verriet sich der jähe innere Entschluß, der ihn fortreißende Zwang, sich selbst dem entgegenzustemmen, was gegen die Parteigenossen und ihre Sache anstürmte. Aber es war nicht diese Sache allein, die ihn plötzlich aus seiner bisherigen Zurückhaltung riß. Eine neue Zeit wollte kommen, der Tag der Jungen, deren einer der blonde Mann dort war, der eben sich auf seinen früheren Sitz niederließ! Es war ihm in diesem Augenblick, als bedeutete eine Niederlage der Gesinnungsgenossen seine eigene, als müßte ein Mißerfolg jetzt zugleich ein Zeugnis des Schwindens seiner eigenen Kräfte sein. Sein Wille und seine Tatkraft glühten auf, wie Feuer aus geschürtem Meiler fährt. Er glich jetzt dem Steinstoßer, der mit einem wilden Ruck den Felsbrocken vom Boden rafft und in die Ferne schleudert. Ein Windstoß fuhr ihm ins dichte Haar und verwirrte es. Das Blau seiner Augen bekam einen harten Glanz.

„Da ist er ja," hatte der alte Huber seinem Sohne zugeraunt. Ein Unbehagen besaß ihn. Seine Liebenswürdigkeit versagte über der heftigen Abneigung, die das Auftreten des politischen Gegners in ihm auslöste.

Felix selbst war ein wenig bleich geworden. Er unterschätzte den nicht, der ihm jetzt entgegentrat.

Jetzt bog sich auch das junge Mädchen lauschend vor, das sich bisher hinter der Kapelle am Hügel halb verborgen gehalten hatte. Sie wußte, wer jetzt sprechen würde! Die Dinge, um die es da unten ging, kümmerten sie nicht. Sie sah nur den Mann, der jetzt vor dem Volk stand und dem sie wie ein Hündlein nachgelaufen wäre durch die weite Welt, wohin er immer hätte gehen wollen, da er der erste gewesen, der in ihr Leben gekommen war.

Niemand beachtete Marie Zurmatten, wie sie sich auf die Zehen hob, um besser zu sehen. Nur der Wind faßte ihre Röcke und fähnelte ihr das Haar in die Augen.

„Geehrter Herr Landesstatthalter! Geehrte und hochwürdige Herren! Getreue, liebe Landsleute," tönte Steinmanns starke Stimme über den Ring, an jedem Ende hörbar und verständlich. Es gehe, fuhr er fort, heute um eine Sache, die nicht auf den Traktanden stehe, um einen Grundsatz: Fortschritt oder Wahrung alter Güter. Früher oder später müsse in der Tat das Volk zwischen den beiden entscheiden. Aber sei es gerecht, Leuten, die eben erst angefangen, mit Fleiß und Eifer zu zeigen, was sie für das Landeswohl tun könnten und wollten, Handschellen anzulegen? Vergesse man, daß das Regiment der letzten Jahre ein gutes und aufbauendes gewesen nach beinahe unerträglichen Mißerfolgen der früheren Herren? Wolle man ein gutes Werk vereiteln, nur, weil die Schaffer nicht allen genehm?

Steinmann schöpfte einen Augenblick Atem. Dabei spürte er die Stille, die seine Worte auslösten, fühlte, daß er die Zuhörer im Bann hielt, aber es war ihm auch, als zögerten manche von denjenigen noch, die er zur Teilnahme an der Gemeinde überredet, und deren Stimmabgabe einigermaßen von seinem persönlichen Einfluß abhing. Das Eingreifen Hubers schien sie stutzig gemacht zu haben. Er fühlte, daß seiner Sache Anhänger verloren gehen wollten. Noch einmal riß er seine ganze Entschlossenheit zusammen.

„Laßt die Arbeiter am Werk," rief er aus. „Ihr wißt nicht, was es heißt, einem, der Großes will und kann, in den Arm zu fallen! Arbeiten aber können wir, das soll uns niemand abstreiten! Wir reden nicht, wir handeln. Wir zeigen auf Leistungen! Da! Da! Da! Sind das schlechte Leute, die das aufgebaut?"

Mit einem Male schloß er: „Es ist genug gesagt. Das Land wird heute nicht undankbar sein wollen. Laßt den Mann am Ruder stehen, der in Ehren da gestanden. Das sage ich euch, der weiß, was Arbeit ist."

Nicht die Rede selbst war es, die jetzt das Volk bezwang. Die Persönlichkeit des Redners gab den Ausschlag. Sie sahen ihn stehen: einer der ersten im Lande, begütert oben im Berg und unten im Tal. Nie hatte er nach äußeren Ehren gesucht. Aber ein rastloser Schaffer, hatte er mehr erreicht, als alle andern. Reichtum, Geschäftsklugheit, ein Unternehmungsgeist ohnegleichen und ein Wille, der stärker war, als das Gesetz der Zeit, redeten aus ihm. Ihm glaubte man, daß er wußte, was Arbeit war.

Ein Beifallsgemurmel erhob sich. Es wogte zu einem vielstimmigen „Bravo" auf, als Steinmann in den Ring zurücktrat.

Noch meldete sich ein kleines Männlein zum Wort, ein Mitglied der Mehrheitspartei, seines Zeichens Schreiber in einer der Verwaltungen. Seine Stimme war dünn, wie die Gründe, die er vorbrachte.

„Abstimmen!" tönte es ungeduldig aus der Menge.

Unruhe entstand. Die Worte des Männleins gingen in Lärm unter. Verdrossen gab er es auf, weiter zu sprechen.

Dann erhoben sich die Weibel. Ihre bunten Mäntel flatterten im sich steigernden Winde. „Wem es wohlgefällt, daß der bisherige Landammann auf ein Jahr im Amt bestätigt werden soll, der möge die Hand erheben," verkündeten sie.

Es rauschte über den Köpfen, als sause ein Flug von Herbstzugvögeln vorbei. Einen Augenblick standen Hunderte von Armen in der Luft. Hände reckten sich über Hände und drehten sich, daß die Sonne an ihnen flirrte. Viele waren, die sich auf diese Art besonders bemerkbar zu machen bestrebt waren.

Steinmann, von der Erregung des Augenblicks fortgerissen, war, um besser sehen zu können, abermals einen Schritt vorgetreten. Und ihm winkten viele zu, als wollten sie ihm bedeuten: Siehst, daß wir stimmen, wie du es erwartest.

„Entschieden," sagte Huber, der Vater, zu Felix. Sein Gesicht verriet keinerlei Verdruß mehr. Es stand schon etwas von der Verbindlichkeit darin, mit welcher er nachher Steinmann selbst Glück zu wünschen bereit war.

Felix verfolgte noch den Fortgang der Wahl.

Die Weibel forderten die Stimmen für den zweiten Kandidaten. Auch jetzt wieder flogen die Hände hoch. Es waren ihrer nicht wenig, ein Drittel vielleicht gegen zwei Drittel.

„Das nächste Mal wird es anders gehen,"

sagte Felix ruhig zu den ihm Zunächststehenden. Er hatte nichts von der Zuversicht eingebüßt, mit der er vor kurzem seine Wahlrede gehalten. Und dieselbe offene und zuversichtliche Miene zeigte er dem Schwiegervater, als er in der Pause, die nach dem Wahlschlusse entstand, seinem Vater folgend hinübertrat, Steinmann zu begrüßen.

Diese Pause war von der Erregung der Menge erfüllt. Die Weibel hatten den Landammann als wiedergewählt erklärt. Dieser nahm seinen Platz am Tische wieder ein und verdankte in kurzen Worten die ihm zuteil gewordene Ehrung.

„Eure Leute können sich bei Euch bedanken," sagte Felix zu Steinmann.

Dieser zuckte die Schulter. Zwiespalt war in ihm. Er sah, daß er gesiegt hatte, er fühlte, daß der ungeheure Aufwand seines Willens nicht umsonst gewesen war; aber er spürte ebenso, daß die neue, jugendliche Kraft, die ihm entgegengestanden, nicht endgültig besiegt war. Zu ihm hatte Felix nichts vom nächsten Mal gesagt, aber er wußte schon jetzt, daß die Gegner nicht müßig sein würden, und irgendwie kam es einen Augenblick wie Ermattung über ihn. Er war nicht gewiß, ob er auch in Zukunft das Äußerste an Kraft aufbringen werde, das er diesmal in die Wagschale geworfen. Er faßte sich aber rasch. „Da stehen wir ja auf einmal in zwei verschiedenen Lagern, Herr Sohn," sagte er und lachte nicht ganz frei von zornigem Spott.

Vater Huber vermittelte in seinem geschmeidigsten Ton. „Das hat mit der persönlichen Liebe und Achtung nichts zu tun."

„Jedenfalls stehen wir offen Mann gegen Mann," sagte Felix.

*

Der Zug der Regierung formte sich zur Heimkehr nach Seeburg. Die Musik spielte. Das Landesbanner flatterte. Über den Ring und die weite Wiese flutete zwanglos die Menge. Die Landsgemeinde war zu Ende.

Auch der Hügel der Zuschauer leerte sich. Die Frauen stiegen in die Wiese hinab und begrüßten Männer, Väter, Bekannte. In Gruppen standen sie herum. Hessi und ihre beiden Mütter hatten sich zu Felix und seinem Vater hingefunden.

„Er hat dich doch überwunden," sagte Hessi lächelnd zu Felix. Und sie war stolz auf den Vater, ohne es weniger auf den Mann zu sein.

„Man merkt, daß seine Geschäfte von einer Grenze zur andern reichen," bemerkte der alte Huber, zu Frau Anna gewendet, „sein Einfluß reicht gerade so weit."

Frau Anna war zerstreut. Ihre Liebe suchte Steinmann. Sie hätte ihm nur die Hand geben mögen. ‚Was konnte ihm ihr Glückwunsch bedeuten?' dachte sie. Aber sie war erfüllt von ihm wie immer. „Er hat es nicht leicht gehabt, bis er so weit gekommen ist," antwortete sie Huber.

Dann schauten sich alle nach dem um, von dem sie handelten. Er war wenig über die Stelle hinausgekommen, wo er anfangs gestanden. Eine Menge Leute umdrängten ihn. Mitglieder der Behörden, Franz, der Neffe, der Direktor aus Oberwald, Geschäftsfreunde, Sennen, Postwagenführer, Knechte! Es war eine bunte Gesellschaft, die ihn in Beschlag nahm. Alle beglückwünschten ihn.

„Ihr allein habt den Ausschlag gegeben," versicherte der ruhige Landrat Walker.

„Haben wir sie nicht herausgelüpft?" prahlte ein Möbelhändler aus Seeburg. Steinmann hatte Hessis Aussteuer bei ihm gekauft und er hatte zu den Unsicheren unter den Stimmenden gehört. Jetzt lag es ihm an, seine Treue am rechten Ort in Erinnerung zu bringen.

Steinmann drückte viele Hände, gab zu, daß es recht gegangen, steckte besonders handgreifliche Schmeicheleien mit einem Achselzucken ein und bemerkte dann, daß seine Verwandten nach ihm ausschauten und auf ihn warteten. Er war ein wenig müde. Der Dank, die Lobesworte, die endlosen, aus dem Ereignis der Wahlen sich ergebenden politischen Gespräche wurden ihm lästig. Er hatte einen unbestimmten Drang nach Stille, nach Loskommen aus der Menge. Es widerstrebte ihm auch, nun zu den Wartenden hinüber zu müssen. Unwillkürlich suchte er nach einem Grund, ihnen auszuweichen. Er schaute dahin und dorthin. ‚Wo war Zurmatten hingekommen?' dachte er dann auf einmal. Und — und war Meise doch nicht aus ihrem Berg herabgestiegen?

Dann wußte er, daß, was ihm zu schaffen machte, nur die Tatsache war, daß er Meise nirgends sah. Und ebenso rasch war er entschlossen, sie zu suchen. Er winkte den andern zu: „Geht nur voraus nach Seeburg; ich komme nach."

„Zu uns zu einem Abendbrot," rief Felix Huber zurück.

„Zu einem kleinen Siegesmahl," fügte der immer höfliche Vater hinzu.

„Gut! Zu einem Siegesmahl," gab Steinmann lachend zurück. Dann nahm er den Landrat Walker beiseite.

„Ihr werdet heute abend bei der Nachfeier der Parteigenossen sein," sagte er zu ihm.

„Ihr doch auch," entgegnete dieser.

Steinmann schüttelte den Kopf: „Ich bin keine offizielle Persönlichkeit."

„Aber die wichtigste von allen," erwiderte neidlos der andere.

Steinmann sah ins Leere. „Das geht vorbei," sagte er und er neigte sich näher zu seinem Begleiter. „Das kommende Jahr heißt es klug sein. Sagt das den Freunden. Gebt den Gegnern freiwillig einen Teil von dem, was sie Euch heute haben nehmen wollen. Sonst könnte Euch nächstes Jahr auf einmal alles verlorengehen." Er wußte genau, was er sagte. Sein Geist unterschied scharf alle Tatsachen. Aber inzwischen suchte noch immer etwas in ihm: Wo war Meise? — — Und sein Blick wanderte im Kreise über die sich zerstreuenden Menschenmassen.

Plötzlich entdeckte er Zurmatten und seine Enkelin, wie sie, fast verborgen, hinter der Kapelle standen. Sie schienen unschlüssig, ob sie gehen oder noch bleiben sollten.

„Ihr mögt recht haben, Steinmann," entgegnete Landrat Walker. „Es ist ewig schade, daß Ihr nicht selbst ans Ruder wollt."

Steinmann murmelte etwas. Er hatte kaum noch gehört, was Walker von ihm wollte. Es drängte ihn fort.

„Ich möchte da drüben noch jemand grüßen," entschuldigte er sich plötzlich und verließ den andern. Mit großen Schritten strebte er dem Hügel zu, sich vorbeidrängend, wo noch Leute im Wege standen.

Meise hielt den Großvater beim Arm; denn er hatte sich schon entfernen wollen. „Komm! Was warten wir noch?" hatte er ungeduldig gefragt.

„Er kommt," sagte Meise.

Sie hatte die Landsgemeinde als etwas erlebt, das ihr fern lag und doch in einzelnen Vorgängen alles streifte, was sie im Innersten anging. Als sie mit Zurmatten früh schon eingetroffen war, hatte sie sich zur Kapelle hinaufgeschlichen und war von dort Zeugin gewesen, wie der Großvater sich bescheiden unter die stimmfähigen Männer geschoben hatte. Immer Neues hatte sich dann ihren Blicken geboten, der Aufzug der Regierung, das Gebet, die Eröffnung der Wahlen. In ihrer Nähe hockten zwei Schuljungen, die mit dem Eifer ihres Alters alle Vorgänge besprachen, auf jeden Bekannten mit Fingern wiesen. Sie nannten die Regierungsleute bei Namen und tauschten ihre knabenhaft kecke Meinung über ihre Tauglichkeit aus. Vom Landammann sprachen sie und von Felix Huber, von dem Meise wußte, daß er Jakob Steinmanns Tochter geheiratet.

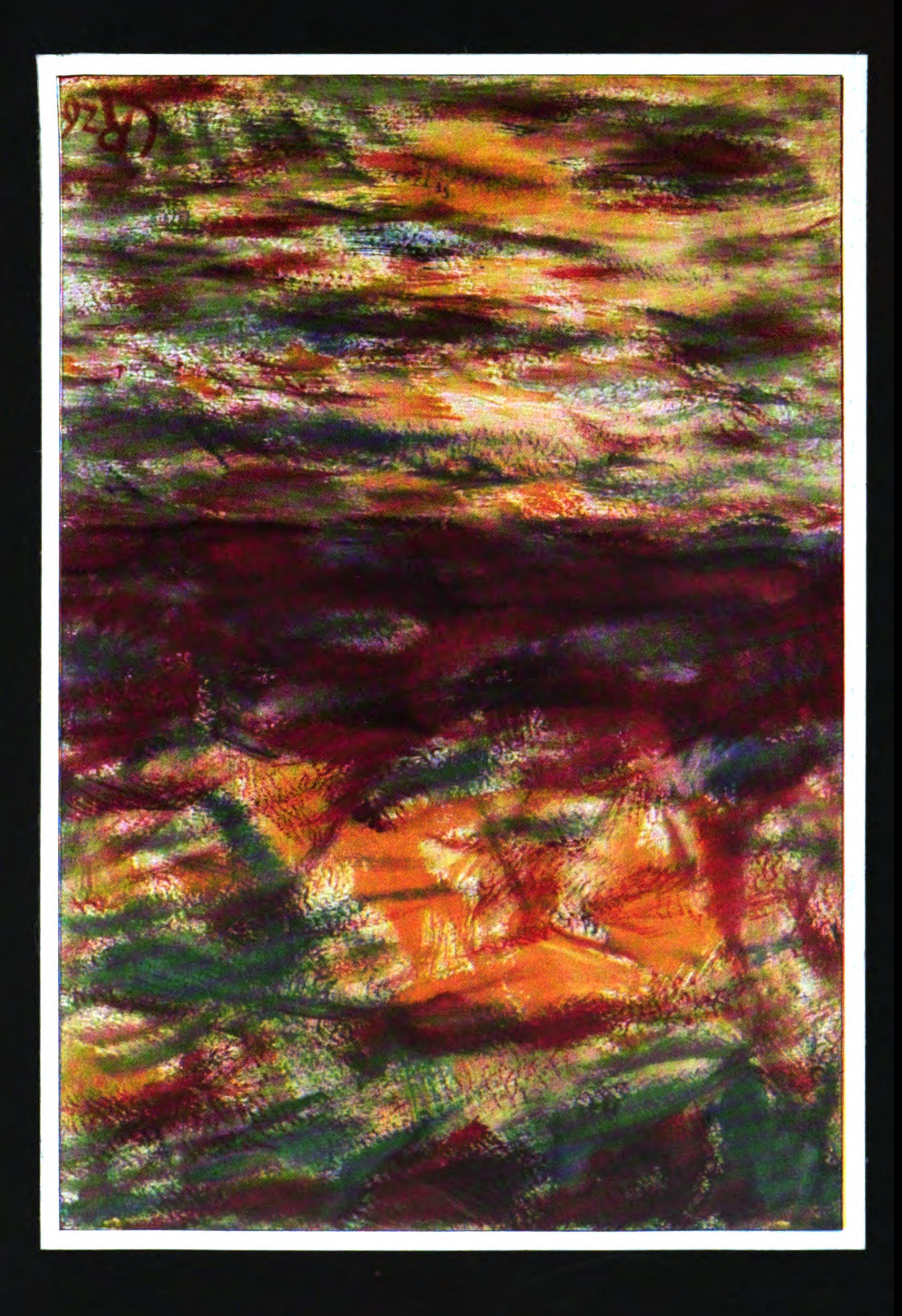
Sie hatte sich vorgebeugt, um den blonden, hübschen Mann besser sehen zu können, von dem die beiden Jungen behaupteten, daß er schon heute in die Regierung werde gewählt werden.

Nach einer Weile war sie auf eine andere Gruppe aufmerksam geworden, Frauen diesmal, die nicht allzu weit von ihr selbst im Grase saßen und wie sie die Ereignisse verfolgten.

„Da schau'," stieß einer der Jungen den andern an. Dann nannten sie die Frauen, Hubers Mutter, Hessi und Frau Anna.

Meises Herz hatte gezittert. Sie hatte nicht recht gewagt hinzusehen und es doch nicht hindern können, daß ihr Blick immer wieder die Stelle streifte. Das war seine Tochter! Und das — das seine Frau! Die Kehle war ihr eng geworden und das Blut ihr zu Häupten gestiegen. Wie kam es, daß sie — auch sie von Jakob Steinmann wußte, nicht nur jene da drüben? Der Großvater hatte sie einmal Sünderin genannt! Und oft, oft des Tages und wenn sie nachts aus dem Schlaf auffuhr, war der Gedanke da und ein jäher Schrecken mit ihm. Aber immer kam auch sogleich die Erlösung: Nein doch, nein! Was Jakob Steinmann und sie zusammengeführt, das war nicht Schuld! Das war Schickung! „Du hast mich noch einmal jung gemacht," sagte er manchmal. Und sie nahm niemand etwas fort. Es war alles ihr zugeströmt ohne ihr Dazutun, wie aus einer höheren Gewalt. Sie ließ es niemand sehen! Sie lebte ganz für sich, gleichsam ihr Glück nur als Brosamen empfangend, die jene Frauen dort ihr ließen. Sie neidete ihnen nichts. Sie empfand vielmehr etwas wie Liebe für sie, weil Jakob Steinmann sie liebte, und sie hätte hingehen mögen und sagen: ‚Ihr dürft mich nicht mißverstehen; ich bin nur da, um dem Freude zu machen, dem auch ihr Freude machen wollt.'

Lange hatte sie dann ihre Aufmerksamkeit zwischen den Vorgängen der Wahlgemeinde und der Gruppe der drei Frauen geteilt. Dann war Steinmanns Wagen eingetroffen. Da hatte in ihrem Innern die Welle der Erregung aufgeschlagen, die jede Ankunft von ihm in ihr auslöste. Nichts von all den Menschen und Ereignissen hatte mehr Gültigkeit gehabt. Nur er war noch dagewesen, der mit großen Schritten über den Platz ging und sich in der Menge verlor. Sie hatte ihn gesucht, ihn wiedergefunden. Und von da an hatte sie die Ereignisse der Gemeinde gleichsam durch seinen Herzschlag erlebt. Sie hatte den Augenblick gespürt, in dem das Zünglein an der Waage geschwankt, hatte den Pulsschlag des Volkes gespürt, wie sie einen Augenblick mit Felix Huber gegangen, dessen Auftreten sie in Erstaunen gesetzt hatte. Aber alle ihre Sinne hatten sich ge-



Aufziehendes Gewitter an der Ostsee. Pastell von Prof. Christian Rohlfs
Ausstellung Ferd. Möller, Berlin



spannt, als Steinmann selbst in den Ring hinausgetreten war. Deutlich war jedes seiner Worte zu ihr heraufgedrungen. Als dann zur Abstimmung die Hände hochrauschten, die, die für Steinmanns Sache und die, die dagegen entschieden, hatte sie vor Erregung beide Hände vor die Brust gepreßt, und als die Weibel zugunsten der Minderheitspartei entschieden, da hatte sie ein befreiendes Aufschluchzen nicht unterdrücken können. Sie hätte jemand haben und fragen mögen: ‚Nicht wahr, das ist alles nur so gegangen, weil er gesprochen hat?' Alles, was sie in Steinmanns Arme getrieben, die unwillkürliche, staunende Bewunderung war jetzt wieder lebendig. Sie hatte ihn noch nie frageloser, stürmischer geliebt.

Der erste, bei dem sie sich von ihrer Aufwallung hatte etwas erlösen können, war dann der Großvater gewesen. Fortgang und Ende der Landsgemeinde, die Auflösung der Stimmherde, das Zusammenstehen einzelner Gruppen von Menschen hatte sie nicht mehr gekümmert. Ihr war nur der machtvolle Eindruck eines Sieges geblieben. Und dem Großvater, der sie dort suchte, wo er sie hingeführt hatte, war sie atemlos vor Erregung entgegengegangen. „Hast du ihn gehört?" hatte sie gefragt.

Er aber hatte sich unfrei gefühlt, hatte Dinge gespürt, die waren und nicht sein sollten. Er hatte Meises Hand gefaßt und sie mehr in den Schutz der Kapelle gezogen. „Nun ist es wieder für einmal entschieden," hatte er ausweichend geantwortet.

„Hat er nicht prachtvoll geredet?" hatte sie auf dem beharrt, was ihr die Hauptsache war. „Er hat doch den Ausschlag gegeben."

„Das hat er," hatte der Großvater zugegeben. Er konnte sich dem Eindruck, den Steinmanns Erfolg auch ihm gemacht, nicht entziehen. Auch seine Liebe zu Meise war wieder wach. So sollte sie sich eben freuen! Ein Besonderer war Jakob Steinmann wohl!

Dann aber hatte er heim gewollt. Meise aber hatte nicht geeilt. Sollten sie einander nicht einmal grüßen können, Jakob Steinmann und sie?

Und nun kam dieser aus der Tagungswiese herauf auf sie zu.

Meises Gesicht war blutüberschlagen.

Zurmatten trat neben sie. Er sah, wie Steinmann unbekümmert darum, wer ihn sah, auf sie zusteuerte. Einen Augenblick dachte er an Flucht. Dann sah er wohl ein, daß das nicht ging. Begrüßen mußte man jetzt einander!

Er ging Steinmann entgegen. Meise folgte. Inmitten des Hügels trafen sie zusammen.

Unweit führte ein Sträßlein, von hohen Buchsbaumhecken gesäumt, zwischen Bauerngütern landeinwärts. Steinmann streckte seine Hand aus. Wieder bedeuteten Erfolg, Politik, Geschäft, Besitz nichts. Wieder war nur sie — Meise. Sie war ihm nicht Frau, nicht Kind, sie war so etwas wie Sonne und abendliche Ruhe, in die man sich mit einer Empfindung des Friedens hinausbegibt.

„Gut, daß man sich noch guten Tag sagen kann," sagte er, drückte Zurmattens Hand und nahm die Maries, ohne sie wieder loszulassen.

„Wohin wollt Ihr?" fragte er dann.

„Heim," antwortete Zurmatten.

„Freilich, Ihr habt einen weiten Weg," erwiderte er, und als seien sie auf diesem Weg schon begriffen gewesen, steuerte er auf die stille, schmale Feldstraße zu.

Meises Hand schloß sich fester um die seine. Über ihnen riß noch einmal der graue Himmel. Der Wind hielt den Atem an. Ganz blau wurde die Ferne. Und um die Buchshecken spielte blaßgoldenes Licht. Man fühlte es warm im Nacken.

„Nun ist die Schlacht geschlagen," meinte Zurmatten. Er glaubte, von der Hauptsache sprechen zu müssen, und suchte nach einer Form, wie er Steinmann ein Lob über sein Eingreifen sagen könnte.

„Wieder einmal," gab Steinmann in einem Ton zurück, als liege das nun schon wieder ganz fern.

„Ich habe jedes Wort gehört," mischte sich hier Meise ins Gespräch. Die Begeisterung glühte noch in ihr nach und ihr Blick leuchtete zu Steinmann auf.

Er zog sie näher an sich. „Siehst du, so geht es im Krieg ohne Waffen," sagte er.

Niemand begegnete ihnen auf dem Weg, in den sie jetzt einbogen. Alles Volk strömte in entgegengesetzter Richtung Seeburg zu. Steinmann war es, als sollte er mit den beiden in ihre Hütte hinaufsteigen. Was suchte er noch bei den andern? War nicht heute so etwas wie ein Ende gewesen? Vielleicht ein Gipfel! Oder doch schon ein Abstieg?

„Man streitet sich," fuhr er gedankenverloren fort. „Die einen klammern sich an Sessel, wie die Regierungsmannen, denen wir heute geholfen haben. Aber ein andermal kommen die andern hoch. Keiner kann verhüten, daß die Jungen aufstehen, wie wir selbst einmal gegen die Alten aufgestanden sind."

„Solange Ihr da seid —" wollte Zurmatten einwenden.

Aber Steinmann unterbrach ihn. „Das hilft auf die Dauer nicht," entgegnete er ernst. „Ich muß froh sein, wenn ich das

Kleine da festhalten kann." Er neigte sich zu Meise und schaute sie an. Der Sieg von vorhin war vergessen, der, der ihm s i e gebracht, galt allein noch. ‚Warum mußte er sie jetzt wieder allein gehen lassen?' dachte er. Dann fiel ihm ein, daß er ja in der falschen Richtung ging, daß er noch nach Seeburg mußte, daß vielleicht sogar eine Gruppe von Menschen, Frau Anna, Hessi, Felix Huber und die Seinen mit Bedacht langsam gingen, damit er sie noch einholte. Und in einem der Gasthäuser stand sein Fuhrwerk, von Jost, dem Knecht, eingestellt! Er war kein freier Mann! Wundern würde man sich über sein Ausbleiben! Reden würde man davon! Das freilich kümmerte ihn nicht. Aber an Frau Anna mußte er denken. Sie war den ganzen Tag allein gewesen. Er wußte, daß sie sich fremd vorkam unter all den Leuten. Selbst Hessi war ihr kein Ersatz! Sein Pflichtbewußtsein riß an ihm. Aber je mehr ihn Mitleid und alte Liebe zu der einen zog, um so fester hielt ihn ein Neues bei der andern. Dieses Neue war im Innersten verankert. Es loslösen wollen, hieß Fetzen aus der Seele selber reißen.

„Viele Stunden habt ihr jetzt zu gehen, ihr zwei," sagte er und war noch nicht entschlossen, Abschied zu nehmen.

„Es gehen viel Fuhrwerke hinauf," antwortete Zurmatten. „Vielleicht nimmt uns eines mit."

Aber Meise schaute zu Boden. Sie fühlte, daß er jetzt dann gehen würde, gehen mußte. Es tat ihr weh. „Ich gehe gern zu Fuß," sagte sie. „Man kann gut nachdenken, wenn man so dahinwandert."

Steinmann wußte, w a s sie denken würde. Die Hand, die die seine zitternd hielt, verriet es ihm. Alles, was an diesem Nachmittag geschehen war, würde sie noch einmal erleben! An Frau Anna und Hessi und immer wieder an ihn selbst würde sie denken. Und ihm gehören, ohne Reue und Wahl! Die Gewißheit packte ihn! Er blieb stehen, nahm sie bei den Schultern und hielt sie ein wenig von sich ab. „Wie hübsch du in deinem Sonntagskleid aussiehst," lobte er. Dann nahm er ihr den kleinen, runden Hut vom Kopf, daß ihr kurzes, braunes Haar bloß war. Er strich ihr über den Scheitel. „Und wie jung," setzte er leiser, bewegter hinzu.

Das weite Staunen, von dem seine Liebe erfüllt war, wuchs noch immer.

„Ich wollte, ich könnte mitgehen," sagte er dann.

„Komm nur bald wieder," bat sie.

„Sobald ich kann," versprach er. Und als er sah, daß immer noch niemand in der Nähe war, küßte er sie hastig und heftig.

Zurmatten wendete sich ab. Hatte das niemand gesehen? dachte er erschreckt und schritt scheu voran.

„Denk' an mich, bis ich komme," bat Steinmann. Er drückte ihr hart beide Hände. „Grüß' den Großvater noch," fügte er hinzu, hinter Zurmatten herschauend und verwundert, daß er schon weit voraus war. Er wollte kein Wesen mehr machen. Er fühlte, wie spät es schon war. Und so verließ er sie rasch.

Nur einmal winkten sie einander noch zu.

Dann folgte Meise ohne Eile dem Großvater.

*

Wenn auch der Gewaltshaufe der Gemeindebesucher sich schon zerstreut hatte, so fand Jakob Steinmann die Straße nach Seeburg doch von Nachzüglern so belebt, daß er nur langsam vorwärts kam. Er dachte ja auch an zwei, die in anderer Richtung gingen. Und sein Weg war ihm gleichgültig.

Aber der Gruß der Leute an der Straße störte seine Gedanken. Da und dort hielt ihn der Anruf eines Bekannten fest. Gespräche rissen ihn in die Gegenwart zurück. Dann wunderte er sich, daß er seine Frauen mit ihrer Gesellschaft noch nicht überholt hatte, lachte sich aus: Wie sollten sie solange gewartet haben! und schickte sich dann doch zu größerer Eile an.

In der Hauptstraße von Seeburg ertönten Beifallsrufe, die ihm galten. Er ließ sich nicht aufhalten.

Bald stand er vor dem Huberschen Hause. Er läutete.

Hessi öffnete ihm selbst die Haustür. Er hatte sie noch nie besucht! Sie freute sich, obgleich er ihr fremder war als daheim. Sie war stolz auf ihn und seinen heutigen Erfolg, ein wenig auch verlegen und bang, wie er sich zu Felix und dessen Stellungnahme an der Landsgemeinde verhalten würde.

Steinmann drückte ihr die Hand Das Glück schaute ihr aus den Augen! Wie hübsch sie war, dachte er und fühlte, wie wohl sie versorgt war. Das Herz wurde ihm leicht um sie. Selbst Meises Bild erlosch einen Augenblick darüber.

Dann schien ihm, als wäre an dem Hause, in das er trat, etwas Fremdes, Feindliches. Er hatte sich mit der Tatsache, daß sein Schwiegersohn an der Gemeinde gegen ihn aufgetreten war, noch kaum weiter beschäftigt. Jetzt mußte er wieder daran denken. Aber er zürnte nicht. Die Achtung konnte er dem andern nicht versagen. Wer konnte Felix Huber schließlich verdenken, daß er im Gleise seiner Vorfahren blieb? Und daß er

sich nicht hatte in die Karten schauen lassen, stellte höchstens seiner Politikerbegabung ein gutes Zeugnis aus! Dennoch fühlte er, Steinmann, sich im Hause der Tochter nicht heimisch.

„Ihr habt uns wieder den Meister gezeigt, Vater," sagte Hessi, während sie an seiner Seite die Treppe hinaufstieg.

„Das bedeutet nichts," antwortete er. „Es ist viel wichtiger, daß du mir ein vergnügtes Gesicht zeigst und glücklich bist."

„Das bin ich," versicherte sie vergnügt.

Da traten aber schon die übrigen Familienglieder aus der Wohnstubentür. Felix Huber ging Steinmann entgegen. „Ihr werdet nicht zufrieden sein mit mir," sprach er ihn freimütig an.

Dieser nahm die ihm gebotene Hand. Er konnte keine Liebe in sich aufbringen, aber nicht, weil der andere ihm entgegenstand. Er vermochte das Gefühl nicht zu unterdrükken, daß er in ihm der allmächtigen Zeit gegenüberstand, dem endlichen Sieger. Das machte ihm zu schaffen.

„Man errät dich, wenn du einen auch nicht viel von dir wissen lässest," entgegnete er lachend. „So überraschest du einen nicht zu sehr."

Nun mischte sich der alte Huber ein: „Heute können sich viele bei Euch bedanken," sagte er.

„Man tut, was man kann," erwiderte Steinmann mit einem spöttischen Lächeln.

Man begrüßte einander. Ganz zuletzt reichte Frau Anna ihm die Hand. Da aber wurde ihm, als sei sie allein da. Es war, als sei sie immer dagewesen und würde immer da sein. Gerade jetzt und hier unter Leuten, die ihm innerlich fern standen, an denen er zum Teil, wie bei den Eltern Huber ihre Freundlichkeit als unecht empfand, schien ihm, daß sie immer im rechten Augenblick zur Stelle war. Er legte den Arm um sie: „Ich habe dich lange nicht gesehen, Frau," sagte er und trat mit ihr in die Stube.

Frau Anna war glücklich. Auch sie spürte etwas davon, daß er mehr zu ihr gehörte als zu den andern. Aber gerade das ließ sie wünschen, diesen andern soviel als möglich von ihm zu geben.

„Da schau', was auf dich wartet," sagte sie und zeigte auf den festlichen Tisch.

„Das versprochene Siegesmahl," scherzte Steinmann.

Dann setzte man sich.

Der alte Huber hielt sogleich eine Rede. Auf den einflußreichsten Mann des Kantons.

Nachher besprach man die Wahlereignisse.

„Ganz gerecht ist es doch nicht gegangen," meinte der ehrliche Felix.

„Gewiß nicht," gestand ihm Steinmann zu. „Nur ist Politik nie gerecht. Und wie ich dich kenne, wirst du deinen Leuten schon noch zum Rechte helfen."

„Ich werde mein Bestes tun," entgegnete Felix aufgeräumt.

Steinmann ahnte wieder die kommenden Kämpfe. Es machte ihm zu schaffen, daß er schon wieder daran erinnert wurde. Und dann riß ihn diese Erinnerung auch in den übrigen Alltag zurück, in seine hundert Pflichten und Geschäfte. Bald war die Unruhe wieder auf ihm, die ihm nirgends ein Rasten gestattete. Er dachte an die Post, die morgen früh in Untersurka auf ihn warten würde, Sitzungen fielen ihm ein, die für nächste Woche nach Anderfluh anberaumt waren; er dachte daran, daß er nach der Ostschweiz und nach Bern mußte! Und es reute ihn, daß er hier Zeit versäumte.

Aber die Unterhaltung nahm ihren Fortgang. Man aß und trank. Der höfliche Hausherr erhob nach einer Weile auch sein Glas auf das junge Paar, das er ein Beispiel jungen Glückes nannte.

Hessis Gesicht leuchtete dazu.

Steinmann erkannte an der raschen Zärtlichkeit, mit der sie sich Felix zuwendete, daß nichts sie nach dem Vaterhaus zurückverlangen ließ. Sein Blick glitt über ihren blonden Scheitel. Flüchtig erinnerte er sich ihrer Kindheit, wie stolz er auf sie gewesen. Seine Liebe zu ihr gewann einen Beiklang von Wehmut. Dann aber entließ er sie innerlich gleichsam mit einem Seufzer der Erleichterung, darüber, daß ihm, dem der Kopf so voll war, eine Sorge abgenommen war. Und von diesem Augenblick an ließ er seinen Gedanken wieder freien Lauf, ließ sie hinter seinen Geschäften herjagen und war den Hubers nur noch ein halber Gast.

„Ihr sitzt nicht an Eurem Schreibtisch, Vater," mahnte Hessi, die seine Zerstreutheit bemerkte und sah, daß er hier der gleiche war, der er daheim gewesen.

„Viel Pflicht beschwert den Kopf," entschuldigte der alte Huber.

Steinmann überhörte die Bemerkungen. Er sah auf die Uhr. Es schien ihm schon spät.

„Ich muß den Jost rufen. Es wird Zeit zur Heimfahrt," sagte er geistesabwesend.

„Das werde i ch besorgen," bot Felix an und erhob sich.

„Könnt Ihr nicht die Nacht hierbleiben, Vater?" fragte Hessi.

Als Steinmann verneinte, wurde hin- und hergeredet, ob nicht wenigstens Frau Anna noch eine Nacht bleiben wolle. Diese aber lehnte es ab. „Wie könnte ich den Vater allein nach Hause fahren lassen?"

Sie stand auch bald auf, um ihre Sachen bereit zu machen.

Es dämmerte, als Jost mit dem Wagen vorfuhr und man sich gegenseitig verabschiedete.

Jakob Steinmann seufzte erleichtert auf. Dem innerlich Wandernden war ein Ortswechsel stets eine Erlösung, solange bis er vollzogen war. Bisher hatte er kaum daran gedacht, daß Frau Anna mit ihm fahren würde. Er wurde der Tatsache erst inne, als sie nun reisefertig neben ihm stand und man den Gastgebern die Hand reichte und Hessi küßte. Einen Augenblick hatte er das Empfinden, daß er lieber mit sich allein gewesen wäre. Aber nach weiteren Abschiedsbegebenheiten fand er sich im Einspänner neben Frau Anna sitzen, und es schien ihm wieder wie vorher bei der Ankunft, daß sie immer da war, immer es gewesen, es immer sein mußte, wie etwa die Wagenkissen, auf denen sie saßen.

Die letzte Verabschiedung von der Familie Huber hatte statt. Steinmann war mit seinen Gedanken nicht mehr dabei; seine Teilnahme war schon vorher abgereist. Er sah noch das helle Haar, das hübsche Gesicht Hessis, freute sich flüchtig daran und verlor es schon aus dem Sinn. Dann rief er dem Knecht ein „Fort!“ zu, und schon rollte das Fuhrwerk auf dem holprigen Pflaster ortsaus.

Sie wurden unterwegs wie gewöhnlich erkannt und gegrüßt. So war nicht Anlaß zu einer Unterhaltung. Verkaufholz, Bausteine, ein Neubau und viele andere Dinge am Wege fesselten dann im Vorbeifahren Steinmanns Aufmerksamkeit. Frau Anna mochte ihn nicht anreden. Erst als das Fuhrwerk ins Bergland hinaufbog, begann sie von Hessi zu sprechen. Daß sie es gut habe und so vergnügt sei! „Auch ich habe es schön gehabt,“ gestand sie dann mit bescheidener Zufriedenheit, „man hat mir zulieb getan, was man konnte, und Felix ist solch ein Ehrenmann.“

Steinmann schrak auf. Eine Art Entdeckung befiel ihn: Die Tochter war ja nicht mitgekommen! „Sie ist ganz aus unserem Boden herausgenommen,“ sagte er dieser Tatsache nachsinnend.

Das ergriff nun wiederum Frau Anna. „Du hast recht,“ bestätigte sie nachdenklich. „Sie hat jetzt ihre eigenen Interessen. Wir haben wenig mehr damit zu tun.“

Steinmann verbohrte sich in den Gedanken. „Gewalt über uns!“ murmelte er. „Halb wissen wir es nicht, halb läßt es uns nicht Zeit zur Besinnung. Immer wieder ist ein Stück Leben erfüllt.“

Darauf schwiegen beide.

Steinmann hatte sich mehr in seine Wagenecke geschoben. Unterm Gespräch war Frau Annas Hand wieder in die seine geglitten. Er ließ sie da. Aber er fand es ein wenig kindisch, daß erwachsene Leute so fuhren. Dann vergaß er es ganz. Seine Gedanken irrten ab. Jetzt waren die zwei Wanderer längst oben bei seinen Brüchen! Vielleicht saßen sie schon unter der Lampe! Oder vielleicht hatten sie unterwegs irgendwo gerastet und sahen jetzt auch die Sterne heller werden. Das — das mit Meise war auch ein Stück neues Leben wie das, was Hessi jetzt führte! —

Frau Anna saß ganz still. Das bißchen Abwechslung, das der Besuch bei den Verwandten in ihr eintöniges Leben gebracht, war schon fast vergangen. Selbst die Freude über das Zusammensein mit der Tochter verblaßte schon leise. Sie ging unter in dem, was den Hauptinhalt ihres Lebens bildete, dem Gefühl des Alleinseins mit ihrem Manne. Aus all seinen Pflichten, Ämtern, Geschäften und Erfolgen kam er doch immer wieder zurück zu ihr, sagte sie sich. Wohl gehörten ihr vielleicht auch jetzt seine Gedanken nicht, aber er war doch körperlich in den Kreis zurückgetreten, der um sie und ihn gezogen war. Ergriffen von dem Bewußtsein, ermutigt von ihrem Recht, hatte sie die Hand in die seine geschoben. Er gehörte ihr, und immer mehr blieben aus ihrem Kreise nur er und sie übrig. Das schien ihr das über alles hinaus Gültige. Sie sah, daß er wieder an Dinge sann, die sie nicht erraten konnte. Sie fühlte dann, daß er kaum mehr inne war, wie ihre Hand in seiner lag. Was beschäftigte ihn so? dachte sie. Hing er noch immer seinen eigenen Worten von der Macht der Zeit nach? Er reute an jedem Tage! Leben und Erlebnis galten ihm mehr als Familie und Rast! Und doch — sie erkannte es so gut wie er — würde auch ihn die Zeit überwinden. Vielleicht kam der Tag, an dem er ihrer Pflege bedurfte, ihre Gesellschaft suchte! Sehnte sie sich nach diesem Tage? Sie wußte es kaum, wußte besser, wie fern sie noch davon war. Und wieder suchte sie seinen Gedanken nachzugehen. Dachte er an Hessi und ihr Glück? An die Verwandten, in deren Kreis jene nun zählte? Schmiedete er neue Pläne? Oder ging sein Sinn irgendwohin in ein Dunkel?

Hier fiel einen Augenblick lang ein Schatten über Frau Annas Seele. Es war ihr, als sei etwas, was sie nicht wisse, noch je finden könne. Es schien ihr irgendwo eine Wolke zu stehen. Sie vermochte nicht die seltsame, wesenlose Furcht zu erklären, die in

ihr aufsprang. War es Furcht? dachte sie dann, oder nur eigene, Gespenster sehende Schwerblütigkeit?

Plötzlich erinnerte Steinmann sich, daß er wieder einmal ein Wort zu ihr sagen müsse. Er raffte sich auf.

„Es ist eine lange Heimfahrt," sagte er.

„Mir ist sie nicht lang, wenn du dabei bist," antwortete sie. Er lächelte dazu, aber er wandte sich dann sogleich zu Jost, dem Knecht, und hieß ihn rascher fahren. Er liebte weiche Szenen nicht.

Abermals eine Weile später, als sie schon tief ins Gebirg gekommen waren, sagte Frau Anna: „Ich bin unruhig wegen deiner Mutter; sie klagte in der letzten Zeit viel über Schwindel und Schwäche."

„Ihre Kräfte nehmen ab," bestätigte Steinmann. Er hatte es kaum beachtet. Aber nun Frau Anna es sagte, sah er die alte, zähe Mutter, und es wurde ihm das Werk der Jahre an ihr deutlich, als hätte ein Blitz plötzlich ein Dunkel erhellt. Wieder packte ihn dabei ein an Übelkeit streifendes Gefühl. Auch die alte, starrköpfige Frau, die noch so wie ein Vorposten außerhalb seiner eigenen Bollwerke gestanden, auch sie erlag der Zeit!

„Es wird hart gehen, wenn deine Mutter einmal ans Sterben kommt," meinte Frau Anna. „Sie wehrt sich mächtig."

„Sie *soll* sich nur wehren," antwortete Steinmann verbissen.

Wieder aber schob er sich dann in seine Wagenecke und vergaß das Gespräch fortzuführen, indem er ganz in eigene Grübeleien versank. Auch *die* Zeit würde kommen, da er selbst der Natur den Zoll würde entrichten müssen! Und wieder tauchte aus Wirrnissen Meises schmales Kindergesicht. Was würde werden, wenn *sein* Alter einbrach?

Frau Anna fügte sich in sein Schweigen. Sie ließ sich von ihren eigenen Sorgen und kleinen Freuden wieder einspinnen.

Nach Verlauf einer weiteren Stunde langte das Fuhrwerk in Unterfurka an.

„Es ist noch Licht in der Wohnstube," sagte Frau Anna.

„Die Mutter wird gewartet haben," vermutete Steinmann.

Sie fanden auch wirklich Frau Katharina noch außer Bett. Sie mußte eingeschlafen sein; denn sie saß in ihrem Lehnstuhl, den männlich hart geformten Kopf hoch an die Lehne gedrückt. Der Mund stand offen. Der Atem entrang ihm ruckweise. Die Oberlippe war eingesunken und das Gesicht erhielt dadurch einen geizigen, unerbittlichen Ausdruck, der durch die buschigen Brauen, eingepflanzt in die gerade Stirn, noch mehr verfinstert wurde.

Die Schläferin erwachte ob Steinmanns schwerem, lautem Schritt. Ihr Blick irrte verloren durch den Raum. Dann schlossen sich die Lippen, und sie richtete sich mit einem ärgerlichen Ruck auf.

„Es scheint ja schon spät," sagte sie laut, aber es schien, als hätte sie Mühe, die Lider offen zu halten.

„Warum seid Ihr nicht zu Bett gegangen, Mutter?" fragte Steinmann.

„Meinst, ich wollte nicht hören, wie es an Euerer Gemeinde gegangen ist?" fragte sie dagegen. Sie nahm ihre ganze Kraft zusammen. Etwas Zähes lag in der Anstrengung, mit welcher sie Denkkraft und Stimme zwang.

„Es ist gegangen, wie Jakob gewollt hat," erzählte Frau Anna. Sie hatte Hut und Mantel abgenommen und setzte sich neben die Schwiegermutter.

„Natürlich," erwiderte Frau Katharina, indem sie ihren Blick halb nachdenklich, halb spöttisch auf den Sohn richtete.

Auch Steinmann ließ sich nieder. Eine Weinflasche stand für seine Heimkehr immer bereit. Er schenkte sich ein Glas voll, das er als Schlaftrunk zu nehmen gewöhnt war. Und zur Mutter gewendet, bestätigte er: „Die andern sind noch nicht ans Ruder gekommen ... Auch der Schwiegersohn hat das nicht ändern können," fügte er hinzu.

„So hat er gezeigt, wo er hinaus will?" fragte Frau Katharina gespannt. Sie hatte Mühe, sich aufrecht zu halten.

Frau Anna übernahm den weiteren Bericht. Sie erzählte von ihrem Aufenthalt im Huberschen Hause, von Hessis Glück, vom Verlauf der Landsgemeinde und Felix Hubers Eingreifen.

Frau Katharina hörte ihr nur halb zu. Ihr Blick ruhte noch immer auf dem Sohne, der sich zur Seite gewandt hatte und in irgendeine Ecke starrte.

Jakob Steinmann war müde. Ihn langweilte das Gerede.

Als Frau Anna aber zu der Schilderung kam, wie seine Rede an der Gemeinde die große Wendung gebracht, gewann Frau Katharinas Blick neues Leben.

„Du hast noch die Kraft, Jakob," sagte sie.

Der brüchige Klang ihrer Stimme fiel Steinmann auf. ‚Was säumten sie alle noch?' dachte er und sagte: „Kommt! Es ist Zeit fürs Bett."

„Du denkst mehr als du redest," fuhr die Mutter fort. Sie bohrte mit einer seherischen Gewalt den Blick immer tiefer in Steinmanns Gesicht. „Du hast uns vorher nicht ein Wort davon gesagt, was du an der Gemeinde tun wirst," sprach sie weiter.

„Das mußte aus dem Augenblick herauskommen," murrte Steinmann unwirsch.

Aber die Alte gab sich nicht zufrieden. „Ich denke oft über das nach, was in deinem Kopf spinnt," fuhr sie abermals fort. „Vieles errät man und vieles weiß man nicht. Jedenfalls — ist es viel für e i n Gehirn."

„Bah," lehnte Steinmann ab.

Frau Katharina jedoch stützte die Rechte auf die Stuhllehne und richtete sich auf. Sie strich sich mit der Linken über die Stirn und sammelte Erinnerungen. „Beinahe wäre ich bei euerer Heimkunft nicht mehr dagewesen," sagte sie dann.

Die beiden andern merkten auf.

„Wieso?" fragte Steinmann.

„Ich habe die Gedanken nicht mehr in der Gewalt. Ein paarmal, während ihr fort wart, war ich wie schon drüben."

„Ihr solltet auch längst schlafen," mahnte Frau Anna und stand unwillkürlich auf, um der andern zur Ruhe zu helfen.

Diese aber wehrte heftig ab. „Nicht," stieß sie heraus. „Sonst kommt es im Schlaf."

Steinmann und Frau Anna erschraken.

„Ich habe mich noch gewehrt," fuhr die alte Frau fort. „Zwei-, dreimal, während ihr fortwart. Aber das hilft jetzt nichts mehr. Heute ich, morgen du! Gegen die Zeit können wir nicht an. Ich gebe nicht gern nach. Es ist schon, weil du dann niemand mehr vor dir hast, Jakob."

Sie schien in Fieber zu verfallen. Ihre Augen glänzten.

Steinmann war es, als schüttelte ihn ein harter Arm, daß er alle Müdigkeit verlor.

Die Mutter streckte die Hand nach ihm aus; ihr Blick verlor seine Klarheit und Schärfe.

„Wehr' dich, Mutter," redete Steinmann ihr zu. Er spürte, daß es ums letzte ging. Aber es war ihm noch unbegreiflich.

Sie neigte den Mund an sein Ohr. „Du hast etwas in dir, Jakob," flüsterte sie, „etwas, wie wenn ein alter Baum noch einmal grünen will. Ich weiß nicht, was es ist. Aber du mußt nicht denken, daß ich, die Mutter, es nicht gespürt habe." Sie drückte seine Hand. Sie war immer stolz auf ihn gewesen; aber sie hatte daraus nie ein Wesen gemacht. Jetzt gab es für sie nur noch ihn. Sie empfand wieder etwas von der Sorge der frühen Jahre, da er noch ein Kind und etwa krank oder böse gewesen war. Sie wußte, daß ihm noch harte Tage bevorstanden, ehe auch er so weit war wie sie. Und sie wußte, daß auch er, das Kind ihres Leibes, der Gewalt erliegen würde, die jetzt sie überwand.

Steinmann gab ihr den Druck ihrer Hand mit klammernder Heftigkeit zurück. Er hatte kein Bedürfnis zu beichten. Selbst sie, die Mutter, erreichte das Unersetzliche nicht, das eine andere ihm jetzt bedeutete. Aber er fühlte, was er verlor. Dieser einen hätte er vielleicht sagen können, wie es mit ihm gekommen war. Dann fühlte er auf einmal, daß die Hand, die er hielt, zuckte. Da wußte er, daß das Ende da war. Die Züge Frau Katharinas verfärbten sich. Ihr Mund erhielt einen Ausdruck erstarrten Eigensinns. Ihre Gestalt sank in sich zusammen.

„Jesus," stammelte Frau Anna.

Steinmann hob die Tote auf. Sie war nicht mehr schwer. Er trug sie in ihre Kammer. Er bettete sie sorglich, wie einen Kameraden. Ein sonderbarer Gram kroch ihn jetzt an, etwas, das er mit niemand teilen konnte. Einmal quoll ihm ein Schluchzen auf. Aber er hatte zu lange nicht mehr geweint. Es fand keinen Ausweg. Dann hatte er ein Bedürfnis, der Mutter noch irgend etwas zuliebe zu tun. Er ging in die Wohnstube zurück, riß ungeschickt ein paar Geranienblüten von den Fensterstöcken. Die legte er aufs Bett, an dem Frau Anna saß und weinte.

Frau Anna erhob nach einer Weile die nassen Augen zu ihm, der sich immer noch im Zimmer zu schaffen machte. „Hast du verstanden, was sie noch geredet hat?" fragte sie.

„Nein," antwortete er, „nein," nicht um ihr irgend etwas zu verbergen, sondern weil er den Worten der Mutter noch nachsann, weil er sich noch immer wunderte, wie sie ihn halb und halb erraten hatte.

Und Frau Anna fragte nicht weiter, sie war es nicht anders gewöhnt, als daß er ihre Fragen nur halb hörte.

*

Der Frühling verging in den Sommer. Die Leidenschaft der Politiker hatte sich erschöpft, die regelmäßige Arbeit in Amt, Handwerk und Handel hatte wieder begonnen.

In Jakob Steinmanns Brüchen sangen die Hämmer wieder ihr Klingklanglied. Das Vieh wurde in die niederen Alpen getrieben; die Sennereien lieferten ihre Erträgnisse. Schon lange fuhren die Postwagen wieder über die Alpenstraßen. Das Paßhaus am Joch stand offen. Die Gasthöfe zu Oberwald und Anderhalden harrten nach regem Winterbesuch der Sommergäste. Das mit äußerster Anstrengung geförderte Bahnbau-Unternehmen sollte schon im nächstfolgenden Jahre eröffnet werden.

Jakob Steinmann nahm jetzt manchmal ein Notizbuch zur Hand und legte sich am Abend zurecht, was der andere Morgen an

Arbeit bringen sollte. Früher hatte er das alles im Kopf gehabt. Jetzt schrieb er sich vieles auf, um nichts zu vergessen. Zuweilen fiel ihm die Stirn in die hohle Hand: Hatte er auch alles bedacht, alles vorbereitet? Die Gedanken waren jetzt nicht mehr flügge Vögel wie einst, sie hatten schwerere Schwingen und es war manchmal, als belasteten sie den Körper, dem lange Gänge, das Steigen auf steilen, steinigen Straßen, selbst die stundenweiten Fahrten im Wagen Mühe zu machen begannen.

Eines Morgens, der mit Sonne und blauem Himmel begonnen, dann aber in Regengewölk sich eingesponnen hatte, stand er am Fenster seiner Arbeitsstube und wartete auf den Wagen, der ihn nach Anderhalden hinunterbringen sollte. Es galt, dort in einer Besprechung mit den Unternehmern, den Regierungs- und Gemeindevertretern gewisse Meinungsverschiedenheiten, die wegen Angelegenheiten des Bahnbaus entstanden waren, zu schlichten. Aber dem Wartenden fiel plötzlich ein, daß er für den heutigen Tag auch einen Holzhändler nach Oberwald bestellt hatte, der den Ertrag einer Waldrodung neben seinen Brüchen erwerben wollte. Ärgerlich schlug er sein Notizbuch zusammen, das ihm den Irrtum bestätigte. Wie konnte man nur so zerfahren sein und zwei Geschäfte auf dieselbe Stunde legen? Er drehte sich nach der Sekretärin um, die hinter ihm an der Schreibmaschine saß.

„Telephoniert Brunner, dem Holzhändler, daß ich ihn erst morgen sprechen kann, morgen um dieselbe Zeit," befahl er unwirsch.

Das Mädchen stand auf und trat ans Telephon.

Er aber wandte sich dem Fenster wieder zu. Die Einsicht quälte ihn, daß niemand als er selbst an dem Irrtum schuld war. Versagte sein Gedächtnis? Zeigten sich die ersten Anzeichen des Alters? Kein Zweifel, die Arbeit strengte ihn mehr an als früher!

Wie Kobolde mit Gabeln auf ihn einstechend, erwachten jetzt in seiner Erinnerung unerledigte Geschäfte. Da war der Besuch in Zürich wegen der Granitlieferungen! Der Vorsenn auf der Unteralp wollte mit ihm schon lange wegen des bösen Stiers reden, der verkauft werden sollte. Tonini, der Bruchmeister, drängte auf Anstellung neuer Steinmetze! Im Kurhaus zu Oberwald wollte der Direktor einen neuen Herd eingebaut haben! Und erst in Anderfluh! Das Unternehmen dort entwickelte sich so, daß seine stete Anwesenheit nötig geworden wäre!

So schoß es wie Unkraut in ihm auf, Sorgen, Ärger, Zweifel. Er nahm die Hände aus den Taschen und begann an die Scheiben zu trommeln. Dabei irrte sein Blick die Dorfgasse entlang. Zwischen zwei Häusern hindurch, die neben der Kirche standen, erblickte er einen Streifen des Friedhofs, ein paar Kreuze nur. Da lag seit ein paar Wochen Frau Katharina. Seit dem Begräbnistage hatte er noch nicht Zeit gefunden, ihr einen Besuch abzustatten. Auch das eine unerfüllte Pflicht, auch das ein Ding, das brannte und stach, weil man es nicht mehr in die vollgepfropften Tage zu stopfen vermochte oder weil — es einem vor hundert andern entfiel! Die Mutter fehlte ihm. Es gab ihm jedesmal einen Stich, wenn er in die Wohnstube trat und ihren leeren Stuhl sah. Wohl hatte er sie seit langer Zeit schon nicht mehr um Rat gefragt. Aber das Gefühl, daß er sie noch fragen könnte, war ihm eine Erleichterung gewesen. Jetzt war das vorbei! Jetzt war sie vor — ihm hergegangen! Sie, die etwas von dem geahnt hatte, das ihn im Innersten beschäftigte! Seltsam, wie sie damals in ihrer letzten Stunde klarsichtig gewesen! Ob sie es ganz erraten hatte, was in ihm war? Nein, o nein! Manchmal wußte er ja selbst nicht —

Die Hand am Fenster zitterte. ‚Wo nur der Knecht mit dem Wagen blieb!' dachte er. Er — er — was wollte er denn? Ach — ja — Frau Katharina. Sonderbar, daß sie nun da drüben lag! Das Grab sei sehr schön, sagte Frau Anna. Keines habe so viel Blumen! Natürlich — Frau Anna sorgte schon! Da brauchte er sich weiter keine Mühe zu machen. Nur eben, daß der Sohn der Mutter einen Besuch schuldig war! Frau Anna? Sie war ja im Hause. Merkwürdig, sie ging so unauffällig ihres Weges, daß man sie ganz vergaß, daß er nachts manchmal fast erstaunt war, sie neben sich in der Schlafkammer zu finden! Zuweilen erinnerte dann irgendeine Güte, ein Tuch, ihm zum Schutz gegen späte Kälte in den Mantel gesteckt, ein Blumenstrauß auf seinem Schreibtisch, eine Lieblingsspeise beim Abendessen, an sie. Gewiß, sie war eine gute Frau.

Aber auch das entglitt wieder seinem Gedächtnis. Schafe da oben am Hang! Richtig! Er hatte ja auch nach dem Welschlandmarkt hinüberfahren wollen nächste Woche! Schafe waren dieses Jahr sehr preiswert. Er gedachte sich eine große Herde zuzulegen.

Während er diesen Gedanken noch weiter verfolgte, zuckte aus irgendeiner Wolkenlücke ein gelber Schein über eine Wölbung des Bergrückens, an dem er soeben die Schafe gesehen hatte. Ganz hoch oben! Fast unirdisch warm und zart im Ton! Er schaute hinauf. Eine merkwürdige Wandlung ging mit ihm vor. Nicht das plötzliche Licht da

oben war schuld. Es war ein Zufall, daß in seine Seele mitten in das Grübeln und Gedankenhasten auch so ein Licht fiel. Morgen oder übermorgen, nach der Erledigung der Geschäfte in Anderhalden und Oberwald! Meise! Letzte Woche hatte er sie nicht gesehen. Es war Zeit!

Jetzt rollte unten der Wagen über die groben Pflastersteine. Das brachte ihn zur Gegenwart zurück.

„Besorgt alles gut, bis ich zurückkomme," sagte er zu dem Mädchen an der Schreibmaschine. Dann nahm er Hut, Mantel und Schirm. Mit den Gedanken schon unterwegs, wäre er beinahe durch die Wohnstube gegangen, ohne Frau Anna zu sehen, die beschäftigt war, den Frühstückstisch abzuräumen.

„Ade," sagte sie. „Wann wirst du zurück sein?"

Die Frage ärgerte ihn. „Du weißt, daß ich das nie vorher sagen kann," antwortete er. Aber die Ungeduld reute ihn sogleich. Er legte den Arm um Frau Annas Schulter und küßte sie: „Zurück komme ich schon," scherzte er.

Die Fahrt nahm den Verlauf all dieser Geschäftsreisen. Die Tatsachen regierten. Beratungen in Anderhalden, Beratungen in Oberwald, in Anderfluh mit dem flinken und anstelligen Neffen und Geschäftsleiter Franz, Unterhandlungen mit dem Holzkäufer, mit dem Bruchmeister Tonini. Es blieb keine Zeit für irgend etwas anderes. Selbst, als er unterm Schönehaus vorbeigefahren war, hatte er wohl nach den Bewohnern ausgeschaut, aber, da er niemand sah, hatten die Geschäfte das in ihm niedergehalten, was sich als Wunsch hatte regen wollen.

Etwas Eile kam indessen zuletzt in seine Besprechung mit Tonini. Drüben lag das Schönehaus! Und er wollte — jetzt dann, da aller Pflicht genügt war, hinüber! Aber er hielt sich im Zaum. Kein Wort wurde vergessen, kein Geschäft unbesprochen gelassen. Zuletzt, als er sich verabschiedete, fragte er sich, ob er Tonini sagen solle, wohin er noch gehen werde. Er tat es nicht. Aber als er die Brücke überschritt, war ihm wieder, als folgten fremde, verwunderte Blicke im Rücken seinem Wege. Es belästigte ihn wie schon einmal. Aber er richtete sich gerade auf. Was kümmerten ihn andere!

Es wurde ein sonniger und föhnwarmer Abend. Er saß mit Meise auf der Bank hinterm Haus. Zurmatten war irgendwo in Stall oder Haus beschäftigt. Hier sah sie niemand und störte sie niemand. Sie saßen Hand in Hand, wunschlos und friedlich wie immer, wenn sie beieinander waren. Sie hatten von Frau Katharinas Tod gesprochen. Meise war nachdenklich und in ihren Augen lag ein großer Ernst.

Sie sagte: „Nun ist es bei euch leer geworden, da deine Mutter und deine Tochter fort sind."

Sie dachte daran, daß nur Frau Anna noch um Jakob Steinmann sorgte. Es schmerzte sie, wie oft, daß sie selbst nicht mehr für ihn tun durfte. Aber dann erinnerte sie sich, daß sie mehr von ihm besaß als alle. Und nun tat ihr Frau Anna wieder leid.

Steinmanns Gedanken wurden durch ihre Worte nach Hause zurückgelenkt. Sie hatte wohl recht, es war leer dort, vieles hatte sich geändert, vieles nach dem Gesetz der Zeit. Und wieder dachte er nun daran, daß diese Änderungen nur ein Anfang eines großen Niederganges seien. Er liebte die Gegenwart und sein Leben in diesem Augenblick noch mehr als sonst. Und Meises Besitz schien ihm mehr denn je der Gipfel alles Errungenen. Er zog sie näher an sich und schaute ihr gedankenvoll in das schmale Gesicht. „Das kommt jetzt so, eines nach dem andern," sagte er. „Eines Tages werde ich alt sein."

„Sage das nicht," antwortete sie, ohne noch in die Tiefe dessen zu gehen, was er meinte. „Du stehst doch noch mitten im Leben. Man weiß doch landauf und -ab, was du auf deinem starken Rücken trägst."

„Wir haben Glück gehabt bis jetzt," erwiderte er, ohne daß er ihre Worte recht gehört hatte.

„Wie meinst du das?"

„Nichts hat uns lange den Weg zueinander versperrt."

Es wurde ihr auf einmal schwer ums Herz. „Du meinst, wenn du einmal krank wärest," sagte sie mit unsicherer Stimme.

„Wenn ich den Weg nicht mehr machen könnte," spann er ihren Gedanken weiter.

Nun schmiegte sie sich mehr in ihn hinein und hielt ihn mit den Armen umklammert. „Du mußt das nicht berufen," flüsterte sie.

Auch seine Stimme wurde leiser, als müßte er alles nur ganz im Geheimen sagen. „Ich bin meiner Lebtag nicht krank gewesen, gedenke es auch nicht zu sein; aber — man weiß nicht, was das Schicksal über einen vermag."

„Was sollte ich tun, wenn du nicht mehr kämest?"

„Das müßte schon etwas Merkwürdiges sein, was mich abhielte."

Er richtete sich auf, als müßte er sich schon jetzt wehren. „Alles mag hinwegbröckeln," fügte er hinzu, „nur du nicht."

Nach einer Weile erinnerte er sich, daß er fort mußte.



Jugend. Gemälde von W. Ranken

Sie wollte ihn wie gewöhnlich begleiten. Aber ihm fiel Tonini ein. Der sollte sich nicht noch mehr wundern!

„Diesmal nicht," sagte er.

„Ich möchte so gern noch ein Stück mit dir gehen."

„Sie lauern uns nach."

Meise erschrak. Es war jetzt wirklich, als würde etwas anders, als zöge Gewölk über den Himmel. Ihre Augen wurden naß.

„Nicht weinen," bat er ganz bestürzt.

„Wirst du mich immer behalten?" fragte sie entgegen.

„Fragst du das noch?" entgegnete er.

Da war sie getröstet. Sie verließ sich auf ihn. Er war doch mehr als alle andern. —

Seine Besuche verloren in den nächsten Monaten nichts von ihrer Regelmäßigkeit.

Sommer und Herbst kamen und gingen vorbei.

Einmal, als Steinmann in Anderfluh war, machte der Neffe Franz eine Anspielung: „Es heißt, daß Ihr noch gern hübsche Mädchen seht, Onkel."

Steinmann fühlte, daß ihm das Blut zu Gesicht stieg, aber er hatte sich in der Gewalt.

„Wieso?" fragte er kalt.

Der weltgewandte, kleine Hotelfuchs begütigte: „Bah, das geht ja niemand etwas an."

„Ganz recht, niemand geht es an," erwiderte Steinmann. Die Unsicherheit, die ihn einen Augenblick hatte ankommen wollen, war überwunden. Gab es irgend etwas, was ihn auf seinem Wege hindern könnte?

Er setzte die Zähne zusammen. Wo er ging, ging er, sagte er sich.

Aber als er von dieser Reise zurückkam, schaute er mit einiger Spannung in Frau Annas Gesicht. War das Gerede auch zu ihr gedrungen? Dann kam vielleicht doch die bittere Notwendigkeit, ihr zu sagen, was er ihr hatte ersparen wollen.

Aber Frau Anna hatte ihr harmlos liebevolles Wesen.

Er atmete ein wenig auf. Vielleicht war es besser so! Er gab ihr die Brosche, die er ihr mitgebracht hatte. Es war ihm Bedürfnis, ihr Freude zu machen.

Sie sagte mit feuchtem Blick: „Du verwöhnst mich viel zu sehr."

Auf seinem Tisch fand er einen Brief der Rosa Zanolari, der Leiterin des Paßhauses am Joch. Sie schrieb, daß der Sommer zu Ende gehe, daß dieser ihn selten nach seinem Paßbetrieb geführt habe, begreiflicherweise, da seine Zeit so übermaßen in Anspruch genommen sei, daß dieser Umstand sie aber auf den Gedanken gebracht habe, er werde vielleicht froh sein, einmal eine seiner vielen Lasten los zu werden, da er doch auch nicht jünger werde. Nun habe sie sich im Laufe der Jahre soviel erspart, daß sie aus eigenen Mitteln den Betrieb des Wirtshauses zu übernehmen imstande wäre, und wenn er Lust hätte, sich des Unternehmens zu entledigen, so würde sie ihm gern einen anständigen Preis bieten.

Steinmann setzte sich, als er den Brief gelesen hatte. Noch war der leise Ärger über des Neffen Gerede in ihm. Nun packte ihn neue Unruhe. Was kam da an ihn heran? Ein Neues! Zum erstenmal sollte an Stelle der steten Mehrung seines Besitzes und seiner Betriebe die Ablösung eines solchen treten! Noch vor einem Jahre würde er den Gedanken weit von sich gewiesen haben. Jetzt enthielt er eine leise Lockung. Eine Entlastung! Er atmete auf. Einmal etwas von sich abwälzen! Einmal eine Sorge weniger haben! Beinahe hätte ihn so etwas wie Freude erfaßt. Dann aber kamen die Bedenken. Mißtraute er sich selbst? War das der erste Schritt ins Altenteil?

Er stand auf und begann in seiner Arbeitsstube auf und ab zu schreiten. Die Sache erregte ihn so, daß er nicht still bleiben konnte. Aber der Vorschlag der Zanolari schien ihm jetzt unannehmbar.

Ein paar Stunden später sprach er Frau Anna von der Angelegenheit.

Ihre Wangen röteten sich vor froher Überraschung. „Tue es doch!" riet sie sogleich. „Wälze *einmal* eines deiner Gewichte ab. Denke an deine Jahre!"

Er runzelte die Stirn. Der Zorn schoß in ihm auf. *Mußten* sie alle vom Alter sprechen! „Gerade, weil ihr mich alt machen wollt, will ich nichts von Entlastung wissen," zürnte er.

Und Frau Anna schwieg. Sie widersprach ja nie. Er war doch immer der Führer gewesen.

Nach Verlauf von vierzehn Tagen aber entschloß sich Jakob Steinmann doch, das Angebot seiner Geschäftsleiterin am Joch anzunehmen.

Meise hatte gebeten. „Du hast niemals Ruhe," hatte sie gesagt, „und man verliert sie, wenn man zu dir gehört."

Da war er erschrocken. War das wirklich so? Riß er auch die andern in seine Unrast hinein? Und nun wuchs sein Verlangen nach mehr Muße doch in ihm.

Aber als er mit der Zanolari den Kaufvertrag abgeschlossen und die Übergabe des Paßhauses auf das kommende Frühjahr zugesagt hatte, quälte er sich dennoch. War er im Begriff der Gewalt zu weichen, die die Mutter überwunden hatte?

Kurz vor der Weihnachtszeit, nach einer Fahrt nach Oberwald und der Schönehütte, als in seinen Wintersportbetrieben das große Leben wieder begonnen hatte, erkältete er sich auf der Heimfahrt in einem heftigen Schneesturm und mußte sich mit starkem Fieber zu Bett legen.

Frau Anna erschrak und ließ gegen seinen Willen einen Arzt aus Seeburg kommen. Der machte die Sache vielleicht ernster, als sie war. Er bestand darauf, daß der Kranke zu Bett blieb.

Steinmann widersprach heftig. Wie sollte er sich Ferien gönnen, wo soviel Arbeit wartete! Im Hintergrunde seines Widerstandes lag, ohne daß er es sich noch selbst gestand, die Furcht, daß ihm der Weg zu Meise abgeschnitten sei.

Der Arzt entschied: „Wenn Ihr monatelang mit der Geschichte zu tun haben wollt, so müßt Ihr aufstehen. Wenn Ihr tun wollt, wie ich Euch heiße, könnt Ihr in einer Woche wieder an der Arbeit sein."

Da streckte er sich oben in der hellen, geräumigen Schlafstube zum erstenmal seit vielen Jahren in die Federn. Muße! Er dehnte die Glieder. Ein seltsames Behagen ergriff ihn. Hielt er nicht die Fäden seiner Geschäfte dennoch in der Hand? Und Meise? Gehörte sie nicht ihm? Ließen sich nicht Brücken schlagen? Er brauchte nur zu schreiben! Unendlich still schien ihm alles. Wohltuend der Gedanke, jetzt nicht in Wind und Wetter hinaus zu müssen!

Lange dauerte das nicht. Als Frau Anna nach einer Weile ins Zimmer trat, stand er schon aufrecht vor seinem Bett und hüllte sich in seinen Wintermantel.

‚Was tust du?" entfuhr es ihr.

„Ich hole mir Arbeit," entgegnete er. Er war ungeduldig, weil ihm schien, daß sie ihn aufhalten wollte.

Aber nachher auf dem Gang zur Schreibstube und während er dort Akten hervorsuchte und mit der Sekretärin verhandelte, spürte er das Fieber in seinem Körper und war froh, nach einer Weile den schmerzenden Kopf wieder in die Kissen legen zu können. Still lag er eine Zeitlang. Frau Anna ging leise ab und zu. ‚Wie eine kluge Krankenschwester,' dachte er. Und weiter: Nun war sie schon viele Jahre an seiner Seite! Und einst war auch sie jung und hübsch gewesen! Und sie hatten einander geliebt! Das war jetzt wohl abgeblaßt, wie Mittagssonne am Abend kühl und sanft wird. Aber daß diese leise Sonne noch war, das war ganz gut!

Nach abermals einer Weile ein neuer Gedanke: Warum sagte er nicht zu Frau Anna: ‚Komm, setze dich zu mir? Ich will dir eine Geschichte erzählen.' Und erzählte ihr das Erlebnis mit Meise! Ganz wie einem guten Kameraden!

Jetzt begegnete er Frau Annas Blick. Es war immer etwas wie Angst und Klage darin. Immer noch! Nein, es ging nicht, daß man ihr eine Beichte ablegte, ging nicht, daß man von so ungewöhnlichen Dingen sprach! Es gab Begebnisse im Leben, die unlösbar verknotet waren. Das war auch dieses Geschehnis mit Meise. So mußte alles bleiben wie es jetzt war. Es gab keine Brükken über Alltagsgesetze!

So sagte er zu Frau Anna nur: „Du bist eine herrliche Pflegerin."

Sie lächelte still in sich hinein.

Ihm aber war plötzlich, als habe er mit dem, was er der einen gab, die andere, ferne verkürzt. Jetzt brannte wieder die Qual in ihm. Wie lange noch mußte er hier liegen! Wie lange dauerte es, bis er wieder zur Schönehütte hinauf konnte! Wenn es kein Mensch verstand und in kein Gesetz sich fügte, das dort war doch das Letzte, Mächtigste, weil es noch einmal wie Jugend war!

Er nahm Tinte und Feder, die auf dem Tisch neben seinem Bett lagen.

„Arbeite doch nicht," bat Frau Anna.

Er antwortete nicht. Er war schon mitten im Briefe. Er schrieb Meise, sie solle sich nicht grämen, das Unwohlsein werde vorbeigehen. Bald würde er kommen.

Als er den Brief geschlossen hatte, fühlte er sich erleichtert. Er ließ die Sekretärin, ein einfaches Mädchen mittleren Alters, rufen, diktierte ihr, arbeitete, als säße er an seinem Pult. Und als er ein Dutzend Briefe beisammen hatte, sandte er sie zur Post, den Meises damit. Seine Gedanken gingen eine Weile hinter ihnen her, mit wachsender Befriedigung, wie man einen wichtigen Boten mehr und mehr dem Ziel sich nähern sieht. Dann ließ er die Angelegenheiten seiner Geschäfte über die seines Herzens Herr werden. Er besuchte im Geiste alle seine Betriebe. Im Paßhaus am Joch verweilte er, das nur noch bis zum Frühjahr sein eigen war. Es war ihm, als liege ihm ein Kind im Sterben. Was hatte er da getan? Versagte wirklich seine Kraft? War nicht der Umstand, daß er jetzt zu Bett lag, auch ein Zeichen des Niedergangs? Neue Unruhe packte ihn. Er richtete sich auf und grub sich wieder in die Kissen. Und mitten aus der Glut dieser Unrast schoß abermals der Gedanke an Meise auf. Ein Tag erst ging von einer Krankheitswoche! War es nicht unerträglich, zu liegen, zu liegen und zu warten? Und indessen wohnte die kleine Meise

weit von ihm! Verwischte die Ferne sein Bild? Meise war jung! Das Leben kam und strich Namen aus. Vielleicht auch den seinen!

Steinmann stöhnte.

„Hast du Schmerzen?" fragte Frau Anna, die sich mit einer Arbeit ans Fenster gesetzt hatte.

„Einen freilich," gab er verdrossen zurück. „Daß ich hier liegen soll wie ein fauler Baum."

Sie sprach ihm mit ihrer ruhigen, leisen Stimme zu: „Die Ruhe nützt dir soviel, daß du leicht nachholst, was du versäumst."

Aber die Worte erlösten ihn nicht. Er lag wie auf einer Folter.

★

Der zweite Tag der Krankheit brachte den erwarteten Brief. Marie Zurmatten schrieb eine linkische Hand, aber sie schrieb, wie sie dachte und empfand. Steinmann spürte, wie sie ob seiner Krankheit erschrocken war und sich sorgte. Er fühlte die ganze Gewalt ihrer Liebe. Aber die Erleichterung, die ihm der Brief brachte, dauerte nicht. Er war der Muße nie gewöhnt gewesen. Immer quälender drang die Furcht auf ihn ein, daß dieses erste Versagen seiner Kräfte ein Vorzeichen neuer, vielleicht schleichenderer Krankheitstage sein könnte. Und wenn er dann erst recht den Weg zum Schönehaus versperrt fand! Angst stieg in ihm auf und trieb ihm den Schweiß aus den Poren.

Das Ergebnis war, daß er am vierten Tag dem Arzt erklärte, länger halte er es nicht aus. Das Fieber hatte nachgelassen.

Aber der Doktor wollte noch nichts von Aufstehen wissen. Seinem schroffen: „Wenn Ihr Euren Kopf durchsetzen wollt, müßt Ihr Euch einen andern Narren suchen," mehr aber Frau Annas geduldigem und doch bewegtem Zureden fügte sich der Kranke murrend noch zwei weitere Tage.

Inzwischen hatte Meise Zurmatten viel Zeit an den Fenstern der Wohnstube zugebracht. Als der erste Brief ihr die Erkrankung Steinmanns gemeldet, hatte die Angst ihr Tränen in die Augen getrieben. Sie hatte nie an seine Jahre gedacht, nichts von seinem Alter gespürt. Nun aber mahnte sein Versagen sie daran. Sie meinte, zu ihm eilen, sich Nachricht holen zu müssen, und wußte doch, daß das nicht anging. Ein Gedanke kam: Die andere pflegte ihn, die das Recht hatte. Sie hatte keinerlei Amt. Sie konnte nur warten und vor Angst fast vergehen!

Steinmanns weitere Briefe brachten ihr dann Beruhigung. Er schrieb, wie er sie entbehrte. Sie spürte sein Hangen und Bangen.

Sie sagte dem Großvater, daß er krank sei. Er stand einen Augenblick und strich sich den weißen Bart. Kam der Anfang vom Ende? Er wußte nicht, ob es ihn erleichterte.

„Vielleicht wird er jetzt lange nicht kommen," flüsterte Meise, den Kopf an die Fensterscheibe gelehnt, als müßte sie den, von dem sie sprach, doch kommen sehen.

„Vielleicht wird er einmal gar nicht mehr kommen," sagte Zurmatten. Aber als er es gesagt hatte, tat es ihm leid; denn Meise weinte.

„Warum sagt Ihr das?" fragte sie.

„Ich meine nur: man weiß nicht," verteidigte er sich. „Die großen Leute haben so viele Dinge, die ihnen zuschaffen machen."

Aber Meise erhob den Kopf und hatte plötzlich trockene, fast zornige Augen. „Er ist nicht wie die andern," erwiderte sie.

Am heiligen Abend aber, als der blauschwarze Nachthimmel von Tausenden von Sternen bestickt war und der Mond den hohen, weißen Schnee immer weiter und weiterhin mit seinem Licht übergoß, als es noch früh war, zu früh, als daß schon die Bergkirchlein läuteten, scholl Schellengeklingel auf der Straße vor dem Schönehause und gleich nachher stand Jakob Steinmann bei Zurmatten und seiner Enkelin in der Stube. Wie eine Wildkatze war Meise außen im Flur ihn angesprungen, und jetzt ließ sie ihn nicht los, hielt ihn mit freudezitternden Armen, hielt dann seine Hand mit klammernden Fingern. „Bist du denn wirklich wieder gesund?" fragte sie ein über das andere Mal.

„Leidlich," gab er zur Antwort. Er hustete noch und die Glieder waren ihm schwer; aber es hatte ihn daheim nicht gelitten. Wie? Sollte sie auch an diesem Vorweihnachtstage allein bleiben!

Er packte seine Geschenke aus, Kleider, Wäsche, einen kleinen, goldenen Ring.

„Ich kann nicht lange bleiben," gestand er erregt. Aber dann ließ er sich nieder und zog Meise an sich. „Nun ist alles wieder gut," sagte er und hielt sie fest wie eine entfliehende, kostbare Stunde.

Zurmatten saß schweigsam bei ihnen. Er wagte nicht zu reden. Gewiß, gewiß, sie waren wie zwei, die sehr gehungert hatten. Das war etwas, was man nicht bis in alle Tiefen erriet und verstand! —

Und an demselben Abend, aber spät in der Nacht, sah der heimkehrende Jakob Steinmann in den Fenstern seiner eigenen Wohnstube die Lichter eines kleinen Weih-

nachtsbaumes flackern. Frau Anna hatte ihn angezündet, als sie das Schellengeläute seines Schlittens gehört hatte. Auf der ganzen Heimfahrt durch die frosthelle Nacht war sein Inneres von dem erfüllt gewesen, was er hinter sich gelassen. Nur Augenblicke waren es gewesen, denn um nicht unfestlich spät nach Hause zu kommen, hatte er gleich wieder aufbrechen müssen. Aber in ihm lebte die Erinnerung an Meises so ungestüme Freude. Sie hatte ihm die Fahrt durch die Winternacht kurz gemacht. Nur zuweilen hatte der quälende Husten ihn an Dinge seines Körpers gemahnt, und eine Schwere war über seine Sinne gesunken, aber die Erinnerung blieb. Selbst jetzt noch weckte die Erkenntnis ihn nicht, daß auch hier Liebe ihn erwartete. Das Empfinden, daß er noch nicht völlig genesen sei, eine große Müdigkeit verstärkte sich, als er die Treppe hinaufstieg. Aber als er die Wohnstube betrat, hatte er Mühe, seine Gedanken in die Gegenwart zu zwingen.

Seine Frau und die Sekretärin standen hinter dem Lichterbaum, den sie auf den Tisch gestellt. Die Angestellte, scheu, ein braves, kleines Arbeitstier, von ihm oft unwirsch behandelt und von einer furchtsamen Verehrung für ihn erfüllt, hielt sich ganz zurück. Aber Frau Anna kam auf ihn zu, half ihm aus dem Winterrock und sagte: „Wie spät du kommst! Wenn du dir nur nicht zuviel zugemutet hast."

Da spürte er wohl wieder ihre Sorge und Liebe. Er dankte den Frauen, nahm Frau Annas Gaben entgegen und holte seine eigenen, die er fast vergessen, aus der Schreibstube herüber. Man sprach davon, daß dies das erste Weihnachtsfest ohne Frau Katharina und Hessi war. Er hörte, sah und bejahte das alles, aber in seinem Innersten summte noch immer das seltsame, zitternde Empfinden des Erlöstseins, weil der Weg zu Meise wieder frei war.

Er nahm Frau Annas Hand. „Du bist in allem eine Mutter," rühmte er und empfand diese Mütterlichkeit, aber wieder flog sein Sinn hinweg zu der einen, die ihn erfüllte, und brachte ihn Frau Anna nur der Wunsch wieder nahe, ihr zu sagen: ‚Du weißt nicht, was meine späten Tage so wunderbar macht!'

Er war dann sehr gut zu ihr, schenkte ihr ohne Aufhebens noch eine große Summe Geldes, damit sie besser ihrer Freude des Wohltuns leben könne. Sie sprachen mehr miteinander als seit langem. Ihre Gedanken gingen wie Kameraden nebeneinander; aber Frau Anna besaß im Grunde nicht mehr von ihm, als seit den langen Jahren seiner großen Last an Geschäften. —

— Hinter der Festzeit und über dem Jahreswechsel lag dann die Fülle von vermehrter Arbeit. Steinmann fuhr zur Vornahme der Inventuren nach Oberwald und Anderfluh. Noch immer war er nicht völlig wiederhergestellt. Die Arbeit ging ihm nicht leicht wie früher vonstatten. Eine besondere Dumpfheit im Kopfe ließ ihn langsamer als sonst die Übersicht über Vorgänge und Tatsachen gewinnen. Mit einer Art Eifersucht gewahrte er, wie der Direktor des Kurhauses in Oberwald, wie der umtunliche und geschickte Neffe Franz in Anderfluh, mitten in ihren Betrieben stehend, naturgemäß über alle Einzelheiten besser unterrichtet waren als er selbst. Zum erstenmal trat in seinen Besprechungen mit diesen, an Stelle seiner sonstigen klaren Überlegenheit eine hastige, aus einer Unsicherheit herrührende Empfindsamkeit zutage. Er kam von dieser Fahrt unbefriedigt zurück, vielleicht auch leeren Herzens, weil ihm die Zeit nicht zu einem Besuche im Zurmattenhause gereicht hatte. Mit sich allein zermarterte er sich den Kopf mit Fragen: Wie kam es, daß ihm manches so schwer wurde? Konnten nicht manche seiner bisherigen Aufgaben eigentlich ohne ihn vollendet werden? Er sehnte das Frühjahr herbei, damit auch seine Sommerbetriebe, die Sennereien, die Brüche sich wieder belebten und ihm neu die Genugtuung weitgespannter Ziele gäben. Er reute mehr denn je am Verlust des Paßhauses am Joch.

Wortkarger und geistesabwesender noch als sonst kam er zu den Mahlzeiten und nachts in die Schlafkammer.

Frau Anna sah ihn heimlich immer wieder an und quälte sich um ihn.

Hessi kam zu Besuch, fand den Vater unwirsch und ungleichmäßig und empfand Mitleid mit der kleinen, geduldigen Mutter. Sie brachte die Nachricht, daß in der Politik des Kantons in Seeburg sich allerlei Neues vorbereite. Der Landammann, der zugleich die Finanzen des Kantons verwaltete, hatte eine starke Kostenüberschreitung bei einem Straßenbau zu lange unbeanstandet gelassen und dem Landrate erst Mitteilung von den Vorkommnissen gemacht, als eine Verhinderung des Schadens nicht mehr möglich war. Es war mehr Gutmütigkeit und Vertrauensseligkeit als Nachlässigkeit im Spiel gewesen, aber die Gegenpartei nützte den Vorfall aus. Hessi sagte zu Steinmann: „Ihr werdet an der nächsten Landsgemeinde eine schwere Aufgabe haben, Vater. Felix meint, es müßten neue Hände ans Steuer kommen, wenn die alten den Karren so übel verfahren."

Steinmann mochte mit der Tochter nicht

streiten. Aber als er nachher mit sich selbst allein war, verarbeitete er die neuen Ereignisse. Der kleinste Fehler mußte jetzt der regierenden Minderheit verhängnisvoll werden! Und nun begann er auch seinem eigenen Einfluß zu mißtrauen. Er glaubte nicht mehr recht an sich selbst. Schaltete nicht sein Neffe in Anderfluh so selbständig, daß er seiner nicht mehr bedurfte? War nicht, wenn das Haus am Joch, diese Warte am Wege, in fremde Hände überging, ein Stück seines Ansehens abgebröckelt? Und — sah er nicht jetzt dann und wann in verwunderte Augen, mißtrauische Augen, fragende Augen? Schaute ihn nicht das Staunen darüber an, daß er nun alt zu werden begann? Die Zeit nahm ihren Lauf! Es nahte, was nahen mußte: Der Aufstieg anderer, der Niedergang derer, die jetzt auf der Höhe standen. Felix Hubers Sonne stieg. Die Nacht der Mutter Katharina war schon gekommen. Lag nicht auch über seinem Wege schon Dämmerung? Aber Meise! Es schoß wie Feuer in ihm auf. Besitz mochte verloren gehen, Erfolge mochten sich wenden, Kraft versagen und Ansehen verbleichen. Aber Meise war da, von der seine Jugend noch einmal wach geworden war! An die reichten andere Hände nicht. Nur — der Tod oder — das graue, schleichende Gespenst, das Alter!

Einige Tage lang rang von da an Gewißheit des Besitzes mit bleicher Angst des Verlustes.

Dann ging er wieder zu Marie Zurmatten, saß Hand in Hand mit ihr, empfing und empfand die ganze Unbegrenztheit ihrer Hingabe und trug den Kopf wieder steif im Nacken. Ruhiger schlug ihm das Herz.

Einige Zeit später suchten ihn die Abgeordneten der Regierungspartei in Unterfurka wieder auf. Er ließ sich von ihnen die Aussichten der Partei für die Landsgemeinde noch einmal ausführlich auseinandersetzen und einen Augenblick lang erfüllte ihn die alte Zuversicht. Er versprach, noch nicht zwar sich selbst mit all seinem Einfluß wie im Vorjahr in den Kampf zu stellen, wohl aber die Stimmung im Lande erkunden und alsdann seine Meinung über die Lage aussprechen zu wollen.

Bald darauf war er viel unterwegs. Wieder sahen ihn die Sennen auf den Alpen, die Gasthöfe, die Verkehrsstationen an den Alpenstraßen und seine Brüche. Lieferanten und Geschäftsfreunde, Bekannte und Gesinnungsgenossen traf er auf seinen Wegen und erforschte ihre Ansicht über die politischen Verhältnisse.

Noch einmal kehrte er auch bei Rosa Zanolari am Jochhause ein. Noch einmal fand er, wie er es gewohnt war, Achtung, demütige Grüße, heimliche Bewunderung, wo er sich zeigte.

Aber im Paßhause am Joch ging alles seinen geordneten Gang, und es waren nicht *seine* Anordnungen, sondern die Weisungen der Leiterin, die diese Ordnung gestalteten. Einige Neuerungen, auf den nahen Besitzwechsel hin von der Zanolari vorausverfügt, gaben ihm das Gefühl, daß er wohl noch gelitten und beachtet, doch eigentlich auch hier entbehrlich sei. Verstimmung belastete die Heimkehr von dieser Fahrt, und als er daheim die Erhebungen gegeneinander hielt, die er über die Aussichten der Regierungspartei gemacht, mußte er sich gestehen, daß der letztern Tage gezählt waren und daß auch sein Eingreifen daran nichts mehr zu ändern vermochte. Er ließ die Parteigenossen wissen, daß er an einen Sieg ihrer Sache nicht glauben könnte und selbst sich am Wahlkampfe in diesem Jahre nicht zu beteiligen gedächte.

Zu Frau Anna tat er in diesen Tagen den Ausspruch: „Es kommt Ablösung. In wenigen Wochen wird im Kanton ein Junger der große Mann sein. Dein Schwiegersohn Felix ist ein freier und kluger Kopf."

Frau Anna wußte nicht, ob sie sich freuen oder ängstigen sollte. Seit einiger Zeit war ihr das Herz ohnehin noch schwerer als sonst. Unbestimmte Dinge lagen in der Luft! Sie wußte nicht, warum ihr überall Unheil ahnte, obwohl doch nichts Böses geschah.

Steinmann fügte hinzu: „Felix Hubers Stunde wird sein, wie die anderer gewesen ist." Daß aber seine eigene Stunde vorüber war, daran sann er Tag und Nacht.

Die Übergabe des Paßhauses an die Zanolari fand statt. Nun hatte er da oben am altberühmten Weg ins Welschland hinab nichts mehr zu sagen!

In den Wochen vor der Landsgemeinde wurde die Minderheitspartei still und kleinmütig. An dem Ausgang der Neuwahlen zum voraus verzweifelnd, suchte man ein Abkommen mit dem Gegner und erreichte ein solches um den Verlust zweier Mandate. Damit war die Wahl Felix Hubers in die Regierung und der Rückfall der fortschrittlichen Partei in die frühere Abhängigkeit zum voraus entschieden.

Steinmann hatte das ihm nochmals nahegelegte persönliche Eingreifen in die politischen Kämpfe abermals abgelehnt. Wenn ihm die Zeitungen berichteten, wie sich die Dinge zwischen den Parteien entwickelten, so las er flüchtig oder las nicht zu Ende. Es war ihm, als hätte er sich aus diesen Dingen längst hinausbegeben. Zuweilen nur flak-

kerte die alte Kampflust und Entschlossenheit auf. Dann stand er im Begriff, den Parteigenossen noch im letzten Augenblick seine Hilfe anzubieten. War er nicht noch immer, der er war? Besaß er nicht immer noch seine ganze Kraft? Aber die Zweifel kamen gekrochen. Reichte sein persönlicher Einfluß noch so weit, daß er allein Fehler der andern gutzumachen und mächtige Gegner aus dem Felde zu schlagen vermochte? Winselte nicht ein Gerede, heimlich da und dort wie ein feines Föhnwindlein: — Jakob Steinmann hat auch seine Schwächen. — Und lag ihm nicht noch immer die Schwere in den Gliedern, als könnte er über die kurze Krankheit von damals nicht Herr werden? Er trat vor den Wandspiegel. Sein dunkles Haar war noch immer voll und kraus; aber an den Schläfen sah er graue, immer weiter grauende Stellen. Aus dem Gefühl der Mattigkeit entwickelte sich zuweilen ein seltsames Ruhebedürfnis. Zweimal verschob er in dieser Zeit den Besuch seiner Alpen und überließ Tonini, dem Bruchmeister, die Reisen zu den Granitabnehmern, obgleich er wußte, daß gerade sein persönliches Vorsprechen bei großen Bauherren auf die Erteilung von Aufträgen an seine Firma von Einfluß war.

Am Morgen der Landsgemeinde, den ein Frühlingsföhn mit tiefblauem Himmel und fast sommerlicher Wärme ausstattete, war er allein zu Hause, während Frau Anna schon am Vorabend sich nach Seeburg zu Hessi begeben hatte.

„Du wirst auch kommen, nicht wahr?" hatte sie ihren Mann vor der Abfahrt gefragt.

Er hatte ausweichend und lässig geantwortet: „Ich weiß es nicht."

Beim letzten Händedruck aber hatte er ihr gesagt: „Erwartet mich morgen nicht. Das, was geschehen soll, kann diesmal ohne mich geschehen."

Frau Anna war dann unfrohen Herzens abgereist. Sie sah, daß die großen Entwicklungen ihren Gang nahmen, denen sie einst mit ungeduldiger Erwartung entgegengeschaut: Jakob Steinmann zog sich langsam von vielen seiner Geschäfte zurück. Aber er wurde nicht pflegebedürftiger oder gar hilfloser, wie sie es sich vielleicht gedacht, wurde nicht *ihr* zurückgeschenkt, sondern verlor sich immer tiefer in sich selbst. Sie wußte ja so wenig von seinem Tun, noch weniger von seinem Denken.

An demselben Landsgemeindesonntag aber schirrte Jakob Steinmann gegen Mittag selbst sein Pferd ein und fuhr nach dem Haus an der Schöne. Denn neben allem, was sich in seinen Gedanken und Taten änderte, blieb eines bestehen: Auf der kleinen Seitenstraße seiner großen Wege ein Licht, eine Sonnigkeit, wie ein Rest von jungen Tagen.

Sie wußten in der Zurmattenhütte nicht, daß er kommen würde. Er hatte Meise gesagt, daß er der Landsgemeinde vielleicht fernbleiben werde, war ungewiß, ob Zurmatten nach Seeburg ging, aber um so sicherer, daß er Meise zu Hause treffen würde. Sie lebte ja noch stiller als früher. So jung sie war, ging sie nirgends hin, suchte weder Freunde noch Vergnügen. Der Alltag mit der Arbeit im Haushalt, mit Büchern, die er ihr schenkte, der Sorge um den Großvater und der Sonntag seiner Liebe füllten ihr Leben aus. Diese Liebe besonders! Sie hatte sie zum Inhalt ihrer Tage gemacht. Er mochte gerade in dem Augenblick in ihr Dasein getreten sein, da ihr Herz sich suchend erschloß. So übermächtig erfüllte dann der Glaube an ihn ihre Seele, daß gleichsam alle Wünsche mit dem gewährten einen erloschen waren.

Bewegt von solchen Erkenntnissen fuhr Jakob Steinmann Oberwald zu.

Dörfer und Straßen lagen verlassen. Viel Volk war zur Wahlgemeinde gefahren. Blau und heiß der Himmel. Staub bedeckte die Straßen. Aber aus den grünenden Hängen erhob sich der Tannenwald mit saftvollen, jungen Nadeln.

Eine Weile begleiteten den Fahrer die Glocken der Oberwalder Kirche, die zum Nachmittagsgottesdienst riefen, als er nach seinen Brüchen hinunterfuhr. An der Brücke unten verschlang das Wildbachrauschen die Töne. Drüben am Arbeiterhause sah er einzelne seiner welschen Steinmetze in der Sonne liegen und Mittagsrast halten. Aber in der Umgebung der Zurmattenhütte, in deren Stall er sein Pferd stellte, war kein Mensch zu sehen.

Meise kam jedoch bald hinter dem Hause hervorgeschritten, wo sie lesend auf der Bank gesessen.

„Ich wußte, daß du kommst," sagte sie mit ernstem Gesicht, in dem doch die Freude leuchtete.

„Wieso?" fragte er.

„Ich weiß es immer; ich fühle es, als ob deine Seele es der meinen von weither zu wissen täte."

Er schlang den Arm um sie. Wieder war er wie losgelöst aus allem Gewohnten und Gewesenen, einer, der wie auf Wolken ging.

Eine Ruhe ohnegleichen lag über Haus und Landschaft. Zwischen Waldgrün und Himmelblau, in der durchsonnten Luft, die

ein Windlein mit der Würze der neuen Nadeln schwängerte, regte sich weder Mensch noch Tier.

„Laß uns in den Wald drüben gehen," riet er, als sie ihm mitgeteilt hatte, daß Zurmatten in der Tat nach Seeburg gefahren war.

Sie war sogleich bereit dazu und ging an ihn gelehnt, schlank, jung, mit dem Kopf ihm kaum zur Achsel reichend.

„Du wirst ihnen fehlen an der Gemeinde," sagte sie. Und dann: „Ich muß noch immer daran denken, wie du sie alle in der Gewalt hattest vor einem Jahre."

Ein wenig Kühle stieg aus dem schäumenden Flusse zu ihrer Rechten.

Sie traten unter die hochstämmigen Tannen. Felstrümmer, von Moos übersponnen, lagen zerstreut zwischen ihnen, und die Sonne drang in die Lichtungen und brannte auf das Gras über den Wurzeln.

„Wer weiß, ob sie noch an mich denken," antwortete ihr Steinmann. Mitten in das Gefühl des Glücks und die Gewißheit des Besitzes fiel die alte Erkenntnis von der waltenden Wucht der Zeit. „Siehst du, das geht so," fuhr er fort. „Keiner ist unersetzlich. So wird es auch kommen, daß wir einmal nicht mehr beisammen sind."

Er ließ sich auf ein Felsstück nieder und zog sie neben sich.

Die Sonne glitzerte in den Nadelkronen zu ihren Häupten, und manchmal zitterte die Luft vor ihren Augen..

„Du sollst nicht immer daran denken," mahnte Meise wie schon oft.

„Das ist schwer zu vergessen."

Ihre kleinen Hände umklammerten zärtlich die seinen.

„Einmal, bald vielleicht wirst du allein sein," fuhr er fort. „Und das Leben noch vor dir. Und die Zeit wird mich auslöschen in deinem Sinn und —"

„Nie," unterbrach sie ihn. „Das ist nicht, wie wenn Leute viele Dinge um sich haben, so daß sie wechseln und wählen können. Weißt du nicht, daß mich nichts kümmert als du?"

Da schaute er in sich hineinlächelnd vor sich nieder. „Es mag sein. Ich habe es dir einmal gesagt, daß ich in meiner Jugend in einem Buche gelesen habe und daß es mit dir ist wie mit dem Wunder in der Kindergeschichte."

Er streichelte ihre Hand. „Es war eine böse Zeit, als ich krank war und nicht zu dir konnte," sagte er dann.

„Es war schrecklich."

„Es kann wieder kommen."

Meise schaute ihn erstaunt an. Wie schwermütig er heute war! Und sie sah jetzt, daß seine Schläfen weißer waren, als sie sie in Erinnerung trug.

Die Worte gingen ihnen aus. Sie rückten noch enger zusammen, als wollte schon jetzt etwas sie auseinanderreißen.

Nach einer Weile kehrten sie ins Haus zurück. Und das, was in ihnen war, die Wucht des Willens, einander nicht zu verlieren, schlug über ihnen zusammen.

*

Die Landsgemeinde hatte das erwartete Ergebnis gehabt. Mit einem überwältigenden Mehr war das Abkommen zwischen den Parteien vom Volke anerkannt worden. Als kleiner Rest blieben der Minderheitspartei im Regierungsrate der Baudirektor und ein anderes Mitglied; der Landammann wurde nicht wiedergewählt. Dafür zog Felix Huber in die Regierung ein, und es gab Leute, die schon jetzt prophezeiten, die nächsten Jahre würden ihn an der Spitze sehen.

Die Anhänger der Minderheit hatten wenig zahlreich an der Wahlgemeinde teilgenommen; die Aussichtslosigkeit ihrer Sache hatte viele abgehalten. Aber nachher ging ein großes Gerede: Wo war Steinmann gewesen? ‚Er ist nicht mehr der gleiche,' hieß es. ‚Er wird alt,' urteilten andere. Einige Weiber am Brunnen flüsterten: ‚Er hat andere Dinge im Kopf.' Es war nur ein Säuseln. Nichts Wesentliches wagte sich hervor. Der reiche Steinmann stand zu fest und zu hoch.

Frau Anna hatte allein dem diesmaligen Siegesmahl im Huberschen Hause beigewohnt. Sie hatte Hessis Freude über den Erfolg ihres Mannes und Hessis Liebe zu diesem Manne gesehen. Man feierte den Aufstieg einer neuen Generation. Der liebenswürdige und vorsichtige Vater Huber wie der offene, ihr von Herzen zugetane Sohn vermieden in Wort und Wesen alles, was sie hätte daran erinnern können, daß der Sieg Felix Hubers und seiner Partei in gewissem Sinne die Niederlage Jakob Steinmanns bedeutet hatte. Dennoch saß sie wie verloren am Tisch zwischen Hessi und ihrer Schwiegermutter, hörte die gewundene Glückwunschrede des Vaters Huber auf den Sohn an, stieß ihr Glas an das der andern, als auf eine erfolgreiche Amtstätigkeit des letztern getrunken wurde, und hatte nachher eine lange, wenig Schlaf bringende Nacht. Steinmann, den sie doch halb und halb erwartet hatte, war diesmal nicht gekommen, sie abzuholen. So machte sie sich am folgenden Morgen allein nach Unterfurka auf.

Ein merkwürdiger Eindruck begleitete sie:

Felix und Hessi waren um sie mit einem so liebevollen Eifer bemüht, daß sie darüber in Erstaunen geriet. Es war ihr, als fühlte sie eine Art Mitleid, einen Wunsch, ihr widerfahrenes Unrecht gutzumachen, aus diesem Eifer heraus. Sie dachte, daß man sie ihres Mannes Einbuße in politischem Einfluß vergessen machen wolle, aber das Übermaß an Mühe befremdete sie dennoch. Der Heimweg erschien ihr diesmal ungewöhnlich lang. Eine unbestimmte Furcht um ihren Mann erfüllte sie. Sie fand diesen aber wie gewöhnlich an seinem Schreibtisch, ihrer Ankunft und ihres Eintritts in die Arbeitsstube kaum achtend. Es war alles, wie es immer gewesen, seine Geschäfte nahmen ihn völlig in Anspruch.

Nach einer Weile kam er dann zu ihr heraus, bewillkommnete sie, als bemerke er erst jetzt, daß sie da sei. Eine ungekünstelte Herzlichkeit war in seinem Gruß. Sie fühlte wieder einmal, daß sie wie ein geschätztes Inventarstück des Hauses war, mit dem man stets gern Wiedersehen feiert. Zufrieden und geduldig begab sie sich dann an ihre Hausfrauenobliegenheiten, bedacht, Steinmann nicht länger zu stören, als nötig war. Von den politischen Ereignissen und ihrem Besuch in Seeburg wurde nicht gesprochen, nur Grüße richtete sie aus, mit dem Gefühl, daß jener sie überhörte. Sie war dann erstaunt, daß, als sie bald nachher den Tisch zum Mittagessen deckte, ihr Mann, früher als das seine Art war, wieder bei ihr erschien.

Steinmann hatte der Sekretärin noch Arbeit zugewiesen. Eine Art Neugier trieb ihn jetzt von seinem Tische auf. „Die Landsgemeinde soll ja so schnell vorbeigewesen sein, als sei im Lande überhaupt nur noch eine Meinung?" sprach er Frau Anna an.

Sie wollte ihm Verdruß ersparen. „Du hast ja selbst vorausgesehen, wie es kommen werde," sagte sie.

„Das habe ich," gab er zu, trat ans Fenster und trommelte an die Scheiben.

„Wie doch das Gesicht der Welt sich verändert," meinte er gedankenvoll. „Wie vieles nur anders geworden ist, seit wir zwei beisammen sind," fügte er hinzu.

Seine Worte bewegten sie wie immer, wenn er ihr gestattete, in seinen Gedanken zu sein. Neben ihn tretend, legte sie ihre Hand in die seine. „Es geht allen so," versuchte sie zu trösten. „Keiner kann immer auf der Höhe bleiben. Jeder muß einmal andern Platz machen."

Sie erschrak ein wenig über die eigenen Worte, meinte, sich schon zu sehr in seine eigenen Ansichten gemischt zu haben.

Er aber ging darauf mit ungewöhnlicher Teilnahme ein. „Es gibt einige, die auf der Höhe sterben oder wie tüchtige Pferde im Geschirr," erwiderte er.

„Es muß doch auch schön sein, noch eine Weile zu ruhen, ehe das Ende kommt," bestritt sie.

Er schaute sie an. „Manchmal dünkt es einen so," erwiderte er. „Aber Ruhe ist kein Ersatz für Niedergang."

Den ganzen Tag blieb er ungewöhnlich nachdenklich und milde. Es war, als fehlte ihm die gewohnte Arbeitsfreude. Immer wieder erschien er in der Wohnstube, wo Frau Anna arbeitend saß, und richtete die Rede an sie. Er wollte wissen, wie es Hessi gehe. Felix werde sicher gut gesprochen haben an der Gemeinde, sagte er einmal und bestätigte gleich darauf, daß jener der Regierung wohl anstehen werde.

„Er wird es erleben wie jeder," schränkte Frau Anna ein. „Eines Tages wird für ihn ein anderer kommen."

Da setzte Steinmann sich ans Ende des Tisches, an dem sie selber arbeitete. „Sonderbar wie das, was über uns ist, Zeit oder Schicksal, uns die Dinge aus den Händen nimmt," sagte er.

Dann zog er einen Brief aus der Tasche. „Die Geschichte der Zanolari läßt dem Direktor von Oberwald keine Ruhe," erzählte er. „Er schreibt mir, wenn ich je daran dächte, mich weiter zu entlasten, so würde er gern einen guten Preis für sein Kurhaus bieten."

Frau Anna antwortete nicht sogleich. Sie konnte sich über den Gang der Dinge nicht grämen. Es war doch nur, als triebe ihn das Leben selbst langsam zu ihr zurück.

„Ich denke natürlich nicht daran," fuhr er fort, mißvergnügt, daß sie nicht selbst die Unmöglichkeit der neuen Einschränkung einzusehen schien. Im übrigen hing ihm der Vorschlag seines Direktors wie eine Angel im Fleisch. Einmal ausgesprochen war Möglichkeit schon halbe Tatsache! Er wehrte sich innerlich mit zorniger Heftigkeit, und doch fühlte er gerade jetzt wieder die Mattigkeit der Glieder, das mühsamere Pochen seines Herzens, wie sie seit jener noch immer wie ein Gift in seinem Körper nachwirkenden Krankheit ihm zu schaffen machten.

Plötzlich stand er auf und ging hinaus. Er wollte jetzt wieder allein sein! Er ging vors Haus hinab, trat in den Garten. Überall waren Leute. Dann stieg er mit beinahe heimlichen Schritten in das obere Stockwerk hinauf, in die Schlafstube, die er sonst tagsüber nie betrat. Er setzte sich hinter die Betten ans Fenster. Man sah von da aus weit über die Straße und Hügel. Was war das nur? Ihn fror, aber nicht vor Kälte, sondern wie einen, der verarmte. Wenn der



Hafer. Aufnahme von Renger-Patzsch

von Oberwald von jenem Kauf schrieb — einmal mußte auch das wohl zustande kommen. Gerade wie die Sennereien in andere Hände fallen mußten und — und die Brüche. Die Gasthöfe zu Anderfluh und der Sitz in der Bahnverwaltung, die standen wohl einmal dem Neffen Franz zu. Vielleicht wollte auch Felix Huber ein Wort mitzureden haben! — Andere Hände, andere Köpfe mußten kommen. Sonderbar! Er bäumte sich schon nicht mehr gegen das Unvermeidliche auf. Aber Meise Zurmatten! Er spürte in den Nüstern etwas wie Tannenduft. Er dachte an den Tag, da er mit ihr im Walde gewesen. Und dann kam ihm die Weite des Weges, die ihn von ihr trennte, wieder zu Bewußtsein. Und er dachte der Zeit, da er hier in der Kammer gelegen, der Weg zu ihr verlegt gewesen war. Vielleicht kam das wieder! Der Körper zermorschte, verlor seine Bewegungsfreiheit! Furchtbares Bild, wenn er so saß, hier am Fenster, und tausend Gewalten zogen ihn fort, dorthin wo sie war, Marie Zurmatten! Sie auch mußte dann warten! Und eines Tages würde sie wissen, was sie jetzt immer und immer wieder vergaß, daß er an Jahren weit über ihr stand. Alter und Jugend paßten nicht zusammen, würde ihr dann einer sagen! Würde sie dann nicht sich nach dem Winde der Vielvielen drehen, die alles in einen Tiegel schlugen und das Ungewöhnliche nicht gelten ließen? Vielleicht verzehrte sich dann selbst ihre Liebe im Warten, aufgerieben von der Wucht der Zeit!

Langsam machte das Kältegefühl jetzt einem Wallen des Blutes Platz. Heiß stieg es ihm zu Kopf. Noch war es nicht an dem! Noch wollte er sich wehren! Das Paßhaus war weggegeben! Er ließ die Gesinnungsgenossen ihre politischen Händel allein ausfechten! Aber das war nicht das Ende! Bald war die Bahn durch die Schlucht vollendet! Neue Aussichten lockten! Neue Pläne wurden reif! Und Meise! Nie gab er sie von sich, die ihn noch jung erhielt! Er stand auf. Seine Muskeln strafften sich wieder. Schwäche war Verhängnis! Es hieß die Zähne zusammensetzen!

Mit schütternden Schritten begab er sich in die Arbeitsstube zurück.

Von da an war er lange wieder der alte. Seine Betriebe bekamen seine Hand und seinen Willen zu spüren.

„Der denkt noch nicht ans Abgeben,“ sagte der Direktor des Kurhauses in Oberwald nach einem Besuche. Und Tonini, der Bruchmeister, machte große Augen, als Steinmann ihn auf der Arbeitsstelle bleiben hieß und selbst einige Reisen nach großen Städten wieder übernahm, die dem Abschluß von Geschäften mit Behörden und Unternehmern dienten.

Auch zwei Frauen bekamen den Willen zu spüren, der jetzt den neugespornten Körper leitete. Von diesen saß Frau Anna jetzt häufiger allein in ihrem großen, leeren Hause als je zuvor.

„So schwer war seine Arbeitslast noch nie,“ meinte sie eines Tages zu der Sekretärin ihres Mannes, und die unter dem Geklapper ihrer Schreibmaschine, ewig an die enge Stube gebannt, ewig zwischen die Gitterstäbe einförmiger Arbeit gesperrt war, antwortete aus ihrer Dumpfheit heraus „ja,“ obgleich sie nicht zum Nachdenken kam, ob sich die Pflichten ihres Arbeitgebers ebenso gemehrt hätten, wie es ihr schien, daß die ihren an Zahl und Schwere zugenommen.

Meise Zurmatten dagegen mußte Steinmann trotz der nochmaligen Häufung seiner Pflichten nicht mehr als sonst entbehren. Er kam oft plötzlich bei ihr hereingestürmt. Eine lachende, oft überschäumende Gewaltsamkeit, eine frohe Herrischheit der Liebe war in seinem Wesen. ‚Wie jugendlich und stark er noch immer ist!‘ dachte sie und sah mit größerer Bewunderung als je zu ihm auf.

„Ihr kommt mir manchmal vor wie so ein Brocken aus Euern eigenen Granitwerken,“ sagte in diesen Tagen Zurmatten zu ihm. Er selbst spürte das Alter mehr als früher. Gicht krümmte ihm die Finger und brachte ihm gegen den Herbst hin schmerzvolle Tage. Aber er verstand auch immer besser, daß ein Mädchen von diesem Rauhwind von einem Menschen fortgerissen wurde. Er dachte nicht mehr, daß sich zwischen Steinmann und der Enkelin noch etwas ändern könnte, wie er das früher wohl vielleicht manchmal noch gehofft hatte. Schon war ihm Alltag, was ungewöhnlich gewesen. Schon war der heimliche, innere Widerspruch in ihm verstummt. Er hatte selbst für Steinmann eine Art Liebe gefaßt. Und angesichts der Wucht dessen, was die beiden zusammenhielt, wuchs in ihm immer mehr Verständnis und ein Drang zu verzeihen heran. Darin störte ihn im Laufe des Herbstes zudringliche Neugier, die ihn über Steinmanns häufige Besuche ausholen wollte.

„Man redet,“ sagte er zu diesem bei seinem nächsten Kommen.

Das Blut in der Stirn entgegnete der Gast: „Sie haben angefangen, sie werden auch wieder aufhören.“

Ein Dorn blieb ihm zurück. Aber er trug den Kopf im Nacken. Er ließ sich keine Schranken bauen.

Im darauffolgenden Winter geschah es, daß Jakob Steinmann in den stillen Augen seiner Frau eine fremde Unruhe, ein verhehltes Forschen und Fragen entdeckte.

Die Geschäfte waren stiller, seine Auswärtsfahrten aber nicht weniger geworden.

Einmal fragte sie ihn offen: „Wie oft du diesen Winter nach Oberwald fährst! Gibt dir das Kurhaus soviel Arbeit?"

„Der Direktor soll nicht denken, daß er mich abschütteln kann," erwiderte er verdrossen. Er hielt sein Herz fest in den Händen, daß das Mißbehagen nicht aufkommen konnte, das ihm die Frage brachte. Und in der Entschlossenheit und Tatkraft, die er seit Monaten wieder in sich aufgestapelt, schüttelte er die leise Furcht und die nagende Qual von sich, die ihm nach diesem Gespräch zurückbleiben wollten.

Frau Anna vergaß jetzt manchmal abends Licht zu machen. Sie hörte das Klappern der Schreibmaschine im Nebenzimmer nicht und achtete nicht darauf, daß es dunkler und dunkler wurde. Und wenn sie dachte, daß niemand sie überraschen konnte, weinte sie leise vor sich hin. Es war nicht so gekommen, wie sie erwartet hatte. Obgleich nur noch sie beide, Jakob Steinmann und sie, im Hause waren, war ihr Mann ihr nicht mehr geschenkt als früher. Es schien im Gegenteil, als entfernte er sich weiter und weiter von ihr. Sie wußte nicht, wohin sein Weg ging. Manchmal flog der Schatten eines Verdachtes durch ihre Seele; aber sie verscheuchte ihn. Jakob Steinmann war immer eigene Wege gegangen! Sie wollte ihm kein Hemmnis sein. Sie wollte nicht nörgeln und fragen. Er stand zu hoch auf dem Berg seiner Arbeit und seiner Erfolge, die er nur sich selbst zu verdanken hatte.

Auch dieser Winter brachte indessen wieder Krankheitszeit, die Steinmann in Haus und Bett zwangen. Er wehrte sich bis zuletzt und lebte dann die Tage der Qual wieder, vor denen er sich heimlich seit langem fürchtete, Tage, die ihn von Meise trennten. Briefe halfen sie überwinden. Aber die Trennungszeit währte länger als vor einem Jahre. Und er konnte sich wiederum viele Wochen nicht erholen.

Frau Anna pflegte und war glücklich; denn das Recht der Pflege machte ihr niemand streitig.

In der Hütte an der Schöne wartete Meise und zitterte. Die Erkenntnis, daß Jakob Steinmann der Zeit pflichtig war, verschärfte sich auch ihr. Der Gedanke, daß sie ihn verlieren könnte, kam und mit ihm das Bewußtsein, daß sie, die in einen engen Kreis gebannt war und sich nie darüber hinausgesehnt hatte, ihn, Steinmann, zum Inhalt ihres Lebens gemacht hatte. So bescheiden und scheu sie war, jetzt erwachte in ihr eine heiße Tapferkeit, ein Trieb, um den Besitz ihres Herzens bis ans letzte zu streiten. Sie hatte nie beansprucht, daß Steinmann ihr ganz gehören, andere verlassen sollte, um zu ihr zu kommen. Sie trug eine seltsame, scheue Liebe in sich zu jener andern Frau, die ältere Rechte als sie auf Steinmann besaß, und bat jener oft auch im stillen das ab, was sie ihr nahm; aber sie fühlte jetzt, daß, wenn es ums Letzte und Höchste ging, auch sie gutwillig nicht würde verzichten können.

In langen Tagen und längeren Nächten der Sehnsucht wuchs ihre Angst um Jakob Steinmann, über dessen eigentliches Leiden sie nichts Bestimmtes erfahren konnte, so sehr, daß sie eines Spätwintermorgens sich anschickte, die Hütte zu verlassen und sich zu Fuß nach Unterfurka auf den Weg zu machen.

„Wohin willst du?" fragte der Großvater, als sie auf einmal in Tuch und Mantel dastand.

„Ich komme am Abend wieder heim," antwortete sie.

Zurmatten ließ sie gehen. Er wußte, wohin sie sich wenden würde; denn er hatte alle die Tage in sich selbst die Unruhe gespürt, die sie von Stube zu Stube und vom Haus in die Kälte hinausgetrieben hatte. Er kannte sie auch wohl genug, um gewiß zu sein, daß sie nichts Törichtes tun werde. Das war nicht Sünde, was sie besaß, redete er in seiner schlichten Weisheit zu sich selbst, das war eine Gewalt, die außerhalb alles Willens stand. Die Menschen mußten ihren Weg gehen.

Am Mittag desselben Tages stand im hohen Pulverschnee der Straße, wo sie ins Dorf Unterfurka einbog, ein schlankes, dunkel gekleidetes Mädchen. Die biegsame Gestalt hob sich wie herausgekerbt von der weißen, sonneübergossenen Straße und der Berglehne ab. Ein Windzug bewegte die Härchen, die sich Meise an Stirn und Wangen unter dem Tuche hervorstahlen. Die Augen hatten einen Ausdruck scheuen, verlorenen Suchens, als ob die Angekommene nicht wüßte, ob sie am rechten Orte sei oder auf jemand lange warten müßte und sich schämte, so allein und verloren dazustehen.

Frau Anna ging droben in der Wohnstube am Fenster vorbei und blieb plötzlich stehen, vom Anblick der Fremden in der Straße gefesselt. Gäste waren in Unterfurka selten um diese Zeit! Wie viele Neugierige außerdem im Dorf nach dem Mädchen spähten, war schwer zu sagen.

Frau Anna ließ Menschen und Dinge sonst gerne gehen, wie sie mochten. Jetzt aber griff ihr irgend etwas Unerklärliches sonderbar ans Herz. Wer mochte das Mädchen dort sein? Sie schien nicht ganz landfremd! Und doch kannte sie sie nicht! Beinahe wäre sie versucht gewesen, ein Fenster aufzutun und die Fremde zu fragen, ob sie auf jemand warte oder den Weg nicht wisse. Ihr Blick schien an den Fenstern des Hauses zu hängen, glitt aber immer wieder hinweg, als getraue sie sich nicht heraufzuschauen oder wollte nicht gesehen sein.

Frau Anna schalt sich selbst. Was tat sie denn? Was ging das Mädchen dort sie an? Sie wandte sich ab. Aber ihr Atem ging schwer, als habe sich ihr etwas auf die Brust gelegt.

Gerade aber, da sie sich wieder um ihre Hauspflichten zu kümmern begann, trat im oberen Stockwerk Jakob Steinmann an die Scheiben. Er hatte, gefoltert von Ungeduld und Heimweh, noch immer zu Bett gelegen. Plötzlich aber hatte ihn eine unbestimmbare Gewalt vom Lager aufgetrieben. Er wußte nicht, was er wollte, vielleicht nur die Straße wieder einmal sehen, auf der es hinaus in andere Ortschaften und zu den Zurmattens ging! Er hatte einen Mantel um sich geschlagen, der drüben auf einem Stuhl lag. Einen Augenblick blendete ihn der in der Sonne blitzende Schnee. Aber es war ihm, als stehe jemand in der Straße. Er wollte schnell zurücktreten, damit man ihn selbst, den Kranken, Halbbekleideten nicht bemerke. Aber plötzlich erkannte er Meise. Er traute seinen Augen nicht. Dann war sein erster Gedanke, hinunterzueilen und sie heraufzuholen, die weiß Gott warum gekommen war. Da sah er sie die kleine, schmale Rechte wie zum Gruß erheben. Es war eine unauffällige Gebärde. Sie konnte irgend etwas bedeuten. Aber er wußte, daß sie in der unsichern Hoffnung, einen Blick zu erhaschen, da unten stand. Schon aber sah er sie sich auch schon wieder abwenden und durch den Schnee von dannen schreiten. Er konnte sie nicht anrufen, sie nicht zurückhalten. Kleiner und kleiner wurde die dunkle Gestalt.

Jakob Steinmann preßte den Kopf ans Fenster. So treu war sie! Sie war gekommen, nicht wissend ob es irgendeinen Erfolg, einen Zweck haben werde. Und sie ging wieder, genügsam, zufrieden, daß sie ihn gesehen hatte! Er trat zurück, riß den Mantel ab und warf sich wieder aufs Bett, die Brust hart gegen die Kissen gedrängt. Er war nahe daran zu schluchzen, aber er wußte nicht, ob es vor Freude, Erlösung oder Qual war.

In der Wohnstube unten blickte Frau Anna die Straße entlang. Der Wunsch dazu war stärker als ihr Wille, nicht neugierig zu sein. ‚Ist das Mädchen noch immer da?' dachte sie. Dann sah sie sie schon weit entfernt zu Tal schreiten. Sie hielt den zierlichen Kopf gesenkt und schritt langsam aber stetig fürbaß. ‚Wo war sie hergekommen? Was hatte sie gewollt, gesucht?' dachte Frau Anna abermals und seufzte. Sonderbar, wie Gedanken in ihr wuchsen, suchende, irrende Gedanken! Ob sie ihrem Manne von der Fremden erzählte?

Meises Sinn war still, wie sie so wieder heimzu schritt. Sie hatte ihn gesehen, sie hatte bemerkt, wie er geschwankt, wie seine Hand nach dem Fenstergriff gefaßt hatte, als müßte er ihr zurufen. Es war ihr auch gewesen, als hätte sie ein Stockwerk tiefer eine Frau gesehen. Aber sie war nicht gekommen, Aufsehen zu erregen. Sie hatte erreicht, was sie wollte. Sie wußte jetzt, daß Jakob Steinmann lebte, daß er wieder aufstand. Bald würde er wieder kommen! Das war genug! Und er hatte sie gesehen, wußte, daß sie gekommen war. Nun hatte sie wieder Mut zu warten.

Von diesem Tage an genas Jakob Steinmann. Seine erste Ausfahrt galt Oberwald, sein erster Gang dem Zurmattenhause.

Frau Anna fühlte, daß er den Tag kaum zu erwarten vermocht hatte. Zuweilen wünschte sie, nicht mehr zu leben. Es schien ihr so wenig Zweck, im Leben zu sein.

*

Es kamen ruhige Jahre, wenn man die Fülle ihrer Arbeit mit Ruhe bezeichnen durfte. Jakob Steinmann war immer noch ein großer Mann, an dessen Ansehen auch kleines Gerede, ferne, furchtsame Gerüchte nichts änderten. Die Bahn durch die Schlucht war eröffnet. Ein großes Fest hatte in Steinmanns Gasthöfen in Anderfluh stattgefunden, an dem Vertreter aller Behörden teilgenommen, und jener als Urheber und Förderer des Unternehmens gefeiert worden war. Und er behielt noch immer die Führung der Bahngesellschaft, obgleich der Arzt immer wieder zu größerer Schonung mahnte.

„Ich muß mich selbst beim Glauben lassen, daß ich noch kann, sonst kann ich bald nicht mehr, was ich zu können glaube," redete er sich aus. Neues lud er sich indessen nicht mehr auf. Er suchte keine Gewinne mehr. Wozu? Sein Reichtum hatte eine im Lande kaum erlebte Höhe erreicht. Schon darum duckten sich viele vor ihm.

Eigentlich war auch ein schöner Friede in diesen Jahren. Steinmann war gut zu Frau Anna, liebevoller, aufmerksamer manchmal

als früher. Er kam von keiner Reise heim, ohne ihr irgendeine Überraschung mitzubringen.

Sie nahm das hin, wie sie vordem seine Vernachlässigung hingenommen, liebte ihn weiter mit ihrer starken Liebe, zuweilen noch immer das Unbekannte suchend, von dem ihr schien, daß es ihr einen Teil ihres Mannes entwende.

Auch zwischen den Verwandten in Seeburg und dem Ehepaar Steinmann war gute Stimmung. Felix Huber versah verständig, tüchtig, gewissenhaft sein Regierungsamt. Man sprach davon, daß die Stelle des Landammanns ihm längst zugefallen wäre, wenn er sich nicht, ebenso entschieden als klug, bisher sie anzunehmen geweigert hätte.

„Respekt vor ihm," sagte Steinmann zu Hessi. „Du hast einen tüchtigen Mann. — Daß ich ihn und seine Sippe nicht zärtlich liebe, ist ebenso meine wie ihre Schuld." fügte er hinzu.

Hessi hörte die Worte. Sie gingen ihr nicht tief; denn sie sagten ihr nichts Neues, und der Mann hatte den Vater in ihrem Herzen fast ersetzt. Es gab Tage, an denen Jakob Steinmann ihr ein wenig fern, andere, an denen er ihr schmerzlich fremd war.

Hessi hatte einen Knaben geboren. Das Kind nahm ihre Zeit in Anspruch. So dachte sie weniger mehr nach Unterfurka hin.

Frau Anna kam oft zu Besuch und mit ihr der beste Teil dessen, was die Tochter in Unterfurka geliebt hatte. Es befremdete diese dann, daß die stille Mutter sich fast leidenschaftlich in die Freude an ihrem Enkel warf, als hätte sie lange nichts besessen, was ihren Tag erhellen konnte.

Als aber Steinmann zum erstenmal am Bett des Kindes stand, sagte er: „Da hat die Zeit einen neuen Spaten eingesetzt. Wenn sie die Scholle der nächsten Jahre umwirft, wird der da auf dem Hügel stehen und ein anderer darunter liegen."

Es zuckte in seinem Gesicht; er hatte von dem gesprochen, was ihm nie mehr aus dem Sinn kam.

„Ihr seht nicht danach aus, wie wenn Ihr Euch bald in die Erde legen wolltet, Schwiegervater," lachte Felix Huber, der unter der Tür stand. Er dachte an Dinge, die die Rüstigkeit Steinmanns zur Genüge dartaten, und seiner Stimme war ein leiser Klang von Spott und Mißbilligung beigemischt.

„Nicht, wenn ich nicht muß," gab Steinmann zurück, ein Flackern in den blauen Augen; er hörte scharf, wenn Tadel sich an ihn wagte.

Er blieb aber auch diesmal nicht lange in Seeburg. Er wurde jetzt oft nach den Brüchen gerufen, die mehr Aufträge hatten als je.

An vielen Tagen saß er mit der kleinen Meise auf der blickversteckten Bank hinter ihrem Hause. In seiner Liebe zu ihr war kein Sturm mehr, weder Zweifel noch Furcht. Er wußte, daß er ihr Leben ausfüllte, wie sie den innersten und geheimsten Platz seines Herzens. Aber er begann ihre Hingabe als ein Opfer zu erkennen. Alles hatte sie ihm geschenkt! Nun erkannte er, daß er bei ihr in Schuld gekommen war, wie er bei Frau Anna in Schuld stand.

In Gesprächen gab er diesen Gedanken Ausdruck: „Ich habe dich entwurzelt, Kleines!" sagte er einmal. „Du wächst jetzt in einem Gärtlein, an dessen Zaun die lieben Mitmenschen stehen und dich angaffen. Die einen zeigen mit Fingern, strecken die Zungen heraus, andere schütteln die Köpfe, als verzweifelten sie an der Welt, und wieder andere verdrehen die Augen wie Betschwestern und winken dir zu, daß du dich möchtest von ihnen retten lassen."

So nah waren sie einander, daß sie klar und ohne Rückhalt einander die Dinge nennen konnten wie sie waren.

„Darum," fuhr Steinmann fort, „muß ich dafür sorgen, daß dein einsames Gärtlein schön blüht. Und den Zaun muß ich festmachen, damit keiner dich behelligen kann."

Und wieder einmal sagte er: „Wir können nicht allen unsere Geschichte erzählen, wie es gekommen und wie wir nach Kräften den einzigen Weg gesucht haben. Wir haben keine Mauern umgestürzt, sind bescheiden hinter ihnen durchgeschlichen und haben unsere Tage im Schatten gelebt. Das ist aber das Große, daß du mir vertraut hast von Anfang an und nie in Zweifel gefallen bist."

Meise hörte ihm immer zu, ohne ihn zu unterbrechen. Oft sah er ihre Augen zu den seinen erhoben. Und eine solche Gewalt des Glaubens leuchtete ihm entgegen, daß er sie vor Ergriffenheit zitternd in die Arme schloß.

„Ich kann nicht so über alles reden, wie du," knüpfte sie einmal an seine Worte an. „Ich weiß nur, daß ich dich lieb habe und darüber alles andere vergaß. So denke ich nicht mehr nach, wie alles gekommen ist oder noch kommen könnte, sondern ergebe mich dem Frieden, daß alles ist, wie es ist."

Ein drittes Mal endlich, als er von dem großen Bleichen seines vollen Haars, das jetzt wie weiße Wolle seinen Kopf umgab, gesprochen hatte, sagte sie: „Ich wohne jetzt ganz in dir. Ich werde nirgends mehr daheim sein als bei dir."

„Wohnungen werden zu Brandstätten," antwortete Steinmann düster.

Aber am Tage nachher fuhr er nach der Stadt und saß dort stundenlang mit einem rechtskundigen Direktor seiner Bank zusammen. Dieser machte sich vor dem großen Kunden recht klein. Jakob Steinmann aber vergaß den Zahlenmenschen, der ihm gegenübersaß. Vor seinen Blicken standen zwei Frauen, eine, deren Haar jetzt fast ebenso viele weiße Fäden hatte wie das seine, deren Blick manchmal trübe, deren Gestalt aber trotz ihrer Zerbrechlichkeit noch voll einer anmutvollen Beweglichkeit war, und eine andere, jung noch und hübsch, zuweilen fast kindlich, aber der Kindheit entwachsen und an Jahren und Ernst über die Jugend hinaus, die man ihr um ihrer Erscheinung willen gab. Für diese beiden Frauen bereitete er mit Hilfe des Fachmannes die Zukunft. Er hatte im Lauf der Zeit wohl dem Anwachsen seines Besitzes mit Befriedigung angewohnt. Zuweilen hatte ihn der Ehrgeiz gepackt, den Gewinn des einen Jahres im folgenden noch zu überbieten, aber die Freude darüber war ihm nicht tief gegangen. Jetzt teilte er mehr sein Herz als den Inhalt seiner Beutel. Er riß es gleichsam auf und streute aus mit einem heißen Drang zu lohnen und zu danken und über die beiden Frauen die Tempeldächer seiner Liebe zu bauen.

Der Bankdirektor saß in einer Art Ergriffenheit ihm gegenüber, während er bestimmte, daß für Frau Anna ein Gut im Tal erworben, auf dem sie ihrer Freude an Blumen und Bäumen leben, und ihr eine Summe von Hunderttausenden einzig zu dem Zwecke überlassen werde, damit sie ihrem Bedürfnis, wohlzutun, frönen könne. Für Meise schaffte er die Möglichkeit, sorglos mit dem Großvater zu hausen, solange dieser lebte. Dann aber sollte sie nach seiner eigenen Führung etwas von der Welt sehen. Und hier nun zeichnete er ihr Wege in diese Welt, hatte aufgeschrieben, wie und wohin sie reisen, und daß sie zum Geleit eine Frau von bedeutender Bildung, aber kleinem Vermögen, die er in der Hauptstadt kannte, mitnehmen solle. In viele Einzelheiten verlor er sich liebevoll. Er baute und baute da gleichsam an einem Tage künftige Jahre auf, für Frau Anna die Beachtung nachholend, die er während eines Lebens im Drang seiner Pflichten versäumt, und nach der sie sich umsonst gesehnt hatte.

Als er nach Erledigung des Geschäftes dieser Verschreibung nach Unterfurka zurückfuhr, war sein Herz freier und leichter als sonst.

Kurz bevor er in das Dorf selbst einbog, begegnete ihm Frau Anna.

Er hielt sein Fuhrwerk an. „Bist du mir entgegengegangen?“ fragte er.

„Nein,“ erwiderte sie. „Ich weiß ja kaum je, wo du warst und wann du kommst.“ Es war ihre alte Art, leise zu klagen.

Sie verdarb ihm auch jetzt einen Augenblick die Stimmung, aber sogleich überwand die Befriedigung, die in ihm war, das flüchtige Mißvergnügen. Er stieg aus dem Wagen, hing sich das Leitseil über seine linke Achsel und legte den rechten Arm um die Hüfte seiner Frau. „Nicht schmälen,“ bat er mit tiefer, bewegter Stimme. „Es ist Abend; ein schöner Abend. Und ich hatte einen guten Tag.“

Ein paar weiße Wolken zogen zu ihren Häupten durch den blauen Himmel. Die Sonne war untergegangen, aber über den Bergen und der Straße lag eine seltene Klarheit.

Frau Anna fühlte, daß auch für sie eine gute Stunde war. Ein schlichter Mensch und kein alles um sich in rastloser Arbeit vergessender Planer ging neben ihr. Sie spürte den Schlag seines Herzens und daß sie darin eine Statt hatte. Es war ihr, als könnte sie jetzt von dem da neben ihr fordern, was sie wollte, er würde es ihr gewähren. Und sie ging an seiner Seite wie über die Steinfliesen einer Kirche, von einer unbewußten Feierlichkeit erhoben. —

Dann war es im Spätherbst desselben Jahres. Steinmann und seine Frau waren eben aufgestanden. Dichter Nebel lag vor den Fenstern. Man hörte an den Felsen hinter dem Dorfe den Wind heulen. Frau Anna war später als sonst, und mit dem Ankleiden noch nicht völlig fertig. Steinmann steckte seine Uhr zu sich und schickte sich dann an, die Schlafstube zu verlassen. Als er aber die Hand auf die Türklinke legte, zögerte er. Ein plötzliches Unbehagen ergriff ihn, ein Gefühl, als quölle der Nebel, der draußen um die Scheiben dampfte, ins Zimmer herein und verfinsterte ihm den Blick. Er wollte Frau Anna sagen, was ihm sonderbar schien. Da schwindelte ihn. Er packte die Klinke mit hartem Griff und glitt plötzlich, im Anklammern das Zusammensinken mildernd, zu Boden.

„Mein Gott!“ stieß Frau Anna hervor, sprang hinzu und hob den schweren Körper mit einer Anstrengung, die fast über ihre Kräfte ging, aufs Bett zurück.

Noch ehe sie indessen eine der Mägde rufen konnte, schlug Steinmann die Augen wieder auf. Sein Blick wanderte an der Decke, während Frau Anna mit zitternden Händen ihm das Hemd am Halse löste. ‚Was war das?‘ dachte sie. Die Gefahr, ihn zu ver-

lieren, stand ihr als besinnungraubende Drohung vor der Seele.

Steinmann erlangte sein Bewußtsein wieder. „Das war seltsam," sagte er.

„Soll ich den Doktor rufen?" fragte Frau Anna.

„Wozu?" erwiderte er, noch einen Augenblick wie gedankenabwesend, dann immer mehr sich erholend. Er strich sich über die Stirn. ‚Meise,' dachte er und sie fehlte ihm, weil ihm schien, als habe er zu beiden Frauen zu sprechen. Dann murmelte er, mehr zu sich selbst, als zu Frau Anna gewendet: „Da ist irgendwo ein Grenzstein gesetzt, über den ich nicht hinaus soll. Das soll man im Sinn behalten."

Zum erstenmal war nicht mehr sich aufbäumender Wille zum Widerstand in ihm. Es war ihm auch lieb, daß Frau Anna da war. Beinahe fühlte er sich versucht, ihr davon zu sprechen, daß sie sich vielleicht bald trennen müßten. Dabei wertete er seinen Besitz für sie nicht mehr hoch. Es schien ihm besser, daß sie ihn ganz verliere und dieses Verlustes inne sei, als daß sie ihn nur halb, nur als einen, der sie immer wieder aus den Gedanken verlor, zu eigen habe. Aber dann war da Meise! Und abermals Meise! Das hatte er noch nicht überwunden. Da hing er noch mit einer zähen Wurzel fest. Und durch diese Wurzel strömte ihm immer noch neue Kraft zu, wie aus einem Jungborn. Schon kehrte ihm jetzt seine klare Urteilskraft zurück. Er lag auf dem Rücken und gab sich Rechenschaft. Er war müde. Er mußte sich vieler Pflichten entledigen. Aber die Sache der Marie Zurmatten hielt er gleichsam als Rest einer übervollen Hand in der innersten Grube seiner Faust! Er mußte sein Haus bestellen! Die Dinge mochten ihren Lauf nehmen! Mochte der Direktor von Oberwald seinen Ehrgeiz befriedigt sehen. Auch Franz, dem Neffen, dem allgewandten, rückte die Zeit heran. Er, Steinmann, reute nicht mehr an dem Führertum, das ihm solange Lebensbedingung gewesen!

„Solltest du nicht noch eine Weile liegen bleiben?" fragte Frau Anna, die ihn ganz in Gedanken verbohrt sah.

Da merkte er, daß er sie auch jetzt wieder wie hundertmal schon vergessen hatte.

„Nein, nein," wehrte er sich. „Es ist höchste Zeit!"

„Komm," sagte er dann, richtete sich auf und streckte Frau Anna die Hand hin. So zog er sie zur Tür.

Ohne einander loszulassen, stiegen sie über die Treppe nieder in die Wohn- und Eßstube, wo das Frühstück ihrer wartete.

Steinmann gab seinen plötzlichen Entschlüssen Worte. „Du hast mich oft gemahnt. Jetzt sollst du deinen Willen haben. Es wird in nächster Zeit große Veränderungen geben."

Dann erzählte er, daß er beabsichtigte, von vielen seiner Betriebe zurückzutreten. Er erwärmte sich an seinen eigenen Worten für die Sache. Es war etwas so Neues, mehr Muße, mehr Frieden im Leben zu haben. Er malte sich aus, wie es sein würde, Zeit zu haben. Dabei fielen seine Gedanken auf Frau Anna, die bei ihm saß. Es kam ihm zu Sinn, wie sie sich seit Jahren gewünscht hatte, nach Italien zu fahren. Auch dazu fand sich vielleicht einmal Zeit, dachte er.

Es war ein Einfall, der noch weit von der Ausführung stand. Er ergab sich ihm aus einer seltsamen Empfindung: Frau Anna dort mit ihrer leisen, geduldigen Art fügte sich wohl in den Abend, den er noch vor sich sah. Dann sah er plötzlich auch Meise wieder. Sie war noch da! Ihr würde viel Zeit von der gehören, die ihm dann blieb. Über dem Tag mit ihr, dem kommenden Tag, lag das hellste Licht.

Und nun verlor er sich so in den Gedanken an sie, daß er wieder ganz verstummte.

Frau Anna saß da und wußte nicht recht, wie ihr war und wurde. Als sie sich zu Tische setzten, hatte Steinmann ihre Hand losgelassen; aber irgendwie, solange das vertrauliche Gespräch gedauert hatte, war ihr gewesen, als hielte er die Hand noch in der seinen. Sie hörte, daß nun spät sich erfüllen sollte, was sie solange gewünscht, daß ihr Mann aus einer Arbeitsmaschine wieder ein Mensch werden sollte. Sie glaubte noch nicht recht an die Erfüllung. Vielleicht besann der noch immer von Entschlüssen Sprühende sich plötzlich wieder eines andern! Vielleicht flammte sein wilder Wille noch oft auf. Gewiß aber war, daß die Gewalt der Zeit auch über ihn gekommen, daß er gealtert war. Nicht nur der Zwischenfall von vorhin, der sie noch immer ängstigte und sie zwang, in seinem Gesicht nach jeder kleinen Veränderung zu spähen, auch die übrigen Anzeichen, das Bleichen seines Haares und die Furchen an Schläfen und Mund zeugten für die beginnende Dürre, die auch an diesen Baum von einem Menschen kam. Angst und Trauer auch darüber machten ihr zu schaffen. Aber daneben blühte ein Erstaunen auf. Steinmann richtete sich ein, sein sinkendes Leben mit *ihr* zu leben. Sie hatte daran ja nicht zweifeln können. Und doch war ihr jetzt die Gewißheit, daß sie in diesen letzten Teil seines Lebens gehörte, wie eine Entdeckung. Müde Hoffnungen erwachten zum hundertsten Male. Dann würde sein Geist manchmal ruhen, der sonst immer wanderte,

und seine Gedanken gehörten vielleicht zuweilen wieder ihr, wie in den ersten Tagen ihrer Ehe! Still ließ sie die Hoffnung über sich hinrauschen, rührte mit keinem Worte daran, als könnte jeder voreilig geäußerte Wunsch sie zerstören. Nur die geheime, währende Furcht vor jenem Unfaßbaren, die sie nun lange gequält, ging darin für eine Weile unter.

Jakob Steinmann machte bald Ernst mit seinen Entschlüssen.

Er begab sich nach Oberwald.

Mit dem Kurhausdirektor und seiner Familie saß er in dem Kassenraum des Gasthofs beisammen. „Ihr seid früh mit Eurem Vorschlag gekommen, mir hier die Last abzunehmen," sagte er. „Jetzt bin ich eher bereit als damals, mir die Sache zu überlegen."

Er hatte sich von dem Schwindelanfall erholt. Nur eine leise Hemmung des Denkvermögens und zuweilen ein Stocken seines Herzens, ein jähes Angstgefühl störten ihn zeitweise noch.

In langer Unterhaltung legten sie dann die Bedingungen fest, unter denen das Kurhaus an den bisherigen Leiter übergehen sollte.

Als Steinmann aufstand, von den Dankbezeugungen der Familie bestürmt, von ihrer Unterwürfigkeit angewidert, erfaßte ihn das Empfinden, als gehörte der Boden, auf dem er stand, schon nicht mehr ihm, als wäre er ein Eindringling in diesen Räumen, die er hatte bauen und im Lauf der Jahre den Anforderungen der neuen Zeit entsprechend ausgestalten lassen. Schon sah er seinen ganzen Besitz zusammenschrumpfen. Schon sah er sich als müßigen Mann, der nicht mehr wußte, was er mit seiner Zeit beginnen sollte. Wie seltsam das war! Das Gefühl, daß Ruhe Wohltat sein würde, wandelte sich ihm dann schon wieder und machte einem Unbehagen Platz. Zerstreut und eilig verabschiedete er sich von den künftigen Besitzern des Hauses. Dann begab er sich nach seinen Brüchen, und das ihn von ferne grüßende Klingen der Werkzeuge beruhigte ihn. Hier wollte er Herr bleiben. Schon weil hier die Brücke zu Meise war. Er durchschritt wieder die Reihen seiner Arbeiter, durchging mit Tonini die Aufträge und Pläne, und sandte die Blicke zur Schönehütte hinüber, wo er nachher wieder einkehren wollte.

Eine Stunde später saß er bei Meise und erzählte ihr von dem mahnenden Vorfall an jenem Morgen, von den unmerklichen Wandlungen im Organismus, den Mahnzeichen, und von der großen Loslösung und Stillegung, zu der er sich entschlossen hatte.

„Es nützt nichts, sich aufzulehnen," sagte er, „vielleicht ist der ewige Wandersmann schon unterwegs, der mich von dir fortführen will."

Ihre zu ihm erhobenen Augen standen voll Tränen. Sie bat nicht mehr, wie früher, daß er von diesen Dingen nicht sprechen sollte. Sie sagte nur leise: „Ich will nicht glauben, daß das schon so früh sein soll."

Aber Zurmatten, der mit ihnen in der Stube saß, und ihrem Gespräch wie oft als ein stiller, manchmal fast andächtiger Zuhörer anwohnte, schüttelte den weißen Kopf. Auch ihm hatte in Haar und Bart die Zeit gerodet, daß sie dünn und ein wenig wild schienen.

„Was soll i ch denn sagen?" mischte er sich ein, „der ich viel älter bin als Ihr?"

„Ihr habt das Altwerden besser verstanden," erwiderte Steinmann, „Ihr nehmt die Dinge, wie sie kommen, und wehrt Euch nicht gegen das Alltagsschicksal."

Dann fügte er hinzu: „Und dann hat Euch niemand einen Verjüngungstrank eingegeben wie mir diese da."

Er zog Meise zu sich. Wieder einmal spürte er, daß er aus ihrer Jugend neue Kraft sog, daß es war, als leite irgend etwas das reichquellende Blut ihrer Adern in seine versiegenden über. —

— — — — — — — — — — — —

Vor Anbruch des Winters saß Jakob Steinmann mit dem Neffen Franz in seinem jetzt zu vier Gebäuden angewachsenen Hotelgroßbetrieb in Anderfluh zusammen, und schloß mit ihm den Vertrag ab, der jenen zum Teilhaber und späteren Alleinbesitzer des Unternehmens machte. Der bewegliche Neffe, ehrgeizig und nicht wenig überzeugt von seiner eigenen Tüchtigkeit, erschrak doch vor der Last, die ihm auf die Schultern gelegt wurde. Dann aber sprudelte er von neuen Plänen zur weiteren Modernisierung der Gasthöfe über. Auf Reisen hatte er inzwischen manches gesehen, was ihm auch in seinen Betrieben von Vorteil schien.

Steinmann hörte seiner großsprecherischen Art zu, ohne daß seine eigene Teilnahme erwachte. So saß ein Grübler neben einem Wasserfall, trug ein Rauschen im Ohr und wußte nicht, woher es kam. Aber als er am Abend in seinem Fuhrwerk wieder Unterfurka zurollte, wurde vor seinen Ohren die Unterhaltung lebendig, die er scheinbar nur halb gehört hatte. Kleine Gelüste erwachten in ihm. Alles Neue hatte ihn immer gelockt und seine Tatkraft herausgefordert. Aber sie sanken so rasch zusammen, wie sie aufgeflakkert waren. Er gedachte jenes Tages vor Jahren, da er seinen vielen Geschäften auch

den Hotelbetrieb von Anderfluh eingefügt hatte. War es möglich, daß soviel Zeit vergangen war? War es wahr, daß er alt war und morsch und daß ihm das Werk seines Lebens Stück um Stück wieder entglitt? Grimm und Groll wühlten in ihm und neben einem dumpfen Drang, sich gegen eine Übermacht zu wehren, das bittere Gefühl eines erschlaffenden Kampfwillens.

Zu Winteranfang verließ auch das einfache, stille Mädchen, die Sekretärin, das Haus Steinmanns. Die Schreibmaschine klapperte längst nicht mehr so häufig. Frau Anna hatte sich ausgebeten, sie handhaben und ihrem Manne Arbeit abnehmen zu dürfen. Oft saß er aber jetzt auch selbst daran, ein in die Enge zurückgetriebener Schaffer.

Manchmal vergingen eine, selbst zwei Wochen, ohne daß Jost, der Knecht, das Pferd vor die Tür führte. Meises Briefe überbrückten dann die Ferne; denn er lauschte immer noch nach dem Schlag ihres Herzens aus, als müßte er den Takt seines eigenen danach richten.

Der Herbst brachte wilde Regenstürme, die in den Bergen in Schneefall übergingen. Diese Berge gewährten, wenn das schwere Gewölk sich manchmal lichtete, ein merkwürdiges Bild. Sie waren nicht wie die Leidenden, die es erdulden mußten, daß der Winter ihnen die Schneekappe tiefer und tiefer in die Ohren drückte, sondern sie reckten sich gleichsam und schnitten wilde Gesichter ins Tal hinab, als kündeten sie damit den Dörfern in den Mulden die böse Zeit an.

Steinmann fröstelte in seinem Arbeitszimmer, und er polterte zu Frau Anna hinaus, die draußen in der Wohnstube nähte: „Muß denn bei uns nach dem Kalender geheizt werden, als ob nicht Feuer in den Ofen gehörte, sobald man friert?"

Frau Anna stand auf, um die nötigen Anordnungen zu treffen. „Du wolltest sonst nicht so früh schon Feuer haben," entschuldigte sie sich. Ihr selbst waren die Stuben wärmer geworden. Auch ihres Mannes letzte Hilfe, die Sekretärin, war fort! Nur sie selbst geblieben! War nicht abermals der Raum verengert, der sie und ihren Mann umschloß? Freilich saß er noch immer nicht still! Eine Woche war es her, daß er fortgewesen! Bald wohl, bald würde er wieder gehen!

Steinmann dachte über ihre Worte nach, daß er früher gern in ungeheizten Stuben gesessen. Er wußte, daß das wahr war. Er hatte sich gerne abgehärtet! Die Stube kam ihm auf einmal nicht nur kalt, sie kam ihm dunkel vor. Er stand auf und trat ans Fenster. Noch immer blies der Wind. In den Regen, den er vor sich hertrieb, mischten sich Schneeflocken. Am Himmel jagten sich Wolken, eine immer schwärzer als die andere. Er empfand ein wachsendes Unbehagen, über das er sich nicht klar wurde. Bald schien es ihm wie ein dumpfer Druck auf der Brust zu liegen. Dann wieder schmerzte ihn die Stirn. Er reckte sich auf, hob die breiten Schultern. Torheit! Warum diese dumme Angst!

Er war noch immer ein Zweimannsmensch, obgleich er magerer, die Wangen schmäler geworden, die blauen Augen ein wenig in die Höhlen zurückgesunken waren. Ein paarmal schritt er auf und ab. Warum mußte er jetzt immer an die Krankentage denken? Die Tage, die ihn von Meise ferngehalten? Wohl, weil er diese jetzt seltener sah als früher, der Hunger nach ihr aber noch schlimmer war und die Gefahr, daß er einmal nicht mehr gestillt werden könnte, näher rückte. Die Gefahr? Narrheit! Es gab für ihn keine Gefahr! Gleich morgen wollte er nach den Brüchen hinauf. Es war ohnehin Zeit, mit Tonini die durch den nahen Winter bedingte Arbeitseinstellung zu besprechen! Und nun plötzlich ein neuer Gedanke: In diesem Jahre hatte er, wenn die Brüche geschlossen waren, keinen Grund mehr für seine Winterfahrten nach Oberwald, denn das Kurhaus gehörte ja nicht mehr ihm!

Er setzte die Zähne zusammen. Als ob das ihn hindern könnte! dachte er trotzig. Und er hatte den Willen, durch alle Mauern zu brechen, um dorthin zu kommen, wohin sein Herz ihn trieb.

Als Frau Anna in diesem Augenblick mit der einen Arm voll Holz tragenden Magd in die Wohnstube trat und dieser die Ofentür öffnete, hörte sie ein kurzes, trockenes Husten.

„Hast du dich erkältet?" fragte sie ihren Mann durch die nur angelehnte Tür.

„Nein," gab er zurück. Er grollte ihr, daß sie gefragt hatte. Was redete man da!

Und er zwang sich selbst, sich anzulügen. Nein doch, es fehlte ihm nichts! Nein doch, er ließ sich nicht unterkriegen!

(Schluß des Romans folgt)

Spitzbergen

Von Hanns Johst

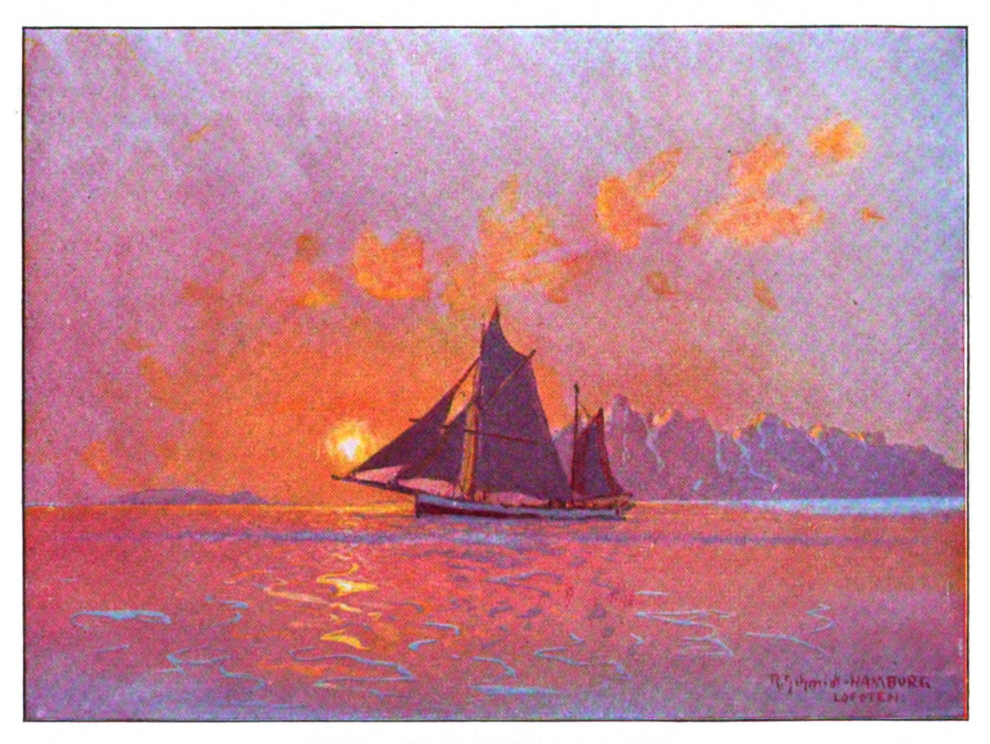
Mit zwölf Aquarellen von R. Schmidt-Hamburg

Jede Reise ist eine Enttäuschung, denn an Stelle der romantischen Vorbereitung, an Stelle der phantastischen Vorfreude, tritt das Reiseprogramm!

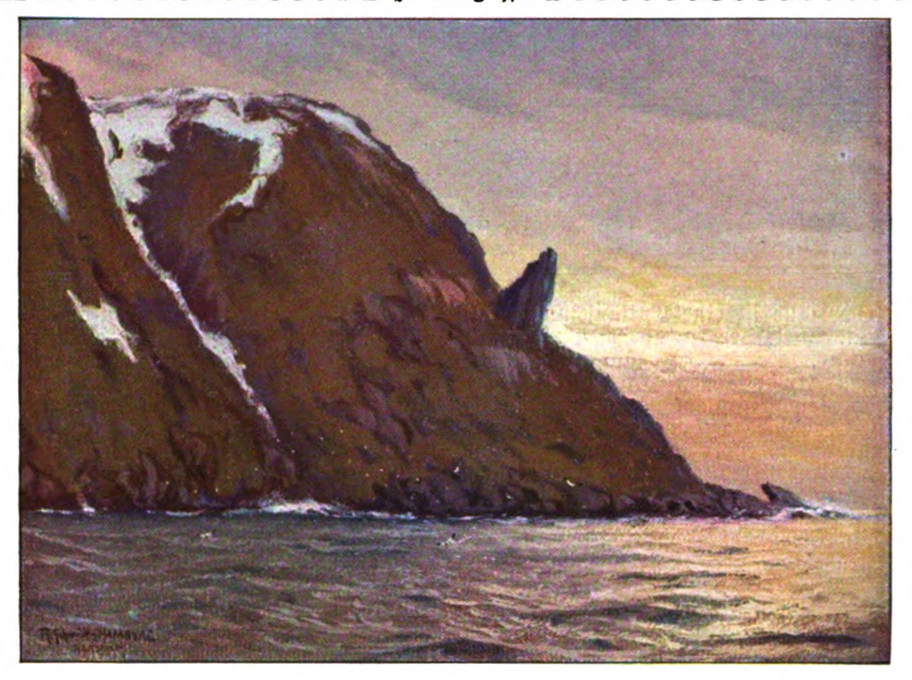
Das Reiseprogramm ist die bittere Medizin, ohne die wir guten Deutschen nun einmal durch Nichts durchkommen. Kaum haben wir den Entschluß gefaßt zu reisen, schon verschreiben wir uns auch einem unerbittlichen Programm mit festgelegten Daten und wissenschaftlich geordneten Punkten, die berührt und besichtigt sein müssen. Das freie Spiel der Reise, das „mit dem Finger über die **Landkarte** des Atlanten fahren" hört auf, und ein tägliches Pensum von Aufgaben wird abgearbeitet. Wetter, Laune, Gesellschaft bleiben unberücksichtigt. Die fest angesetzten Sehenswürdigkeiten bestimmen die Stunde!

Wir lieben Leute fassen eine Reise restlos als eine Art Staatsexamen auf. Statt uns ungezwungen, heiter, offen zu geben, hinzugehen an die Versprechungen der Eindrücke, ringen wir bei jeder neuen Begegnung schon wieder um den Ausdruck ihres Bildungswertes, und sei es auch nur in Form einer Ansichtspostkarte, die dokumentarischen Charakter erhalten soll.

Man muß einen Engländer mit einem Droschkenkutscher oder irgendeiner Bedienung, deren Sprache er nicht kennt, verhandeln sehen und einen Deutschen: dann fühlt man den Unterschied, den ich meine: Der Engländer reist, und alle Welt ist gerade gut genug, seine Person bei diesem vergnüglichen Selbstzweck zu unterstützen. Der Deutsche erlebt die Kalamität der Mittel und belastet sich mit programmatischen Zwangsvorstellungen derartig, daß er zu der beruhigenden Bedeutung vom Abspiel des



Mitternachtssonne bei den Lofoten



Nordkap mit dem Nordkaphorn

vorüberziehenden Vielerlei einer schönen Reise nur in den seltensten Fällen vorstößt.

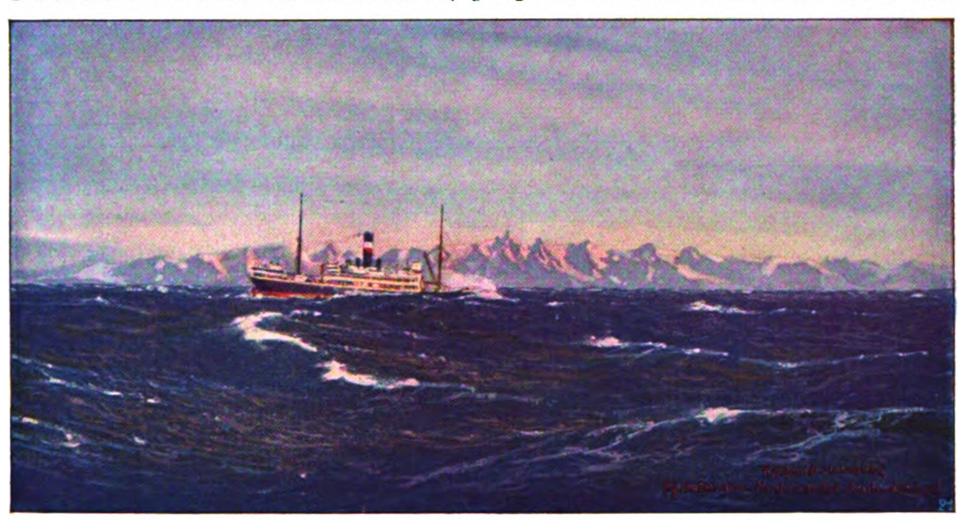
Ich liebe das Abenteuer der Reise so stark, daß ich es kaum fertigbringe, mir sozusagen in München ein Billett bis Rom zu kaufen, wenn ich nach Nordafrika will. Es ist ein weiter Weg, nicht wahr? Wer sagt mir, daß ich nicht in Bozen länger bleibe? In Florenz ein Jahr? In Rom ein Leben lang?

Dergleichen Naturen müssen natürlich, will man ihnen etwas Bestimmtes vor Augen führen, an ein Programm gebunden werden. Freunde besorgten das.

Ich kam gerade aus der Sahara heimwärts an meinen Starnberger See geschlendert, als man mich auch schon auf ein Schiff verfrachtete mit Kurs: Spitzbergen! Ich hatte schon immer davon gesprochen, daß man kein vollkommener Mensch sei, wenn man noch keine Eisberge gesehen hätte. Und überhaupt: Spitzbergen, das verknüpfte ich mit einer seltsamen Vorstellung von Mitternachtssonne, Menscheneinsamkeit, Ursprung der Welt, Schöpfungsnähe. Ich sah nordische Heldenzüge in ewigen Nebelbänken verlorengehen, ich sah Götter auf Eisgebirgen lagern . . . ich sah . . . Ich sah mich auf einem komfortablen Schiff und aß zunächst einmal in Bergen, gegenüber dem Denkmal von Holberg, wundervolle norwegische Hummern. Sie schmeckten so ganz anders als der letzte „Hommard Thermidor“ bei Prunier in Paris, um ebenso viel ursprünglicher, als Bergen von Paris entfernt ist. Sie schmeckten so vorzüglich, daß ich den Druck, den sie auf meinen Magen ausübten, erst in den Lofoten verlor.

Die Lofoten, das muß ich sagen, beeindruckten mich stärker. Ich hatte zum erstenmal das Erlebnis, daß eine Beeinflussung, die man von seiten der Literatur her erfährt, sich der Natur gegenüber behauptet. Die Lofoten kannte und liebte ich von Knut Hamsun her, und plötzlich also tauchten diese magischen Gebilde als geographische Tatsachen aus dem Meere auf. Diese Schwärme von Inseln strichen an uns vorüber, zahllos wie treibende Vögel, die nach dem Süden strebten; denn wir hielten „Volldampf voraus“ nach dem Nordkap. In eindeutiger Klarheit profilierte schneeiges Licht die gnomenhaften Silhouetten der Schroffen und Schären, die, ohne Baum und Strauch zu tragen, oft von Seen überspült, durch die motorischen Kräfte des Meeres zertrümmert schienen. Zertrümmerte Inseln und gleichzeitig unterseeisch brüderlich ineinander verwurzelt wie unheimliche Wucherungen, steinerne Gewächse, die unentwegt ihre Triebe über den Spiegel der Wellen und Wogen drängten.

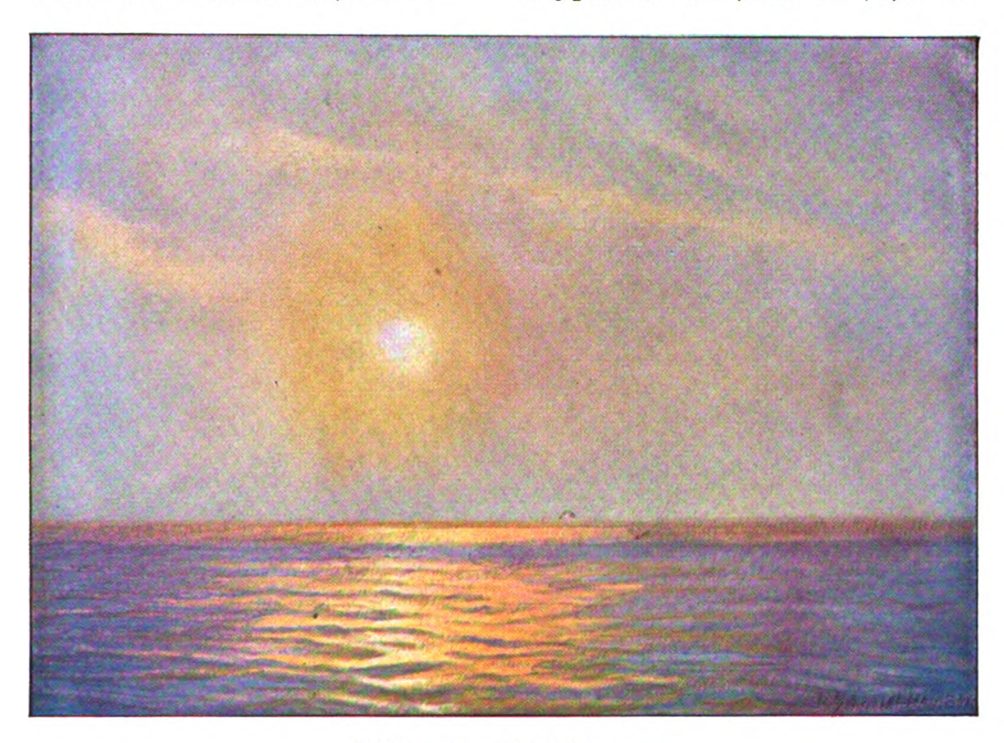
Diese Lofoten wirken trotz ihrer felsigen Unerbittlichkeit vegetativ. Ihre Vielheit nimmt ihnen den Charakter des Tragischen und gibt ihren Gruppen die spielerische Bedeutung junger und fast lustiger Gesellen. Das kärgliche Moos verleiht dem braunen



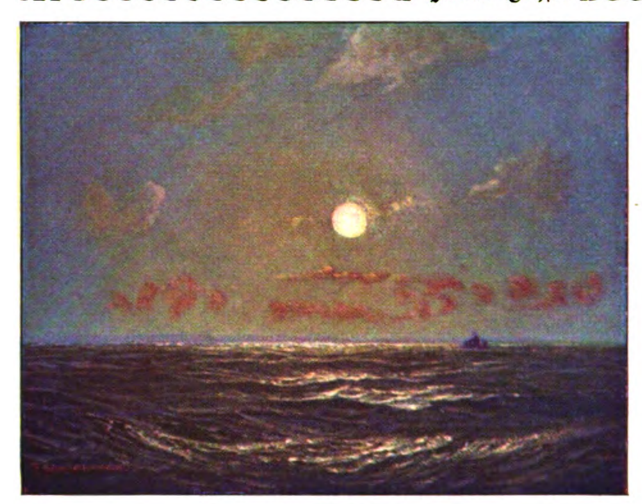
Spitzbergen. Nordwestspitze der Amsterdaminsel

Grundton des Gesteins gründliche Patina, wie sie die Kupferdächer des Barock tragen, und die Flut schmiedet silberne Streifen um ihre Ufer. So entsteht anderseits auch in ihnen ein Gleichnis von versunkenen Städten, und Brandung trügt dem Ohr ein dunkles Geläute aus der Tiefe vor ...

In den Hafenwinkeln, die zwischen spitzen Vorstößen des weiteren Landes liegen, aus denen bunte, meist rostrote Häuserwände leuchten, mit Ochsenblut gegen die Unbill von Wind und Wetter geschützt, in diesen verzirkelten und steifen Hafenwinkeln laufen winzig kleine Leute herum oder stehen wie



Nebelsonne auf dem Eismeer



Mondnacht an der Küste

nungen herbeiführen kann, denn es sind alles Gestalten von Knut Hamsuns Gnaden. Da ist keine einzige Seele, deren Dasein mir nicht vertraut wäre, deren Heimlichkeit, deren Hoffart und Demut, deren Verlegenheit und Humor nicht offen vor mir läge.

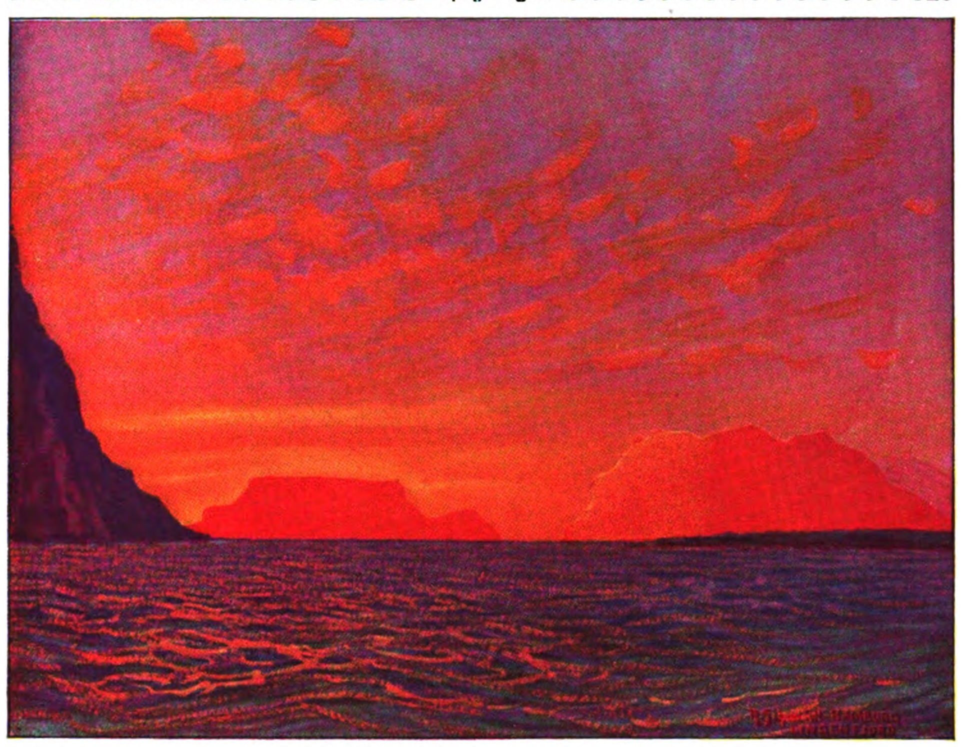
Die Lofoten gingen unter, und am Nordkap nahm die fliegende Fahrt Abschied von der geballten Faust, mit der Europa nach der Arktis und dem Anprall ihrer ewigen Vernichtung hin droht. Der Golfstrom, der von Südamerika her seine Träume von Palmen und tropischen Urwäldern über den Ozean bis auf diese Breitegrade treibt, legte seine Dünung mit gelassenem, aber nur um so zäherem Wurf breit-

ihre eigenen Denkmäler auf schwarzen Landungsstegen über den spiegelglatten Flächen des eingeschlafenen Meeres. Und diese Leute wirken wie Gegenstände, die ich willkürlich verrücken kann, zwischen denen ich Begeg-

seits und gab dem Kurs jenes Auf und Ab, jenes beständige und unabläßige Auf und Ab, das in seiner rechthaberischen Eindringlichkeit nicht jedem Magen bekommt. Selbst Goethe, bekanntlich unser Vorbild in allen



Balholm in Sognefjord



Der Lyngenfjord im Schein der Mitternachtssonne

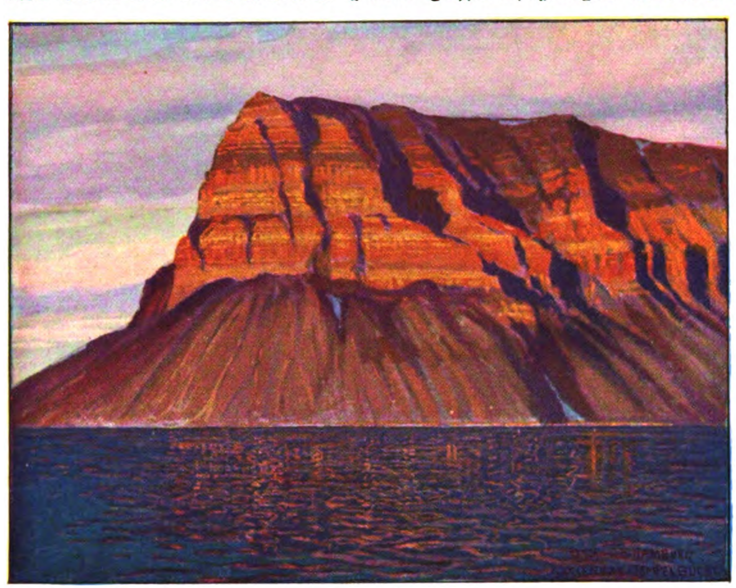
Lebenslagen, haßte dieses kindische Schaukeln, dessen Opfer man ist, gegen das jeder freie Wille des Menschen so kläglich Schiffbruch leidet. Wir legten uns also nach seinem Rezept auf den Rücken und suchten vergeblich durch angestrengtes Denken an mathematische Gleichungen des dritten Grades die Schwankungen der Reise an Bord des Schiffes aufzuheben.

Nebel, Nebel, Nebel, in einer geradezu dreiheiligen Dichte wurde besserer Helfer. In seiner trostlosen Brühe von Licht und Schatten gab es kein Oben und Unten mehr, und in seiner Orientierungslosigkeit verlor sich also auch das Gefühl des Auf und Ab von selbst. Plötzlich aber überwältigte die Empfindung: das Meer steht still! Ein unvergeßliches Gefühl nach tagelanger Ruhelosigkeit aller Nerven. Das Schiff bewegt sich selbständig, auf seine persönlichste Art und Weise, restlos unabhängig von der Willkür, unabhängig von der Übermacht des Meeres. Seine Fahrt ist widerspruchslos eben . . .

Die Nebel zerbrechen. Sie fallen in eisklaren Sprüngen auseinander, wie Wände einstürzender Fassaden. Eine ungeahnte Tatkraft von lauter Licht zerstäubt die letzten Nebelbänke, die nach den triefenden Horizonten hin verdunsten. Alles ist strahlende Klarheit in dem magisch nahen Licht einer



Vagabunden des Eismeeres auf 81° nördl. Breite



Sassenbay - Tempelberg (Spitzbergen)

in ihrer Gegenständlichkeit vertraute Namen tragen, wie: Berg und Eis, wie Moosbänke und bunte Hütten. Alles Alltägliche ist von ihrer Gewohnheit weggezaubert. Sie stehen alle in einem Licht, das keinen Vergleich duldet. Es ist, als ob sie gerade aus der schöpferischen Riesenfaust der Sonne ausgesät, hingeschüttet worden wären. Sie scheinen der Ursprung der Welt. Das ist es. Hier wurden die ersten Berge geboren aus dem uraltesten Eis. Hier erstan-

prallen Mitternachtssonne. — Die Silhouette Spitzbergens wie eine weiße Filigranarbeit ruht auf dem blauen Glasgrund der See, einer See, die sich scheinbar nach der Höhe des Horizontes zu sanft erhebt, nur um die Herrlichkeit Spitzbergens vor dem Himmel um so augenscheinlicher erstehen lassen zu können.

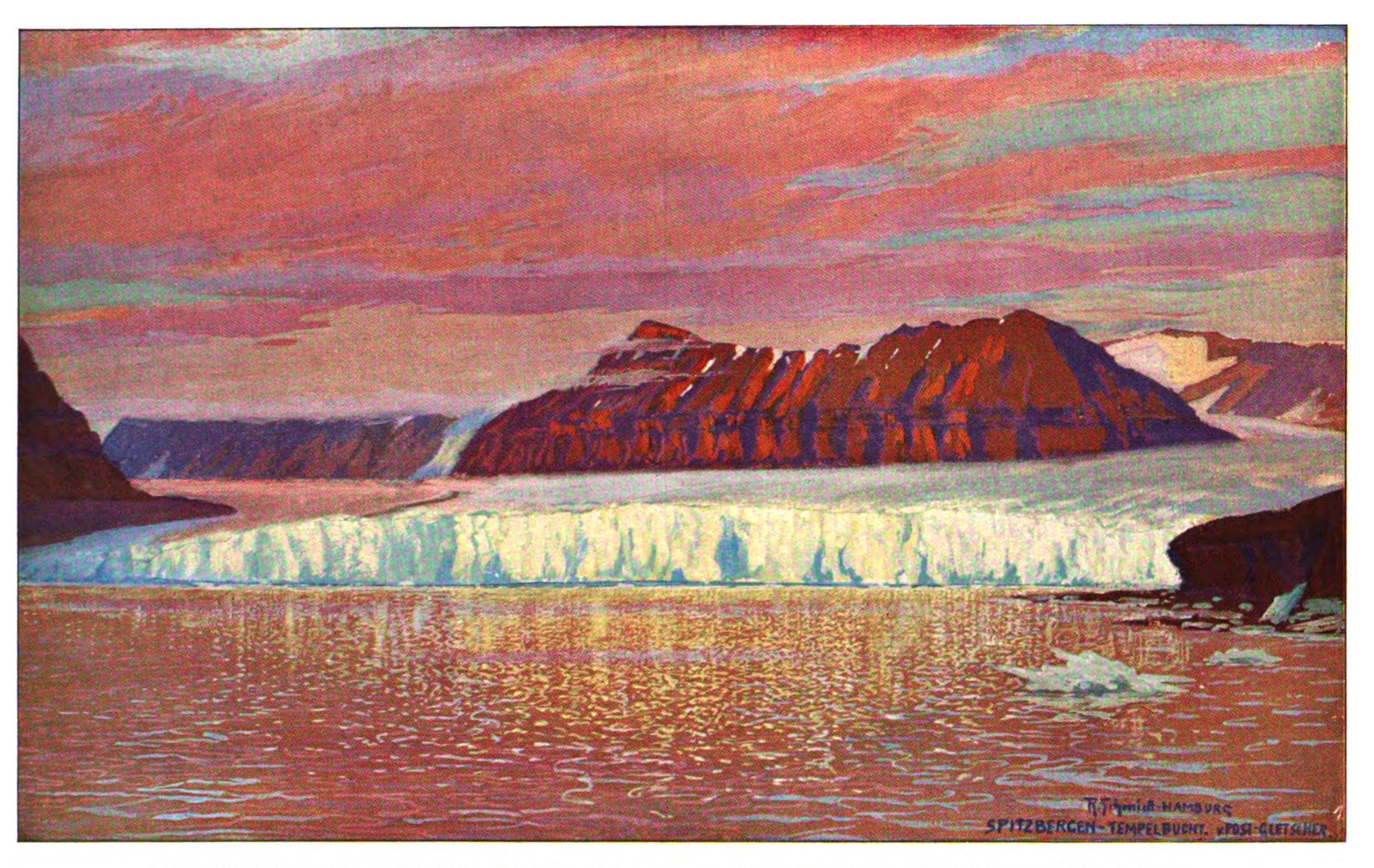
Das Sonnenherz der Mitternacht schlug über den Höhen des Green Harbour, als wir vor Anker gingen.

Man geht an Land. Man hat schon manches Schiff verlassen, wurde in mancherlei Häfen ausgebootet. Was ist das Besondere hier? Gut, man weiß, daß man dem Nordpol näher denn je ist, aber dieses Gefühl ist nur ein snobistischer Reiz, kein besonderes Erlebnis. Man kennt See und Berge, man kennt kahle Halden und trostlose Armut verödeter Flächen, man kennt Schnee und Eis. Was ist das Besondere, das in einem zu atmen beginnt, um einen atemlos werden zu lassen?

Die Kulissen der Umwelt haben ein durchaus gewandeltes Gesicht, fordern eine eigene Deutung, obgleich sie



Naerofjord



Post-Gletscher mit dem Sarkophag-Berg in der Tempelbucht (Spitzbergen)

den Halden und Bauten, und von hier aus überflutete das Licht die ganze Erde, weil es hier Wohlgefallen fand an diesen mancherlei Geschöpfen des Schattens. Von hier aus teilte sich die Sonne weiterhin mit auf ihre Weise, in ihrer Sprache mit See, Berg, Wald, Häusern, Tieren und Menschen. Die Weltgeschichte, hier wird sie Nachfolge in der Willkür dieser ersten Landschaft. Dabei ist das Unwahrscheinlichste, daß Kohlen im Tagbau gefördert werden, mit den gleichen technischen Apparaten wie zwischen Kieritzsch und Borna. Die Menschen haben die gleichen keimbleichen Maskenzüge mit ihren verrußten Augenhöhlen, Stirnfalten und Mundwinkeln. Die gleiche Apathie des sozialen Krampfes hier wie dort, und doch: hier ist alles ursprünglich, alles unmittelbar gewollt, hier ist Anfang und Ende. Fischfang und Industrie, das Primitive ist noch wahr und notwendig, wie auf einer Insel ohne Berührung mit irgendwelcher Zeit, und die Fatalität der sozialen Moderne ist ebenso wirklich, aber auch ebenso insular abgeschlossen.

Es hat alles nur Gleichnischarakter, es ist ohne Zusammenhang mit dem Fieber, das im Körper der Welt und der Menschheit allgemeine und kollektive Kurven in die Höhe treibt, in die Tiefe stürzen läßt. Es lebt eine Welt für sich, auf dem Schauplatz einer Sonne, die diesen Ort nie von Angesicht zu Angesicht packt, sondern immer nur darüber hinzuflüchten scheint.

Alle Dinge stehen vereinsamt im langen Ernst ihrer dunklen Schlagschatten. Kein Ding verschwistert sich dem anderen. Wir kennen diesen beängstigenden Zustand einer verhexten Belichtung sonst nur durch Sonnenfinsternis. Alles ist Nähe, aber alle Nähe ist magische Entrückung. Alles Stoffliche und Gegenständliche ist ein schmerzliches Mißverständnis sehnsüchtiger Schatten nach der Segnung von klarem Licht und fruchtbarer Sonne.

Die Advent-Bai wird besucht, ebenso die Sassen-Bai. Die Kings-Bai ist eingefroren. Wir rauschen nördlicher, über die letzten Gliederungen dieser verlorenen, winterüberwucherten Insel hinaus, tiefer hinein in das Nördliche Eismeer. Spitzbergen versinkt langsam . . . feierlich . . . Es ist die Vision der Einsamkeit, die, belebt, dem Tode vertraut blieb, die, tot, dennoch wie Schneewittchen im gläsernen Sarg nur verwunschen erscheint, denn in ihrem Gesicht blühen Farben . . . Spitzbergen ist eine Sehnsucht. Und wer dieser Sehnsucht einmal nachreiste, erlebt, daß es Wesenseigenart der Sehnsucht ist, durch eine Berührung nur quälender ihrem Zauber zu erliegen. Spitzbergen ist der einzige geographische Ort unserer Erde, von dem ich bestimmt weiß, daß er nicht von dieser Welt ist . . .



In den Schären

Einheitsstaat und Föderalismus

Von Univ.-Prof. Dr. Paul Darmstädter

Einheitsstaat und Föderalismus gehören bei uns zu den am meisten gebrauchten politischen Schlagwörtern, ohne daß diejenigen, die sie im Munde führen, immer eine klare Vorstellung damit verbänden. Zahllose Mißverständnisse auf allen Seiten sind wie so oft die Folge unklarer Begriffe. Wenn wir auch nicht der Ansicht sind, daß man fremde Vorbilder ohne weiteres auf die heimischen Zustände anwenden könnte oder sollte, so fördert der Vergleich mit fremden, den unsrigen ähnlichen Einrichtungen die Beurteilung der heimischen Zustände. Da bieten sich uns zwanglos als Vergleichsobjekte für unsere junge Demokratie die beiden alten demokratischen Bundesstaaten: die Vereinigten Staaten von Amerika und die Schweizerische Eidgenossenschaft. Welche Stellung nimmt in diesen Ländern der Föderalismus ein, auf welchen Voraussetzungen beruht er, welchen Zwecken dient er, welche Vorzüge und Nachteile sind mit ihm verbunden und welche sind seine Aussichten?

★

Die Vereinigten Staaten von Amerika setzen sich heute aus 48 gleichberechtigten Einzelstaaten (dazu dem Bundesdistrikt und den Kolonialgebieten, die für uns außer Betracht bleiben können) zusammen, die an Flächeninhalt und Bevölkerungszahl überaus verschieden sind. Der räumlich größte Staat Texas ist mit 689 000 Quadratkilometer erheblich größer als Deutschland oder Frankreich, umfaßt aber trotzdem weniger als ein Zehntel des gesamten Staatsgebiets; der zweitgrößte, Kalifornien, hat über 400 000 Quadratkilometer, viele Staaten haben Flächen von 100—400 000. Manche bleiben weit dahinter zurück: der kleinste, Rhode-Island, ist mit 3200 Quadratkilometern kleiner als Braunschweig, Delaware mit 6000 kleiner als Oldenburg, Connecticut mit ungefähr 13 000 kleiner als Baden, das altberühmte Massachusetts mit 21 000 wenig größer als Württemberg. Die beiden am stärksten bevölkerten Staaten Neuyork, das nach der letzten Volkszählung (1920) 10,4 Millionen, 1927 11,4 Millionen und Pennsylvania, das 8¾ Million Einwohner zählte, übertreffen alle deutschen Staaten mit Ausnahme Preußens, umfassen aber doch nur ein Zehntel, bzw. ein Zwölftel der Gesamtbevölkerung der Union. Zwei Drittel der Staaten haben mehr als eine Million Einwohner, nur einer, Nevada, übrigens räumlich einer der allergrößten, bleibt mit 77 000 unter 100 000, während Wyoming fast 200 000 erreichte.

Die großen Verschiedenheiten im Flächeninhalt erklären sich daraus, daß unter den ältesten Staaten einige kleine waren, die später gebildeten aber auf der Landkarte mit Zirkel und Lineal in reichlichem Ausmaß geschaffen wurden. Die Bevölkerungsziffer ist so verschieden, weil manche Staaten noch sehr dünn besiedelt sind, doch findet allmählich ein Ausgleich statt. Die Grenzen sind oft willkürlich ohne Berücksichtigung der Bodengestaltung gezogen, aber Enklaven und Exklaven fehlen, und der Wunsch nach Zusammenlegung oder Abtrennung von Gebietsteilen macht sich nur selten geltend. Nach der Bundesverfassung ist jeder Staat im Senat durch zwei Senatoren vertreten, so daß ein Senator von Neuyork über 5 Millionen Menschen vertritt, während hinter einem Senator von Nevada weniger als 40 000 stehen. Im Repräsentantenhaus sind die Staaten nach ihrer Bevölkerungsziffer vertreten; da aber jeder Staat mindestens einen Abgeordneten stellt, sind auch hier die wenigst bevölkerten Staaten begünstigt, und noch mehr ist dies bei der Wahl des Präsidenten der Fall, bei der jeder Staat soviel Wahlmänner stellt, wie er Vertreter im Senat und im Repräsentantenhaus zusammen hat, also mindestens drei. Die Senatoren stimmen, obwohl sie als Vertreter ihres Staates gelten, nach freiem Ermessen und nicht etwa nach irgendeiner Instruktion ab. Den amerikanischen Einzelstaaten fehlt eine regelmäßige unmittelbare Einwirkung auf die Gesetzgebung und Verwaltung des Gesamtstaates, wie sie etwa den deutschen Ländern auch im Reichsrat der Weimarer Verfassung zusteht. Die Verfassung der Paulskirche und der Preußische Entwurf zur neuen Deutschen Reichsverfassung schloß sich bekanntlich an das amerikanische Muster an. In diesem, aber nur in diesem Punkte ist auch die Weimarer Verfassung „föderalistischer" als die amerikanische Bundesverfassung.

Der Amerikaner ist heute stets — in früheren Zeiten war es nicht immer so — in erster Linie Amerikaner und noch einmal Amerikaner, aber dann ist er, wenn auch nicht immer in der zugewanderten und großstädtischen Bevölkerung, auch stolz auf den Einzelstaat, dem er zugehört. In alteingesessenen Familien, in den ursprünglichen 13 Staaten mit ihrer alten glorreichen Geschichte, wie etwa in Massachusetts, Pennsylvania und Virginia, versteht sich das von selbst, aber auch in neueren Staaten, wie z. B. in Ohio, Wisconsin oder Kalifornien findet man ein stark entwickeltes Staatsgefühl, das dem in Württemberg, Baden oder Sachsen wenig nachgibt. Der Neuyorker spricht stolz vom Empire-State, der Virginier von der „Old Dominion", während der Kalifornier seinen Staat als den „gold-

nen“ oder „Dorado“ bezeichnet. Jeder Staat hat eine Devise und eine Blume als Symbol, das stolze Motto Neuyorks heißt „Excelsior“, die Devise von Pennsylvania „Virtue, Liberty and Independence“, von Virginia „Sic semper tyrannis“ und die von Rhode-Island, die von 1664 stammt, lautet nur „Hope“. Der kleine Staat Delaware sieht sich poetisch verklärt in der Pfirsichblüte, Florida in der Orangenblüte, Louisiana in der Magnolie, während Massachusetts natürlich die Maiblume als Symbol angenommen hat. Der Staatsgedanke in den neueren Staaten ist fraglos sehr stark durch kulturelle Einrichtungen, vor allem durch die Staatsuniversitäten gefördert worden. Man kann nicht in Abrede stellen, daß in Amerika ähnlich wie bei uns und auch in der Schweiz mit den Einzelstaaten auch Gemütswerte verknüpft sind. In besonderem Maße gilt dies auch heute noch von den Südstaaten, wo infolge der eigenartigen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Zustände der Partikularismus stärker ist als in den anderen Teilen der Union. Das Land ist so ungeheuer groß, die einzelnen Teile sind in ihren klimatischen und geographischen Verhältnissen, in ihren wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und kulturellen Zuständen so voneinander verschieden, daß es mitunter nicht angängig, häufig aber nicht wünschenswert ist, alles von einer Zentrale in gleicher Weise zu regeln, und daß es zweckmäßiger ist, nur die großen gemeinsamen Aufgaben dem Bunde, alles aber, was nicht notwendig gemeinsam zu sein braucht, den Einzelstaaten zu übertragen. Das war der Gedanke, der der Bundesverfassung von 1787 zugrunde lag, die wohl in einigen Punkten abgeändert worden ist, deren Grundsätze aber — und dies gilt ganz besonders vom Föderativsystem — bis zur Gegenwart maßgebend geblieben sind. Es ist staunenswert, mit wie sicherem Takt die „Väter der Verfassung“ bei der Abgrenzung der Zuständigkeiten vielfach das Richtige getroffen haben, so z. B. wenn sie dem Bunde die auswärtige Politik (einschließlich der auswärtigen Handelspolitik), die Landesverteidigung, die Gesetzgebung über Münze und Währung, über Maß und Gewicht, über das Postwesen und über das Patentrecht zugewiesen haben. Es ist aber begreiflich, daß die Schöpfer der Verfassung die ungeheuere wirtschaftliche Entwicklung des Landes und das enge Zusammenwachsen seiner Teile, wie es namentlich eine Folge des Baues der Eisenbahnen gewesen ist, nicht haben voraussehen können. Da eine Erweiterung der Bundeskompetenz nur auf dem Wege der Verfassungsänderung möglich ist, und Verfassungsänderungen durch die Bundesverfassung sehr erschwert sind — eine Zweidrittelmehrheit beider Häuser des Kongresses und die Ratifikation durch drei Viertel der Staatslegislaturen ist dazu notwendig — entspricht die Bundesverfassung in manchen Teilen nicht mehr den Anforderungen der heutigen Zeit und ist nur noch dadurch anwendbar, daß die kunstvolle Interpretation der Gerichtshöfe ihre Mängel vielfach ausgeglichen hat. Man ist sich heute allgemein darüber einig, daß eine einheitliche Gesetzgebung über das Verkehrs- und Versicherungswesen ohne Frage sehr wünschenswert wäre. Auch gibt es viele Amerikaner, die die Notwendigkeit eines einheitlichen Zivil- und Strafrechts verfechten. Es wird manche Leser gewiß wundern, daß heute nicht nur die Gesetzgebung über das materielle Recht mit wenigen Ausnahmen zur Zuständigkeit der Einzelstaaten gehört, sondern daß auch z. B. die Gesetzgebung über das Wahlrecht nicht nur für einzelstaatliche, sondern auch für Bundeswahlen der einzelstaatlichen Gesetzgebung überlassen bleibt, nur mit der Maßgabe, daß wegen Rasse, Farbe, früherer Sklaverei oder wegen des Geschlechts keine Ausnahmen gemacht werden dürfen. Dagegen haben die Einzelstaaten das Recht, die Ausübung des Wahlrechts von der Zahlung einer Steuer oder einem Bildungsnachweis abhängig zu machen, und machen von diesem Rechte auch Gebrauch. Unbestritten gehört den Einzelstaaten die Gesetzgebung über ihre eigne Verfassung — nur müssen sie eine republikanische Regierungsform haben — die Organisation ihrer Verwaltung, ihres Gerichts-, Finanz- und Unterrichtswesens. Ebenso ist den Einzelstaaten das weite Gebiet der Wohlfahrtsgesetzgebung und Sozialpolitik überlassen. Es wird darüber diskutiert, ob und wieweit eine Vereinheitlichung auf diesen Gebieten wünschenswert wäre; vielfach wird die Anschauung vertreten, in den Einzelstaaten könnten leichter als im Bunde allerlei Experimente gemacht werden, die dann im Falle des Gelingens auf das Ganze übertragen werden könnten. In der Tat sind die amerikanischen Einzelstaaten, besonders im Westen, Experimentierfelder für manche geglückte und nicht wenige mißglückte gesetzgeberische Versuche geworden. (Ich erinnere nur an die Reformen im Gefängniswesen in verschiedenen Staaten, an das berühmte Jugendgericht in Colorado, an die vielen Experimente in der Anti-Alkoholgesetzgebung, das Frauenstimmrecht u. a. m.)

Gewiß ist auch in den Vereinigten Staaten durch die Macht der Tatsachen ein Zug zu zunehmender Zentralisation unverkennbar. Die Bundesgesetzgebung nimmt immer neue Felder in Anspruch, die Zusätze zur Bundesverfassung, die dem Bund das Recht gegeben haben, eine Einkommensteuer zu erheben (Zusatz 16) und die Herstellung und den Verkauf geistiger Getränke zu verbieten (Zusatz 18), bedeuten zweifellos tiefe Eingriffe in die den Einzelstaaten verbliebenen Rechte, und es gehört nicht viel Prophetengabe dazu, vorauszusagen, daß die Entwicklung auf diesem Wege weitergehen wird. Trotzdem wird das Föderativsystem, wie es die Bundesverfassung geschaffen hat, im

großen und ganzen aufrechterhalten bleiben. Die Selbstverwaltung und Selbstbestimmung der einzelnen Teile, wie sie sich im amerikanischen Föderativsystem ausprägt, ist tief im amerikanischen Volke verwurzelt. Traditionen, die Autorität der Bundesverfassung, Gefühle, Interessen und Zweckmäßigkeitserwägungen stützen das Föderativsystem. Obwohl ein Zug zur Vereinheitlichung der Gesetzgebung auf manchen Gebieten unverkennbar ist, gibt es keine Bewegung, die eine Beseitigung der Einzelstaaten und den Einheitsstaat anstrebt.

★

Wenn die Zweckmäßigkeit des Föderativsystems für ein Land von der ungeheuren Ausdehnung und der Hundertmillionenbevölkerung der Vereinigten Staaten von Amerika ohne weiteres einleuchtet, so kann man sich doch fragen, warum es sich auch in einem so kleinen Lande wie der Schweiz mit ihren 41 000 Quadratkilometern und ihren 4 Millionen Einwohnern erhalten hat. Die Eidgenossenschaft ist aus 25 Einzelstaaten (darunter 6 sogenannten Halbkantonen) zusammengesetzt, deren größter, Graubünden, 7114 Quadratkilometer, deren zweitgrößter, Bern, 6884 Quadratkilometer mißt, beide Kantone nicht unwesentlich kleiner als der Freistaat Hessen (7693 Quadratkilometer). Wallis mit 5235 Quadratkilometer ist kleiner als Oldenburg, Waadt mit 3212 kleiner als Braunschweig. Die kleinsten Kantone wie Baselstadt mit 37, Appenzell-Inner-Rhoden mit 173, Außer-Rhoden mit 242, Zug mit 240, sind noch kleiner als Bremen (256); Nidwalden mit 275, Genf mit 282 und Schaffhausen mit 298 sind kleiner als Lübeck (298), Schaumburg-Lippe (340) und Hamburg (415). In der Bevölkerungsziffer steht Bern mit 674 000 (im Jahre 1920) weitaus an der Spitze und gleicht damit in seiner Bevölkerungszahl dem Freistaat Mecklenburg-Schwerin, während die Einwohnerzahl des Kantons Zürich mit 539 000 ungefähr der von Oldenburg oder Braunschweig entspricht. Aber auch der volkreichste Kanton umfaßt doch nur etwas mehr als ein Sechstel der Einwohnerzahl der Eidgenossenschaft. Es gibt drei Halbkantone: Appenzell-Inner-Rhoden und die beiden Unterwalden, deren Einwohnerzahl unter 20 000 bleibt. Uri zählt 24 000 Einwohner, Zug 32 000, Glarus 34 000; sie alle bleiben in ihrer Einwohnerzahl noch hinter Schaumburg-Lippe und Waldeck zurück. Zehn von den fünfundzwanzig Staaten erreichen noch nicht 100 000 Einwohner, sind also als Zwergstaaten zu bezeichnen. Auch die Grenzen gehen in manchen Teilen der Eidgenossenschaft recht kraus und wirr durcheinander; es gibt auch Enklaven und Exklaven: So ist z. B. das bekannte Stein am Rhein eine Exklave des Kantons Schaffhausen, das weniger bekannte aber auch sehr malerische Estavayer am Neuenburger See eine Exklave des Kantons Freiburg. Neuerdings sind wieder Bestrebungen hervorgetreten, Basel und Baselland und Baselstadt wieder zu vereinigen, während im katholischen und französischen Berner Jura öfter Loslösungstendenzen von dem überwiegend deutschen und protestantischen Bern hervorgetreten sind.

Das schweizer Föderativsystem beruht ohne Frage noch weit mehr als das amerikanische auf der geschichtlichen Tradition. Man muß bedenken, auf welche alte, ruhmreiche Geschichte Gemeinwesen wie z. B. Uri, Unterwalden, Schwyz, Appenzell oder Glarus zurückblicken können. Die schweizer Kantone, so klein sie sind, sind in viel höherem Maße Individualitäten mit sehr scharf ausgeprägten Charakterzügen als die meisten amerikanischen Einzelstaaten oder deutschen Länder; es ist begreiflich, daß sehr große Gemütswerte mit ihnen verbunden sind.

In der schweizer Bundesverfassung ist nach dem Vorbild der amerikanischen den kleinen Kantonen ein Vorzug dadurch eingeräumt, daß sie im Ständerat ebenso wie die großen je zwei Vertreter haben, die Halbkantone allerdings nur einen. Auch in der anderen Kammer, dem Nationalrat, ist jeder Kanton (auch die Halbkantone) durch mindestens einen Abgeordneten vertreten. Allerdings ist die Bedeutung des schweizerischen Ständerats nicht entfernt so groß wie die des amerikanischen Senats. Eine Einrichtung wie der deutsche Reichsrat fehlt der Schweiz ebenso wie den Vereinigten Staaten.

Die schweizerische Bundesverfassung ist viel leichter abzuändern als die amerikanische und ist auch sehr viel häufiger mit Zusätzen allerart versehen worden. So ist denn das schweizer Föderativsystem, das ursprünglich dem amerikanischen sehr ähnlich sah, viel stärker unterminiert worden als jenes, die Kompetenz des Bundes ist in der Schweiz eine viel weitere, die der Einzelstaaten eine engere als in der amerikanischen Union. Eine Aufzählung der Zuständigkeiten von Bund und Kantonen im einzelnen nach dem heutigen Stande würde zu viel Raum einnehmen; durch die fast alljährlichen Zusätze zur Bundesverfassung ist jede Systematik verlorengegangen und die Übersicht sehr erschwert. Soviel kann gesagt werden, daß die Kantone heute noch die Gesetzgebung über ihre Verfassung, Verwaltung, Steuerwesen, Gerichtsorganisation, Kirche und Unterrichtswesen (alles aber mit Einschränkungen) besitzen. Das Zivilrecht ist in der Schweiz vereinheitlicht, das Strafrecht soll jetzt vereinheitlicht werden. Die wirtschaftliche und sozialpolitische Gesetzgebung ist zum überwiegenden Teile an den Bund übergegangen.

Wenn sich in der Schweiz gegen Zentralisierungsbestrebungen, die beständig an Boden gewonnen haben, vielfach ein starker Widerstand geregt hat, und wenn den Kantonen immer noch stattliche Reste ihrer alten

Souveränität geblieben sind, so ist dies — abgesehen von der geschichtlichen Tradition — weniger in Zweckmäßigkeitserwägungen begründet, die in der Schweiz in der Regel für die Vereinheitlichung sprechen würden, als in den wirklichen oder vermeintlichen Interessen der nationalen und konfessionellen Minderheiten. Die Romanen der Schweiz, Franzosen und Italiener, sehen in der Selbständigkeit der Kantone einen Schutz ihres Volkstums. In gleicher Weise glauben die in der Minderheit befindlichen Katholiken im Bestande und in der möglichsten Selbständigkeit überwiegend katholischer Kantone einen Schutz für ihre religiösen Interessen zu besitzen. Damit steht im Einklang das Bestreben der ganz kleinen zumeist auch wieder katholischen Kantone, den verhältnismäßig großen Einfluß, den ihnen das Föderativsystem der Bundesverfassung gewährt, dauernd zu behaupten. So kommt es, daß die Welschen, die Katholiken, die Bürger der kleinen Kantone die stärksten Stützen des Föderalismus sind. Der Partikularismus, in seiner Ausartung Kantönligeist genannt, ist deshalb am kräftigsten ausgeprägt in den kleinen katholischen Kantonen der Innenschweiz (und Appenzell-Inner-Rhoden), sowie in den zugleich katholischen und überwiegend französischen Kantonen Freiburg und Wallis. So große Fortschritte die Zentralisation in der Schweiz in den letzten Jahrzehnten aus zwingenden wirtschaftlichen Gründen auch gemacht hat, so ist es doch nicht wahrscheinlich, daß die Entwicklung in absehbarer Zeit zur Beseitigung der Kantone und zum Einheitsstaate führen wird. Die widerstrebenden Gefühle und Interessen sind viel zu stark, und namentlich in kultureller Hinsicht werden die Kantone ihre Autonomie behaupten.

Wir können so in den Vereinigten Staaten und in der Eidgenossenschaft unverkennbar eine Tendenz zunehmender Vereinheitlichung und Zentralisation feststellen, aber keine Neigung, das Föderativsystem zugunsten eines Einheitsstaates aufzugeber

★

Ohne zur deutschen Einheitsstaatsbewegung irgendwie Stellung nehmen zu wollen, sei es doch gestattet, die Frage zu stellen, worauf es beruht, daß in Deutschland im Gegensatz zu den beiden anderen Bundesrepubliken eine solche Bewegung hat entstehen können. Deutschland, die Vereinigten Staaten und die Schweiz setzen sich aus Einzelstaaten verschiedenen Ursprungs und verschiedener Größe zusammen. Auch in Deutschland sehen manche der Einzelstaaten auf eine alte, ruhmreiche Geschichte zurück, an ihre Fahnen und Farben knüpfen sich viele Erinnerungen und Traditionen, ihre Namen bedeuten Gemütswerte für einen großen Teil der Bevölkerung. Ebenso wie Amerika und die Schweiz zeigt auch Deutschland erhebliche Unterschiede seiner Landschaften und Bevölkerung in Geschichte, Wirtschaft und Kultur. In der deutschen Geschichte gab es immer außer und neben der Geschichte und Kultur des Reiches eine hochentwickelte Geschichte und Kultur der einzelnen Teile. So waren und sind die Vorbedingungen des Föderativsystems in Deutschland ebenso gegeben wie in den Vereinigten Staaten von Amerika und in der Schweiz, die Bismarckische Reichsverfassung schuf ein Reich in bundesstaatlichen Formen, und die Weimarer Verfassung ließ die Einzelstaaten, wenn auch mit minderen Rechten, fortbestehen. Wie kommt es nun, daß in den letzten Jahren eine immerhin starke Einheitsstaatsbewegung hat entstehen können?

Von einiger Bedeutung dürfte es sein, daß in den meisten deutschen Einzelstaaten die geschichtliche Tradition eng mit den Dynastien verknüpft war, und nach dem Sturze der Fürsten ein Pfeiler der einzelstaatlichen Tradition eingestürzt ist. Es ist eine weit verbreitete Anschauung — ob sie richtig ist, sei dahingestellt — daß die anderen Pfeiler nicht mehr tragfähig seien.

Vom großen Gewicht ist dann die Tatsache, daß man in Deutschland infolge der gewaltigen Kriegsverschuldung zur weitestgehenden Rationalisierung genötigt wird. Viele glauben, daß die heute bestehende föderalistische Organisation unzweckmäßig und kostspielig sei, und daß durch eine zweckvollere und einfachere Gestaltung des Reiches bedeutende Summen gespart werden könnten. Es bleibe unerörtert, ob diese Anschauungen richtig sind; daß sie die Einheitsstaatsbewegung in Fluß gebracht haben, dürfte unbestritten sein.

Schließlich aber — und das ist bei weitem der wichtigste Unterschied, der zwischen Deutschland und den beiden anderen Bundesstaaten besteht: bei uns gibt es einen Staat, der alle anderen an Größe und Volkszahl überragt. Gewiß, auch in den Vereinigten Staaten und in der Schweiz gibt es große Unterschiede, aber weder der Staat Neuyork, noch der Kanton Bern nimmt eine Stellung ein, wie etwa Preußen im Deutschen Reiche. Hier liegt der Kern des deutschen Verfassungsproblems, ein Problem, wie es weder die Vereinigten Staaten noch die Schweiz kennen, und soviel wir auch durch einen Vergleich mit anderen ähnlich zusammengesetzten Staatswesen lernen können und sollen, so muß doch jeder Staat seine Probleme, wohl mit Beachtung und Berücksichtigung der in der Fremde gemachten Erfahrungen, aber doch nach seinen eigenen Maßstäben und seiner Eigenart entsprechend lösen.

Sport und Sporttyp

Von Univ.-Prof. Dr. W. Seiffert

Die Existenz fest umrissener Sporttypen ist jedermann bekannt. Wenn wir von einem Ringer hören, so stellen wir uns sofort einen überaus kräftigen, breitschultrigen, mit schweren Muskeln bepackten Menschen vor Augen; der Läufer malt sich uns dagegen als hochaufgeschossene, schlanke Figur mit langen Beinen und zäher, aber keineswegs dicker Muskulatur.

So kann es dann nicht wundernehmen, wenn auch von fachmännischer Seite durch Messungen ausgesucht sporttüchtiger Personen eingehende Erhebungen über die Eigentümlichkeiten angestellt wurden, die den Vertreter eines Sportes auszeichnen und ihn gerade zu diesem oder jenem Sport besonders befähigen. In erster Linie sind hier die Arbeiten von Martin, Bach, Kaup, Kohlrausch und Saller zu nennen.

Untersuchungen an Münchner Turnern ließen zunächst zwei Gruppen unterscheiden, die sich am auffälligsten durch ihre Differenzen in der Länge des Körpers auszeichneten. Der größere Typ umfaßte vor allem die Springer, die Werfer, die Mittelstreckler und Mehrkämpfer, der kleinere Typ die Schwerathleten, Ringer, Langstreckler und Geräteturner. Innerhalb eines jeden Typus kommt selbstverständlich jeder Kategorie wiederum ihre besondere Körperbildung zu; der Springer ist schlank, besitzt lange Beine und ein schmales Becken, der ebensolange Werfer hat eine ganz andere Körperfülle, einen größeren Brustumfang, ein breiteres Becken, der Ringer ist breiter und muskulöser als der Langstreckler usf.

Der Zusammenhang zwischen den geschilderten sportlichen Typen und den jeweiligen sportlichen Leistungen leuchtet ohne weiteres ein. Je größer und leichter, also schlanker ein Mensch ist, um so höher wird er springen. Der Werfer muß ganz natürlicher Weise einen um so weiteren Wurf erzielen können, je größer der Abstand des werfenden Armes vom Boden ist; von der Beschaffenheit seiner Muskulatur wird es wiederum abhängen, ob er sich mehr zum Werfen leichter oder schwerer Geräte (Speer, Diskus, Kugel oder Stein) eignet. Für den Stemmer dagegen ist die kleine Körpergröße von Vorteil, denn sie verringert den Weg, den die Last vom Boden aus hochzuheben ist. Der Läufer, gleichviel welche Strecken er bewältigt, darf keine kompakte Beinmuskulatur haben, denn muskulöse Waden sind für ihn Bleigewichte beim Laufen. Daß unter den Ringern, die bekanntlich nach Gewichten klassifiziert werden, der breite, gedrungene Mann dem ebenso schweren, hochaufgeschossenen überlegen ist, läßt sich ebenfalls physikalisch ohne weiteres verstehen. Es sind also diese Sporttypen keineswegs Zufallsbefunde, sondern werden ohne Schwierigkeit aus der Sportleistung begriffen.

Damit erhebt sich jedoch eine recht wichtige Frage: Ist das Vorliegen eines bestimmten Typus die Voraussetzung für eine bestimmte sportliche Leistung oder hat sich der geschilderte Sporttyp erst nachträglich als Folge der bestimmten einseitigen Inanspruchnahme herausgebildet? Diese Frage ist deshalb so wichtig, weil es auf der einen Seite den Arzt außerordentlich interessieren wird, wie weit bestehende körperliche Mängel durch zielbewußtes Training ohne Überanstrengung ausgeglichen werden können, während es auf der anderen Seite für einen jeden, der sich einer Sportart widmen will, von erheblicher Bedeutung ist, einen solchen Sport zu wählen, dem sein Körperbau nicht von vornherein allzu große Hindernisse in den Weg legt.

Daß körperliche Betätigung die körperliche Konstitution umzustellen vermag, unterliegt keinem Zweifel. So ist es unumstritten, daß Leibesübungen durch Stärkung der Muskulatur nicht allein den Umfang der Extremitäten vergrößern, sondern überdies eine Zunahme des Brustumfanges und des Breitenwachstums, also Veränderungen des Skeletts, zur Folge haben; das hochaufgeschossene Längenwachstum unserer schmächtigen Stubenhocker mit seinen unharmonischen Proportionen ist mit Fug und Recht als Treibhauswachstum bezeichnet worden. Ebenso bekannt ist die konstitutionsbildende Wirkung des Schwimmens: auf der einen Seite entwickelt sich die Muskulatur, insbesondere der Arme und (infolge der gehobenen Kopfhaltung) des Nackens auf das kräftigste, auf der andern Seite bildet sich unter dem Gleiten des Wassers eine charak-

teristische weiche Fettschicht zwischen Muskeln und Haut. Man hat diese Veränderung unter dem Einfluß des Schwimmens bei Personen, die anfänglich Turner gewesen waren und als solche eine harte, trockene Muskulatur bekommen hatten, direkt verfolgen können. Auch für den Rennfahrer stehen charakteristische Umwandlungen des Körperbaus fest.

Ist nun darum diese konstitutionfördernde Wirkung der körperlichen Betätigung imstande, den in der Anlage gegebenen Typ völlig umzuändern? Niemand wird annehmen, daß ein schmächtiger Mensch selbst durch fleißigstes Training sich die Statur des Ringers erwerben könne oder daß sich eine breite, untersetzte Korpulenz in den Typus des Langstreckenläufers umwandeln ließe. Nur im Rahmen der bereits in der Anlage gegebenen Konstitution ist also eine harmonische Entwicklung des Wachstums möglich.

Die Bedeutung der gegebenen individuellen Anlage erkennen wir am deutlichsten bei jenen Sportarten, die von verschiedenen Typen bis zur Meisterschaft betrieben werden können. Schon die Tatsache allein, daß sich ganz verschiedene Typen in ein und demselben Sport in ihrer Verschiedenheit halten können, beweist die Überlegenheit der primären Konstitution gegenüber dem nivellierenden Anpassungsvermögen der körperlichen Betätigung. Bei näherem Hinblick werden wir gewahr, daß sogar die in der Anlage gegebene Konstitution den Charakter des Sportes nach sich modelliert. So finden wir unter den Boxern einen schlanken und einen massiven Typus. Jeder hat seine eigene für ihn charakteristische Technik und Kampfweise: Der schlanke Typ kämpft per Distanz und trachtet danach, mit gespannter Aufmerksamkeit jede Blöße des Gegners zu erspähen und durch rasches Tuschieren auszunutzen. Der massive Typ zieht dagegen den Nahkampf vor, um vermöge seiner überlegenen Kraft die Deckung des anderen zu durchschlagen und ihn durch die Härte des Schlages zu zermürben.

In ganz ähnlicher Weise zeigen sich unter den Skifahrern auf der einen Seite ziemlich kleine untersetzte Personen mit breitem Unterstützungsgürtel, die sich angeblich besonders im Springen hervortun sollen, während der größere und schlankere Typ in erster Linie die Mehrkämpfer stellt.

Wir müssen fernerhin beachten, daß überhaupt die Fähigkeit der Muskelzunahme unter körperlicher Arbeit völlig individuell ist. Genau so wie es Menschen gibt, die so viel essen können wie sie wollen ohne Fett anzusetzen, kann bei bestimmten Personen trotz stärkstem Training die Muskulatur dünn und leicht bleiben; sie wird lediglich härter und sehniger. Hierhin gehört vor allen Dingen der Typ des Läufers, während Fußballspieler oder Skiläufer in Anbetracht der notwendigen Kraftentfaltung über eine stark ausgebildete Beinmuskulatur verfügen müssen. — In der deutschen Hochschule für Leibesübungen wurde durch fortlaufende Messungen an den Studenten die Entwicklung der Muskulatur verfolgt: bei der Mehrzahl nahm sie im Winter auf Grund der intensiven Hallenarbeit zu, im Sommer dagegen, wo die Bewegungsübungen überwogen, wurde sie wieder schwächer; es fand sich jedoch ein ganz bestimmter schlanker, sogenannter asthenischer Typ, bei dem die Zunahme der Muskeldicke während des Winters trotz gleichem Training ausblieb.

Es hängt also tatsächlich der Effekt, den eine körperliche Betätigung auslöst, auch bei der intensivsten Arbeit weitgehend von der gegebenen Konstitution ab. Mit anderen Worten: die einzelnen Sportarten können nur dann mit Erfolg betrieben werden, wenn von vornherein diese gegebene Konstitution den vorliegenden Anforderungen genügt. In dem Augenblick, wo verlangte und gegebene Konstitution einander entsprechen, tritt auch jene innere Freudigkeit am Sport ein, die uns den Sport um seiner selbst und nicht um der Rekorde willen lieben läßt. Kohlrausch weiß darüber eine kleine Geschichte aus seiner Praxis zu berichten. Es handelte sich um einen Marathonläufer, dem auf Grund einer Verletzung das Laufen längere Zeit verboten worden war, bis ihm der Arzt endlich wieder zum ersten Male 3000 Meter gestattete. Er lief aber sofort seine 6000 Meter herunter und meinte dann im schönsten Berliner Deutsch: „Et jing so schön, ick konnte jar nicht wieder ufhören."

Wenn wir nach alledem die sogenannten Sporttypen des näheren betrachten, so finden wir eine zunächst einmal individuell gegebene Anlage, die sich dann unter dem Einflusse des Sportes in dem primär gegebenen individuellen Rahmen den sportlichen Anforderungen nach Möglichkeit angepaßt hat. Die Annahme einer primären, für die betreffende Sportart besonders geeigneten Anlage als Ausgangspunkt für die Entwicklung unserer Sporttypen führt uns jedoch zu einer neuen Frage hin: inwieweit diese Anlage von der Rasse her bestimmt wird, mit anderen Worten, ob eine Rasse von vornherein durch ihren Körperbau für eine Sportart bestimmt sein kann.

Leider sind in dieser Hinsicht die vor-

liegenden anthropologischen Untersuchungen noch ziemlich dürftig. Es ist wohl sicher, daß die beiden Typen des Turners und des Mehrkämpfers, die wir eingangs unterschieden haben, sich allerorts auseinanderhalten lassen, sich also innerhalb ein und derselben Rasse auf Grund individueller Besonderheiten herausbilden. Doch hat es den Anschein, als ob so manche Besonderheiten, die man ursprünglich als sporttypisch auffaßte, rassenmäßig bedingt sind, ohne den Sporttyp zu charakterisieren. Untersuchungen an Flensburger Turnern ergaben genau so wie die im Eingang schon erwähnten Untersuchungen an Münchner Turnern Unterschiede zwischen Läufern und Geräteturnern, indem es sich bei den Läufern um relativ schmalschultrige Leute mit breitem Becken, verhältnismäßig kurzem Rumpf und langen Beinen, bei den Geräteturnern jedoch um verhältnismäßig kleine Leute mit langem Rumpf, breiter Schulter, schmalem Becken und relativ kurzen Armen und Beinen handelte. In beiden Gruppen war jedoch Körpergröße und Beinlänge den Münchner Gruppen gegenüber vergrößert, so daß sich in diesen Punkten der Flensburger Turnertypus dem Münchner Mehrkämpfertypus näherte. In ähnlicher Weise glichen sich ihm sportlich kaum besonders ausgebildete Gruppen wie schwedische Rekruten oder Berliner Hochschüler an. Das läßt doch wohl darauf schließen, daß wir die Maße der Körpergröße und der Arm- und Beinlänge nicht ohne weiteres zu den eigentlichen Merkmalen der betreffenden Sporttypen rechnen dürfen, denn die Flensburger Turner dürften den Münchner Turnern in ihren Leistungen kaum nachstehen. Jedenfalls ist noch eine reiche vergleichende Arbeit der Anthropologen erforderlich, um dem Fehler zu entgehen, zufällige Besonderheiten der örtlichen Rassenmerkmale als sporttypisch aufzufassen.

Daß sich der Rassenbau bestimmten Sportarten gegenüber günstig oder ungünstig auszuwirken vermag, bedarf wohl keiner Erläuterung. Es kann z. B. kaum lediglich dem Zufall und der besseren Technik zugeschrieben werden, wenn gerade jener Typus, den der Amerikaner darstellt, im Hochsprung allen anderen überlegen ist.

Schließlich spielt noch als letztes Moment in die sportliche Leistungsfähigkeit das Temperament des Sportlers hinein. In dieser Richtung sind meines Wissens bisher nur an Skiläufern Erhebungen angestellt worden. Im Rahmen der deutschen Skimeisterschaft in Kitzbühel 1925 wurden 94 Personen untersucht, von denen 29 als leicht erregbar, 9 als aufbrausend und jähzornig, 44 als ruhig oder sehr ruhig und 12 als indifferent befunden wurden. Das Ergebnis der Läufe sah unter den Siegern bis zum 12. Platz nur ruhige Läufer, dann folgten ruhige und erregbare im Verhältnis 3 : 2, jähzornige fanden sich überhaupt nicht zum Ziel.

Sollte das Temperament, wie es ja sehr wahrscheinlich ist, tatsächlich die sportlichen Leistungen beeinflussen, so würde sich ein klares Umreißen sportlicher Typen noch mehr komplizieren, da nach den Untersuchungen von Kretschmar Charakter und Körperbau in engen Beziehungen zueinander stehen. Es besteht also die Möglichkeit, daß eine für einen Sport an sich ganz geeignete körperliche Konstitution von vornherein mit einem Temperament vergesellschaftet ist, welches diesem Sport widerspricht und von Höchstleistungen ausschließt.

So sehen wir bei der Betrachtung der sportlichen Anlage eine ziemliche Reihe recht interessanter Fragen ineinandergreifen: individuelle Anlagen, Rassenmerkmale, Anpassungsfähigkeit an die gestellte Forderung und Temperament. Je mehr es gelingt, die Bedeutung der verschiedenen Faktoren zu analysieren und jeden einzelnen derjenigen Sportart zuzuführen, die ihm gemäß ist, um so harmonischer werden Anlage und Anforderung miteinander übereinstimmen, um so besser werden die erreichten sportlichen Leistungen sein. Es liegt daher nur im Interesse eines jeden Sportlers und Sportvereins, die dahingehenden Untersuchungen unserer Ärzte trotz der mit ihnen verbundenen Unbequemlichkeiten ehrlich zu unterstützen.

Windstoß. Von Richard von Schaukal

In den Birken rieselt der Wind,
Biegt die Büsche der Weiden.
Schon im Scheiden
Streift er die Fichten, die über ihm sind,

Und verschwindet im Tal.
Wieder erfüllt die Stille
Grüner wachsender Wille
Ohne Zahl.

Arnold Gerstl

Von Prof. Dr. E. W. Bredt

Die Zukunft wird mehr den Erfindern und Phantasten, als den malerischen Abschreibern der Natur gehören. Das ist meine Überzeugung. Und wenn noch so viel dafür zu sprechen scheint, daß unsere Wohnräume immer weniger voll gehängt und gestellt werden dürften mit Bildern, als das jetzt noch der Fall ist, so wird doch das nicht zur allgemeinen Entfremdung und Abwendung von Kunst führen, sondern gerade zu etwas viel Höherem. Wer seine Räume durch Werke der Kunst auszeichnen will, wird nicht wählen, was wohl gut, aber sehr vielen gefällt, er wird viel mehr fordern, wird viel persönlicher wählen und unabhängiger von Mode und Richtungen des Tages. Gehen wir so vor, wird das den besten und stärksten Künstlern zugute kommen, schaden aber allen schwachen Mitgängern und äußerlichen Nachahmern.

Arnold Gerstl, von dem wir hier als erste Zeitschrift eine größere Reihe von Pastellgemälden und Zeichnungen veröffentlichen, ist ein Starker, der einzeln gehen darf und muß. Arnold Gerstl kann und will gar nicht allen gefallen. Seine innere Stimme kann heute noch gar nicht bei allen Echo finden.

Das machte deutlich die erste große Ausstellung seines bisherigen Lebenswerkes, mit der sich die Galerie Paulus im Münchner Leuchtenbergpalais ein Verdienst erworben hat. Das war ein ideeller Erfolg, wie ihn nur selten derartige Erstausstellungen erringen.

Doch auch hier stand mancher völlig befremdet einem Werk gegenüber, mit dem man sich erst vertraut machen muß.

★

Ich will etwas aphoristisch versuchen, durch Einschauung in einige seiner Bilder des Künstlers Art und Weltanschauung wenigstens anzudeuten. Gerstl ist 1888 in Prag geboren. Die Familie ist deutsch und seit Jahrhunderten dort ansässig. Unruhe kam in die ersten Eindrücke der Jugend, die Gerstl teils in Prag, teils in Wien verlebte. Der Österreicher ist unverkennbar in ihm verkörpert, aber er hat nicht das ausgesprochen Weiche seiner Art. Aus seinen Gesichtsformen spricht Energie, gemildert wieder durch nach innen gerichtete Augen der Denker und Träumer. Er war der älteste von sechs Geschwistern, sollte einen ganz anderen Beruf erwählen als den, in dem er nun schon ein Bevorzugter ist. Erst später gab die Mutter seiner Neigung nach und ließ ihn Maler werden. Wie so viele stark nach einer Seite Begabte, denkt auch Gerstl nicht gern an die Schule zurück, hat sich oft gegen sie aufgelehnt, wie später immer gegen das, was erlernbar, was sozusagen als unbezweifelbar gelehrt wird. Das kann nicht anders von einem erwartet werden, den alles Geheimnisvolle anzieht und der es liebt. Sein inneres Bewußtsein trieb ihn in die Welt des Unerklärbaren mit seinen Geheimnissen. Aber er geht deshalb nicht wie ein Träumer durchs Dasein, sondern als Arbeiter.

Alles in allem ist er eine schöpferische Natur. Ihm sind die inneren Geschehnisse wichtiger als äußere. Dennoch gehört er ganz dem Leben, das auch ihm häufiger das versagte, was er gewollt; ihm lieber das gab, was er nicht ersehnte. In den gärenden Jahren der Jugend zwischen zwölf und siebzehn schon sah er deutlich seine Aufgabe: alles, was ihm der liebe Gott zeigte, alles, was geheimnisvoll durch ihn hindurch drängte, zu gestalten, so vollkommen und so vollendet, daß es jedermanns Besitz werden könne. Sein Ziel war von Anfang an gegen alles Materialistische, das angeblich Wirkliche gerichtet, war auf nichts anderes aus als auf Bildmachung seelischer Vorstellungen und Erlebnisse.

Merkwürdig und bezeichnend für seinen ernst-leidenschaftlichen Willen ist: je reifer er geworden zur Gestaltung, um so schwieriger erscheint ihm seine Erfüllung.

Wer niemals den Versuch gemacht, sprachlich oder bildlich das zu gestalten, was ihn zu innerlichst beschäftigt und bedrängt, kann sich wohl kaum eine Vorstellung machen von den Schwierigkeiten, die der Künstler zu überwinden hat, um alles bildhaft zu schaffen, was nichts mit der wirklichen Bildhaftigkeit der Dinge zu tun hat. Für solche Bildersprache gibt es keinen Zeichenlehrer, gibt es keine Sprache, nicht einmal ein Alphabet. Jeder Dichter und Künstler muß sich die erst bilden, und scharf muß sein Gehör sein auf die innere Stimme seiner Eingebungen. Das ist das erste, was sich auch der Betrachter solcher Bilder, wie sie Gerstl uns gibt, einprägen muß.

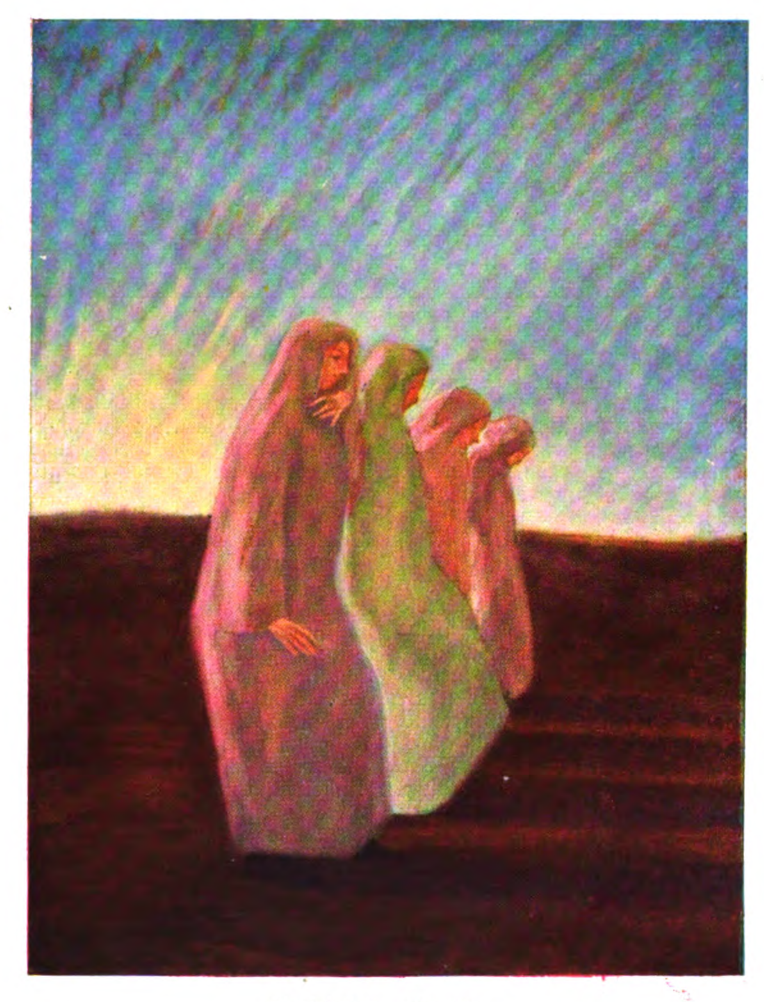
Böse Stunden, Tage und Jahre hatte der Künstler durchzumachen, gar bittere Zeiten der Verzweiflung, Anfechtung und Not. Schwere Krisen waren zu überwinden. Eine der schwersten, als der Künstler etwa vierundzwanzig Jahre alt war. Oft genug wurde dem Formsucher seiner Welt Begabung als Zeichner und Maler abgesprochen, ja, jede Zukunft. Nie aber gab er den Kampf auf.

Wie er im besten Zuge war, da kam der große Krieg, den Gerstl als Offizier von Anfang bis Ende in der österreichischen Front mitmachte. Die Versuchung, Kriegsmaler zu werden, ist gar nicht an ihn herangetreten. Er war Soldat. Und in den kargen Pausen zwischen furchtbaren Dingen bildet sich im stillen erst recht der Bildner innerer Gesichte, die doch weit abliegen von Krieg und Waffentaten.

Nichts ist vom Krieg in seinem Schaffen. Er ist erfüllt von einer unendlich reichen Welt innerer Gesichte, und die Ereignisse verschwinden schier vor seinem künstlerischen Genius, der nicht sucht, sondern immer und immer findet.

★

Unser Bild „Der Ketten ledig" zeigt mit einem Schlage, wie sich in diesem merkwürdigen Künstler oft genug ganz kleine flüchtige Beobachtungen umsetzen zum Bilde. Da schreiten aus flackernder Lohe heraus schräg hintereinander Menschen in ihren Gebundenheiten, jedoch: sie sind für kurze Zeit der Ketten ledig, schreiten neuer Gebundenheit zu. Der vorderste fühlt schon wieder ihr Gewicht, die anderen schauen suchend in die Weite nach rechts und links. Nur der letzte, der am kürzesten sich der Freiheit freut, macht eine Gebärde, als wolle er alles abschütteln, was Bindung brachte. Ist das etwa ein Zug von Gefangenen, den er gesehen? Nein, er ist kein Realist. Der Künstler erzählte mir, wie ihm das Bild wurde. Auf kurze Zeit zwischen schweren inneren Kämpfen, allein und frei, beobachtete er schier lachend, wie seine Hand die Gebärde des Abschüttelns macht, als ob er einem andern sagen wolle, das Schwere sei vorbei. Selbstbeobachtung, etwa wie Staunen über die Geste trotz allem Alleinsein, gebar die



Sendboten. Gemälde



Der Ketten ledig. Gemälde

Bildidee, die mählich wurde zum Bilde unseres Gebundenseins an Schicksal und Stunde. Ein Bild jenes menschlichen Glücks, das nur ausnahmsweise uns gegönnt: nämlich ganz frei sich zu fühlen, ganz losgelöst von allen Fesseln.

Überall überraschen den Künstler Bilder, die er innerlich empfangen. Einige davon verflüchtigen sich, die meisten halten ihn monatelang, Jahre fest, bis sie endlich die Form finden, die ganz allein dem Bilde entspricht, das er in sich aufgenommen hatte.

Oft durchlaufen diese Einfälle einen langen Weg bis zur Vollendung. Das schulmäßig richtige Abzeichnen der Dinge ist weder Ausgang noch Ziel. Hier muß alles, muß auch die Farbe dem inneren Bilde entsprechen, das doch immer wie ein Traum, ein Phantom war, also ein Etwas vom Schleier alles Geheimnisvollen behalten muß.

Gerstl nimmt das alles gar gewaltig ernst, und wenn nun ein Anfänger im Zeichnen herkommen und die Hand da und das Gewand dort besser zeichnen wollte als der Künstler, so soll er's nur eifrig versuchen; das würde ihn auf den Weg des tieferen Verständnisses von Gerstls Kunst führen. Er würde gleich merken, wie durch solche Änderungen ins Realistische die Einheit verloren ginge, die tiefe Harmonie des Geheimnisvollen und Überweltlichen, was des Künstlers reiner Genius uns gibt.

★

„Die Welle" — wie entstand sie? An einem melancholischen Regentage am See. Die Nebel hingen tief über grauem Wasser. Da wirft eine größere Welle sich ans Ufer und sinkt in sich zusammen. Da ist schon das Bild: unendlich reicher nur als alle Wirklichkeit. Es sind Massen von Menschen, die vor seinen Augen geschoben und gehoben werden, vorwärts höher und höher. Ungleich halten sich die einzelnen, die die Masse bilden und die doch wie jeder Tropfen eine Einheit sind und sein wollen. Wie verschieden erheben sie sich, die einen kämpfen an gegen das, was sie schiebt, andere dulden unbewußt den Druck in Höhe oder Tiefe. Andere genießen froh die Höhe, die sie meinen, selbst sich erkämpft zu haben. Hoch und verzückt breitet der eine über allen anderen die Arme aus und schon sinkt er hinab. Wem dämmerten nicht ähnliche Empfindungen schon beim Anblick eines majestätisch emporstrebenden Springquells, beim



Ruhende. Gemälde

Zusammenstürzen der Wassermassen, deren Rhythmus wohl kaum einen losläßt? Aber hier durch des Künstlers vieldeutiges Bild wird Natur Schöpfung, Physik wird Schicksal. Jeder Tropfen, Teil der Menschheit, Teil unseres Seins. Solches Bild, dessen Farbenspiel uns entzückt, kann uns ein Leben lang fesseln, denn ewig kehrt wieder mit ihm unsere schöne Sehnsucht, sich dem Schicksal mutig entgegenzuwerfen, ihm zu trotzen.

Das Dumpfe wird überwunden durch das Große. Mögen nun andere sagen, das seien gemalte Ideen. Unser Künstler wird nicht dagegen protestieren. Er will seine Anschauung von Welt und Seele veranschaulichen und er gerade kann sie bildlich verklären. Als echter Maler tut er es mit nichts anderem als wirklich Sichtbarem, was freilich nicht für alle abzulesen ist, wie ja auch der Natur selbst nur die wenigsten ihren Sinn ablesen. Sein Können gibt ihm nun ein Recht auf seine andere Welt, weil er verwandt ist größten Künstlern früherer Jahrhunderte, die mit ihren bald realistischen, bald höchst phantastischen Darstellungen der letzten Dinge doch viel Größeres gaben als Wirklichkeit.

Ist Gerstl ganz gewiß kein Realist, kein Sachlicher von heute oder gestern, muß er doch in der langen Reihe der großen Phantasten, wie der Bosch und Breughel, der Goya, Blake und Kubin immerhin zu den Realistischen gezählt werden. Er schafft nicht fabelhafte Monstra, die Größenverhältnisse seiner Menschen und Dinge sind kaum andere als die in der Natur, seine ganze Bilderwelt ist sehr einfach, die einzelne Gestalt ist kaum je grotesk, und doch fühlt jeder, daß alles, was uns dieser Maler gibt, alles andere ist als Alltag und Realität. Seine Welt ist dem Diesseits nur sehr benachbart, steht in Wahrheit hinter den Dingen. —

★

Er ist ein Phantast in Farben, obgleich er auch als Zeichner ganz in seinem Bereich bleibt. Doch sind für ihn gewisse Farben sehr wesentlich. Wer ihn ganz kennen will, muß seine Pastellgemälde gesehen haben. Blau, grün, gelblich fallen auf. Gerstl sagt mir, er habe schon als Kind immer Blau und Grün geliebt. Die Farben sind ihm immer Teil der phantastischen Bewegtheit, sind ein wesentlicher Teil Gerstlscher Kunst. Sie sind's, die einen eigenen Bannkreis um



Mutter. Gemälde

sein Werk legen. Malt er doch nicht wie die Landschafter Sonnenauf- und -Untergänge, nicht Wind und Wetter, nicht die Wolken aller Tage und Augen; seine Himmel flammen, gären, brausen, und das Licht, das die Luft erhellt, scheint viel mehr von den innerlichst bewegten Gestalten auszuströmen, als von dem großen Gestirn.

Wer wäre nicht aufs erste gefangen von der Farben leuchtender Fülle an Gerstls Pastellen? Diese Farben sind an sich visionär, sind Musik geheimnisvoller Sphären. Wir sind geschieden von der trivialen Welt — Illusionen umspielen uns und Spannungen, die etwas Leichteres uns geben, Schöneres, das irgendwo unbewußt in uns schlummerte.



Die Geiger. Gemälde

So ging es mir beim ersten Male vor Gerstls Gemälden. Aber ich bin doch zu sehr unter Malern aufgewachsen, um nicht immer wieder das Technische dieser Pastelle ergründen zu wollen. Ich sah nirgends Pastelle von solcher Stärke und Eigenleben. Er wird vielen ein Führer sein, denn Verschleiertes und Schimmerndes, Leuchtendes und tiefstes, unergründliches Dunkel gibt uns dieser große harmonische Meister der Pastellmalerei.

Ganz plötzlich überkommen Gerstl seine Bilder. Er sagt geradezu von seinem Schaffen, nicht er gestalte so oder so, oder erfinde dies oder jenes, sondern ein unbegreifliches Es gestalte in ihm. So sah er — (es war im Felde) — den Erlöser so lassend-leidend

am Stamme des Kreuzes, daß der sich bog, wie eine schwanke Fichte im Sturm. Das Leiden, das er vor sich sah, gab ihm das Bild, das natürlich keine Vorgangswiedergabe, sondern Sinnbild ist, redend zu allen Sinnen und Empfindungen.

So einfach Gerstls Phantasien aufs erste wirken, so reich werden sie dem, der den Fäden folgt, die schleierhaft alles Einzelne weil sie bedeutend sind. Sie rufen nicht, denn sie sind selber Stimme und Klang.

Meist gebietet uns Gerstls Kunst Schweigen, Verstummen.

Wortlos geheimnisschwanger nähern sich jene vier „Sendboten" dem Unbekannten. Die Last ihrer Botschaft läßt sie nicht frei werden und laut. Das Bild löst Gefühle aus der Spannung zwischen Fragen und Erwar-

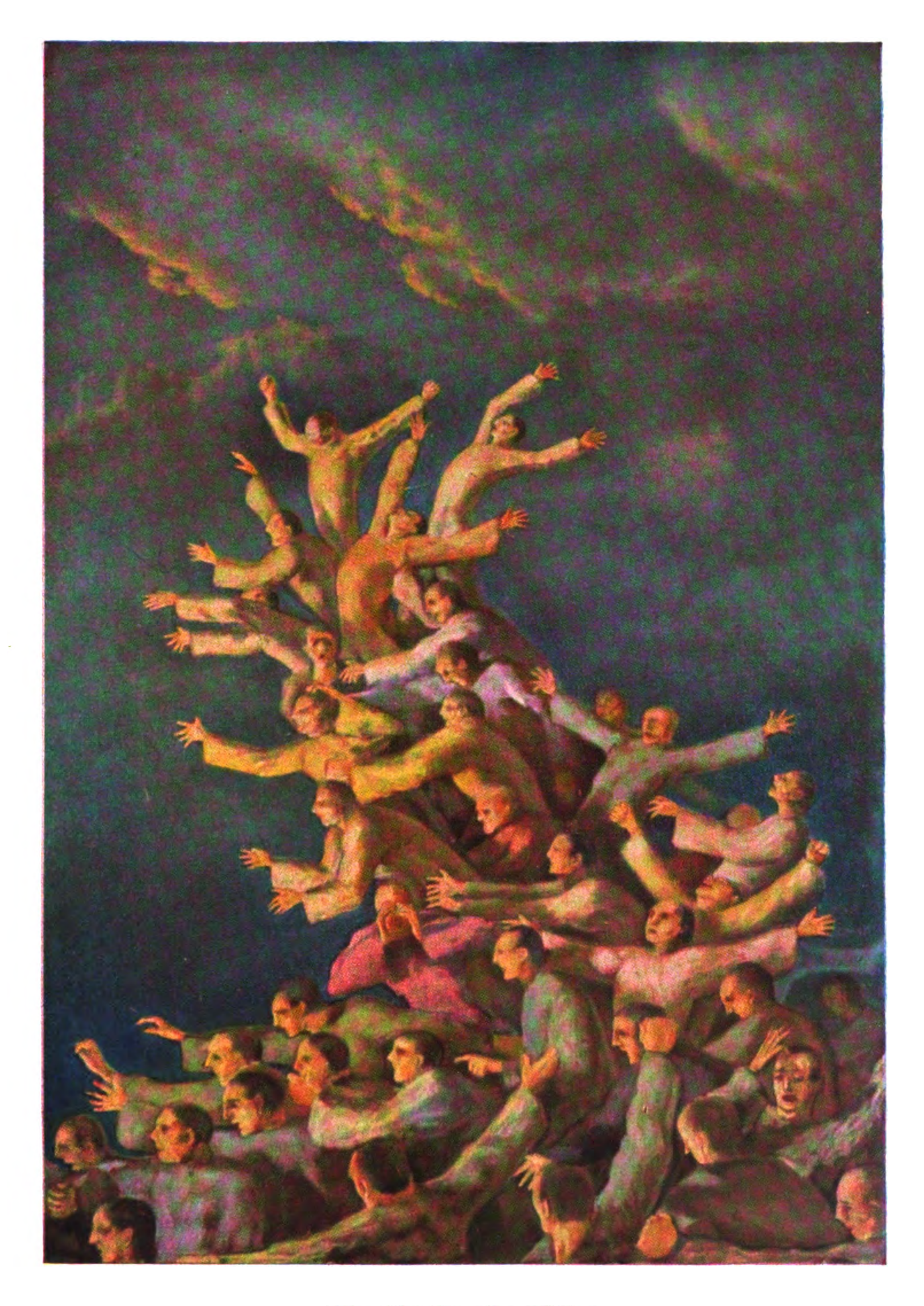


Feindschaft. Gemälde

zu einer rätselvollen Einheit verbinden. Denn wer aus Dichtung, Musik und jeglicher anderen Kunst, die über das Leben hoch hinausführt, Genuß gewinnen will, muß sich bemühen im Leben, Lauschen und Schauen.

Mit Fanfaren kommt Gerstl nicht auf uns los. Kein Bild drängt sich prahlerisch auf, es wartet auf einsichtige Anseher. Es ist etwas Verhaltenes in allen Gerstlschen Schöpfungen. In den schwarzen Zeichnungen wird der Stil des Verhaltenen aufs letzte zusammengedrängt. Aber die solches schaffen, die sind meist Naturen stärkster Leidenschaft. Sie wollen nicht gefällig sein, ten. Und die Geschlossenheit der Reihe hat etwas Undurchdringliches, beeinflußt nicht wenig unser Empfinden. Fast gestenlos nahen sich die vier, wie Boten des geheimnisvollen Jenseits auf die dumpfe rote Erde unter blauflammendem Äther.

Schier noch stiller ist „Die Ruhende". Dies Bild gehört zu Gerstls stärksten Schöpfungen von unsagbarer Innerlichkeit. Goldene Luft umspielt in bilderlosem Raume ein Weib voll keuscher Erwartung. Das kann nur ein feiner Frauenkenner darstellen, einer, der der Männer Sehnsucht und Glück kennt in Frauen, die nicht rufen und winken.



Die Welle. Gemälde



Das böse Wort. Gemälde

„Mutter". Sie umschließt das Kind mit Leib und Seele. Die Köstlichkeit der einfachsten Gestalt macht alles Unfruchtbare um sie herum vergessen, alles konzentriert sich in vollem himmlischem Licht. Und gerade diese lichtverklärte Mutter ruht auf dem abgesägten Stumpf eines Baumes, der einst blühte.

„Feindschaft". Das Glück ist zerrissen. Die Linien schneiden einander. Lionardo hat einmal Wollust und Schmerz in ähnlich auseinanderdrängender Zwiegestalt gezeichnet. Hier fehlt alles Gerade, alles ist disparat, ziellos unglücklich. Eine wundervoll künstlerische Symbolik!

„Das böse Wort" — auch eine Dissonanz. Eine schreiende Zäsur der sich unterhaltenden Freunde. Das böse Wort spiegelt sich in jeder erschreckten Gestalt anders, alle Temperamente stellen sich anders dazu, und der, von dem das böse Wort ausging, sucht seine Miene zu verbergen.

Himmlisches und Irdisches aber verbindet sich in den „Geigern". Hier ist wieder polyphones Geschehen. Die Sonne über den Köpfen der ganz dem Spiel Hingegebenen scheint Symphonisches aus den sich kreuzenden Geigenbögen zu locken. Wundervoll ist der Rhythmus des Lichtes und der Linien, die Hell und Dunkel magisch verbinden. Zeitlos im unbegrenzten Raume! Musik! Alles, was unterhalb von Kopf und Herz, wird nebensächlich. Lauschen die Musiker auf jene größeren sphärischen Melodien, die ein unendliches Weltgefühl auf ihre Instrumente nur überträgt? Ist der Mensch nur Organ jener unbegreiflichen Macht?

Das ist nur ein kleiner Einblick in Gerstls großes Werk. Er erschließe des Künstlers Wesen und Wollen allen, die mehr suchen als Wirkliches. Frei von allen modischen Bedingtheiten, ist Gerstl voll der großen Spannungen, Rätsel und Aufschlüsse.

Viel, viel möchte ich noch über die persönlich so starken Eindrücke sagen, die ich von Gerstls Werken empfangen. — Aber das hieße vielen vorwegnehmen, was sie als eigenes Echo lieben. — Es wird sehr viel noch über Gerstl geschrieben werden, denn seine Anhängerschaft wächst von Tag zu Tag.

Gerstl steht heute noch mehr am Anfang seines Zieles als in der Mitte. Vieles mehr ist von ihm zu erwarten. Und wenn die ganz starken Künstler die sind, die am einfachsten ihren Gefühlen Ausdruck zu geben wissen, so gehört unser Gerstl zu diesen.

Pan im Dorfe
Erzählung von Ernst Wiechert

Das Haus lag auf dem Uferhang über dem See. Um den See standen die Wälder, und über den Wäldern stand der Himmel. Es gab nichts außer diesen Dingen und dem Leben, das sie erfüllte. Keine Menschen und viel Schweigen. Nur wenn die Hirsche schrien oder der schmerzliche Ruf des Fischadlers über den Wäldern verging, schien es, als klage die Erde aus gefesseltem Schlaf, aber es wehte nur über sie hin, und nichts stieg aus ihr empor.

Es war vielleicht ein Ort für Liebende, die aus der Feindschaft des Lebens zu fliehen suchten, in das große Schweigen, das hinter der Liebe und vor dem Tode steht. Und es war vielleicht ein Ort für die wenigen, die die Frucht des Lebens gesammelt hatten: ein Ort für die Reifen, für die, die nach Gott riefen und für die, nach denen Gott rief. Aber es war kein Ort für die junge Frau, die der Förster an einem Herbstabend in dies Haus führte. Sie stand, während er die Türe öffnete, am Zaun des Gartens über dem Uferrand, zwischen den letzten Malven, die ihre Kelche bis an ihre Schultern hoben, zart und zerbrechlich, selbst einer letzten Blüte gleich, wandte das weiße Gesicht zurück und sah noch einmal über den See, von dessen nebligen Ufern der Reiher schrie. „Nun komm doch! Was ist da zu sehen?" sagte der Mann ungeduldig. Sie fröstelte zwischen ihren Schultern und hob die Hände um ein weniges vom Holz des Zaunes. Dann wandte sie sich, und hinter ihnen schloß sich die Tür.

Um die Mitternacht hob das Geflügel sich rauschend aus dem Schilf, und das Getier floh von der Tränke zum Dickicht zurück, weil ein Schrei aus dem Hause brach und wie ein sinnloser Vogel an die Wand des Schweigens stieß. Und alle Kreatur vernahm die Todesangst und raste davon, um nichts mehr zu hören als das leise Wehen der Wipfel und die Stimmen des Schlafes, die über dem Wasser sind.

Und von dieser Nacht an gab es wieder nichts als den Fall der Stunden, die in eine Schale tropften, Bogen der Sonne, der sich öffnete, und Bogen der Sterne, der ihn schloß.

Es war, als habe eine Hand sich schweigend auf Frau Sylvia gesenkt und habe sie ausgelöscht. Sie blieb kinderlos, und das Leid ihres Blutes, immer schwerer und langsamer von dunkler Decke tropfend, trieb sie mit leise gewandelter Stimme zu Pflanze und Tier, zum eben Geborenen, zum Pflegeverlangenden, zum Hilflosen, das aus dunkel aufgeschlagenen Augen um das Leben bat.

Im dritten Jahr ihres Erlöschens, am Sonnwendtage, vollendete sich das Schicksal. Es loderte auf gleich den Bränden des Wetterleuchtens hinter den Seen, tastete in die Todeskammern ihrer Seele, durchglühte sie, zeichnete sie, bestimmte die Frist ihrer Tage und ließ sie dann, unter Fluch und Segen, bis der Ring der Vollendung sich lautlos um sie schloß.

Am Abend dieses Tages, im fahlen Schein sich erhebender Wolkenwand, stand ein Zigeuner vor dem Zaun ihres Gartens, durch nichts über die traurige Wildheit seines Volkes erhoben als durch eine stille Beschattung seiner Seele, ein Gitter gleichsam, dessen eherne Unerbittlichkeit er hoffnungslos geprüft, hob die Geige ans Kinn und zog den Bogen feierlich über die tönenden Saiten. Er hielt nicht inne, als Frau Sylvia aus der Türe trat. Nur seine Finger glitten tiefer hinunter, von Saite zu Saite, daß es gleichsam ein Ruf aus den Wäldern war, von Rätseln umstanden, von Leid, und von dem Unsagbaren, das hinter der Rinde eines Baumes seufzt oder in dem Abendhauch einer Blüte, aber nicht in eines Menschen Wort oder Ton oder in seiner Gebärde. Und während, leise sich wandelnd, der Rhythmus seines Spieles zum feierlichen Schreiten heiligen Tanzes sich gliederte, wendete er sich wortlos, wiewohl die stummen Augen an Frau Sylvia haftenlassend, verließ den Garten, den Grasweg, das Ufergehölz, und versank mit tönender Spur im Walde. Und auf seiner tönenden Spur, die Hände vor der Brust, schritt Frau Sylvia, mit einem Gesicht, das weiß in der Dämmerung leuchtete, als rufe der Engel des Todes aus beschatteter Schlucht.

Sie standen auf dem Opferberg über dem See, von den blauen Wänden beglänzt, die aus den drohenden Räumen hinter den Horizonten aufglühten, jäh erlöschend und mit dumpfem Donner übereinanderbrechend. Das

Spiel war verstummt. Sie sprachen kein Wort. Sie sahen einander nur an. Aber als ein Vogel zu ihren Häupten aus glühendem Wipfel sich klagend schwang, stürzten sie zusammen, entwurzelt von der Jähe des Schreies, und die flammende Nacht begrub sie im Heiligsten ihres Schoßes.

Als Frau Sylvia beim ersten Vogelruf ihr Haus wieder betrat, vom Regen überströmt, einer gepeitschten Blume gleich, schien alles Erlebnis flammender Stunden nichts als ein blasser Schein, an ihrem Antlitz haftend. Und doch war es das Antlitz eines anderen Menschen, weil ihre Augen die Augen eines anderen geworden waren, nachblutend unter der Spur, mit der Tod und Leben in sie hineingestiegen waren zu den verschlossenen Kammern des Leibes und der Seele.

Als die Wälder sich wieder begrünten, wurde das Kind geboren. Die Flüche des Mannes empfingen es, während das Blut der Mutter noch strömte und nicht zu stillen war, bis der Blick ihrer Augen in ein Inneres ging, aus dem keinem Auge wiederaufzutauchen bestimmt ist. Mit letzten Zeichen verlangte sie zu schreiben, und in einer seltsam verschlungenen Handschrift stand auf dem zerknitterten Blatt der Name „Silvestris". Dann faltete sie die Hände über der Brust, legte die Füße zusammen und erlosch unter einem Lächeln, das langsam auf ihren erkaltenden Wangen gefror.

Man begrub sie, mit Widerstreben ihrem oft geäußerten Wunsche folgend, auf dem Opferberge. Über ihren ungefriedeten Hügel zog achtlos das Tier des Waldes, und die leuchtenden Wetter der Sonnwendnächte glitten Jahr um Jahr über das hölzerne Kreuz.

Als der Knabe seiner Glieder und seiner Wünsche gewisser zu werden begann, liebte er es, auf diesem eingesunkenen Hügel zu sitzen und mit seinen Händen über die wilden Blüten zu streichen, die ihn bedeckten. Über die noch ungeformte Schönheit seines Gesichtes lagerte sich immer bemerkbarer der dunkle Widerschein des schweren Blutes, aus dem er geblüht war.

Früh begann sich in seinem Leben abzuzeichnen, daß die Welt ihm eine Welt der Töne war, nicht des Lichtes oder der Farbe, der Enge oder Weite, der Zeit oder des Raumes. Es war nicht nur, daß er in früher Kindheit auf einem Lindenblatt in einer Art zu spielen vermochte, die den zufällig Lauschenden erschreckend das Herz berührte, nicht nur, daß er auf Weidenflöten und Birkenschalmeien die Klage eines fast gereiften Lebens erfand: sondern Umriß und Färbung seines Lebens wurden von Ton, von Klang und Melodie geformt und gewandelt, Tag und Abend, Sommer und Winter, Leid und Behagen, ja selbst die Dinge, in die er gestellt war, das Lebendige, das ihn umgab. Denn die Melodie der Seen war eine andere als die der Wälder, und unter diesen klang das Dunkel der Fichten anders zur Sonne hinauf als die beglänzte Gelöstheit der Birke. Die Spur der Rehe ertönte mit einer anderen Saite als der Flug der Schwäne. Und so mit den Menschen, so mit den Stunden, so mit den Sternen.

Doch war es kein schwermütiges Kind. Es hatte keine Träne, es hatte kein Lachen, aber es hatte auch keinen selbstvergessenen Jubel. Je älter er wurde, desto seltsamer vertiefte sich in seinem Wesen etwas, das gleichsam eine Rückwandlung seiner Natur darstellte, insofern als seine seelische Verknüpfung mit dem, was Mensch hieß, mit zunehmender Erkenntnis und Erwachung nicht beglückend wuchs, sondern ohne Trauer sich verminderte. Geschah es — und es geschah nicht selten — daß Urte, die Magd, die ihn genährt und dem Leben erhalten hatte, weinte, so stand er schweigend vor der Seltsamkeit dieses Ereignisses, betrachtend, prüfend, spähend, aber weder eine seelische Verwirrung noch ein Mitleid erfüllten seine zuschauenden Augen.

Sein Vater war ihm ein Wolf, finster, böse und Unheil brütend in den Winkeln der Augen, wo die Seele lag. Wenn er ihn schlug, sah er ihn wortlos an, nur seine Augenbrauen zogen sich zusammen in der Vorstellung, wie schön es sein müßte, Steine in seinen Leib zu packen und ihn in den Brunnen stürzen zu hören.

Seltsam und von Urte mit abergläubischer Scheu betrachtet war die Liebe der Kreatur zu Silvestris. Er konnte einen verwelkten Feldblumenstrauß eine Nacht lang an seinem Herzen halten, und am Morgen lagen die Blüten in seiner Hand, als sei der Tau der Nacht soeben auf sie gefallen. „Du hast sie ins Wasser gestellt?" fragte sie mißtrauisch. „Ich habe sie in mein Blut gestellt," erwiderte er ernsthaft. Das Kranke genas unter seiner Hand und seinem Atem, das Tote schien beglückt gestorben zu sein, das Lebendige in einer Glut des Lebens zu erglühen. Die jungen Schwalben saßen auf seiner Schulter, das Tier des Waldes nahm ihn in sein Spiel, die Drossel sang ihm antwortend entgegen wie einem Geliebten.

So spannen seine Jahre sich ab, an der goldnen Schnur der Elemente, die immer tiefer aus der Klarheit in das Geheimnis sich wand, die gleichmütig aus der Hand des Menschen fiel. Er schüttelte den Kopf zur

Schule, zum Leben Jesu, zum Gewissen, zu einer Geburtstagsfeier. Und dann hob er sich auf, von seinem Blute geschleudert, mit fremden Augen und Lauten, und versank wie ein Stein im Walde, und nur die abendlichen Gründe hallten wider von der ergreifenden Klage seiner Flöte.

Als Silvestris in sein vierzehntes Jahr trieb, starb sein Vater auf eine gewaltsame Weise, und die Geschichte seines Todes erfüllte die Herzen der Menschen jener Landschaft auf lange Zeiten mit dem Grauen der Ahnung, die sich jeder Gewißheit entzog. Es war im Sommer, und schwere Gewitter standen Nacht für Nacht über den Wäldern, in die ihr blaues Licht hinunterfiel. Nun hatte der Förster in diesen Wochen öfter als sonst ein Stück Wild heimgebracht, und Silvestris hatte länger als sonst davor gestanden, mit behutsamer Hand die toten Augen öffnend und wieder schließend, wie er zu tun pflegte. Er weinte nicht, obwohl er in Tränen stand, nur die Flügel seiner Nase bebten wie bei einem Tier, und er sah seinen Vater an, so daß dieser die Hand an seine Büchse legte. Doch wurde kein Wort gesprochen.

An einem dieser Abende aber, als der Förster spät am offenen Fenster stand und nach dem Gewitter sah, erklang es zum erstenmal. Einen Büchsenschuß vom Hause schob sich eine Halbinsel weit in den See, auf der ein halbwüchsiger Wald gleich einer Mauer stand. Eine Fischerhütte lag dort, und auf den wenigen Schirmkiefern, die verzerrt hoch über die Dickung griffen, standen die Reiher zur Nacht. Von dort kam es, und als Urte aufschrie und das Kreuz schlug, fuhr der Förster sie böse an und sagte, es sei die Rohrdommel, die den Hals ins Wasser stecke, daß es klinge wie aus einem Gewölbe. Doch wußten sie beide, daß es nicht die Wahrheit sei.

Als es das zweitemal erklang, kniete Urte, weiß wie ein Tuch, vor ihrem Schemel, und der Förster warf das Fenster zu, daß eine Scheibe zerbrach und die Scheiben klirrend auf die Dielen sprangen. Silvestris war nicht im Zimmer.

Das Ausmaß der Pausen zwischen den Schreien war von tödlicher Qual. Sie dauerten, gleichsam von einer teuflischen Berechnung diktiert, so lange, bis das zitternde Zutrauen sich schüchtern hervorwagte, es würde das letztemal gewesen sein, aber auf der andern Seite auch nur so lange, wie ein Rest des Grauens in der Seele blieb, so daß wohl die Türen zu den Kammern des Furchtbaren leise zufielen, aber der Hauch ihres Wehens noch kalt durch den Raum ging.

Der Schrei selbst aber entzog sich aller Beschreibung, geschweige denn einer Deutung oder Erklärung. Es konnte der Laut eines Menschen wie eines Tieres sein, eines Vogels wie eines Kindes. Er war wortlos und gleichsam tonlos, ja selbst ohne Körper und Gestalt. Man konnte nicht mehr von ihm sagen, als daß etwas Hohles und Klagendes, aber auch etwas Rufendes und Drohendes ihn erfüllte. Er stieg empor und sank, und nach einem kurzen Schweigen folgte ein Nachklang, zwei gleichschwebende Töne, die wie zwei Hände sich öffneten, ohne sich zu schließen, so daß sie über dem See standen, oder am Waldrand, oder vor der zerbrochenen Fensterscheibe und man unachtsam gegen sie stoßen konnte wie gegen die Hände eines Ertrunkenen im dunklen Schilf. Man konnte nicht mehr sagen, als daß der Schrei wie Blut war, das gen Himmel schrie.

Als es nicht mehr getragen werden konnte, nahm der Förster die Pistole und verließ das Haus. Noch zweimal schrie es, und dann verstummte es. Die blauen Feuer schossen lautlos über die Erde, und der Wald rauschte in der windlosen Nacht. Der Suchende kam zurück, mit einem verstörten Gesicht, in dem zu lesen stand, daß er nicht gefunden hatte.

Von da ab schrie es fast jede Nacht.

Es begann, wenn die Nachtblumen zu duften anfingen, wenn der Tagesschlaf aus den Wäldern rief und man die Erde atmen hörte. Es begann auch, wenn sich der Förster in der Dickung verborgen hatte, um des Mörders habhaft zu werden. Denn der Schrei war ein Mörder. Man sah ihn nicht, man kannte ihn nicht. Aber der kalte Atem seines bösen Mundes hob sich irgendwo aus der bergenden Erde, der finstere Glanz seiner Augen durchspähte alle Winkel der Häuser und ihrer Menschen, er mordete ihr Wachen und ihren Schlaf, den Blick ihrer Augen und den Atem ihres Mundes. Er klopfte an die geschlossenen Fensterläden und fragte, weshalb man ihn nicht einlasse. Er stahl sich in die Zweige des Eschenbaumes am Giebel und strich mit suchenden Händen leise über das graue Holz. Er war in der Stille und im Sturm, im Schlag des Perpendikels und im Klopfen des Totenwurmes, der seine dunklen Gänge durch das Holz der Wände zog. Er war in den Regentropfen, die auf das Fensterbrett fielen, im Ruf einer fernen Stimme, im Schweigen, das ihm lastend folgte. Er war ein Mörder, und er trank das Blut der Lebendigen.

Die Kunde von ihm lief weit über die Wälder hinaus, und lange vor dem Licht der ersten Sterne standen Menschen von weither am Ufer des Sees, um seiner zu warten. Der Förster, wiewohl er keine Liebe

genoß, fand Unerschrockene, die mit ihm in die Dickung drangen oder sich lange vor Abend in ihr verbargen. Es war umsonst. Der Schrei erklang, aber der Mörder blieb im Dunkel.

In diesen Wochen entstellte das Gefühl des Försters zu Silvestris sich zu glühendem Haß. Da war kein Anlaß und keine Ursache, außer daß der schweigende Blick des Knaben ihm unablässig folgte. Es lag kein Ausdruck in diesem Blick als eine Erwartung, die zwischen Lässigkeit und einer leisen Spannung die ruhige Mitte hielt. Nichts weiter. Kein Spott und keine Trauer, keinerlei Teilnahme als etwa für ein Holz, das man auf den See geworfen und das man beobachtet, ob die Wellen es zum Ufer tragen werden oder nicht.

Aber der Blick fraß sich wie eine Marter in das verstörte Gesicht. Er träufelte ein dumpfes Gift in alle Poren, das sich langsam und unerbittlich tiefer fraß, bis zu der Stelle, wo jäh die Erkenntnis aufschoß: „Er weiß es ... er allein weiß es ... er allein kennt ihn ...“ Keine Beobachtung, kein Spähen, kein Lauern half zu den Gründen dieser Erkenntnis zurück. Da war kein Anhalt, kein Beweis. Nichts war, nicht der Schatten eines Etwas. Aber die Erkenntnis blieb. Und aus ihr gebar sich der Haß. Er schlug das Kind, stumm, mit zusammengebissenen Zähnen. Aber der Blick blieb, auch während der Züchtigung.

Und dann kam der letzte Tag. Der Förster hatte ein Stück Rehwild geschossen, und in dem dumpfen Gefühl seines Hasses überkam es ihn, daß er Silvestris zwang, ihm beim Aufbrechen des Tieres zu helfen. Es gelang ihm nichts weiter, als daß er die geballten Hände des Knaben einmal in den noch warmen Leib des Tieres hineinzwang, daß sie sich rot färbten. Dann stieß das Kind ihm die entstellten Hände ins Gesicht und jagte über das Feld in den Wald hinein.

Aus der fallenden Nacht erklang dann wieder der Schrei, und es erschien allen, die ihn an diesem Abend hörten, als sei er furchtbarer gewesen als je zuvor, in seiner Klage wie in seiner Wildheit.

Der Förster kam nicht heim. Man fand ihn unter einer der verzerrten Kiefern, mit grauen und weitgeöffneten Augen zu den Wipfeln emporblickend, als suche er dort den Schrei und den Mörder. In seinem Herzen war der Dolch vergraben, mit dem er das Wild aufzubrechen pflegte.

Als man die Leiche in das Haus trug, stand Silvestris von der Schwelle auf und trat zur Seite, das weiße Antlitz mit sorgfältiger Neugier verfolgend. Drinnen blieb er dann lange vor dem Toten, und sein unbewegter Blick fragte nichts anderes als die Frage seiner Kindheit: ‚Was tust du?‘ Erst als der Abend dämmerte und Urte den Raum verließ, um eine Kerze anzuzünden, beugte er sich zu dem erloschenen Gesicht, öffnete behutsam die Augenlider, die Urte zugedrückt hatte, wie er es mit dem toten Getier tat, und sah aufmerksam, fast spähend in die verschütteten Brunnen. Als Urte entsetzt aufschrie, schüttelte er mißbilligend den Kopf, beugte sich noch tiefer und sagte dann leise: „Alles ist dort begraben, was er getötet hat ... alles ... auch er selbst.“ Dann ging er achtlos hinaus.

Man hat nie gewußt, wer es getan hatte. Es fand sich keine Spur, kein Anhalt, kein Verdacht, keine Bezichtigung. Niemals mehr schrie es über den See. Es war, als habe die Erde lautlos alles in sich hineingetrunken, das Blut, den Mörder, den Schrei. Und als habe Gott mit seiner Hand darüber hingestrichen wie über ein empörtes Wasser und nun gehöre alles der Ewigkeit an.

— — — — — — — — — — — —

Das Schicksal des Knaben entschied sich gleich dem Schicksal eines toten Dinges, das auf einem fremden Weg verloren und in einer fremden Gemarkung gefunden und geteilt wird. Da war niemand, der gesagt hätte, es sei sein, und nun, nach dem Tode des Försters und der Verödung des Hauses, offenbarte sich erst das nicht Gewußte, daß Silvestris keinem Menschen angehöre, ja daß er vielmehr darüber hinaus niemals einen Platz im Kreise jenes Lebens besessen habe, daß er dem Walde angehöre oder den Feldern oder den Nächten oder den Tieren, daß er im Draußen gelebt habe, fremder als ein lang vergessener Gegenstand in einer dunklen und nun geöffneten Truhe.

Es war, als würfele man um ihn, und das am wenigsten arme der verlorenen Dörfer zwischen den Seen erwarb ihn oder erbarmte sich seiner und gedachte ihn als Hirten für die geringe Herde der Bauern und Kätner zu verwerten. Es machte einige Mühe, seiner habhaft zu werden, doch fügte er sich ohne den erwarteten Widerstand und begann sein Amt, als habe sein Leben im Wachen und Traum nie etwas anderes enthalten als ein Tun, an dem Könige wie Bettler gleichermaßen seit Beginn der Welt Genügen und Freude gefunden hatten.

Doch eignete ihm ein Besonderes in Sein und Gebärde, das ihn über das niedere Amt erhob und zuzeiten die Augen des ganzen Dorfes in einem Gefühl scheuer und ahnungsvoller Andacht auf ihn sammelte, dessen letzte Wellen, kaum merklich, bis an den Rand des

Hasses und an den der Anbetung reichten. Nicht daß er es jemals sah und eine Bewußtheit seines Tuns daraus entnahm, um es noch einmal zu sehen und die Freude eines beherrschten Spiels zu kosten. Man konnte von seinen Augen nur sagen, daß sie aufgeschlagen waren, nicht daß sie sahen. Es geschah, daß sie sich an einer Wolke entzündeten, um die Abendzeit, wenn er heimkehrte und die Dorfstraße beglänzt war vom rötlichen Schein des letzten Gewölkes. Dann konnte er stehen bleiben, auf seinen Stab gestützt, als ertrinke er lautlos und unbewegt in dem feierlichen Glanz, der über der Erde brannte. Bis eine rauhe Stimme ihn hart an seine Pflicht gemahnte. Oder es geschah ihm beim Anblick eines Kranichzuges oder wenn ein Feld im Winde lebendig war. Aber nicht beim Anblick eines Menschen. Er sah sie an wie eine Wand, in der man eine Türe sucht und von der man sich wieder wendet, ein wenig ratlos, aber mit der Gefaßtheit, die sich vor dem Unmöglichen erzeugt. Den Rohen und Stumpfen galt er als beschränkt, den Satten als harmlos und wunderlich, den Zarten als ein scheu zu sehendes Wunder, den Sehnsüchtigen als ein Gefäß voll unermeßlicher Gnade und Geheimnisse. Denn wenn auch der Sommer und die Grenzräume seiner Zeit ihn den Menschen entzogen und nur der Abend des Dorfes sich mitunter mit der Süße seiner Töne schwer tropfend erfüllte, so schloß die winterliche Enge ihn wider Willen in die Häuser der Menschen und unter ihre Augen, und es war niemand in solcher Starre, daß er das Blühen dieses Leibes und dieser Seele hätte nicht achten können.

Er saß an allen Winterfeuern des Dorfes, von Woche zu Woche wechselnd, in seltsames Schnitzwerk meist still versunken, das einen Baum darstellte oder ein Tier, einen Erdwicht oder eine fremde Spukgestalt. Sein Antlitz, vom Feuer überglänzt, war von dem Widerschein der Welt still bestrahlt, in die er hinabgestiegen war, und wenn er aufblickte, zum Klang der Spinnlieder oder zur Stille, die mitunter im Raume stand, glich er einem schönen, stummen Tier, das vom Rand eines großen Waldes halb fragend und halb achtlos auf die Felder der Menschen blickt, wo seltsame Dinge geschehen und große Gebärden das Nichts rollend und spielerisch zu bewegen scheinen wie einen glänzenden Stein. Er lächelte nicht, noch urteilte oder verachtete er. Er sah zu und er lauschte, und dann wandte er sich schweigend in die dunklen Gründe seines Atems, ein Unterirdischer, der von beglänzter Lichtung in das Geflecht der Wurzeln kehrt.

Aber wenn man ihn bat, dann spielte er. Und in diesen Stunden war es, daß die Seele des Dorfes sich langsam, fast tropfend mit dem zu erfüllen begann, was den Raum zwischen Haß und Anbetung durchschreitet. Zunächst war es nicht mehr als eine dumpfe Ahnung, von einem leisen Grauen durchtränkt. Denn der dort am Feuer saß, zurückgelehnt, mit weitgeöffneten Augen, und die Töne auf sie niederfallen ließ, war ein anderer, ein Dunkler und ein Fremdling. Nicht aus einer andern Gemeinde oder aus einem andern Land, sondern weiter fort, viel weiter, wo man gut tat, sich zu fürchten, und es doch nicht konnte, weil es zog und lockte mit unendlicher Gewalt. Man konnte das Kreuz schlagen, aber es war zu nichts nütze. Man konnte fluchen, aber der Fluch zerbrach und zersplitterte an diesen Tönen. Man mußte sie auslöschen aus Dorf und Leben, oder mußte sich hineinstürzen in ihren Abgrund.

Denn an diesen Abenden offenbarte sich allen sichtbar, daß die Frauen sinnlos wurden in dem Spiel des Knaben. Es war wie eine Wiederholung des Blutes, aus dem er gesprossen war, und über den Saiten seiner Geige schienen die blauen Wetter zu leuchten, die über seinen keimenden Augen gestanden hatten. Er sah sie nicht, wie er das andere nicht sah. Ließ er den Bogen sinken, so glitten seine Augen wohl langsam durch die ihm zugewandten Gesichter, als blicke er in das monderfüllte Laub der Bäume, ein wenig träumend und ein wenig forschend, aber gleich fern dem Lächeln wie der Trauer. Dann nickte er ihnen zu und ging hinaus zu seiner Schlafstelle, und hinter ihm blieb das bedrückte Schweigen, als habe ein stilles Tier für immer den Raum verlassen, um in einsame Wälder zu gehen und dort zu sterben.

In jedem Jahr begann Silvestris mit den Bäumen zu blühen. Als er in das siebzehnte Jahr ging, stand die Zeit unermeßlich herrlich über der stillen Walderde. Schon im Mai waren die Nächte so warm, daß die Herde draußen bleiben konnte, und Silvestris baute sich am Rande des wirren Baumwaldes aus Moos und Zweigen eine Schlafhütte. Der Duft der Linden lag wie ein Gewölbe über ihm, und in der Frühe saß das Eichkätzchen auf seiner Schwelle. Das Gras wuchs von Nacht zu Nacht unter dem Licht des zunehmenden Mondes, und eine Stunde nach Mitternacht begann der Kuckuck schon zu rufen, trunken von der Seligkeit der Welt. Über den Seen rollten die leisen Gewitter der Ferne, und tief in der Nacht scholl vom Hügel die Hirtenflöte, und ihre schmerzlichen Töne spannen ein silbernes Netz um die Dörfer im Nebel, wo die Menschen noch

lange vor ihren Türen saßen, in einem ungewohnten Schweigen und einer Unruhe voll, die mehr war als die Unruhe der Jahreszeit und ihres damit verbundenen Blutes.

„Man müßte es ihm verbieten," sagte der Pfarrer, der am offenen Fenster stand. „Es betört die Menschen und ihn ..." Er sah die liebenden Paare länger als sonst unter dem Holunder der Kirchhofsmauer stehen, und seine weißen Haare wußten nach einem strengen Leben nichts mehr von dem Atem der blühenden Erde, der alle Kreatur umfängt und durchleuchtet und durchschmerzt. Aber es war nichts zu verbieten. Denn als er am nächsten Morgen zum Hügel aufstieg, leise gerüstet wie zu einer Austreibung, fand er Silvestris in der Sonne sitzen, und die Eidechsen spielten auf dem Rücken seiner Hände. Er sah ihm entgegen, aber als sei der Pfarrer eben am Horizonte aufgetaucht, fern und klein und fremd wie ein Schiff. das vorbeiziehen würde unter fremdem Segel und wieder untertauchen hinter der gewölbten Erde, und keine Spur würde von ihm bleiben, weder im Wasser noch in der Luft noch in den Augen eines anderen Menschen.

„Silvestris, du darfst nicht mehr spielen," sagte der Pfarrer ernsthaft und nicht ohne Güte.

Der Knabe horchte zuerst wie auf den Gang eines Windes, der über die Gräser glitt. Dann hob er die dunklen Augen langsam zu dem Sprechenden, und als der Pfarrer hineinsah, wußte er, daß alles vergebens war.

„Ich spiele nicht," erwiderte Silvestris. „Die Flöte spielt. Ist einer, der den Wald spielt oder den Wind? Sie spielen sich selbst ..."

„Das ist Unsinn, Kind. Und du verwirrst die Menschen."

„Ich weiß nichts davon. Wenn die Sterne lächeln, spielt die Flöte, und wenn die Glokken läuten, gehen die Menschen zur Kirche."

Es führte zu nichts. Der Pfarrer stieg wieder herab, und die halben Nächte bebten die Dörfer unter der Klage, die von den Hügeln fiel.

Alltäglich um die Mittagszeit stieg jemand vom Dorfe zum Bauernwald hinauf, um Silvestris das Essen zu bringen. Bis zu diesem Jahr waren es Kinder gewesen, meistens zu zweien, die gemeinsam und mit großer Sorglichkeit den Topf trugen, den man ihnen anvertraut. Sie stiegen gern hinauf, denn es ruhte sich schön nach dem heißen Wege im Schatten der Linden, und in der Hütte des Hirten standen geflochtene Bastkörbchen mit Beeren oder seltenem Gewächs des Waldes, und immer war zahmes Getier um seine Füße, das sie streicheln durften wie Märchenwesen. Aber in diesem Jahr hatten die Kinder nicht Zeit, oder sie wurden auf die Wiesen geschickt, wo das Heu geerntet wurde, oder man sagte ihnen, sie seien nicht achtsam genug und die Sonne steche zu sehr. Und so ging die Bäuerin hinauf oder die Tochter oder die Magd.

Die Luft stand flammend vor dem dunklen Walde. Kein Vogel sang, und die Herde ruhte reglos im Schatten der Bäume. Unter der Sonne standen die Wetterwolken mit beglänzten Rändern, und über den Kornfeldern lag die Blüte gleich einem schimmernden Tuch. Den Aufsteigenden schlug das Herz, und mitunter blickten sie angstvoll zurück nach dem besonnten Frieden des Dorfes, über dem der Mittagsrauch stand und der frohe Flug der Schwalben.

Und dann traten sie in den Schatten des Waldes. Mitunter mußten sie lange suchen, bis sie Silvestris fanden. Und sie wagten nicht zu rufen, weil der Zauber des Mittags wie ein flammender Ring sich um sie schloß. Glühende Insekten standen unbeweglich in der Luft, und hoch über dem schlafenden Walde hing der Ruf eines Falken am Saum der schweigenden Stunde. Wenn eine ferne Mittagsglocke läutete, schien es im Gebüsch zu rauschen, als habe der Klang die Wesen der Tiefe zurückgescheucht, die im Schatten standen und auf die Felder der Menschen blickten. Und löste sich von einem der Wipfel ein Tannenzapfen und schlug dumpf auf den Boden, so schienen Wald und Erde angstvoll zu erbeben, und das Schweigen war nur tiefer und abgrundsvoller wie nach einem verbotenen Wort.

Fanden sie dann endlich den Knaben, so lag er meist schlafend unter den Herzblättern einer jungen Linde, und mitunter lag eine Eidechse auf seiner Stirn, ruhig atmend, und den Blick ihrer dunklen Augen mit einer seltsamen Frage auf den Näherkommenden richtend. Die geöffneten Hände des Schlafenden lagen in den Gräsern wie im Haar eines Menschen, und die Lider seiner Augen waren so durchscheinend, daß der Blick durch sie hindurchzugehen schien, in die Mittagsstunde hinauf, aus der das Schweigen tropfte wie das Harz von den Bäumen.

Und unter diesem Blick kauerten sie sich nieder, die von der Erde heraufgestiegen waren, und versanken atemlos in der verzehrenden Betrachtung dieses Gesichtes, das so ganz außer ihrer Welt lag, keinen Erschütterungen zu vergleichen, die ihr enges Leben kannte, und das nur wie ein seltsames Kind oder eine fremde unerhörte Blüte sie

in einer Tiefe anrührte, wo sie selbst sich fremd waren und nur der versunkene Keim Gottes lag, der nun leise erbebte wie unter dem Regen einer Mainacht.

Dann schlug Silvestris die Augen auf, so plötzlich und unangekündet, als habe er gar nicht geschlafen, und so erschreckend für die Betrachtende, als hätte ein Stein zu sprechen begonnen, durch das Moos hindurch, das ihn seit Jahren bedeckte. Er saß schweigend und ohne Teilnahme, als sei er immer noch rückgewendet zu dem Lande, aus dem man ihn aufgeweckt. Dann pflückte er ein Blatt von der Linde, unter der er lag, und von seinen Lippen klang eine der stillen Klagen, mit der der Wind durch hohe Gräser geht oder ein Fluß durch einsamen Herbstwald zieht. Und unter der Klage erwachten die Vögel in der Runde, und es war, als ob das Gras sich aufrichte und der Saft des Lebens in den Bäumen höher steige. Der flammende Ring glitt langsam auseinander, in den Räumen des Waldes verscholl der Zauber, alles Tote wurde wieder lebendig und floß zusammen in der Gestalt des Liegenden, mit dessen Erwachen alles erwachte und in dessen Schlaf alles schlief, als sei er der Gott dieser Erde und rühre leise mit seinen Händen an den Fäden eines Gewebes, in dem Mensch und Tier und Pflanze beschlossen seien. Er fragte nicht und er sprach nicht, nur eine träumerische, ein wenig müde Neugier stand in seinen Augen und spielte mit dem Gesicht des anderen wie mit einem jungen Tier.

Und dann, am Sonnwendtage, wurde sein Mund zum ersten Male geküßt. Es war die Frau des Lehrers, der scheueste Mensch des Dorfes und vielleicht deshalb seiner Fremdheit am nächsten und am wehrlosesten. Sie kniete über dem Schlafenden, den die Schatten der Linde deckten, und trank den Duft seines nie geküßten Mundes in das Gefäß ihres leeren Lebens hinein. Er schlug die Augen auf wie immer und legte die Hände behutsam um ihr Haar.

„Was tust du?“ fragte er leise.

„Ich liebe dich, Silvestris.“

„Was ist das?“

„Es ist das, daß ich sterben möchte und doch nicht aufhören zu leben.“

Er sah in ihre blauen Augensterne, die dicht über ihm waren, und dann hinauf in das Laubwerk der Linde. „So ist es in Wald und Feld,“ sagte er leise. „Und so wird es wohl auch in mir sein ...“

„Liebst du mich ein wenig, Silvestris?“ bat sie.

Er ließ den Blick zu ihr zurückkehren und lange in ihr ruhen. „Ich weiß nicht, was das ist,“ sagte er endlich, und eine leise Traurigkeit bewegte seinen Mund. „Mir ist nur, als ob ich blühen wollte ... mehr weiß ich nicht.“

Sie blieb bei ihm, bis die Schatten länger wurden, und als die ersten Sterne sich entzündeten, war sie von neuem in seiner Hütte. Rings auf den Hügeln brannten die Sonnwendfeuer, und hinter ihnen stand das blaue Leuchten um den Horizont, wie in der Nacht, in der Silvestris emporgestiegen war. Der Kopf der Frau lag auf seinem Herzen, und er blickte durch ihr Haar hindurch in die Flammen der Erde und des Himmels. Sein Gesicht war still, ohne Leid und Lust, und der blaue Schein lief darüber wie über ein dunkles Wasser.

Als der Wind der Frühe das Haar der Frau leise bewegte, schickte er sie heim, ohne Wort und Dank und Trauer.

Von diesem Tage aber schien ein unsichtbares Zeichen über dem Hügel zu stehen, gleich dem Duft eines blühenden Baumes, den Wissenden und Suchenden erkennbar, und Silvestris ging schweigend durch einen unermessenen Garten der Liebe, dessen Blumen er nicht zählte und unterschied, deren keine der andern glich an Duft und Farbe, aber die alle seine Erde schmückten, damit er sie verschenke und sie segne. Er brannte nicht und er erlosch nicht, aus keiner Hingabe gebar sich ihm ein erstes Lächeln oder eine erste Träne, ein Schmerz des Abschieds oder ein Jubel des Wiedersehens. Er ging wie ein Wind durch ein blühendes Tal oder wie die Sonne über ein Feld. Er sah gefaltete Hände, Weinen und Seligkeit, aber er sah hindurch wie auf die Eidechse in seiner Hand, und allabendlich wie sonst fiel der Klang der Flöte vom Hügel herab, und die Klage der Töne war vom gleichen Leid und der gleichen Ferne wie vor seiner Blüte.

Mitunter, wiewohl sehr selten, geschah es, daß er eine derjenigen, die an seinem Herzen geruht oder es vermeint hatten, aus seiner Liebe ausstieß wie etwas Unreines oder Mißgestaltetes. Von ihnen und dem Haß ihres Durstes fiel der erste Tropfen Gift in die langsam gärende Schale. Ungezählte Augen erwachten zu Argwohn, Lauer und Gericht, und ungezählte Hände bückten sich nach dem Stein, der töten sollte, weil man sie gelehrt hatte, daß die Sünde zu töten sei zusammen mit dem Sündigen. Der Pfarrer sprach, wiewohl verhüllt, von der Kanzel herab über den Geist der Unzucht, und bis über das schimmernde Kreuz des Kirchturms stieg die Wolke des Hasses und stand unbeweglich, immer wachsend, über den reifenden Feldern.

Silvestris, der niemals in diesen Wochen

zum Dorfe herunterstieg, wußte nichts. Später, nach Jahren, als an den Winterabenden in den Spinnstuben von ihm geflüstert wurde, so leise, daß die Ohren der Männer es nie vernahmen, fragten die Frauen einander, ob sie nicht auch gesehen hätten, wie er von Tag zu Tage trauriger geworden sei, von der stillen, sich langsam vertiefenden Trauer der Abschiednehmenden und Sterbenden, und weshalb sie es einander nicht gesagt hätten. Er wußte nichts, aber es schien, als erfülle seine fremde Seele sich langsam mit der Ahnung des Welkens, wie die Seele eines Baumes sich erfüllt, lange bevor der Frost ihn warnend anrührt.

Wenn er allabendlich seine Herde zum Melken näher zum Dorfe trieb, stand er nicht wie sonst wartend und zuschauend bei den Frauen, sondern blieb ferne, beide Hände um seinen Stab gelegt und die Wange daran gelegt, und sah den abendlichen Wolken nach, als seien sie und er allein in der Welt und müßten sich besprechen, bevor auch sie Abschied nähmen voneinander.

Als das erste leise Glühen des Herbstes um die Waldsäume lief, fand im Dorf eine Hochzeit statt. Die Braut war eine der Blumen aus Silvestris' Garten, und die Eltern, stille, absonderliche Leute, mit einem eigenen Zaun um ein eigenes Leben, hatten den Knaben gebeten, herabzukommen und zum Tanze zu spielen.

Er kam erst um die Dämmerung, nach beendetem Tagewerk, die Geige unter dem Arm, und den Stab, gedankenlos, noch in der Hand. Er setzte sich, wie nach einem vereinbarten Befehl, am Feuer nieder und begann, auf ein Kopfnicken des Brautvaters, den ersten Tanz.

Doch verstummten Lärm und Gelächter schon bei seinem Eintritt, und als die ersten Töne klangen, dunkel und in schmerzlich bewegtem Schreiten, stand alles Leben um ihn wie eine Wand von Eis, drohend, starr, gefährlich. Niemand trat zum Tanze an, und die wenigen Mädchen, die sich trotzig erhoben hatten, wurden hart zurückgestoßen, so daß nur ein leises Weinen den Klang der Geige begleitete und das Springen der Funken im offenen Herd.

Die Brauteltern saßen schweigend, in mühsam bewahrter Fassung, ohne etwas zu verstehen, aber aus dem Haß der Gesichter eine dunkle Wahrheit erratend. Die Braut aber, weiß wie ihr Kleid, saß in starrer Geradheit auf ihrem Platz, und ihre dunklen Augen brannten die ganze Zeit mit einer fiebernden Glut in dem Antlitz des Spielenden. Der saß wie an den Winterabenden, den weit aufgeschlagenen Blick über sie alle hinausgerichtet, während die Töne unter seinen Händen blühten, sich banden und verflochten, sich lösten und verloren, und von seinen Füßen ein schmaler Streifen Blutes über die Dielen zu rinnen schien, in die Gäste hinein, bis er sie umfing und umschloß, wie das letzte glühende Wünschen eines Sterbenden, der sich seines Zaubers entlöst.

Dann, als er geendet hatte, sah er den leeren Raum, wie ein Mensch, der einen Becher hebt und der Becher ist leer. Sein Blick wanderte langsam von Gesicht zu Gesicht, als suche er etwas Verlorenes, aber etwas, das er schon tausendmal an derselben Stelle gesucht und das er hier nun nicht mehr suchen werde. Bei den Augen der Braut hielt er für einen Herzschlag inne, forschend und fast ein wenig sorgenvoll. Dann nahm er seinen Stab und verließ das Haus.

Hinter ihm hob der Sturm des Hasses sich brausend auf und stieß ihm nach auf die stille Straße. Doch vernahm er nicht den Sturm, sondern nur das Blatt, das von ihm getrieben wurde und hinter ihm hereilte. Er drehte sich um und fühlte die Arme des Mädchens um seinen Hals. „Silvestris ... nimm mich mit, Silvestris ... erbarme dich meiner!“

„Teufel!“ schrie es aus der Dämmerung, und der erste Stein streifte sein Haar.

Er sah die Straße hinunter, wie er in die Augen des toten Vaters gesehen hatte. Dann löste er die Arme des Mädchens von seinen Schultern. „Geh' zu den Menschen,“ sagte er leise. „Geh' zu den Menschen, denn ich kann nicht weinen ...“

Und er ließ die Schluchzende stehen und schritt an seinem Stabe in die Dämmerung hinein.

Die Hochzeit dauerte drei Tage nach dem Brauch der Väter. Das Essen, das man Silvestris hinausbrachte, mußte in seine Hütte gestellt werden, weil man ihn nicht fand und kein Ruf sein Ohr zu erreichen schien. Doch blies die Flöte an den Abenden wie sonst, vielleicht langsamer, vielleicht trauriger, aber sie verklang im Lärm des Festes, in dem sich im Dorfe Leiber und Seelen wälzten. In diesen drei Tagen ließ Silvestris die Herde unter dem Schutz des Hundes weiden und fiel, wie ehemals, in die Tiefe der Wälder zurück. Er wanderte gleichsam sein Leben entlang, bis zur Grenze des Ursprungs. Er stand am Gartenzaun über dem See. Die Malven blühten immer noch, und er sah über das dunkle Wasser nach den leuchtenden Wäldern hinüber. Er saß auf seiner Mutter Grab, wie er als Kind getan hatte,



Schnitter rasten im Kornfeld. Gemälde von Frank Buchser

und lauschte dem Fall der Blätter im leeren herbstlichen Raum. Er war auf der Halbinsel, von wo es geschrien hatte, und lag lange Zeit an der Stelle, wo sein Vater im Tode gelegen hatte.

Auf allen diesen Wegen war er nicht traurig, nicht mehr als sonst. Er fühlte ein dumpfes Kranksein in sich kreisen, ähnlich dem Kranksein der Zugvögel vielleicht, ein leises Horchen in die Ferne, einen weiten Ruf von jenseits der Wälder. Dann stand er still, das Gesicht lauschend gewendet, bis er verklang. Manchmal blieb er am Rande der Dickungen stehen oder vor einem gestürzten Baum, dessen Wurzelwerk eine Höhle in das Erdreich gerissen hatte. Es war ihm, als müsse er dort hinein, in etwas Tieferes, Dunkleres, Verborgeneres, und Schnee müsse darüberfallen und die Spur verlöschen, die an das Herz der Erde führe. Es graute ihm leise vor dem Dorf, dem Feuer, den Worten und den Wänden. Ein Käfig war da oder eine Falle, Gitter, Fessel und Futternapf. Die Sonne war ertrunken und ihn fror.

Als er am dritten Abend die Herde zur Winterruhe abwärtstrieb, hatte er nur den Stab in der Hand. Das andere lag in der Hütte, und in der Nacht würde er es holen und von den Menschen gehen, die lachen und weinen konnten, dorthin wo man war und verging, ohne es zu kennen.

Nun führte die Trift für eine geringe Strecke durch einen hohlen Weg zwischen lockerem Gebüsch auf ödem, steinigem Land. Der Hund schlug an und sträubte das Haar, aber Silvestris beugte sich und streichelte seinen Kopf.

In dieser Bewegung traf ihn der erste Stein. Er zerschlug ihm die Hüfte und fiel schwer vor seine Füße. Silvestris blieb stehen, an seinem Stabe sich haltend, und blickte sich um. Er sah sie alle, obwohl sie sich zu verbergen trachteten, junge Burschen, Männer und Väter. Er sah sie wie Wölfe, und in den Winkeln ihrer Augen glomm das böse Licht, nach dem er in seines Vaters Augen gesucht hatte.

Dann sah er nicht mehr hin, weil er alles wußte. Er klammerte sich fester an seinen Stab, weil die Hüfte ihn sehr schmerzte, und wendete den stillen Blick zu den Abendwolken, die rötlich beglänzt über dem Hohlweg standen. Es war der Blick eines traurigen Adlers, der hinter Gitterstäben nach dem Himmelsraum geht, der Blick der anderen Kreatur, der sprachlosen und tief leidenden, der ohne gefaltete Hände knienden, zu der kein Gott sich neigt aus den Bereichen menschlicher Götter.

Dann traf ein Stein ihn gegen das Herz und er stürzte. Er hörte das Klagen des Hundes und streckte mühsam die Hand nach ihm aus. Dann begruben die Steine ihn.

Aber bevor er starb, stieg seine Seele noch einmal auf und erscholl weithin über das abendliche Feld, bis über das Dorf hinaus, in dem die Kinder zu weinen begannen und die Großen sich bekreuzigten. Denn was bis in die dunkelsten Winkel der Räume und die fernsten Ecken der Gärten zu vernehmen war, war der Schrei von der Halbinsel am See. Es konnte der Laut eines Menschen wie eines Tieres sein, eines Vogels wie eines Kindes. Er war wortlos und gleichsam tonlos, ja selbst ohne Körper und Gestalt. Man konnte nicht mehr von ihm sagen, als daß etwas Hohles und Klagendes, aber auch etwas Rufendes und Drohendes ihn erfüllte. Er stieg empor und sank, und nach einem kurzen Schweigen folgte ein Nachklang, zwei gleichschwebende Töne, die wie zwei Hände sich öffneten, ohne sich zu schließen. Man konnte nicht mehr sagen, als daß der Schrei wie Blut war, das gen Himmel schrie.

Er erklang nur einmal und dann nicht mehr. Zuerst waren die Arme der Mörder gelähmt und ihre Herzen hörten auf zu schlagen. Aber dann war es, als risse die Wand der Geheimnisse vor ihnen auf und Blut breche aus den Spalten hervor. Und obwohl kein Glied vom Leibe des Knaben mehr zu sehen war, schleuderten sie Stein auf Stein, bis ein Hügel sich türmte wie auf einer Schädelstätte.

In dieser Nacht erlosch keines der Lichter im Dorfe. Denn im Hohlweg stand die Herde zusammengedrängt und brüllte bis zum Morgennebel, und keine Gewalt war imstande, sie von der Stätte fortzubringen, wo die Erde schweigend das Blut ihres Hirten trank. In der Nacht des dritten Tages kamen die Frauen aus Silvestris' Garten und trugen die Steine zur Seite. Und sie wuschen den Leib des Toten mit dem Regen, der herniederströmte, und mit ihren Tränen und begruben ihn um die Mitternacht auf dem Hügel zwischen den Wurzeln der Linde. Und danach trugen sie die Steine wieder zusammen, und die Stätte sah unversehrt aus wie zuvor.

Und als die Kinder dieser Zeit schon groß und alt geworden waren und am Abend vor ihren Häusern saßen, erzählten sie ihren Enkeln, daß allnächtlich auf dem Hügel am Rande ihres Waldes die Tiere ihrer Erde ständen und unbeweglich zum Dorfe hinunterblickten, mit der stummen Klage eines Volkes, dem man den letzten König erschlagen habe.

Der Rubin

Von Paul Warncke

Eine dunkle Kunde geht. Man pflegt
Nur heimlich davon zu reden . . .
Einen gelben Lederkoller trägt
König Gustav Adolph von Schweden.

In rotem Feuer ein Rubin
Leuchtet, ein wundervoller.
An goldener Kette trägt er ihn
Über dem Lederkoller.

Zigeunermund, um Mitternacht,
Hat düstere Deutung gegeben:
König, des Kleinods nimm in acht!
Es hängt daran dein Leben! —

Zigeuner hin, Zigeuner her!
Wie wägten sie Geschicke! —
Am leuchtenden Kleinod hängt viel mehr:
Leuchtende, sehnende Blicke!

*

In Nürnberg zum schimmernden Rathaussaal
Hat man den König geleitet.
Man hat ein festlichprunkendes Mahl
Dem Nordlandsieger bereitet.

Und wie man den goldnen Pokal ihm reicht —
Sein Sehnen fliegt in die Weite . . .
Franz Albert, der Lauenburger, weicht
Nicht von des Königs Seite.

Und hat er gestern noch gedient
Dem Kaiser, Rom zur Ehre,
So kämpft er heute, stahlumschient,
Für Doktor Luthers Lehre.

Es schlägt nicht Treue, es schlägt nicht Eid
Ehrgeiz und Argwohn nieder . . .
Es ist der Brauch der brandenden Zeit —
Narr, wer sich höbe dawider! — —

Franz Albert, der junge Herzog und Held,
Ist tief versponnen in Minne.
Die schöne Sibylle von Degenfeld
Umgarnt ihm Herz und Sinne.

Sein Blut ist jung, sein Blut ist heiß,
Er fühlt es fiebernd glühen.
Die schöne Sibylle, kalt wie Eis,
Lächelt nur seinem Mühen.

Ob seine Augen verzehrend glühn
In Gier, in quälender, toller,
Lockender lodert ihr der Rubin
Auf Gustav Adolphs Koller.

*

Spätsommernacht drückt schwer und schwül
Und dumpf auf Markt und Gasse,
Doch dann und wann ein Lufthauch kühl
Schleicht über die Terrasse . . .

„Herzog! Oft sprach ich ein stummes Nein.
Nun will ich mich besinnen . . .
Ich sah einen herrlichen Edelstein,
Der könnte mich gewinnen.

Dem Manne widerstünd' ich nicht,
Der das Juwel mir brächte . . .
Leuchten sollt' uns sein glühendes Licht
Durch tausend selige Nächte!

Hat Eure Liebe so hohen Mut,
So mag sie es wohl wagen.
Der Edelstein funkelt wie rotes Blut . . .
Herzog, mehr will ich nicht sagen!“

*

Bei Lützen wütet die wogende Schlacht
Und läßt die Erde erbeben . . .
König, des Kleinods nimm in acht!
Es hängt daran dein Leben!

Was Leben! Ewigen Lorbeer reicht
Sieg ihm aus Wolkenhöhen! — — —
Da — — — König, dein linker Flügel weicht!
Rette! Sonst ist es geschehen!

Hei! Wie er über das Blachfeld schoß!
Was ist Kleinod und Leben!
Fliegend trägt ihn das edle Roß
Sturmschnell über die Gräben.

Zwischen ihm und den Seinen droht
Klaffende, leere Weite. — — —
Einer nur, schnell wie Hölle und Tod,
Reitet an seiner Seite.

Mitten hinein in das Handgemeng
Stürmen die feurigen Renner;
Krachend schließt sich das Kampfgedräng
Um die ragenden Männer.

Rauch und Staub und Nebel und Qualm
Ringsum fluten und düstern . . .
Wispernd wie Wind in Hain und Halm
Hörst du die Hölle flüstern?

„Herzog! Wiegt denn ein Leben so schwer?“ —
— — Schweig', versuchende Stimme! —
„Spiegelt das leuchtende Kleinod nicht mehr?“ — —
— — Schweige, schweige, du schlimme! —

„Gegen die eine, ewige Nacht
Tausend selige Nächte!“ — —
— — — Schwarze Gedanken, kaum gedacht,
Heben die tückische Rechte.

Heben die Rechte. Und Blitz und Knall — —
Steht die Welt nicht in Flammen?
Stürzte mit dieses Einen Fall
Eine Welt nicht zusammen? — — —

— — Friedland, sahst du in deiner Nacht
Leuchten ein Licht, ein klares? — — —
— — Der Erste, der ihm die Kunde gebracht,
Der Lauenburger war es!

*

Der König sank, in Staub und Rauch,
Von blutiger Glut umwettert. — —
Man sagt, die Kugel habe auch
Den Edelstein zerschmettert.

Die Kette, die um den Hals ihm ging,
Ward bei dem König gefunden . . .
Das Kleinod, dran sein Leben hing,
War auf ewig verschwunden.

Es ward um das grausige Geschehn
Eine tiefe, schweigende Stille . .
Den Stein hat niemand mehr gesehn,
Auch nicht die schöne Sibylle . . .

Das Grab ist stumm, darein man gelegt
Den großen König von Schweden. — —
Eine dunkle Kunde geht. Man pflegt
Nur heimlich davon zu reden.

Wege und Ziele der Volksbildungsarbeit im Grenzgebiet

Von Ministerialdirektor Paul Kaestner

Ich gehe nicht ein auf alle die bekannten verschiedenen Einzelformen und Einzelverzweigungen der Volksbildungsarbeit im Grenzgebiet, deren Aufbau und Zusammenarbeit im Dienste der Jugend- und Erwachsenenbildung für sich allein ein umfangreiches Kapitel in dem großen Werk unserer Bildungsorganisation darstellen. Ich übergehe auch das reizvolle Kapitel der Praxis der Volksbildungsarbeit im Grenzgebiet, von deren täglich aufopferndem Schaffen im einzelnen viel zu berichten wäre. Ich möchte vielmehr zeigen, aus welchen Anschauungen über Volksbildungsarbeit in der Volksschul- und Volksbildungsabteilung des Berliner Unterrichtsministeriums heraus der Arbeit im Grenzgebiet beim Wegebahnen und Zielezeigen zu helfen gesucht wird, und welche Richtung dieser Arbeit bei der Unterrichtsverwaltung immer förderndes Verständnis und freie Bahn findet. Dabei ist auszugehen und wird immer auszugehen sein von der Volksschule, weil die Arbeit in und an ihr die grundlegende Volksbildungsarbeit für den größten Teil unserer Volksgenossen ist und weil die Umgestaltung der Lehrerbildung für unsere Volksschule zugleich von größtem Einfluß sein wird auf die künftige Gestaltung unseres gesamten Volksbildungswesens. Denn für dessen standhaften Aufbau wird das starke Armeekorps der Volksschullehrer doch immer die ausschlaggebende Truppe bleiben. —

Bei meiner letzten Reise durch ostpreußisches Land im vergangenen Winter habe ich wiederholt ganz stark empfunden und schließlich als dauernd haftenden Eindruck mitgenommen die Ähnlichkeit und innere Verwandtschaft zwischen Menschen unseres östlichen und nördlichen deutschen Grenzlandes, zwischen Menschen Ostpreußens und meiner Heimat Schleswig-Holstein. Das Grenzland gibt seinen Menschen eine ähnliche Formung und Haltung, und so verschieden in den Einzelzügen ihrer Art und ihres Wesens die recht kantige und scharf umrissene Stammesart der Bewohner dieser beiden Provinzen ist, sie ähneln sich stark und finden und verstehen sich leicht und gut in der besonderen Eigenart des Grenzers. Der stärkste und erfreulichste Zug in dieser ausgeprägten Eigenart des Grenzers und zugleich seine hier und dort bedenkliche Schwäche ist ein beträchtlicher Eigenwille und die tief wurzelnde Überzeugung, daß die Welt außerhalb Schleswig-Holsteins oder außerhalb Ostpreußens drüben im Reich eigentlich im Grunde recht verderbt und der Lüftung durch schleswig-holsteinische oder ostpreußische Luft sehr dringend bedürftig sei. Im Westen unseres Vaterlandes übrigens ist es durchaus ebenso. Der Rheinländer ist sehr durchdrungen davon, daß außerhalb des Rheinlandes den Menschen kein Heil gegeben. Und daß im Süden der Bayer, obgleich kaum Grenzer in unserem Sinn, in seinem Verhältnis zu Reich und Preußen gelegentlich recht eigengeformten Anschauungen huldigen soll, darf als bekannt vorausgesetzt werden. — Zu dieser starken, kräftigen, feinen Art und doch vom ganzdeutschen Standpunkt aus gesehen auch nicht ganz unbedenklichen Unart des deutschen Grenzers kommt nun aber hinzu, daß die deutschen Grenzmenschen untereinander sich selbst nicht ausreichend gründlich kennen und schätzen, untereinander noch nicht fest genug ihre gemeinsame Aufgabe im Staatsganzen erkennen. Um nur vom Standpunkt des Schleswig-Holsteiners ein bedauerliches aber überzeugendes Beispiel des Nichtkennens aus meiner praktischen Erfahrung zu nennen: ich habe es im Rheinland wie in Ostpreußen nicht einmal, sondern wiederholt und mit gleicher überraschender Anschaulichkeit erlebt, daß die Volksschulkinder die deutsche Stadt Flensburg überhaupt nicht kannten, deren Name und Wert im Grenzdeutschtum uns allen in allen Teilen Deutschlands gleichmäßig vertraut sein und gleichmäßig innerlich nahestehen muß. Das Osterlied von Theodor Storm mit dem Ausklang: „das Land ist unser, unser muß es bleiben," muß an jeder deutschen Grenze das gleiche Verstehen finden.

★

Wie soll sich Volksbildungsarbeit im Grenzgebiet zu dieser so nur ganz knapp skizzierten schwierigen, aber doch in ihrer Eigenköpfigkeit guten und für das Ganze fruchtbaren Eigenart des deutschen Volkes einstellen? Daß wir heute angefangen haben, über diese Frage einer besonderen Mission grade des Volksbildungsarbeiters an der Grenze nachzudenken und daß wir begonnen haben, in Verfolg dieses Nachdenkens auf neuen Wegen praktisch zu arbeiten, ist eine der Folgen des verlorenen großen Krieges, die für Deutschland vielleicht noch einmal zum sehr schwer errungenen Segen werden kann. Daß die frühere Art, diese Frage für das Grenzland gering zu achten oder sie nur zentralistisch und politisch zu sehen, unrichtig war, haben wir hart genug durch praktische Erfahrung bestätigt bekommen. Über die

frühere Art der Behandlung oder vielmehr Nichtbehandlung dieser Frage nur zwei Beispiele aus dem eigenen Erleben der Schul- und Beamtenzeit. In meiner ganzen Schulzeit in Schleswig-Holstein habe ich von der Geschichte Schleswig-Holsteins, von seiner Besiedelung, von seinem Gesicht nach Nord und Süd, von den Kämpfen unserer eigenen Väter kein einziges Wort gehört. Wir kamen nicht über die Schlacht bei Leipzig hinaus. In meiner ganzen Schulzeit habe ich von niederdeutschem Schrifttum (zu dem meine Heimat, das darf ohne jeden Lokalpatriotismus gesagt werden, ihr sehr feines und weit über sie hinaus für ganz Deutschland wesentliches Teil beigetragen hat, — nennen wir nur Hebbel und Klaus Groth —) kein einziges Wort gehört, geschweige denn von der plattdeutschen Sprache und von plattdeutscher Art, deren Bildungswert unserer Schule unbekannt war. Das war aber die gleiche Zeit, in der im benachbarten Dänemark das Volkshochschulwesen längst blühte und für uns später bittere Frucht zu tragen begann, in der man jenseits der Grenze unsere schleswig-holsteinischen Jungen und Mädchen Nordschleswigs planvoll zusammenfaßte und ihnen Nordlands Sage und Geschichte und Märchen und Lied und Tanz im gemeinsamen Geben und Nehmen vertraut und lieb machte. Und als ich fünfzehn Jahre nach der Schulzeit einmal wandernd freundliche Gelegenheit fand, in die Arbeit der größten dänischen Volkshochschule auf Jütlands Boden in Askov hineinzusehen, berichtete ich über diese feine Arbeit in unserer Unterrichtsverwaltung. Sie fand starkes Interesse daran, und sie wünschte ähnliche Arbeit auf ihrem Gebiet, aber sie blieb ihr versagt, weil man für solche sammelnde und suchende Arbeit höheren Ortes nicht die Unterrichtsverwaltung für zuständig hielt, sondern allein das Innenministerium, allein die politische Instanz. So wenig sah man damals die Möglichkeit der Entwicklung volkbildender Kräfte durch volksbildnerische Arbeit.

Die entgegengesetzte Überzeugung, daß Grenzarbeit Bildungsarbeit ist, beginnt sich im letzten Jahrzehnt durchzusetzen. Zwar halten wir uns bei der allmählichen Durchsetzung dieser Überzeugung peinlich fern von allem Überschwang und von aller einer echten Bildungsarbeit wesensfremden, sie im Keime schon abtötenden Selbstüberschätzung und Überhebung, als sei allein der Pädagoge, der Schulmeister fähig und begnadet, den neuen deutschen Menschen zu bilden. Wir haben in der Tat den Glauben, daß der Pädagoge, der Schulmeister befähigt werden und fähig sein kann, viel zu dieser in seinen Menschen ruhenden Bildung von Deutschlands Zukunft beizutragen. Doch er kann nur dadurch mit solchen Fähigkeiten begnadet werden, daß er fern und innerlich ganz befreit von dem Wahn des Bildunggebens von oben herab sich mit seinem ganzen Menschen, mit allem, was er an und in sich hat, zum Bildungssucher von unten hinauf macht, nur dadurch, daß er suchend die Gnade der Befähigung zu bildendem Sehen und Schaffen findet. Hier sind wir am innersten Kernpunkt unserer Bildungsarbeit, am Sammelpunkt aller Bildner, an dem Zentralpunkt, von dem alle Bildungswege ausgehen, wenn es solche auf Karten eingezeichnete und mit Wegweisern und farbigen Markierungen versehene Wege überhaupt für unser Arbeitsleben gibt. Gewiß, es wäre leichter und sehr viel bequemer für uns, zum Höhenziel der Volksbildungsarbeit von solchem Sammelpunkt aus markierte und ausgetretene Wege zu nutzen. Aber es gibt solche Wege für alle die verschiedenen Menschen, die unter und mit lauter so verschiedenen Menschen zur Höhe hinaufarbeiten wollen, nicht. Es gibt keine Anstalten zur Ausbildung von Volksbildnern, die ihnen für ihren Arbeitsweg auf Lebenszeit den Ranzen füllen, daß sie nur hineinzugreifen brauchen und daraus leben und daraus mitteilen und verteilen können und die ihnen auf fein ausgearbeitete Karten die Wege einzeichnen, daß sie nur wacker geradeaus zu marschieren und andere in ihren Marsch hineinzuzwingen brauchen. Solche grade Wege kann keine Volksbildungsarbeit heute bauen, im Grenzgebiet so wenig wie in unseren anderen Landesteilen, und solche Futtermittel kann keine Volksbildungsarbeit irgendwo liefern und ständig bereit halten. Es heißt in der Bildungsarbeit nicht mehr: Lerne, um zum Geben befähigt zu sein und um als Gebender Nichtbesitzende zum Besitz führen zu können! Es heißt vielmehr: Lerne, um zum Suchen befähigt zu werden und um als Suchender Suchenden bei immer erneutem Suchen führend helfen zu können.

★

Solchen Gedankengängen mußte ich kurz nachgehen, um zu zeigen, wie man heute „den“ Weg der Volksbildungsarbeit im Grenzgebiet nicht mehr zeigen und weisen kann. Volksbildung kann nicht mehr und wird nicht mehr vom politischen Doktor verschrieben und hergestellt und dem Patienten als Wundermittel eingegeben werden, daß er es nehme, ob er mag oder nicht, ob es seiner Art gemäß ist oder nicht, und ob er will oder nicht. Sondern Volksbildung will mit Suchenden gesucht sein. Suchende werden finden. Um Volksbildung will angeklopft sein, und denen, die anklopfen, wird aufgetan werden. Das ist das erste und wohl das wesentlichste, was man von Volksbildungswegen überhaupt und von Volksbildungswegen im Grenzgebiet besonders aussagen muß und nicht eindringlich genug aussagen kann. Denn für die in ihrer Eigenart und in ihrem Eigenwillen vorhin kurz geschilderten Grenzer gilt erst recht, was für unser ganzes Volk gilt, daß man sich nicht von oben beglückend bei ihnen eindrängeln und

auf beglückte, die Türen gleich weit öffnende Aufnahme bei ihnen rechnen kann, sondern daß man anzuklopfen hat, ehe man eingelassen wird.

Aber wie klopft man denn überhaupt so an, daß man eingelassen und nicht nur zum Suchen zugelassen wird, sondern zum gemeinsamen Suchen mitreißt? Wem kann solches Anklopfen gelingen? Es gelingt nicht dem Nur-Gelehrten, der dem Ungelehrten drinnen in der großen Volksstube gelehrte Ware geformt und ausgemessen auf den Tisch legen will. Er wird allenfalls eingelassen und samt seiner fremdartigen Ware als merkwürdiger Gast mit fremden, verwunderten und bestürzten oder auch nur gelangweilten Blicken angesehen und — allein gelassen, so allein gelassen, daß er bestürzt schleunigen Rückzug sucht in seine gelehrte Einsamkeit. Es gelingt nicht dem Nur-Dilettanten, dem volksbeglückenden Liebhaber, der mit freundlichen Worten auf Oberflächen plätschert, vielleicht einige Zeit gehört, dann aber bestimmt mit ebenso gelangweiltem Verwundern betrachtet und mit noch geringerer Hochachtung entlassen wird wie der Nur-Gelehrte. Es gelingt nicht dem Macher, dem gefährlichsten Anklopfer an der großen Volksstube, vergleichbar dem Pfuscher in der Medizin und in der Volksbildungsarbeit auf die Dauer ebenso gefährlich wie dieser in der Arbeit an der Volksgesundheit. Es mag seiner geschickten Wortstellung gelingen, auf einige Zeit Eindruck zu machen, aber es bleibt bei den Worten, und Worte vergehen und gewinnen nicht auf die Dauer; sie verlieren in ihrer Wiederholung immer mehr die Teilnahme und verrinnen schließlich in ebenso gelangweilter Teilnahmlosigkeit. Gelingen kann das Anklopfen, und dauernder Einlaß, Anteil nehmende und Beteiligung gewinnende Zulassung ist erreichbar nur dem Menschen, der so unter Menschen gehen kann, daß er sich selbst aufgibt und dabei doch grade er selbst bleibt, sogar immer mehr er selbst wird. Das ist der Volksbildner, dessen Erziehung als Ziel vor unserer neuen Lehrerbildung steht, der weder Fachgelehrter noch Forscher zu sein braucht, der aber ein Bildner sein muß, der in unmittelbarer, lebensnaher Berührung mit dem Volk „geistiges Leben zu wecken und zu gestalten vermag“. Lebensnähe in diesem tiefsten Sinne nennt die Denkschrift über die Neuordnung der Volksschullehrerbildung das Wesensmerkmal der Bildung des Volkserziehers. Auf seine sozialpädagogische Einstellung, auf sein tiefes Verständnis für die in Heimat und Volkstum liegenden geistigen, ethischen und künstlerischen Werte legt sie das entscheidende Gewicht, auf sein starkes volkserzieherisches Verantwortungsbewußtsein, das ihn selbst zunächst formt und bildet zu der Lehrerpersönlichkeit, die geeignet und bereit ist zum Dienst an der Gemeinschaft.

★

Es sind neue, sehr schwere Wege, die dem Volksbildner gezeigt werden, wenn seine Arbeit so geschaut wird. Es sind sehr hohe Ziele, die dem Volksbildner gesetzt werden, wenn seiner Arbeit solche Bedeutung gegeben wird, wenn solche Energiequellen in ihr gesucht werden. Es ist vorbei mit dem Lehrer, mit dem Volksbildner, der nur beamteter Kenntnisvermittler, der nur Pauker ist und der mit dem vorgeschriebenen Stundehalten und Aufsagen und Abhören seine Schuldigkeit getan zu haben glaubt. Es ist heiliger Ernst um den Lehrer und mit dem Lehrer, der in volksbildnerischer Arbeit zum Missionar wird. Diese ganz schwere, ganz ernste Forderung: verliere dich selbst, um dich selbst zu finden, stellt heute echte Volksbildungsarbeit in unserem ganzen deutschen Land. In einer ständig wachsenden Zahl anfangs kleiner, sich immer weiter dehnender und wie Zellen sich zusammenschließender Kreise sieht sie diese Mission in Ehrfurcht und arbeitet in dieser Mission mit wirklich heiligem Ernst. Das muß Volksbildungsarbeit unter Grenzern erst recht ganz streng von sich verlangen. Denn Grenzer sind geborene Missionare. Aber ich sage immer wieder, und ich wiederhole es nochmal: der Wesenszug solcher missionierenden Bildungsarbeit ist anklopfende Bescheidenheit, stillstes Unter-die-Leute-Gehen und vorlebend in ihnen Verschwinden. Diese Arbeit dünkt sich nicht groß, sondern sie will im Stillen, im Kleinen sein und aus Kleinem, Stillem, das sie aber groß und ernst nimmt, wachsen. Deshalb ist es ja auch im Grunde so sehr schwer, über diese jedem Volksgenossen im Kleinen so eng verbundene, im Grunde wirklich fromm zu nennende Art volksbildnerischer Arbeit öffentlich zu sprechen und zu schreiben. Nicht weil man weiß, daß sehr viele Menschen solche Auffassung von Bildungsarbeit noch immer gar nicht recht ernst nehmen wollen und über die merkwürdigen Prediger in der Wüste oder über die unverbesserlichen Idealisten mit überlegener Weltklugheit oder in milder Nachsicht gewähren lassend lächeln. Das ist der Volksbildungsarbeiter gewohnt, das gehört sogar unvermeidbar zu seiner Arbeit, wie der Rauch zum Feuermachen gehört, und das nimmt er so wenig tragisch wie irgendein anderer ernster Beruf den ihm angehängten Fimmel tragisch nimmt. Sondern es ist schwer, über diese Dinge zu sprechen, ähnlich wie es vielen besonders ernst religiösen Menschen schwerfällt, über Religiöses zu sprechen. Stille, eindringende volksbildnerische Arbeit hat religiösen Charakter, weil sie hineinreicht in das tiefste Wurzelgebiet des einzelnen Menschen und ihm Boden zu lockern, ihm Kraft zu geben sucht grade aus den Gebieten heraus, die ihm heilig, aber oft vom Leben so schwer verschüttet sind wie sein Glaube, aus seinem Elternhaus, aus seiner Heimat, aus seinem Vaterland. In der stillen, aber niemals ruhenden, niemals

beruhigten Pflege dieser Werte, in der ebenso unaufdringlichen wie eindringlichen Arbeit in diesen von allen nur intellektuellen Arbeitsfeldern so weit entlegenen und oft so schwer zugänglichen seelischen Bezirken, aus deren Höhenluft sich der wieder zum Steigen befähigte Mensch immer wieder neue Frische und natürliche Kraft holen kann, liegt die Stärke, ja liegt der ganze mit anderer Bildungsarbeit unvergleichliche Eigenwert unserer Volksbildungsarbeit. Die Volksschule fordert von ihren Lehrern — so drückt es die preußische Denkschrift über die Lehrerbildung von 1925 aus —: „pädagogische Schulung, Vertrautheit mit den zu vermittelnden geistigen, religiösen, sittlichen, technischen und künstlerischen Bildungswerten und ihrer Verwurzelung im heimatlichen Volkstum und eine ausgeprägte Berufsgesinnung."

*

Es sind sehr schwere Wege, und es sind sehr hohe Ziele. Die Volksschule fordert sie von ihren Lehrern, sagt das grundlegende amtliche Dokument für die grundlegende Volksbildungsarbeit, die Lehrerbildungsarbeit. Kann man derart erhöhte Wege und Ziele fordern, kann man Berufsgesinnung fordern von Volksbildnern? Man kann es nicht nur, man muß vom Volksbildner diese Gesinnung fordern, ohne die seine Arbeit äußerlich, mit der Stunde wertlos verwehend, sinnlos bleibt. Was die neue Lehrerbildung will, ist selbstverständlich ganz dasselbe, was die neue Volksschule nach den Richtlinien für die Gestaltung ihrer Lehrpläne von 1921 und 1922 will, denn die Lehrerbildung arbeitet ja an den Menschen, die arbeitend in dieser Volksschule stehen sollen. Es sind keine leicht zu nehmenden und leicht abzutuenden Phrasen volksbeglückender Bildungsutopisten, mit denen ein erschreckender neuer Schulmeistertyp etwa so um sich wirft, wie er früher gelegentlich mit dem Wort „Wissen ist Macht" um sich geworfen hat. Sondern es ist Forderung an den Menschen, der Bildner sein will und, nach der Denkschrift, „in unmittelbarer Berührung mit dem Volke" „Bildner sein muß". Es ist, wie ich es anderswo formuliert habe, das ebenso schöne wie strenge Gesetz der Bildung am Volk für das Volk. Es ist, wie die Richtlinien es ausdeuten und wie es als formendes Gesetz durch unsere ganzen Richtlinien für alle Fächer in der Volksschule hindurchgeht, das Gebot, daß der Unterrichtende wie der Lernende aus immer neuem, eigenem innerlichem Erleben selbsttätig geistig gibt und geistig nimmt, selbsttätig immer von neuem erringt, um den Stoff ringt und den Stoff gestaltet und derart in immer neuer Ursprünglichkeit und Frische geistiges Besitztum erobert, sichert, verwaltet. Volksbildner, und vollends Volksbildner im Grenzgebiet, arbeiten, wenn ich im Bilde sprechen darf, wie Land gewinnende Menschen an der Land bildenden Meeresküste arbeiten. In immer neuem Fluten spült die See fruchtbares Land heran, und in immer neuem Fluten benagt und gefährdet sie wieder, was sie eben brachte. Der Mensch sichert anschwemmendes Land, gibt ihm in sinnvoller Arbeit Festigkeit und Form und sichert gewordenes Land durch kunstvollen, schweren Deichbau. Und über der ganzen harten, schönen Arbeit steht das harte, schöne Gesetz: „Wer nicht will deichen, muß weichen." So flutet das Leben, immer ebenso bewegt und ebenso immer neu und immer stark wie das Meer, dem Volksbildner immer neues, junges, unberührtes Menschenland heran von ursprünglicher Fruchtbarkeit, junges Menschenland, aus dem ursprünglich frisches Leben wachsen und neue Frucht von neuer Kraft tragen und reifen will und kann, wenn es immer neu in die Hut des Deiches genommen und zum Anlanden und Anwachsen befähigt und befestigt wird. Und dem Volksbildner gilt in seiner Arbeit des Schützens und Befestigens von Menschenland erst recht das gleiche harte wie schöne Gesetz: Wer nicht will deichen, muß weichen! Dem Bauern, der in der Stube auf dem Sofa schläft, geht sein Land verloren, wie es dem Lehrer verloren geht, der in der Schulstube auf seinem Katheder träumt und äußerlichen Leerlauf der Schule mit wertender Deicharbeit mitten in der Lebensflut verwechselt. Herunter vom Katheder in das die Schule umflutende und die Schule befruchtende Leben! Heran und hinauf auf den Deich! Und täglich neu sich die Schulstube, die Führung in der Schulstube und aus ihr in das Leben hinaus erobern. Das macht den Volksbildner, und das fordern wir vom Volksbildner.

*

Als ledern langweilig und stoffgebunden galt früher ein Lehrerleben, und Berufsmüdigkeit war nur zu oft in dem Beruf, der vom Leben lebt. Wie bunt wird ein Lehrerleben, wie gewinnt es täglich neue Farbe frischen Lebens, in dem kein Tag dem anderen gleicht, wenn es sich unter das neue Gesetz der Bildung am Leben für das Leben stellt. Wie verantwortungsvoll und verantwortungsfroh vollends wird an der bewegten Grenzlinie eines Volkes ein Bildnerleben, das sich unter dieses Gesetz stellt. Heute ist, anders als in meiner vorhin erwähnten Schulzeit, die erste Folgerung aus diesem Gesetz die in unseren Lehrplanrichtlinien überall immer wiederkehrende und immer durchleuchtende Forderung, daß jede Bildungsarbeit sorgsam anschließt an die Beziehungen zur heimatlichen Umwelt und an den aus ihr sich ergebenden geistigen Besitz. Im häufigen Besuch aller der so verschiedenen Schulen in unserer überall so verschiedenen deutschen heimatlichen Umwelt habe ich das Glück zu sehen, welche bunte Fülle des Lebens und der Arbeitswege zu

dennoch gleichen Arbeitszielen damit in unsere Schule hineingezogen ist. Das arbeitende Bildungsuchen von den Lebensbedingungen und Lebensformen und Lebensgesetzen des Elternhauses und der Heimat aus, von der Arbeit des Vaters und der Mutter zur Arbeit der Gemeinschaft aller Väter und Mütter in Volk und Staat, vom nächsten Kreis zu den ihn umschließenden weiteren und weiteren ist im Grenzland noch wichtiger und richtiger als irgendwo. Es ist keine sentimentale Heimatverhimmelei und auch keine lokalpatriotische Gesichtskreisverengung, ist auch kein theoretisch erklügeltes pädagogisches Gesetz oder verbrauchtes Schlagwort, sondern es ist der gesunde, naiv selbstverständliche und einfach natürliche Anfang jedes Suchens vom umgebenden, begreifbaren Wirklichen aus zum Weiteren, vom Nächstliegenden zum Ferneren. Ich kann als juristisch gebildeter Verwaltungsmann nicht im einzelnen alle die feinen Linien nachziehen, die der Schulmann heute in seinen Lehrplänen überall und immer klarer und immer kräftiger vom Elternhaus, von der Heimat zum Vaterland zieht. Aber ich kann sagen, mit welcher Freude am allmählichen Werden solcher Arbeit der Erziehung in ihrem Heimattum gefestigter und darum im Deutschtum um so festerer Menschen wir die Auswirkung selbsttätiger und selbständiger und bodenständiger Volksbildungsarbeit in allen Landesteilen unseres Staates verfolgen und wie wir jedem derart frei und in eigener Form und verantwortungsbewußt in seinem kleinen Kreis für das Ganze schaffenden Volksbildner zu helfen und ihn zu fördern versuchen. Wir haben nicht den Volksbildungsminister, der in Berlin auf die Uhr sieht und weiß, daß um diese gleiche Stunde in Allenstein und in Aachen, in Schleswig und in Koblenz gleicher, von der Zentralstelle verordneter Stoff vor gleich ausgerichteten Kindern in gleicher Form behandelt wird. Sondern wir haben und wir behalten sogar über die einzelnen Ministeramtszeiten hinaus den Volksbildungsminister, der verlangt, daß ostpreußische und rheinische und schleswigsche Kinder in ihrer Art in ihren ganz verschiedenen Schulzimmern ganz verschieden arbeiten und lernen, wenn sie nur auf ihren verschiedenen Wegen das eine für alle gleiche und zentrale Ziel erreichen: in der Schule für ihr Leben die Grundlage zur Lebensführung als tüchtiger, in seinem Arbeitskreis echter deutscher Mensch zu sichern. Wie wacht überall unter dieser Freiheit der selbständig suchenden Bildungsgestaltung das Leben in unseren Schulen unter der Führung lebendiger und pflichtbewußter, zum freien Schaffen befähigter Lehrer auf! Wie macht solche Freiheit vollends im Grenzgebiet die deutsche Schule zum haltenden, festigenden, gewinnenden Bindeglied für unser deutsches Land!

★

Ich glaube, daß wir nun die ausreichend sichere Grundlage zur Beantwortung der eingangs gestellten Frage gewonnen haben: wie soll sich unsere Volksbildungsarbeit im Grenzgebiet einstellen zur Eigenart des Grenzers? Mir scheint, daß nur mit der Beantwortung dieser Frage der eine Punkt gewonnen werden kann, der ein sicherer Ausgangspunkt für alles weitere Suchen bleiben kann, zugleich der Punkt, zu dem wir Suchenden alle immer wieder zurückfinden und von dem aus wir uns, wenn wir uns in der Arbeit verirrten, immer neu richten und neu sammeln können. Wir wollen als Ausgangspunkt aller Bildungsarbeit bei allem Weitersuchen festhalten, daß sie vorhandene Eigenart achtet und zu verstehen sucht und zum Verständnis bringt. Wir wollen das Verständnis dafür selbst gewinnen und in anderen wecken, daß selbst gewachsene Eigenart schon eine stark entwickelte eigene und echte Bildungsform ist, die vielleicht dadurch, daß andere Bildungsform über sie fällt, gar nicht mehr verbessert, sondern nur verwässert und verwischt werden kann. Wir wollen den Maßstab für die Leistung jeder Bildungsarbeit nicht allein darin finden, wie und was einer gelernt hat, sondern darin, wie er etwas begreifen und wie er etwas anfassen kann.

Indem wir derart suchend und verstehend und gewinnend eigener Art ihr Recht nicht nur lassen, sondern ihr Boden gewinnen und erweitern, bestimmen wir sie je länger und je ruhiger und je verständnisvoller desto sicherer, daß auch sie anderer Art in gleicher Weise ihr Recht und ihr Verstehen und ihre Entwicklung schenkt. Durch äußere Vergewaltigung mag schnell und mit einfachen Mitteln äußere Ordnung geschafft werden können. Aber so geschaffte Ordnung ist keine geschaffene Bildung. Sie erliegt beim nächsten Angriff den gleichen äußeren Mitteln, die sie nur äußerlich aufgestellt hat. Sie fällt wieder um unter der ersten Not. Geschaffene Bildung dagegen wurzelt und entwickelt sich aus sich heraus, langsam zwar aber um so fester und sicherer und knorriger. Solcher Volksbildungsarbeit, selbständig, frei, in eigener Kraft äußerlichen Betrieb nicht achtend, innerliches Leben suchend, achtend und pflegend, wollen wir in unserem Volksstaat mit aller Hingebung dienen. Sie kann und sie wird in dem langen, schweren Kampf deutscher Entwicklung über alle Verschiedenheit hinweg getrennte Menschen auf gleichem Boden suchend sich finden lassen und zerrissene Grenzen schließen. Jeder von uns an seiner Stelle ist dafür verantwortlich und muß in seiner Art dazu helfen, daß wir von allen Stellen der Volksbildungsarbeit aus, von allen unseren Schul- und Amtszimmern aus immer mehr Menschen gewinnen für solche Arbeit an Menschen, die ein deutsches Volk bilden wollen!

Schwimmende Kraftwerke

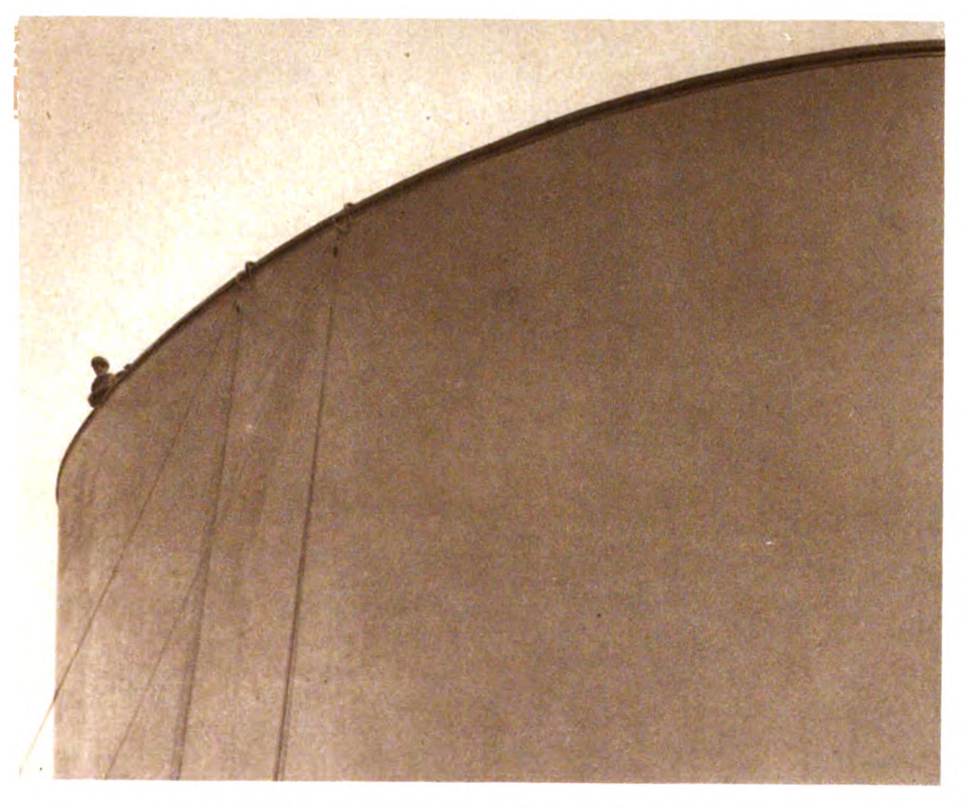
Von John Fuhlberg-Horst



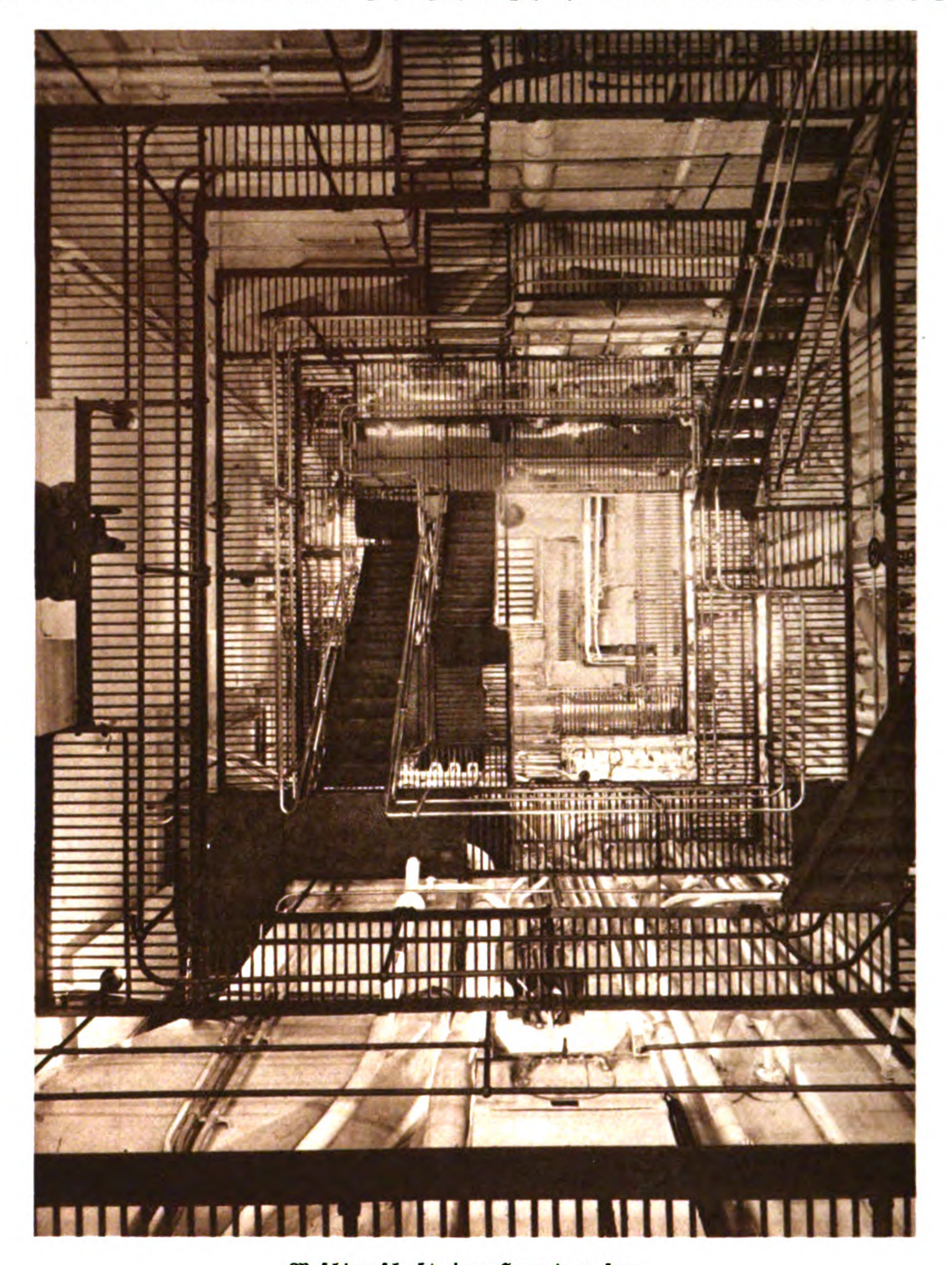
Wenn dieses Heft erscheint, nähert sich der Tag, an dem die „Bremen" ihre Jungfernreise nach Amerika antreten wird, von unzähligen guten Wünschen geleitet. Vor einigen Wochen, als sie sich bereits im Endbaustadium befand, zeigte eine vom Lloyd veranstaltete Besichtigung die gewaltigen Ausmaße dieses 46 000-Tonnen-Dampfers eindringlicher, als es im fertigen Zustande möglich gewesen wäre. Mit am mächtigsten wirkte auf den Laien der Gang durch die Maschinen- und Kesselanlage, die dem Schiff eine jeden Wettbewerb schlagende Sicherheit und Schnelligkeit verbürgt. Das Schwesterschiff „Europa", das in Hamburg von einem seiner Schwere nach anfänglich überschätzten Brandunglück heimgesucht worden ist, wird sich zu Beginn der nächstjährigen Hauptreisezeit ebenbürtig neben die „Bremen" stellen. Damit ist dann die deutsche Nutzflotte um zwei Angehörige bereichert, denen nach Ausmaßen und Ausstattung Führerstellung zusteht.

Seit den schweren Tagen des Zusammenbruchs, da die deutschen Reedereien so gut wie alle größeren Schiffe abliefern mußten, so daß beispielsweise der Hamburg-Amerika-Linie statt ihrer 194 Seeschiffe nur ein einziges fahrtbereites 1000 Tonnen großes Schiff verblieb, hat sich unser Überseeverkehr in beispiellosem Aufschwung erholt. Auf allen Ozeanen des Erdballes lassen unsere Dampfer wieder ihre Rauchfahnen wehen. Auf allen? Nein, nicht auf dem Südlichen Eismeer, aber dort hat auch vor dem Kriege noch kein deutsches Schiff seine Flagge gezeigt.

Die große Zahl der Schiffsneubauten

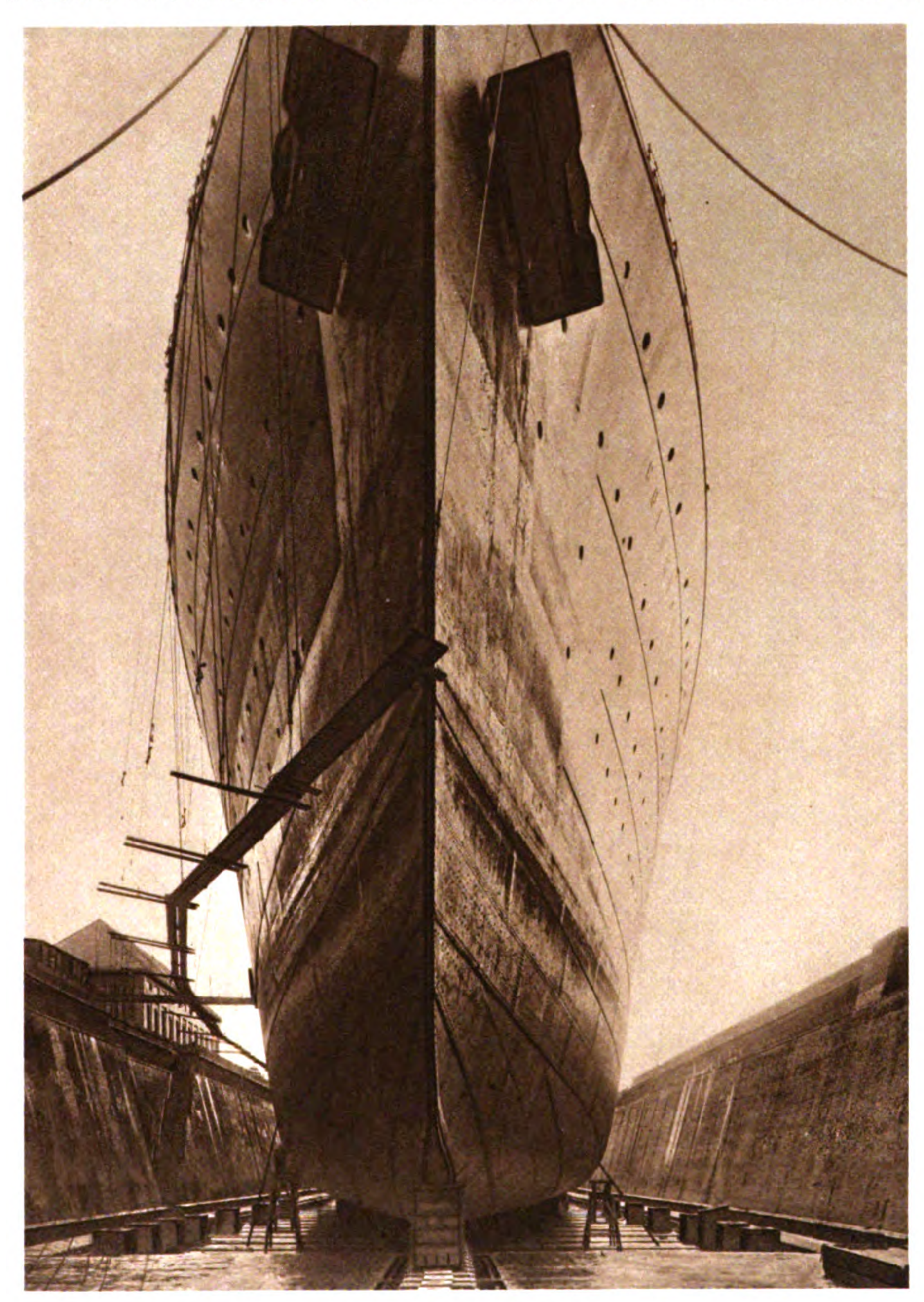


Oberteil eines der gewaltigen Schornsteine des Vierschrauben-Turbinenschnelldampfers „Bremen" vom Norddeutschen Lloyd. Durchmesser 15×6,2 m



Maschinenschacht eines Hapagdampfers
Peinlichste Sauberkeit, Licht überall. Stockwerk schließt sich an Stockwerk

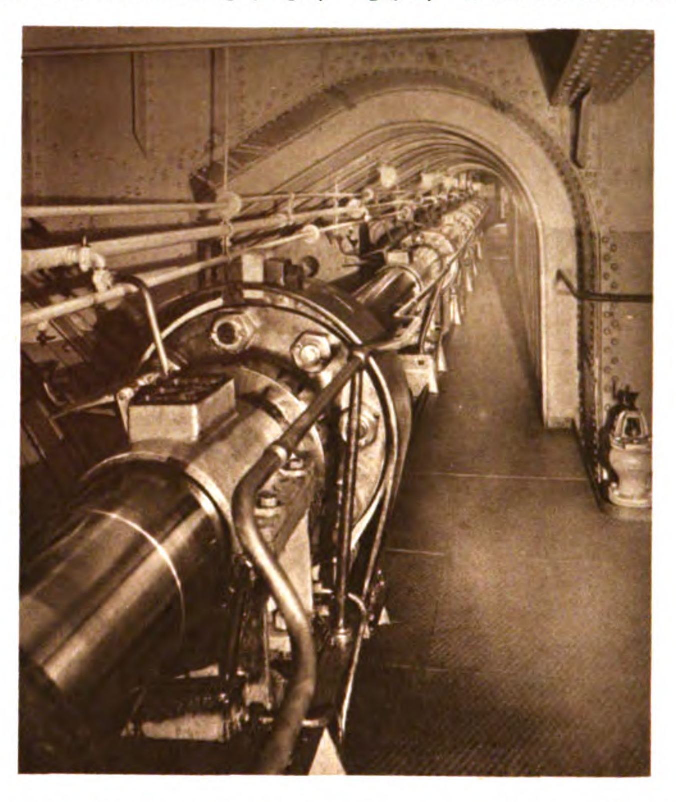
konnte Gelegenheit geben, Verbesserungen, die Maschinen, die Raumverteilung, die Sicherheitsmaßnahmen betreffend, zur Anwendung und damit zur Erprobung kommen zu lassen. Vieles wurde versucht, manches hat sich nicht bewährt. Prüfung in Wind und Wellen aller Zonen sonderte das Fertige vom Unfertigen, und so ist geworden, was nicht in der Meinung des Ablieferungsvertrages lag: unsere Schiffe stellen die Summe der Gegenwartstechnik dar. Wenn ihre Innenräume auch nicht voll gleißender Pracht sein mögen wie die der Prunkschiffe „Imperator", „Bismarck", „Vaterland" — heute auf „Berengaria", „Majestic", „Leviathan" umgetauft —, die Ver-



Lloyddampfer im Trockendock,
einem Graben, der nach Einfahren des Schiffes trocken gepumpt wird

treter der neuen Handelsflotte sind Zweckgebilde und sind rentabel.

Schiffe werden gebaut, um Geld damit zu verdienen. Je mehr Kohlen ein Dampfer braucht, desto mehr Bunkerraum ist nötig, desto weniger Platz bleibt für Fahrgäste und Fracht, desto weniger also bringt das Schiff ein. Es ist schwimmendes Hotel und schwimmendes Kraftwerk zugleich und soll trotz Sturm und Nebel zur rechten Zeit am Be-



Von der Maschine bis zum Propeller reicht die Wellenleitung, die sich durch den langen Wellentunnel erstreckt. Sein letzter Teil ist die Wellenhose

stimmungsorte anlangen, soll außerdem einen Überschuß bringen und doch seinen Fahrgästen, die den ganzen Tag nichts zu tun haben, während der Reisedauer behaglichen Aufenthalt bieten. Um alles das miteinander in Einklang zu bringen, müssen tausend Maschinen uhrwerkgleich zusammenarbeiten, und von deren einigen soll hier die Rede sein.

Stündlich mehr als 400 Zentner Kohle verlangen die Kessel großer Dampfer. Das sind für jeden Tag 10 000 Zentner. Unten im dunstigen, stickigen Heizraum arbeiten die Heizer, hantieren mit Schaufel und Haken. Asche ziehen und frische Feuerung aufwerfen, wieder Asche ziehen und wieder schaufeln, ob das Schiff vom Wüten des Orkanes hin und her geworfen wird, ob der Eisenboden schwankt, ob jeden Augenblick die Möglichkeit zur Wirklichkeit geworden sein mag, daß der Heizer gegen die fast glühenden Kesselbleche geschleudert wird . . .

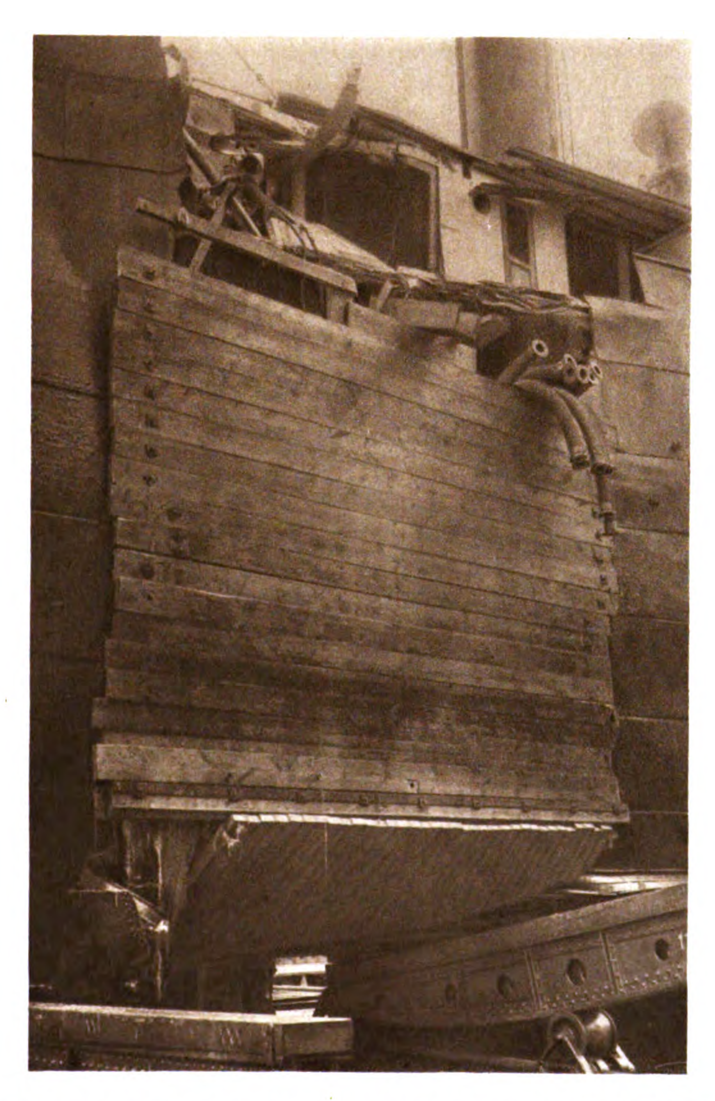
Asche ziehen und Kohlen schaufeln! Auf schmalen Gleisen rollen die Trimmer ihre beladenen Wägelchen heran: neue Ladung häuft sich auf, hinein damit! Asche und Schlacke werden in den zu ihrer Aufnahme dienenden Trichter geworfen, Druckwasser spült den Abfall hinaus. Und wieder neue Asche, neue Feuerung!

Viele moderne Dampfer kennen die Kesselheizung mit Kohlen nicht mehr. Für sie ist die Ölfeuerung eingetreten. Geräuschlos und schmutzfrei geht das Einpumpen des Heizöles vor sich, ohne daß die Fahrgäste etwas davon merken. Kein mühseliges Schaufeln, sondern selbsttätiges Einspritzen des Öles in die Flammrohre der Kessel; weniger Rückstände, aber höhere Heizkraft. Für 200 Tage eines Jahres, die ein Dampfer von 4400 PS auf Fahrt ist, wobei eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 12 Knoten (etwa 22 Kilometer) gerechnet wird, braucht er mehr als eine viertel Million Zentner Kohle, an Heizöl aber weniger als dreiviertel dieses Gewichtes. Das ergibt eine sehr bedeutende Freimachung nutzbaren Raumes.

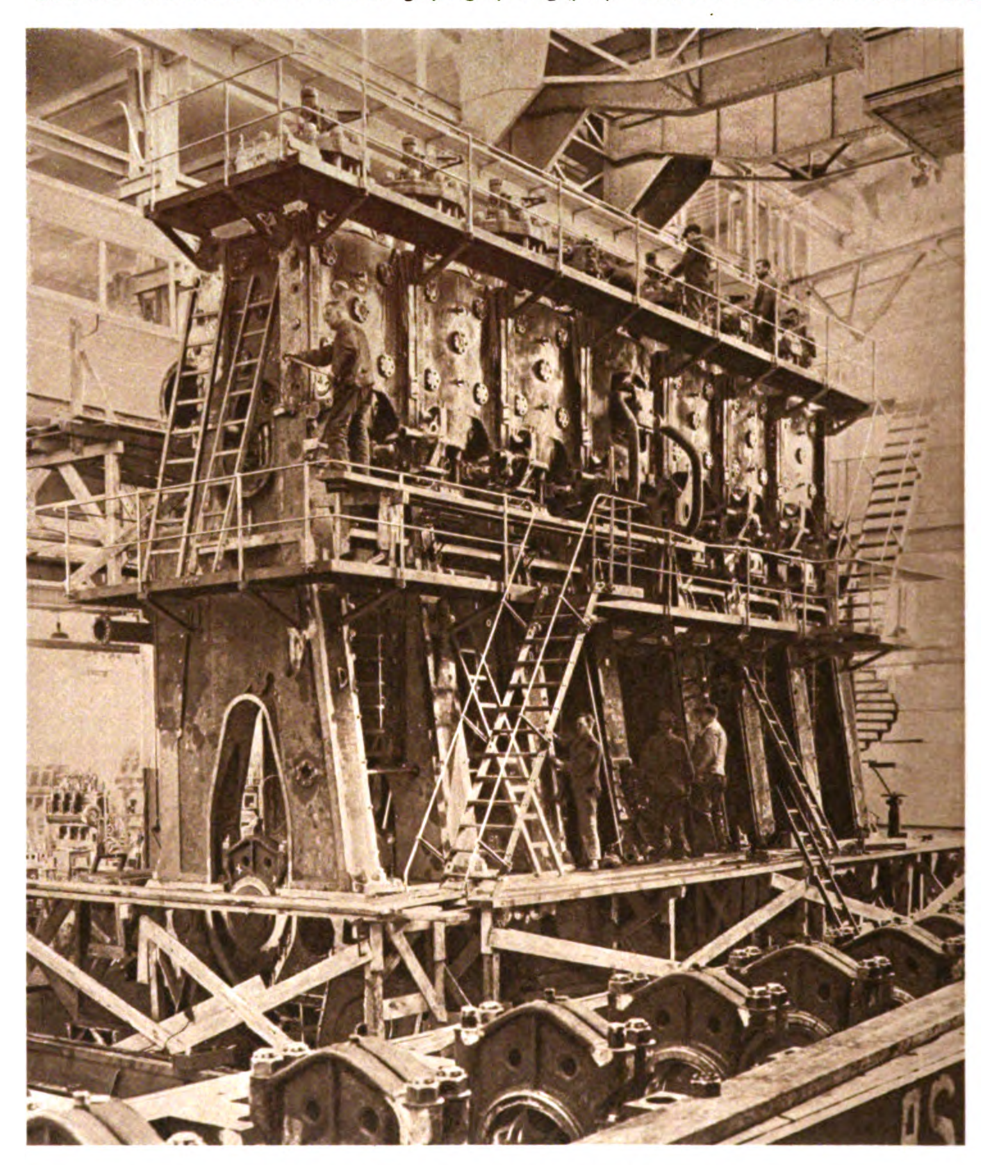
Vom Kessel aus gelangt der hochgespannte Dampf in die Maschine. Einst ließen der riesigen Kolben auf und nieder gehende Bewegungen das ganze Schiff erschüttert werden, was auf langen Seereisen zur Nervenqual werden konnte. Heute sind die bis zu 12 Meter hohen „Hammermaschinen" überholt und von vergleichsweise niedrigen Dampfturbinen abgelöst, die sofort — ohne

den Umweg über Kolbenstangen und Kurbelwelle — Drehung herstellen und kein Stampfen mehr kennen. Dampfturbinen sind leichter zu bedienen, sparen an Personal und Schmierung, liefern neuen Nutzraum. Allerdings laufen sie viel zu schnell: zwei- bis dreitausend Umdrehungen in der Minute würden den am äußeren Ende der Wellenleitung sitzenden Propeller so durchs Wasser wirbeln, daß er wohl Schaum liefert, aber dem Schiffe keine Fahrt schafft. Daher werden diese hohen Drehzahlen durch Zahnradgetriebe auf 110 bis 90 je Minute herabgemindert. Und weil die Turbine nicht beliebig so oder anders herum läuft, was bei der Kolbendampfmaschine leicht zu erzielen ist, werden kleinere Rückwärtsturbinen eingebaut, denn zum sicheren Manövrieren des Fahrzeuges sind Vorwärts- und Rückwärtsgang gleichermaßen unentbehrlich.

Ohne Ruß- und Rauchentwicklung ist kein Dampfer denkbar. Motorschiffe aber kennen dergleichen nicht. Sie brauchen weder Kessel noch Schornstein, und wenn sie doch Schlote führen, so ist es letzten Endes nur die Vermeidung eines unausgeglichen erscheinenden Anblickes, die sie mit den dicken Rohren versehen werden läßt. Wie eine Gute Stube sieht der Maschinenraum des Motorschiffes aus. Dieselmotoren, durch Öl getrieben,



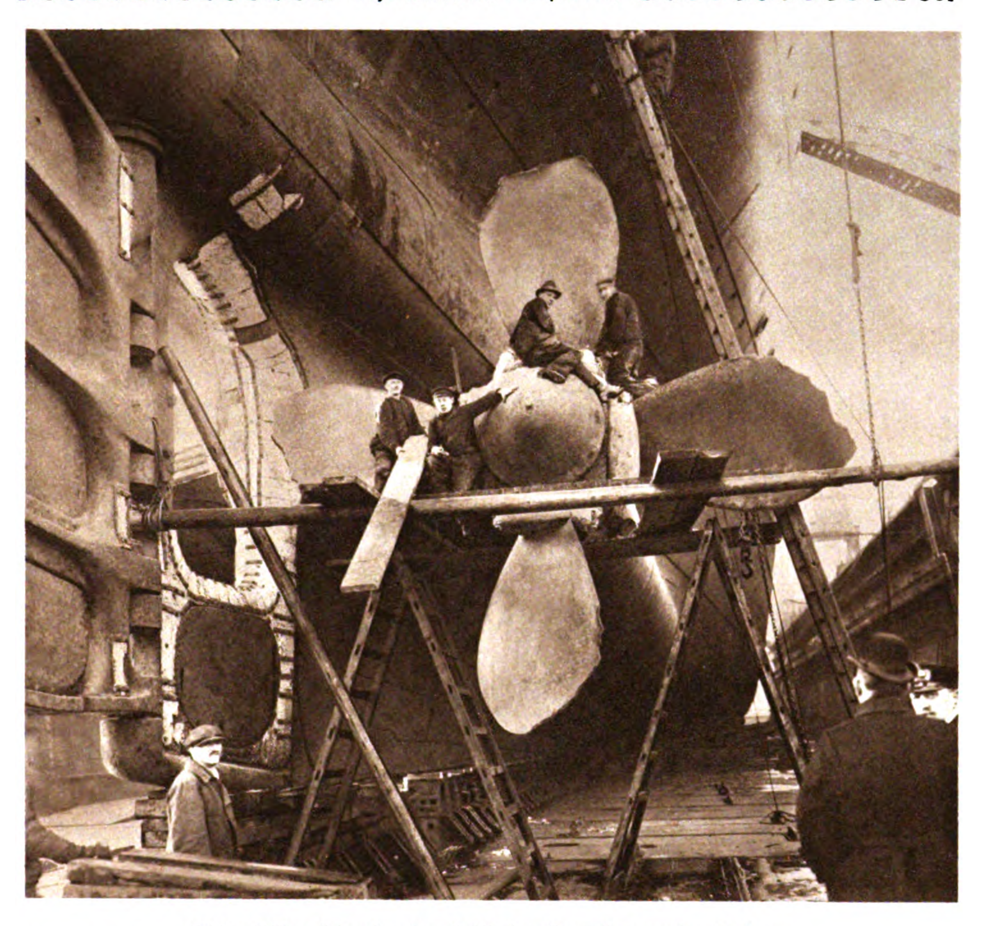
Nach einem Zusammenstoß sank auf der Elbe dieser russische Dampfer mit einem von oben bis unten reichenden Leck. Das Bild zeigt, wie die Taucher das Leck provisorisch dichteten. Nach dem Leerpumpen wurde das Schiff ins Dock des Vulkan (Deutsche Schiffs- und Maschinenbau-A.-G.) geschleppt und wieder seetüchtig gemacht



Doppeltwirkender Schiffsdieselmotor, der 6500 PS leistet, nahe der Fertigstellung in der Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg

brauchen wenig Aufpassung und verzichten beim Stilliegen auf Feuerung. Wenn sie aber laufen, verlangen sie kaum die Hälfte des Öles, das ein den gleichen Heizstoff verwendender Dampfer von gleicher Größe und gleicher Geschwindigkeit fordert.

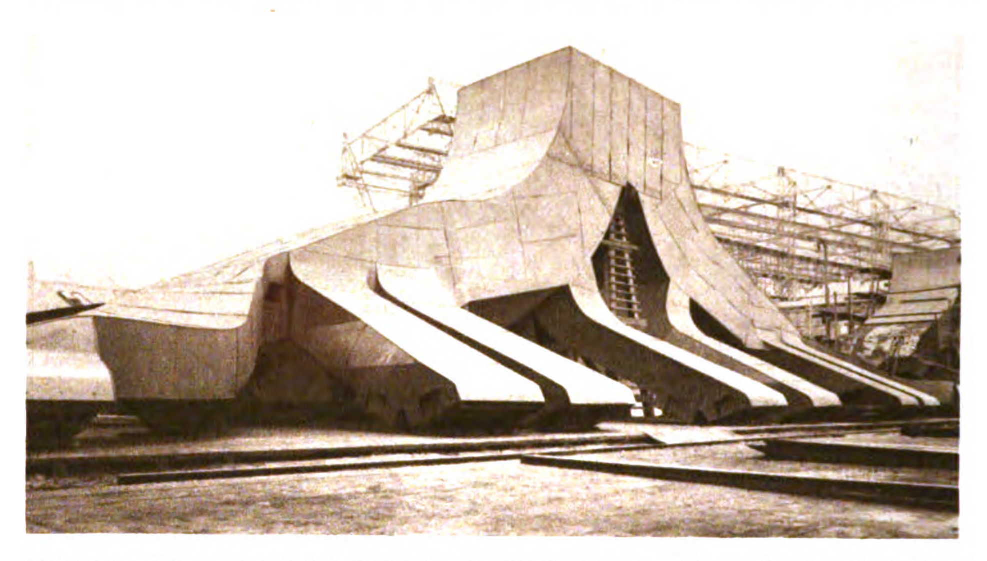
Moderne Schiffe tragen Maschinen überall: große, kleine und kleinste Maschinen, deren Vorhandensein der Fahrgast kaum ahnt, obwohl er jederzeit den Genuß von ihnen hat. Speisepumpen führen auf Dampfern den Kesseln Wasser zu, nachdem es Speisewasserreiniger durchlaufen hat. Erzeugungsmaschinen von Trinkwasser und solche zur Bereithaltung von Druck- und Kühlwasser arbeiten Tag und Nacht. Wenn die Hauptantriebsmaschinen ruhen und zwecks Ausbesserung gedreht werden müssen, treten kleine Hilfsdrehmaschinen ein. Winden betätigen die Ladebäume der Masten, andere lassen die aus halbmeterlangen Gliedern zusammengefügten Ankerketten in die Tiefe rasseln und holen sie samt dem Koloß des Ankers wieder herauf. Licht- und Kraft-



Dieses Bild zeigt neben der Größe der Propeller und des Ruders
eines Doppelschraubendampfers die Widerstandskraft des Eises, das die Beschädigungen verursacht hat
Das Schiff steht in einem Schwimmdock

erzeuger versorgen die sich bis ins zehnte Tausend beziffernden elektrischen Lampen, versorgen die Ventilatoren, die funkentelegraphischen, funkentelephonischen Anlagen, die Fahrstuhlmotoren, die Kücheneinrichtungen. Oben auf dem höchsten Deck wartet ein Notdynamo seiner Aufgabe, wenn das Geschick es will, dem sinkenden Schiffe bis zum Letzten und Äußersten elektrischen Strom zu produzieren. Die Rudermaschine bewegt das gewaltige Ruderblatt, zu deren Handhabung Menschenkraft nicht mehr ausreicht. Zeigertelegraphen übermitteln Befehle von der Kommandobrücke hinab zum Maschinenstand, andere geben die Meldung des ausgeführten Befehles dem Wachtoffizier zurück. Telephone in allen Räumen des Schiffes, im Ausguck, in den tiefstgelegenen Abteilungen. Maschinenkraft und Elektronengeschwindigkeit haben übernommen, was einst unter Aufbietung vereinter Körper- und Stimmbandanstrengungen verrichtet werden mußte.

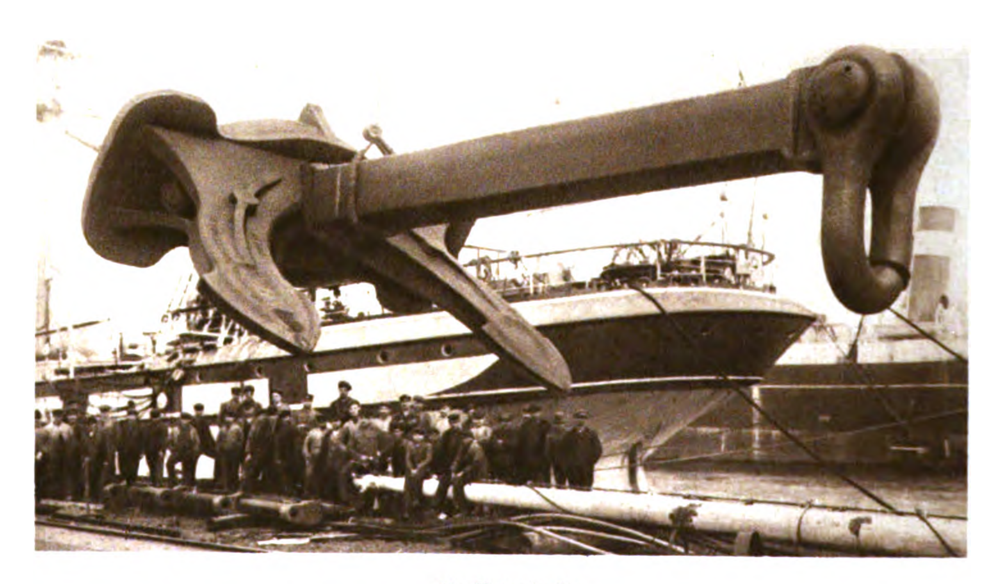
Im Gehäuse des Mutterkompasses, der unabhängig von magnetischen Einwirkungen ist, drehen sich drei Kreisel in der Minute 20 000mal, was während einer siebentägigen Fahrt 200 Millionen Drehungen bedeuten würde. Jeder Punkt des Kreiselumfanges legt in dieser Frist mehr als 90 000 Kilometer zurück, hätte also den Erdball doppelt und noch um ein Viertel dazu umkreist. Der auf der Kommandobrücke stehende und mit einem der Tochterkompasse (die ihrerseits wieder vom Mutterkompaß beeinflußt werden) verbundene Selbststeuerer hält trotz Sturm und Wellen das auf den Kurs eingestellte Ruder in seiner Lage. Selbsttätig wird die Fahrtrichtung aufgeschrieben; zur Ablesung von Ruderlage und Umdrehungszahl der Propeller dienen besondere Anzeiger. In den Küchen surren Kartoffelschälmaschinen, die in drei Minuten dasselbe leisten wie eine geübte Schälerin in sechs Stunden. Elektrische Küchen und Bäckereien



Rauchfänge. Die von den Kesseln kommenden Rauchkanäle werden erst oben zusammengeführt, um ein Hinabreichen der Schornsteine durch alle Decks zu vermeiden. Die architektonische Gestaltung der großen Speisesäle usw. würde dadurch gestört werden

verarbeiten den Inhalt ausgedehnter Proviantlager zu Trank und Speise. Tellerwaschmaschinen säubern Porzellan und Steingut. In den Schiffswäschereien drehen sich Trommeln und Walzen, in den Posträumen sind die Stephansjünger tätig, in der Schiffsdruckerei werden das Atlantische Tageblatt, die Speisekarten, die Programme gedruckt. —

Viel noch wäre zu erzählen von Schottenschließvorrichtungen, von automatischen Feuerlöschern, von Schlingertanks, Rettungswesen und Krankheitsbekämpfung, vom Echolot, von Unterwasserschallsignalen, vom Kino, von Docks und Bergung . . . mögen aber statt dessen die Bilder und ihre ausführlichen Unterschriften sprechen!



Ein Patentanker,
der im Gewicht seiner Teile so ausgeglichen ist, daß er immer in die richtige Lage fallen muß
Die beiden Pflüge graben sich in den Meeresboden ein, wenn das Schiff an der Kette zerrt

Michelangelo in Carrara. Gemälde von Prof. Ernst Würtenberger

Deutsche Festspiele

Von Dr. Ernst Leopold Stahl

Für den deutschen Kunstfreund war der Begriff „Festspiel" lange identisch mit Bayreuth. Hier war — sinngemäß auf eine veränderte Zeit angewendet —, der Traum von der Wiederbelebung der antiken Weihespielidee in ihrer großartigen religiös-festlichen Einmaligkeit zur Wirklichkeit geworden mit Richard Wagners Schöpfung seines Bühnenhauses auf dem heiligen Hügel von Bayreuth. Der Durchbruch von Wagners Werk in der Welt hat so wenig die Mission Bayreuths erschüttern können wie die gesetzliche Freiwerdung seiner Musikdramen: nichts wäre falscher als die Meinung von einer Stagnation Bayreuths. Man braucht nur an ganz wenige große Künstlerpersönlichkeiten der letzten Jahre zu erinnern, die geradezu Entdeckungen Bayreuths sind: die Larsen-Todsen, Melchior, Fritz Wolff. Wenn irgendwo, interpretiert man auch heute noch (wer möchte z. B. nach der „Tristan"-Deutung Karl Elmendorffs, auch eines Dirigenten der jungen Generation, daran noch zweifeln) in Bayreuth nicht aus dem Buchstaben, sondern aus dem Geiste seines genialen Schöpfers.

Seit einem Menschenalter bilden die Mozartfestspiele im Münchner Residenz-Theater einen der stärksten Anziehungspunkte des an solchen wahrlich reichen München für Gäste aus der ganzen Welt. Ein Mozart-Abend mit seinem Ineinanderwachsen von Werk und Umwelt gehört, in der Interpretation durch stilistisch den Anforderungen vollkommen gewachsene Künstler, zu den beseligendsten Eindrücken, die deutsche Opernkunst zu vermitteln vermag. — Keinem gleich reinen Gedanken ist die Gründung des Prinzregenten-Theaters in München zur Veranstaltung von Richard Wagner-Festspielen entsprungen. Man weiß es längst, daß der höchst reale Wunsch von Grundstückspekulationen mit diesem Bau am damals äußersten Ende Münchens, in Bogenhausen, verbunden war. Diese Tatsache ist selbstverständlich unabhängig von den seit mehr als einem Vierteljahrhundert darin sich vollziehenden Leistungen, den Wagnerfestspielen selbst, welche die Bayrischen Staatstheater allsommerlich als Krönung ihrer Jahresarbeit dort veranstalten: als Zusammenfassung und Kulminierung einer an und für sich auf sehr hohem Gesamtniveau sich vollziehenden regulären künstlerischen Arbeit. Damit ist die eine künstlerisch vollauf berechtigte Form festlicher Aufführungen bezeichnet, die Deutschland heute zu bieten hat.

Das gleiche Festspiel-Prinzip wie in München in der Oper treffen wir in Deutschland noch einmal, und zwar auf dem Gebiete des Schauspiels, und da in wesentlich radikaler durchgeführter Gestalt. Das ist auf dem jüngsten, frischesten deutschen Kulturboden der Fall, im Herzen des Industriegebiets, in Bochum. Der starke, absolut reine Kunstwille eines feinen geistigen Menschen, des Intendanten Dr. Saladin Schmitt, hat das Doppel-Theater Bochum-Duisburg in Verbindung mit dem über große kulturpolitische Erfahrung und Begabung verfügenden städtischen Theater-Dezernenten Stadtrat Dr. Stumpf zur führenden Bühne jenes nordwestdeutschen Gebietes gemacht. In Bochum drängt sich Ältestes und Jüngstes seltsam zusammen: das höchste Hochhaus der Gegend steht auf dem „Dudel" hart neben drei steilgiebligen Einstockhäuschen. Ackerstädtchen und die von Städtepolitikern prophezeite künftige Fünfmillionenstadt reichen sich die Hand.

Dieser seltsam zwiespältige, oft amüsante, oft reizvolle Eindruck, der sich dem Gast aus der Fremde schnell einprägt, wird bald schon gewichen sein vor dem Übergewicht der eisernen Energie dieser kraftgeladenen Stadt, die wie mit magnetischem Zauber schaffende Menschen, tätige Kräfte aus Industrie und Kunst an sich zieht. Beweis dessen nicht zum wenigsten jene beiden großen, aus der ganzen Kulturwelt besuchten Dichterwochen, die Bochum bisher veranstaltet hat und mit deren geistigen Werten die jedes Naturreizes bare Stadt selbst anspruchsvollste Menschen zu locken und zu halten verstand. Man war so bescheiden, weder die Goethe- noch die Shakespeare-Woche, die man im Bochumer Stadttheater veranstaltete, als Festspiele zu bezeichnen. Ihre Teilnehmer aber hatten alle Berechtigung, es zu tun. Denn hier hat ein im schönsten Sinne deutscher Idealismus, eherner Fleiß, künstlerische Fähigkeit ganz aus Eigenem und ganz im Vertrauen auf jugendliche Helfer und Helferinnen am Werk Außerordentliches vollbracht. Kaum sind jene beiden großen festlichen Weihewochen vorüber, die auch den noch nicht ganz im Sportbetrieb versunkenen Teil der Jugend von weither beilockte, und schon holt Bochum wie Duisburg zu neuer Tat aus. In Duisburg findet anläßlich des Tonkünstlerfestes des Allgemeinen Deutschen Musik-Vereins eine große Opernfestwoche statt, die ausschließlich musikdramatische Werke von Vertretern der modernsten musikalischen Richtung bringt — Schönberg, Kick-Schmidt, Paul Strüver, Hellmuth Gropp, Max Brand —. Bochum aber bereitet im Schauspiel nach den beiden klassischen Dichterwochen als dritte unter der Mitwirkung seines Oberregisseurs Dr. Buxbaum ebenfalls eine der jüngsten Produktion gewidmete vor.

Eine andere Form des Festspiels bietet in Reinkultur sich uns für das Schauspiel zweimal auf deutschem Boden dar: sind die Salzburger Festspiele unter Max Reinhardt, die Heidelberger Festspiele unter Gustav Hartung. In der Erscheinung sind diejenigen von Salzburg die ältern, in der Idee die von Heidelberg. Im Sommer 1925 ist in Salzburg das neue Festspielhaus fertig geworden. Schon früher hatte man hier auf dem großen Platz vor der kostbaren Architekturfront des Domes Hofmannsthals „Jedermann" aufgeführt und auch in der barocken Kollegienkirche selber geistliches Theater gespielt, Hofmannsthals Neufassung des Calderonschen „Welttheaters" unter dem Titel „Das Salzburger Große Welttheater". Nun errichtete man sich in aller Eile ein eigenes Haus. Der draußen in Hellbrunn geplante und bereits durch einen Grundstein markierte Bau war unerschwinglich. Ein Projekt Pölzigs blieb unausgeführt, an dessen Stelle dieser Umbau durch Hütter, den Salzburger Landeskonservator, trat, der an baukünstlerischer Bedeutung sich allerdings mit dem ungewöhnlich geglückten Neubau des dortigen Benediktinerkollegs von St. Peter durch Peter Behrens nicht messen kann. Man baute die sog. „gedeckte Reitschule", einen uninteressanten, kasernenartigen Riesenkasten, dazu um. Sie liegt neben der anderen, der offenen „Sommer"-Reitschule aus dem 17. Jahrhundert, einem der Barockbauwunder Salzburgs mit seinen in die Felsen gehauenen Steingalerien, von dem aus dann und wann eine der nächtlichen Mozart-Serenaden unter Paumgartners Leitung zum italienischen Himmel hinaufklingt, das aber im übrigen — von einer gelegentlichen Improvisation abgesehen — als Theaterräumlichkeit noch ungenutzt steht, so herrliche Möglichkeiten diese offene Reitschule dramaturgischem Spürsinn und inszenatorischer Phantasie darreicht. So harren auch andere Salzburger Stätten dereinstiger höfischer Theaterübung in dieser wahrhaft verspielten Stadt erst ihrer Wiederbelebung; in dem inmitten der Hauptverkehrsader versteckten Mirabell-Garten gibt es eines der wenigen, gartenarchitektonisch noch rein erhaltenen „théâtres de verdure", ein Gartentheaterchen mit seinen verschnittenen Hecken, den entzückendsten Schauplatz kleiner Rokokoschäferspiele, und draußen im Park von Hellbrunn, wo sich ja auch die raffiniert-kindliche Spielerei des mechanischen Theaterchens findet, steht mitten im Waldgrün das Gegenstück zum Mirabell-Bühnchen, das Steinerne Theater, die gegebene Spielstätte für ein in Quadern monumental sich erhebendes, vielleicht antikes oder antikisierendes Drama.

Vorläufig beschränkt man sich auf zwei Spielräume. Einmal sind es die an schönen Tagen Tausende anlockenden Spätmittagsaufführungen des „Jedermann" auf dem Domplatz vor der herrlichsten Naturkulisse der Feste Salzburg und der umgrenzenden Höhenzüge und vor dem selbst in dieser regenreichen Stadt nicht selten italienisch-blauen Rundhorizont eines wolkenlosen Himmels. Des Abends sind dann die Schauspiel-Aufführungen im neuen Festspielhaus, unter deren Darstellern von den ersten Mitgliedern der Garde Max Reinhardts kaum eines fehlt: Moissi, sein erster und immer noch bester „Jedermann", Pallenberg, Kayßler, Klöpfer, Paul Hartmann, die Thimig, Hans Moser, der vom bayrischen Staatsschauspiel kommende Gustav Waldau usw., — dazu Ergänzungen von West und Ost, die das Internationale dieser Salzburger Sommerspiele gerne betonen: die Amerikanerin Rosamond Pinchot, die Engländerin Lady Diana Manners, die aus anderen fernen Gegenden kommende Filmschönheit Lili Dagover, der Russe Sokoloff u. a., von denen allerdings nur des letzteren stürmische Blutfülle einen künstlerischen Gewinn bedeutet. Einen suggestiveren Wurm hat die deutsche Bühne vielleicht nie gesehen als ihn in einer herrlichen Aufführung von „Kabale und Liebe".

Wie die schlackenlos wundervolle Gestaltung der „Iphigenie" mit Helene Thimig, die damit endgültig in die Reihe der ganz großen Schauspielerinnen unserer Zeit Einzug gehalten, hat „Kabale und Liebe" in dem kleinen, im Rokokostil erbauten Stadttheater stattgefunden. Es waren neben den Mozart-Nachtmusiken wohl die köstlichsten und edelsten Kunstgaben, die seit der Gründung die unter der unermüdlich bestrebten Leitung Dr. Kerbers stehende Salzburger Festspielhausgemeinde zu bieten hatte. Aber leider auch die unbeachtetsten! Wer darf es tadeln, wenn nach solcher Erfahrung den Aufführungen in Salzburgs Großem Schauspielhaus mitunter mehr als dem gespielten Werke unbedingt künstlerisch zuträglich sein mag, der Charakter einer schönen Schau, ja einer literarischen Revue gegeben wird? „Turandot" von C. Gozzi, „Sommernachtstraum", „Räuber" — jeder Sommer soll in Reinhardts persönlicher Regie eine Neuinszenierung bringen — diese Werke in der Salzburger Festspielfassung auf eine andere deutsche Bühne übertragen: dagegen hätte man manchen Grund, sich zu wehren. Für Salzburg mit seinem enormen Prozentsatz an deutschunkundigen Ausländern sind diese „Räuber" (von denen jenen auch noch das „plot" im Programm erzählt wird) mit ihren Riesensprüngen im Text zu rechtfertigen, wenn anderseits ein so starker Einsatz an Einzelkräften und Ensemblewirkungen (die herrlich entwickelte Rollerszene) entgegenzusetzen ist.

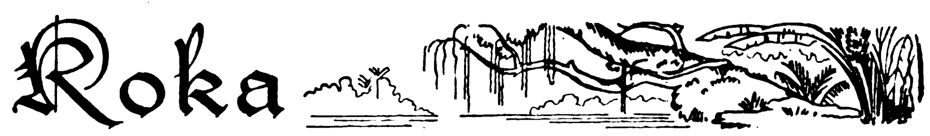
Von den Marksteinen in Reinhardts künstlerischen Entwicklung sollen die Sommerfestspiele 1929, zu welchen die Bayrischen Staatstheater mit der Stadtverwaltung zusammen Max Reinhardt und sein Ensemble nach München eingeladen haben, vier der wesentlichsten zeigen: „Kabale und Liebe" — eine der herrlichsten, immer wieder von ihm er-

neuerten Inszenierung seiner Frühzeit, — den „Lebenden Leichnam" — einen seiner größten Siege im modernen Drama —, „Dantons Tod", mit dem Reinhardt während des Krieges eigentlichst die expressionistische Bühnenstilbewegung einleitete —, und die ganz mit Musik durchzogene, tänzerisch graziöse „Viktoria" — seinen großen Erfolg der letzten Jahre aus der Berliner „Komödie" — als Beispiel einer originellen neuzeitlichen Gesellschaftsspielinszenierung.

Wie sehr kleine Ursachen immer wieder im Theaterleben ihre großen Wirkungen haben, dafür bieten die Heidelberger Festspiele einen erneuten Beweis. Mitten in der fürchterlichsten Inflation hatte es sich darum gehandelt, das nicht ganzjährig verpflichtete Schauspiel-Ensemble des Heidelberger Stadttheaters während eines Teils des Sommers zu erhalten. Der um seine Mitarbeit gebetene Verfasser dieses Aufsatzes, damals Generalsekretär des in Heidelberg ansässigen deutschen Theaterkulturverbandes, riet nun zur Veranstaltung vornehm ausgearbeiteter Sommerspiele unter Heranziehung führender Künstler, u. a. des ihm befreundeten Gustav Hartung und Heinrich Georges, die damals beide in Frankfurt a. M. tätig waren. Der nächste Schritt war ein gemeinsames Projekt von Hartung und mir zur regelmäßigen Durchführung von Festspielen in Heidelberg. Der übernächste: 1921 ein gemeinsamer Entwurf gleichen Sinnes für die Stadt von meinen beiden Freunden, dem Universitätsprofessor Dr. Martin Dibelius und dem Redakteur Dr. R. K. Goldschmit und mir als den drei Zuständigen des Theaterkulturverbandes mit dem Vorschlag, Gustav Hartung die Leitung zu übergeben. Die Inflation machte alle Hoffnungen zunichte, bis endlich im Jahre 1926 erstmals die Heidelberger Festspiele als organisatorisch und künstlerisch wohlfundiertes Unternehmen durchgeführt werden konnten, die seitdem allsommerlich viele Zehntausende von Besuchern in die mondbeglänzten Zaubernächte aufs Heidelberger Schloß locken. Denn von den drei vorhandenen Spielräumen der Festspiele ist der meistbegehrte begreiflicherweise das entzückendste Meisterstück deutscher Hochrenaissancebaukunst: der Innenhof des Heidelberger Schlosses, mit dem zerschossenen Ott-Heinrichsbau als Hintergrund, dem prunkhaften Friedrichsbau als Seitenkulisse. So sind diese Heidelberger Aufführungen zumeist Freilichtspiele: „Licht"-Spiele übrigens, die unter Ausschaltung des unzuverlässigsten Beleuchtungsinspektors, der Sonne, aus dem Dunkel des sommerlichen Spätabends (sie beginnen nie vor ½9 Uhr) mit farbigen Scheinwerfern und Fackelreigen herausgeleuchtet werden. Hartung, der Vierziger, schart u. a. die Darsteller-Kollegen der eigenen und ihm nachgewachsenen Generation als Bundesgenossen um sich: Gerda Müller, die kleine Csamska (Stuttgart), die Sagan, Maria Krahn, Fritta Brod, Elisabeth Lennertz, Karl Ebert (jetzt Darmstädter Generalintendant und trotz Würden und Bürden noch immer einer der hingebungsvollsten Mitspieler auch in Heidelberg), Heinrich George, Rehmann, den jungen Kayßler, Ewald Balser und Otto Wernicke, große Hoffnungen des deutschen Theaters, neben denen auch die Großen des Reinhardtstammes in Heidelberg nicht fehlen: Pallenberg, Klöpfer, Steinrück (der vorläufig unersetzte), die Höflich. Hartungs erste Inszenierung, auch 1929 wieder aufgenommen und neu durchgearbeitet, war bisher seine schönste: das von der überströmenden Fülle ausgezeichneter Regieeinfälle aus den Ritzen und Winkeln des Heidelberger Schloßhofs hervorgelockte Zauberspiel des „Sommernachtstraumes" mit einem dem sehr anspruchsvollen genius loci herrlich gerecht werdenden, aller Süßlichkeit entkleideten Troll- und Elfenspiel. „Käthchen von Heilbronn" als zweites Spiel des Schloßhoftheaters enthüllte die vom Kulissentheater leichter zu verdeckende komplizierte Unnatur ihrer allzuliterarischen Schöpfung, wurde aber eine populäre Attraktion. „Agnes Bernauer" folgt 1929. Die zweite Spielstätte: ebenfalls droben auf dem Schloß, das „Bandhaus", ein düsterer gotischer Hallenbau mit vorhangloser Podium-Szene, in dem bisher „Urfaust" (auch 1929 wieder), „Macbeth", „Schluck und Jau", worin Pallenberg und Klöpfer als zwei herrliche Spielpartner konfrontiert waren, gespielt sind. Die dritte: das Stadttheater, das bisher die Uraufführung des „Muncken Vendt", — Knut Hamsuns „Peer Gynt" — brachte, der bisher auch in der Heimat des Dichters nicht aufgeführt war. Durch die Schaffung von Dichterpreisen, an denen Staat und Reich sich beteiligen, wird — ohne Ausschreibung hoffentlich — auch für die junge deutsche Dichtergeneration im ewig jungen, immer der Zeit vorangehenden Heidelberg etwas geschehen.

Noch zweier festspielmäßig außerordentlicher Eindrücke sei schließlich kurz gedacht. In Augsburg hat ein junger Regisseur, Dr. Eugen Gürster, mit meistens jungen, begabten Schauspielern an einer der schönsten Ecken der Stadt, vor St. Ulrich am Ende der Maximilianstraße, „Jedermann" zu selten volkstümlicher, eindringlicher Wirkung gebracht. In München aber veranstaltete die Russische Privatoper in Paris, die von Frau Marie Kousnezoff geleitet wird, im Deutschen Theater des unternehmenden Direktors Hans Gruß eine interessante russische Saison mit einem Ensemble von annähernd 200 — meist emigrierten — Personen, bei der drei der bedeutendsten slawischen Opern: zwei von Rimsky-Korsakoff, „Zar Saltan" und „Schneeflöckchen" sowie der großartige „Fürst Igor" von Borodin in mustergültigen, die große Tradition der russischen Hofoper würdig erhaltenden Ensembleleistungen — vor allem der herrlich geschulten Chöre — zur Aufführung kamen.

Roka



Novelle von Theodor Plivier

Sie müssen ihre Pferde anhalten und sich gegen die Felswand drücken, damit der Trupp Lastträger sie passieren kann.

„Warum verwenden Sie keine Maultiere für die Arbeit?" fragt Miß Dillington ihren Gastherrn, den Besitzer der Bleigruben und der Erzschmelze Santa Catarina.

„Indios sind billiger!" entgegnet Don Pablo.

Die Indios bewegen sich in langer Kette auf der alten Straße, die ihre Vorfahren in die Felsen gehauen haben und die so schmal ist, daß zwei Mann zu Pferd nicht aneinander vorbeikommen können. Kilometertief stürzt die Felswand in die Schlucht ab. An den düsteren Hängen des Schiefergesteins blitzen Schnee- und Eismassen.

Der Führer der Kolonne, nicht ein Indianer wie die andern, sondern ein Mestize mit scharfem Vogelgesicht, hat die beiden Weißen erreicht. Im Vorbeigehen schwenkt er seinen Hut bis fast an den Boden und sagt den üblichen Gruß: „Guten Tag, mein Herr und Gebieter!"

Dann kommen die andern, mit ausgebogenen Knien, in schweren Schlürfschritten. Grobe Fellsandalen tragen sie an den Füßen, und auf ihren Schultern wuchten kalbslederne Säcke mit Bleimulm.

„Die Minen liegen auf 5000 Meter!" erklärt Don Pablo. „Die Schmelze liegt auf der Ebene in 4000 Meter!"

Miß Dillington starrt auf die Indianer. Wie sprachlose Schemen ziehen sie vorbei, die gewaltigen Oberkörper niedergebeugt unter der Last der Erzladung. Alle tragen dasselbe lemurenhafte Gesicht. Die Haut, die sich über stark vorspringende Backenknochen spannt, ist von fahlem Gelb.

Die beiden setzen ihren Weg fort: Pablo Tardel, der einzige weiße Mann im Umkreis von einigen hundert Kilometern, und Miß Dillington vom Stab der ‚United Blei Company'.

„Wie ganz anders sieht die Produktion bei uns aus! Bei uns haben die alten Methoden abgewirtschaftet!"

„Hier nicht, hier noch lange nicht!"

Nach einer Weile passieren sie einen schluchtartigen Einschnitt in die Felswand. Geröll und Schotterstücke liegen am Boden. Mit einer Kopfbewegung deutet Don Pablo auf den halboffenen Bergkessel.

„Hier habe ich Gold gefunden, lose gebunden an alte Schiefer. Das Erz hat mich festgehalten. Sieben Jahre elf Monate habe ich hier gelebt, knapp unter der Firngrenze. Die Sorroche? Ich habe nie unter ihr gelitten. Aber gerade das ist es. Diese Krankheit hat mich vom andern Ende angepackt. Als ich mit dem Gold hinunterfuhr — fiebernd nach Städten mit steinernen Häusern, mit Menschen und Schicksalen — war es zu spät. Die Ärzte haben mich zurückgeschickt. Sie haben mich in einen Waggon verladen, und erst als der Zug die Berge erreicht hatte und immer höher klomm, kam mir das Bewußtsein wieder. Das ist die Geschichte, Miß Dillington! Und das ist der Grund dafür, daß ich nicht verkaufe, trotz ‚United Blei Company' und niedrig geschraubter Weltmarktpreise! Ich verkaufe ‚Santa Catarina' nicht. Ich kann nicht leben in der Welt unten, keinen einzigen Tag mehr!"

Miß Dillington versteht plötzlich, warum ihre Gesellschaft gerade eine Frau hergeschickt hat. Der Auftrag lautet: „Santa Catarina und Besitzer mit allen Mitteln für den Verkauf reifzumachen!"

Wie der trotzige Geist der Wildnis reitet Pablo Tardel seinen Weg.

Miß Dillington hält ihr Pferd an. Sie steht vor dem jäh aufgetanen Abgrund, als sei sie selbst ein versteinertes Stück der Landschaft geworden. Ihr Blick schweift durch die leere Luft, bleibt schwindelnd hängen an dem Felsenpik, der jenseits der Schlucht grausam und titanisch in den Himmel ragt, 5600 Meter über dem Meer, Wahrzeichen der alten Inkastraße.

*

Einen halben Tag ist Don Pablo neben dem Wagen hergeritten, der die Dillington über die Ebene zurückbringen soll. Er hat versucht, die Frau, die so plötzlich in seine Einsamkeit eingebrochen ist, zurückzuhalten. Vergebens! Er beugt sich über ihre Hand. „Leben Sie wohl, Miß Dillington!"

„Auf Wiedersehen, Pablo Tardel!"

Der blonde Haarschopf der weißen Frau erstrahlt im Licht des hellen Tages. Pablo wendet sich an die Maultiertreiber. Seine

Stimme klingt heiser: „In drei Tagen müßt ihr die Bahnlinie erreichen! Los, vorwärts!"

Er sieht dem Wagen nach, der über das harte Büschelgras der Puna hinfährt und auf dem welligen Boden sich hebt und senkt wie ein Boot in der Meeresdünung. Freies Land dehnt sich vor dem Gefährt, bis zu jenem fernen Horizont, wo die Hochebene durch die Küstenkordillere vermauert ist. Dort liegt die Station! Von dort führt der Schienenweg in die Welt und in das Leben hinunter. Diesen Weg wird Pablo Tardel nicht mehr gehen! Und keine Frau wird den Weg heraufkommen zu ihm!

Er wendet sein Pferd zurück nach Santa Catarina.

Die Straße wird wenig begangen. Sie ist gekennzeichnet durch niedergetretenes Gras und durch die Kadaver von Maultieren, die in unregelmäßigen Abständen schwarz und zerfetzt am Boden liegen und modern.

Einen gelben Schädel hat Pablo am Boden liegen sehen, morgens, als er neben dem Wagen hergeritten ist. Der Schädel hatte langes schwarzes Frauenhaar. Jetzt sieht er ihn neben der Wagenspur liegen. Er hält sein Pferd an und schaut in die leeren Augenhöhlen.

Die Frau war noch jung. Sie ist nicht an der Krankheit Santa Catarinas gestorben. Die Knochen zeigen nicht jene Deformationen, die schon an den Lebenden sichtbar werden. Plötzlich muß Pablo an Tuja denken, an die Indianerin aus dem Gran Chaco. Und an jene andere, die dasselbe Haar hatte wie Tuja. Den Namen der anderen hat er vergessen. Sie war die Frau von einem seiner Maultiertreiber.

Aber warum liegt der Schädel nicht in der Gräberstätte, warum liegt er ausgeworfen auf der Ebene?

Pablo gleitet aus seinem Sattel heraus und hebt ihn auf. Er soll nicht zertreten werden, nein, das soll er nicht. Abseits vom Wege legt er ihn nieder in ein Grasbüschel. Dann springt er wieder in den Sattel und reitet weiter.

*

Fast scheint es, als wolle das Leben auf Santa Catarina zu einem Stillstand kommen. Unendlich langsam schleppt die Arbeit sich vorwärts. Don Pablo wartet auf Manuel Quispe, den Ofenmeister und obersten Antreiber der Schmelze.

Von seinem Haus aus kann er das Werk überschauen. Hochofen, Seiger und ein paar Schuppen! Rings herum liegen ausgeglühte Gesteinsmassen, Schlacken, Gekrätze! Bleidreck, Kupferschlicker und trockener, pulvriger Zinnarsenabstrich! Der zerwühlte Erdhaufen mit dem rohen, turmartigen Bau in der Mitte, mit weißen Staubwolken und brodelnden Giftdämpfen.

Manuel Quispe steigt die Stufen zum Hause Don Pablos hoch. Er ist ein Mann mit den Merkmalen von drei Völkerrassen, jedoch von vorwiegend indianischem Aussehen. Sein ursprünglich braunes Gesicht hat einen fahlen aschgrauen Ton angenommen, und das Weiße in seinen Augen zeigt eine ganz leichte Gelbfärbung, erste Anzeichen der Krankheit, die unter den Arbeitern der Schmelze ihre Geißel schwingt.

„Wir haben gestern nur die halbe Anzahl Barren produziert!"

„Jawohl, Herr!" antwortet Quispe.

„Und heute sind die Seiger fast leer!"

„Koka fehlt! Seit vierzehn Tagen war nur die stinkende Koka caspada zu haben. Auch die ist verbraucht!"

„Dann muß die Peitsche helfen, Manuel Quispe! Wir brauchen Blei! Morgen will ich die volle Anzahl Barren gestapelt sehen!"

Don Pablo bleibt wieder allein. Er rechnet. Mit allen Mitteln muß er versuchen, die Produktion zu verbilligen, um Schritt zu halten mit den ständig fallenden Kursen für Rohblei.

*

Der ganze Camp wartet auf Tuja, die von den Ostabhängen der Kordillere her unterwegs ist mit der frischen Ernte Kokablätter. Die Erzschlepper bringen Nachricht, daß sie schon auf dem Wege zum Dorf ist. Der lahme Churoqui entdeckt sie als erster.

„Erbarme dich eines Unglücklichen!" bittet er mit blödem Blick auf seine leblosen Beine.

In seinen ausgestreckten Filzhut schüttet Tuja eine Handvoll Kokablätter. Churoqui holt Holzasche aus seiner Tasche, mengt die Kokablätter damit und schiebt sie gierig zwischen seine alten Zähne. Er kaut und schlingt den Saft, der allein imstande ist, die Schmerzen zu dämpfen, die an seinen Knochen nagen.

Tuja wartet auf einen Blick der Anklage gegen den düster in den Abendhimmel ragenden Bleiturm, auf ein Wort des Hasses gegen das Haus des weißen Mannes. Nichts!

Tuja treibt ihre Packtiere in das Dorf. Die Bewohner stehen auf der Straße. Sie sind aus ihren Hütten hervorgekrochen. Die von der Schicht haben den Ofen und den Arbeitsplatz verlassen. Männer, Weiber und kleine Kinder folgen ihr schwankenden Schrittes.

„Maria santissima!" betet eine Frau, die ihren in Lumpen gebündelten Neugeborenen an der Brust hängen hat. „Mama Cuca . . ." haucht ein zum Skelett ausge-

zehrter Greis den höchsten Titel, den seine Vorfahren einer Frau, der Königin der Könige, gegeben haben. „Mama Cuca, Mama Cuca . . .“ Dabei fletscht er mit braungebeizter Zunge die langen, noch starken Zähne seines Schädels.

★

In düsterem Schweigen, die Totenfarbe des grauen Metalls, das sie gewinnen, auf der Haut und in den Augen, stehen die Bewohner der Schmelze und sehen zu, wie die in Matten vernähten Kokaballen von den Rücken der Lamas abgeladen werden.

Quispe nimmt die Ballen in Empfang und verstaut sie in einem Schuppen. Der Chinese Felipe, der den Posten des Majordomus im Hause Don Pablos ausübt, hilft ihm einen Ballen öffnen und nimmt den Indianern die Gutscheine ab, für die er ihnen eine Anzahl Blätter in die ausgestreckte Hand zählt.

Sorgsam legen die Indios die Blätter in die Chuspa, in die Ledertasche, die sie zu diesem Zwecke überall bei sich führen. Sie kriechen wieder in ihre Hütten und die andern gehen auf den Arbeitsplatz zurück. Sie hocken auf Kohle- und Schlackenhaufen nieder oder strecken sich lang aus auf die hölzernen Laufplanken und beginnen gierig mit dem Kauen der Blätter.

Quispe schließt den Schuppen ab. Dann geht auch er. In der Mitte des Dorfes steht ein Haus, höher als die andern. Am Dach dieses Hauses weht ein Tuchfetzen, der einmal rot war, aber schon lange ausgebleicht und verwaschen ist von der Sonnenglut und den Schneestürmen, die in jähem Wechsel über Santa Catarina hingehen. Der schmutzige Fetzen kennzeichnet das Haus als Tambu. Chicha, ein aus Maiskörnern gegorener Most, wird hier ausgeschenkt und Piscoschnaps.

Ein kahler Raum, hinten ein Tisch, Flaschen und Gläser darauf. An beiden Seitenwänden, knapp über dem Boden, Steinbänke. Paucarchuco, der Wirt, erhebt sich nicht. Das Maul voller Blätter, sitzt er auf der einen Bank, kaut und starrt mit einem leeren Gesicht in die Luft.

Quispe schenkt sich selbst ein Glas Pisco ein und stürzt es hinunter. Dann setzt er sich auf die andere Bank. Aus seiner Chuspa holt er Blatt nach Blatt, trennt die Rippen heraus und schiebt sie in den Mund. Er beißt und mahlt das Blätterzeug, bis es sich zu einer Kugel geballt hat, taucht einen Holzstocher in den mit Kalk gefüllten Flaschenkürbis und sticht das daran haftende Pulver in den Blätterball. Das wiederholt er, bis der Ball die rechte Würze hat. Gierig schlingt er den Saft, der seine Mundhöhle füllt. Der widerlich süße Bleigeschmack schwindet aus Kehle und Magen. Frische Kräfte durchströmen seinen Leib.

Lange kann Quispe sich dem Genuß nicht hingeben.

Er reißt sich hoch. Da, an der andern Wand, sitzt Paucarchuco. Der kann kauen, bis wunderbare Bilder vor ihm erstehen und wonnige Gestalten ihn fortführen in eine Welt, in der es keinen Hochofen gibt. Und keine störrischen Tiere mit geschrumpftem Zahnfleisch und geschwollenen Gelenken, mit Flecken der Fäulnis an Armen und Schenkeln, die zitternd und schweißbedeckt die Last an den Beschickungstrichter karren: zwanzig Kilogramm alle zehn Minuten.

Für den genossenen Pisco wirft Quispe dem Schnapswirt einen Gutschein über fünf Kokablätter vor die Füße. Ohne ein Wort zu sagen verläßt er den Tambu.

Er stachert die Häuserreihe entlang. Am Ende der Straße steht ein Pfahl, mit einer daran aufgehängten Eisenplatte, dem Gong, der das Leben auf Santa Catarina reguliert: einen Schlag für den Beginn und zwei für das Ende der Pausen zum Kauen der Koka. Und morgens und abends fünf schwere Schläge für den Schichtwechsel, den Anfang der neuen Kokada.

Zweimal schwingt Quispe den Hammer.

Die um den Hochofen lagernden Leute stehen auf. Die Chuspa stecken sie in ihre Taschen, packen die Schaufeln, die Stangen, die Karren und setzen sich wieder in Bewegung. Quispe zieht die Lederpeitsche aus seinem Gürtel, wirft sie im Vorbeigehen in sein Haus hinein und beginnt seinen Rundgang. Das Leben auf Santa Catarina läuft wieder seinen gewohnten Gang.

★

Tuja ist bei den Amarus abgestiegen.

Sie sitzt in der Hütte neben dem Feuer, legt von Zeit zu Zeit eine Handvoll getrockneten Maultiermist nach und horcht in den sternklaren Abend hinaus. Hundebellen schwingt durch die kalte, sternklare Luft. Manchmal flaut es ab. Aber dann erhebt sich wieder dieselbe einzelne Stimme und hinterher die ganze Meute!

„Paucarchucos Hund!“ sagt die Amaru.

Tuja kann die unreine Stimme deutlich von den langausklingenden Heullauten der andern Hunde unterscheiden. Die Hunde leiden an der Bleikrankheit wie die Menschen. Und sie haben keine Koka, die ihre Schmerzen lindert. Aber sie haben eine andere Medizin, die Tollwut, die in gewissen Zeitabständen unter ihnen ausbricht und die ganze Meute von ihren Leiden erlöst.

Eine Gestalt schiebt sich vor die Hütte. Es ist Felipe aus dem Hause Don Pablos.

„Don Pablo schickt. Die Kokahändlerin soll kommen!“

Tuja hat diesen Ruf erwartet; nur ihre Lippen bewegen sich.

„Tuja Choquehuanca hat gehört, sie wird kommen!“

„Morgen abend, wenn die Kokada geschlagen wird!“ sagt Felipe. Dann verschwindet sein gelbes Mongolengesicht so plötzlich, wie es aufgetaucht ist. Tuja sieht den Sternenhimmel wieder und die Hütten des Dorfes. In einer einzigen armseligen Zeile stehen sie zusammengedrängt. Aus dem Haus mit dem Tuchfetzen, in dem Chicha und Pisco ausgeschenkt wird, dampft trübes Licht und dringen seltsam bizarre Rhythmen. Gesungen wird, kreischende Frauenstimmen, rauhe Kehltöne von Männern! Mit Händen und Knöcheln wird auf leeren, dumpf dröhnenden Holzkisten der Takt geschlagen.

Sie tanzen die Zambacueca!

Immer noch heult Paucarchucos Hund. Und in der Nachbarhütte wimmert das neugeborene Kind, ohne Aufhören, mit einer Stimme so dünn, wie von einer straffgespannten Geigensaite.

„Vier Tage schon . . .“ sagt die Amaru, die nicht einschlafen kann. Sie bekommt keine Kinder mehr nach dem Tiburon, den sie von ihrem bleivergifteten Mann geboren hat.

Plötzlich ist die feine Geigensaite in der Nachbarhütte gesprungen und hinter der Lehmwand ist es stillgeworden.

„So war es vor zehn Monaten,“ flüstert die Amaru und bekreuzigt sich. Tuja wirft ein paar Hände voll Dung auf das Feuer und facht es mit dem Saum ihres lang herabhängenden Ponchos zu heller Flamme an. Ein jähes Kältegefühl hat sie ergriffen.

Und wieder steht jemand vor der Tür.

Die Frau aus der Nachbarhütte schiebt sich durch den engen Zugang. Mit weichen Händen stellt sie einen großen Filzhut vor die Füße Tujas.

„Meine kleine Pocecita ist ein Engelchen geworden!“ Tonlos sagt es die Mutter.

Tuja nimmt einen Zweig aus ihrer Chuspa, einen besonderen Zweig, welcher vom Strauch der heiligen Pacha Mama stammt, welche die erste Koka gepflanzt und die Indianer das Kauen gelehrt hat. Zwei Blätter bricht sie ab, dreht sie zu einer schmalen Rolle und legt sie in das kleine Mäulchen des gestorbenen Kindes. Die Blätter werden seine Seele mit den Göttern versöhnen.

Die Tänzer in dem Chichahaus sind still geworden. Jetzt gellen die Schreie eines Indios in die Nacht, schwellen mit den stoßweise auftretenden Schmerzen der Kolik zu tierischem Gebrüll. Es ist wie eine rasende Dämonie über den Hütten des Dorfes. Dazwischen sind die Geräusche der Schmelze. Schaufeln schurren über den Boden. Karren werden umgekippt. Erdmassen rutschen. Bleibarren, die aus den Tigeln gestülpt werden, klingen metallisch.

*

Tuja Choquehuanca ist anders als alle Frauen, denen Don Pablo begegnet ist. Sie steht vor ihm, höher und schlanker als die Frauen der Puna, mit olivenfarbenem Antlitz und mit Augen, die ihn anrühren wie dunkle Lichter der Wildnis.

„Setzt Euch, Tuja Choquehuanca!“

Er nimmt ihr gegenüber Platz.

„Ich habe nach Euch geschickt, um regelmäßige Lieferung von Kokablättern für Santa Catarina mit Euch zu besprechen!“

Tuja weiß, daß seine Worte nur Vorwand sind. Seit dem Tage, da sie ihm das erstemal begegnet war, weiß sie, daß er sie aufsuchen oder sie rufen würde. Auf diesen Tag hat sie sich vorbereitet!

„Ich stehe zu Diensten, Herr! Und ich habe Blätterproben mitgebracht!“ Sie stellt ihre Chuspa auf den Tisch.

„Davon später . . .“ wehrt Pablo ab.

Sein Blick geht über die hochgewachsene Gestalt. Unter dem Saum des Kleides sieht er die bloßen Füße, hochgeschnürt in Riemensandalen. Wie matte Bronze leuchtet die Farbe ihres Fleisches. Viertausend Meter über dem Meer lebt Pablo Tardel. Das Chichahaus, in dem die Männer des Dorfes ihre Weiber wählen, ist für ihn verschlossen!

„Ich danke Euch, Tuja! Aber zuvor erzählt mir etwas von Euch selbst, von Euren Reisen, von der Ceja, wo der Kokastrauch gebaut wird!“

Tuja erzählt von der Ceja, der Region an den Ostabhängen der Anden. Gelblich braun ist der Boden: verwitterte Gesteinsmassen, verfaulte Pflanzenreste, Metallverbindungen, die unaufhörlich von den Höhen herabwaschen. Warme Dämpfe steigen aus der Erde, liegen als schwere Nebelbänke über den Hängen, so dicht, daß es niemals hell wird. In ewiges Dämmerlicht sind die Wälder getaucht. Ohne Geste spricht Tuja, mit inwendiger Bewegtheit, schildert ihre letzte Reise und erklärt ihr verspätetes Eintreffen in Santa Catarina. Sechs Wochen hat sie in einem Tambu am andern Ufer des Pilco Mayo warten müssen, bis das Hochwasser gefallen war. Pablo läßt keinen Blick von

ihr, während sie spricht. Ob sie ihre Geschäfte, den Kauf und Verkauf der Blätter allein besorge, fragt er.

„Ganz allein!“ antwortet Tuja. „Mein Vater Choquehuanca hat seinen Rücken nie unter den Lasten der Schmelze gebeugt. Im Tal Huilcamayo liegt er begraben, zu Füßen des lavabedeckten Vulkans!“

Sie verschweigt, wie sie hinter ihrem Vater hergewandert ist und wie sie ihn endlich gefunden hat. In dampfendes Laub war sein Leib gehüllt, die Gesichtszüge eingefallen, die Augen matte, kreisrunde Scheiben. Sie hat sich neben ihn gesetzt und hat ihm Blatt nach Blatt gereicht bis an sein Ende. Dann hat sie frisches Laub geholt und Felsen über den Leichnam Choquehuancas geschichtet. Er war das erste Glied in dem Ring der toten Mäuler, den sie um den weißen Mann gezogen hat.

Pablo hat Kerzen angezündet. Er liebt das schwere, feierliche Licht zuweilen.

„Im Tal Huilcamayo stehen Ruinen aus der alten Inkazeit!“ sagt er.

„Die Reste vom Tempel der Huiracocha!“ Tujas Antlitz leuchtet. Ihr Haar wird zusammengehalten von einem Stirnband. Der Verschluß des Bandes ist aus kunstfertig getriebenem Kupfer und zeigt das Emblem der alten Inkas: den heiligen Kokazweig.

„Tuja . . .“ Plötzlich bricht es aus Pablo hervor. Er springt auf, steht über dem Mädchen. Aber noch ehe er zupackt, erstarrt sein Griff zu kraftloser Geste. Tujas Augen sind farblos geworden. Grau ist ihre Gestalt und ohne Bewegung. Pablo kennt die entsetzliche Passivität ihrer Rasse. Eher würde er Blut in einem Stein erwecken als in diesem Mädchen. So nicht! Er gleitet in seinen Sessel zurück. „Erzählen Sie doch eine der alten Ketschuasagen!“

Das ist ihr Signal. Wie mit großen Glocken läutet es in ihrem Kopf. Sie schließt die Augen, als sie antwortet. „Die Sagen meines Landes sind mit den Bewohnern gestorben. Sie wachen nur auf im Rausch aus den Blättern des Kokastrauches!“

„Nehmen wir Koka, Tuja Choquehuanca!“

Ihre Augen scheinen auf. „Wer Koka nimmt, gehört zu uns, Don Pablo!“

Pablo wird auch ohne Koka die Puna nicht mehr verlassen. Er sieht zu, wie Tuja eine Mischung zusammenstellt, auserlesene Blätter, die Erstlinge von jungen Sträuchern. Um diese legt sie einen Ring Blätter herum, wie Pablo noch keine gesehen hat. Sie unterscheiden sich von dem frischen Grün durch die lehmrote Farbe, die aussieht wie die sterbende Erde der Ceja. Und diese Blätter scheinen Namen zu haben wie die Menschen, jedes einen andern. Tuja ist aufgestanden. Ihre Hände bewegen sich wie bei der Erfüllung eines heiligen Rituals. Bei jedem Blatt, mit dem sie den Ring rundet, murmelt sie einen indianischen Namen.

Tuja reicht ihm die Schale.

Pablo spürt die Wirkung dieses mit jahrhundertealter Kultur bereiteten Getränkes augenblicklich. Heller und wärmer wird es im Zimmer. Sein Blut ist leicht. Er ist befreit von der lähmenden Schwere in seinen Gliedern.

Die Augen Tujas erinnern ihn an den feuchten Perlglanz in den Lichtern der Vicuñas. Er erzählt ihr von dem Leben dieses scheuen Wildes in der Kordillere und wie einmal, als alles eingeschneit war, ein Rudel dieser feingliedrigen Tiere an seine Hütte gekommen war, oben in der Schlucht. Der schweigsame Pablo redet unaufhörlich. Unter der berauschenden Wirkung des Getränkes hätte er gesprochen, auch wenn niemand bei ihm gewesen wäre, und er springt schnell von einem zum andern über.

Tuja hört zu. Erschauernd erkennt sie, wie tief dieser Fremde in ihrem Lande verwurzelt ist. Er hat mehr von der Seele der wilden Bergwelt als die meisten Bewohner der Puna. Aber er ist ein Frevler. Er höhlt das Geäder der Berge aus, gießt das Erz in schwere Barren — Blei, Silber, Gold — und schickt sie fort. Alles schickt er in die fernen, leuchtenden Städte. Nichts bleibt im Lande, nur die Gebeine der Ketschuas, ihres Stammes.

Tuja reicht dem Herrn der Erzschmelze die zweite Schale.

*

Die Weltmarktpreise für Rohblei sind weiter gefallen. Eine Nachbarmine hat an die United Blei Company verkauft, eine andere steht in Übergabeverhandlungen. Und Santa Catarina hat sein Arbeitstempo verdoppelt, um konkurrenzfähig zu bleiben. In Fünfminutenpausen wird die Ladung in den Beschickungstrichter geschüttet. Die Frauen und Kinder aus den Dörfern sind in den schnelleren Gang des Arbeitsprozesses eingegliedert worden. Pablo speit den Kokaball, den er wütend im Munde gewälzt hat, in den Sand. Vergebens hat er versucht, durch Kauen der Blätter die Ermattung zu verscheuchen, die in seinen Gliedern liegt, sein Blut austrocknet und jeden Gedanken seines Hirns im Keim erstickt.

Den Kopf in die Fäuste gestützt, sitzt er über den Arbeitstisch gebeugt und stiert auf die Zahlen und Briefe, die vor ihm liegen,



Bildnis. Gemälde von Karl Blocherer

wie feindliches Land. Das Schreiben der ‚United Blei', das die Dillington unterzeichnet hat, baucht sich wie ein oberster General. Santa Catarina soll er verkaufen, für ein Hundegeld. Die Lasten würde es nicht decken!

Draußen rast ein schweres Wetter. Pablo fühlt durch Dach und Decke seines Hauses hindurch die Wolkenhaufen. Und jetzt sind die Tiere da. Kriechen über ihn hin, zucken unter seiner Haut.

Das sind Läuse! Kristalle der Koka! Gleichgültig: sie vermehren sich, sind unglaublich fruchtbar. Pablo fühlt seine Haut erzittern unter ihren Bewegungen. Er kratzt sein Fleisch wund, sucht nach Kristallen, sucht nach Tieren. „Sie werden mich auffressen! Bei lebendigem Leibe! Ich bin verdammt! Tuja!" ruft er. Und als das Haus und die Räume hinter ihm still bleiben, ruft er nochmals: „Tuja Choquehuanca!"

Dabei weiß er, daß sie nicht kommen kann. Er hat sich erkundigt. Dieses verrückte Weib, die Amaru, hat erzählt, daß sie in das Tal Huilcamayo gezogen ist, an die Tempelruinen der Huiracocha.

Und Don Pablo, der Herr von vierhundert indianischen Sklaven, liegt lang hingestreckt auf dem Boden seines Zimmers. Die Flaschenscherben schiebt er mit einer müden Bewegung zur Seite. Mit der Zunge schleckt er den verschütteten Kokasaft vom Teppich auf. Es ist, als ob er unverbrauchtes Blut getrunken hat. Gesättigt bleibt er liegen. Rote Wellen hüllen ihn ein ... Die Indios drängen sich um ihn wie braunes Meer. Sie beugen sich tief an den Boden nieder und tragen Säcke mit Bleimulm auf den Schultern.

Der fünfte und letzte Glockenschlag, der den Schichtwechsel anzeigt, hallt deutlich an sein Ohr. Mit schlotternden Gliedern liegt Pablo Tardel auf dem Teppich, neben den Scherben der Flasche Tuja Choquehuancas.

★

Mit Kleidern und Stiefeln liegt Don Pablo auf dem Bett. Die Luft ist dick. Die Kerze, die er seit Wochen jeder andern Beleuchtung vorzieht, brennt mit einsamem Lichthof. Sie brennt, obgleich hinter den Fenstervorhängen heller Tag steht.

„Die Leute aus der Schmelze haben geschickt. Drei Mann stehen draußen!"

Felipe ist in das Zimmer getreten. In vorsichtigem Abstand bleibt er vor dem Lager stehen. Er ist der einzige in Santa Catarina, der keine Koka genießt. Und er hat gesehen, wie dasselbe Gift, das die Indianer so apathisch und willenlos macht, seinen Herrn zu Zornausbrüchen und Gewalttätigkeiten aufstachelt.

„Die Leute haben geschickt. Eine Kommission ist draußen und will Don Pablo sprechen!"

Don Pablo wendet ihm sein Gesicht zu. Es ist grau und hat die Augen eines riesenhaften Nachtvogels.

„Die Leute sollen sich an Quispe wenden!"

„Quispe ist krank. Er liegt und brüllt, daß man es bis hier hören kann!"

„Sage den Leuten, sie sollen sich davonmachen. Ich will keine Kommissionen sehen, hörst du!"

Blitzschnell zieht Felipe sich zurück. Der schwere Aschenbecher, den Pablo ihm nachschleudert, trifft nur noch die verschlossene Tür. Pablo ist wieder allein. Er starrt in das Licht der Kerze und sieht, wie sie niederbrennt und zu flackern anfängt. Er wagt nicht, seine Augen zu erheben. Er weiß, wo sein Blick Wände und Decke des Zimmers trifft, stößt er auf Löcher, auf unzählige Löcher, die ihn beobachten und die aussehen wie Maultieraugen.

Ein ungewöhnlicher Lärm schreckt ihn auf. Der Gong ist es. Irgendwer schlägt in rascher Folge gegen den Gong, der für jeden Bewohner des Dorfes Tabu ist. Pablo ist an dem Alarmzeichen, das über die Schmelze gellt, nur interessiert wie ein Theaterbesucher an dem Klingelzeichen vor Beginn eines neuen Aktes.

Bald hört er das Geräusch von Schritten. Viele Schritte schlürfen die Anhöhe zu seinem Hause hinauf. Stimmengewirr ertönt. Rufe. Getöse. Sein Ohr faßt einzelne Worte, Drohungen, Flüche und seinen Namen.

Sie stehen vor dem Hause und rufen seinen Namen.

Pablo erhebt sich. Das Blut fließt aus seinem Kopf ab. Die Schatten werden dichter und voller. Dieses eine Mal noch will er stehen. Die Hände zu Fäusten geballt, schwankt er vorwärts und rennt beide Flügel der Verandatür zugleich auf.

Im grellen Licht des Punatages steht die ganze Belegschaft, die Leute aus der Schmelze und aus den Gruben, vierhundert Indianer in armselige Lumpen gekleidet, die Frauen, die Kinder und die Kranken aus den Dörfern haben sie mitgebracht.

Sie stehen in jähem Schweigen und starren ihn an.

Und jetzt bemerkt Pablo, daß alle ihre schmutzigen Filze auf den Köpfen behalten haben. Zum erstenmal sieht er, daß diese Kerle Augen haben, die seinen Blicken standhalten können. Aber was schon, das sind

keine Spukgestalten, die größer werden, wenn er sie angreift. Die sich spalten und in doppelter Anzahl über ihn herfallen, wenn er nach ihnen wirft.

Das sind seine Indios, die graben, schleppen und schmelzen. Und Bleibarren auf Maultiere verladen. Sie schwenken die geleerte Chuspa in der Hand und schreien: „Koka! Koka! Koka . . .“

Pablo versteht, sie wollen mehr Koka und mehr Pausen zum Kauen der Koka. Und noch was: „Die Hunde, Hunde,“ braust es ihm entgegen. Sie meinen die Hunde, die Paucarchucos tollwütiges Tier gebissen hat und über die sie nicht Herr werden können. Er hat das heisere Bellen gehört, das langgezogen ist und sich am Ende deutlich absetzt. Die Tollwut, der Biß tötet ein Tier in zwölf, den Menschen in zwanzig, den Kokera aber in zwei Tagen.

Pablo ist orientiert. Mit Steinwürfen haben sie sich gegen die Tiere gewehrt. Vor dem Dorf liegt ein Haufen Hundekadaver. Aber sie sind noch immer da, durchstreifen in jeder Nacht das Dorf.

Keine Spukgestalten! Indios mit leeren Mäulern, die Koka wollen! Und alte Weiber, denen er tollwütige Hunde jagen soll!

Keine Spukgestalten, lebendige Indios! Das bis auf die Knochen abgemagerte Gesicht Pablos spannt sich. Mißtrauisch flackern seine Augen. Hohl hallt seine Stimme über die Menge: „Schickt mir euren Führer!“

„Churoqui!“ brüllen sechshundert Kehlen.

Pablos Füße versagen. Er klammert sich mit beiden Händen an die Tragsäulen der Freitreppe. So heftig, daß die morsche Stuckkrone bröckelt und nur lose aufliegen bleibt. Er fühlt das Haus unter seinen Füßen wanken. Fern am Horizont, wo die Erde in den Himmel fließt, erheben sich gewaltige Wogen und kommen näher.

Die Menge öffnet eine Straße. Ein junger Indianer tritt vor: Ignacio Churoqui!

Und jetzt lacht Pablo, so laut und gellend, daß die müden Nerven der Indianer erzittern. Sie verstehen den Mann auf den Stufen nicht, sie haben ihn nie verstanden. Einige senken die Augen. Andere nehmen verstohlen den Hut in die Hand. Pablo umklammert die Stuckkrone fester und starrt in das Gesicht des jungen Mannes.

„Wir schaffen mehr Blei. Wir wollen mehr Koka.“

Weiter bringt Ignacio Churoqui seine Rede nicht. Der Mauerklumpen, den Pablo hinabschleudert, trifft ihn gegen die Schenkel und wirft ihn rücklings zu Boden.

„Don Pablo ist euer Führer!“ schwillt seine Stimme.

Pablo sieht schwere Wogen über die Puna rollen und immer näher kommen. Aber noch steht er, noch ist er der Mann von schnellen Entschlüssen.

„Condorquanqui bezieht die Hütte Quispes. Er wird die Kokadas läuten!“

„Condorquanqui!“

Der Führer der Erzschlepper tritt vor.

„Marsch an den Gong! Läute die Kokada! Wer noch auf dem Platz steht, wenn die Glocke ertönt, bekommt halbe Rationen Koka und halbe Pausen zum Kauen der Koka!“

Condorquanqui geht. Die andern folgen. Zuerst sind es wenige, aber dann leert sich der Platz panikartig. Pablo kann nicht abwarten, bis alle verschwunden sind. Er hat noch Zeit sich umzudrehen. Die erste Woge hat ihn erreicht und trägt ihn in sein Haus hinein. Über eine Falte des Teppichs stolpert er und fällt lang hin. Und immer neue Wogen stürzen über ihn. Es ist Blei, flüssiges Blei. Mit verzerrten Zügen starrt Pablo auf die offene Tür. Da ist das Loch, er kann es nicht zustopfen. Die Regierung muß helfen, muß Truppen schicken. Immer mehr Blei, er schwimmt in Blei. Pablo stellt sich auf die Füße. Wie von einer wogenden Kreuzsee hin und her gewaschen taumelt er gegen die Wand, prallt zurück und landet auf dem Stuhl vor seinem Schreibtisch.

Die ‚United Blei‘ will die Mine und die Schmelze haben —. Warum nicht — ich schwimme in Blei — und die Dillington hat weiße Hände. Aber Geschäfte soll man schriftlich machen, auch mit der Dillington.

Pablo schreibt: „United Blei Company! Einverstanden! Verkaufe Gruben und Schmelze! Pablo Tardel!“

„Felipe, schnell! Hier ein Telegramm, auf die Station damit!“

Felipe nimmt das Telegramm entgegen. Pablo kämpft mit der Flut. Menschenknochen schwimmen darin. Und jetzt fällt Pablo. Er selbst sieht, wie durch die Zeitlupe, sich an den Boden fallen. — — —

Stunden später schlägt er die Augen auf und findet sich in dem Rachen eines gezähnten Ungeheuers wieder. „Ich habe mit der Amaru nicht geschlafen!“ brüllt er, „Churoqui hat Schuld. Die Truppen kommen nicht. Er hat das Telegramm geschluckt. Leise, Pablo! Lautlos denken! Daß das Ungeheuer nicht wach wird. Schlau und verwegen, Pablo — und sicheren Stoß. Churoqui muß sterben!“

Die Pistole steckt er in seinen Gürtel zurück, greift nach einem Messer. Dann spannt er nach der Tür, dem auf- und zuklappenden Rachen. Er paßt den Moment ab, wo er geöffnet ist, und schnellt auf die Veranda.

Die Nacht ist kalt und sternlos.

Über dem Ofen liegt eine Nebelkappe, die sich voll Licht gesogen hat. Wie ein gestürzter Himmelskörper, der daliegt und einsam verblutet, sieht der von innen glühende Dunstballen aus. Pablo will in das Dorf. Er macht einen Umweg. Das Messer trägt er in der Hand. Churoqui hat er vergessen, auch die Absicht, mit der er die lange Klinge an sich genommen. „Sicheren Stoß, Don Pablo!" Die aufgespießten Augen glotzten düster.

‚Sie glänzen nicht und doch kann ich sie sehen,' durchzuckt es ihn. In scharfer Wendung kehrt er sich den Hütten des Dorfes zu. Die liegen dunkel und eingesunken, das schwache Licht, das von der leuchtenden Nebelkuppe herkommt, auf den Dächern.

Und plötzlich fällt das Grausen vor dem leeren Raum von Pablo ab.

Er ist nicht mehr allein. Ein lebendiges Wesen jagt neben ihm her, mit Augen wie glühende Kohlen. Es springt ihn lautlos an. Einen Moment lang fühlt Pablo die Wärme eines fieberglühenden Körpers an seiner Seite. Jäh erkennt er die struppigen Umrisse — Paucarchucos Hund!

Pablo betastet seine Hüfte. Die Hand ist naß von Blut. Er bricht mitten in seinem rasenden Lauf ab; er hat Zeit — zweimal vierundzwanzig Stunden noch.

Langsam geht er seinen Weg zu Ende.

Die Augen der Ebene sind erloschen. Aber Erkenntnisse springen ihn an, als Gesichte tauchen sie auf.

Hinter den durchsichtigen Zügen Tuja Choquehuancas sieht Pablo das Adlergesicht in der Goldschlucht. Und jetzt versteht er die Zusammenhänge. Eine Berghalde, weglos und erschöpft hatte er sie erreicht — weidende Lamas und Alpaccas, ein paar Indianerhütten! Sie hatten ihm den besten Schlafplatz gegeben und gepflegt, bis er seinen Weg zurücksuchen konnte. Dieselben Indios haben sich unter den Erzlasten Santa Catarinas gebeugt und er hat nie ihre Augen gesucht.

Die Flamme des Hochofens durchbricht den Nebelball und leckt mit roter riesiger Zunge in den Raum. Ein toller Hund ist er gewesen. Er, Pablo Tardel, hat die Bewohner zu Paaren getrieben, bergab in den aufgetanen Rachen der Schmelze.

Er stolpert. Der Dampf rasender Verwesung wischt an sein Gesicht. Die Gebisse bloßliegender Hundeschnauzen glimmen gelb.

„Recht so, Pablo Tardel! Noch einen Schritt!"

Seine Füße sinken in weiche Blutfülle. Noch einmal tauchen die Augen der Ebene auf. Sie haben den schreckhaften Ausdruck verloren, blicken geduldig und glänzen wieder in feuchtblauem Schimmer.

Die Pistole? Nein, sie sollen nicht kommen, nicht suchen und ihn finden!

„Sicheren Stoß, Pablo Tardel!" betet er und hebt das Messer. Tief bohrt die Klinge sich in sein Fleisch. Der Herr von Santa Catarina stürzt in den Haufen.

Die Flamme über dem Hochofen kriecht zusammen, steht am Himmel wie eine Fahne.

An die Natur

Adolf v. Hatzfeld

Hoch über mir, von Angesicht zu Angesicht,
Im Wunder seines Bluts, in einem Meer von Licht
Kreist eines Bussards schweres Flügellied,
Das selig durch des Himmels Wölbung zieht.

Ich liege unten in der Sonnenflur.
Es geigt und singt um mich die Kreatur.
Es reift um mich der Ähren volles Korn.
Hoch in der Bläue steht des Mondes Horn.

Die Käfer schwirren durch das grüne Gras.
Ich schaue in das hohe Weltenglas
Und atme tief des Weltalls große Lust,
Natur, Natur, gewiegt an deiner Brust.

Neues vom Büchertisch

Romane und Novellen. Von Karl Strecker

Hermann Stehr: Nathanael Maechler (Berlin, Horen-Verlag) — **Max Halbe: Die Auferstehungsnacht des Doktors Adalbert** (ebenda) — **Friedrich Griese: Tal der Armen** (Lübeck, Otto Quitzow) — **Arnold Ulitz: Aufruhr der Kinder** (Berlin, Propyläen-Verlag) — **Robert Neumann: Sintflut** (Stuttgart, J. Engelhorns Nachf.) — **Albert Steffen: Ott, Alois und Werelsche** (Dornach und Stuttgart, Verlag für schöne Wissenschaften)

Wir haben viele Zisternen in unserer Erzählungskunst, aber wenige tiefe Brunnen. Ein Brunnen, der leer geworden ist, braucht längere Zeit zur Wiederauffüllung als eines jener Sammelbecken, die von den Niederschlägen des Tages erfüllt werden. Da kann es nicht wundernehmen, wenn einer unserer Tiefsten, Hermann Stehr, sich fünf Jahre gesammelt hat, bevor er uns wieder mit einem großen epischen Werk beglückte: Nathanael Maechler heißt es und köstlich ist es in seiner vollendeten epischen Reife. Immer war es bei Stehr das innere Wachstum und Erleben, die geistige und seelische Entwicklung eines wesentlichen Menschen, die er — nicht nur schildert, sondern — bis in ihre tiefsten Wurzeln verfolgt, Wurzeln, die im Dunkel liegen und von einer geheimnisvollen Unterwelt ihre Lebenssäfte erhalten. Auch ist es bei einem Hermann Stehr selbstverständlich, daß er das Tagesgeschwätz von dem zeitgemäßen und modernen Menschen, der plötzlich eine ganz neue Spielart der Gattung homo geworden sein soll (zum mindesten behauptet man es von der Frau), für absurd, für eine Verwechslung von Tünche und Wesen ansieht. Mit Absicht, scheint mir, hat er darum seine Geschichte in das Jahr 1852 verlegt und gezeigt, wie die Nachwirkungen der großen Revolution noch in den Seelen seiner Menschen leben und zittern, bestimmend für ihre inneren und damit auch für ihre äußeren Schicksale. Nicht so stark, nicht so lange während wie die Eindrücke des Weltkrieges und seiner Folgen auf uns, aber doch ihnen in manchen Zügen verblüffend ähnlich. Alles fließt . . .

Noch ist der Gerbergeselle Nathanael Maechler ganz von jenen Nachwirkungen, von bitteren Enttäuschungen der badischen Revolution erfüllt, als er am 16. Mai 1852 an seinem Wanderstabe auf der Landstraße nach Spindelmühle daherstapft. Ein Nachkomme der Böhmischen Brüder, die, einst vor Ketzergerichten aus der Heimat geflohen, sich in der Lausitz niedergelassen haben. Sie sind bekannt als „verzwickte Sonderlinge mit Zwieselköpfen", und auch Nathanael beherrschen abwechselnd zwei Kräfte: ein achtsames, kritisches In-die-Welt-sehen und ein lauschendes In-sich-versinken. Er ist noch krank und nach ermüdender Wanderung bricht er in lebensgefährlichem Fieber am Wege zusammen. Ihn findet ein einsamer, verstörter Mann, dem die Frau in Sorge um einen verschollenen Sohn gestorben ist, und der nun seit Jahren diesen Sohn auf allen Straßen sucht; er schleppt den Halbtoten in seine Baude und pflegt ihn dort mit Hilfe seiner Tochter, der wilden, düsteren Paula. Sie scheint von der Brindeisener-Sippe abzustammen, sie gehört zu jenen mystischen Mächten, die aus dem Dunkel das klare Leben der Oberwelt bedrohen. Ihre brünstige Begehrlichkeit reißt den Genesenen in einer wüsten Nacht an sich, aber um so gefestigter in seinem Entschluß, alle Wahngebilde und Traumvorstellungen von sich abzuschütteln, wandert er weiter. Verse aus einem alten Gebet seiner Mutter klingen in ihm, deren letzter lautet: „Droben Gnade, drunten Recht."

Dies Recht einem seelisch Verschütteten zu bringen hat ihn das Schicksal auserwählt. In dem preußischen Städtchen Wilkau findet er Stellung bei einem alten Gerber, den niederträchtige Verleumdungen um Ehre und Ansehn, damit um Mut und Kraft gebracht haben. Sein Gemüt ist so zerrüttet wie sein Haus und Geschäft. Hier greift Nathanael frisch und sicher zu, in steter, zielbewußter Arbeit und klugem Verhalten bringt er langsam den Mann wieder zu Ehren, sein Geschäft zur Blüte und sich selbst zu hohem Ansehn. Er heiratet die einzige Tochter des Gerbers und wird Amtsvorsteher; er steht auf der Höhe seines Lebens und auch auf der Höhe seiner Erkenntnis. Aus den Zeiten des politischen Aufruhrs ist er zu innerer Klärung gelangt: „Freiheit, jawohl; aber zuerst im Menschen selber. Recht, jawohl, aber zuerst Recht tun gegen uns und andere. Bessere Zeiten, jawohl, aber nicht anders als durch Tüchtigkeit und Redlichkeit."

In diese Klarheit und männliche Festigkeit aber drängen sich nach und nach wieder die finsteren Mächte seines Bluts und seiner Vergangenheit. Unsichtbar sind sie und doch entfremden sie ihm sein junges Weib. Das überzarte Gewissen, das bei Stehr so oft starke Männer auszeichnet, läßt in ihm das Gefühl einer Schuldverfallenheit an die

wilde Paula nicht schweigen, er, der klare, verstandesscharfe Mann ist machtlos gegenüber diesen Gewalten, die ihn des Nachts heimsuchen (sogar in fast greifbarer Gestalt), und er findet nur den einen Trost: Gott, die Kirche. Getreu jenem alten Gebet seiner Mutter hatte er drunten das Recht gesucht, jetzt sucht er droben die Gnade. Er geht zum Priester und empfängt die Kommunion. Und eines Tages überrascht ihn der Tod beim Gebet.

Der Roman mutet wie ein hoher gotischer Dom an, in dem jede Einzelheit, künstlerisch vollendet, in ihrem Verhältnis zu den anderen Teilen eine aufwärts strebende Bewegung entfaltet, die den Geist und die Sinne des Beschauers emporzieht. Alle Zierate und Kleinodien epischer Kunst, die uns in der belebten Teilung der Gewölbmassen mit ihren verschiedenen Gurtungen entzücken, scheinen, bemalt von buntem Fensterlicht, nur vorhanden zu sein, um unsern Blick himmelwärts zu führen. Freilich oben, wo sich die Gewölbe schließen, webt ein magisches Dunkel, das dem Auge undurchdringlich ist, mit anderen Worten: die letzte Folgerung, den Trieb Maechlers, hinter der äußeren Wirklichkeit des Lebens das Ewige und Göttliche zu finden, seine Ein- und Umkehr müssen wir dem Dichter — glauben, zu überzeugen vermag uns weder der Mystizismus noch die Tragik im Lebensende Maechlers. Denn die Dämonie jener wilden Liebesnacht, mag sie auch lebendig fortwirken in dem gezeugten Sohn und in der Raserei jenes Hexengeschöpfes Paula, kann unmöglich so stark sein, diesen Mann umzuwerfen, diese tatfrohe Kraft in ihrer Klarheit zu verdüstern. Um das vollkommen einleuchtend zu machen, hätte Maechler in seiner Handlungsweise und in seinen Worten doch weniger klar und stark sein müssen.

Stehr scheint das mit künstlerischem Instinkt selber gefühlt zu haben, denn gerade an der entscheidenden Stelle sucht er zu begründen: „Die jahrhundertealten Gemütsgründe, die Maechler mit dem Blute seiner Ahnen, der Böhmischen Brüder, geerbt . . ., brachen als seelenleiser Wirbel in ihm auf, daß er dem Dämonenglauben verfiel und an die verderbliche Macht jener Gebirgsdrude über ihn und die Seinigen glaubte." Wie gesagt: wir folgen dem Dichter; aber so zwingend überzeugungsstark wie die übrigen Leitgedanken seines wundervollen Romans ist dieser nicht, er befremdet in dem hellen Leben eines Tatmenschen, der siegreich eine ganze Stadt sich hörig macht. Denn schließlich war es doch nur eine wilde Liebesnacht seiner Jugend, die noch dazu einem Genesenden abgerungen wurde. — Das ist eine Erörterung, kein Einwurf. Eine Dichtung braucht und soll nicht wie ein Rechenexempel aufgehen; in einer Erzählung ist Psychologie das Wesentliche, aber nicht das letzte, am allerwenigsten bei einem Hermann Stehr. Ergo: tretet ein in diesen gotischen Dom und freut euch, wenn nach allem Glanz des künstlerischen Erlebnisses, nach allem Glück des Schauens das Auge auf jenen webenden Schleiern ruhen darf, die das Überirdische verhüllen, der wehenden Grenze, dem Türvorhang zum Ewigen.

★

Noch länger als in Stehr hat der Epiker in Max Halbe geschwiegen. Seit seinem Roman Jo, den ich hier im Oktoberheft 1917 würdigte, hat er, soviel ich (und Kürschners Literaturkalender) weiß, keine Erzählung veröffentlicht. Nach der jetzt vorliegenden Auferstehungsnacht des Doktors Adalbert muß man diese Zurückhaltung des Epikers bedauern; man spürt sogleich die Hand eines ungewöhnlichen Könners an der Art, wie sie einen bedeutenden Stoff anpackt, darstellerisch gliedert, und gipfelt. Nur ein Tag und eine Nacht des bedeutenden Erfinders, Arztes und Magiers Dr. Adalbert wird geschildert, aber in dieser winzigen Zeitspanne sind alle Abgründe und Gipfelpunkte eines genialen Daseins zusammengerückt. Dr. Adalbert hat ein Verjüngungsmittel erfunden, aber bisher noch nicht an Menschen erprobt. Ein ganz besonderer Anlaß findet sich hierzu in seiner „Auferstehungsnacht", die zugleich seine Todesnacht werden soll. Er ist eine Raubtiernatur; drei Frauen sind durch ihn unglücklich geworden und zum Teil auf geheimnisvolle Weise ums Leben gekommen. Man raunt allerhand im Städtchen und traut es dem alten Giftkenner schon zu, daß er Mittel anzuwenden weiß, die sich erst nach bemessener Zeit auswirken und keine Spuren hinterlassen.

Nun hat er vor einem Jahr eine junge hübsche Gehilfin, Erna Krüger, in sein Laboratorium aufgenommen, mit der er, wie die Klatschmäuler wissen wollten, nicht nur wissenschaftliche Beziehungen unterhält. Es ist aber nicht so schlimm, wennschon sie sein altes Blut in Wallung gebracht haben mag, denn am Sonnabend vor Ostern, wo ihr Jahr abgelaufen ist, nimmt sie Abschied von ihm, um zu heiraten. Er will ihren Bräutigam kennenlernen und lädt die beiden zu einem Abendtrunk in sein Laboratorium. Erna merkt sogleich beim Eintreten eine Veränderung, eine Verjüngung bei ihm, ohne Zweifel hat er das gefährliche Mittel an sich erprobt. Aber noch etwas anderes plant er für diese Osternacht. Er füllt zwei große Pokale mit wundervollem Wein und läßt sie Erna, die nicht mittrinken darf, den beiden Männern kredenzen. In einen der Kelche hat er ein unspürbares Gift getan, es wird ein Duell, dem Erna, ohne es zu wissen, die Entscheidung bringt. Das schwarze Los hat den Arzt getroffen, lautlos sinkt er plötzlich um. Der Kampf zwischen dem Genie und der Alltäglichkeit, die in dem Bräutigam humorvoll charakterisiert wird, zwischen Alter und Jugend, zwischen Wissenschaft und Leben ist aus. Dr. Adalbert lebt im Andenken der

Menschen fort als einer ihrer großen Entdecker und Forscher, das junge Paar bescheidet sich nach den Worten des Bräutigams: „mit dem was wir sind und wandeln wir frei von Vermessenheit unsere Erdenbahn ab.“ „Amen,“ sagt Erna zu diesen salbungsvollen Worten, aber so leise, „daß Martin Treubier sie nicht verstand — wie gewöhnlich.“

Max Halbe weiß, daß eine gute Erzählung den Leser spannen muß (und heute mehr als in früherer Zeit, wo Rundfunk, Kino und andere Zeitvertreiber noch nicht mit dem Buch in Wettstreit standen), er läßt es daran nicht fehlen: einen kühnen, ergiebigen Vorwurf behandelt er mit der Knappheit eines großen Technikers, aber doch auch mit der Mannigfaltigkeit und der sinnvollen Verknüpfung des Dichters. Eine der besten Novellen, die ich in den letzten Jahren gelesen habe.

Das wäre bei der Erzählung Das Tal der Armen von Friedrich Griese zuviel gesagt. Der mecklenburgische Dichter hat seinerzeit, nach einer Reihe früherer Erzählungen, durch den Roman „Winter“ berechtigtes Aufsehen erregt. „Er gehört mit diesem Werk zu unsern Besten“, sagte ich damals hier von ihm. In seiner neuen Erzählung erkennt man zwar seine Handschrift sozusagen, aber das Geschriebene reicht nicht von ferne an jenes Werk hinan. In „Winter“ heißt es einmal: „Die Erde unter ihnen war stärker als . . .“ Das trifft bei den Menschen Griesescher Prägung allgemein zu. Sie haben Wurzeln statt der Füße. Sie gehören ihrem Heimatboden wie Pflanzen und Bäume. Das gilt auch von diesen Armen im Tal, zwischen Moor, See und Hügel, einer einsamen nordisch-herben Landschaft, sie sind wie ihr Boden so karg und schweigsam, so schicksalsgeduldig und einfach, so weltfern und verträumt. Das gilt auch von den Frauen: „Sie standen im Frühjahr und Herbst mit den Männern in den Gruben, die fast zärtlich umsorgt werden mußten, damit sie nur gar zu ihrer Zeit Äcker und Grasplätze von Wasser freihielten. Sie stiegen mit ihnen in die Gruben, in denen der Torf gestochen wurde, brachten den getrockneten in die Dörfer der näheren und ferneren Umgebung; und wenn die Hackarbeiten des Frühjahrs, die Erntetage des Sommers da waren, der Herbst, der sie auf den Rübenäckern, den Kartoffelfeldern fand, dann schafften sie gewiß mehr als die Männer. So waren sie in der Jugend schon alt; ihre Schultern waren breit, die Glieder knochig, das Fleisch auf ihnen hart. Ihre Hände waren braun und eigentlich immer mit Schwielen und Rissen bedeckt. Sie setzten die Füße beim Schreiten weit; denn sie waren immer in Eile wegen irgendeiner Arbeit und mußten Raum machen.“

Das ist gewiß eine vortreffliche Schilderung, wohl die beste und deutlichste in dem Buch, aber so ungefähr würde ein guter Botaniker Art und Leben einer Pflanze beschreiben, von einer Erzählung verlangen wir mehr. Anfangs verdichten sich diese Schilderungen noch zu einer winzigen Handlung, die Grieses schöne Einfachheit offenbart, dann aber verläuft das Ganze in einem stummen Kampf der drei, vier Menschen, die aus dem Buch hervortreten, gegen ihre Landschaft und Wesensart; der eigentliche Held bleibt das Tal, die Gegend. Die Menschen kommen nicht aus sich hervor, sie bleiben dumpf und still, der Dichter fühlt sich nicht berufen, ihnen das Herz zu öffnen, die Zunge zu lösen, was ein Hermann Stehr bei ähnlichen Gestalten und mit stärkerem Können für künstlerisch nicht unerlaubt hält . . . Griese versteht es freilich, seine Menschen in schwer durchdringlichen Nebel zu hüllen und — wie schon einmal bei diesem Dichter gesagt — im Nebel erscheinen die Gestalten größer . . .

★

Arnold Ulitz hält nichts von diesen Nebeln, er will Klarheit, er steht spähend im wirbelnden Leben, und wo er eine dunkle Stelle sieht, da richtet er stracks seinen Scheinwerfer auf sie. Es ist ein Kläger, ein Ankläger auch in seinem neuen Roman Aufruhr der Kinder, der ebensogut den Titel des vielbesprochenen Theaterstücks „Revolte im Erziehungshaus“ tragen dürfte. Aber Ulitz ist ein ernsterer Ankläger als der junge Lampel. Sein Zorn, ja sein Haß ist aus Liebe hervorgegangen, das zeigt er zu Beginn seines Romans in der Schilderung der Kinder Olly, Ulrich und Peter, namentlich in ihren Spielen mit der Mutter. Allerliebst, wie hier Mathilde, die Frau des künstlerischen Photographen Reinhold Berger, selber wieder zum Kinde wird, wenn sie mit den Kleinen spielt. Sie kann es selber kaum erwarten; solange die Jungen ihre Schularbeiten machen, schleicht sie wartend um den Tisch, nicht ohne hin und wieder spaßhaft die Augen zu verdrehen und die Zunge herauszustrecken. Dann aber geht's los: Theater, Zirkus, Menagerie, Eisenbahn mit Entgleisung und anderen Unglücksfällen. Die Eltern sind beide keine Philister, sie verstehen mancherlei, nur nicht zu sparen und ein simples Familienleben zu führen. So nimmt ihr frohes Dasein bald ein trauriges Ende. Der Vater, ein anderer Hjalmar Ekdal, erkrankt an Nikotin- und Alkoholvergiftung, kommt ins Kranken-, dann ins Irrenhaus. Das Elend ist im Anmarsch. Noch lachen die Kinder, als ein Vollziehungsbeamter komische Klebebilder an die Möbel, selbst an den riesigen, vom Großvater geerbten Globus heftet, aber bald vergeht ihnen das Lachen. Nach des Vaters Tode muß die Mutter in einen ärmlichen Bodenverschlag ziehen und sich als „Aushilfe“ in der Gastwirtschaft, abends als Klavierspielerin ihr Brot verdienen, Olly wird Schlangenmensch in einem Zirkus, und die beiden Jungen kommen schließlich in ein Waisenhaus. Hier

beginnt nun ihr wahres Elend und zugleich der eigentliche Zweck des Romans, nämlich die Schilderung der erbärmlichen und unwürdigen Zustände im Waisenhause, wo alles nach militärischem System geregelt, jede Minute eingeteilt ist und die Verwalter, ein grausames und gemeines Ehepaar, die Kinder gründlich verderben.

Ulitz häuft, wie so oft, karikierende Skizzen ohne künstlerisches Maß, kettet eine Kraßheit an die andere und treibt die einzelnen Momente auf die äußerste Spitze. Giftige Rattenbisse untergraben die Gesundheit Ulis, Peter will die „Frau Mutter" umbringen, er gründet einen Mörderbund und kauft sich ein langes Dolchmesser. Der Feldwebel, „Herr Vater", erhängt sich, um so seine ehebrecherische Frau um Auszahlung seiner Lebensversicherung zu prellen, ein buckliger Dichter verpetzt Peter als Mörder und geht ins Wasser, ein Fürsorgezögling tötet ein kleines Mädchen usw. usw. Dann kommt es zu offenem Aufruhr der Knaben, sie zerren die Frau an den Haaren und verhöhnen sie, zuletzt endigt sie im Irrenhaus. Am Schluß des Romans steigt über diesen Trümmern einer verwüsteten Lebensstätte aus der Nacht ein leiser grauer Hoffnungsstreifen am Horizont auf: Die Anstalt kommt in die Hände eines tüchtigen, gütigen Pädagogen, und Uli wie Peter werden, wenn auch in bescheidenen Stellungen, ihren Lebensweg finden. Schade um so manche schöne Schilderung, namentlich zu Anfang, um die von Haß und Schwarzmalerei allzusehr verdunkelte Liebe des Verfassers.

Und doch ist dies Buch beinahe licht gegenüber dem Roman Sintflut von Robert Neumann. Ich bin überzeugt, daß jeder Leser, gleichviel in welchem Lager er steht, erleichtert aufatmet, wenn er den fast 500 eng bedruckte Seiten starken Band aus der Hand legt. Zwar spürt man die Künstlerhand des feinen Parodisten und des Dichters der „Pest von Lianora", bewundernswert bleibt die Kraft, eine unübersehbare Masse von Menschen allerart, von aufregenden Geschehnissen, Verbrechen, Gaunereien und Liebesgeschichten zusammenzuhalten. Freilich gelingt das nicht immer. Schließlich hat man wirklich den Eindruck einer Sintflut: man sieht viele Dutzende von Menschen, wie sie im Wasser zappeln, schwimmen, sich an Bretter und Balken klammern, einander würgen und hinabstoßen —: hier sinkt einer in die Tiefe, dort und dort... andere retten sich ans Ufer, auf einen Kahn, man verliert sie aus den Augen, denn schon drängen sich neue Menschen in den Gesichtskreis, auch sie rudern, zappeln, klammern sich an, und nur das Recht des Stärkeren, der Erfolg des Rücksichtslosen entscheidet.

Unmöglich, auch nur einen Teil dieser durcheinanderwirbelnden Fülle von Handlung an dieser Stelle anzudeuten. Selbst wenn man die einzelnen Familien aus dem Wiener Judenviertel gleich einzelnen Fäden, die sich durch die Geschehnisse der Erzählung ziehen, verfolgen wollte, man müßte das fünffache an Raum zur Verfügung haben, um einigermaßen einen Überblick zu geben. Es ist die Sintflut des Nachkriegs, die der Dichter uns zeigt, der Krieg selbst wird nicht beschrieben, oder doch nur kurz, in einem starken Kapitel, aber die Hölle, die er in den Bezirken dieses Romans geschaffen hat, wird in allen Farben und Beleuchtungen schrecklich dargestellt. Dem Icherzähler selber ist in früher Jugend schon alles gebrochen, was anderen Kindern Halt und Freude gibt; so sieht sein Auge trübe in die Welt und was er auch schildert: Elend, Verbrechen, Reichtum, Liebe, richtiger gesagt Erotik, Handel, Politik, Aufruhr — immer ist „Sintflut", ist Zusammenbruch der Zeit das eigentliche Thema. Mitunter hält man überrascht inne und liest eine glänzende Schilderung noch einmal mit Genuß, so den Einzug von Emigranten, die Musterung, Vorgänge an der Börse, Gerichtsverhandlungen, Seziersaal, eine Feuersbrunst, die Revolution im Juli 1927 und manches andere. Wie ein flüchtiger Sonnenstrahl bricht hie und da das Mitleid des Dichters durch, aber sonst ist alles düster und schrecklich zu schauen, es gibt keine wahre Liebe in diesem Hexenkessel der Zeit, über dieser Sintflut schwebt keine Taube, und kein Ölzweig wird gebracht. Und doch ist nur allzuviel wahr in dem schwerwiegenden Werk...

★

Der jetzt fünfundvierzig Jahre alte Schweizer Dichter Albert Steffen, der sich als Erzähler einen Namen gemacht hat, gibt jetzt sein Erstlingswerk, das beim Erscheinen 1907 wenig Beachtung fand und inzwischen vergriffen war: Ott, Alois und Werelsche neu heraus. Eine Jugendfreundschaft zwischen Ott, einem verbitterten, verwachsenen Maler, einem Gymnasiasten Alois und einem ästhetisierenden Studenten Werelsche, ihr Entstehen, ihre Bedeutung und ihr Zerbrechen im Lauf der Seelenentwicklungen dieser drei wird langatmig und vom Blickpunkt eines Werdenden aus erzählt. Äußeres Geschehen fehlt, es sind die Nöte junger Menschen, wie wir sie alle erlebt haben, und kaum ein neuer Zug begegnet einem. Erfreulich wirkt — besonders wenn man vorher Bücher wie die beiden zuletzt angezeigten gelesen hat — die sonnige, sehnsüchtige und erhobene Weltstimmung des Ganzen. Zu dichterischer Bedeutung erheben sich die Naturschilderungen und einzelne Seelenkämpfe, so einmal die Auseinandersetzungen zwischen Vater und Sohn. Aber der Roman als Ganzes wirkt veraltet und für heutiges Empfinden sentimental. Der Dichter hat inzwischen erheblich Reiferes geschaffen, er hätte besser getan, das Buch, dessen er sich übrigens gewiß nicht zu schämen braucht, im Fach seiner Erinnerungen stehen zu lassen.

Neue russische Romane. Von Dr. Fritz Schwiefert

Seit ungefähr 6 Jahren übersetzt man in Deutschland wieder russische Romane. Seit ungefähr 6 Jahren interessiert sich der deutsche Leser wieder für neue Werke der russischen Literatur. Man kann sagen: seit ungefähr 6 Jahren gibt es in Rußland wieder eine Literatur. Was etwa zwischen 1917 — dem Jahr des politischen Umsturzes — und 1923 liegt, das war ein hilfloses Tasten und Suchen, das waren in Verse gebrachte oder zu Erzählungen verarbeitete Aufrufe, Programme und Diskussionen. Das bewies, daß Rußland — von der Revolution zerschmettert, vom Bürgerkrieg zerrissen, von Hunger und Terror geknebelt — künstlerisch tot war.

Erst im Jahre 1923, zwei Jahre nach der „Nep", der neuen Wirtschaftspolitik, fing Rußland wieder an, künstlerisch zu schaffen, Literatur zu machen. Und der Deutsche, spürend und wachsam wie immer, begriff, daß hier ein Neues im Entstehen war, und wandte ihm seine Aufmerksamkeit zu. Nicht nur sozialistische Verleger brachten die neuen russischen Bücher in deutschen Übersetzungen heraus, nicht nur sozialistische Leser stürzten sich begierig auf diese Bücher. Im letzten Jahre — 1928 — machte die neue russische Übersetzungsliteratur schon einen wesentlichen Teil der deutschen Buchproduktion aus. Und man kann sagen: es gibt heute kaum ein wirklich gutes Buch eines russischen Erzählers, dessen sich der Deutsche nicht umgehend bemächtigte.

Als die „jungen Russen" wieder anfingen, ernsthafte Literatur zu machen, da war der Albdruck eines mehr als dreijährigen Bürgerkrieges gerade überstanden. Und es war natürlich, daß es für diese jungen Dichter — und es waren fast ausschließlich junge — nur ein Thema gab: den Bürgerkrieg. Aber es ist ein Irrtum, zu glauben, daß die Dichter, die das vom Bürgerkrieg durchtobte Rußland künstlerisch zu gestalten suchten, Menschen der neuen sozialen Ordnung, daß es Arbeiter und Bauern waren. Es waren zunächst und ausschließlich noch „Intellektuelle", bürgerliche Schriftsteller, die geistig mit der proletarischen Revolution sympathisierten, die sogenannten „Poputschiki", d. h. die Mitläufer der Revolution. Dazu gehören vor allem: Wsewolod Iwanow, dessen Romane „Panzerzug Nr. 14,69", „Farbige Winde" und „Partisanen" zu den am frühesten ins Deutsche übersetzten Büchern des neuen Rußlands gehören, ferner Lydia Sejfullina, mit ihren beiden größeren Erzählungen „Wirinea" und „Humus", Boris Pilnjak — ein Stiefkind der deutschen Übersetzer — mit seinem Roman „Das nackte Jahr" und einer Fülle von Novellen, Isaak Babel mit seinen nur aus kleinen, rasch hingeworfenen Skizzen bestehenden Büchern „Budjonnys Reiterarmee" und „Geschichten aus Odessa" und schließlich der begabteste von allen: Leonid Leonow.

Iwanow, die Sejfullina, Pilnjak und Babel gaben in ihren Werken gewissermaßen nur Episoden aus dem Bürgerkrieg. Leonow gelang der große Wurf. Er schrieb das erste in seiner ganzen Anlage großartige Buch der neuen russischen Literatur, den breit fließenden, dramatisch bewegten Roman „Die Dachse" (deutsch unter dem Titel „Die Bauern von Wory" 1926 bei Zsolnay, Berlin, erschienen). Auch Leonow hat nicht schlechtweg das Epos des Bürgerkrieges geschrieben, aber er griff sein größtes und schwerstes Problem heraus: das Problem von Dorf und Stadt.

Zwischen den Dörfern Gussaki und Wory liegt die Sinkinwiese, ein Streitobjekt seit mehr als 100 Jahren. Sie fällt durch eine Verfügung der neuen Regierung den Bauern von Gussaki zu, und nun wächst bei den Bauern von Wory der Groll gegen die Stadt, die diese Entscheidung gefällt hat, „wie ein Geschwür in einer alten Wunde". Eine Getreide-Zwangsablieferung entfesselt die Empörung, Menschenblut fließt, und die Bauern von Wory ziehen in Scharen in den Wald zu den aus dem „Zarenkriege" geflohenen Deserteuren, graben sich wie die Dachse im tiefsten Dickicht ein und wiegeln den ganzen Distrikt auf. Die Geschichte dieser Rebellion und ihrer Unterdrückung durch die disziplinierten Kräfte der Stadt ist der Inhalt des Romans, der eine breite, in Moskau spielende Vorgeschichte hat: die Jugendgeschichte der Brüder Semjon und Pawel Rachlejew, von denen Semjon der Führer des Aufstands, Pawel sein Unterdrücker wird.

Mit der geistigen Leidenschaft, mit der ein großer Sinfoniker zwei musikalische Themen tragisch zusammenführt, werden in diesem Roman die beiden Kräfte, die Rußland beherrschen — die beharrlichen und die revolutionären — mit einer melodischen Größe entwickelt, die erstaunlich und hinreißend ist. Leonow idealisiert weder die Revolution noch die sich so heftig gegen sie sträubenden Bauern, sondern er stellt mit der Objektivität des großen Epikers ohne Liebe und ohne Haß dar.

Man kann die „Bauern von Wory" die bedeutendste und umfassendste Darstellung des russischen Bürgerkrieges nennen. Man kann anderseits sagen, daß Leonows Roman mehr als eine bloße Darstellung dieses geschichtlichen Abschnitts ist und daß er sich durch seinen ideellen Gehalt weit über die Werke der obenerwähnten „Poputschiki" erhebt. Denn grade das hat man in Rußland den bürgerlichen „Mitläufern" immer wieder zum Vorwurf gemacht: daß die von ihnen dargestellten Revolutionäre disziplinlose und romantische Abenteurer seien und

die Revolution selbst ein großes und großartiges Abenteuer. Von diesem Vorwurf ist Leonow frei. Aber sein Roman hat einen tiefen organischen Fehler. Zwischen dem Pawel, dessen Jugendgeschichte zu Anfang des Romans erzählt wird, und dem am Ende des Buches als zielbewußter revolutionärer Führer wieder auftauchenden Pawel besteht kein Zusammenhang. Seine Entwicklung zu dem, was er schließlich ist, wird nicht beschrieben. Ja, man hat sogar manchmal das Gefühl, daß Leonow diesen Pawel nur widerstrebend siegen läßt und daß der eigentliche „Held" für ihn die unterliegenden Bauern sind und ihr Führer, der Abenteurer Semjon.

Deshalb hat man in Rußland mit ungeheurer Freude ein Werk begrüßt, in dem der Sieg der Revolution kein gegen das eigene Gefühl erzwungener, sondern ein natürlicher ist und die Revolution kein Abenteuer, sondern Aufbau und neue Gestaltung. Das ist der Roman „Zement" von Fjodor Gladkow (deutsch unter dem gleichen Titel im Verlag für Literatur und Politik erschienen), und dieses Buch hat auch in Deutschland einen sehr starken Erfolg gehabt. Gladkow ist ein rein proletarischer Schriftsteller. Er hat neben „Zement" noch vieles andere geschrieben, aber „Zement" ist sein allerbestes.

Es ist die Geschichte des Wiederaufbaues eines in den Revolutionsjahren völlig zerstörten Zementwerkes im Süden Rußlands. Gljeb Tschumalow, ein von der Front zurückkehrender Rotarmist, setzt diesen Wiederaufbau mit ungeheurer Willenskraft durch. Er überwindet alle Widerstände, die ihm entgegentreten, und die stärksten Widerstände findet er in den eigenen Reihen bei seinen kommunistischen Brüdern, die ihren Enthusiasmus verloren haben und größtenteils träge Bürokraten geworden sind. „Zement" ist die leidenschaftliche Darstellung des Rußlands zu Ende des Bürgerkrieges, als es das Gewehr mit dem Arbeitswerkzeug vertauschte und nicht mehr zerstören, sondern fieberhaft wiederaufbauen wollte. Es ist gleichzeitig die schonungsloseste Darstellung aller jener Kräfte, die diesen Aufbau zu hintertreiben suchten, und eine schonungslose Kritik des kommunistischen Bürokratismus.

Aber nicht das ist es, was den Leser mitreißt. Das Hinreißende ist, daß dieser Gljeb keine heroische Schablone, sondern ein ganz warmer, lebendiger und natürlicher Mensch ist. Denn Gljeb, das ist der geniale Einfall des Dichters, findet nicht nur um sich herum, sondern in sich selbst tausend Widerstände. Er ist, wie es einmal heißt, „ein Mensch, der mit seinem Herzen nicht fertig werden kann", der mit leidenschaftlicher Spannung das Neue will, die selbstlose Gemeinschaft und Aufopferung, und der doch in seinem Herzen soviel des Alten, soviel natürlichen Egoismus hat, daß er dauernd mit sich selbst im Streit liegt. Das wird hauptsächlich an der Geschichte seiner Ehe mit Dascha sichtbar gemacht. Auch diese Ehe ist durch die schwere Zeit so gut wie zerstört und muß wieder aufgebaut werden. Und das erfordert ganz andere menschliche Opfer und einen fast noch größeren Enthusiasmus. Es gelingt nicht völlig, es wird nur die Überzeugung gestaltet, daß es einmal gelingen wird, und die menschlich-tiefe Wahrhaftigkeit in diesen Auseinandersetzungen zwischen Dascha und Gljeb gehört zum Schönsten des Buches.

Ich möchte in diesem Zusammenhang — nach dem Buche eines bürgerlichen und nach dem eines proletarischen Schriftstellers — noch auf einen dritten Roman hinweisen, der einen Bauern zum Verfasser hat. Das ist der Dorfroman „Brusski" von Panferow, der kürzlich unter dem Titel „Die Genossenschaft der Habenichtse" (im Verlag für Literatur und Politik, Berlin) deutsch erschienen ist. Panferow beschreibt nicht wie Leonow den Kampf des rückständigen Bauern mit dem fortschrittlichen Städter, sondern den Kampf des Bauern gegen den Bauern selbst. Er zeichnet die armen Habenichtse und die reichen Großbauern in irgendeinem Wolgadorf, den wirtschaftlichen Aufschwung der ersten, weil sie rührig und strebsam sind, und den Niedergang der andern, weil sie ihre uralte Eigensucht und Trägheit nicht überwinden können. In einer Fülle plastischer Gestalten wird dieses Dorf der Habenichtse und ihrer großbäuerlichen Feinde lebendig. Der Dichter ist geschmackvoll genug, sich jeder groben Tendenz zu enthalten. Und seine Art, Menschen lebendig werden zu lassen, verrät, daß er bei einem der größten russischen Epiker in die Schule gegangen ist: sein Meister heißt Leo Tolstoi.

Ein Ahnen ist ... Von Charlotte Ball

Ein Ahnen ist aus längstversunknem Schlaf,
Doch weiß ich nicht, wo ich mich so gesehn.
Erinnern blieb an blassem Segler stehn,
Den Königswind auf weißen Fahrten traf.

Ich weiß es nicht, wo ich mich so gesehn ...
Die Möwe stob; es stand das Dünengras
Verweht um kleines Grab...
Ein Spiegelglas
Entzückten Tags und ein Nachhausegehn.

Illustrierte Rundschau

Der Bildniszeichner Emil Stumpp — Sächsisches Volkskunstmuseum — Bielefelder Handwerker- und Kunstgewerbeschule — Bewegte Plastik — Nils von Dardel: Das Ei des Kolumbus — Georges Seurat: Sonntag an der Seine — Bildnis von E. O. Hoppé — Zu unsern Bildern

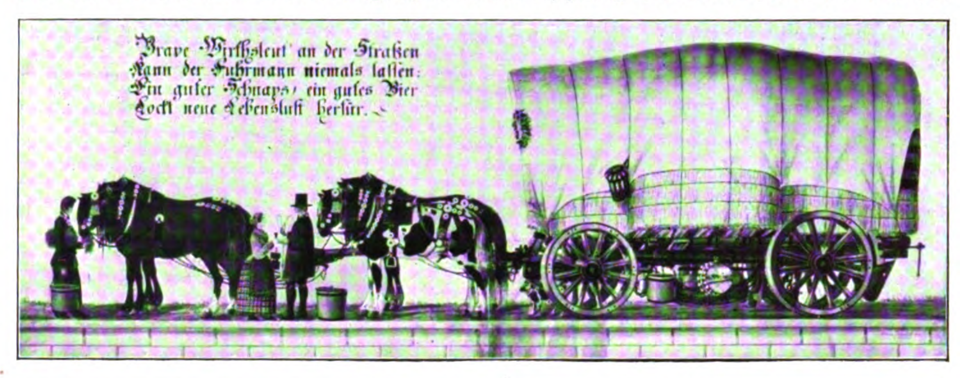
Die Leser der Hefte werden sich freuen, eine neue Novelle von Ernst Wiechert zu lesen. Der ostpreußische Dichter ist einer von denen, die abseits ihre steile Straße wandern. Mit einem ungewöhnlich stark entwickelten Stilgefühl begabt arbeitet er langsam, bedächtig, jedoch mit ganzer gesammelter Kraft an seinen Schöpfungen und hat es namentlich auf dem Gebiet der Novelle zur Vollendung gebracht. Wiechert ist ein ernster, gewissenhafter Künstler, der jeden Satz, jedes Wort auf die Goldwage legt und nur das durchgehen läßt, was ihm bei genauester Prüfung echt erscheint. Darum lesen sich seine Erzählungen mit einer wundervollen Sicherheit. Wir laufen nicht Gefahr, auch nur an einer einzigen Stelle aus dem Bann des Dichters gerissen zu werden. Ein Kollege Wiecherts ist oder war der Künstler, der ihn gezeichnet hat. Emil Stumpp, ein Jahr älter als der 1887 geborene Dichter, stand bis vor wenigen Jahren im Lehramt und war von 1919 bis 1924 am Königsberger Gymnasium als Studienreferendar und -assessor tätig, ging dann aber endgültig zur bildenden Kunst über, in der er sich bereits vor seiner Studentenzeit als freilich unwilliger Kunstschüler in Karlsruhe auszubilden begonnen hatte. Emil Stumpp stammt aus Neckarzimmern bei Wimpfen in Baden und fühlt sich als echten Schwaben; seine Vorfahren waren seit alters Weinbauern im Remstal. Aber er ist auch im Norden heimisch geworden. Seine erste Veröffentlichung war die mit Zeichnungen versehene Schilderung einer Skiwanderung in Nordschweden.

★

Wer nach Dresden kommt, sollte sich nicht immer mit der Sixtina begnügen, sondern einmal weiter Umschau halten und das Auto ein paar Stunden warten lassen, um in den Jägerhof zu gehen und durch das Landesmuseum für Sächsische Volkskunst zu wandern und beglückt zu erfahren, wie herzlich die deutsche Sprache auch in dieser Mundart zu uns spricht. Früher war ein Teil der Sammlungen im Palais des Großen Gartens untergebracht; seit 1913 lassen sie sich besser und vor allem vollständiger im Jägerhof überblicken, nicht nur für das Studium der Vergangenheit wichtig, sondern auch für gegen-



Ernst Wiechert. Originallithographie von Emil Stumpp





Fuhrmannsbilder aus dem Landesmuseum für Sächsische Volkskunst, Dresden

wärtiges kunstgewerbliches und handwerkliches Schaffen anregend. Besonders lustig ist der erzgebirgische Weihnachtsraum mit einer Krippe aus dem 18. Jahrhundert, einem beweglichen Freiberger Bergwerk und allerlei reizendem Spielzeug, Bergmannsparaden und Fuhrmannsbildern, bis ins kleinste genau nach der Wirklichkeit, sogar der Spitz fehlt nicht, der die kostbare Fracht bewachen hilft, und stolz übt er bellend die Würde seines Amtes.

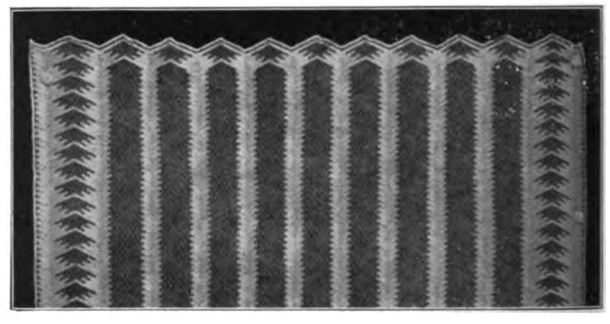
★

Was in alten Zeiten ererbte Überlieferung war, muß uns heute die Schule ersetzen, und mit Freuden bemerken wir, wie man sich allerorten bemüht, auf dem nicht immer goldenen, aber mit Notwendigkeit ehrlichen Boden des Handwerks neu aufzubauen, was jahrzehntelanger Schlendrian versäumt hat, meist mit dem bequemen Hinweis darauf, daß man gegen die Industrie und ihre Schleuderware doch nicht aufkomme. Auch in Bielefeld, einem Hauptsitz bodenständiger Weberei, blüht eine Handwerker- und Kunstgewerbeschule unter der Leitung von Professor Richard Woernle, in ihren Leistungen dem Geist der Gegenwart freudig bejahend zugewandt, aber vor Narrheiten durch die Verbindung mit dem westfälischen Boden geschützt. Sie bietet Innenarchitekten (Prof. Grießer), Dekorations- und Glasmalern (Prof. Muggly), Bildhauern und Steinmetzen (Prof. Rickert), Stickern und Webern (Prof. Gertrud Kleinhempel und Fachlehrer Meese), sowie Graphikern, Druckern und Buchbindern (Prof. Trump) Gelegenheit, ihr Handwerk künstlerisch zu durchdringen und ihre technischen Kenntnisse und Fertigkeiten zu vertiefen. Eine Abteilung für Meisterschüler ist für diejenigen bestimmt, die vier Jahre lang den lehrplanmäßigen Unterricht erfolgreich besucht haben. Die Leistungen der Schule beweisen, mit welcher kundigen Sorgfalt die Jugend hier unterwiesen wird, und man begreift den Stoßseufzer eines Meisters aus einem älteren Geschlecht, dem es schwerer gemacht war, sachlich und gründlich zu arbeiten: „Könnte man doch noch einmal Schüler sein!“

★

Bewegung zu schildern, scheint Grundgesetzen der Plastik zu widerstreben. Trotzdem hat es die Künstler immer wieder gereizt, die Schwere des Werkstoffs zu überwinden, und namentlich das Barock Berninis hat in dieser Hinsicht Außergewöhnliches geleistet. Hier zeigen wir einige moderne

Werke, die sich um eine glückliche Lösung der Aufgabe bemühen. Am schwersten hatte es sich Prof. Ferdinand Liebermann, der Münchner Bildhauer, gemacht, als er die „Windsbraut“ zu modellieren unternahm. Aber zweifellos empfängt man den Eindruck blinden Vorwärtsstürmens. Der Wiener Prof. Anton Hanak ringt mit Glück um die Gestaltung des Schwebens. Denn er zeigt nicht nur eine Schlafende, die



Tüllarbeit aus der Fachklasse von Fräulein Hersel Handwerker- und Kunstgewerbeschule zu Bielefeld



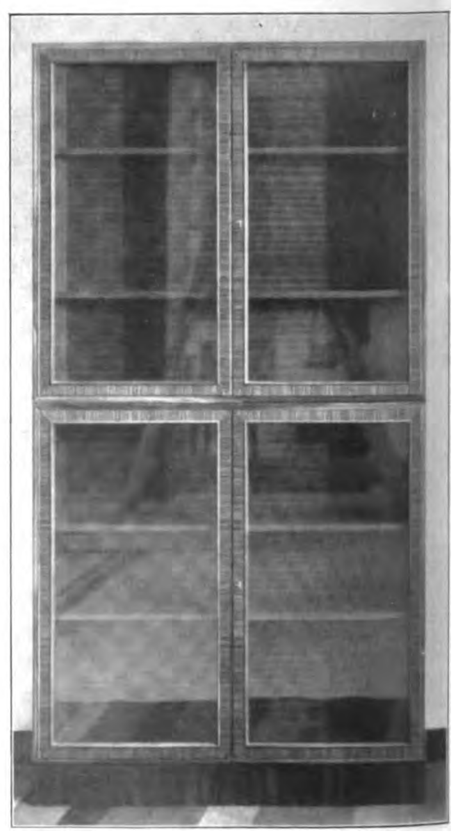
Stickerei aus der Fachklasse von Prof. Gertrud Kleinhempel. Handwerker- und Kunstgewerbeschule zu Bielefeld

träumt, sondern vermittelt uns jene phantastische, erdbefreite Leichtigkeit, die selbst dunkeln und schweren Träumen eigen ist.

★

Ein drolliges Bild ist das „Ei des Kolumbus“ des schwedischen Malers Nils von Dardel, das im Pariser Salon Aufsehen erregt, keine Historie, selbstverständlich nicht, kaum eine Satire oder Parodie, sondern am besten so sachlich aufzufassen, wie es gemalt ist: Ein gescheiter Kerl findet eine Lösung, und die würdigen Herren mit kurzen und langen Bärten schlagen die Hände überm Kopf zusammen. Das ist gutgelaunt gemacht, aber man beachte auch, wie akademisch dieser moderne Maler seine Leute in vier Gruppen zu dreien komponiert. So etwas galt noch vor kurzem als kaum zu sühnende klassizistische Sünde.

Was man vor dreißig Jahren Neoimpressionismus nannte, erscheint uns schon seit zwanzig Jahren veraltet und rückt heute in nahe Nachbarschaft zu der Richtung, die man mit dieser neuen Mode bekämpfte. Was den Neoimpressionisten vom Impressionisten schied, war nicht die Gesinnung, sondern allein die Technik. Darum wirkt Georges Seurat (1860—1891) fast wie einer der



Zusammenstellbare Möbel aus der Fachklasse von Prof. Grießer. Handwerker- und Kunstgewerbeschule zu Bielefeld



Windsbraut. Bildwerk von Prof. Ferdinand Liebermann-München

großen Franzosen aus Manets Zeit. Abgesehen von den künstlerischen Reizen dieses „Sonntags an der Seine" freuen wir uns an den Kostümen, die unsre Mütter und Großmütter mit soviel Überzeugung trugen wie unsre Frauen und Töchter heutzutage den kurzen Rock.

★

Den Schluß der Rundschau bildet eine neue Aufnahme von E. O. Hoppé, dem hervorragenden Lichtbildkünstler. Sie stellt die englische Filmschauspielerin Nan Smyth-Greenwood, dar, eine Nichte des verstorbenen Gouverneurs von Bombay, General George Greaves, und durch ihn verwandt mit dem Erzbischof von Wales.

★

Theodor Baierl ist ein Romantiker. Er bewegt sich gern im Mythologischen, nicht aus einer antiquarischen Laune, sondern weil es ihm hier am besten gelingt, den Menschen in Einklang mit der Natur zu zeigen. So bildet auch auf unserm Titelbild das „Bad der Venus" mit Baum und Brunnen, Berg und Burg, Himmel und Ferne eine



Der Traum. Bildwerk von Prof. Anton Hanak-Wien



Das Ei des Kolumbus. Gemälde von Nils von Dardel

kostbare farbige Einheit. — Richard Scheibe war anfänglich Maler. Seit 1907 begann er zu bildhauern, und zwar als sein eigener Lehrer. Schon nach drei Jahren stellte er in der Berliner Sezession aus. 1925 wurde er an die Kunstgewerbeschule in Frankfurt a. M. berufen. Von öffentlich ausgestellten Werken Scheibes seien das Gefallenendenkmal für die Höchster Farbwerke und das Ebert-Denkmal in Frankfurt erwähnt. Sein „Reiter" (zw. S. 488 u. 489) beweist, wie glücklich er die Massen verteilt und einen möglichst eng bemessenen Raum ausfüllt. — Das Bild von Prof. Christian Rohlfs (zw. S. 496/497) ist eins von denen, die sich nicht auf eine noch so sorgfältige und treue Wiedergabe verlassen dürfen, sondern den guten Willen des Lesers brauchen, um richtig zu wirken. Man muß das Bild ruhig und aus einer gewissen Entfernung betrachten, und schon spürt man die lebendige Natur, von der es erfüllt ist. — Die Jugend von heute, die in der freien Luft, bei Sport und Spiel und nicht in Drill, sondern in der Arbeit des Freien aufwächst oder aufwachsen sollte, hat W. Ranken in seinem lichtdurchfluteten und herzensfröhlichen Bilde porträtmäßig und dennoch symbolhaft dargestellt (zw. S. 504/505). — Die neuzeitliche Photographie hat sich auch die angeblich einfachen Dinge erobert und vielen ihre Schönheiten erst entdeckt. Welchen Genuß bereitet es, sich ein paar Halme Hafer genau anzusehen, wie sie Renger-Patzsch aufgenommen hat. — Das Schnitterbild von Frank Buchser (zw. S. 552 u. 553) sieht sehr heutig aus. Es ist aber von einem längst verstorbenen Künstler gemalt, der bei Lebzeiten (1828—1890) über die Grenzen seiner Solothurner Heimat kaum gedrungen ist und den erst vor kurzem Thomas Roffler in einem Buch (Huber, Frauenfeld) recht gewürdigt hat. Ein urwüchsiger Mensch, Landfahrer und heimattreu, nicht immer geschmackvoll, aber in seinen besten Leistungen ein starker und glücklicher Eroberer der schönen Welt. — Der Karlsruher Prof. Ernst Württenberger hat mit seinem „Michelangelo in Carrara" (zw. S. 568/569) ein Historienbild, freilich in neuer, sehr innerlicher Auffassung gemalt. — Karl Blocherer, dessen Bildnis (zw. S. 576/577) soviel heitere Frische atmet, hat sich in München bei Berndt, Diez und Stuck gebildet. Er selber wurde 1889 in München geboren und lehrt seit 1918 an der seinen Namen tragenden Schule für angewandte Kunst. — R. Schmidt-Hamburg, dem der Aufsatz oder besser: die dichterische Schilderung von Johst über Spitzbergen den Schmuck verdankt, wurde in Berlin 1885 geboren, war ein Ausreißer und trieb sich seit seinem 17. Jahre in allen Winkeln der Welt und auf allen Meeren herum. Früh begann er das Meer zu malen, wenn er auch seine Studienreisen wegen Geldmangels „vor dem Mast" machen mußte. Er ist auch jetzt noch, freilich als Passagier, jedes Jahr ein paar Monate unterwegs, und um der See und den Schiffen nur ja



Bildnis. Gemälde von Karl Blocherer



Bildnisaufnahme von E. O. Hoppé-London

recht nah zu sein, hat er sich an der Kieler Föhrde mit dem Blick aufs Wasser angesiedelt. Seit geraumer Zeit zieht es ihn nach Norden, wo es ihm Spitzbergen besonders angetan hat. Und die Bilder, die er von da mitgebracht hat und von denen eine Reihe vortrefflich wiedergegeben wird, sind Zeugen seiner künstlerisch erobernden Liebe. **P. W.**

Herausgeber: **Paul Oskar Höcker** und **Dr. Paul Weiglin**
Verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin — Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in **Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Herm. Goldschmiedt G. m. b. H. in Wien I. Verantwortlich: Dr. Emmerich Morava in Wien I, Wollzeile 11 — Nachdruck des Inhalts verboten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

wie feindliches Land. Das Schreiben der ‚United Blei', das die Dillington unterzeichnet hat, baucht sich wie ein oberster General. Santa Catarina soll er verkaufen, für ein Hundegeld. Die Lasten würde es nicht decken!

Draußen rast ein schweres Wetter. Pablo fühlt durch Dach und Decke seines Hauses hindurch die Wolkenhaufen. Und jetzt sind die Tiere da. Kriechen über ihn hin, zucken unter seiner Haut.

Das sind Läuse! Kristalle der Koka! Gleichgültig: sie vermehren sich, sind unglaublich fruchtbar. Pablo fühlt seine Haut erzittern unter ihren Bewegungen. Er kratzt sein Fleisch wund, sucht nach Kristallen, sucht nach Tieren. „Sie werden mich auffressen! Bei lebendigem Leibe! Ich bin verdammt! Tuja!" ruft er. Und als das Haus und die Räume hinter ihm still bleiben, ruft er nochmals: „Tuja Choquehuanca!"

Dabei weiß er, daß sie nicht kommen kann. Er hat sich erkundigt. Dieses verrückte Weib, die Amaru, hat erzählt, daß sie in das Tal Huilcamayo gezogen ist, an die Tempelruinen der Huiracocha.

Und Don Pablo, der Herr von vierhundert indianischen Sklaven, liegt lang hingestreckt auf dem Boden seines Zimmers. Die Flaschenscherben schiebt er mit einer müden Bewegung zur Seite. Mit der Zunge schleckt er den verschütteten Kokasaft vom Teppich auf. Es ist, als ob er unverbrauchtes Blut getrunken hat. Gesättigt bleibt er liegen. Rote Wellen hüllen ihn ein ... Die Indios drängen sich um ihn wie braunes Meer. Sie beugen sich tief an den Boden nieder und tragen Säcke mit Bleimulm auf den Schultern.

Der fünfte und letzte Glockenschlag, der den Schichtwechsel anzeigt, hallt deutlich an sein Ohr. Mit schlotternden Gliedern liegt Pablo Tardel auf dem Teppich, neben den Scherben der Flasche Tuja Choquehuancas.

*

Mit Kleidern und Stiefeln liegt Don Pablo auf dem Bett. Die Luft ist dick. Die Kerze, die er seit Wochen jeder andern Beleuchtung vorzieht, brennt mit einsamem Lichthof. Sie brennt, obgleich hinter den Fenstervorhängen heller Tag steht.

„Die Leute aus der Schmelze haben geschickt. Drei Mann stehen draußen!"

Felipe ist in das Zimmer getreten. In vorsichtigem Abstand bleibt er vor dem Lager stehen. Er ist der einzige in Santa Catarina, der keine Koka genießt. Und er hat gesehen, wie dasselbe Gift, das die Indianer so apathisch und willenlos macht, seinen Herrn zu Zornausbrüchen und Gewalttätigkeiten aufstachelt.

„Die Leute haben geschickt. Eine Kommission ist draußen und will Don Pablo sprechen!"

Don Pablo wendet ihm sein Gesicht zu. Es ist grau und hat die Augen eines riesenhaften Nachtvogels.

„Die Leute sollen sich an Quispe wenden!"

„Quispe ist krank. Er liegt und brüllt, daß man es bis hier hören kann!"

„Sage den Leuten, sie sollen sich davonmachen. Ich will keine Kommissionen sehen, hörst du!"

Blitzschnell zieht Felipe sich zurück. Der schwere Aschenbecher, den Pablo ihm nachschleudert, trifft nur noch die verschlossene Tür. Pablo ist wieder allein. Er starrt in das Licht der Kerze und sieht, wie sie niederbrennt und zu flackern anfängt. Er wagt nicht, seine Augen zu erheben. Er weiß, wo sein Blick Wände und Decke des Zimmers trifft, stößt er auf Löcher, auf unzählige Löcher, die ihn beobachten und die aussehen wie Maultieraugen.

Ein ungewöhnlicher Lärm schreckt ihn auf. Der Gong ist es. Irgendwer schlägt in rascher Folge gegen den Gong, der für jeden Bewohner des Dorfes Tabu ist. Pablo ist an dem Alarmzeichen, das über die Schmelze gellt, nur interessiert wie ein Theaterbesucher an dem Klingelzeichen vor Beginn eines neuen Aktes.

Bald hört er das Geräusch von Schritten. Viele Schritte schlürfen die Anhöhe zu seinem Hause hinauf. Stimmengewirr ertönt. Rufe. Getöse. Sein Ohr faßt einzelne Worte, Drohungen, Flüche und seinen Namen.

Sie stehen vor dem Hause und rufen seinen Namen.

Pablo erhebt sich. Das Blut fließt aus seinem Kopf ab. Die Schatten werden dichter und voller. Dieses eine Mal noch will er stehen. Die Hände zu Fäusten geballt, schwankt er vorwärts und rennt beide Flügel der Verandatür zugleich auf.

Im grellen Licht des Punatages steht die ganze Belegschaft, die Leute aus der Schmelze und aus den Gruben, vierhundert Indianer in armselige Lumpen gekleidet, die Frauen, die Kinder und die Kranken aus den Dörfern haben sie mitgebracht.

Sie stehen in jähem Schweigen und starren ihn an.

Und jetzt bemerkt Pablo, daß alle ihre schmutzigen Filze auf den Köpfen behalten haben. Zum erstenmal sieht er, daß diese Kerle Augen haben, die seinen Blicken standhalten können. Aber was schon, das sind



Wein. Gemälde von Heinrich Krause
(Wien, Ausstellung der Sezession)



Die Insel der Kirke

Novelle von Robert Neumann

Mit Denise arbeite ich nicht mehr. Man glaube nicht, daß ein Mann meiner Wesensart und Lebensform das Zusammenwirken mit einer Frau, jenes prickelnde Doppelspiel mit dem Ball des Zufalls, jene erregend nüchterne und kühle Kameradschaft in Dingen unserer ein wenig berauschenden, ein wenig lächerlichen, flüchtig vergoldeten und zwiegesichtigen Abenteuer — man glaube nicht, sage ich, daß ich das herzleere Doppelspiel auf des Messers Schneide zwischen Wirklichkeit und Wahn unterschätze. Aber mit Denise arbeite ich nicht mehr. Mehr noch: ich warne jedermann vor Denise.

Man versetze sich in meine Situation: Ich komme um zwei Uhr nachts ins Hotel zurück, ins Des Anglais, nach einer kleinen Spritztour ins Kasino von Juan les Pins, in dem übrigens wenig los ist — ich komme heim, ich trete in die Hall, und der Nachtportier sagt: „Monsieur le Baron haben versehentlich den Zimmerschlüssel mitgenommen. Madame war sehr ungehalten, daß sie nicht in das Appartement konnte. Madame ist mit dem Zug 12.36 Uhr gefahren. Madame hat diesen Brief hier zurückgelassen."

In dem Brief steht:

„Mon ami, ich gehe mit dem Dänen. Er hat eine Glanzstoffabrik. Mein Koffer steht in Deinem Zimmer. Warum nimmst Du den Schlüssel mit? Ich bin wütend. Ich kann nicht warten — es ist eine Entführung! Jetzt sind alle Kleider bei Dir! Dafür nehme ich das Geld mit, das ist nicht mehr als gerecht. Du wirst Dir schon helfen, Du bist ja so gescheit, Liebling. Er wird mich vielleicht heiraten. Er hat eine Glanzstoffabrik. Denise.

Willst Du mir nicht wenigstens das Fraisefarbene nachschicken? An Mme. Cachet. Ich hole es dort gelegentlich.

In Liebe Denise.

Auch die beiden Sommermäntel!"

Man versetze sich in meine Situation. Der Maitre nahm Denisens Koffer zur Bezahlung der Hotelrechnung an. So war wenigstens meine Garderobe gerettet. Aber die Sache war publik. Ich konnte mich in diesem Jahre zwischen Menton und St. Rafael nicht mehr blicken lassen. Ich ging ins Kasino, machte ein wenig Skandal — nun kam es ja nicht mehr darauf an! — und erhielt dann im Sekretariat die unentgeltliche Eisenbahnkarte. „Wohin?" fragt der Sekretär. Ich sage: „Venedig." Er sagt: „Sie verschwinden binnen sechs Stunden, Monsieur." Mir das! Ich warne jedermann vor Denise.

*

Ich fuhr nachts nach Venedig — dritter Klasse, mein Ehrenwort, mit Kammerdienern und Putzmacherinnen. In Venedig restaurierte ich mich in der Bahnhofstoilette, nahm einen anderen Anzug und fuhr vom Bahnhof direkt nach dem Lido, mit dem Motorboot des Des Bains (das ich dem Exzelsior vorziehe: es ist diskreter). Im Des Bains lande ich zugleich mit einem Eng-

Neues vom Büchertisch

Romane und Novellen. Von Karl Strecker

Hermann Stehr: Nathanael Maechler (Berlin, Horen-Verlag) — **Max Halbe: Die Auferstehungsnacht des Doktors Adalbert** (ebenda) — **Friedrich Griese: Tal der Armen** (Lübeck, Otto Quitzow) — **Arnold Ulitz: Aufruhr der Kinder** (Berlin, Propyläen-Verlag) — **Robert Neumann: Sintflut** (Stuttgart, J. Engelhorns Nachf.) — **Albert Steffen: Ott, Alois und Werelsche** (Dornach und Stuttgart, Verlag für schöne Wissenschaften)

Wir haben viele Zisternen in unserer Erzählungskunst, aber wenige tiefe Brunnen. Ein Brunnen, der leer geworden ist, braucht längere Zeit zur Wiederauffüllung als eines jener Sammelbecken, die von den Niederschlägen des Tages erfüllt werden. Da kann es nicht wundernehmen, wenn einer unserer Tiefsten, Hermann Stehr, sich fünf Jahre gesammelt hat, bevor er uns wieder mit einem großen epischen Werk beglückte: Nathanael Maechler heißt es und köstlich ist es in seiner vollendeten epischen Reife. Immer war es bei Stehr das innere Wachstum und Erleben, die geistige und seelische Entwicklung eines wesentlichen Menschen, die er — nicht nur schildert, sondern — bis in ihre tiefsten Wurzeln verfolgt, Wurzeln, die im Dunkel liegen und von einer geheimnisvollen Unterwelt ihre Lebenssäfte erhalten. Auch ist es bei einem Hermann Stehr selbstverständlich, daß er das Tagesgeschwätz von dem zeitgemäßen und modernen Menschen, der plötzlich eine ganz neue Spielart der Gattung homo geworden sein soll (zum mindesten behauptet man es von der Frau), für absurd, für eine Verwechslung von Tünche und Wesen ansieht. Mit Absicht, scheint mir, hat er darum seine Geschichte in das Jahr 1852 verlegt und gezeigt, wie die Nachwirkungen der großen Revolution noch in den Seelen seiner Menschen leben und zittern, bestimmend für ihre inneren und damit auch für ihre äußeren Schicksale. Nicht so stark, nicht so lange während wie die Eindrücke des Weltkrieges und seiner Folgen auf uns, aber doch ihnen in manchen Zügen verblüffend ähnlich. Alles fließt . . .

Noch ist der Gerbergeselle Nathanael Maechler ganz von jenen Nachwirkungen, von bitteren Enttäuschungen der badischen Revolution erfüllt, als er am 16. Mai 1852 an seinem Wanderstabe auf der Landstraße nach Spindelmühle daherstapft. Ein Nachkomme der Böhmischen Brüder, die, einst vor Ketzergerichten aus der Heimat geflohen, sich in der Lausitz niedergelassen haben. Sie sind bekannt als „verzwickte Sonderlinge mit Zwieselköpfen", und auch Nathanael beherrschen abwechselnd zwei Kräfte: ein achtsames, kritisches In-die-Welt-sehen und ein lauschendes In-sich-versinken. Er ist noch krank und nach ermüdender Wanderung bricht er in lebensgefährlichem Fieber am Wege zusammen. Ihn findet ein einsamer, verstörter Mann, dem die Frau in Sorge um einen verschollenen Sohn gestorben ist, und der nun seit Jahren diesen Sohn auf allen Straßen sucht; er schleppt den Halbtoten in seine Baude und pflegt ihn dort mit Hilfe seiner Tochter, der wilden, düsteren Paula. Sie scheint von der Brindeisener-Sippe abzustammen, sie gehört zu jenen mystischen Mächten, die aus dem Dunkel das klare Leben der Oberwelt bedrohen. Ihre brünstige Begehrlichkeit reißt den Genesenen in einer wüsten Nacht an sich, aber um so gefestigter in seinem Entschluß, alle Wahngebilde und Traumvorstellungen von sich abzuschütteln, wandert er weiter. Verse aus einem alten Gebet seiner Mutter klingen in ihm, deren letzter lautet: „Droben Gnade, drunten Recht."

Dies Recht einem seelisch Verschütteten zu bringen hat ihn das Schicksal auserwählt. In dem preußischen Städtchen Wilkau findet er Stellung bei einem alten Gerber, den niederträchtige Verleumdungen um Ehre und Ansehn, damit um Mut und Kraft gebracht haben. Sein Gemüt ist so zerrüttet wie sein Haus und Geschäft. Hier greift Nathanael frisch und sicher zu, in steter, zielbewußter Arbeit und klugem Verhalten bringt er langsam den Mann wieder zu Ehren, sein Geschäft zur Blüte und sich selbst zu hohem Ansehn. Er heiratet die einzige Tochter des Gerbers und wird Amtsvorsteher; er steht auf der Höhe seines Lebens und auch auf der Höhe seiner Erkenntnis. Aus den Zeiten des politischen Aufruhrs ist er zu innerer Klärung gelangt: „Freiheit, jawohl; aber zuerst im Menschen selber. Recht, jawohl, aber zuerst Recht tun gegen uns und andere. Bessere Zeiten, jawohl, aber nicht anders als durch Tüchtigkeit und Redlichkeit."

In diese Klarheit und männliche Festigkeit aber drängen sich nach und nach wieder die finsteren Mächte seines Bluts und seiner Vergangenheit. Unsichtbar sind sie und doch entfremden sie ihm sein junges Weib. Das überzarte Gewissen, das bei Stehr so oft starke Männer auszeichnet, läßt in ihm das Gefühl einer Schuldverfallenheit an die

wilde Paula nicht schweigen, er, der klare, verstandesscharfe Mann ist machtlos gegenüber diesen Gewalten, die ihn des Nachts heimsuchen (sogar in fast greifbarer Gestalt), und er findet nur den einen Trost: Gott, die Kirche. Getreu jenem alten Gebet seiner Mutter hatte er drunten das Recht gesucht, jetzt sucht er droben die Gnade. Er geht zum Priester und empfängt die Kommunion. Und eines Tages überrascht ihn der Tod beim Gebet.

Der Roman mutet wie ein hoher gotischer Dom an, in dem jede Einzelheit, künstlerisch vollendet, in ihrem Verhältnis zu den anderen Teilen eine aufwärts strebende Bewegung entfaltet, die den Geist und die Sinne des Beschauers emporzieht. Alle Zierate und Kleinodien epischer Kunst, die uns in der belebten Teilung der Gewölbmassen mit ihren verschiedenen Gurtungen entzücken, scheinen, bemalt von buntem Fensterlicht, nur vorhanden zu sein, um unsern Blick himmelwärts zu führen. Freilich oben, wo sich die Gewölbe schließen, webt ein magisches Dunkel, das dem Auge undurchdringlich ist, mit anderen Worten: die letzte Folgerung, den Trieb Maechlers, hinter der äußeren Wirklichkeit des Lebens das Ewige und Göttliche zu finden, seine Ein- und Umkehr müssen wir dem Dichter — glauben, zu überzeugen vermag uns weder der Mystizismus noch die Tragik im Lebensende Maechlers. Denn die Dämonie jener wilden Liebesnacht, mag sie auch lebendig fortwirken in dem gezeugten Sohn und in der Raserei jenes Hexengeschöpfes Paula, kann unmöglich so stark sein, diesen Mann umzuwerfen, diese tatfrohe Kraft in ihrer Klarheit zu verdüstern. Um das vollkommen einleuchtend zu machen, hätte Maechler in seiner Handlungsweise und in seinen Worten doch weniger klar und stark sein müssen.

Stehr scheint das mit künstlerischem Instinkt selber gefühlt zu haben, denn gerade an der entscheidenden Stelle sucht er zu begründen: „Die jahrhundertealten Gemütsgründe, die Maechler mit dem Blute seiner Ahnen, der Böhmischen Brüder, geerbt . . ., brachen als seelenleiser Wirbel in ihm auf, daß er dem Dämonenglauben verfiel und an die verderbliche Macht jener Gebirgsdrude über ihn und die Seinigen glaubte.“ Wie gesagt: wir folgen dem Dichter; aber so zwingend überzeugungsstark wie die übrigen Leitgedanken seines wundervollen Romans ist dieser nicht, er befremdet in dem hellen Leben eines Tatmenschen, der siegreich eine ganze Stadt sich hörig macht. Denn schließlich war es doch nur eine wilde Liebesnacht seiner Jugend, die noch dazu einem Genesenden abgerungen wurde. — Das ist eine Erörterung, kein Einwurf. Eine Dichtung braucht und soll nicht wie ein Rechenexempel aufgehen; in einer Erzählung ist Psychologie das Wesentliche, aber nicht das letzte, am allerwenigsten bei einem Hermann Stehr. Ergo: tretet ein in diesen gotischen Dom und freut euch, wenn nach allem Glanz des künstlerischen Erlebnisses, nach allem Glück des Schauens das Auge auf jenen webenden Schleiern ruhen darf, die das Überirdische verhüllen, der wehenden Grenze, dem Türvorhang zum Ewigen.

★

Noch länger als in Stehr hat der Epiker in Max Halbe geschwiegen. Seit seinem Roman Jo, den ich hier im Oktoberheft 1917 würdigte, hat er, soviel ich (und Kürschners Literaturkalender) weiß, keine Erzählung veröffentlicht. Nach der jetzt vorliegenden Auferstehungsnacht des Doktors Adalbert muß man diese Zurückhaltung des Epikers bedauern; man spürt sogleich die Hand eines ungewöhnlichen Könners an der Art, wie sie einen bedeutenden Stoff anpackt, darstellerisch gliedert, und gipfelt. Nur ein Tag und eine Nacht des bedeutenden Erfinders, Arztes und Magiers Dr. Adalbert wird geschildert, aber in dieser winzigen Zeitspanne sind alle Abgründe und Gipfelpunkte eines genialen Daseins zusammengerückt. Dr. Adalbert hat ein Verjüngungsmittel erfunden, aber bisher noch nicht an Menschen erprobt. Ein ganz besonderer Anlaß findet sich hierzu in seiner „Auferstehungsnacht“, die zugleich seine Todesnacht werden soll. Er ist eine Raubtiernatur; drei Frauen sind durch ihn unglücklich geworden und zum Teil auf geheimnisvolle Weise ums Leben gekommen. Man raunt allerhand im Städtchen und traut es dem alten Giftkenner schon zu, daß er Mittel anzuwenden weiß, die sich erst nach bemessener Zeit auswirken und keine Spuren hinterlassen.

Nun hat er vor einem Jahr eine junge hübsche Gehilfin, Erna Krüger, in sein Laboratorium aufgenommen, mit der er, wie die Klatschmäuler wissen wollten, nicht nur wissenschaftliche Beziehungen unterhält. Es ist aber nicht so schlimm, wennschon sie sein altes Blut in Wallung gebracht haben mag, denn am Sonnabend vor Ostern, wo ihr Jahr abgelaufen ist, nimmt sie Abschied von ihm, um zu heiraten. Er will ihren Bräutigam kennenlernen und lädt die beiden zu einem Abendtrunk in sein Laboratorium. Erna merkt sogleich beim Eintreten eine Veränderung, eine Verjüngung bei ihm, ohne Zweifel hat er das gefährliche Mittel an sich erprobt. Aber noch etwas anderes plant er für diese Osternacht. Er füllt zwei große Pokale mit wundervollem Wein und läßt sie Erna, die nicht mittrinken darf, den beiden Männern kredenzen. In einen der Kelche hat er ein unspürbares Gift getan, es wird ein Duell, dem Erna, ohne es zu wissen, die Entscheidung bringt. Das schwarze Los hat den Arzt getroffen, lautlos sinkt er plötzlich um. Der Kampf zwischen dem Genie und der Alltäglichkeit, die in dem Bräutigam humorvoll charakterisiert wird, zwischen Alter und Jugend, zwischen Wissenschaft und Leben ist aus. Dr. Adalbert lebt im Andenken der

Menschen fort als einer ihrer großen Entdecker und Forscher, das junge Paar bescheidet sich nach den Worten des Bräutigams: „mit dem was wir sind und wandeln wir frei von Vermessenheit unsere Erdenbahn ab." „Amen," sagt Erna zu diesen salbungsvollen Worten, aber so leise, „daß Martin Treubier sie nicht verstand — wie gewöhnlich."

Max Halbe weiß, daß eine gute Erzählung den Leser spannen muß (und heute mehr als in früherer Zeit, wo Rundfunk, Kino und andere Zeitvertreiber noch nicht mit dem Buch in Wettstreit standen), er läßt es daran nicht fehlen: einen kühnen, ergiebigen Vorwurf behandelt er mit der Knappheit eines großen Technikers, aber doch auch mit der Mannigfaltigkeit und der sinnvollen Verknüpfung des Dichters. Eine der besten Novellen, die ich in den letzten Jahren gelesen habe.

Das wäre bei der Erzählung Das Tal der Armen von Friedrich Griese zuviel gesagt. Der mecklenburgische Dichter hat seinerzeit, nach einer Reihe früherer Erzählungen, durch den Roman „Winter" berechtigtes Aufsehen erregt. „Er gehört mit diesem Werk zu unsern Besten", sagte ich damals hier von ihm. In seiner neuen Erzählung erkennt man zwar seine Handschrift sozusagen, aber das Geschriebene reicht nicht von ferne an jenes Werk hinan. In „Winter" heißt es einmal: „Die Erde unter ihnen war stärker als . . ." Das trifft bei den Menschen Griesescher Prägung allgemein zu. Sie haben Wurzeln statt der Füße. Sie gehören ihrem Heimatboden wie Pflanzen und Bäume. Das gilt auch von diesen Armen im Tal, zwischen Moor, See und Hügel, einer einsamen nordisch-herben Landschaft, sie sind wie ihr Boden so karg und schweigsam, so schicksalsgeduldig und einfach, so weltfern und verträumt. Das gilt auch von den Frauen: „Sie standen im Frühjahr und Herbst mit den Männern in den Gruben, die fast zärtlich umsorgt werden mußten, damit sie nur gar zu ihrer Zeit Äcker und Grasplätze von Wasser freihielten. Sie stiegen mit ihnen in die Gruben, in denen der Torf gestochen wurde, brachten den getrockneten in die Dörfer der näheren und ferneren Umgebung; und wenn die Hackarbeiten des Frühjahrs, die Erntetage des Sommers da waren, der Herbst, der sie auf den Rübenäckern, den Kartoffelfeldern fand, dann schafften sie gewiß mehr als die Männer. So waren sie in der Jugend schon alt; ihre Schultern waren breit, die Glieder knochig, das Fleisch auf ihnen hart. Ihre Hände waren braun und eigentlich immer mit Schwielen und Rissen bedeckt. Sie setzten die Füße beim Schreiten weit; denn sie waren immer in Eile wegen irgendeiner Arbeit und mußten Raum machen."

Das ist gewiß eine vortreffliche Schilderung, wohl die beste und deutlichste in dem Buch, aber so ungefähr würde ein guter Botaniker Art und Leben einer Pflanze beschreiben, von einer Erzählung verlangen wir mehr. Anfangs verdichten sich diese Schilderungen noch zu einer winzigen Handlung, die Grieses schöne Einfachheit offenbart, dann aber verläuft das Ganze in einem stummen Kampf der drei, vier Menschen, die aus dem Buch hervortreten, gegen ihre Landschaft und Wesensart; der eigentliche Held bleibt das Tal, die Gegend. Die Menschen kommen nicht aus sich hervor, sie bleiben dumpf und still, der Dichter fühlt sich nicht berufen, ihnen das Herz zu öffnen, die Zunge zu lösen, was ein Hermann Stehr bei ähnlichen Gestalten und mit stärkerem Können für künstlerisch nicht unerlaubt hält . . . Griese versteht es freilich, seine Menschen in schwer durchdringlichen Nebel zu hüllen und — wie schon einmal bei diesem Dichter gesagt — im Nebel erscheinen die Gestalten größer . . .

★

Arnold Ulitz hält nichts von diesen Nebeln, er will Klarheit, er steht spähend im wirbelnden Leben, und wo er eine dunkle Stelle sieht, da richtet er stracks seinen Scheinwerfer auf sie. Es ist ein Kläger, ein Ankläger auch in seinem neuen Roman Aufruhr der Kinder, der ebensogut den Titel des vielbesprochenen Theaterstücks „Revolte im Erziehungshaus" tragen dürfte. Aber Ulitz ist ein ernsterer Ankläger als der junge Lampel. Sein Zorn, ja sein Haß ist aus Liebe hervorgegangen, das zeigt er zu Beginn seines Romans in der Schilderung der Kinder Olly, Ulrich und Peter, namentlich in ihren Spielen mit der Mutter. Allerliebst, wie hier Mathilde, die Frau des künstlerischen Photographen Reinhold Berger, selber wieder zum Kinde wird, wenn sie mit den Kleinen spielt. Sie kann es selber kaum erwarten; solange die Jungen ihre Schularbeiten machen, schleicht sie wartend um den Tisch, nicht ohne hin und wieder spaßhaft die Augen zu verdrehen und die Zunge herauszustrecken. Dann aber geht's los: Theater, Zirkus, Menagerie, Eisenbahn mit Entgleisung und anderen Unglücksfällen. Die Eltern sind beide keine Philister, sie verstehen mancherlei, nur nicht zu sparen und ein simples Familienleben zu führen. So nimmt ihr frohes Dasein bald ein trauriges Ende. Der Vater, ein anderer Hjalmar Ekdal, erkrankt an Nikotin- und Alkoholvergiftung, kommt ins Kranken-, dann ins Irrenhaus. Das Elend ist im Anmarsch. Noch lachen die Kinder, als ein Vollziehungsbeamter komische Klebebilder an die Möbel, selbst an den riesigen, vom Großvater geerbten Globus heftet, aber bald vergeht ihnen das Lachen. Nach des Vaters Tode muß die Mutter in einen ärmlichen Bodenverschlag ziehen und sich als „Aushilfe" in der Gastwirtschaft, abends als Klavierspielerin ihr Brot verdienen, Olly wird Schlangenmensch in einem Zirkus, und die beiden Jungen kommen schließlich in ein Waisenhaus. Hier

gezogen und zwirbelte und zupfte daran, das hatte — ja, wahrhaftig: das hatte ein braunes Toupet auf dem Kopf und das lächelte mit Zähnen, die zu ebenmäßig waren, um echt zu sein. Besitzer? Gewiß, der Besitzer! Mich persönlich zu begrüßen, war ihm Pflicht und Vergnügen. „Von Rakic, Major von Rakic, Major in Pension, versteht sich. Warum übrigens: versteht sich? Man könnte noch. Aber man liebt dieses Land, diese Küste, la plage." So präsentierte er sich. Oh, er sagte vieles und sagte nichts. Durch die Mängel meiner Bekleidung ließ er sich nicht beirren. „Männer unter uns," sagte er und umtänzelte mich mit kleinen Verbeugungen, und plötzlich sagte er noch einmal: „Rakic, von Rakic!" Als ich angekleidet war, stieg er kleinschrittig neben mir die Treppe hinab, ohne Unterlaß redend, bis an die offene Parktür. Dort blieb er stehen und fächelte sich und mir die Luft zu. „Die Luft!" sagte er. Erst da ich in die Loggia und in den Speisesaal trat, blieb er mit einer gelächelten Verbeugung zurück. Ich trat in den Saal und setzte mich an einen ein wenig abgesonderten Tisch. Ich ließ ihn mir von zwei Kellnern näher zum Fenster und tiefer zwischen die Blattpflanzen tragen, setzte mich, klemmte das Einglas ins Auge und blickte mir einmal — Sherry bestellte ich, einen gemixten Sherry zunächst vor dem Dinner; zwei Kellner rannten — blickte mir also einmal in Muße den Saal an, den Auftrieb, das Schlachtfeld.

Was da sich tummelte, war Kleinwild. Ein Herr erschien zum Dinner in seinem Pyjamarock, zwei Damen gingen mit Badecapes durch den Saal — Kleinwild also, dem nicht mehr Geld in der Tasche saß als für die laufende und die nächste Hotelrechnung nötig war. Kleinwild aus Agram, Belgrad und Budapest. Balkan. Ich blickte mir das an, geärgert und belustigt zugleich. Am Tisch nebenan saß eine Mama und lehrte zwei Kinder mit Messer und Gabel essen. ‚Da wirst du nicht fett werden, da wirst du auf dem Trockenen schwimmen, Lord Chesterton,' sagte ich mir. Vier Jünglinge mit Rackets, jeunesse dorée, plauderten und gestikulierten sich durch den Saal. Làzika, wurde einer von einem Mädchen gerufen — es lispelte und hatte eine Warze über dem Auge. ‚Da wirst du nicht alt werden, Lord Chesterton, vorausgesetzt, daß du dir das Geld zur Weiterreise aufreißen kannst.' Aber vorläufig? Vorläufig wurden ein paar Hummern serviert, und darüber erhob sich ein scherzhaftes und gieriges Rufen und Reden von Tisch zu Tisch. Nach Speisen roch es, nach hausgefertigten Sommerkleidern, nach den Glycinen draußen im Garten und ganz leise nach Schweiß. Da half nichts. Warum sich ärgern? Ich saß da, unter Palmen, das Einglas im Aug, und war erbittert belustigt.

Immerhin: ganz hinten an der Türe erschien, von drei Tennisknaben flankiert, ein sehr junges Ding mit aufgeworfenen Lippen und grellgelbem Haar, starkknochig; ihr Kopf war ein blühender Totenkopf — ich weiß nicht, ob ich mich mit diesem Vergleiche verständlich mache. Sie schlängelte sich zwischen den Tischen sehr langsam den Saal entlang, hatte mit einer Hüftenschwenkung, die gar nicht übel war, die Tennisjünglinge abgestreift und kitzelte nun mit dem Blick einen dicken Mann in den besten Jahren, dem eine goldene Uhrkette kurvig über dem Bauch saß. Das währte nicht lange, da wechselte sie schon zwei leise Worte mit einem andern. Die Weiber schauten aus grünen Gesichtern hinter ihr drein. Sie strich an meinem Tisch vorüber, lächelte mich an und machte ein Aug klein. Nach quelques fleurs roch sie, billig. Da hatte sie auch schon den Seitenausgang erreicht und schwenkte ihr Gesäß in den Garten hinaus. Das gab es also da immerhin. O Denise, o Lido, o Deutscher, der du mich nach Ceratosa gelotst hast! Drüben am anderen Saalende saß er, las kurzsichtig in einer Zeitung und aß.

Immerhin: ich beschäftige mich mit meinem Braten — da fällt mir das Gesumme und Messergeklapper mit einemmal aus dem Ohr. Mit einemmal — der Saal ist verstummt. Ich blicke auf. Ganz hinten ist die Tür aufgegangen, und herein kommt, herein schreitet — ja, schreitet eine Dame — jawohl, eine Dame. Eine reiche Welle aschblonden Haares über einer Stirne von ganz unwahrscheinlicher Blässe und Zartheit, von einem — das Wort riecht nach Dienstbotenpoesie, aber ich weiß mir kein anderes — von einem Adel, der von den stark geschwungenen und einander fast berührenden Brauen her wie durch eine unwägbare Traurigkeit überschattet war. Nein, ich will die Frau nicht beschreiben. Sie ging sehr langsam den noch immer stummen und starrenden Saal entlang und setzte sich — ein Diamantenkollier trug sie um den Hals, sagte ich das schon? — setzte sich, mir abgewandt übrigens und ohne mich mit einem Blicke zu streifen, an einen Tisch, der nicht weit von dem meinen und gleich ihm ein wenig abseits und aus der Reihe der andern gerückt war. ‚Hallo,' sagte ich, ‚stop,' sagte ich, ‚Lord Chesterton,' sagte ich mir und bestellte mir einen zweiten Sherry. Doch hatte ich nicht viel Zeit, über das aschblonde Wunder mir Gedanken zu machen — da kommt, von den

geräuschvoll schwitzenden Lauten aus Agram, Belgrad und Budapest nicht minder bestaunt als die Frau, ein groß gewachsener, dürr nach vorne verbogener und blendend in ein wenig verschollener Eleganz gekleideter Herr in den Saal und setzt sich zu ihr. Er mochte fünfundfünfzig Jahre alt sein, sie fünfundzwanzig. Nun machte ich mir Gedanken, indes ich den Sherry trank. Ich wußte die Leute nicht recht unterzubringen. Balkan? Das stimmte und stimmte nicht. Vielleicht Wien. Aber dann fing ich, halblaut gesprochen zwischen den beiden, ein slawisches Wort auf. Also österreichische Slawen, vermutlich hoher Offizier in Pension. Aber dazu stimmte wieder nicht das Kollier. Demnach Aristokraten! Aber Aristokraten in Ceratosa? Nein, ich wußte sie nicht unterzubringen.

Ich hätte sie nicht unterzubringen gewußt. Doch da tänzelte Rakic, von Rakic, Hotelbesitzer, von hintenher durch den Saal und verneigte, verbeugte sich lächelnd, plappernd und Hände mit großer Bewegung zum Kusse an seine dünn roten Lippen führend nach rechtshin und linkshin. Schon umschwänzelte er meinen Tisch. „Drüben," sagte er, „drüben die Dame? Fürstin Balearu aus Bukarest. Der Herr — der Fürst. Ihr Vater? Haha — ihr Gatte! Der Fürst ist ihr Gatte. Ein paar Jahre dazwischen, ein paar winzige Jährchen — was macht das? Haha, man versteht sich — ich sehe es an Ihrem Augenzwinkern, Mylord." Er lachte schallend und angestrengt wohl eine Minute lang. Er unterbrach sich, er warf sich mit einem „Pardon" seitab und ruderte gegen die Tür.

Durch die Tür, ganz hinten durch die Tür des Gartens, war ein junger Mann eingetreten, mit schwungvoll aufgebürstetem, schwarz welligem Haarschopf, ein Mann, schlank und braunhäutig schön, ein Beau mit einem hellgrauen Derbyanzug von irrsinniger Neuartigkeit und mit einem grell azurblauen Seidentuch in der Tasche. Halb gesenkten Gesichtes und wachsam nur durch einen Lidspalt der Mandelaugen lehnte er lässig gestrafft und in leicht verfetteter Wollust am Türstock, als Rakic, von Rakic, Hotelbesitzer, ihn endlich erreichte. Was der Alte ihm sagte, konnte ich durch das Klappern der Teller — Hummern gab es! Man aß sie mit kleinen Schreien — nicht hören. Ich sah nur den lächelnden Greisenmund mit seinen allzu ebenmäßigen Zähnen zu einem Ausruf der Verzücktheit über solche Begegnung geöffnet. Ich sah nur, wie Herr von Rakic, Hotelbesitzer, seinen Arm in den des Schönen schob und so, an den Türstock gelehnt, einen Augenblick sich verweilte mit einem feucht sieghaften Streifblick über die Menge der Essenden, als gälte es, Beifall einzusammeln für so erstrahlende Zweiheit und in einen Applaus, der jetzt und jetzt losknattern mußte, lässig und lächelnden Mundes sich zu verbeugen. Nichts folgte — Hummern aßen sie und hatten keinen Blick für den alten Mann an der Tür. Da hatte der Schöne aber auch schon mit einer langsam brutalen Bewegung seinen Arm aus dem des Alten gezogen, und indes der verlosch und mit kunstvoll gewahrter Heiterkeit kleinschrittig durch die Tür retirierte, in den Garten hinaus, eckig lebhaft im Augenblick hinter Glycinenbüschen niedergetaucht, setzte er, er selbst, er persönlich, das grellblaue Seidentuch in der Tasche, sich in Bewegung, den Saal entlang zwischen Tischen Verstummter, die schönen Mandelaugen geschlossen bis auf einen wachsamen Spalt, weichen Schrittes wie einer, der über lebende Leiber geht.

Der Mann war zehn Schritte von mir entfernt, da machte er eine Schwenkung nach rechts. Und im Augenblick dieser Schwenkung, da er den Bruchteil einer Sekunde lang in ganzer Gestalt sich mir darbot — in dem einen Augenblick wußte ich schon Bescheid. Seine Hand — man lehre mich Hände kennen! Die Finger, lang, leicht seitlich gekrümmt und ein wenig von Tabak gebräunt — man lehre mich Finger kennen! Ein schmaler, messerscharf abgesetzter Schnurrbart saß ihm über dem vollippigen Mund. Und dann: wie er da so über Lebendiges schritt, weich brutal, wie er die Weiberblicke hinter sich herzerrte, wie er den und jenen der Männer auszeichnete durch einen Blick der Vertraulichkeit — man lehre mich Leute der Zunft kennen! Der Zunft, jawohl.

Und nun versetze man sich in meine Situation! Ich sitze — ich sage: ich! — ich sitze da, verschlagen in einen anderen Weltteil, höchst deplaciert, und muß zusehen, wie der Mann, der Balkanmann, der Kollege — wie der balkanische Kollege, grell blaues Tuch in der Tasche, weichen Schrittes durch sein Revier streift. Ich war belustigt. Daß ihn mit der älteren Dame rechts an der Wand mehr verband als flüchtig getauschter Gruß, sah ich an ihrem Wegschaun, an dem Griff nach dem Wasserglas, da er vorüberging. Daß er den Dicken mit der goldenen Uhrkette schon geschröpft hatte, sah ich an zwei Blicken, die ineinander fielen, wütend der eine, der andere verbindlich und kalt. Daß er die Annäherung eines jungen Mannes mit Racket an jene Langhaarige am größeren Hummerntisch aus irgendwelchen Gründen zu fördern gewillt war, indes er, mit einem Wink, einer Schwenkung im Schlen-



Hafenstadt. Gemälde von Herbert Reyl-Hanisch
(Wien, Ausstellung der Sezession)

dern, irgendeiner Absicht irgendeines Mädchens (neben den zwei mit Messer und Gabel essenden Kindern saß es) entgegentrat — ich sah das, sah heimliche Netze gestellt und feine Fäden gesponnen quer durch den geschäftigen Saal. Ich war belustigt. Mich streifte der Mann mit einem rasch abwägenden Blick aus dem Lidspalt und wandte sich mit dem nächsten Atemzug gleichgültig summend zur Seite — gar nicht übel und nicht schlechte Schule verratend, gemessen an dem engen Bezirk handgreiflicher und ein wenig kindlicher Leistung, der ihm in solchem Umkreis von Tag zu Tage sich bieten mochte. Ich warf mir das Einglas unter die Braue, ich schlug die Beine übereinander. Ich war willens, belustigt zu sein.

Da schwenkt dieser Mensch scharf rechts ab und tritt an den Tisch des rumänischen Fürsten. Da tritt dieser Mensch mit dem lächerlich blauen Taschentuch an den Tisch des Fürsten und setzt sich, zum Teufel, nach zwei weißzähnig gelächelten Worten zwischen die beiden, setzt sich und neigt sich, der Provinzkavalier, in verbindlich vertrautem Gespräch zu der aschblonden Frau mit dem Diamantenkollier. Oh, ich war erbittert belustigt.

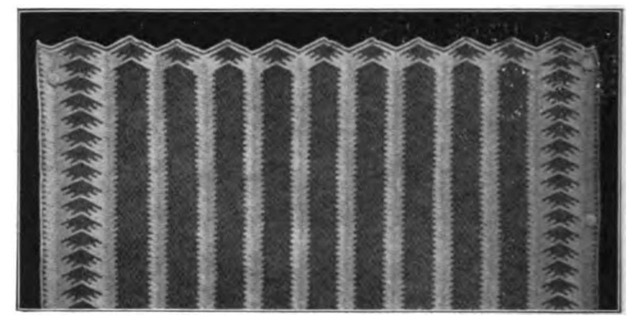
Man kennt mich. Dem Balkanritter den Fang abzujagen — er neigte sich plump an das Ohr der Blonden, indes der Fürst ohne Regung am anderen Ende des Tisches saß — dem Balkanritter, sage ich, den Fang abzujagen, war da schon fast Kavalierspflicht. Ich machte es so, daß ich mit ziemlich vernehmlicher Stimme nach Herrn von Rakic verlangte. Da tänzelte er mir schon vor dem Tisch. Ich sagte: „Hören Sie — die Zimmer gehen nicht. Sind zu schlecht.“ Von Rakic verstand nicht. „Zu schlecht,“ sagte ich ein wenig vernehmlicher, „zu einfach, das Appartement. Ohne Badezimmer, ohne Garderobe! Wie lebt man hier?“ Von Rakic erregte sich. Von Rakic schwenkte Arme und beteuerte angestrengt leise und doch dem halben Saale vernehmlich, ich hätte die beiden besten Fremdenzimmer des Hauses, und er verstehe durchaus nicht, wo ich doch eben — Ich unterbrach ihn ein wenig knapp und sagte leiser, doch in der ringsum eingetretenen Stille sehr hörbar: „Well. So werde ich reisen. Ohne Badezimmer und ohne Garderobe. Impossible. Ich werde reisen.“ Der Mann knickte ein. „Ich werde reisen,“ sagte ich lauter. Ich schaute behutsam nach jenem Tisch hinüber. Fürst, Fürstin, der Blaue — die drei blickten nicht her. Inzwischen hatte Rakic, von Rakic, wieder zu reden begonnen. Da gebe es immerhin im Seepavillon das Appartement, das für den Thronfolger reserviert sei, für den Monat August — aber eben reserviert, wie gesagt. Ich erklärte: „Gemietet.“ Der Alte verrenkte sich. „Gemietet,“ erklärte ich, „die Thronfolgerzimmer. Lassen Sie das Gepäck hinüberschaffen.“ Nun war im Saal nicht ein Laut. „Sehr seltsam,“ schloß ich, „daß ich dieses Appartement erst ausdrücklich verlangen muß, Herr — äh — von Rakic.“ Der Mann wand sich. Und in dem Augenblick schaute die Fürstin kurz auf und herüber. Das war also getan.

*

Weiter war das dann so: Acht Uhr fünfzehn — ich saß allein, doch im Mittelpunkte allgemeinen Interesses; der Fürst hatte einmal, die Fürstin hatte zweimal herübergeblickt, von dem Balkanmann durch einen eben dann immer wieder auflebenden Wortschwall nach der andern Seite zurückgezogen — acht Uhr fünfzehn also sah ich, daß drüben der Balkan mit dem blauen Tuch die Fürstin mit weicher Gewalt zu einem Gang in den Garten zu bestimmen versuchte — wohl um sie mir, der mehr Aufmerksamkeit auf sich zog, als ihm für seine Absichten lieb sein konnte, aus den Augen zu schaffen. Ich befahl dem Kellner vernehmlich, mir den Mokka später in den Garten zu bringen, mit dem Ergebnis, daß der Schöne seinen Vorschlag sofort wieder fallen ließ und lässig wachsam auf seinem Sessel hing. Ich sage: wachsam. Hatte er, eintretend, mich nur mit dem Blick gestreift — nun beobachtete er mich aufs schärfste.

Aber solche Vorpostengefechte brachten die Sache nicht weiter. Offenbar war: er hatte nach mir sich noch nicht erkundigt. Der Saal war nun schon wieder halb leer. So konnte man sich ohne Mühe verständlich machen. Ich fragte den Kellner nach dem Daily Mail und den Times (sie lagen nicht auf), der Balkan hob ein wenig den Kopf und wußte nun: England. Ich fragte, ob man da irgendwo Geld deponieren könne, ein verschlossenes Kuvert deponieren. Ich empfehle das, speziell für Etablissements mittlerer Güte. Kuverts kosten nichts. Ein paar Worte warf ich noch hin. Der Kellner knickte ein und sagte: „Sehr wohl, Mylord.“ Nun hob der drüben den Kopf schon viel höher. Und da hatte ich ja selbstverständlich gewonnenes Spiel. Ich fragte noch nach dem Kurs für Pfund Sterling — „mit dem inländischen Gelde kenne ich mich nicht aus,“ sagte ich. Da sah ich schon, daß der Herr Kollege in Bewegung geriet. Es war so, daß der Fürst das Dessertbesteck auf den Teller legte, seiner Frau, die selt-

Werke, die sich um eine glückliche Lösung der Aufgabe bemühen. Am schwersten hatte es sich Prof. Ferdinand Liebermann, der Münchner Bildhauer, gemacht, als er die „Windsbraut“ zu modellieren unternahm. Aber zweifellos empfängt man den Eindruck blinden Vorwärtsstürmens. Der Wiener Prof. Anton Hanak ringt mit Glück um die Gestaltung des Schwebens. Denn er zeigt nicht nur eine Schlafende, die



Tüllarbeit aus der Fachklasse von Fräulein Hersel Handwerker- und Kunstgewerbeschule zu Bielefeld



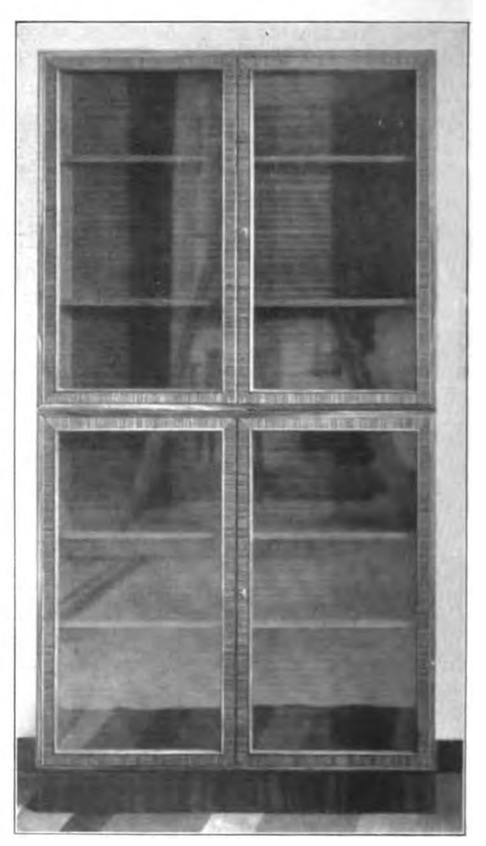
Stickerei aus der Fachklasse von Prof. Gertrud Kleinhempel. Handwerker- und Kunstgewerbeschule zu Bielefeld

träumt, sondern vermittelt uns jene phantastische, erdbefreite Leichtigkeit, die selbst dunkeln und schweren Träumen eigen ist.

★

Ein drolliges Bild ist das „Ei des Kolumbus“ des schwedischen Malers Nils von Dardel, das im Pariser Salon Aufsehen erregt, keine Historie, selbstverständlich nicht, kaum eine Satire oder Parodie, sondern am besten so sachlich aufzufassen, wie es gemalt ist: Ein gescheiter Kerl findet eine Lösung, und die würdigen Herren mit kurzen und langen Bärten schlagen die Hände überm Kopf zusammen. Das ist gutgelaunt gemacht, aber man beachte auch, wie akademisch dieser moderne Maler **seine Leute in vier Gruppen zu dreien komponiert. So etwas galt noch vor kurzem als kaum zu sühnende klassizistische Sünde.**

Was man vor dreißig Jahren Neoimpressionismus nannte, erscheint uns schon seit zwanzig Jahren veraltet und rückt heute in nahe Nachbarschaft zu der Richtung, die man mit dieser neuen Mode bekämpfte. Was den Neoimpressionisten vom Impressionisten schied, war nicht die Gesinnung, sondern allein die Technik. Darum wirkt Georges Seurat (1860—1891) fast wie einer der



Zusammenstellbare Möbel aus der Fachklasse von Prof. Grießer. Handwerker- und Kunstgewerbeschule zu Bielefeld



Windsbraut. Bildwerk von Prof. Ferdinand Liebermann-München

großen Franzosen aus Manets Zeit. Abgesehen von den künstlerischen Reizen dieses „Sonntags an der Seine" freuen wir uns an den Kostümen, die unsre Mütter und Großmütter mit soviel Überzeugung trugen wie unsre Frauen und Töchter heutzutage den kurzen Rock.

★

Den Schluß der Rundschau bildet eine neue Aufnahme von E. O. Hoppé, dem hervorragenden Lichtbildkünstler. Sie stellt die englische Filmschauspielerin Nan Smyth-Greenwood, dar, eine Nichte des verstorbenen Gouverneurs von Bombay, General George Greaves, und durch ihn verwandt mit dem Erzbischof von Wales.

★

Theodor Baierl ist ein Romantiker. Er bewegt sich gern im Mythologischen, nicht aus einer antiquarischen Laune, sondern weil es ihm hier am besten gelingt, den Menschen in Einklang mit der Natur zu zeigen. So bildet auch auf unserm Titelbild das „Bad der Venus" mit Baum und Brunnen, Berg und Burg, Himmel und Ferne eine



Der Traum. Bildwerk von Prof. Anton Hanak-Wien

Mädchen, ein wenig rührend, ein wenig elfenhaft. Wir redeten gar nicht viel. Wir kamen spät ins Hotel zurück, eine halbe Stunde nach Dinnerzeit. Der Fürst hatte sich schon auf sein Zimmer zurückgezogen.

Allerdings, solches Alleinsein, und noch mehr Alleinsein im Verlauf der zwei dann folgenden Tage, brachte mich keineswegs weiter. Es war wie verhext. Nicht einmal das Kollier trug sie mehr um den Hals. Dabei hatte ich alles auf diese eine Karte gesetzt. Ich hatte den Dampfer, der mich hätte fortbringen können, wieder abfahren lassen. Ich hatte mich im Strandpavillon im Fürstenappartement installiert — Dascha wohnte im Gartentrakt, der Fürst gegen Süden: er brauchte Sonne —, die Zeit der Wochenrechnung rückte näher, auf Kleinwild zu jagen, mit dem Balkan als Konkurrenten, das kam nicht in Betracht. Verhext! Und doch nicht verwunderlich. Denn mein Blut ging nicht ruhig. Denn, gewissermaßen, die Hände zitterten mir. Denn mir war es nicht mehr nur um den Schmuck zu tun. Mir ging es um die Frau mit dem Schmuck. Mir ging's um die Frau. Habe ich gesagt, daß ich sie Candida nannte?

*

So lief das weiter, ich merkte keine Veränderung. Zwei Tage, drei Tage, vier — ich wußte kaum, nahm kaum wahr, wie lange ich schon auf der Insel saß. Eines Tages trete ich — frühmorgens, ungewöhnlich frühmorgens: ich schlief schlecht — zwischen den Hecken in den hinteren Garten. In der noch herben Sonne auf einem Liegestuhl — Ratic. Der Mann stak in einem lächerlich phantasievollen und dabei tief schmutzigen Schlafanzug, der an der Brust leicht klaffte und die graue Wolle einer Greisenbrust ahnen ließ. Sein unbewachtes Gesicht war gelb und schwer erschlafft, die Lippen klafften ihm matt über allzu regelmäßigen Zähnen. Sein Toupet war verschoben. Da er mich erblickte, rückte er es sich mit einer jähen Bewegung zurecht und sprang hoch. „Früh auf," rief er, „früh mit dem Hahnenschrei, wie der Dichter sagt, oder so ähnlich. Das hält elastisch, wie, Mylord? Mit dem Hahnenschrei. Sie ahnen nicht, was unsereiner zu tun hat. Nicht Wirtschaft — man hat seine Domestiken. Aber das Fest! Sie haben Glück, Mylord: Sie werden das Fest mitmachen! Das Fest des heiligen Georg feiert man nirgends so wie auf Ceratosa. Es läßt sich hier leben. Haben Sie den Deutschen gesehn, den Professor, der mit Ihnen gekommen ist? Das lebt! Das lebt auf! — Da, da!" unterbrach er sich und schwenkte die Hand nach der Strandpromenade hinüber. Drüben, ferne, wo die Segelboote vertäut waren, ging Professor Wendelin, ganz in Weiß, und ihm zur Seite das Dirndchen. Er deutete dahin und dorthin mit seinem Stock. Bugfiguren erklärte er ihr, die Bugfiguren und die Zeichen der Schiffe.

Gleichen Nachmittags — ‚Geschäft!' dachte ich, ‚Geschäft, Lord Chesterton, du bist nicht zu deinem Vergnügen hiehergekommen!' — lud ich die Fürstin zu einer Segelpartie. Die Sonne brannte, Dascha legte sich leicht ermüdet auf eine Bootsbank. Ich streichelte sie — sie lag stumm. Ich wurde kühner — sie zitterte, atmend, stumm noch immer. Ich wurde kühner — sie riß sich auf und sagte schroff: „Ans Ufer!" — „Dascha, Candida," sagte ich und versuchte sie noch einmal niederzuziehen — Sonnendunst lag auf dem glatten Wasser, der Wind war erschlafft aus dem Segel gefallen und Möwen riefen fern wie aus dem Schlaf ihren Wanderruf. Candida riß sich noch einmal von mir los und sagte: „Ans Ufer! Lassen Sie mich! Sie wissen nicht, was Sie tun. Sie wissen nichts." — „Dascha, Candida," sagte ich. Sie setzte sich ganz vorn an den Bugplatz und wandte das Gesicht nach der See. Ich zuckte die Achseln, ich wandte das Boot, wir fuhren zwanzig Minuten schweigend bis an die Mole. Da ich ihr auf die Treppe half, sah ich: sie hatte geweint. Sehr rasch und ohne meine Begleitung anzunehmen ging sie in das Hotel zurück. Einen Augenblick lang war ich betroffen. Einen Augenblick lang mußte ich mich erst sammeln. Ich folgte ihr schlendernd. Ich war nicht unzufrieden. ‚Jetzt stop,' sagte ich mir. ‚Jetzt Zurückhaltung, jetzt sich selten machen!' sagte ich mir.

Ergebnis: Als ich genau zwei Tage später nach dem Abendessen an dem Tisch des Fürsten und der Fürstin vorüber kalt höflich grüßend in den Garten hinaustrat, sah ich — mit einem Augenwinkel nur, aber ich richtete mich danach ein —, daß die Frau, nach einem Blick auf den Gatten, der stumm und ohne aufzuschaun vor seinem Teller saß, sehr blassen Gesichts sich erhob und leicht wankenden, leicht puppenhaften und doch zögernd beschwingten Schrittes mir folgte. Sie sagte: „Man fährt morgen auf die Insel hinüber. Zu den Ruinen. Der Hotelbesitzer hat das arrangiert. Georgsfest wird gefeiert." Ich schwieg. Sie sagte mit einer kleinen Stimme: „Wollen Sie mitkommen?" Ich haschte nach ihrer Hand und zog sie an meine Lippen. Sie ging rasch in den Saal zurück.

*

Der Professor sagte: „Vom Landungsplatz ist es nach der Karte nur dreieinhalb Kilometer nach den Ruinen von Lianora. Luftlinie allerdings. Etwa dreißig Prozent sind für Krümmungen des Weges dazuzuschlagen.“ Er sagte das vom Bug des winzigen Dampferchens her, dessen ehrwürdig alte Planken weiß getüncht in der Sonne prahlten. Auch der Mann war in Weiß, und er lehnte sich, sonderbar aufgelockert, mit einer verwegen turnerhaften Gebärde gegen den Wind, der ihm in Haar und Bart sich verfangen hatte. „Lianora?“ fragte, auf einer Taurolle sitzend, das Dirnchen mit der gelben Frisur, „Lianora?“ Sie machte sinnlos kindlich den Mund klein und stellte ihre Beine zur Schau. Speranza hieß sie — jetzt entsinne ich mich. Der Deutsche sagte: „Die Peststadt. Die Leute haben sich dort nicht mehr angesiedelt. Ich weiß nicht, warum.“ — „Aus Angst,“ rief Rakic, von Rakic, Arrangeur der Expedition, weiß weiß weiß in Marineleinwand gekleidet, von der kleinen Kommandobrücke herunter und schwenkte die Finger hoch, daß ein jugendlich prunkender Ring mit einem großen und nicht ganz echten Stein in der Sonne blitzte. „Aus Angst, Messieurs, Dames!“ Marcelli, der faul und leicht verfettet im Schatten des kleinen Maschinenhauses auf einer Bank lag, verkündete mit dem unterdrückten Gähnen eines katzenartigen Raubtiers: „Ja. Aus Angst. Weil diese Pest eine ansteckende Krankheit ist.“ Nach dieser Anstrengung ließ er den Kopf ermattet auf die Planke zurücksinken und dehnte sich schnurrend.

„Wovon sprechen sie?“ sagte Candida leise zu mir. Sie trug einen seltsam altmodisch lieblichen, breit schattenden Strohhut, ihre licht leichten Kleider waren ganz Sommer und Duft, und ihre Finger lagen neben den meinen an der Kante der Heckbank. Uns zu Häupten knallte eine übergroße, sonngebleichte und regenverwaschene Fahne im Fahrtwind. „Wovon sprechen sie?“ sagte Candida leise zu mir. Da wandte sich schon Rakic auf der Kommandobrücke nach Marcelli zurück und schwenkte die Finger. „Nichts da — ansteckende Krankheit, mon cher!“ rief er aus, „die Leute haben Angst vor Gespenstern. Gespenster gehen dort um, es spukt dort, es ist dort nicht geheuer, jawohl, Messieurs, Mesdames. Aber das soll Sie nicht anfechten, ich hafte, ich, ich bin Soldat, ich bin Arrangeur!“ Er unterbrach sich mit einemmal, den Finger legte er verschmitzt an die Lippen und flüsterte durchdringend: „Pssst!“ Denn vor ihm, unten, inmitten des Schiffes, hatte von seinem Liegestuhl her der Fürst, den unteren Leib und die Beine in eine Reisedecke gewickelt, mit einemmal lang ziehende Laute eines jähen Schlummers von sich zu geben begonnen. So blieben wir alle eine Weile verstummt. Nur der Schläfer atmete regelmäßig und hörbar, nur die prahlerisch qualmende Dampfmaschine des Schiffchens pochte ihren heimlich erkrankten und unausgeglichenen Herzschlag. Die Fahne mir zu Häupten knallte und knatterte leicht, und ganz vorn am Bug, wo der Professor noch immer mit einer grundlos turnerhaften Gebärde gegen Fahrt, Sonne und Wind lag, rauschte schweigsam, kühl und grünlich das zerschnittene Meer. Ferne violette, nahe graue, vom hellen Grün der Feigenbäume, vom schwarzen der Zypressen durchkletterte Küste schwankte leicht berauscht hinter leicht berauschten Wellenkämmen vorüber, eine Landzunge gab es da mit einemmal, einen Leuchtturm, Gärten, ein rosig getünchtes Haus, die Bastion einer Felsenkirche und dahinter, der unvermittelt verlangsamten Schwenkung des Gefährts sich entwickelnd, eines winzigen Wellenbrechers trotziges und verfallenes Spielzeug und die weißen Quadern des Kais. Taue flogen, Schnüre dahin und dorthin, eine Glocke schwenkte Rakic, um uns den Triumph der Landung nach bestandener Meerfahrt zur Kenntnis zu bringen. Der Fürst schrak hoch und schloß seinen Mund, der kranke Herzschlag des Maschinchens verebbte, Bianca schnatterte etwas und schob ihren Arm in den des Deutschen, der sie windbewegten Vollbarts schülerhaft ritterlich auf die Steine hinaushob. Uns anderen half ein berußter Zyklop, ein halb nackter, schweißglänzender Riese, der unversehens da war, aus der Maschinenkammer zutage getaucht — er hieß Dante. Aus tagverfallenen Häusern, uns zu Ehren für Minuten erwacht, kamen edel verlotterte Kinder mit Körben, Körben mit Früchten, Körben mit Blumen, in die Rakic, von Rakic, reichliches Kupfer und spärliches Nickel warf, dann mit raffenden Händen darein zu greifen und die duftende Buntheit — voilà! — den Damen in die Haare zu streun. „Mit Weinlaub im Haar!“ rief er aus und schwenkte die Finger hoch.

Da gingen wir schon, da wanderten wir schon den gewundenen Pfad durch die Pinien hoch in den Jungwald. „Nach links,“ rief Rakic an einer Kreuzung des Weges. „Nach links! Wir holen Petron!“ Der Weg schwenkte hoch, wir klommen hintereinander, hinter Piniengrün, hinter ferneren Wipfeln brach heiß blau das Meer in die Bucht. „Petron,“ sagte Rakic. „Er heißt anders. Er war zwanzig Jahre Statthaltereikonzipist und

lilaah! Es drang wie der Laut einer ungeheuren Hirtenflöte über besonnte Wälle schweigenden Ginsters her. Lilalilaah! Der Balkan neigte sich an das Ohr der Fürstin, die abseits saß, und flüsterte etwas. Ich sah durch den Lidspalt: sie wurde blaß. Petron sagte: „Ja, aus den Spalten, ja, Sauerstoff!" Einen Augenblick lang steckte der Riese, der Maschinist des Dampferchens, sein schimmerndes Gesicht in unseren Winkel und war im nächsten mit der Schwenkung des Tanzschritts schon wieder zurückgetaucht ins Gewühl. Schwarzes rann da über den Estrich. War das Blut? Es war Wein! Rakics braunes Toupet hatte sich verschoben, da er dem Fürsten die Hand bot, um ihm zur Regelung der Erbfolge auf dem rumänischen Königsthron zu gratulieren. Aber Wendelin ahmte ein Huhn nach, um Speranzas Heiterkeit zu erhöhen. „Eine Schwebebahn bis auf den Bergkamm! Ich habe die fertigen Pläne in meiner Lade," sagte Petron zu Marcelli. Der gähnte. Lalilaah. Beim Ausgang war Gejohle. Einen Hammel, einen lebenden Hammel schleppten, zerrten sie durch den tobenden Saal. Das Tier sträubte sich, in aufgerissenen Augen den Tod. Da packte der Riese es bei den Beinen und hob es hoch und schwenkte es sich auf die Schulter. Man brüllte. Dann fiel hinten irgendwo eine Tür ins Schloß. Lilalilaah! Wir saßen nebeneinander Arm in Arm und wiegten uns seitlich mit schwanken Köpfen und erhitzten Gesichtern. Noch vier tönerne Krüge mit Blut! Eine Bratsche, eine Geige, ein Dudelsack.

★

Wer es war, der den Plan faßte, weiß ich nicht. Wer der erste war von uns neun, der durch den tobenden Saal strich, nach der Treppe im Hintergrund, nach der mit einem Strick gesperrten Treppe zum ersten Stockwerk — wer der erste war, weiß ich nicht. Aber da tappten wir schon hintereinander rauschhaft verschmitzt die brüchigen Stufen hoch. „Verboten," keuchte der Pope, „das ist verboten!" Speranza schlug ihm klatschend über die Hand, die sich an ihren Waden verirrte. „Verboten," sagte Petron, „baufällig, ein Rokokoschloß. Kein Mensch geht hinauf. Das verfällt." Vor dem blinden Spiegel auf dem Treppenabsatz rückte Rakic sich das Toupet zurecht. Er knickste. „Interessant," sagte Wendelin, „interessant!"

In dem ersten Stockwerk waren zehn oder fünfzehn ineinander geschobene, ineinander verschachtelte Zimmer und Zimmerchen. Kerzen waren mit einemmal da, eine ganze Anzahl Leuchter mit brennenden Wachskerzen. Vom Deckenzierat gebröckelter Stuck lag, zu Puder zerstäubt, auf Fußboden, Tischchen und Sesseln. „Huh," sagte Speranza und schob den Kopf und den lichtbewehrten Arm aus dem zweiten Zimmer ins dritte, „huh, weiter geh' ich nicht. Schutt und Spinnen." Marcelli stieß mit dem Fuß ein paar große Stücke abgefallenen Mörtels beiseite. „Hier bleiben wir," sagte er. Das erblaßte Gold zweier wackeliger Wandtischchen schoben wir in der Mitte des Raumes zusammen und zogen die Sessel heran. Der Pope verschwand und kam wieder mit zwei großen bauchigen Krügen. „Wein," keuchte er, „Wein!" und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Die Fürstin lehnte sich aus dem Fenster gegen das Meer; da sie die Scheiben aufstieß, löschte ein jäh erwachter Zugwind drei Leuchter. Die drei anderen stellten wir nebeneinander in die Mitte des Tisches. So waren die Gesichter der Sitzenden im Geviert weiß erhellt. Nur hinten, in die Winkel verbannt, lebte vielgestaltig das Zwielicht und tastete mit Schattenfingern über die zerschlissenen Tapisserien der Wände hin. „Huh," machte Speranza, auf einen der Wandteppiche deutend. „Ja," sagte Petron in Gedanken, „es ist, als bewegten sich dort die Pferde. Keine Mauer dahinter. Das mündet in den Kamin oder auch in den Nebenraum. Der Zugwind bläht den elastischen Stoff. Ein Rokokoscherz." — „Interessant," sagte Wendelin, „interessant," und schaute nicht hin. Bilder gab es da, die waren Türen. Türen, die waren Spiegel. Spiegel, die waren nur aufgemalt oder blind. Wir waren in jenen Augenblicken alle ein wenig ernüchtert, verschüchtert und tranken, weiß die Gesichter im Kerzenlicht, langsam und ohne Wort unsern Wein. Candida flüsterte: „Ein Engel geht durch den Raum," und lächelte in die Leere. Der Boden zitterte unter uns vom Stampfschritt der Tanzenden. Der Pope erhob sich unvermittelt, breitete die Arme, schattende Flügel, stand da im Kerzenlicht wie ein aufgeblähter und vollgefressener Todesengel und sang aus geschwellter Brust noch einmal jenen langen, klagenden und machtvollen Laut, daß er rückgestürzt vom erschreckten Mauerkalk auf uns niederbrach. Lilalilaah! Etwas raschelte. Und drunten immer weiter eine Bratsche, eine Geige, ein Dudelsack.

Da waren wir plötzlich alle gesprächig. Scherzhaft gesprächig. „Da kommen wir alle über die Bergnase," sagte der Pope zum Fürsten. „Ich sage: Achtung! Achtung, Rabenbrut, sage ich noch. Da hat Stjepan schon den Fuß sich vertreten. Und? Stürzt! Und den drei andern fällt natürlich auch der Sarg von den Schultern. Springt auf!



Der Gefangene. Gemälde von José Romero de Torres



Bildnisaufnahme von E. O. Hoppé-London

recht nah zu sein, hat er sich an der Kieler Föhrde mit dem Blick aufs Wasser angesiedelt. Seit geraumer Zeit zieht es ihn nach Norden, wo es ihm Spitzbergen besonders angetan hat. Und die Bilder, die er von da mitgebracht hat und von denen eine Reihe vortrefflich wiedergegeben wird, sind Zeugen seiner künstlerisch erobernden Liebe. **P. W.**

Herausgeber: **Paul Oskar Höcker** und **Dr. Paul Weiglin**
Verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin — Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig in Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Herm. Goldschmiedt G. m. b. H. in Wien I. Verantwortlich: Dr. Emmerich Morava in Wien I, Wollzeile 11 — Nachdruck des Inhalts verboten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50



Wein. Gemälde von Heinrich Krause

(Wien, Ausstellung der Sezession)



Die Insel der Kirke

Novelle von Robert Neumann

Mit Denise arbeite ich nicht mehr. Man glaube nicht, daß ein Mann meiner Wesensart und Lebensform das Zusammenwirken mit einer Frau, jenes prickelnde Doppelspiel mit dem Ball des Zufalls, jene erregend nüchterne und kühle Kameradschaft in Dingen unserer ein wenig berauschenden, ein wenig lächerlichen, flüchtig vergoldeten und zwiegesichtigen Abenteuer — man glaube nicht, sage ich, daß ich das herzleere Doppelspiel auf des Messers Schneide zwischen Wirklichkeit und Wahn unterschätze. Aber mit Denise arbeite ich nicht mehr. Mehr noch: ich warne jedermann vor Denise.

Man versetze sich in meine Situation: Ich komme um zwei Uhr nachts ins Hotel zurück, ins Des Anglais, nach einer kleinen Spritztour ins Kasino von Juan les Pins, in dem übrigens wenig los ist — ich komme heim, ich trete in die Hall, und der Nachtportier sagt: „Monsieur le Baron haben versehentlich den Zimmerschlüssel mitgenommen. Madame war sehr ungehalten, daß sie nicht in das Appartement konnte. Madame ist mit dem Zug 12.36 Uhr gefahren. Madame hat diesen Brief hier zurückgelassen."

In dem Brief steht:

„Mon ami, ich gehe mit dem Dänen. Er hat eine Glanzstoffabrik. Mein Koffer steht in Deinem Zimmer. Warum nimmst Du den Schlüssel mit? Ich bin wütend. Ich kann nicht warten — es ist eine Entführung! Jetzt sind alle Kleider bei Dir! Dafür nehme ich das Geld mit, das ist nicht mehr als gerecht. Du wirst Dir schon helfen, Du bist ja so gescheit, Liebling. Er wird mich vielleicht heiraten. Er hat eine Glanzstoffabrik. Denise.

Willst Du mir nicht wenigstens das Fraisefarbene nachschicken? An Mme. Cachet. Ich hole es dort gelegentlich.

In Liebe Denise.

Auch die beiden Sommermäntel!"

Man versetze sich in meine Situation. Der Maitre nahm Denisens Koffer zur Bezahlung der Hotelrechnung an. So war wenigstens meine Garderobe gerettet. Aber die Sache war publik. Ich konnte mich in diesem Jahre zwischen Menton und St. Rafael nicht mehr blicken lassen. Ich ging ins Kasino, machte ein wenig Skandal — nun kam es ja nicht mehr darauf an! — und erhielt dann im Sekretariat die unentgeltliche Eisenbahnkarte. „Wohin?" fragt der Sekretär. Ich sage: „Venedig." Er sagt: „Sie verschwinden binnen sechs Stunden, Monsieur." Mir das! Ich warne jedermann vor Denise.

*

Ich fuhr nachts nach Venedig — dritter Klasse, mein Ehrenwort, mit Kammerdienern und Putzmacherinnen. In Venedig restaurierte ich mich in der Bahnhofstoilette, nahm einen anderen Anzug und fuhr vom Bahnhof direkt nach dem Lido, mit dem Motorboot des Des Bains (das ich dem Exzelsior vorziehe: es ist diskreter). Im Des Bains lande ich zugleich mit einem Eng-

länder. Er schreibt sich ein als Lord Chesterton. Ich nenne mich auf dem Formular Mister Davis aus London. Der Portier nimmt die Zettel. Der Lord besichtigt sein Zimmer, ist unzufrieden und befiehlt, sein Gepäck ins Exzelsior hinüber zu schaffen. Der Portier hat die Zettel inzwischen in die Office hinübergegeben und ruft nun hinein: „Mister Davis ist wieder zu streichen.“ So bleibe ich und heiße ohne mein Dazutun Lord Chesterton — ein paar Deutsche standen daneben und hatten Augen wie Teller, als ich hinauffuhr.

Das Weitere war dann sehr einfach. Ich hieß Lord Chesterton. Warum nicht? Wenn ich nun einmal eine Hakennase, einen dürren und nur in karierten Anzügen stattlicher sich präsentierenden Körper und ein wenig lange, knochige und mehr nutzbare als zierliche Gliedmaßen habe, wie sie der langweiligen und kapitalstarken Aristokratie des Inselvolks zu eigen sind — warum, frage ich, warum nicht? Ich hieß Lord Chesterton. Frau Maxwell aus Hamburg, die Frau des Bankiers, tanzte abends mit mir, und wir vereinbarten ein wenig Golf für den folgenden Vormittag. Dann stand ich mit Miß Maud Parker aus Cincinnati auf der Terrasse — ja, von den Parker-Automobilen. Es war Vollmond, hinter den Büschen im Garten klimperten Straßensänger. Mister Parker kam mit gefletschten Riesenzähnen und lud mich zum Spiel — mit drei anderen Amerikanern, denen es mein Lordtitel angetan hatte. Ich hielt es für besser, mich ein wenig selten zu machen und lieber mit der Gräfin Wyochiewicz zu plaudern, aus Warschau, gegen fünfzig, die mir sagte, sie wolle ein paar Perlen verkaufen, einigen Familienschmuck, aber sie verstehe sich nicht darauf, und wenn es mir recht sei, so wolle sie anderen Tags mit mir auf die Piazza zu einem Juwelier.

Ich blieb reserviert — auch als Herr Bölke aus Bückeburg kam, Fabrikant, der mich Lordschaft nannte und um Erlaubnis bat, eine kleine Amateuraufnahme von mir im Schwimmtrikot machen zu dürfen. Dann fing noch ein Professor Wendelin, ebenfalls ein Deutscher, mit Backenbart, mit mir ein Gespräch an — über die Politik des englischen Oberhauses; mir war nicht wohl dabei. Dann sprach ich nochmals mit Frau Maxwell, mit einem Herrn Bock aus Budapest, mit einem Ehepaar Leclerc aus Lyon, mit Mister Parker (zum viertenmal), mit dem Hoteldirektor, der meine Unterschrift für das Ehrenbuch des Etablissements sich erbat, mit einem Conte Graselli und mit einem Opernsänger aus Wien. Spät zu Bett.

Der dann folgende Tag: Zehn Uhr Golf mit Frau Maxwell. In der Umkleidekabine lehnte sie sich ein wenig an meine Schulter. In ihrem Täschchen hatte sie zweihundertzwölf Lire, eine Puderdose aus Pappe (Coty), einen Lippenstift mit Goldgriff, ein Papiersäckchen mit kandierten Früchten und ein Taschentuch, das nicht ganz rein war. Zehn Uhr fünfzig Mister Parker, Mister Harryman. Elf Uhr fünfzehn kam Gräfin Wyochiewicz. Wir fuhren mit dem Motorboot, zugleich mit Herrn Bölke aus Bückeburg und Professor Wendelin, der vom Ethos der Habeas corpus-Akte sprach. Wer weiß, was die Habeas corpus-Akte ist? Ich reichte der Gräfin den Arm, als wir über die Piazzetta gingen. Wir verkauften siebenunddreißig Perlen bei einem Juwelier auf der Merceria. Ergebnis: zweiundzwanzigtausend vierhundert Lire; in ihrem Portefeuille hatte die Gräfin weitere fünftausend Lire und eine Reisegepäckpolice auf vierzigtausend. Bei dem Juwelier bestellte ich eine Tabatiere mit Steinen; er sollte sie mir ins Des Bains schicken. Es war ein Uhr fünfzehn, als wir zum Lunch nach dem Lido zurückfuhren — Professor Wendelin gingen wir aus dem Weg; er nahm das Dampfschiff. Die Gräfin nannte mich Sir William und stützte sich beim Landen auf meinen Arm. Um zwei Uhr dreißig Tennis mit Miß Parker, dann mit der Gräfin, Frau Maxwell, dem Opernsänger und Fräulein Vandervelde ins Bad; Herr Bölke aus Bückeburg photographierte uns. Ich bestellte ein Segelboot und ließ es vom zweiten Portier bezahlen — ich hatte noch immer keinen Centesimo in der Tasche. Vier Uhr vierzig kam der Kommis des Juweliers; der Groom holte mich aus dem Rauchzimmer und sagte allen vernehmlich, worum es sich handle. Das Geld für die Tabatiere gab mir der erste Portier. Ich steckte es ein, ich ging zurück in den Rauchsalon und nahm es mir zum zweitenmal von Herrn Bölke, dem ich dafür einen Scheck gab. Auf die Guaranty Trust in London; ich habe noch gegen achtzig Blankette. Ich steckte das Geld ein. Der Kommis gab mir draußen die Tabatiere ohne Geld, gegen Quittung — ich sagte, das Konto der Gräfin Wyochiewicz sei dafür zu belasten. Die Gräfin besuchte ich dann in ihrem Appartement. Die Tabatiere verkaufte ich ihr für viertausend Lire. Doch sie schenkte sie mir eine Stunde später zur Erinnerung an unsere Begegnung. Ich hatte zwölftausend Lire und eine Tabatiere, als ich nach dem Dinner mit Mister Parker ins Spielzimmer ging.

Weiter war das dann so: Ich gewann

Alte und neue Ziele

Von Prof. Dr. Paul Schultze-Naumburg

Außer einer ganz kurzen Zeit an der Kunstakademie in Weimar habe ich nie ein Lehramt innegehabt, und trotzdem war mein ganzes Leben erfüllt von einem lebhaften Drange, der Umwelt die eigenen Ideen aufzuprägen. Dies geschieht beim bildenden Künstler am nachdrücklichsten durch das eigene Schaffen und das so entstehende Vorbild. Ein Menschenleben bewegt sich aber in zu engen zeitlichen und räumlichen Grenzen, um überall und auf allen den Gebieten, die der einzelne gedanklich umfassen kann, auch ein wirkliches Eigenschaffen zuzulassen.

Von dieser Anteilnahme an einem weitgespannten Kreise von Erscheinungen, die für mich meist mit künstlerischen Betrachtungen anfing, um letzten Endes damit zu endigen, daß ich sie in allgemein menschliche Zusammenhänge zu bringen versuchte, möchte ich einiges erzählen.

Die Erinnerungen meiner frühesten Kindheit sind schon verknüpft, ja gefüllt mit der Anschauung und Beschäftigung mit künstlerischen Dingen. Mein Vater war Maler und besaß eine schöne Bibliothek (die mit mancherlei Kostbarkeiten den Kern zu meiner heutigen Bücherei bildet), allerlei Kopien alter Meister und viele Zeichnungen, Stiche und Radierungen.

Es war das Glück meiner Jugend, über diesen Schätzen zu sitzen, und sicherlich bildeten sie die Grundlage zu meinen Vorstellungen vom Menschen und von einer schönen Welt, die irgendwie zu verwirklichen und in die Gegenwart zu stellen mein ganzes Leben mir ein unbezähmbarer Drang war. In den Werken wie Menzels Friedrich der Große, Kaulbachs Reineke Fuchs, den Richtermappen und vor allem auf den Holzschnitten von Alfred Rethel kannte ich jeden Strich auswendig, so daß sie mich durchs ganze Leben begleiteten. Unter den Nachbildungen herrschte dem Zuge der Zeit entsprechend, zu der mein Vater gesammelt hatte, die Hochrenaissance vor. Aber meine ganze Liebe bildete die kleine Ecke der italienischen Frührenaissance, die unvollständig genug war und in einzelnen Mantegnas gipfelte. Der Name Mantegna hat daher von jeher für mich eine Art Zauberwelt bedeutet, und ich denke daran, welches Gefühl der Erhörung mich erfüllte, als ich als junger Mensch zum ersten Male in der Eremitani in Padua stand und Mantegna für mich Wirklichkeit wurde.

Aber nicht Bilder allein nährten meine Vorstellungen, sondern auch in der Natur selber und an der vom Menschen gestalteten Natur mit ihren Städten, Dörfern und Bauwerken hatte ich genug Gelegenheit zu lesen. Ich wuchs in einem großen Garten auf, den meine Eltern auf dem Lande besaßen. Eine innige Verbundenheit mit der Natur, die mich bis heute nicht verlassen hat und die mich dann auch bewegte, meinen Hauptwohnsitz ganz auf das Land zu legen, fand hier früh Nahrung. So sehr ich die reichen Anregungen, wie sie unsere großen Städte bergen, zu schätzen weiß, und so gern ich mich zeitweilig in ihnen bewege, so unentrinnbar faßt mich doch nach einer Zeit des Verweilens das Gefühl, zwischen den Steinwänden ersticken zu müssen, das sich bis zum quälenden Schmerz steigern kann, während ich der umgebenden Natur meines Wohnsitzes noch nie einen Augenblick müde geworden bin. Auch ist in der geborgenen Stille eines solchen Ortes meine eigene Arbeit weit fruchtbarer als in der Stadt, in der man sich vor unausgesetzten Störungen nur durch Abschließungsmaßregeln schützen könnte, die den Anschein des Schrulligen erwecken müssen.

In einer mir von Kindheit an vertrauten und unentstellten Natur fand ich nun überall den Niederschlag der menschlichen Bautätigkeit aus einer Zeit, die es an der Hand einer reinen und klaren handwerklichen Überlieferung noch verstanden hatte, in edlen und charakteristischen Formen zu sprechen. Das Land um uns herum war angefüllt mit Burgen, Schlössern, Landhäusern, Gartenhäuschen und Dorfbauten, die alle meine Phantasie aufs äußerste anregten. Ich entsinne mich, wie ich als Knabe eines Tages ein Fernrohr geschenkt bekam, das ich auf dem höchsten Punkt unseres an einem Berghang gelegenen Gartens aufstellte und von dort aus planmäßig das ganze weite Gesichtsfeld der umgebenden Höhenzüge auf ihre Bauten und ihre Beziehung zur umgebenden Landschaft zu untersuchen begann, womit ich fast einen ganzen Sommer verbrachte, und wobei mir das Geheimnis aufging, wie ein Bau mit der Erde verwurzelt sein kann und weshalb manche und fast alle neuzeitlichen Häuser nur wie abgestellt und stehengelassen aussehen.

Alle diese Gedanken und Vorstellungen begleiteten mich im Unbewußten, als ich dann nach Karlsruhe geschickt wurde, um dort zu studieren. Mein Vater hatte, glaube ich, seit meiner Geburt bestimmt, ich hätte Maler zu werden, und obgleich ich verschiedene Male nach anderen Richtungen auszubrechen versuchte, fand ich mich doch ganz in dem Gedanken, als Maler das natürliche Berufsverhältnis zu den Dingen zu finden, die mich innerlich erfüllten: der schöne und frei entwickelte Menschenleib

Wie der Peter den Almstier suchte

Eine Erzählung aus den oberösterreichischen Bergen

Von Hermann Hango

Hoch oben im wunderbaren Kalkgebirge unseres Oberlandes liegt nahe an den letzten Gletschern der riesigen, weither von Abend streichenden Alpenkette die kleine Bärensee-Alm.

Wenige Wochen, ja oft nur wenige Tage, kann sich das zur Weide hinausgetriebene Vieh des Almbesitzers der dort besonders würzigen und nahrhaften Almkräuter erfreuen; fast jedes Jahr wird es Hochsommer, bis der Boden grünt, und bald wieder scheuchen eisige Schauer die Herde mit ihrer Hirtin hinab zur tiefer gelegenen Mitteralm. Trotzdem und ob auch das Hüttlein nur klein und nur aus grauen, unbehauenen Almsteinen kunstlos errichtet ist und der Wind bei bösem Wetter durch alle Lücken zieht, gehen doch auch die Sennerinnen gerne hinauf. Im Bergvolke selbst, nicht nur in den nach Licht und Luft schnappenden Bergsteigern der übervölkerten Städte, wohnt eine starke Vorliebe für die freien Höhen der Berge und für eine schöne, als göttlich gefühlte Weitschau; „bei der Höh' ist's immer am schönsten", das kannst du oft vernehmen, wenn du unter diesem freundlichen, treuherzigen Völkchen wohnst.

Heuer war des Höllbauern Tochter, die Höllbauernmirz, zu Berg gefahren.

Sie war ein etwa 20jähriges, schlankes Mädchen mit schmalem Gesichte und schönen, schwarzen, um das aufrechte Köpfchen gelegten Zöpfen. Im Tale gab sie sich etwas herrisch, ihre brombeerschwarzen Augen blickten mehr fragend: „Was willst du?", als etwa lächelnd und lockend; aber die Wirtschaft verstand sie, sah in alles scharf und genau und trug allwöchentlich am Sonnabend früh trotz ihrem feinen Nacken den schweren Buttertübel, ohne zu wanken, eine steile Felsstelle, die den Almweg abkürzte, hinunter bis zur Rast bei der größten obersten Wetterfichte, wohin ihr die Hausdirn' oder wer eben Zeit hatte, die Kost für die nächste Woche entgegentrug und wo beide dann ihre Lasten vertauschten. Ja, fix war die Mirz und Schneid hatte sie. Die Kurzweil aber, die andere Sennerinnen dann wenigstens in der Samstagsnacht und des Sonntags hatten: Burschen- und Mädchenbesuch, Musik und Tanz, gab es auf der einsamen Bärensee-Alpe nicht. Hätte die Mirz einen Schatz gehabt, oder wäre sie nur überhaupt entgegenkommender gewesen, so hätte auch sie ihren Besuch gefunden. Aber in solche Höhen fliegen Bienen und Burschen nur, wenn sie des Honigs gewiß sind.

Im Tal, in den Wiesen am grünen Bergstrom, war heute eifrigste Heumahd. Das launische Bergwetter hatte wieder einmal durch längere Zeit, recht boshaft, wie die Menschlein es meinen, das alte Sprüchlein gelehrt: „Gut Ding braucht lange Weil'." Zuerst hatte das viele Regenwetter die klugen Bäuerlein erfreut: „Gut für's Wachs'n!" als aber nun das Gras auswuchs und grob wurde, hieß es: „Sonn' braucherť's." Als dann diese endlich einmal nach einem ganz regnerischen Morgen siegte, der Nachmittag sich tiefblau entwölkte und des Abends im Westen ein schöner, grüner Schein vom Tage zurückblieb, hoffte und rüstete alles auf ein schönes Morgen. Als es nun tagte, blitzten schon die Sensen durchs Gras. Es war Samstag, der Mirz entgegen hatte man frühmorgens das Lenerl, ein Patenkind der Bäuerin, gesandt, da die Hausdirn' wegen dienstlicher Meinungsverschiedenheiten etwas plötzlich das Haus verlassen hatte und nun Bauer, Bäuerin und der Knecht das Heuen schaffen mußten.

Schon wuchs der Tag, die Sonne lag mit hellstem Schein und heißer Glut über Berg und Tal; die Männer mähten, die Bäuerin streute das Gras mit der Heugabel auseinander; selten schritt der fleißige Bauer zum Mostkrug, der im Grase stand; allen war die Arbeit, die ganz vom Wetter abhing, dringend und eilig.

Plötzlich stapfelte über die Brücke hinter den Wiesen das Lenerl her, sie lief beinahe, obwohl sie trotz ihrer Jugend stolz das schwere Almerzeugnis der Woche trug. Voll Eifer kam sie her, die Post, die ihr die Mirz aufgetragen, sah man ihr schon von den Lippen fallen. Sie lief jetzt das schmale Wiesenweglein her zum Bauern, der im Heuen einhielt, sich den Schweiß unter der Hutkrempe abwischte und rasch auch über den dicken, grauen Schnauz fuhr, der ihm über den Mund hing.

„Die Mirz laßt schön grüaß'n, der Monl ist ihr verlor'n 'gang'n; gestern hat sie ihn schon den ganz'n Nachmittag g'sucht und heut auch seit früh. Oder er nicht heruntergang'n ist?"



Tanz der Flößer und Holzknechte. Gemälde von Prof. Josse Goossens
(München, Kunstausstellung Brakl)

„Lianora?“

„Eine Stadt, die von der Pest gefressen wurde. Eine höchst eigenartige und moralische Geschichte. Irgendein Aristokrat, um einer Frau sich leichter bemächtigen, gewissermaßen im Trüben fischen zu können, sprengt das Gerücht aus, die Pest sei ausgebrochen. Das entfesselt einen Totentanz, alles entfacht sich, Geld kommt unter die Leute, Frauen fallen und so weiter. Bis die ernüchternde Erkenntnis kommt: Da ist ja gar keine Pest! Und die entfesselte Bürgerschaft gesittet in ihre Quartiere zurückkehrt.“ Ich lachte. „Und das Moralische der Geschichte?“ Wir lehnten nebeneinander an der Reling und rauchten unsere Zigaretten. Das kleine Schiff stampfte über flache Wellenkämme gegen Südost, Südost. Wendelin warf seine Zigarette ins schwarz lebendige Meer und sagte: „Das Moralische? Erstens: Jener Aristokrat bekam die Frau trotzdem nicht — sie fand in der allgemeinen Verwirrung einen Jungen, der ihr besser gefiel. Und zweitens: Als der unechte Totentanz vorüber war, kam der echte. Die Pest brach dann wirklich aus und fraß die Stadt. Die Ruinen können Sie sehen.“ Ich sagte: „Thank you. Vielleicht gespenstern dort noch ein paar Bazillen.“ Wir lachten, wir lehnten nebeneinander und schauten über die Wellen hin.

Es tat mir wohl, mit dem Manne zu reden. Er war ein Spießer, ein Deutscher, ein Mann um die Fünfzig mit einem Vollbart und einer kleinen Rente — ich kenne den Typ. Aber damals, nachts, auf der „Karagjorgje“ — er war doch schließlich aus Europa! Er setzte sich doch nicht in eine Schiffsbar und sang Lieder unpassenden und angreifenden Tonfalls! Er schaute über das Wasser hin und sagte: „Ceratosa! Nur als erste Station, für zwei Tage. Und dann endlich nach Griechenland. Das Land der Griechen mit der Seele suchend. Würden Sie glauben, Mylord, daß das meine erste Südlandsreise ist?“ Ich sagte: „Aber Sie wissen ja besser Bescheid als ein Fremdenführer!“ Er sagte: „Mein Fach. Altertumskunde. Ich war fünfundzwanzig Jahre Musealbeamter, bin jetzt als Museumsdirektor in Pension gegangen.“ — „Und fahren jetzt —?“ — „Einmal mit eigenen Augen sehen,“ sagte er. „Die Sache kennt man, die Denkmale kennt man — das Volk nicht. Ewiges Rätsel — das Volk. Erwachsene Kinder! Seit ich über den Brenner bin, hat mein Zug bisher dreimal die Anschlüsse verfehlt. Nun, man darf nicht kleinlich sein,“ sagte er und lächelte. „Man staunt nur. Man versteht nur nicht.“

Ich sagte: „Für mich beginnt die Kultur eines Landes beim W. C. Haben Sie die Retirade auf diesem Luxusdampfer gesehen? Ein Objekt für Ihr Museum, Professor! Und dann — Sie sagten früher etwas von mit der Seele suchen. Mit der Seele suche ich ein Land, in dem es nicht zu heiß ist. Die Temperatur darf unsere Kleidung beeinflussen, in Gottes Namen — man trägt dann eben Leinenhosen und ein helles Sakko. Aber nicht mehr! Nicht unser Denken! Nicht unseren Willen! Das ist für mich die ganze Erklärung dieser südlichen Kindlichkeit. Erwachsen ist hier nur die Temperatur. Wer einen klaren Kopf hat, kann mit den guten Leuten tun, was er will.“

Der Professor sagte: „Richtig. Und damit haben wir übrigens das Geheimnis der Weltmachtstellung Ihres Vaterlandes aufgedeckt, Mylord: Die Engländer haben den Tropenhelm erfunden!“ Wir lachten, und ich fühlte mich wieder wohl in meinem gutgeschnittenen Anzug. „Good night, Professor,“ sagte ich. Ich schlief ohne Traum.

★

Ich schlief ohne Traum und erwachte in die Wirklichkeit der Landungsmanöver hinein. Zehn Stunden hatte ich geschlafen. Auf uns zu schwamm also das Land, eine Küste, kahl, groß, Schutthaldengebirg, vom keuschen Grün der Feigenbäume durchklettert, auf uns zu schwamm ein Strich Häuser, die aus den Felsen wuchsen, Kirchen, ein Kai mit staubigen Palmen, ein Kai mit Lungernden, Promenierenden, interesselos Tuenden, und dann wieder mit nackten, winkenden Lastträgern, rennenden Kindern, bellenden Hunden, schreienden Limonadeverkäufern, mit Hüten, Mützen, Haaren, Gesichtern — schon rasselten die Ketten, und eine Horde entfesselter Kofferträger klomm, trat, stolperte mit Geschrei, Geschrei an Bord. Darüber war ein Himmel satt blau, und eine weiße Sonne stand zu Häupten und flammte. Ein Wagen, fünf Wagen wollten mich fahren. Aber zur Sache.

Das Hotel hieß „De la Ville“, ein großes Haus, eine Festung aus unverputzten Steinen, mit einer venezianischen Loggia davor als Halle und Speiseraum. Als ich eintrat, stand der Professor schon beim Portier. „Mylord!“ sagte er und trat auf mich zu. Der Portier führte mich hinauf. Es waren zwei Zimmer, ein Salon und ein Schlafraum, altmodisch behäbig, ich ließ den Koffer heraufschaffen, ich begann mich umzukleiden — es klopfte. Es klopfte, und eintrat ein Herr, ein Herrchen, ein altes Herrchen, klein, nett, adrett und kokett. Das verbeugte sich, das hatte einen weißen Schnurrbart dünn aus-

gezogen und zwirbelte und zupfte daran, das hatte — ja, wahrhaftig: das hatte ein braunes Toupet auf dem Kopf und das lächelte mit Zähnen, die zu ebenmäßig waren, um echt zu sein. Besitzer? Gewiß, der Besitzer! Mich persönlich zu begrüßen, war ihm Pflicht und Vergnügen. „Von Rakic, Major von Rakic, Major in Pension, versteht sich. Warum übrigens: versteht sich? Man könnte noch. Aber man liebt dieses Land, diese Küste, la plage." So präsentierte er sich. Oh, er sagte vieles und sagte nichts. Durch die Mängel meiner Bekleidung ließ er sich nicht beirren. „Männer unter uns," sagte er und umtänzelte mich mit kleinen Verbeugungen, und plötzlich sagte er noch einmal: „Rakic, von Rakic!" Als ich angekleidet war, stieg er kleinschrittig neben mir die Treppe hinab, ohne Unterlaß redend, bis an die offene Parktür. Dort blieb er stehen und fächelte sich und mir die Luft zu. „Die Luft!" sagte er. Erst da ich in die Loggia und in den Speisesaal trat, blieb er mit einer gelächelten Verbeugung zurück. Ich trat in den Saal und setzte mich an einen ein wenig abgesonderten Tisch. Ich ließ ihn mir von zwei Kellnern näher zum Fenster und tiefer zwischen die Blattpflanzen tragen, setzte mich, klemmte das Einglas ins Auge und blickte mir einmal — Sherry bestellte ich, einen gemixten Sherry zunächst vor dem Dinner; zwei Kellner rannten — blickte mir also einmal in Muße den Saal an, den Auftrieb, das Schlachtfeld.

Was da sich tummelte, war Kleinwild. Ein Herr erschien zum Dinner in seinem Pyjamarock, zwei Damen gingen mit Badecapes durch den Saal — Kleinwild also, dem nicht mehr Geld in der Tasche saß als für die laufende und die nächste Hotelrechnung nötig war. Kleinwild aus Agram, Belgrad und Budapest. Balkan. Ich blickte mir das an, geärgert und belustigt zugleich. Am Tisch nebenan saß eine Mama und lehrte zwei Kinder mit Messer und Gabel essen. ‚Da wirst du nicht fett werden, da wirst du auf dem Trockenen schwimmen, Lord Chesterton,' sagte ich mir. Vier Jünglinge mit Rackets, jeunesse dorée, plauderten und gestikulierten sich durch den Saal. Làzika, wurde einer von einem Mädchen gerufen — es lispelte und hatte eine Warze über dem Auge. ‚Da wirst du nicht alt werden, Lord Chesterton, vorausgesetzt, daß du dir das Geld zur Weiterreise aufreißen kannst.' Aber vorläufig? Vorläufig wurden ein paar Hummern serviert, und darüber erhob sich ein scherzhaftes und gieriges Rufen und Reden von Tisch zu Tisch. Nach Speisen roch es, nach hausgefertigten Sommerkleidern, nach den Glycinen draußen im Garten und ganz leise nach Schweiß. Da half nichts. Warum sich ärgern? Ich saß da, unter Palmen, das Einglas im Aug, und war erbittert belustigt.

Immerhin: ganz hinten an der Türe erschien, von drei Tennisknaben flankiert, ein sehr junges Ding mit aufgeworfenen Lippen und grellgelbem Haar, starkknochig; ihr Kopf war ein blühender Totenkopf — ich weiß nicht, ob ich mich mit diesem Vergleiche verständlich mache. Sie schlängelte sich zwischen den Tischen sehr langsam den Saal entlang, hatte mit einer Hüftenschwenkung, die gar nicht übel war, die Tennisjünglinge abgestreift und kitzelte nun mit dem Blick einen dicken Mann in den besten Jahren, dem eine goldene Uhrkette kurvig über dem Bauch saß. Das währte nicht lange, da wechselte sie schon zwei leise Worte mit einem andern. Die Weiber schauten aus grünen Gesichtern hinter ihr drein. Sie strich an meinem Tisch vorüber, lächelte mich an und machte ein Aug klein. Nach quelques fleurs roch sie, billig. Da hatte sie auch schon den Seitenausgang erreicht und schwenkte ihr Gesäß in den Garten hinaus. Das gab es also da immerhin. O Denise, o Lido, o Deutscher, der du mich nach Ceratosa gelotst hast! Drüben am anderen Saalende saß er, las kurzsichtig in einer Zeitung und aß.

Immerhin: ich beschäftige mich mit meinem Braten — da fällt mir das Gesumme und Messergeklapper mit einemmal aus dem Ohr. Mit einemmal — der Saal ist verstummt. Ich blicke auf. Ganz hinten ist die Tür aufgegangen, und herein kommt, herein schreitet — ja, schreitet eine Dame — jawohl, eine Dame. Eine reiche Welle aschblonden Haares über einer Stirne von ganz unwahrscheinlicher Blässe und Zartheit, von einem — das Wort riecht nach Dienstbotenpoesie, aber ich weiß mir kein anderes — von einem Adel, der von den stark geschwungenen und einander fast berührenden Brauen her wie durch eine unwägbare Traurigkeit überschattet war. Nein, ich will die Frau nicht beschreiben. Sie ging sehr langsam den noch immer stummen und starrenden Saal entlang und setzte sich — ein Diamantenkollier trug sie um den Hals, sagte ich das schon? — setzte sich, mir abgewandt übrigens und ohne mich mit einem Blicke zu streifen, an einen Tisch, der nicht weit von dem meinen und gleich ihm ein wenig abseits und aus der Reihe der andern gerückt war. ‚Hallo,' sagte ich, ‚stop,' sagte ich, ‚Lord Chesterton,' sagte ich mir und bestellte mir einen zweiten Sherry. Doch hatte ich nicht viel Zeit, über das aschblonde Wunder mir Gedanken zu machen — da kommt, von den

geräuschvoll schwitzenden Lauten aus Agram, Belgrad und Budapest nicht minder bestaunt als die Frau, ein groß gewachsener, dürr nach vorne verbogener und blendend in ein wenig verschollener Eleganz gekleideter Herr in den Saal und setzt sich zu ihr. Er mochte fünfundfünfzig Jahre alt sein, sie fünfundzwanzig. Nun machte ich mir Gedanken, indes ich den Sherry trank. Ich wußte die Leute nicht recht unterzubringen. Balkan? Das stimmte und stimmte nicht. Vielleicht Wien. Aber dann fing ich, halblaut gesprochen zwischen den beiden, ein slawisches Wort auf. Also österreichische Slawen, vermutlich hoher Offizier in Pension. Aber dazu stimmte wieder nicht das Kollier. Demnach Aristokraten! Aber Aristokraten in Ceratosa? Nein, ich wußte sie nicht unterzubringen.

Ich hätte sie nicht unterzubringen gewußt. Doch da tänzelte Rakic, von Rakic, Hotelbesitzer, von hintenher durch den Saal und verneigte, verbeugte sich lächelnd, plappernd und Hände mit großer Bewegung zum Kusse an seine dünn roten Lippen führend nach rechtshin und linkshin. Schon umschwänzelte er meinen Tisch. „Drüben," sagte er, „drüben die Dame? Fürstin Balearu aus Bukarest. Der Herr — der Fürst. Ihr Vater? Haha — ihr Gatte! Der Fürst ist ihr Gatte. Ein paar Jahre dazwischen, ein paar winzige Jährchen — was macht das? Haha, man versteht sich — ich sehe es an Ihrem Augenzwinkern, Mylord." Er lachte schallend und angestrengt wohl eine Minute lang. Er unterbrach sich, er warf sich mit einem „Pardon" seitab und ruderte gegen die Tür.

Durch die Tür, ganz hinten durch die Tür des Gartens, war ein junger Mann eingetreten, mit schwungvoll aufgebürstetem, schwarz welligem Haarschopf, ein Mann, schlank und braunhäutig schön, ein Beau mit einem hellgrauen Derbyanzug von irrsinniger Neuartigkeit und mit einem grell azurblauen Seidentuch in der Tasche. Halb gesenkten Gesichtes und wachsam nur durch einen Lidspalt der Mandelaugen lehnte er lässig gestrafft und in leicht verfetteter Wollust am Türstock, als Rakic, von Rakic, Hotelbesitzer, ihn endlich erreichte. Was der Alte ihm sagte, konnte ich durch das Klappern der Teller — Hummern gab es! Man aß sie mit kleinen Schreien — nicht hören. Ich sah nur den lächelnden Greisenmund mit seinen allzu ebenmäßigen Zähnen zu einem Ausruf der Verzücktheit über solche Begegnung geöffnet. Ich sah nur, wie Herr von Rakic, Hotelbesitzer, seinen Arm in den des Schönen schob und so, an den Türstock gelehnt, einen Augenblick sich verweilte mit einem feucht sieghaften Streifblick über die Menge der Essenden, als gälte es, Beifall einzusammeln für so erstrahlende Zweiheit und in einen Applaus, der jetzt und jetzt losknattern mußte, lässig und lächelnden Mundes sich zu verbeugen. Nichts folgte — Hummern aßen sie und hatten keinen Blick für den alten Mann an der Tür. Da hatte der Schöne aber auch schon mit einer langsam brutalen Bewegung seinen Arm aus dem des Alten gezogen, und indes der verlosch und mit kunstvoll gewahrter Heiterkeit kleinschrittig durch die Tür retirierte, in den Garten hinaus, eckig lebhaft im Augenblick hinter Glycinenbüschen niedergetaucht, setzte er, er selbst, er persönlich, das grellblaue Seidentuch in der Tasche, sich in Bewegung, den Saal entlang zwischen Tischen Verstummter, die schönen Mandelaugen geschlossen bis auf einen wachsamen Spalt, weichen Schrittes wie einer, der über lebende Leiber geht.

Der Mann war zehn Schritte von mir entfernt, da machte er eine Schwenkung nach rechts. Und im Augenblick dieser Schwenkung, da er den Bruchteil einer Sekunde lang in ganzer Gestalt sich mir darbot — in dem einen Augenblick wußte ich schon Bescheid. Seine Hand — man lehre mich Hände kennen! Die Finger, lang, leicht seitlich gekrümmt und ein wenig von Tabak gebräunt — man lehre mich Finger kennen! Ein schmaler, messerscharf abgesetzter Schnurrbart saß ihm über dem vollippigen Mund. Und dann: wie er da so über Lebendiges schritt, weich brutal, wie er die Weiberblicke hinter sich herzerrte, wie er den und jenen der Männer auszeichnete durch einen Blick der Vertraulichkeit — man lehre mich Leute der Zunft kennen! Der Zunft, jawohl.

Und nun versetze man sich in meine Situation! Ich sitze — ich sage: ich! — ich sitze da, verschlagen in einen anderen Weltteil, höchst deplaciert, und muß zusehen, wie der Mann, der Balkanmann, der Kollege — wie der balkanische Kollege, grell blaues Tuch in der Tasche, weichen Schrittes durch sein Revier streift. Ich war belustigt. Daß ihn mit der älteren Dame rechts an der Wand mehr verband als flüchtig getauschter Gruß, sah ich an ihrem Wegschaun, an dem Griff nach dem Wasserglas, da er vorüberging. Daß er den Dicken mit der goldenen Uhrkette schon geschröpft hatte, sah ich an zwei Blicken, die ineinander fielen, wütend der eine, der andere verbindlich und kalt. Daß er die Annäherung eines jungen Mannes mit Racket an jene Langhaarige am größeren Hummerntisch aus irgendwelchen Gründen zu fördern gewillt war, indes er, mit einem Wink, einer Schwenkung im Schlen-

hat er sein schön's Juda und seine schönen Küh' und fahrt ab!"

„Wohl dumm is er," der Peter lachte.

„Wo's die Viecher so leicht hab'n, leichter als d' Menschen," meinte die Mirz.

„Ja, ja, mit'n Fress'n!" betonte der Peter.

„Na, und mit der Liab! Schau', was si da d' Menschen aufhetz'n und derhitz'n und verspekulier'n si do so oft. I bleib' ledi!"

Der Peter paffte seinen Rauch und pustete ein wenig durch die Nase. Dann blickten sie wieder ins heller werdende Mondlicht. Auch dieses blickte zu ihnen her und senkte seinen gefährlichen Schein in ihre weit offenen Augen. Zugleich schwellte der Wind die heiße Luft stärker her und hob und brachte noch einmal allen Duft der Almweiden. Weltfern wie in einer warmen Wolke voll Wohlgeruch saß das einsame Paar. Der Peter hatte noch die Speikblüten im abgebleichten Hutbande stecken, auch von ihnen sank ein schwerer, fast berauschender Duft herab. Die beiden fühlten, ohne sich des Bildes klar bewußt zu werden, daß sie wie auf einer Insel oder einsamen Bergkuppe saßen, hochgehoben über die gewöhnliche Erde und ohne Stundenzwang. Doch stärker und stärker sank hinter ihnen die Dunkelheit ein und hing an der Hüttenwand; vor ihnen blendete der Mond.

„Ja," meinte endlich der Peter, „jetzt muaß i do z' Tal." Die Mirz gab keine Antwort, sie hob nur wie ein „Still, still!" die Hand in die Luft der seltsamen Stunde, und der Peter griff wie zustimmend und beruhigend nach ihrem Arm und legte einen Augenblick seine Hand auf diesen.

Von den Lippen der Mirz klang es ohne jede Erregung, ganz schlichtweg: „Du kannst ja dableib'n, schlafst im Heu ob'n, 's is ja no etla oans hinter'n Dach. Und morgen bringst mir den Monl. I koch' uns jetzt no a Supp'n, nachher gehn m'r schlaf'n. Müad bin i aber gar nimmer; was dös is?"

Es wurde noch dunkler um sie, auf der Mondseite noch blendender, die Pfeife hatte der Peter eingesteckt, die Mirz ging in die Hütte, das Reisig knisterte und knackte wieder, der Rauch zog heraus und durch ihn glühte das Feuer. Nach einer Weile rief die Mirz, und der Peter ging in die Hütte.

Draußen wuchs langsam der Mond und versilberte mit seinem welligen Licht über und über die große, steinerne Wüste, in der das Hüttlein bald selbst nur mehr wie ein versilberter Block lag.

Die Menschenbilder waren abgetreten. Die Natur herrschte allein in ihrem ungeheuren Reich. Nur sie gebot allem Lebenden, das schlief oder wachte. Sie stand über der Erde, von ihr bis zum Himmel reichend, und schien herabzublicken. Das grelle Mondlicht war ihr Mantel, um ihr gesenktes Haupt wob die Finsternis der obersten Räume, in ihrem Haar lagen flimmernd die Sterne.

Mit unsichtbarer Hand hob sie in selbiger Nacht ein vergessen Knechtlein in ihren Himmel und stellte es dann auf eine neue Stufe ins Erdenleben.

*

Tiefträb war der Morgen. Wolkig und kalt. Der Wind wehte nimmer von Süd. Wie mit scharfen Besen flog er von West her und strich über alles grimmig und bös. Die wunderschönen Schneeberge steckten jetzt in häßlichen, schwarzgrauen Wolkenwülsten, und Regen und Riesel wechselten ab.

Im Stall hatten die Kühe schon oft unwillig gebrüllt. Da öffnete sich endlich die Hüttentüre, und die Mirz trat heraus. Fast mit erschrecktem Blick gewahrte sie die Wetteränderung, die ihr sonst wohl nichts Seltsames war. Nach ihr kam der Peter mit Rucksack und Stock, die dem Bauer gehörten. „Ja, ja," sagte sie hastig und scheu, „du gehst jetzt den Monl suach'n; 's Frustuck ham m'r verschlaf'n. Und d' Küh' brüll'n schon ganz wild. Aber a Brot schneid' i dir do ab, und wann du noch a biß'l bleibst, bis g'molk'n ist, koch' i dir was Warm's."

„Braucht's net, gar net, eilig hab i's, 'n Monl muß i find'n. Pfirt di und — was i dir scho g'sagt hab', merk' dir."

„Pfirt di a — mein Gott, wie is' heut' all's anders!" Der Peter blickte zu Boden, dann schritt er mit raschem Ruck gesenkten Haupts zum Almweg hin.

Die Mirz warf sich mit Hast in die Arbeit. Sie molk die Kühe und ließ sie heraus. „Heut müßt's scho näher bleib'n, heut gibt's ka Umanandroas'n. Bleaml, paß auf und geh net z'weit voran, du hast die schönste Glock'n, sei brav!" Die Almerin hatte mit Buttern, Käse- und Schottenbereiten genug zu tun und rührte sich eifrigst, ab und zu aus der Hütte springend, um sich der Nähe der Kühe zu vergewissern. Erst als sie schon mit der Hauptarbeit zu Ende war, bereitete sie das Morgenmus. Ans Futterschneiden war bei dem schlechten Wetter nicht zu denken, so blieb sie eine Weile auf der Herdumfassung sitzen und blickte in die verglimmende Holzglut. Jetzt konnte sie dem Eindringen der Gedanken nicht mehr wehren. „Der warme Wind, der Speikg'ruch, mein', mein'! War i narrisch? War'n m'rs alle zwei? Ja, wann er nur net a Knecht war, gar nix sunst! Kein Geld, kein Häusl, gar nix hat er. Mein',

und wann's vielleicht net zum verhoamlich'n wurdert!" Auf sprang sie und legte die Hände an die heißen Schläfen. Dann setzte sie sich wieder zur Glut und sann vor sich hin, bald düster und bang, dann wieder ganz weich und träumenden Blickes. Freilich, die Sache war, wenn sie nicht ganz geheim und folgenlos blieb, ein schweres Rätsel. Sie, die nie nach den Burschen geblickt, nie in der Thomasnacht die Kühe im Stall um einen Mann befragt hatte, sie war jetzt derart in bittern Ernst geraten. „Ja, wär' der Peter ka arm's Knechtl, a g'wesn's Ledig's (lediges Kind). Kimmt's auf, so wird 'n Vadern der Kopf brennrot, und d' Muada wird d' Händ über'n Kopf z'sammschlag'n und ka guts Haar an' Petern und mir lass'n! — Und do, schau, was für a Liab hat er aufscheinen lass'n! ‚Fürcht' di net, Mirz, bei der Ehr' muß 's bleib'n. Nimmst mi und magst mi, müss'n m'r halt wart'n.' So hat er g'sagt. Ja, wart'n — auf a Wunder?"

Ganz unverhofft hatte sich das Wetter nicht verschlechtert. Als die Mirz vor die Hütte trat, gerann es in den Wolken oben hie und da zu lichten Säumen, an denen oft rasch eine blaue Ritze sich auftat. Da trat die Almerin unter die Türe, hakte die schmale Sichel vom Balken und warf das Futtertuch über den Arm. Sie schritt zu den Kühen, die wirklich in der Nähe geblieben waren und friedlich um den grünen Rand des Seeleins weideten. Sie lockte und trieb sie den Almgrund empor und ging ihnen, die Sichel in der Hand, gegen die höher gelegenen Riegel und Mulden voran.

*

Der Peter setzte seinen Abstieg eilig fort. Auch ihm krauste sich die Stirn vor Grübeln, und oft riß es ihn einen Augenblick zum Stillstehn und mit den Augen in den harten Erdgrund bohren. Aber doch übersah er nichts im Weiten. Wo die Felsen auf der einen Wegseite allmählich zu Ende gingen, lief auf der anderen eine dunkle Riesenmauer bis ins Tal, kam nun der lichte, dunkelgrüne Fichtenwald, hie und da eine lichte Lärche voran, den flachen Berghang herauf. Zuweilen lagen in ihm kleine, holzfreie Plätze mit saftigem Grün bewachsen, auf denen frühmorgens und abends Rehe ästen und tagsüber, lieblich zu schauen, die schönsten Blumen blühten. Wo noch Felsen herabreichten, hingen im Frühling an ihnen goldene Aurikeldolden voll süßestem Duft, die man dort Grafenblumen nennt, im Sommer standen im Grün die unzähligen Wiesenblumen in allen Farben, darunter ganze Büsche allerblauester Vergißmeinnicht, hie und da ein Türkenbund, eine schlanke Akelei und dort, wo noch Krummholz herabkroch und seine dunkelgrünen Büsche sich schützend emporbogen, standen auch, tiefschwarz oder rotsamten, die vanilleduftenden Kohlröschen, eine Freude des Bergvolkes wie des städtischen Wanderers.

In all diese heimlichen Waldkammern spähte der Peter; nirgends sah er den Stier.

Als sich das Wetter ein wenig besserte und sogar ein oder der andere Sonnenstrahl von oben herabglitt, wurde auch dem Peter das Herz wärmer und der Mut freier, er streifte rechts und links durch Wald und Büsche, sah hinter alle Blöcke, die oft haushoch im Walde lagen, und hatte seinen Sinn fast ganz bei der seltsamen Jagd. Daß der Monl lebte und irgendwo gesund mit seinem dicken Schädel stand, war ihm gewiß. Aber schon schaute das Tal durch den untersten Waldsaum herauf, breit, in lichtes Geröll lief der Almweg aus, die untersten Hänge von drüben wurden schon sichtbar, und ein ziemlich großer Brunnsee, der sommers all die sickernden Wässer des Talschlusses aufnimmt, im Winter aber eintrocknet, spiegelte her. Zwischen ihm und dem Fichten- und Ahornsaum, durch den der Peter jetzt schritt, lag, eingefaßt mit einer niedern Mauer aus grauen, aufgeschichteten Felsbrocken, ein wunderschöner, grüner Anger. Weiter seewärts standen etliche Almhütten; es war die Niederalm, wo das Vieh im Herbst und Frühsommer gehalten wurde. Sie gehörte den Eltern der Mirz und war mit ihrem reichen Graswuchse ein wertvoller und durch die mächtige Wald- und Wandumgebung auch ein schöner Besitz.

Als der Peter jetzt dem großen steinumfangenen Anger zuschritt, sah er plötzlich, wie auf einem grünen Lustbette, ein Rind liegen. „Monl!" schrie der Knecht, und richtig wandte der rotbraune Stier den kantigen Schädel dem Rufe nach. — „Ja, wirst net herausgehn!" schrie der Peter. Der Stier drehte den Kopf zurück — als Antwort. Jetzt wurde dem Peter zornheiß. Mit flüchtigem Satze sprang er über das Mäuerl und lief mit gehobenem Almstocke dem Stier zu. Aber viel rascher als der Stock niederfuhr, war der flinke Monl auf seinen vieren, mit einem Sprung ausweichend und sich nun weitgespreizt dem Knechte stellend. Zu Boden bog er den zwischen den Hörnern schön dunkelbraun gekrausten Schädel und hob ihn dann rasch mit einem kurzen, zornigen Schrei empor, dem ein Brüllen folgte, daß die Wände widerhallten. „Ja, du wirst m'r do net trotzen woll'n oder gar no aufbegehr'n?" Der Peter drang von der Seite zu und wollte

hinter ihn kommen, aber schon machte der Stier seine Wendung, und der Peter hatte wieder den gesenkten Stoßschädel vor sich. — „Himmel, fix! Was fang i denn an mit dir?" schrie der Peter und trat zurück. „Mir wer'n do net fecht'n mitanander! Geh, Monl, sei gut, komm her," und der Peter reichte ihm eine Handvoll saftigen Grases, das aber der Monl nur mit einem giftigen Blicke von unten her ansah, ohne seine Trotzstellung zu verändern. Der Peter, der wohl wußte, daß kein Mensch allein, und wär's der stärkste Mann, den Stier vom Fleck bringen könnte, wenn dieser nicht selbst wollte, drehte sich kurz ab und schritt den Anger durch bis dort, wo bei der ersten der Almhütten ein Ausgang war, der mit abhebbaren Stangen verwahrt wurde. Dort trat er aus dem Einfang und schritt rasch in der Richtung auf den Fahrweg zu, der um das Seelein herum aus der Alm führte. Diesen Weg, erwog der Peter, als den gewohnten Almweg, würde der Monl allenfalls wählen, wenn er etwa noch weiter dem Dorfe zustreben sollte. Es ging von der Niederalm auch noch ein zweiter Weg, längs des Flusses, dem Orte zu, den aber nur das vom Hause weg weidende, nicht das almfahrende Vieh kannte. Doch würde der Stier sich überhaupt im Anger oder dortherum aufhalten, denn was sonst als eben ein bißchen Spaziergang im Tal konnte seine Absicht sein? Daß er etwa jetzt schon zur Hochalm zurückkehren würde, hielt der Peter für ausgeschlossen. Gute Weide fand er, wo er stand und ging, und vielleicht war überhaupt der verbotene Anger schon sein ganzes Endziel gewesen. Als sich der Peter am letzten Punkte des Fahrweges, zwischen Wald und Seelein, wo man noch auf die Niederalm zurücksah, umwandte, lag tatsächlich der Stier wieder behäbig und beschaulich als brauner, weit sichtbarer Fleck mitten im Anger und ganzen Talschlusse. Der Peter eilte jetzt den breiten Waldweg hinaus und bog ins Landsträßchen ein, das durch eine schöne Au mit Fichten, Ahornbäumen und Wacholderbüschen zum Dorfe hinauszog. Als er schon dem breit herblickenden Hofe seines Bauern nahekam, wandte er gewohntermaßen den Blick nach der Flußseite hin, wo die weiten Wiesen lagen, die seinem Bauern gehörten und von denen weg er gestern seine Almfahrt angetreten hatte. Da der Tag noch nicht schön genug zum Heuen war, sah der Peter niemand von den Hausleuten auf den Wiesen beschäftigt, aber von der Brücke her, den Wiesenweg, der rückwärts zum Gehöfte führte, schritt gelassen — der Stier. Er war also auf dem kurzen, jenseitigen Wege aus der Niederalm hergewandert, dessen Auffindung ihm der Peter nicht zugetraut hatte. Mit einem Satz war der Bursche wieder im Grünen und lief auf den Monl zu. Ob auch dieser ihn gesehen, ob nicht — im Augenblick, als der Peter auf ihn zusprang, stand der Monl wieder in seiner Verteidigungsstellung: der lange Schwanz fuhr wie ein Panier in die Luft, und der spitzbewehrte Schädel senkte sich. — „Kreuzsakra, bist denn narrisch —?" Der Stier stand, wie er war, und dem Peter blieb nichts übrig, als jetzt seinerseits rasch zum Gehöfte zu eilen. Nichtsdestoweniger kam ohne viel Eile, aber beharrlichen Schrittes, der Monl doch noch früher an, als die von Peter gerufenen Hausleute in den viereckigen, grasbewachsenen Raum eilen konnten, der zwischen Haus und Stallung lag. Er stand mit dem Schädel an der Stalltür und erhob jetzt ein mächtiges, furchtloses, willenvolles Gebrüll. Hurtig sprangen der Bauer und die Bäuerin näher, und der Bauer fuhr den Peter zornig an: „Ja, was bringst 'n denn da her, was hast'n denn net gleich auf d' Alm z'ruckg'liefert?" — „Gar net hab' i'n g'liefert, eh'nder (eher) er mi," erwiderte der Peter, selbst ärgerlich über den Stier, über sich und die ganze Welt und erzählte kurz die gestrige und heutige Suche und Jagd, bei der er nun schließlich mehr der Gejagte als der Jäger war.

Sie näherten sich jetzt dem Stier, doch dieser erhob neuerlich seinen Fanfarenruf vor der Stalltür, daß diese erzitterte. Und jetzt antwortete ihm — ja, antwortete von drinnen eine behagliche, mollige Kuhstimme. Vergeblich war's, daß Bauer, Knecht und Bäuerin mit allem, was zur Hand lag, auf den Stier loshieben; selbst den mageren, freilich wenig drohkräftigen „Blass'l", der ihm kläffend an die Beine fuhr, wehrte der Stier nur ganz nebenher ab. Er brüllte zum dritten Male, daß allen die Ohren dröhnten und der lose Riegel von der Stalltüre fiel. Knarrend schlug die Tür zurück, und der Monl schritt wie ein Eroberer gradaus zur Futterbarre, an der die junge, rehbraune „Marein" hing und die schönen großen Augen nach ihm drehte.

Des Bauern und Peters Bemühungen und selbst das helle Kreischen der etwas scharfen, spitznasigen Bäuerin beirrten den Sieger nicht in seinem Willen...

Darum war er ja, ohne Eile, aber festen Entschlusses, von der Alm gestiegen.

★

Erst andern Tages beruhigten sich die Gemüter. Bauer und Bäuerin hatten sich trotz allem Hausrecht dem Beharren des

Monls, der nicht aus dem Stall zu bringen war, fügen und ihn einstweilen zu Hause belassen müssen. Die schöne „Marein", eine junge, besonders milchreiche Kuh, der zwar der Monl nicht ganz unbekannt war, denn sie hatte von ihm schon ein Kälbchen getragen, hatten die Bauersleute der Milch wegen im Tale behalten. Nun aber war der eigenwillige Stier, der sich der schönen Kuh zärtlich erinnert hatte, nicht von deren Seite zu bringen. Er stand am Futterbarren auf dem Platze neben ihr, ließ sich Wartung und Zuspruch gefallen, nur durfte niemand an seine oder die Kette der „Marein" rühren, ohne daß er in Zorn geriet.

„Alsdann," sagte der Bauer am Abend des nächsten Tages zu Peter, „die Wirtschaft muß ein End' nehmen; der Stier muß wieder auf d' Alm; alloan geht er net, so nimmst morgen d' Marein und fahrst mit ihr auf d' Alm, dann wird er scho' nachgeh'n, d' Lenerl soll hint' antreib'n. Statt der Marein bringst d' ‚Gräfin', muß halt die jetzt dahoam bleib'n. Kimmts aber bald wieder; morgen wird's Wetter schön sei'; mit dem Ludersjodl geht uns z'viel Zeit verlor'n."

So geschah es. Als andern Morgens die Bäuerin die Marein gemolken hatte, löste die Lenerl mit leichter Hand die Kette der Kuh vom Futterbarren und gleich riß der Monl wie wütend zurück an der seinen. Die Lenerl führte die Kuh aus der Stalltüre, und es wurde für Peter und den Bauer kein leichtes Werk, nun auch die Kette des Stieres zu lösen. Kaum fühlte er sich lose, so fuhr er durch die offene Stalltür hinaus und eilte der Freundin nach. Diese sah sich ganz leicht und befriedigt nach ihm um und ließ sich dann in sanftem Wiegegang und voll geschmeichelten Empfindens vom Peter führen. Mit einem Stöcklein folgte Lenerl, die auch gleich einiges für die Alm oben auf einer kleinen Rückenkraxe mitnahm, hinter dem Monl, und der ländliche Zug ging durchs Grün dahin und wieder den langen Felssteig zur Hochalm empor.

*

Im Tale nahm das Heuen nun einen raschen und glücklichen Verlauf. Das Schönwetter blieb, der Himmel blaute Tag für Tag, die Sonne strahlte und im geheimnisvollen Wechselspiel der Myriaden Wasserkügelchen, die, einzeln unsichtbar, aus allen Dunkelheiten des Bodens zum Lichte steigen, lagen die Berge und das Tal von erster Morgenfrühe bis zum verklärten Abend in schönen Lichtern und Schatten, in wechselnder Nähe und Ferne. Die Menschen fühlten den Lebenstag als Freude, und jeder gab ihm sein Bestes in emsiger Tätigkeit. Freilich, die Schatten, die aus dem Menscheninnern selbst steigen, Sorgen, die es erfüllen und aus Leid oder Schuld vom Herzen zum Haupte quellen, kann der schönste Tagesschein nicht verscheuchen; ihnen steht alle äußere Schönheit vergeblich, ja, eher als Widerspruch gegenüber, der den Stachel der Sorge erst recht tief ins Innere preßt.

So ging der Peter in diesen lichten Sommertagen in sich dunkel und noch ernster, als er ohnehin von Natur aus war, seine Wege. Eigentlich ganz teilnahmlos für alles, was außen war. Nur der Arbeit wich er nicht aus, eher suchte er noch, soviel es ihrer ohnehin für ihn gab, nach immer neuer Beschäftigung. Auf der Hochalm war er nach der Rücklieferung des Stieres noch einmal gewesen. Da die Blumenflur der Wiesen und Raine durch den Heuschnitt bedeutend vermindert war, hatte der Bauer einen Bienenstock auf die Alm gesendet. Die Zusammenkunft, die sich dadurch zwischen Peter und Mirz ergab, war ein rechtes Gemisch von bitter und süß. Ja, wie die himmelblauen, honigvollen tiefen Enziankelche, die das Volk „Fingerhös'ln", aber auch „Bittersüß" nennt, aus bitterscharfen, derben Wurzeln wachsen, wachsen viele Freuden der Erde und vornehmlich die der Liebe aus herben, gefährlichen Strünken. Nur daß gerade das seltsame Verlöbnis dieser beiden eigentlich so gar nicht aus solchem Boden entsprossen war. Hatte auch eine zaubermächtige Stunde sie mit einer ihnen noch immer unerklärlichen Gewalt in die Liebesblüte getrieben und sie vielleicht auf schmach- und strafereichen Leidensweg gebracht, so waren sie doch beide reinen Sinnes in den Anfang jener Stunde getreten. Peter war, das hatte schon die Not seiner Jugend so vorgezeichnet, nie in den ungezügelten Übermut der glücklicheren Burschen geraten, um jeden Preis ein Dirndl für sich zu Fall zu bringen, auch wußte er selbst früh genug, daß seine Mutter eines Burschen kurze Lust gewesen und daß dadurch sein eigenes Leben von allem Anfang an ins Dunkel gedrückt wurde. Auch daß der Mirz eher das Gegenteil als Männersucht nachgesagt werden konnte, wußte er; so verstand er um so weniger, daß gerade ihn und sie ein seltsamer Almabend derart umsponnen und zu Liebe und Leid verführt hatte, als gäb' es wirklich, wie er's oft singen gehört, auf der Alm keine Sünde.

Freilich, und das fühlte Peter viel stärker als die Mirz, hätte wohl ein anderer Bursch an seiner Stelle den Zauber jener Stunde gar nicht als Zauber, sondern als frohe Wirklichkeit viel rascher empfunden als er

und, wenn möglich, als ein glückliches Fest der Lust gefeiert. Gerade zum Lachen wär's einem andern gewesen, daß ihn der Bauer auf die Alm schickt, den Monl zu suchen, daß sie ihn beide so eifrig suchen und statt seiner sich selbst finden. Aber daß sich ein habloser Knecht so weit vergessen und einer wohlhäbigen Bauerntochter Schicksal nun an sein eigenes Knechtslos gebunden habe, das war ihm die Sünde, von der er nicht wußte, wie er sich von ihr befreien könnte.

Die Mirz trug ihre Schuld leichter und schwerer. Schwerer dadurch, daß sie alles auf sich nahm; sie hatte halbtrunken von Empfindungen und Einflüssen, die sie sich nimmer vergegenwärtigen konnte, den Peter verhindert, zu Tal zu steigen; ihr war so wonnig, wohlig und übermütig in der einsamen, weltfernen Stunde geworden, daß sie sie nicht kürzen wollte, ganz und gar unbedacht, wohin sie führen könnte. Leichter aber trug sie nun die Schuld, als Peter sie tragen konnte, weil ihr Peter lieb geworden war; sie hatte ein Herz gefunden, ein Wesen entdeckt, das ihr zwar nie als solches vorgeschwebt, nun aber als ein schöner Glücksfund wie ein geheimer Schatz lieb war. Zu dieser Lösung der Schwere, die ihn drückte, konnte Peter nicht gelangen, denn wollte ihm auch der Besitz des hübschen und gegen ihn so gutmütigen Mädchens zuweilen wie ein Entzücken durchs Blut rinnen, gleich riß ihn der Vorwurf zurück, den sein Gewissen erhob. Aber auch für diese beiden jetzt so unsicher gewordenen Herzen schritt die Zeit und reifte Leiden und Lösung; nur die Schönheit der Welt fühlten sie nicht.

Oben hielt sich die Weide länger frisch und ergiebig als in den anderen Jahren. Als die Zeit der üblichen Heimfahrt von den Almen kam, entschloß man sich nur schwer, dem uralten Überlieferungsgebote zu gehorchen, und suchte die Tiere noch gewinnen zu lassen, was sie aus dem heurigen Überflusse schöpfen konnten. Endlich aber fuhr doch Herde um Herde zu Tal und über die Almen wallten wieder nur das Licht und die Luft; die Hütten lagen versperrt und verwahrt, leblos wie Steine im Weiten.

Noch zog die Almerin von der Bärenseealm aufrecht und unangefochten mit ihrer kleinen Herde zu Tal, vorerst in die Niederalm. Die Mutter, der Peter und das Lenerl waren bei der Abfahrt behilflich und kehrten dann wieder ins Bauernhaus heim.

Als dann die Tage immer kürzer wurden und nun auch Wetter und Wind sich herbstmäßig meldeten und an den Ahornbäumen, die um die Almhütten standen, keine Kronen mehr den Durchblick zum Himmel verwehrten, verließ die Mirz mit den Rindern nun auch die Niederalm. Die Bäuerin hatte sie die letzte Zeit nicht besucht, nur das kindliche Lenerl. Die Rückfahrt selbst geschah bei heftigem Winde im schneegemischten Regen. An der Seite der Tiere schritt das Lenerl, die Almerin folgte nach, ein weiter, triefender Mantel umhüllte sie. Wenig Leute besahen den Einzug.

Als das Vieh eingestallt war und sich nun die Mirz mit ihren Eltern in der Stube zu Tisch setzte, da zog sie ungern den nassen Mantel von den Schultern, und durch die kleinen Fenster fiel ein spärlicher Schein auf ihre Gestalt, von dem sie sich abwandte. Aber schon stand die Bäuerin vor ihr und betrachtete sie mit starrem Blick. Es war nicht mehr zu verhehlen. Ganz wenig wurde gesprochen, wenig gegessen. Ehe der Vater zu Tisch kam, hatte die Mirz sich gesetzt und bald sagte sie: „Jetzt bin i do zu müd'; Hunger hab' i gor koan." „Geh in dein' Stub'n und ruah' di aus," sagte die Mutter, und als der Bauer vom Tisch gegangen war, nahm die Mirz wieder den nassen Mantel und ging ins Stockwerk, wo sie ihre Stube hatte. Andern Tags fiel ihr Wesen und Aussehen auch dem Bauern auf, und was die Almsonne gezeitigt, konnte nun, so karg das Licht des Herbstes war, nicht mehr verborgen bleiben. Die Mutter bestürmte sie mit Fragen: „Woher denn? Von wem denn?" Sie riet hin und her, „ob's a Steirischer is, der sie etwa von drüben her übers Gebirg heimgesucht hat, und wer er ist? Nie hat ja was verlautbart, daß dich a Bua b'suacht..." Die Mirz schüttelte nur den Kopf und weinte, bis endlich der Bauer mit der Faust in den Tisch hieb und sich ausbat, die Wahrheit erfahren zu dürfen. Das sei doch wohl der Eltern Recht und Pflicht in solchem Fall. Sein Haus, seine Familie sei es, in die ein neues Leben hineinwachsen wolle... Als der Peter, dem diese Tage wie ein schwarzer Wetterhimmel um den Kopf hingen, das Schelten in der Stube der Bauersleute hörte, reckte er sich auf, trat zur Türe und pochte an. Was er wolle, schrie der Bauer, und jetzt tat der Peter den ersten Schritt auf dem Wege, den er der Mirz zugesichert hatte. Die Bauersleute waren wie zu Stein erstarrt. Aber auch wie ein Steinhagel prasselte jetzt der Grimm der Alten los: „Des traust du dir auch nur einz'g'stehn?" fuhr der Bauer auf den Knecht hin. „Du, a elendiger Knecht ohne all's schuftelst di so in a ehrbars Haus? Was d' selber net hast, hast d'r a so in der Liabslotterie hoamli außerspiel'n wolln? Na', und tausendmal na'!! Das wär' a billiger Hof, du Lump, du Gauner!"

„Vader,“ schrie die Mirz, „du tuast eahm unrecht, grob unrecht, i — —“

„Was i? Hast'n du eing'lad'n zu dem Hofkauf, warst du die billige, han?“

„Vader, na, du tuast uns beiden unrecht!“

„Bauer,“ sagte jetzt mit bleichem Gesicht und dürrtrockener Zunge, aber fest und entschlossen der Knecht, „du hast recht, daß i mi vergess'n hab'. Gott waß, daß i' bereu'; aber er waß a, daß i ka Schuft und Lump und Gauner bin, daß uns a anschichtige Stund' z'sammbracht hat, wia das wohl schon a andersmal a in der Welt g'scheg'n sein wird.“

„Leicht g'sagt; a Lump bist do', dein Lohn zahl' i d'r aus, nachher schaust, daß d' außi kimmst!“

Der Knecht wurde noch bleicher, doch sagte er: „Wie's d' willst. Aufzwing'n kann i mi net. Der Vater von dem Kind bin i; was i schaff'n kann, soll der Mirz und ihr'n Kind z'gutkomm'n. Mein Lohn nimm i net, den lass' i fürs Kind steh'n. Bei'n Forstamt drüber'n See suchen s' Holzknecht'; heut fahr' i no' 'nüber.“

Die Mirz schrie auf, die Bäuerin betreute sie, der Knecht ging blaß und ehrbar aus der Stube, und der Bauer setzte sich an den Tisch, sah zornig vor sich hin und hatte noch lange die Hand zur Faust geballt...

★

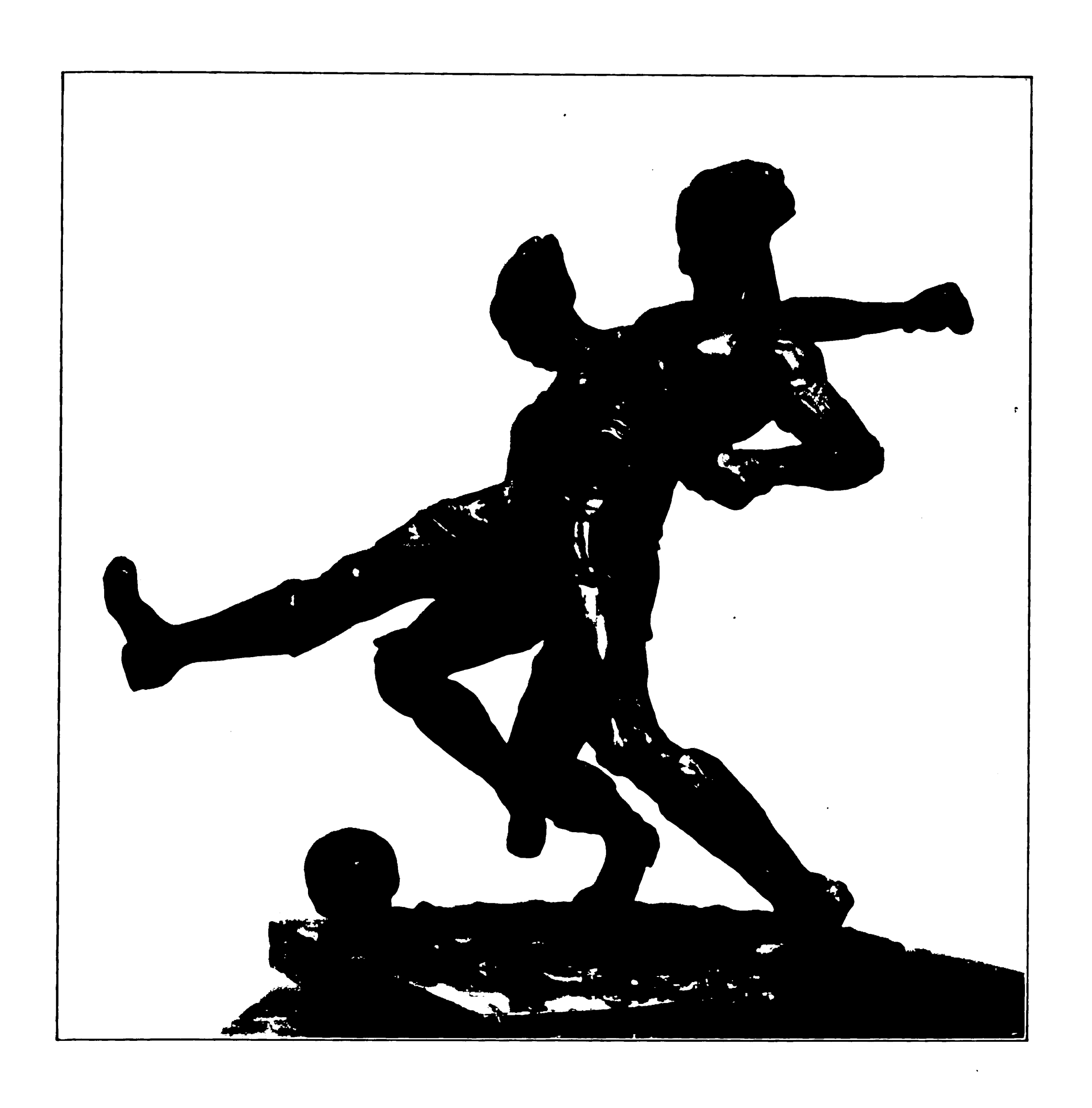
Der Peter schied. Das Dorf erfuhr die Dinge und schalt und schmähte oder lachte, wie es jedem paßte. Die Mirz war zur Arbeit zurückgekehrt; geredet wurde im Bauernhause nicht mehr vom Vergangenen.

Aber im Weiten der Welt schlug jetzt eine Schicksalsstunde: Das Ungewitter Krieg brach unter den Völkern los. Als ein Menschensplitterchen wirbelte es auch den Peter mit...

Im stillen Dorfe unter den Bergen des Hochlands war's noch stiller geworden. Schon war's ins dritte Jahr, daß auch der Peter in die Schlachten gestellt war. Und wieder ging der Sommer dem Herbste zu. Im Haus der Mirz war noch die Stille gedrückten Lebens Herrscherin. Wohl war auch der große Aufschrei, der als täglich neues Schreckliches, als Gerücht, als Nachricht, Wahrheit, Lüge durch die Städte und Dörfer flog, durchs Haus an den Wiesen gezogen und tönte noch öfter; aber die Menschengesichter waren noch schmäler geworden, herber, enger, härter; wenig ließ der Mund mehr Klagen oder unnützes Reden durch. Weniger Rede im Dorfe, als wär's in früheren Zeiten behaglichen Friedens und geschäftiger Breite gewesen, erregte auch die Geburt des Kindes im Bauernhause. Es war ein Knabe, und weder der Bauer noch die Bäuerin hatten im geringsten gewehrt, als die Frage gestellt wurde, wie der Knabe heißen solle. „Peter,“ hatte die Mirz leise und mit gesenktem Blick erwidert und Peter wurde das Kind getauft. Vom ersten Augenblick an war es in einem jetzt verschatteten Hause, aber in rechten, ehrlichen Liebesarmen gehalten: „Muada, Ahn'l und Ähn'l“ — Mutter, Großmutter, Großvater — nie vergaß später das Kind den Weihnachtshimmel, den diese drei Namen über seine erste Jugend gewölbt hatten. Vom Sterne der Liebe fiel ein reichlich' Licht in diesen Wunderbau.

Die Alten und die Mirz hatten jetzt ein schwieriges Schaffen, und namentlich die Mirz empfand es schwer, wie sie nun auch selbst noch von der vollen, nötigen Mitarbeit am Hauswesen durch die Wartung des Kindes abgehalten wurde und wie dadurch ein Übermaß von Arbeit auf ihre alternden Eltern kam. Die Alm hatten sie nicht mehr befahren können, Dienstleute gab es fast keine mehr, selbst das Lenerl war von seinen Eltern heimgerufen worden, weil sein Bruder ins Feld ziehen mußte. Auch die Rinder wurden angefordert; mit ihnen fiel der Monl als frühes Kriegsopfer unter dem Fleischerbeil. Den Heimwohnern wurde nur das Nötigste belassen.

So war es wieder einmal Abend geworden. Die Mirz hatte die einzige Kuh, die sie noch besaßen, besorgt, die Mutter stellte das Abendbrot auf; das Gespräch führte der kleine Peter. Nicht, daß er selbst schon Geordnetes hätte sprechen können, aber Ruhe gab sein Zünglein nicht. Und doch schwebte über dem Hin und Her seiner Ausrufe und Störungen und den Antworten und Abmahnungen allerart ein gemeinsames Sinnen der drei Erwachsenen, so wie draußen einheitlich das Dunkel zwischen den Bergen hing. Alle waren, das wußte jedes, beim Peter. Nicht daß er Nachrichten gesendet hätte, das war wohl nach dem gewaltsamen Abschied, den ihm der Bauer bereitet hatte, nicht gut möglich, doch was er Löhnung faßte und davon ersparen konnte, hatte er gesendet und auch die Zulage, die er für die „Große Silberne“ (Tapferkeitsmedaille), wenn er am Leben bliebe, erwarte, dem Kinde zugesagt. Jetzt hatte aber ein auf kurzen Heimatsurlaub Angekommener die Kunde gebracht, der Peter liege im Tirolischen, im Lazarett. Schwerverwundet, doch in Besserung. Das war das Bild der drei, die um den Holztisch saßen. Die Mirz verweint, die Alten ernst, das Kind mit den Fingerlein in der Luft spielend. „Man sollt' doch, moanst nöt, Vater . . .?“ sagte endlich die



Fußballspieler. Bildwerk von Eberhard Encke

(Berlin, Ausstellung des Vereins Berliner Künstler)

dern, irgendeiner Absicht irgendeines Mädchens (neben den zwei mit Messer und Gabel essenden Kindern saß es) entgegentrat — ich sah das, sah heimliche Netze gestellt und feine Fäden gesponnen quer durch den geschäftigen Saal. Ich war belustigt. Mich streifte der Mann mit einem rasch abwägenden Blick aus dem Lidspalt und wandte sich mit dem nächsten Atemzug gleichgültig summend zur Seite — gar nicht übel und nicht schlechte Schule verratend, gemessen an dem engen Bezirk handgreiflicher und ein wenig kindlicher Leistung, der ihm in solchem Umkreis von Tag zu Tage sich bieten mochte. Ich warf mir das Einglas unter die Braue, ich schlug die Beine übereinander. Ich war willens, belustigt zu sein.

Da schwenkt dieser Mensch scharf rechts ab und tritt an den Tisch des rumänischen Fürsten. Da tritt dieser Mensch mit dem lächerlich blauen Taschentuch an den Tisch des Fürsten und setzt sich, zum Teufel, nach zwei weißzähnig gelächelten Worten zwischen die beiden, setzt sich und neigt sich, der Provinzkavalier, in verbindlich vertrautem Gespräch zu der aschblonden Frau mit dem Diamantenkollier. Oh, ich war erbittert belustigt.

Man kennt mich. Dem Balkanritter den Fang abzujagen — er neigte sich plump an das Ohr der Blonden, indes der Fürst ohne Regung am anderen Ende des Tisches saß — dem Balkanritter, sage ich, den Fang abzujagen, war da schon fast Kavalierspflicht. Ich machte es so, daß ich mit ziemlich vernehmlicher Stimme nach Herrn von Rakic verlangte. Da tänzelte er mir schon vor dem Tisch. Ich sagte: „Hören Sie — die Zimmer gehen nicht. Sind zu schlecht." Von Rakic verstand nicht. „Zu schlecht," sagte ich ein wenig vernehmlicher, „zu einfach, das Appartement. Ohne Badezimmer, ohne Garderobe! Wie lebt man hier?" Von Rakic erregte sich. Von Rakic schwenkte Arme und beteuerte angestrengt leise und doch dem halben Saale vernehmlich, ich hätte die beiden besten Fremdenzimmer des Hauses, und er verstehe durchaus nicht, wo ich doch eben — Ich unterbrach ihn ein wenig knapp und sagte leiser, doch in der ringsum eingetretenen Stille sehr hörbar: „Well. So werde ich reisen. Ohne Badezimmer und ohne Garderobe. Impossible. Ich werde reisen." Der Mann knickte ein. „Ich werde reisen," sagte ich lauter. Ich schaute behutsam nach jenem Tisch hinüber. Fürst, Fürstin, der Blaue — die drei blickten nicht her. Inzwischen hatte Rakic, von Rakic, wieder zu reden begonnen. Da gebe es immerhin im Seepavillon das Appartement, das für den Thronfolger reserviert sei, für den Monat August — aber eben reserviert, wie gesagt. Ich erklärte: „Gemietet." Der Alte verrenkte sich. „Gemietet," erklärte ich, „die Thronfolgerzimmer. Lassen Sie das Gepäck hinüberschaffen." Nun war im Saal nicht ein Laut. „Sehr seltsam," schloß ich, „daß ich dieses Appartement erst ausdrücklich verlangen muß, Herr — äh — von Rakic." Der Mann wand sich. Und in dem Augenblick schaute die Fürstin kurz auf und herüber. Das war also getan.

*

Weiter war das dann so: Acht Uhr fünfzehn — ich saß allein, doch im Mittelpunkte allgemeinen Interesses; der Fürst hatte einmal, die Fürstin hatte zweimal herübergeblickt, von dem Balkanmann durch einen eben dann immer wieder auflebenden Wortschwall nach der andern Seite zurückgezogen — acht Uhr fünfzehn also sah ich, daß drüben der Balkan mit dem blauen Tuch die Fürstin mit weicher Gewalt zu einem Gang in den Garten zu bestimmen versuchte — wohl um sie mir, der mehr Aufmerksamkeit auf sich zog, als ihm für seine Absichten lieb sein konnte, aus den Augen zu schaffen. Ich befahl dem Kellner vernehmlich, mir den Mokka später in den Garten zu bringen, mit dem Ergebnis, daß der Schöne seinen Vorschlag sofort wieder fallen ließ und lässig wachsam auf seinem Sessel hing. Ich sage: wachsam. Hatte er, eintretend, mich nur mit dem Blick gestreift — nun beobachtete er mich aufs schärfste.

Aber solche Vorpostengefechte brachten die Sache nicht weiter. Offenbar war: er hatte nach mir sich noch nicht erkundigt. Der Saal war nun schon wieder halb leer. So konnte man sich ohne Mühe verständlich machen. Ich fragte den Kellner nach dem Daily Mail und den Times (sie lagen nicht auf), der Balkan hob ein wenig den Kopf und wußte nun: England. Ich fragte, ob man da irgendwo Geld deponieren könne, ein verschlossenes Kuvert deponieren. Ich empfehle das, speziell für Etablissements mittlerer Güte. Kuverts kosten nichts. Ein paar Worte warf ich noch hin. Der Kellner knickte ein und sagte: „Sehr wohl, Mylord." Nun hob der drüben den Kopf schon viel höher. Und da hatte ich ja selbstverständlich gewonnenes Spiel. Ich fragte noch nach dem Kurs für Pfund Sterling — „mit dem inländischen Gelde kenne ich mich nicht aus," sagte ich. Da sah ich schon, daß der Herr Kollege in Bewegung geriet. Es war so, daß der Fürst das Dessertbesteck auf den Teller legte, seiner Frau, die selt-

Ausblicke und Ziele des Raketenfluges

Von Dr. Scherescheswky

Fast 300 Jahre sind vergangen, seitdem einer der Begründer der klassischen Mechanik, der große Newton, in einer seiner abendlichen Vorlesungen im düsteren Saale der ehrwürdigen Universität in Cambridge die Möglichkeit des Fluges von der Erde weg darlegte. Newton erläuterte vor seinen jugendlichen Zuhörern das von ihm eben formulierte Prinzip der Aktion und Reaktion (die Gegenwirkung ist gleich der Wirkung und entgegengesetzt gerichtet) und gab ihnen ein drastisches Beispiel seiner zukünftigen Anwendungsmöglichkeit. Von scheinbar unerreichbar fernen Zeiten träumend, sagte Newton etwa folgendes: „Wenn es den Menschen gelingen wird, von der Erde weg zu den wandelnden Sternen (Planeten) zu fliegen, so wird es nur möglich sein auf Geräten, die sich nach dem Prinzip der Aktion und Reaktion bewegen werden, da nur solche Maschinen, keiner äußeren Stütze bedürftig, sich in dem luftleeren Weltenraum bewegen und lenken lassen können. Stellt euch ein tropfenförmiges Metallgehäuse vor, welches dauernd nach hinten mit riesiger Geschwindigkeit kleinste Kugeln ausschleudert oder eine durch Pulver und Gase angetriebene Rakete, und ihr habt ein Gerät, um in das Weltall zu fliegen."

Was ist nun der wesentliche Inhalt des Prinzips der Aktion und Reaktion? Nach Newton heißt es: Wirkung und Gegenwirkung sind stets einander der Größe nach gleich und der Richtung nach entgegengesetzt, oder die Wirkungen zweier Körper aufeinander sind immer gleich und nach entgegengesetzter Seite gerichtet. Und in seiner Anwendung auf das Raketenflugproblem sieht das Prinzip der Aktion und Reaktion etwa folgendermaßen aus: Gesetzt, wir haben zwei Kugeln gleicher Masse, welche durch eine leichte und sehr starke Feder voneinander gedrückt werden, dann ist die Geschwindigkeit ihrer Bewegung gleich. Ist nun die eine von ihnen fünf-, zehn- oder zwanzigmal größer als die andere, so bekommt die kleinere Kugel eine fünf-, zehn- oder zwanzigmal so große Geschwindigkeit. Wir können also durch entsprechende Wahl der Größe der Kugeln der kleineren Kugel eine beliebig gewünschte Geschwindigkeit erteilen. Jetzt ersetzen wir die eine Kugel durch das leere Raketenfluggerät (leer heißt in der Sprache der Raketenflugtechnik die Raketenflugmaschine ohne Brennstoffe), die andere durch die Brennstoffmasse und die Feder durch die Explosionskraft; dann wird bei gleichem Massenverhältnis die Geschwindigkeit der Raketenflugmaschine gleich der der ausströmenden Gase sein. Nun ist die größte Ausströmgeschwindigkeit, über die wir verfügen, etwa 5,5 Kilometer in der Sekunde (Explosion von zwei Teilen Wasserstoff und einem Teil Sauerstoff). Für viele Zwecke aber, um etwa über den Atlantischen Ozean zu fliegen oder die Anziehungskraft der Erde zu überwinden, braucht man Geschwindigkeiten von 6 und 11 Kilometer in der Sekunde. Somit wäre die Sache scheinbar aussichtslos. Wir betonten aber eben, daß wir bei entsprechender Wahl der Kugeln der kleineren Kugel eine beliebige Geschwindigkeit erteilen können. Wir können also durch Aufspeicherung des Brennstoffes die mindere Qualität ersetzen. Rechnungen zeigen, daß man bei Anwendung von Alkohol und Sauerstoff bei einem Verhältnis der Massen der leeren Rakete zum Brennstoff wie 1:8 über den Atlantischen Ozean kommt (Amerika-Postrakete nach Prof. H. Oberth). Bei Wasserstoff und Sauerstoff genügt ein Verhältnis von 1:16, um der Erdanziehung zu entrinnen. Und wenn das Verhältnis 1:30 ist, so kann man selbst der riesigen Anziehung der Sonne trotzen und mit einer Geschwindigkeit von 17 Kilometer in der Sekunde über die äußere Planetenbahn hinaus in die unendliche Sternenwelt vordringen.

Von Newtons Zeit vergingen fast drei Jahrhunderte. Traumlos schlief die dem damaligen Menschen Schreck einflößende Spukgestalt einer im Weltenraum schwebenden Maschine. Dieser Schlaf war gesund und nötig, da alle Voraussetzungen materieller wie psychischer Art fehlten. Es fehlte der Geist, der das Wagnis für nötig hielt, es fehlten auch alle technischen Hilfsmittel. Das 18. Jahrhundert gab die analytische Mechanik und als Perle die Himmelsmechanik von Laplace, das 19. Jahrhundert die Eroberung und Ausnutzung der beiden größten Sklaven der Menschheit: des Dampfes und der Elektrizität und eine Ahnung der künftigen Revolution in der Wissenschaft. Das 20. Jahrhundert schenkte den Einblick in die strahlende Materie, Quanten- und Atomtheorie und die große allgemeine Relativitätstheorie Einsteins. Radio und der Menschenflug gaben letzte technische und

psychische Voraussetzungen zum ersten Wagnis des Raketenfluges.

Was wir heute tun, ist nicht mehr, aber auch nicht weniger als eine Erfüllung dieses uralten Menschentraumes. Die Fortschritte der letzten Jahrzehnte in Wissenschaft und Technik waren und sind so gewaltig, daß wir nicht abgeneigt sind, an die Unbegrenztheit wissenschaftlich-technischen Fortschrittes zu glauben. Manche Probleme liegen noch jungfräulich unberührt, am Raketenflugproblem arbeitet man schon ein gutes halbes Jahrhundert. Schon 1868 trat der noch heute lebende Berliner Hermann Ganswindt mit dem Gedanken hervor, die Weltraumfahrt zu verwirklichen; er wurde totgeschwiegen. Die erste wissenschaftliche Untersuchung des Raketenfluges veröffentlichte 1894 der große, auch noch jetzt lebende russische Forscher Prof. K. E. Ziolkowsky, er wurde seinerzeit (wohlweislich nicht heute) verlacht. Der Amerikaner Prof. R. H. Goddard, ein großartiger Experimentator, fing Versuche schon vor dem Kriege an. Sein im Jahre 1919 erschienenes Werk wurde totgeschwiegen. Ziolkowsky wollte bereits mit flüssigen Triebstoffen arbeiten und war wohl der erste, der es versucht hat, alle Folgerungen aus der Raketenflugidee zu übernehmen. Goddard machte seine Versuche mit Pulverraketenmotoren. Seit dem Jahre 1907 beschäftigten sich Prof. Hermann Oberth und W. Hohmann am großen Problem. Dann kam der Weltkrieg und die Raketenflugforscher, welche gemeinsam das All erobern wollten, stellten ihre Flugzeuge und Explosivstoffe gegeneinander in Dienst. Und erst 1923 ertönte die große Fanfare der Erweckung. Diesmal weder aus Berlin, noch aus Moskau, Paris oder Neuyork, sondern vom Balkan her. Prof. H. Oberth hatte in der Stille Siebenbürgens Zeit zur Vollendung all seiner Gedanken gefunden. Da reifte in Muße das Werk heran, welches das große Problem des Raketenfluges der verwunderten und sich sträubenden Welt der Wissenschaft darbringen sollte. Aber kein Verleger wagte das Buch ohne Autorenzuschuß abzudrucken. Wer aber sollte daran so glauben, daß er Druckkostenzuschüsse zahlte? Nur ein Mensch konnte es tun: seine Frau. Ihr Erspartes ermöglichte die Drucklegung — und gleich hinterher tat die Welt so, als habe sie seit Anbeginn nur auf dieses Werk gewartet.

Und das Ergebnis: Prof. H. Oberth brachte den Stein ins Rollen und beginnt demnächst bei Berlin mit ersten praktischen Raketenflugversuchen. An der Hochschule für Wegebau und Verkehrswesen in Leningrad ist zur Zeit unter Prof. N. A. Rynin eine regelrechte Abteilung für Raketenforschung eingerichtet, bedeutende Unterstützungen sind bewilligt. Praktische Versuche werden in aller Stille an vielen Stellen geübt. Heute steht das Raketenproblem im Brennpunkt der Zukunftsfragen und Schritt für Schritt kommt man der Lösung näher.

Jedes technische Problem hat seine Schwierigkeiten. Was Wunder, daß ein solches Titanenwerk auf allergrößte Schwierigkeiten stößt. Helfende organische Beispiele wie Fische, Vögel und Insekten, an welche sich der Mensch beim Bau seiner Schiffe, U-Boote, Luftschiffe und Flugzeuge bewußt oder unbewußt anlehnte, versagen hier vollkommen. Er kann sich nur zum wenigsten an schon Bestehendes anlehnen und muß aus seinem erdgeborenen organischen Wesen etwas Unorganisches, Künstliches, etwas Unmenschliches schaffen, kurz den wahren Schöpfer spielen.

Keinem ernsten Forscher wird es natürlich einfallen, Raketenmotoren mit Pulver und anderen festen Explosivstoffen herzustellen. Dieses, weil ja flüssige oder verflüssigte gasförmige Triebstoffe pro Masseneinheit weit mehr Energie enthalten, als feste Explosivstoffe. Als Triebstoffe kommen also in Frage: Wasserstoff, Sauerstoff und Kohlenwasserstoffe (z. B. Rohöl, Benzin, Alkohol, Benzol u. a.). Darum waren die mit übelriechenden verbesserten Feuerwerksraketen ausgerüsteten Raketenautos, Raketenschlitten und Raketenflugzeuge nicht viel wert.

Kein ernster Forscher denkt daran, sofort auf Anhieb ein Raumschiff zu bauen. Zuerst kommen Registrierraketen, welche auf 50 bis 200 Kilometer aufsteigen sollen. Diese werden zur Erforschung des Raketensystems und der höheren Luftschichten dienen. Nach ihnen kommen die kartographischen (photographischen) Fernraketen zur Landesaufnahme und die mit Geschwindigkeiten bis 6 Kilometer in der Sekunde fliegenden Postfernraketen. Letztere werden schnell und billig Post auf größere Entfernungen (Europa—Amerika, Europa—Australien) befördern. Und erst danach, nach eifrigem Sammeln von vielen Erfahrungen und Flügen mit bemannten Fernraketen und Raketenflugzeugen kann man daran denken, erste Versuche mit einem Raumschiff zu machen. Bei genügenden Geldmitteln und zäher Arbeit könnte man wohl in 5 bis 7 Jahren soweit sein. Doch auch dem Raketenflug im Weltall setzt die Natur eherne Schranken entgegen. Die in absehbarer Zeit höchsterreichbaren Fluggeschwindigkeiten im Raumschiff werden kaum über 25 Kilometer in der Sekunde betragen. Nun hat der uns nächstliegende und darum be-

rühmte Fixstern Alpha Centaurus eine Entfernung von rund 45 Lichtjahren, d. h. das Licht braucht bei einer Geschwindigkeit von 300 000 Kilometer in der Sekunde 45 Jahre, um zu uns zu gelangen. Also ist diese Entfernung mit den uns zur Verfügung stehenden Mitteln in einem Menschenalter nicht zu bewältigen, und erst der Urenkel (in 25 000. Generation) würde den heißersehnten Wunderstern aus nächster Nähe beliebäugeln können. Gegen solche Entfernungen ist unser kleines Sonnensystem fast mikroskopisch zu nennen und die Entfernung bis zum Monde verschwindend. Diese Entfernungen wären für ein Raketenraumschiff von morgen oder übermorgen durchaus diskutabel und eine Bereisung des Sonnensystems nur eine Frage der Zeit.

Das interessanteste Problem wäre dabei der Mensch, und zwar die physiologische und psychologische Wirkung der scheinbar vergrößerten Schwerkraft bei dem beschleunigten Steigen von der Erde und der Schwerelosigkeit im Weltraum. Ersteres läßt sich durch Versuche in rotierenden Kammern nachprüfen, der zweite Zustand auf der Erde nicht nachmachen. Wie wird sich das Leben in der rein künstlichen Umgebung des Fahrgastraumes, im schwerelosen Raume, abspielen? Alles das sind Fragen, die durch kein irdisches Experiment vollständig zu lösen sind, und nur durch einen mutigen Versuch geklärt werden können. Die ungeheure wissenschaftliche, technische und auch moralische Bedeutung eines ersten, selbst gescheiterten Versuches, selbst unter Menschenopfern, ist zu groß, als daß man nicht in baldiger Zukunft an die Ausführung dieser großen Tat schreiten sollte.

Nur die Technik und das Weltbild eines jeden denkenden Menschen des großen Heute und des noch größeren Morgen sind würdig, diese Träume zu erfüllen. Denn wie nirgends heißt es hier: Per scientiam ad astra. Dies müssen wir geloben, dies müssen wir aber auch tun.

Nach der Mahd. Von Theodor Kramer

Sind erst von ihrem Grannenkleide
Des Vorjahrs Felder freigelegt,
Dann steck' den Wetzstein in die Scheide
Und miß' die Eb'ne, leicht bewegt!
Schon drängen sich die braunen Balken
Der Kreuze aus den Senken vor;
Der Hungerschrei der kleinen Falken
Dringt heller ans geschärfte Ohr.

Die Gatter leuchten, und die Krume
Wird glänzend gleich geschliffnem Stein;
Es härtet sich die Feuerblume,
Und strohern steht das Gras am Rain.
Der Radschuh schleift den Hohlweg steiler,
Und bitter wird des Ahorns Laub;
Ein schüttrer Kranz, umsurrt die Weiler
Der Dreschmaschinen weißer Staub.

Dein Weg erstrahlt in großen Schüben,
Und reißend wird der Schritt und schwer;
Ein wenig Graben in den Rüben
Geschieht nur los und nebenher.
Wohl reinigst du ein Beet von Flechten,
Die Kipflerfuhr rollt dumpf durchs Tor;
Doch dunkel herrscht nach frostigen Nächten
In dir der Schrei der Stare vor.

Der Wald als Geschichtsschreiber

Von Univ.-Prof. Dr. Rudolf Scharfetter

Ein Geschichtsschreiber ist in der Tat jeder einzelne Baum, der in seinen Jahresringen ein Dokument seines Alters mit sich trägt und als Selbstschreiber (Autobiograph) vom Wechsel guter und schlechter Tage berichtet. So ist unsere Überschrift nicht gemeint. Der Wald selbst ist ein Geschichtsschreiber und zeichnet die Geschichte seines Bestandes im Laufe der Jahrtausende auf. Weit, viel weiter reichen diese Dokumente zurück als die ältesten Aufzeichnungen der Menschen.

Unsere waldbildenden Bäume — Fichte, Föhre (Kiefer), Birke, Buche, Eiche — sind durchwegs Windblütler, das heißt, der Wind trägt zur Blütezeit den Blütenstaub (Pollen) einer Blüte zu den Narben anderer Blüten, um diese zu befruchten. Wir erinnern uns, daß die windblütigen Pflanzen wegen der Unsicherheit und Unzuverlässigkeit des Beförderungsmittels stets große Massen von Blütenstaub erzeugen, während die insektenblütigen Pflanzen, bei denen Bienen, Hummeln, Tagschmetterlinge oder Fliegen die Übertragung des Blütenstaubes besorgen, mit der Erzeugung des Blütenstaubes viel sparsamer verfahren. Wie sehr die Luft zu gewissen Zeiten mit dem Blütenstaub der Windblütler erfüllt ist, das wissen unsere armen Mitmenschen, die alljährlich zur Blütezeit der Gräser vom Heuschnupfen befallen werden. Wenn die Waldbäume blühen, kommt es zuweilen vor, daß ein „Schwefelregen" über die Stadt niedergeht und das Pflaster unserer Straßen und Plätze mit einer gelben Staubmasse bedeckt. Nimmt man eine Probe dieser gelben Masse unter das Mikroskop, so sieht man, daß sie aus zahllosen Staubkörnern besteht. Werden solche Blütenstaubmassen auf ein Hochmoor geweht und sinken sie auf die Moorfläche nieder, so wird der Blütenstaub durch die konservierende Beschaffenheit des braunen Moorwassers vor der Verwesung bewahrt, und wir finden zwischen den Torffasern, die aus den Resten der ehemaligen Hochmoorpflanzen bestehen, zahlreiche Blütenstaubkörner (Pollenkörner) eingelagert. „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen," heißt es in der Schrift. „An ihren Pollenkörnern werdet ihr sie erkennen," können wir sagen, denn das Pollenkorn jeder Baumart ist an Form und Größe verschieden. Wir können also aus den Pollenkörnern erfahren, welche Bäume im Umkreis von 7 bis 10 Kilometer des Hochmoores wachsen. In Moorproben der baumlosen Faröern hat man Pollen der Erle, Birke, Haselnuß, Föhre und selbst Linde nachgewiesen, der aus einer Entfernung von über 400 Kilometer durch den Wind herbeigetragen sein muß. Hesselmann hat auf Feuerschiffen auf hoher See im Bottnischen Meerbusen in 5½ Meilen Entfernung vom Festland in Schalen, die mit Filterpapier ausgelegt waren, vom 16. Mai bis 28. Juni noch 56 075 Pollenkörner, überwiegend von Fichte, Kiefer und Birke aufgefangen. Es geben uns daher die Funde der im Torf erhaltenen Pollenkörner ein Bild von der Zusammensetzung des Waldes nicht nur in unmittelbarer Nähe des Hochmoores, sondern vom Waldbestande des Gebietes.

Ein Hochmoor können wir nun in der Tat mit einem Quellenbuche der Geschichte vergleichen. Der Zuwachs der Torfmoose, die andauernd nach oben weiterwachsen und unten absterben, beträgt nach Webers Schätzung jährlich etwa 2,5 Zentimeter. Die abgestorbenen Teile gehen aber wegen der schon erwähnten konservierenden Eigenschaft des Moorwassers nicht zugrunde, sondern bilden jährlich etwa ein bis zwei Millimeter Torf. So legt sich alljährlich Torfschicht auf Torfschicht, anders ausgedrückt: unserem Quellenbuch wird alljährlich eine Seite von etwa ein bis zwei Millimeter Dicke beigefügt. Auf jeder Seite ist mit Blütenstaub eine Statistik des Waldbestandes der Umgebung verzeichnet. Damit können wir die Frage: „Wie schreibt der Wald?" als beantwortet betrachten. Die Tafel wäre die Moorfläche, die Kreide — der Pollenstaub, der Schreiber — der Wind, der Autor — der Wald selbst. Während aber der Schüler die Schrift der vollbeschriebenen Tafel mit dem Schwamm löscht, wird hier Tafelschicht auf Tafelschicht seit Jahrtausenden abgesetzt, von der Natur selbst wie von einem vorsichtigen Museumsverwalter konserviert und zu einem Buche gebunden, so daß wir heute die Inschrift jeder Tafel mit voller Genauigkeit entziffern können.

*

Nun müssen wir in diesen Quellenbüchern lesen lernen. Das ist freilich eine sehr mühsame Arbeit. Da wird zunächst in einem Torfstich eine Wand freigelegt und ein frisches Profil, das möglichst vollständig von der Oberfläche bis zur Tiefe führt, hergestellt. Dann wird in Abständen von 10 zu 10 Zentimeter je eine reine Glasröhre von etwa 10 Zentimeter Länge und 2 Zentimeter Durchmesser seitlich in die Torfwand eingestochen und herausgezogen. Im Innern der Röhre befindet sich dann ein kleiner Torfzylinder. Die Glasröhre wird beiderseits mit

einem Kork verschlossen und mit einer Etikette, die die Entfernung der Probe vom Grunde des Moores angibt, versehen. Nicht überall haben wir es so bequem, daß wir unsere Proben den Aufschlüssen der Torfstiche entnehmen können. In unabgebauten Mooren arbeitet man mit einem Torfbohrer, der bis zur gewünschten Tiefe ins Torflager eingetrieben wird, worauf durch einen sinnreichen Mechanismus des Torfbohrers eine Probe in dieser Tiefe entnommen wird.

Haben wir nun unsre Serie von Torfproben lückenlos von 10 zu 10 Zentimeter entnommen, so erfolgt die weitere Untersuchung im Laboratorium. Jede Probe wird zerkleinert und mit 15 Prozent Salpetersäure (oder konzentrierter Natronlauge) aufgeschlämmt. Die Salpetersäure bewirkt in etwa ein bis zwei Tagen einen völligen Zerfall der Probe in die Einzelbestandteile, vorausgesetzt, daß die Probe bis zur Untersuchung feucht erhalten blieb, und zugleich Aufhellung der Reste. Von dem so gewonnenen Brei wird der Feinschlamm mit einem feinen Haarsieb abgesiebt und daraus werden mikroskopische Präparate in Glyzeringelatine angefertigt. In den so hergestellten Präparaten werden die Pollenkörner zunächst hinsichtlich ihrer Artzugehörigkeit bestimmt (qualitative Bestimmung) und dann mittels Kreuztisches bei etwa 200facher Vergrößerung gezählt (quantitative Bestimmung). Aus den gewonnenen absoluten Zahlen werden die Prozentzahlen der einzelnen Arten, bezogen auf die Gesamtsumme des Waldbaumpollens, berechnet; finden wir also z. B. in einem Präparate 111 Kiefern-, 30 Birken-, 6 Fichten-, 3 Weiden-Pollenkörner, so ergibt sich der Anteil der einzelnen Bäume in Prozenten des Waldes mit 74 Prozent Kiefer, 20 Prozent Birke, 4 Prozent Fichte und 2 Prozent Weide. Diese Prozentsätze bezeichnen wir als Pollenspektrum der einzelnen Schicht. Im weiteren Verlauf unserer Studien stellen wir unsre Zählungsergebnisse graphisch in Diagrammen dar. Ihnen entnehmen wir z. B., daß die Eiche erst in einer bestimmten Zeit im Gebiete erscheint und an Verbreitung zunimmt, bis sie später anderen Baumarten weichen muß. Diese graphische Darstellung des wechselnden Prozentanteiles der einzelnen Bäume im Laufe der Zeit nennen wir ein Pollendiagramm; es ist nichts anderes als die Entzifferung der Aufzeichnungen des Waldes, übertragen und übersetzt in die Sprache der modernen Wissenschaft. Wir sehen keinen großen Unterschied in der Tätigkeit unseres „Pollenanalytikers" und der Forschungsarbeit eines Papyrusforschers.

*

Wie nun der Altertumsforscher darangeht, aus den einzelnen Papyrusfunden die Geschichte eines längstverschwundenen Zeitalters zu erschließen, so wollen wir aus den Pollendiagrammen die Geschichte unsres Waldes erforschen. Wir gehen an die Beantwortung der Frage: „Was erzählt uns der Wald?" Er berichtet uns vor allem, daß die herrschende Baumart, also die waldbildende Baumart im Laufe der Jahrtausende, die zur Bildung des Torflagers notwendig waren, nicht immer dieselbe war. Dehnt man die Untersuchungen auf ein größeres Gebiet, sagen wir auf die Moore Bayerns, Polens, Schwedens oder Englands aus, so sehen wir, daß in jedem Gebiete der Wechsel ganz gesetzmäßig verläuft.

Wir müssen nun etwas weiter ausholen. Die europäischen Moore liegen nicht regellos in der Landschaft verstreut, sondern sind für bestimmte Gebiete, z. B. Südschweden, Norddeutschland oder den Nordrand der Alpen, charakteristisch. Es sind dies ehemals vergletscherte Gebiete. Wir müssen uns vorstellen, daß einst die Eisströme große Schuttmassen, sei es von Norden her, sei es aus den Alpen, vor sich hergeschoben und im Flachlande zur Ablagerung brachten. Zwischen diesen Schuttmassen bilden sich Wannen und Rinnen, ausgekleidet mit feinem Gletscherschlamm, die sich nach dem Rückgang des Eises mit Wasser füllen. So entstehen in der Moränenlandschaft viele Seen, die zum Teile heute noch erhalten sind, zum Teile heute verlandet sind, das heißt mit Torflagern ausgefüllt sind. Schilfrohr, Seggen, Schachtelhalme und Moose rücken in diesen flachen Mulden von den Rändern her gegen das Innere immer mehr vor, der offene Wasserspiegel wird immer kleiner, bis die ganze Mulde vom Sumpf erfüllt ist. Siedeln sich dann Torfmoose (Sphagnum-Arten) an, so wächst das Moor über den Grundwasserspiegel hinaus und wölbt sich auf — es bilden sich Hochmoore.

Die absterbenden Pflanzenmassen des Sumpfes und Hochmoores aber verwesen nicht, sondern werden zu Torf, der sich Schicht auf Schicht ablagert. Daß die Hochmoorbildung auch anders, z. B. durch Versumpfung von Wäldern, einsetzen kann, sei nur kurz erwähnt. Die Bestimmung des Anfangspunktes der Torfbildung, der in Mittel- und Nordeuropa meist in die Zeit nach der letzten Vergletscherung zu verlegen ist, ist von großer Bedeutung. Wir erfahren aus unseren Torfprofilen, wie in das ehemals vergletscherte Land allmählich der Wald einrückte und in welcher Reihenfolge die verschiedenen Baumarten in unserem Lande erscheinen.

Selbst auf die Gefahr hin, für den Nichtfachmann etwas weitschweifig zu werden, möchten wir doch eine Stelle aus einer Arbeit von Karl Bertsch hier wiedergeben, welche uns zeigt, daß die pollenanalytische Methode auch zur Feststellung der Einwanderungswege der einzelnen Waldbäume in das eisfrei gewordene Gebiet wertvolle Dienste leistet, ja sogar gestattet, die Länge der Zeit, die die einzelnen Bäume zur Wanderung bedurften, zu berechnen. Bertsch berichtet, daß die Kiefer Südwestdeutschland vom nörd-

lichen Teil der oberrheinischen Tiefebene aus wiederbesiedelt hat. Die größte Entfernung, bis zu welcher der Wind die Samen der Kiefer fortträgt, beträgt 1 bis 2 Kilometer. Setzen wir als Durchschnitt 1,5 Kilometer. Da nun dieser Baum frühestens im Alter von 15 Jahren fruchtbar wird, so braucht er zu einem Weg von 10 Kilometern mindestens 100 Jahre.

„Im frühesten Postglazial bildete der nördliche Schwarzwald, der über 1000 Meter aufsteigt, für die Waldkiefer wahrscheinlich eine unüberwindliche Schranke. Die Zuwanderung dieses Baumes mußte also aus den nördlich des Schwarzwaldes gelegenen Teilen der oberrheinischen Tiefebene erfolgen. Um das Wasenried bei Sigmaringen zu erreichen, mußte die Kiefer einen Weg von 120 Kilometern zurücklegen, bis an den Federsee aber 130 Kilometer. Dazu brauchte sie mindestens 1200 und 1300 Jahre. Aber das sind Mindestzahlen, die nur dann zu erreichen waren, wenn jedesmal, sobald ein junges Kiefernbäumchen blühfähig und fruchtbar geworden war, der Wind einen Samen genau in der Richtung des Zieles zur größtmöglichen Entfernung verwehte. Das ist aber wenig wahrscheinlich. In Wirklichkeit wird die Wanderzeit viel länger gedauert haben." Für die Buche berechnet Bertsch die Wanderzeit von den Erhaltungsstandorten während der Eiszeit in Frankreich bis nach Sigmaringen auf weit über 8000 Jahre. In der Tat kann man in den Mooren, die auf den Wanderwegen liegen, eine zeitliche Verspätung des Auftretens der betreffenden Pollenart verfolgen.

*

Unsere Untersuchungen machen uns nicht nur mit der Einwanderungsgeschichte der einzelnen Bäume bekannt, sondern aus den einzelnen Baumgeschichten können wir die Waldgeschichte einer Gegend erschließen. Wenn auch im großen ganzen die Waldgeschichte Mitteleuropas ziemlich gleichmäßig verlief, so ist es heute, wo die Forschungen noch lange nicht abgeschlossen sind, nicht angezeigt, zu verallgemeinern, sondern man wird vorsichtig nur die Ergebnisse anführen, die die Untersuchung eines enger begrenzten Gebietes zutage gefördert hat. Wir erzählen die Waldgeschichte des Inn- und Salzachgebietes.

Der erste Abschnitt umfaßt die Zeit, in der die Kiefer unbedingt vorherrschte. Diese Zeit wird als Kiefernzeit bezeichnet. In ihr ist auch schon die Birke spärlich vertreten und die Fichte meldet durch geringe Prozente bereits ihre Ankunft an. Im zweiten Abschnitt geht die Kiefer zurück, während es die Hasel nunmehr zu einem Maximum bringt, auch die Erle trifft ein; Fichte und Eichenmischwald vollziehen ihren Anstieg. Da die Kiefer immer noch die herrschende Holzart ist, wird danach und wegen des Haselmaximums diese Zeit die Kiefern-Haselzeit genannt. Der nun folgende dritte Abschnitt ist durch die maximale Ausdehnung des Eichenmischwaldes und zugleich der Fichte gekennzeichnet und wird deshalb Eichen-Fichtenzeit genannt. Kiefer und Hasel treten hier zurück, dafür kommen jetzt Buche und Tanne, ohne es jedoch zu besonderer Entwicklung während dieses Abschnittes zu bringen. Allmählich aber nimmt die Buche stark zu und beherrscht das Feld durchaus, während die Fichte sich auf die absteigende Linie begibt. Diese Buchenzeit dauert fast bis zur Gegenwart. Endlich ist als letzter Abschnitt noch die rezente Fichtenzeit zu erwähnen, die durch die menschliche Kulturtätigkeit hervorgerufen ist.

Soweit bewegen wir uns ganz auf dem Boden der Tatsachen. Der menschliche Geist begnügt sich aber zu keiner Zeit mit der bloßen Feststellung des Tatsächlichen, sondern sucht tiefer einzudringen und die Ursachen des tatsächlich Gegebenen zu ergründen. So auch hier. Wir fragen: Was sind die Ursachen dieses Baumwechsels, der sich auf weite Strecken verfolgen läßt? Man folgert sie aus den klimatischen Anforderungen, die die einzelnen Waldbäume heute stellen. Aus dem Wechsel der Baumarten schließen wir auf einen allmählichen Klimawechsel, der das Vordringen oder Zurückgehen dieser oder jener Baumart bedingte. Zuerst hat Blytt (1882 und 1876) aus dem Aufbau der skandinavischen Moore auf einen mehrfachen Wechsel des Klimas im Postglazial geschlossen und durch Sernander (1894, 1908, 1910) hat diese Ansicht Bestätigung, Abänderung und weiteren Ausbau gefunden. Nach dem Zurückweichen des Eises wurde das Klima allmählich günstiger; diese Übergangszeit nannten Blytt und Sernander die arktische und subarktische Zeit (jetzt meist als boreale Zeit bezeichnet). Ihr folgte dann eine Periode, die durch ein kontinentales Klima, durch Trockenheit und höhere Sommerwärme charakterisiert ist; sie wird die boreale Zeit genannt. Sie wurde abgelöst durch eine warme, aber feuchtere, die sogenannte atlantische Zeit. Am Ende derselben trat eine Austrocknung ein; es ist die Zeit des Grenzhorizontes der norddeutschen Moore. Sie war warm und trocken und wurde wegen dieser Ähnlichkeit mit der borealen Periode die subboreale Zeit genannt. Mit Ablauf dieses Zeitabschnittes trat eine erhebliche Klimaverschlechterung ein; die Niederschläge nahmen wieder zu und die Temperatur ab. Diese subatlantische Zeit, wie man diese Periode bezeichnet hat, dauert bis zur Gegenwart, und es macht den Eindruck, als ob das heute bei uns herrschende Klima nicht wesentlich von dem verschieden ist, das man für das Subatlantikum annimmt.

De Geer (1925) hat aus Untersuchungen an Bändertonen in Schweden in geistvoller Weise eine Zeitbestimmung der einzelnen postglazialen Perioden zu geben versucht, die wir mit einer Parallelisierung der Waldperioden im bayrischen Alpenvorland auf der folgenden Seite wiedergeben:

6500—5500 v. Chr. boreale Zeit (Kiefernzeit, Kiefern-Haselzeit).
5500—3000 v. Chr. atlantische Zeit (Eichen-Fichtenzeit).
3000—900 v. Chr. subboreale Zeit (Buchenzeit z. T.).
Von 900 v. Chr. ab subatlantische Zeit (Buchenzeit und rezente Fichtenzeit).

Gams und Nordhagen (1923) decken in weiterem Ausbau der neuen Lehre in überaus scharfsinniger Weise aus unseren Mooruntersuchungen und dem daraus abgeleiteten Waldwechsel Beziehungen und ursächliche Zusammenhänge mit den menschlichen Kulturperioden und dem prähistorischen Bergbau in den Ostalpen auf. So fällt die erste Wiederbesiedlung des Alpenvorlandes (Bronzezeit und frühe Hallstattzeit) in die subboreale Zeit (Klimaoptimum). In diese Zeit wird auch die erste Besiedlung der Alpentäler verlegt. Es herrschte blühender Bergbau und lebhafter Verkehr über zum Teil heute vergletscherte Pässe. Die Waldgrenze war erhöht.

In die darauf folgende Zeit der Klimaverschlechterung (subatlantische Zeit) fällt die Mittel- und Spät-Hallstattzeit (La Tène-Zeit). Der Bergbau in den Alpen geht zurück. Frühgeschichtliche Zeit.

Die pollenanalytische Methode ist also nicht bloß dazu berufen, die Waldgeschichte zunächst Europas aufzudecken, sondern es ist zu hoffen, daß sie uns helfen wird, manches Rätsel der Urgeschichte des Menschengeschlechtes zu lösen.

★

Überblickt man die Geschichte der Naturwissenschaften, so wird man finden, daß es zwei Dinge gibt, die uns in der Erkenntnis der Natur weiterführen: Zufallsfunde und — neue Arbeitsmethoden, die von genialen Forschern erdacht, uns die Möglichkeit geben, neue Tatsachen zu finden. Ich halte es nicht für richtig, einen Forscher als den Erfinder der pollenanalytischen Untersuchungsmethode, an die sich Ergebnisse von so großer Tragweite knüpfen, zu bezeichnen. Meist wird der Schwede Lennart v. Post als solcher genannt. Aber bereits 1896 hat C. A. Weber in Bremen in seiner Arbeit über die fossile Flora von Honerdingen die Feststellung des Mengenverhältnisses durch Zählung der Pollenkörner angewendet und in Schweden wurde 1902 durch Lagerheim diese Methode eingeführt.

Dem Schweden Lennart v. Post gebührt freilich das Verdienst, 1916 diese Methode weiter ausgebildet und in ihrer vollen Bedeutung für die postglaziale Floren- und Klimageschichte dargestellt zu haben. Als nach dem Kriege in Deutschland die wissenschaftliche Arbeit wieder einsetzte, erschienen in rascher Folge pollenanalytische Untersuchungen zahlreicher deutscher Moore. Wir nennen von den bedeutendsten Forschern auf diesem Arbeitsgebiete Bertsch (Württemberg), Firbas (Böhmen, Alpenländer), Gams und Nordhagen (Alpenvorland), P. Keller (Schweiz), H. Paul und S. Ruoff (Bayern), Rudolph (Böhmen), Peter Stark (Baden).

Es braucht wohl nicht gesagt zu werden, daß es sich bei den Arbeiten dieser Forscher nicht etwa nur um sorgfältige Anwendung der neuen Untersuchungsmethode auf die Moore eines bestimmten Gebietes handelt, sondern daß jeder bestrebt ist, neue Verbesserungen der Methode zu ersinnen und die Ergebnisse seiner Arbeit zu neuen Schlüssen und Folgerungen verwendet. Noch ein Jahrzehnt ungestörter Forschung in dieser Arbeitsrichtung und die postglaziale Geschichte der Vegetation Mitteleuropas wird auf Grund eines reichen Tatsachenmaterials wissenschaftlich einwandfrei dargestellt werden können. Wir haben festen Boden unter den Füßen, wo wir bisher auf Vermutungen und Hypothesen angewiesen waren.

Die Mütter reißen sich die Finger wund... Von Paul Zech

Im Haferfeld, bei Mohn und Rittersporn,
Ein Kind spielt still für sich die lange Zeit.
Die Mütter reißen sich am Bitterdorn
Die Finger wund. Sie haben jung gefreit.

Die Not hat die Gesichter welk gemacht.
An ihren Herzen lebt der Sommer weit vorbei.
Sie warten auf den kühlen Wind der Nacht,
Auf einen Stern in diesem grauen Einerlei.

Von Vogeltönen übersponnen gehn
Die Seufzer in das Blut zurück. Der Mann
Am Pflug ist wie ein Riese anzusehn.

Die Sommerfelder sind sein Hausaltar.
Er weiß nicht mehr, wie schwer der Erntebann
Die Frauen drückt... Sie tragen stumm ihr weißes Haar.



Der Gefangene. Gemälde von José Romero de Torres

hier von ihnen und mit ihnen schwärmte, um sich zuletzt mit dem schwerherzigen Seufzer in diesem Wortspiel zu verabschieden:

„Adieu, ma ville des grâces au bord de l'amour!"

„Die Stadt Graz am Ufer der Mur" klingt nüchterner. Und am Bahnhof warten nicht mehr die altländlichen Karossen so romantisch kraftvoll. Die Autos sind überall gleich. Denn sogar Rolls-royce gibt es hier. Was an Frauen darin sitzt, und was daraus weg aus- und in die Bars einsteigt, das ist überall die gleiche, sehr soignierte Katze. Dieser eine, einzige Typus überwellt alle Städte Europas. Von Paris bis Warschau und hinunter sogar gegen Rom zu und hinauf nach Kopenhagen und Leningrad. Und östlich soll sie bis weit über den Bosporus vorgedrungen sein: die soignierte Pelz-Lorgnonkatze. Etwas stärkere Backenknochen als bisher, kürzere Nase, kalte, abwartende Augen. Träges, feines Räkeln. Behutsames Beine-Zusammennehmen beim Aussteigen. Eingewickeltsein so, daß man an Auswickeln denken soll. Wer kann dafür, daß sie auch in Graz so aus den Autos steigt? Die



Maria Michaela, Baronin Offelen
Gemälde von Anton Jantl. 1758

Grazerin war immer Weltdame. Sie sagt sehr kurz ihr „ja" oder „nein", wenn sie nicht gar die Kunst kennt, es zu schauen, zu blitzen.

Sie muß immer schön gewesen sein. Da ich noch ein Kind war, konnte man das schauerliche Gottesplagenbild an der alten Domkirche (es stammt aus der Zeit, als Graz des heiligen Reiches Residenz unter dem Vater des letzten Ritters war) noch ganz deutlich und klar sehen. Man zählte die „zahllosen" Heuschrecken, welche die herrliche steirische Weinlandschaft verwüsteten und kahlfraßen. Man sah die Pestkranken in ihrem Bett die letzte Ölung empfangen, die Toten sodann mit Haken hervor- und durch die Stadt gezerrt, auf Schinderkarren geladen und in die große Grube gestürzt, neben der schon der Ätzkalkhaufen wartete, während die reinigenden Feuer ringsum brannten, in die man den Schwefel warf, den schon Homer den „fluchabwendenden" nennt.

Und in der Mitte, unter der Dreieinigkeit, welche drei blutrote Strahlen nach dreien Seiten auf die unselige Steiermark herniederschoß, das Gewimmel der Türken-





Ulrich v. Eggenberg und Maria Barbara v. Thanhausen
Vermählungsmedaille von Peter de Pomis. Um 1620. Wien, Hofmuseum



Emma Gräfin Wickenburg geb. Grimaud-d'Orsay
Gemälde von Anton Einsle. Original im Besitz des Grafen Alfred Wickenburg in Graz

not! Droben brannte es sogar in der Burg Göͤsting, von einer türkischen Pechkugel mit griechischem Feuer entzündet. Auch drunten schlug die qualmende Lohe aus den Fenstern der altgotischen Häuserreihen, durch welche die Gefangenen fortgetrieben wurden. Alle waren sie mit der vollen, gotischen Rücksichtslosigkeit gezeichnet und gemalt. Alle sind sie häßlich, die Türken, die Landsknechte, die Grazer. Bloß eine nackte Frau nicht. Die war schön.

So schön war sie, daß in meine reine Kinderseele stets ein kaltes Grauen schlich, wie man so was Heiliges so entblößen konnte. So schön war sie, daß ich nie recht hinzusehen wagte. So schön war sie, daß ich stets zu laufen begann, wenn ich vorbeimußte an dem Steige zum alten Mausoleum des Kaisers hinauf, der den Dreißigjährigen Krieg durchgekämpft hat. Aber vorbei mußte ich doch; — so schön war sie.

Aber die Türken haben sie weggeführt.

Wie hab' ich die Türken gehaßt! Wie habe ich sie zurückerobert über Jahrhunderte, diese schöne, schöne Frau, ohne zu bedenken, daß sie im Jahre tausendachthundertundsiebzig nicht mehr so schön sein konnte wie tausendvierhundertundfünfzig, im Jahre, als Konstantinopel fiel und dieser Stern von Graz vielleicht eben aufgegangen war, um,

auch Candida und lehnte sich schmal übern Tisch. Petron erhob sich ganz langsam. Eckig nach den Winkeln deutete er und flüsterte: „Überall leben sie. Überall sind sie lebendig.“ Nach den Winkeln deutete er und flüsterte: „Da. Da. Da. Da. Sie schauen uns über die Schultern. Allen Atmenden schauen sie über die Schultern unsichtbar.“ Wir verstummten. Und wieder drunten eine Bratsche, eine Geige, ein Dudelsack.

*

Wie es dann kam, weiß ich nicht mehr genau. Ich erinnere mich nur, daß plötzlich ein Geräusch zu hören war, ein beharrliches Scharren im Haus irgendwo, wie wenn einer mit dem Fingernagel an Holz kratzt. Das war sehr leise, das war kaum zu vernehmen, und ich bin doch überzeugt, daß jeder von uns neun Menschen es hörte. Jeder — obgleich drunten weiter der Tanz getrappt ward und Stimmengewirr und Musik zu uns hoch quoll. Jeder für sich, denn seltsamerweise kam über uns alle ein Drang, daß wir, grundlos, triebhaft, dieses leichte Scharren nicht wahr haben wollten, daß wir es voreinander und vor uns selber verleugneten, daß wir zu trinken, daß wir zu reden, zu plaudern, zu plappern begannen, dieses leichte Scharren zu übertönen. Es kam nicht von drunten her. Es kam nicht aus einem der verlassenen Nebenzimmer. Von oben vom Dachboden, dachte ich. Ratten, dachte ich. Nichts, es ist nichts, es sind nur Ratten. Aber dann verlor ich auch das aus meinem Bewußtsein, denn da war mit einemmal drunten Geschrei und Jubel, aus unserm Trinken und Reden stieg die Stimme des Popen hoch, der mit wehenden Nachtflügeln orgelte: „Jetzt! Jetzt haben sie den Hammel gebraten! Jetzt haben sie den Hammel zerteilt! Jetzt verstecken sie das Herz des Hammels im Haus!“ Rakic schrie: „Das Herz ja ja ja, das rote Herz, Messieurs — Dames, das blutige Herz! Das ist das Georgsfest auf Ceratosa, Mylord. Wer das Herz findet, bekommt siebenhundertsiebenundsiebenzig Küsse!“

Da polterten sie schon die Treppe hoch. Lilalilaah! Einbrach von links her, raste an uns vorüber ein Weib, eine Bauerndirne, rotgesichtig, halb umgewandt, auf der Flucht, mit Gekreisch und Gelächter, raste vorüber, fiel rechtshin durch eine aufgerissene Tapetentür in das Dunkel des Nebenraums. In dem Nebenraum, in den Nebenräumen tappte, kreischte es jetzt. In die Nebenräume allenthalben waren sie eingefallen. Was grunzte? Wie ein Rudel Eber brach's durch die Mitteltür und stolperte an uns vorbei: Bursche, Männer, Entfachte, allen voran der Maschinist, der Athlet, ohne Rock und klaffend das Hemd auf der Brust. Da war's schon vertrappt. Ich weiß nicht, was uns neun auf den Sesseln hielt. Wir saßen um die flatternden Kerzenflammen, Wachsgesichter hatten wir und saßen auf dem Eiland des Schweigens. Lilalilaah! Mörtel raschelte von den Wänden, und nebenan flatterte das Gekreisch. Ein Schrei noch — dann war nur mehr Jubel. Links hinter Candida im Mauerwinkel ein großes Bild bewegte sich und war eine Tür. Da kamen sie, da schritten sie lachhaft feierlich durch den Saal: jene Bauerndirne voran; auf flachen Händen, auf nackten Händen, edel schreitend mit einemmal, trug sie einen Klumpen rohen Fleisches langsam gegen die Treppentür und verschwand. Hinter ihr der Athlet. Hinter ihm ein Dicker mit blinkenden Schweineaugen und einem greinenden Kindergesicht. Der Pope beugte sich zu Speranza und flüsterte: „Das ist der Kapaun, hahaha.“ Ihr Gesicht war aus Wachs und bewegte sich nicht. Hinter jenem Dicken — alle verschwanden sie im Zug durch die Treppentür — hinter jenem Dicken gingen die drei Musikanten: eine Bratsche, eine Geige, ein Dudelsack. Und hinter ihnen erst, bäuerlich gedrängt, kam der Troß der Tänzer und tänzelte. Unter ihnen waren zwei, denen fehlten die Beine, und zwei, denen fehlten die Arme, und zwei waren blind. Rakic beugte sich zum Fürsten und flüsterte: „Unsere Helden! Der Krieg!“ Der Deutsche fragte: „Zu Ende?“ Der Troß war vorüber. Aber da er vorüber war und schon dunkel trappend über die Treppe hinabstieg, kamen noch zwei: ein sehr junger Mensch und ein sehr junges Mädchen, ein Kind fast. Die beiden sahen uns nicht. Die beiden kamen durch die Tapetentür, die beiden hielten einander umschlungen, die beiden blickten einander in die zart erröteten Gesichter und gingen kleinschrittig nach der Treppe hinüber. Da verlosch's. „Zu Ende?“ fragte Candida leise. Der Deutsche flüsterte nur: „Interessant, interessant!“ Alle flüsterten wir, alle waren wir flüsternd erregt und lebendig. Petron erhob sich und machte eine weite Bewegung gegen die Treppe hin. Dann sagte er sehr langsam: „Wer — hält — die — für — lebendig?“ Marcelli schaute ihm auf den Mund. Der Fürst lachte leicht.

Petron beugte sich zu uns allen, er hob den Finger und sagte stimmlos: „Das waren sie! Haben Sie den Verliebten nachgeblickt, den beiden letzten im Zug? Haben Sie ihre Rücken gesehen? Oh, Sie haben nicht hingeschaut. Nur ihre Gesichter waren rosig.

Aber die Rücken!" Er flüsterte: „Vermodert! Die Kleider waren vermodert! Als hätten sie im Grab gelegen lange Zeit. Als wären sie nur aufgestanden, um hier durch das Zimmer zu gehen. Und schon wieder fort, weg, verlöscht!" Er hauchte: „Das waren sie! Das waren die, die nicht sterben! Das waren die Toten von Lianora!"

Rakic brach in ein überstürztes Gelächter aus. Wir anderen schwiegen. Rakic kreischte ganz unvermittelt: „Aber wir! Wir! Wir leben!" Der Mauerkalk raschelte. Petron setzte sich erblaßt und sagte leise: „Wer weiß das? Wissen Sie das so genau, mein Herr?" — Der Balkan schrie: „Blödsinn!" Petron ward noch blasser und sagte fast nur mehr zu sich selbst: „Wer weiß das?" Mit einemmal lachten wir alle. Nur der Professor sagte ohne Laut zu sich selber — nur von den Lippen las ich es ihm: „Nicht verrückt werden jetzt. Nur nicht verrückt werden jetzt." Und laut: „Interessant." Der Pope wachte auf und erhob sich und schenkte uns Wein in die Gläser. „Zu trinken," sagte er, „zu trinken! Und machen Sie mir meine Schäflein nicht irr, Herr Statthaltereirat! Wir leben! Ich muß das wissen, das ist mein Handwerk. Und wenn Sie horchen wollen — drunten verlassen Ihre Gespenster schon das Lokal!" Wirklich konnte man hören, wie drunten das Getrapp mit den Musikanten durch den Flur und das Tor sich ins Freie hinauszog. Seine Schattenarme schwenkte der Pope und orgelte: „Lilalilaah!" Aber es wollte keine rechte Lustigkeit hochkommen, und mit einemmal war in dem stilleren Haus nun auch wieder das Scharren da, leise, unentrinnbar, von irgendwoher. Alle hörten wir es und verstummten. Candida hob das Gesicht und sagte mit einer Stimme, in der heimlich das Weinen schwang: „Und — das — da —?" Der Pope schenkte uns Wein in die Gläser und sagte: „Nichts! Der Didó, der alte Didó in der Kammer droben. Er liegt auf dem letzten Stroh, ja. Er scharrt. Mit den Nägeln kratzt er — so — den Kalk von der Wand. Ich sollte hinaufgehn. Ich gehe später noch einmal hinauf!" Er schenkte uns Wein in die Gläser und sagte: „Zu trinken!" Aber es wollte keine rechte Lustigkeit hochkommen.

Rakic trat an ein Fenster und wies durch die Scheiben hinaus. „Dort gehen sie," sagte er. Wir traten alle zu ihm und stießen die Laden auf. Hinter uns im Zugwind lagen angstvoll die Flammen der Kerzen schräg, und auf der Tapisserie die verschollenen Reiter ritten und ritten. Die Laden stießen wir auf und neigten uns hinaus in die Nacht. Drüben, quer durch die Ruinenstadt, zwischen eingesunkenem Mauerwerk, über Schutt, über Gräben irrlichterten sich entfernende Fackeln. Dort zogen die Tänzer ab. Und ferner schon, verhallend schon über das mondirr schweigende Wasser und die ginsterversponnene Mulde her — eine Bratsche, eine Geige, ein Dudelsack.

*

Ja. Das war also sehr stimmungsvoll. Wäre ich nicht selbst so windelweich gewesen, ich hätte ihnen allen die Portefeuilles aus den Taschen ziehen können, ohne daß auch nur einer etwas gemerkt hätte. Aber erstens befasse ich mich grundsätzlich nicht mit derlei Scherzen für kleine Leute, und zweitens hätte sich das Experiment außer bei Marcelli, der aus naheliegenden Gründen nicht in Betracht kam, eigentlich nur beim Fürsten gelohnt, und der trug die Brieftasche vorn an der Brust und hatte den Rock geschlossen. Der Deutsche? Lehrt mich Deutsche kennen! Er trug die größeren Noten vermutlich in einem gehäkelten Wollsäckchen um den Hals. Speranza hatte kein Portemonnaie. Die Fürstin, das wußte ich seit Tagen, hatte stets nur kleines Geld in dem ihren. Und offenherzig ragte das Portefeuille nur jenem abgedankten Staatsbeamten Petron aus der hinteren Hosentasche, da er sich mit den andern aus dem geöffneten Fenster lehnte. Er hatte darinnen ein Notizbuch, einen sehr praktisch zusammenfaltbaren Kalender des vergangenen Jahres, ein fettiges Papier mit Stempeln und Maschinenschrift in einem barbarischen Idiom, dann drei höchst bescheidene Geldnoten und schließlich, mit besonderer Sorgfalt verwahrt, vierzehn Zettelchen mit Bildern und Nummern, Sparzettel, wie sie in manchen Zigarettenpackungen liegen: hat man ihrer hundert erwirtschaftet, so erhält man eine Schachtel umsonst. Ja. Blieb der Pope. Er hatte sein Geld in einem Beutel mit Schnupftabak, dessen Verschluß sehr sinnig mit seinem Hosenriemen verbündet war: man konnte den Beutel nicht öffnen, ohne daß — Signal! — dem dicken Mann zugleich die Hose vom Leib fiel. So standen sie dort, aus den Fenstern hinaus in die Nacht gebeugt, und schauten den Fackeln nach, und ich, ich, Lord Chesterton, stand hinter ihnen. Nein, ich befasse mich prinzipiell nicht mit Brieftaschen.

Aber eine Erleichterung war es mir immerhin, als Marcelli den Bann brach, das Schweigen brach, als er sich wandte und sagte: „Meine Herren! Meine Damen und Herren! In Anbetracht, daß heute hier so ziemlich jeder schon eine Rede gehalten hat, werde ich auch reden. Wie mir der Mund



Antonie, Gräfin Attems-Heiligenkreuz, geb. Gräfin Chorinsky, Gemahlin des Landeshauptmannes von Steiermark Ignaz Graf Attems-Heiligenkreuz. Miniatur auf Elfenbein im Besitz des Grafen Edmund Attems

in entlegene Trödlerläden suchen gehen nach Kostbarkeiten. Kostbarkeiten, die nur sie zu entdecken vermögen.

Es gibt hier noch jene unsagbar adligen Augen, die, wegsehend, um ihrer Einsamkeit willen ins Dunkle fragen.

Etwas mehr Aristokratisches kenne ich nicht. Etwas mehr Mißbrauchtes kenne ich nicht.

Für die eigenartige, jetzt schon, wegen der gesperrten Grenzen, verlöschende Süd-, die Ostblutmischung dieser Stadt gibt es dort kaum Kenner.

Auch nicht für ihre Fixigkeit im Durchschauen.

Früher war Graz die zweite Jugend der Pensionisten und das Lebensgrab aller entthronten Fürsten oder Prätendenten.

Der schon erwähnte Ludwig Bonaparte, Don Alfonso und Don Carlos von Spanien, Wilhelm zu Württemberg und Teck, der bulgarische Battenberger, sie griffen (außer dem ersten, so alt bin ich nicht) noch persönlich in meine Jugenderinnerungen; aber sie alle hätte ich vergessen, wenn nicht jene Frauen aus der großen Welt mit ihnen gekommen wären, zusamt der sie sieghaft ironisch nachlachen können, wenn unsereins vorbeigeht. Allein sind sie . . .

Die Studenten von Graz, die entdecken sowas nicht oft; sie kommen aus Köflach, Hengsberg und Mixnitz, Knittelfeld und Radkersburg und bedürfen einer handfesten Liebe. Das Huschende, Halbdämmerige, Ferne, Aparte, das lernen erst ihre Besten in späteren Semestern entdecken. Und bis dahin —

Aber ich will auch nur dieses sagen, daß solch ein Mädchen in Wien binnen kurzem entdeckt, glänzend angezogen, glänzend verdorben und schallend laut geworden wäre. Im kleinern Graz ist genügend kräftigerer Auftrieb, und so bleibt das stille Feine wenig entdeckt. Dazu flattert die reizende Wiener Rassenmischung mit dem dort reichlicher flatternden Papierschilling.

Graz ist arm. Kann mit Geld nicht viel verderben . . .

Auch der Zuzug war und ist noch anders. In Wien herrscht und siegt der blonde Jeritza-Apfel. Wiens Paradies ist von Brünn her reicher beschickt, als vom Land, wo die Zitronen blühn und das karge Maisbrot den Teint der Menschen kaviargrau macht. Ein himmlisch Ding, wenn eine perlenzarte Frauenhaut dies Ambra hat, unter dem das Erröten kaum huschend einhergeht.

Es sollten ferne, feine Männer nach Graz kommen, wie Aristokraten



Gräfin Anna von Meran, geb. Plochl, Postmeisterstochter aus Aussee, Gemahlin Erzherzog Johanns von Steiermark. Nach einer zeitgenössischen Miniatur aus dem Besitz des Grafen Johann von Meran † in Graz

Alte und neue Ziele

Von Prof. Dr. Paul Schultze-Naumburg

Außer einer ganz kurzen Zeit an der Kunstakademie in Weimar habe ich nie ein Lehramt innegehabt, und trotzdem war mein ganzes Leben erfüllt von einem lebhaften Drange, der Umwelt die eigenen Ideen aufzuprägen. Dies geschieht beim bildenden Künstler am nachdrücklichsten durch das eigene Schaffen und das so entstehende Vorbild. Ein Menschenleben bewegt sich aber in zu engen zeitlichen und räumlichen Grenzen, um überall und auf allen den Gebieten, die der einzelne gedanklich umfassen kann, auch ein wirkliches Eigenschaffen zuzulassen.

Von dieser Anteilnahme an einem weitgespannten Kreise von Erscheinungen, die für mich meist mit künstlerischen Betrachtungen anfing, um letzten Endes damit zu endigen, daß ich sie in allgemein menschliche Zusammenhänge zu bringen versuchte, möchte ich einiges erzählen.

Die Erinnerungen meiner frühesten Kindheit sind schon verknüpft, ja gefüllt mit der Anschauung und Beschäftigung mit künstlerischen Dingen. Mein Vater war Maler und besaß eine schöne Bibliothek (die mit mancherlei Kostbarkeiten den Kern zu meiner heutigen Bücherei bildet), allerlei Kopien alter Meister und viele Zeichnungen, Stiche und Radierungen.

Es war das Glück meiner Jugend, über diesen Schätzen zu sitzen, und sicherlich bildeten sie die Grundlage zu meinen Vorstellungen vom Menschen und von einer schönen Welt, die irgendwie zu verwirklichen und in die Gegenwart zu stellen mein ganzes Leben mit ein unbezähmbarer Drang war. In den Werken wie Menzels Friedrich der Große, Kaulbachs Reineke Fuchs, den Richtermappen und vor allem auf den Holzschnitten von Alfred Rethel kannte ich jeden Strich auswendig, so daß sie mich durchs ganze Leben begleiteten. Unter den Nachbildungen herrschte dem Zuge der Zeit entsprechend, zu der mein Vater gesammelt hatte, die Hochrenaissance vor. Aber meine ganze Liebe bildete die kleine Ecke der italienischen Frührenaissance, die unvollständig genug war und in einzelnen Mantegnas gipfelte. Der Name Mantegna hat daher von jeher für mich eine Art Zauberwelt bedeutet, und ich denke daran, welches Gefühl der Erhörung mich erfüllte, als ich als junger Mensch zum ersten Male in der Eremitani in Padua stand und Mantegna für mich Wirklichkeit wurde.

Aber nicht Bilder allein nährten meine Vorstellungen, sondern auch in der Natur selber und an der vom Menschen gestalteten Natur mit ihren Städten, Dörfern und Bauwerken hatte ich genug Gelegenheit zu lesen. Ich wuchs in einem großen Garten auf, den meine Eltern auf dem Lande besaßen. Eine innige Verbundenheit mit der Natur, die mich bis heute nicht verlassen hat und die mich dann auch bewegte, meinen Hauptwohnsitz ganz auf das Land zu legen, fand hier früh Nahrung. So sehr ich die reichen Anregungen, wie sie unsere großen Städte bergen, zu schätzen weiß, und so gern ich mich zeitweilig in ihnen bewege, so unentrinnbar faßt mich doch nach einer Zeit des Verweilens das Gefühl, zwischen den Steinwänden ersticken zu müssen, das sich bis zum quälenden Schmerz steigern kann, während ich der umgebenden Natur meines Wohnsitzes noch nie einen Augenblick müde geworden bin. Auch ist in der geborgenen Stille eines solchen Ortes meine eigene Arbeit weit fruchtbarer als in der Stadt, in der man sich vor unausgesetzten Störungen nur durch Abschließungsmaßregeln schützen könnte, die den Anschein des Schrulligen erwecken müssen.

In einer mir von Kindheit an vertrauten und unentstellten Natur fand ich nun überall den Niederschlag der menschlichen Bautätigkeit aus einer Zeit, die es an der Hand einer reinen und klaren handwerklichen Überlieferung noch verstanden hatte, in edlen und charakteristischen Formen zu sprechen. Das Land um uns herum war angefüllt mit Burgen, Schlössern, Landhäusern, Gartenhäuschen und Dorfbauten, die alle meine Phantasie aufs äußerste anregten. Ich entsinne mich, wie ich als Knabe eines Tages ein Fernrohr geschenkt bekam, das ich auf dem höchsten Punkt unseres an einem Berghang gelegenen Gartens aufstellte und von dort aus planmäßig das ganze weite Gesichtsfeld der umgebenden Höhenzüge auf ihre Bauten und ihre Beziehung zur umgebenden Landschaft zu untersuchen begann, womit ich fast einen ganzen Sommer verbrachte, und wobei mir das Geheimnis aufging, wie ein Bau mit der Erde verwurzelt sein kann und weshalb manche und fast alle neuzeitlichen Häuser nur wie abgestellt und stehengelassen aussehen.

Alle diese Gedanken und Vorstellungen begleiteten mich im Unbewußten, als ich dann nach Karlsruhe geschickt wurde, um dort zu studieren. Mein Vater hatte, glaube ich, seit meiner Geburt bestimmt, ich hätte Maler zu werden, und obgleich ich verschiedene Male nach anderen Richtungen auszubrechen versuchte, fand ich mich doch ganz in dem Gedanken, als Maler das natürliche Berufsverhältnis zu den Dingen zu finden, die mich innerlich erfüllten: der schöne und frei entwickelte Menschenleib

und die ihm gemäße und würdige Umwelt. Mein Lebensweg führte mich weit herum, von der Malerei zum Kunstgewerbe und zur Architektur, in der ich früh genug die meiner Begabung gemäßeste Form erkannte. Aber wenn ich auch im Bauen meine mich am stärksten befriedigende eigene Tätigkeit fand, so blieben immer noch genug nähere und fernere Randgebiete, die mich mächtig anzogen. Um das allgemeine Zielbild in vollem Umfang in anschauliche Form zu bringen, blieb kein anderer Weg übrig, als neben der eigenen Tat auch schriftliche Untersuchungen anzustellen, denen ich als ein mir gemäßes Mittel das Bild hinzufügte. Diese heute allzu selbstverständliche Ergänzung durch das Bild war es damals zum Ausgang des vergangenen Jahrhunderts noch durchaus nicht. Die uns heute allgemein geläufigen Techniken der Druckwiedergabe waren zwar in ihren Grundzügen schon fast alle vorhanden, aber ihre Möglichkeiten waren nicht ausgenutzt. Mich verfolgte damals schon immer die Idee, daß sich die dunklen Irrwege, auf die sich im besonderen die Architektur und das Kunstgewerbe verlaufen hatten, am erfolgreichsten erhellen ließen, wenn man eine gute und eine schlechte Lösung der gleichen Aufgabe im Bilde nebeneinander stellte und so eine Unmittelbarkeit des Vergleiches ermöglichte, die den meisten ungewohnt war. Ich versuchte also solche Beispiele nebeneinander zeichnerisch darzustellen, wurde aber bald inne, daß dies nie zum Ziele führen könnte. Denn bei dem Umweg über die Vorstellung des Zeichnenden floß unbewußt soviel Eigenes in die Darstellung mit hinein, daß sich Beispiel und Gegenbeispiel zu stark näherten. Wollte ich den Beschauer überzeugen, so mußte ich ihn vor die Wirklichkeit selbst führen; war das aber aus äußeren Gründen nicht möglich, so mußte ich ihn wenigstens vor ein erbarmungsloses Abbild der Natur als Ersatz führen. Ein solches besteht nur im Lichtbild, bei dem für die Netzhaut die photographische Platte untergeschoben wird, die dann ihrerseits der Netzhaut gegenüber Stelle der Natur vertritt. Ich hatte zwar noch nie in meinem Leben photographiert, und die Liebhaberphotographie stand damals noch in ihren Kinderschuhen. Aber ich kaufte mir rasch entschlossen einen kleinen Kodak, mit dem ich bald leidliche Aufnahmen machen lernte, die ich dann vergrößern ließ, um sie als Vorlagen für die Abbildungen zunächst von einzelnen Aufsätzen zu verwenden. Diese wuchsen sich bald zu kleineren und dann zu größeren Büchern aus, in denen ich nach einer mehr und mehr ausgebauten besonderen Methode für meine Vorstellungen von gesunder und ungesunder Gestaltung Verständnis zu erwecken versuchte. Gegenstand dieser Untersuchungen waren nicht allein der Hausbau in allen seinen Äußerungen, sondern auch die Einrichtungen unserer Häuser, ihre Gärten, nähere und weitere Umgebung und endlich die Landschaft selbst, soweit sie eine Umgestaltung durch die Menschenhand erfuhr. Ein eigenes Buch war dem Menschenleib gewidmet, und zwar im besonderen dem weiblichen, der damals in einer dem jüngeren Geschlecht von heute wahrscheinlich gar nicht mehr bewußten Weise durch eine Kleidung entstellt wurde, die in dem Marterinstrument Korsett ihr Zeichen erblickte. Die theoretischen Grundlagen einer Kleidung, die sich auf dem Körper aufbaute, wie die Natur ihn will, wurden in jener Arbeit eindeutig gefordert und klargestellt, was mir eine wahre Flut von Beschimpfungen der unsaubersten Art eintrug. Heute, seitdem nun diese Forderungen in der Frauentracht längst allgemein erfüllt sind, hat man mir scheinbar verziehen, mein Buch aber wohl gründlich vergessen, das ja nun auch in der Tat seinen Zweck erreicht hat.

All diese Bestrebungen gründeten sich auf den Gedanken, daß es möglich sei, den Menschen in seiner Art der Stellungnahme gegenüber der Welt, wie sie durch die Empfindungen schön oder häßlich und gut oder schlecht gekennzeichnet werden, durch erzieherische Maßnahmen entscheidend zu beeinflussen und, wenn nötig, seine Gefühle durch Erkennen des Richtigen grade zu biegen.

Wenn ich meine innere Entwicklung, die ich seit meinen Anfängen bis heute durchgemacht habe, kurz kennzeichnen soll, so geschieht dies durch nichts besser, als wenn ich bekenne: der Glaube, von dem ich ausging, daß nämlich die Erziehung alles sei und nur die ungeeignete Umwelt Schuld daran trüge, wenn es um uns herum nicht ganz so aussähe, wie es wohl wünschenswert wäre, ist in mir allmählich der Erkenntnis gewichen, daß den Erziehungsmöglichkeiten recht enge Grenzen gezogen sind und daß den Ausschlag stets die ererbten angeborenen Eigenschaften geben.

Es klingt vielleicht verwunderlich, dies Bekenntnis aus dem Munde eines Mannes zu hören, dessen Lebenswerk bisher gerade auf dem Gedankengang aufgebaut war, daß man den Zusammenhang der Dinge nur einmal recht klarmachen müßte, das Verständnis werde dann eigentlich ganz von allein folgen, und der mit dieser Methode wohl auch einige Erfolge aufzuweisen hat.

Der Trugschluß dieser Rechnung beruht auf einer Einstellung, die dem ganzen 19. Jahrhundert eigentümlich war und auf der auch die verschiedenen staatswissenschaftlichen Theorien fußen, die dies Jahrhundert schuf; eine Einstellung, die man wohl kurzerhand als die Umweltstheorie bezeichnet. Man hielt den Menschen für eine Art von weichem, biegsamem Wachs, und Eltern, Lehrer und Umgebung kneteten daraus den späteren Menschen, den guten und den bösen.

Das führte zu Irrtümern, die sich schwer gerächt haben. Die körperlichen und geistigen Eigenschaften eines Menschen werden ihm

in die Wiege mitgegeben und die Erbanlagen entscheiden vor allem anderen darüber, was für Blüten das einzelne Menschenleben treiben kann und welche nicht.

Selbstverständlich darf man nun nicht in den entgegengesetzten Irrtum verfallen und glauben, daß es gleichgültig sei, in welcher Umgebung ein Mensch aufwüchse. Nichts erhellt diese Betrachtung mehr, als wenn man den Menschen mit dem Saatkorn der Pflanze vergleicht. Es ist natürlich nicht gleichgültig, ob das in einen fruchtbaren Mutterboden kommt, täglich begossen wird und ob die Sonne die Keime bescheint, oder ob es auf einen steinigen, trockenen Hang geworfen wird, wo es kaum Wurzel fassen kann. Im ersten Falle kann sich die reichtragende Ähre entwickeln, und im andern ist ein Kümmerling der Erfolg, wenn der Keim nicht ganz eingeht. Das ist eine Binsenwahrheit, die kaum besonders dargestellt zu werden brauchte. Ein anderes ist es, woraus wir für den Menschen an diesem Beispiel lernen können: daß das Besondere der Art stets durch die Erbanlage festgelegt ist und auch bei besten Umweltsbedingungen Weizen doch stets Weizen und Hafer stets Hafer gibt. Aber genau so, wie die Eigenschaften der Pflanze durch die Art genau festgelegt sind, so beim Menschen, dessen Eigenschaften sich nur aus der Erbmasse seiner Vorfahren zusammensetzen können. Diese mit ins Leben gebrachten Eigenschaften sind das Grundlegende, ihre Ausbildung innerhalb unserer Kulturwelt ist die Aufgabe der Erziehung. Mag z. B. jemand die schönste Begabung für Sprachen mit auf die Welt bringen: wenn man ihm nicht Gelegenheit gibt, Französisch zu lernen, wird er diese Sprache nie sprechen lernen. Wenn er aber gar keine Begabung für fremde Sprachen hat, so wird er sie auch nicht lernen, mag man ihm noch soviel Gelegenheit dazu bieten. Dieses etwas derbe Beispiel soll den Leser nur in die richtige Einstellung führen. Die Eigenschaften eines Menschen setzen sich ja nicht allein aus solchen Begabungen und Nichtbegabungen zusammen, sondern seine sämtlichen körperlichen und geistigen Eigenschaften beruhen auf der Erbmasse seiner Vorfahren. Die Leistungen eines Menschen hängen dann davon ab, wie sich günstige oder ungünstige Eigenschaften zusammenfinden, wie sie sich glücklich ergänzen und steigern oder wie sie sich zum Unglück vereinigen. Und da man die Menschen auf ihre wesentlichen Unterschiede hin in Rassen mit den für diese charakteristischen Eigenschaften und diese Rassen wieder in Stämme zu scheiden vermag: innerhalb dieser Gruppen die Menschen sich wieder deutlich in höherbegabte und minderbegabte trennen, die je nach ihren Fähigkeiten über lang oder kurz zur Oberschicht aufsteigen oder sinken, so gewinnt man bei solchen Betrachtungen ein ganz anderes Bild von den Möglichkeiten, aber auch den Beschränkungen, die erzieherischen Maßnahmen gesetzt sind.

Das vorige Jahrhundert stand im Zeichen des Lamarckismus, der bekanntlich die Vererbung erworbener Eigenschaften lehrte Seitdem die Vererbungswissenschaft diesen Glauben längst als einen Aberglauben erkannt hat, der sich nirgends auch nur im mindesten auf eine Erfahrung zu stützen vermag, wir dagegen täglich das Gegenteil, nämlich die Macht der Erbeigenschaften beobachten können, müssen sich auch alle erzieherischen Maßnahmen dieser unerbittlichen Erkenntnis anpassen. Das soll natürlich nicht heißen, daß man die Erziehung aufgeben soll. Man soll nur ihre Grenzen erkennen und nichts Unmögliches darüber hinaus von ihr erwarten. Der neuen Wissenschaft der Erbgesundheitslehre fallen dagegen die großen Aufgaben der Zukunft zu, auch wenn sie nicht mit Erfolgen rechnen kann, die sich in kurzen Zeiträumen einstellen, sondern ihre Blüten naturgemäß erst in Generationen aufgehen können.

Das sind die Gedanken gewesen, die mich seit dem Kriege unablässig bewegten und die in meinem letzten Buche „Kunst und Rasse“ ihren Ausdruck fanden. Dieses Buch ist in einem viel stärkeren Maße ein Bekenntnisbuch geworden, als mir anfangs selbst klar war. Der Grundgedanke, daß ein jeder Mensch nach seinem eigenen Bilde schaffen muß, wie es Gott bei Adam tat, ist weitergesponnen und ausgedehnt auf alle menschliche Gestaltung. Und da ein jeder Mensch das Ergebnis der in ihm wirkenden Rasse oder auch Rassen ist, läßt sich der innere Zusammenhang zwischen Kunst und Rasse nicht gut trennen. Das mindert nicht den Wert der Überlieferung in der Kunst und im Handwerk, nur ist Überlieferung nicht einem Gegenstand vergleichbar, der einfach weiter vererbt wird, sondern eine geistige Erbschaft, die stets neu von jedem einzelnen wiedergeboren werden muß und als solche auch eine Art Zeugung. Mit anderen Worten: auch die Kunstüberlieferung wird deutlich zeigen, welche Art von Menschen sie übernommen hat, ja die Art wird in gewissem Sinne sogar entscheidender sein als die Überlieferung selbst.

Wie der Peter den Almstier suchte

Eine Erzählung aus den oberösterreichischen Bergen

Von Hermann Hango

Hoch oben im wunderbaren Kalkgebirge unseres Oberlandes liegt nahe an den letzten Gletschern der riesigen, weither von Abend streichenden Alpenkette die kleine Bärensee-Alm.

Wenige Wochen, ja oft nur wenige Tage, kann sich das zur Weide hinaufgetriebene Vieh des Almbesitzers der dort besonders würzigen und nahrhaften Almkräuter erfreuen; fast jedes Jahr wird es Hochsommer, bis der Boden grünt, und bald wieder scheuchen eisige Schauer die Herde mit ihrer Hirtin hinab zur tiefer gelegenen Mitteralm. Trotzdem und ob auch das Hüttlein nur klein und nur aus grauen, unbehauenen Almsteinen kunstlos errichtet ist und der Wind bei bösem Wetter durch alle Lücken zieht, gehen doch auch die Sennerinnen gerne hinauf. Im Bergvolke selbst, nicht nur in den nach Licht und Luft schnappenden Bergsteigern der übervölkerten Städte, wohnt eine starke Vorliebe für die freien Höhen der Berge und für eine schöne, als göttlich gefühlte Weitschau; „bei der Höh' ist's immer am schönsten", das kannst du oft vernehmen, wenn du unter diesem freundlichen, treuherzigen Völkchen wohnst.

Heuer war des Höllbauern Tochter, die Höllbauernmirz, zu Berg gefahren.

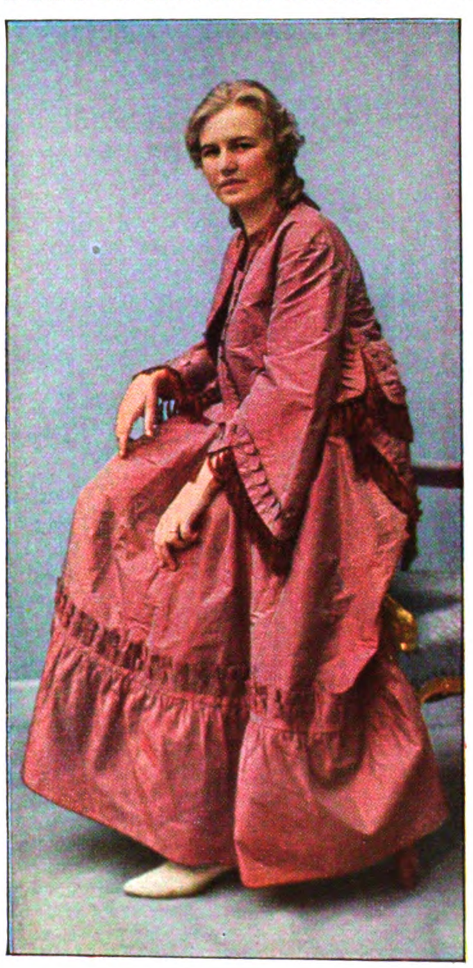
Sie war ein etwa 20jähriges, schlankes Mädchen mit schmalem Gesichte und schönen, schwarzen, um das aufrechte Köpfchen gelegten Zöpfen. Im Tale gab sie sich etwas herrisch, ihre brombeerschwarzen Augen blickten mehr fragend: „Was willst du?", als etwa lächelnd und lockend; aber die Wirtschaft verstand sie, sah in alles scharf und genau und trug allwöchentlich am Sonnabend früh trotz ihrem feinen Nacken den schweren Butterkübel, ohne zu wanken, eine steile Felsstelle, die den Almweg abkürzte, hinunter bis zur Rast bei der größten obersten Wetterfichte, wohin ihr die Hausdirn' oder wer eben Zeit hatte, die Kost für die nächste Woche entgegentrug und wo beide dann ihre Lasten vertauschten. Ja, fix war die Mirz und Schneid hatte sie. Die Kurzweil aber, die andere Sennerinnen dann wenigstens in der Samstagsnacht und des Sonntags hatten: Burschen- und Mädchenbesuch, Musik und Tanz, gab es auf der einsamen Bärensee-Alpe nicht. Hätte die Mirz einen Schatz gehabt, oder wäre sie nur überhaupt entgegenkommender gewesen, so hätte auch sie ihren Besuch gefunden. Aber in solche Höhen fliegen Bienen und Burschen nur, wenn sie des Honigs gewiß sind.

Im Tal, in den Wiesen am grünen Bergstrom, war heute eifrigste Heumahd. Das launische Bergwetter hatte wieder einmal durch längere Zeit, recht boshaft, wie die Menschlein es meinen, das alte Sprüchlein gelehrt: „Gut Ding braucht lange Weil'." Zuerst hatte das viele Regenwetter die klugen Bäuerlein erfreut: „Gut für's Wachs'n!" als aber nun das Gras auswuchs und grob wurde, hieß es: „Sonn' brauchert's." Als dann diese endlich einmal nach einem ganz regnerischen Morgen siegte, der Nachmittag sich tiefblau entwölkte und des Abends im Westen ein schöner, grüner Schein vom Tage zurückblieb, hoffte und rüstete alles auf ein schönes Morgen. Als es nun tagte, blitzten schon die Sensen durchs Gras. Es war Samstag, der Mirz entgegen hatte man frühmorgens das Lenerl, ein Patenkind der Bäuerin, gesandt, da die Hausdirn' wegen dienstlicher Meinungsverschiedenheiten etwas plötzlich das Haus verlassen hatte und nun Bauer, Bäuerin und der Knecht das Heuen schaffen mußten.

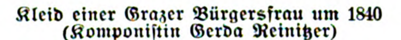
Schon wuchs der Tag, die Sonne lag mit hellstem Schein und heißer Glut über Berg und Tal; die Männer mähten, die Bäuerin streute das Gras mit der Heugabel auseinander; selten schritt der fleißige Bauer zum Mostkrug, der im Grase stand; allen war die Arbeit, die ganz vom Wetter abhing, dringend und eilig.

Plötzlich stapfelte über die Brücke hinter den Wiesen das Lenerl her, sie lief beinahe, obwohl sie trotz ihrer Jugend stolz das schwere Almerzeugnis der Woche trug. Voll Eifer kam sie her, die Post, die ihr die Mirz aufgetragen, sah man ihr schon von den Lippen fallen. Sie lief jetzt das schmale Wiesenweglein her zum Bauern, der im Heuen einhielt, sich den Schweiß unter der Hutkrempe abwischte und rasch auch über den dicken, grauen Schnauz fuhr, der ihm über den Mund hing.

„Die Mirz laßt schön grüaß'n, der Monl ist ihr verlor'n 'gang'n; gestern hat sie ihn schon den ganz'n Nachmittag g'sucht und heut auch seit früh. Ober er nicht heruntergang'n ist?"







Kleid einer Grazer Bürgersfrau um 1840 (Komponistin Gerda Reinitzer)

Kostüm einer steirischen Hammerfrau (Gräfin May Stürgkh)

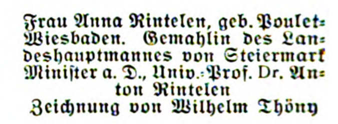
der strengen Hochrenaissance mit der bronzenen Brunnenlaube, die 1590 von Max Wening und dem Regensburger Stückgießer Thomas Auer um 860 Gulden gegossen wurde, gehört zu den schönsten Hoflösungen auf deutschem Boden.

Graz war nicht nur eine Stadt der Musik, des Theaters, der bildenden Kunst, der hohen Politik, sondern auch der Gelehrsamkeit. In seinen Mauern entstand das größte Werk deutschen Geistes des 16. Jahrhunderts: Johannes Keplers „Geheimnis des Weltbaues“. Obwohl die Jesuiten diesen berühmten württembergischen Protestanten hochschätzten, kam er auf die Liste der Auszuweisenden. Eine Liebesheirat, bei der aber die Liebe mehr auf seiner Seite, als auf der anderen war, mit der schon zweimal verheiratet gewesenen aber noch immer hübschen Barbara von Mühleck hatte ihn ohnehin länger, als er wollte, in Graz zurückgehalten.

Zur Unterhaltung der Prinzen und Prinzessinnen befand sich am Grazer Hof das weibliche Wunderwesen: Helene Antoine. Funkelnde schwarze Augen, rote Wangen und einen bis auf die Brust reichenden kastanienbraunen Bart. Der Augsburger Stecher Daniel Custodis hat dieses sonderbare Mädchen in seinem 18. Lebensjahr abkonterfeit. Auf dem viel später entstandenen Gemälde der ehemaligen herzoglichen Bibliothek zu Weimar von dem Kanzlisten Friedrich Wonna hat sich dieses Fräulein bereits in einen wohlgepflegten Mann verwandelt. Sie entstammte einer armen belgischen Familie und war als Kuriosum von ihren Eltern dem Bischof von Lüttich Ernst von Bayern geschenkt worden, der sie dann nach Graz weitergab.

Mit dem Tode des Kaisers Matthias war es auch mit der Grazer Hofhaltung für immer vorbei, denn Ferdinand II. nahm seit

1619 seinen Sitz in Wien. Mit dem herrlichen Barockbau seines Mausoleums neben der Domkirche, einem Werk seines Hofmalers und Hofarchitekten Peter de Pomis, nimmt diese Glanzzeit Abschied. Es ist der erste Bau barocken Geistes auf österreichischem und damit auf deutschem Boden. Dieser aus Lodi gebürtige Künstler, dessen Gemälde, soweit sie nicht noch in Kirchen hängen, in der steirischen Galerie vereinigt sind, wird in der Kunstwissenschaft als einer der hervorragendsten Medailleure der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts noch seinen Platz erhalten. Die anläßlich der Vermählung des Johann Ulrich Reichsfreiherrn von Eggenberg mit Sidonia Reichsfreiin von Thanhausen im Jahre 1620 von ihm geprägte Hochzeitsmedaille mit dem ungemein fein durchgebildeten Profil der beiden Brautleute stellt sie an die Seite der besten Leistungen damaliger Medaillenkunst. Durch achtunddreißig Jahre hat Peter de Pomis das Grazer Kunstleben beherrscht, von seinem Kaiser mit dreifachem Gehalt als Hofkammermaler, Mausoleums-



Frau Anna Rintelen, geb. Poulet-Wiesbaden. Gemahlin des Landeshauptmannes von Steiermark Minister a. D., Univ.-Prof. Dr. Anton Rintelen
Zeichnung von Wilhelm Thöny



Die drei Ohmeyerschen Töchter (Grazer Dreimäderlhaus)
Aquarell von Teltscher

Baumeister und Festungsingenieur bedacht, mit Gnadengaben ausgezeichnet und mit dem habsburgischen Hausorden, dem Goldenen Vlies, geehrt, starb er 1633 und wurde in der Grazer Mariahilferkirche bestattet, dessen Hauptaltar eines seiner besten Werke schmückt.

Abgerückt von den großen weltgeschichtlichen Ereignissen gab es für Graz nur mehr Wirtschaft und Kunst. An die Stelle der habsburgischen Residenz waren die nicht minder prunkvoll geführten Höfe der steirischen Adeligen wie Attems, Eggenberg, Herberstein, Trautmannsdorf, Wildenstein getreten, die den Sommer auf ihren Landgütern, den Winter aber in der Stadt zubrachten. Glanzvolle Festlichkeiten wie die Vermählung des Kaisers Leopold mit Claudia Felicitas von Tirol in dem von Pietro Valnegro und Johann Baptist Nono erbauten prachtvollen Eggenberger Schloß oder die letzte Erbhuldigung

„Der Monl?“ (So rief und lockte man den Stier.) „Schaust her! Wir haben ihn net g'sehn; er wird oben sein. Hast ihn nirgends im Wald g'sehn, daß er vielleicht den Schatten g'sucht hat?“

„Nein, ich hab' ihn nirgends g'sehn. Zuletzt ist er mit die Küh' zum Hirzberg zogen, aber zurück ist er nimmer kommen.“

„Peter!“ rief der Bauer zu seinem unfern von ihm arbeitenden Knechte, „du wirst auf die Alm hinauf müssen, den Stier suchen; er hat sich verloren.“

„Ei,“ erwiderte der Peter und fuhr mit dem Handrücken übers heiße Gesicht.

„Du mußt eilen,“ sagte der Bauer, „daß er net zu weit geht und vielleicht wo abstürzt. Laß die Arbeit in Gottes Namen und schau' hinauf. Lenerl, trag' das deine ins Haus und komm dann, du wirst helfen müssen!“ Und wandte sich, während die Lenerl gegen die Häuser ging und Peter sein Arbeitszeug hinlegte und in die Jacke fuhr, wieder der Wiese zu, mit leichtem und raschem Schwung das schneidende Eisen in die Halme und Blumen schnellend.

Auch auf der Alm oben glühte der Tag. Aber die Almluft bezwang er nicht ganz. Ein sanftes, kühles, wunderbar reines Atmen und Fächeln ging von ihr aus und erquickte, was an ihr wuchs und wanderte. Über den Rand der ungeheuren, allmählich in tausend und abertausend Trümmer zerfallenen obersten Steintafel des Gebirges, über die jetzt der Mensch schreitet und seine Wünsche, Hoffnungen und Absichten trägt, tauchte nun, schon oberhalb der letzten, grünen Lärchen, die im Hauche fiederten, der Peter auf.

Hastig war er gestiegen, gute drei Stunden, und spähte jetzt, Atem sammelnd, über die Hochflächen, auf denen der blaue Himmel ruhte. Nur Stein und wieder Stein sah er, hie und da überzogen von dunklen Krummholzbüschen und blühenden Alpenrosen, buckelig und muldig, im Hintergrund von einem breitlagernden, grauen Rücken zum Teil überragt, aber überall öde und wüst.

Der Peter lüftete das Hütel vom nassen Haar und zog es wieder in die Stirn; endlich meinte er die kleine Hütte, die wie ein Felsblock aussah, und weidendes Vieh rings um sie zu sehen. Auf einem der Blöcke glaubte er auch eine menschliche Gestalt zu erkennen und sandte nun einen lauten, hochschwingenden und in zwei Schleifen lockend gezogenen Almruf über das Steinmeer. Alsogleich kam von fernher gedämpft die Erwiderung zu. Noch einmal jauchzte er und schwang den Hut, dann eilte er dem erhaltenen Gegenruf und der fernen Almhütte zu.

Laufend und springend kam ihm die Almerin entgegen und rief ihm gleich ihre Klage über den verschwundenen Stier zu. Sie freute sich der Ankunft Peters, und bald hoben sie das Suchen an.

Von der Weide weg, wo die Kühe standen, zogen sie langsam, spähend und des öfteren rufend, über die Steinfläche. Der Boden hob sich immerzu, geradeaus dem erwähnten flachkuppigen Rücken entgegen und rechter Hand zu einem Ausläufer des gleichen Berges. Sie schritten über große, noch unzertrümmerte Platten, glatt, wie künstlich geebnet, voll großer Muscheldurchschnitte, die sie für versteinerte Kuhtritte ansahen. Dann wieder über tief, oft ganz brunnengleich niedergehende Löcher, über denen oben noch ein schmaler, glatter und gewölbter Stein wie ein kurzer Steg sich erhalten hatte; von tief unten blickte ein Schnee- oder Eisblock herauf. Auch über solche gefährlichen Brücken war weidendes Vieh gewandelt, man sah vertrockneten Mist, der auf einem dieser Stege lag.

Sie schritten stundenlang. Die Sonne brannte noch mittäglich und senkte sich langsam den Eisgipfeln zur Rechten entgegen. Vom Stier fand sich keine Spur.

Um eine noch weitere Umschau zu haben, stiegen die beiden nun auf den hohen, flachen Rücken, der vor ihnen lag. Auch er war rauher, schiefergrauer, zerfallender Stein, zermürbter Fels mit abfallenden, niederen Wänden, die unten Klüfte und Sprünge nach allen Seiten zogen. Länger als das Augenmaß angibt, braucht man, um solche scheinbar ganz niedere Kuppen zu ersteigen. Als sie oben waren, stand ein hoher Steinmann als Gipfelzeichen und Wegweiser vor ihnen. Sie blickten nun wirklich endlos weit. Freilich ein einzelnes Tier in dieser weißen Wüste zu entdecken, konnten nur Augen versuchen, die ein solches Spähen gewohnt waren und gleichsam die Schärfe von Vogelaugen besaßen. Aber es regte sich nichts, als ein Trüpplein pelziger Schafe, das die beiden Menschen witterte und nun hellläutend durch die Gruben und Tröge und über die kleinen Kuppen heraneilte. Sie hofften auf Salz oder Brot, erhielten aber nur Scheltworte und wurden mit Drohungen zurückgejagt.

Der Peter und die Mirz setzten sich nun am Steinmann nieder; das Mädchen lehnte sich an, der Bursch lag auf dem rauhen Stein und pflückte aus der harten Bodenrinde von den zahlreichen Speikpflanzen, welche dort wuchsen und dem weithin sichtbaren Felsrücken seinen Namen „Speikberg“ gegeben hatten.



Ecke aus dem „Saal der Schäferspiele“ im Schloß Eggenberg bei Graz

hann Veit Kauperz tätig, dessen graphisches Werk herrliche Bildnisse umfaßt. Wie die Eggenberger den Weißenkirchner, die Grafen Attems den Remp als Hausmaler hatten, so besaßen auch die steirischen Stifte ihre Künstler: Admont seinen Stammel, Vorau seinen Cyriak Hackhofer. Leider ist viel von den in jenen Tagen geschaffenen Kunstgütern schon unter Josef II. zugrunde gegangen. Wäre der Kunstbesitz der dreiundvierzig von ihm aufgehobenen steirischen Klöster heute im Joanneum vereinigt, es müßte mindestens doppelt so groß sein.

Von der drückenden Eintönigkeit des franzisceischen Österreich, das überdies seit 1793 die Grazer fortwährend mit unangenehmen „Jakobinerprozessen“ belästigte, brachten die Franzosen 1797 über Nacht Leben und Bewegung in die stille Stadt. Als sie 1809 einzogen, machten Generale wie Offiziere sofort bei den seit 1805 her bekannten Familien ihre Besuche. Dem Marschall Macdonald bot die reizende Gräfin Herberstein ihr Schloß Eggenberg als Wohnung an. Die Grazerinnen gerieten in arge Bedrängnis zwischen französischer Anmut und vaterländischer Anhänglichkeit. Ein Anonymus schildert die damaligen Grazerinnen: „Die Grazerinnen sind meist groß und schlank, mit einer sehr schönen Taille, welcher sie, durch eine geschmackvolle Kleidung, allen Reiz zu geben wissen. Ihre Haut ist weiß, sie haben ein schönes, zärtliches, schmachtendes, forderndes Aug', mit offenem, einladendem Blick.“ Diese „einladenden Blicke“ haben die Franzosen bald verstanden. — Nach 1809 wurde es um den Schloßberg wieder recht still. Graz war ein künstlerisch und geistig regsames Provinzstädtchen Altösterreichs, in dem sich zwischen alten prachtvollen



Eleonore Gräfin Bardeau, geb. Altgräfin Salm
Radierung von Oskar Stössel



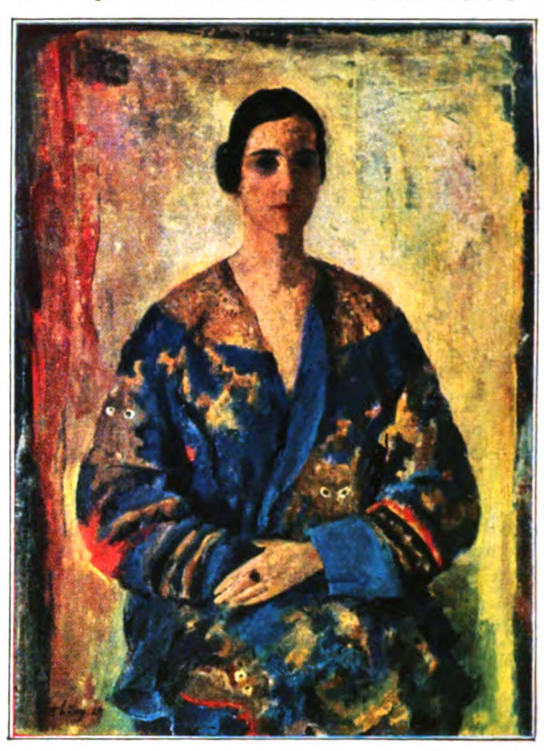
Frau Margarete von Wallenberg, geb. Kielhauser, im Jagdkostüm
Gemälde von Hermann Torggler

Gärten und schönen Patrizierhäusern recht gut leben ließ. In dieser Backhendelzeit gab es — so lautet ein vergilbter Sonntag-Speisezettel — in einem gut bürgerlichen Hause z. B. folgendes Menü: Faschwurst in der Suppe — Faschierter Auerhahn mit Krebsschweifschen, Eiern und Butter geputzt — Hühner mit Mayonnaise — Rindfleisch mit Gemüse und zwei Saucen — Gemischte Zuspeisen — Faschierte Ente mit Trüffelsauce — Grillageauflauf — Rehrücken mit Salat — Spanferkel mit Kompott — Maraschinosulz — Gefrorenes — Kaffee und Bäckerei. Die schöne ruhige Stadt und ihre gute Küche wußten auch manche Fremde schon zu schätzen. Im Jahre 1814 waren so viele Napoleoniden hier, daß Erzherzog Johann ihretwegen seinen geplanten Grazer Besuch absagte. Unter dem Namen eines Grafen S. Leu lebte schon seit längerer Zeit hier der Bruder Bonapartes: Louis Napoleon, Exkönig von Holland. Längere Zeit hielt sich die Exkaiserin Maria Luise von Parma in der reizenden Villa der Baronin Mandell auf, während ihr Sohn, der Herzog von Reichstadt, in der Burg wohnte und den Historiker Julius Schneller, den großen Napoleonverehrer, zu seinem Lehrer hatte.

In Wien plante die Regierung bereits den Bau einer Eisenbahn nach Triest durch Westungarn, also weit hinter dem Rücken der steirischen Hauptstadt. Prinz Johann, der

1811 bereits in Graz das Joanneum, eine der reichhaltigsten Provinzsammlungen, gestiftet hatte und durch seine bürgerliche Heirat mit der hübschen Postmeistertochter Anna Plochl von Aussee enge Verbindung mit Steiermark und Graz angeknüpft hatte, konnte seinen kaiserlichen Bruder Franz für seinen Plan gewinnen: durch Steiermark die Bahn zu leiten. Im Jahre 1839 hielt er selbst in dem von ihm gegründeten Grazer Industrieverein über diesen Bahnbau Vorträge. Den Semmering mit einer Lokomotive zu bewältigen, hielt er damals noch selbst für undurchführbar. Am 21. Oktober des Jahres 1844 rollte der erste Zug in den Grazer Bahnhof, und zehn Jahre später fuhr als erster der Hofzug Kaiser Franz Josefs über den Semmering, — Ingenieur Ghegas Wunderwerk war Wirklichkeit geworden.

Das Schönste an dieser Stadt sind aber nicht die bewaldeten Berghöhen, auch nicht die herrliche Ries, „der Himmelwiesenweg“, wie Bartsch sie nennt, nicht die stillen Talschluchten, sondern die kleinen Mädchen und süßen Frauen. Der alte



Frau Thea Trautner
Gemälde von Wilhelm Thöny
In Grazer Privatbesitz



Frau Anna Hansa. Gemälde von Hermann Torggler
Original im Besitze von Dr. Friedrich Hansa in Graz

Biedermeierdichter Kumar besingt sie in seinem Almanach von 1817:

Sie sind, wie überall, die Quelle
süßer Schmerzen,
Voll Unschuld auf der Stirn, voll
Schelmerey im Herzen.
So schlimm dies Völkchen ist, wer
— leider — liebt es nicht?
Ein schöner Blick war stets dem
Weisen überlegen;
Ein Blick verjünget sein Gesicht,
Der Fromme sündigt ihretwegen,
Schielt übern Busen hin und spricht:
Ach, wär' kein Mädchen auf der
Erden,
Wir würden alle selig werden!...

Und so ist es nicht anders geworden in diesen hundert Jahren.

Und wenn einmal Eisenbahn und Autostraßen in Steiermark so sein werden, wie sie sein sollen, dann wird Graz wieder das werden, was es im alten Österreich einst war: eine Stadt des Reichtums, der Kunst und des frohen Lebensgenusses . . .

hinter ihn kommen, aber schon machte der Stier seine Wendung, und der Peter hatte wieder den gesenkten Stoßschädel vor sich. — „Himmel, fix! Was fang i denn an mit dir?“ schrie der Peter und trat zurück. „Mir wer'n do net fecht'n mitanander! Geh, Monl, sei gut, komm her,“ und der Peter reichte ihm eine Handvoll saftigen Grases, das aber der Monl nur mit einem giftigen Blicke von unten her ansah, ohne seine Trotzstellung zu verändern. Der Peter, der wohl wußte, daß kein Mensch allein, und wär's der stärkste Mann, den Stier vom Fleck bringen könnte, wenn dieser nicht selbst wollte, drehte sich kurz ab und schritt den Anger durch bis dort, wo bei der ersten der Almhütten ein Ausgang war, der mit abhebbaren Stangen verwahrt wurde. Dort trat er aus dem Einfang und schritt rasch in der Richtung auf den Fahrweg zu, der um das Seelein herum aus der Alm führte. Diesen Weg, erwog der Peter, als den gewohnten Almweg, würde der Monl allenfalls wählen, wenn er etwa noch weiter dem Dorfe zustreben sollte. Es ging von der Niederalm auch noch ein zweiter Weg, längs des Flusses, dem Orte zu, den aber nur das vom Hause weg weidende, nicht das almfahrende Vieh kannte. Doch würde der Stier sich überhaupt im Anger oder dortherum aufhalten, denn was sonst als eben ein bißchen Spaziergang im Tal konnte seine Absicht sein? Daß er etwa jetzt schon zur Hochalm zurückkehren würde, hielt der Peter für ausgeschlossen. Gute Weide fand er, wo er stand und ging, und vielleicht war überhaupt der verbotene Anger schon sein ganzes Endziel gewesen. Als sich der Peter am letzten Punkte des Fahrweges, zwischen Wald und Seelein, wo man noch auf die Niederalm zurücksah, umwandte, lag tatsächlich der Stier wieder behäbig und beschaulich als brauner, weit sichtbarer Fleck mitten im Anger und ganzen Talschlusse. Der Peter eilte jetzt den breiten Waldweg hinaus und bog ins Landsträßchen ein, das durch eine schöne Au mit Fichten, Ahornbäumen und Wacholderbüschen zum Dorfe hinauszog. Als er schon dem breit herblickenden Hofe seines Bauern nahekam, wandte er gewohntermaßen den Blick nach der Flußseite hin, wo die weiten Wiesen lagen, die seinem Bauern gehörten und von denen weg er gestern seine Almfahrt angetreten hatte. Da der Tag noch nicht schön genug zum Heuen war, sah der Peter niemand von den Hausleuten auf den Wiesen beschäftigt, aber von der Brücke her, den Wiesenweg, der rückwärts zum Gehöfte führte, schritt gelassen — der Stier. Er war also auf dem kurzen, jenseitigen Wege aus der Niederalm hergewandert, dessen Auffindung ihm der Peter nicht zugetraut hatte. Mit einem Satz war der Bursche wieder im Grünen und lief auf den Monl zu. Ob auch dieser ihn gesehen, ob nicht — im Augenblick, als der Peter auf ihn zusprang, stand der Monl wieder in seiner Verteidigungsstellung: der lange Schwanz fuhr wie ein Panier in die Luft, und der spitzbewehrte Schädel senkte sich. — „Kreuzsakra, bist denn narrisch —?“ Der Stier stand, wie er war, und dem Peter blieb nichts übrig, als jetzt seinerseits rasch zum Gehöfte zu eilen. Nichtsdestoweniger kam ohne viel Eile, aber beharrlichen Schrittes, der Monl doch noch früher an, als die von Peter gerufenen Hausleute in den viereckigen, grasbewachsenen Raum eilen konnten, der zwischen Haus und Stallung lag. Er stand mit dem Schädel an der Stalltür und erhob jetzt ein mächtiges, furchtloses, willenvolles Gebrüll. Hurtig sprangen der Bauer und die Bäuerin näher, und der Bauer fuhr den Peter zornig an: „Ja, was bringst 'n denn da her, was hast'n denn net gleich auf d' Alm z'ruckg'liefert?“ — „Gar net hab' i'n g'liefert, eh'nder (eher) er mi,“ erwiderte der Peter, selbst ärgerlich über den Stier, über sich und die ganze Welt und erzählte kurz die gestrige und heutige Suche und Jagd, bei der er nun schließlich mehr der Gejagte als der Jäger war.

Sie näherten sich jetzt dem Stier, doch dieser erhob neuerlich seinen Fanfarenruf vor der Stalltür, daß diese erzitterte. Und jetzt antwortete ihm — ja, antwortete von drinnen eine behagliche, mollige Kuhstimme. Vergeblich war's, daß Bauer, Knecht und Bäuerin mit allem, was zur Hand lag, auf den Stier loshieben; selbst den mageren, freilich wenig drohkräftigen „Blass'l“, der ihm kläffend an die Beine fuhr, wehrte der Stier nur ganz nebenher ab. Er brüllte zum dritten Male, daß allen die Ohren dröhnten und der lose Riegel von der Stalltüre fiel. Knarrend schlug die Tür zurück, und der Monl schritt wie ein Eroberer gradaus zur Futterbarre, an der die junge, rehbraune „Marein“ hing und die schönen großen Augen nach ihm drehte.

Des Bauern und Peters Bemühungen und selbst das helle Kreischen der etwas scharfen, spitznasigen Bäuerin beirrten den Sieger nicht in seinem Willen...

Darum war er ja, ohne Eile, aber festen Entschlusses, von der Alm gestiegen.

★

Erst andern Tages beruhigten sich die Gemüter. Bauer und Bäuerin hatten sich trotz allem Hausrecht dem Beharren des

Monls, der nicht aus dem Stall zu bringen war, fügen und ihn einstweilen zu Hause belassen müssen. Die schöne „Marein", eine junge, besonders milchreiche Kuh, der zwar der Monl nicht ganz unbekannt war, denn sie hatte von ihm schon ein Kälbchen getragen, hatten die Bauersleute der Milch wegen im Tale behalten. Nun aber war der eigenwillige Stier, der sich der schönen Kuh zärtlich erinnert hatte, nicht von deren Seite zu bringen. Er stand am Futterbarren auf dem Platze neben ihr, ließ sich Wartung und Zuspruch gefallen, nur durfte niemand an seine oder die Kette der „Marein" rühren, ohne daß er in Zorn geriet.

„Alsdann," sagte der Bauer am Abend des nächsten Tages zu Peter, „die Wirtschaft muß ein End' nehmen; der Stier muß wieder auf d' Alm; alloan geht er net, so nimmst morgen d' Marein und fahrst mit ihr auf d' Alm, dann wird er scho' nachgeh'n, d' Lenerl soll hint' antreib'n. Statt der Marein bringst d' ‚Gräfin', muß halt die jetzt dahoam bleib'n. Kimmts aber bald wieder; morgen wird's Wetter schön sei'; mit dem Ludersjodl geht uns z'viel Zeit verlor'n."

So geschah es. Als andern Morgens die Bäuerin die Marein gemolken hatte, löste die Lenerl mit leichter Hand die Kette der Kuh vom Futterbarren und gleich riß der Monl wie wütend zurück an der seinen. Die Lenerl führte die Kuh aus der Stalltüre, und es wurde für Peter und den Bauer kein leichtes Werk, nun auch die Kette des Stieres zu lösen. Kaum fühlte er sich lose, so fuhr er durch die offene Stalltür hinaus und eilte der Freundin nach. Diese sah sich ganz leicht und befriedigt nach ihm um und ließ sich dann in sanftem Wiegegang und voll geschmeichelten Empfindens vom Peter führen. Mit einem Stöcklein folgte Lenerl, die auch gleich einiges für die Alm oben auf einer kleinen Rückenkraxe mitnahm, hinter dem Monl, und der ländliche Zug ging durchs Grün dahin und wieder den langen Felssteig zur Hochalm empor.

*

Im Tale nahm das Heuen nun einen raschen und glücklichen Verlauf. Das Schönwetter blieb, der Himmel blaute Tag für Tag, die Sonne strahlte und im geheimnisvollen Wechselspiel der Myriaden Wasserkügelchen, die, einzeln unsichtbar, aus allen Dunkelheiten des Bodens zum Lichte steigen, lagen die Berge und das Tal von erster Morgenfrühe bis zum verklärten Abend in schönen Lichtern und Schatten, in wechselnder Nähe und Ferne. Die Menschen fühlten den Lebenstag als Freude, und jeder gab ihm sein Bestes in emsiger Tätigkeit. Freilich, die Schatten, die aus dem Menscheninnern selbst steigen, Sorgen, die es erfüllen und aus Leid oder Schuld vom Herzen zum Haupte quellen, kann der schönste Tagesschein nicht verscheuchen; ihnen steht alle äußere Schönheit vergeblich, ja, eher als Widerspruch gegenüber, der den Stachel der Sorge erst recht tief ins Innere preßt.

So ging der Peter in diesen lichten Sommertagen in sich dunkel und noch ernster, als er ohnehin von Natur aus war, seine Wege. Eigentlich ganz teilnahmlos für alles, was außen war. Nur der Arbeit wich er nicht aus, eher suchte er noch, soviel es ihrer ohnehin für ihn gab, nach immer neuer Beschäftigung. Auf der Hochalm war er nach der Rücklieferung des Stieres noch einmal gewesen. Da die Blumenflur der Wiesen und Raine durch den Heuschnitt bedeutend vermindert war, hatte der Bauer einen Bienenstock auf die Alm gesendet. Die Zusammenkunft, die sich dadurch zwischen Peter und Mirz ergab, war ein rechtes Gemisch von bitter und süß. Ja, wie die himmelblauen, honigvollen tiefen Enziankelche, die das Volk „Fingerhös'ln", aber auch „Bittersüß" nennt, aus bitterscharfen, derben Wurzeln wachsen, wachsen viele Freuden der Erde und vornehmlich die der Liebe aus herben, gefährlichen Strünken. Nur daß gerade das seltsame Verlöbnis dieser beiden eigentlich so gar nicht aus solchem Boden entsprossen war. Hatte auch eine zaubermächtige Stunde sie mit einer ihnen noch immer unerklärlichen Gewalt in die Liebesblüte getrieben und sie vielleicht auf schmach- und strafereichen Leidensweg gebracht, so waren sie doch beide reinen Sinnes in den Anfang jener Stunde getreten. Peter war, das hatte schon die Not seiner Jugend so vorgezeichnet, nie in den ungezügelten Übermut der glücklicheren Burschen geraten, um jeden Preis ein Dirndl für sich zu Fall zu bringen, auch wußte er selbst früh genug, daß seine Mutter eines Burschen kurze Lust gewesen und daß dadurch sein eigenes Leben von allem Anfang an ins Dunkel gedrückt wurde. Auch daß der Mirz eher das Gegenteil als Männersucht nachgesagt werden konnte, wußte er; so verstand er um so weniger, daß gerade ihn und sie ein seltsamer Almabend derart umsponnen und zu Liebe und Leid verführt hatte, als gäb' es wirklich, wie er's oft singen gehört, auf der Alm keine Sünde.

Freilich, und das fühlte Peter viel stärker als die Mirz, hätte wohl ein anderer Bursch an seiner Stelle den Zauber jener Stunde gar nicht als Zauber, sondern als frohe Wirklichkeit viel rascher empfunden als er

und, wenn möglich, als ein glückliches Fest der Lust gefeiert. Gerade zum Lachen wär's einem andern gewesen, daß ihn der Bauer auf die Alm schickt, den Monl zu suchen, daß sie ihn beide so eifrig suchen und statt seiner sich selbst finden. Aber daß sich ein habloser Knecht so weit vergessen und einer wohlhäbigen Bauerntochter Schicksal nun an sein eigenes Knechtslos gebunden habe, das war ihm die Sünde, von der er nicht wußte, wie er sich von ihr befreien könnte.

Die Mirz trug ihre Schuld leichter und schwerer. Schwerer dadurch, daß sie alles auf sich nahm; sie hatte halbtrunken von Empfindungen und Einflüssen, die sie sich nimmer vergegenwärtigen konnte, den Peter verhindert, zu Tal zu steigen; ihr war so wonnig, wohlig und übermütig in der einsamen, weltfernen Stunde geworden, daß sie sie nicht kürzen wollte, ganz und gar unbedacht, wohin sie führen könnte. Leichter aber trug sie nun die Schuld, als Peter sie tragen konnte, weil ihr Peter lieb geworden war; sie hatte ein Herz gefunden, ein Wesen entdeckt, das ihr zwar nie als solches vorgeschwebt, nun aber als ein schöner Glücksfund wie ein geheimer Schatz lieb war. Zu dieser Lösung der Schwere, die ihn drückte, konnte Peter nicht gelangen, denn wollte ihm auch der Besitz des hübschen und gegen ihn so gutmütigen Mädchens zuweilen wie ein Entzücken durchs Blut rinnen, gleich riß ihn der Vorwurf zurück, den sein Gewissen erhob. Aber auch für diese beiden jetzt so unsicher gewordenen Herzen schritt die Zeit und reifte Leiden und Lösung; nur die Schönheit der Welt fühlten sie nicht.

Oben hielt sich die Weide länger frisch und ergiebig als in den anderen Jahren. Als die Zeit der üblichen Heimfahrt von den Almen kam, entschloß man sich nur schwer, dem uralten Überlieferungsgebote zu gehorchen, und suchte die Tiere noch gewinnen zu lassen, was sie aus dem heurigen Überflusse schöpfen konnten. Endlich aber fuhr doch Herde um Herde zu Tal und über die Almen wallten wieder nur das Licht und die Luft; die Hütten lagen versperrt und verwahrt, leblos wie Steine im Weiten.

Noch zog die Almerin von der Bärenseealm aufrecht und unangefochten mit ihrer kleinen Herde zu Tal, vorerst in die Nieder-alm. Die Mutter, der Peter und das Lenerl waren bei der Abfahrt behilflich und kehrten dann wieder ins Bauernhaus heim.

Als dann die Tage immer kürzer wurden und nun auch Wetter und Wind sich herbstmäßig meldeten und an den Ahornbäumen, die um die Almhütten standen, keine Kronen mehr den Durchblick zum Himmel verwehrten, verließ die Mirz mit den Rindern nun auch die Niederalm. Die Bäuerin hatte sie die letzte Zeit nicht besucht, nur das kindliche Lenerl. Die Rückfahrt selbst geschah bei heftigem Winde im schneegemischten Regen. An der Seite der Tiere schritt das Lenerl, die Almerin folgte nach, ein weiter, triefender Mantel umhüllte sie. Wenig Leute besahen den Einzug.

Als das Vieh eingestallt war und sich nun die Mirz mit ihren Eltern in der Stube zu Tisch setzte, da zog sie ungern den nassen Mantel von den Schultern, und durch die kleinen Fenster fiel ein spärlicher Schein auf ihre Gestalt, von dem sie sich abwandte. Aber schon stand die Bäuerin vor ihr und betrachtete sie mit starrem Blick. Es war nicht mehr zu verhehlen. Ganz wenig wurde gesprochen, wenig gegessen. Ehe der Vater zu Tisch kam, hatte die Mirz sich gesetzt und bald sagte sie: „Jetzt bin i do zu müd'; Hunger hab' i gor koan." „Geh in dein' Stub'n und ruah' di aus," sagte die Mutter, und als der Bauer vom Tisch gegangen war, nahm die Mirz wieder den nassen Mantel und ging ins Stockwerk, wo sie ihre Stube hatte. Andern Tags fiel ihr Wesen und Aussehen auch dem Bauern auf, und was die Almsonne gezeitigt, konnte nun, so karg das Licht des Herbstes war, nicht mehr verborgen bleiben. Die Mutter bestürmte sie mit Fragen: „Woher denn? Von wem denn?" Sie riet hin und her, „ob's a Steirischer is, der sie etwa von drüben her übers Gebirg heimgesucht hat, und wer er ist? Nie hat ja was verlautbart, daß dich a Bua b'suacht..." Die Mirz schüttelte nur den Kopf und weinte, bis endlich der Bauer mit der Faust in den Tisch hieb und sich ausbat, die Wahrheit erfahren zu dürfen. Das sei doch wohl der Eltern Recht und Pflicht in solchem Fall. Sein Haus, seine Familie sei es, in die ein neues Leben hineinwachsen wolle... Als der Peter, dem diese Tage wie ein schwarzer Wetterhimmel um den Kopf hingen, das Schelten in der Stube der Bauersleute hörte, reckte er sich auf, trat zur Türe und pochte an. Was er wolle, schrie der Bauer, und jetzt tat der Peter den ersten Schritt auf dem Wege, den er der Mirz zugesichert hatte. Die Bauersleute waren wie zu Stein erstarrt. Aber auch wie ein Steinhagel prasselte jetzt der Grimm der Alten los: „Des traust du dir auch nur einz'g'stehn?" fuhr der Bauer auf den Knecht hin. „Du, a elendiger Knecht ohne all's schuftelst di so in a ehrbars Haus? Was d' selber net hast, hast d'r a so in der Liabslotterie hoamli außerspiel'n wolln? Na', und tausendmal na'!! Das wär' a billiger Hof, du Lump, du Gauner!"

macht. Ja, ich weiß es genau — mit Schweizerkäse. Ich glaub', ich hab' sie in der Eile auf unserm Küchentisch liegen lassen ... Ich kann sie gar nicht finden . . ."

„Aber sowas, sowas," vermahnte Frau Poweleit, strich mit gewandter Hand fingerdick Butter auf eine Schwarzbrotscheibe, legte märchenhaft große Käseschnitten darauf und reichte die Herrlichkeit dem Kinde hin. Dessen Augen glänzten freudig, groß und blau. Es knicfste und dankte.

Hierdurch schien der zweite Aufruf ergangen. Von allen Seiten streckten sich Hände. „Kleine, willst du 'nen Apfel? — Schokolade? — 'n Schlückchen Milch? — ein hartes Ei — eine Banane?"

Das Kind hatte nicht genug Arme, all die Gaben zu halten. Frau Mikuleit erhob schwachen Einspruch. „Nun aber mal mit Vernunft, mit Vernunft — allzuviel ist ungesund."

„Ach was, Kinder müssen essen und besonders so'n arm klein mager Ding ..."

Es begannen leise Meinungsverschiedenheiten.

Das Kind aber knicfste und dankte und strahlte mit blauen Augen die Geber an. Es hob seinen Kittel, wobei ein angegrautes Unterröckchen zum Vorschein kam, legte alles herein und begann, bald von diesem, bald von jenem zu knabbern. Den Rest verpackte es sorgfältig in seinem Rucksack und sah jetzt ebenso satt und zufrieden aus wie seine gütigen Spender.

Weiter ratterte der Zug.

Mit leicht gekrümmtem Finger winkte es dem Kind: „Komm!" Es war das Mädchen, das neben ihrem Liebsten am Fenster saß und sich mit sinkendem Tag verlangender an ihn lehnte. Er sollte für unbestimmte Zeit ins Ausland gehen, um dort sein Heil zu versuchen und ihnen beiden eine Zukunft zu bauen. Sie begleitete ihn bis zum Grenzort und war zugleich froh und traurig darüber. Traurig, daß sie gar lange ihn entbehren sollte, froh, daß ihr nun zum erstenmal im Leben ein so ausgiebiges Zusammensein und in der kleinen Stadt, wo sie sich trennen sollten, gar eine gemeinsame Nacht vergönnt war. Da es nicht anging, daß sie vor dem Publikum sich liebkosten, fühlte das Mädchen das Bedürfnis, seiner inneren Zärtlichkeit in anderer Weise Ausdruck zu verleihen. Deshalb berief sie das Kind zu sich, nahm es auf den Schoß und begann ihm mit halblauter Stimme ein Märchen zu erzählen, ein unendlich süßes, weiches und zugleich trauriges Märchen von Brüderlein und Schwesterlein, die getrennt wurden und sich unter vielerlei Gefahr und Abenteuer durch die ganze weite Welt suchen mußten, bis sie endlich, endlich am Schluß sich fanden. — Das aber währte sehr lange.

Inzwischen hatte der Himmel sich rot verfärbt. In ungeheurem Pomp begann die Sonne ihren Niedergang hinter den Halbkreis des violetten Horizonts.

„Ach —" sagte Frau Poweleit, „seht doch, wie himmlisch — einfach golden!" (Sie hatte eigentlich nicht recht, denn alles war rot. Aber das merkte niemand, die anderen stimmten ihr vielmehr dankbar zu.)

„Das ist 'ne Stimmung!" sagte eine der vier Frauen, und ihr Busen wogte gewaltig.

„Rein zum Singen," fügte Frau Mikuleit hinzu. Und sie stimmte in ihrer etwas gellen Tonart viel zu hoch an:

„Goldne Abendsonne,
Wie bist du so schön!
Nie kann ohne Wonne
Deinen Glanz ich sehn."

Das Kind konnte auch „Goldne Abendsonne" singen. Die Mutter hatte es das Lied gelehrt. Zudem war sein Vater ja Sänger! Und es richtete von der Schulter des Mädchens, an der es in andächtiges Lauschen versunken gelehnt, sich auf, faltete fromm und mit Sorgfalt die Finger, was noch einige Mühe verursachte, und sang nun mit seiner weichen, klaren Stimme, für welche die gewählte Lage durchaus nicht zu hoch war, mit:

„Schon in früher Jugend
Sah ich gern nach dir —
Und der Trieb zur Tugend
Wurde wach in mir."

Immer hingegebener zitterte das Lied, von der Bewegung des Zuges noch vertieft, durch den Raum, bis es ausklang:

„Schuf uns ja doch beide
Eines Schöpfers Hand,
Dich im Strahlenkleide,
Mich im Staubgewand."

Hinter dem kleinen, mit dem Schild geschmückten Rücken des Kindes schmiegten die Liebenden dichter sich zusammen. Und ihre Lippen standen rot und dürstend ganz nah voreinander . . .

Als der letzte Ton verklungen war, herrschte im Abteil bereits eine alle Umrisse sanft verwischende Dämmerung. Lange fiel kein Wort.

Hinter einer kleinen Station, auf der matt gelbrote Laternen durch die Fenster des Wagens gelugt hatten und unkenntlich schwarze Menschenschatten vor dem Zuge auf und ab gehuscht waren, kam noch einmal der Schaffner herein, entzündete, ohne dem Publikum auch nur die geringste Beachtung zu



Fußballspieler. Bildwerk von Eberhard Encke

(Berlin, Ausstellung des Vereins Berliner Künstler)

Nur das junge Mädchen, jetzt, da es die renze nah wußte, hatte mit einer fast idenschaftlichen Bewegung das Gesicht des indes zwischen ihre schmalen, gepflegten ände genommen, die irgendwie süß und underlich dufteten, wie die der Mutter, atte ihm alsdann mit einer langen, innigen Versunkenheit in die blauen Augen geblickt nd zuletzt mit bebender Stimme gesagt: „Wir sehen uns nie mehr wieder!“

Und im gleichen Augenblick hatten die chmalen weißen Hände, an denen nur der ine glatte Goldreif schimmerte, auch den Kopf des Kindes losgelassen, und in haltosem Schluchzen war die Gestalt des Mädchens an der Schulter ihres Freundes zuammengebrochen, in stummem, zitterndem Schluchzen, das kein Ende nehmen zu wollen schien.

Und da geschah etwas Wunderliches. Das Kind ward mit einemmal nicht mehr nur ein Märchen lauschendes Ohr, nicht mehr nur ein Farben trinkendes Auge, lachendes Spiel, unwissend und schutzbedürftig. Nein, es war, als ob in diesem Kinde ein anderes schon sich aufreckte, ein Zukünftiges, Erahnendes und Großes: die Mutter, die Trösterin. Schüchternd hob es die kleine Hand, fuhr über den blonden Scheitel des weinenden Mädchens, einmal — zweimal, ganz zart und kaum spürbar, und sprach gedämpft, aber voll tiefer Gläubigkeit: „Wein' nicht, du. Der liebe Gott ist bei allen Menschen.“ Und noch leiser: „Ich behalt' dich auch lieb.“

*

„Wir sind da!“ gellte Frau Mikuleits Stimme auf.

Ein niedriges, langgestrecktes Gebäude stand zuseiten des haltenden Personenzuges. Sonst nichts. Wenige Menschen nur lungerten träge auf dem Bahnsteig herum. Kaum waren die zwei Familien mit dem Kinde und dem vielen Gepäck ausgestiegen, als der Zug auch schon wieder abfuhr. Mit Händen und Tüchern winkte es aus den Fenstern; lange noch, nachdem blauer Rauch die dunkle Wagenschlange bereits verhüllt hatte, grüßte das Publikum noch sein Kind.

*

Die Sorge der Frau Mikuleit und der Frau Poweleit war unbegründet gewesen. Keine Großtante war erschienen. Die dächte nicht daran, sich an diesem „verrückten Stück“ ihrerseits zu beteiligen, außerdem wäre die Verwandtschaft auch recht unklar, hatte sie, wie man hernach erfuhr, geäußert. Mochte geschehen, was da wollte! Sie ging es keinesfalls etwas an. „Was ich nicht weiß, macht mir nicht heiß!“ Der hochbetagte Pfarrer, dessen Hauswesen sie — nicht zu ihrem Nachteil — verwaltete, hatte zu diesen Worten mit dem runzligen Kopf gewackelt, nicht recht begriffen, worauf sie sich bezogen, aber friedfertig gefunden, daß schon allerhand Weisheit dahinter verborgen läge.

Es kam auch nicht dazu, daß Frau Poweleit gleichfalls das Kind zu sich nehmen durfte. Nein — dazu war Frau Mikuleit viel zu sehr gewohnt, alles nach ihrem Kopf zu gestalten. Aber das Verhältnis der Nachbarinnen wurde, dank der sanften Veranlagung der einen, dadurch keineswegs gestört. Im Gegenteil. Frau Poweleit war von nun an immer häufiger Frau Mikuleits Gast, und jene geheimnisvollen Gespräche, die sie führten, wenn das Kind nicht in Hörweite war, und die dessen Eltern betrafen, dauerten immer länger und wurden immer phantastischer.

Erst konnte das Kind nur sehr wenig essen.

„Wie ein Piepmatz!“ klagte Frau Mikuleit. „Von einem halben Täßchen Schmand behauptet es satt zu sein, und Speck ist ihm schon gar nicht beizubringen.“

Frau Mikuleit war wirklich in lebhafter Sorge. Und mit ihr Frau Poweleit.

Nach und nach aber besserte sich der Appetit. Das Kind, den ganzen Tag in Luft und Sonne spielend, konnte immer mehr und mehr vertragen. Dazwischen kam es sogar schon zum größten Entzücken der Frauen mit dem Ruf: „Hab' ich einen Hunger!“ angelaufen. — Und dann begannen seine verwaschenen Kittelchen zu eng zu werden. Die Knöpfe schlossen erst unten, dann oben nicht mehr. Das Selbstgewebte wurde der Truhe entnommen, zugeschnitten, genäht, angeprobt. Es war reichlich weit und umschlotterte wie ein schwerer, graublauer Sack den Körper des Kindes.

„Was meinst du, Anna, sollte man nicht oben am Hals eine weiße Spitzenkrause machen?“ (Die Frauen hatten seit dem Einzug des Kindes das vertraute Du zueinander gefunden.)

„Richtig. Das wird die Farbe heben.“

Und der graublaue Sack bekam eine Spitzenkrause, und der Körper des Kindes begann stetig auch diesen Sack zu füllen.

Ja, Frau Mikuleit gab das Kind also nicht her. Was blieb Frau Poweleit da anderes übrig, als Tag für Tag zwischen den Johannisbeersträuchern in Frau Mikuleits Obstgarten zu sitzen und mit unentwegtem Fleiß Leibwäsche für das Kind zu nähen: reichlich weite flächserne Hemden, Hosen und Röcke, Röcke mit Falbeln und solche, die man

Ausblicke und Ziele des Raketenfluges

Von Dr. Schereschewsky

Fast 300 Jahre sind vergangen, seitdem einer der Begründer der klassischen Mechanik, der große Newton, in einer seiner abendlichen Vorlesungen im düsteren Saale der ehrwürdigen Universität in Cambridge die Möglichkeit des Fluges von der Erde weg darlegte. Newton erläuterte vor seinen jugendlichen Zuhörern das von ihm eben formulierte Prinzip der Aktion und Reaktion (die Gegenwirkung ist gleich der Wirkung und entgegengesetzt gerichtet) und gab ihnen ein drastisches Beispiel seiner zukünftigen Anwendungsmöglichkeit. Von scheinbar unerreichbar fernen Zeiten träumend, sagte Newton etwa folgendes: „Wenn es den Menschen gelingen wird, von der Erde weg zu den wandelnden Sternen (Planeten) zu fliegen, so wird es nur möglich sein auf Geräten, die sich nach dem Prinzip der Aktion und Reaktion bewegen werden, da nur solche Maschinen, keiner äußeren Stütze bedürftig, sich in dem luftleeren Weltenraum bewegen und lenken lassen können. Stellt euch ein tropfenförmiges Metallgehäuse vor, welches dauernd nach hinten mit riesiger Geschwindigkeit kleinste Kugeln ausschleudert oder eine durch Pulver und Gase angetriebene Rakete, und ihr habt ein Gerät, um in das Weltall zu fliegen."

Was ist nun der wesentliche Inhalt des Prinzips der Aktion und Reaktion? Nach Newton heißt es: Wirkung und Gegenwirkung sind stets einander der Größe nach gleich und der Richtung nach entgegengesetzt, oder die Wirkungen zweier Körper aufeinander sind immer gleich und nach entgegengesetzter Seite gerichtet. Und in seiner Anwendung auf das Raketenflugproblem sieht das Prinzip der Aktion und Reaktion etwa folgendermaßen aus: Gesetzt, wir haben zwei Kugeln gleicher Masse, welche durch eine leichte und sehr starke Feder voneinander gedrückt werden, dann ist die Geschwindigkeit ihrer Bewegung gleich. Ist nun die eine von ihnen fünf-, zehn- oder zwanzigmal größer als die andere, so bekommt die kleinere Kugel eine fünf-, zehn- oder zwanzigmal so große Geschwindigkeit. Wir können also durch entsprechende Wahl der Größe der Kugeln der kleineren Kugel eine beliebig gewünschte Geschwindigkeit erteilen. Jetzt ersetzen wir die eine Kugel durch das leere Raketenfluggerät (leer heißt in der Sprache der Raketenflugtechnik die Raketenflugmaschine ohne Brennstoffe), die andere durch die Brennstoffmasse und die Feder durch die Explosionskraft; dann wird bei gleichem Massenverhältnis die Geschwindigkeit der Raketenflugmaschine gleich der der ausströmenden Gase sein. Nun ist die größte Ausströmgeschwindigkeit, über die wir verfügen, etwa 5,5 Kilometer in der Sekunde (Explosion von zwei Teilen Wasserstoff und einem Teil Sauerstoff). Für viele Zwecke aber, um etwa über den Atlantischen Ozean zu fliegen oder die Anziehungskraft der Erde zu überwinden, braucht man Geschwindigkeiten von 6 und 11 Kilometer in der Sekunde. Somit wäre die Sache scheinbar aussichtslos. Wir betonten aber eben, daß wir bei entsprechender Wahl der Kugeln der kleineren Kugel eine beliebige Geschwindigkeit erteilen können. Wir können also durch Aufspeicherung des Brennstoffes die mindere Qualität ersetzen. Rechnungen zeigen, daß man bei Anwendung von Alkohol und Sauerstoff bei einem Verhältnis der Massen der leeren Rakete zum Brennstoff wie 1:8 über den Atlantischen Ozean kommt (Amerika-Postrakete nach Prof. H. Oberth). Bei Wasserstoff und Sauerstoff genügt ein Verhältnis von 1:16, um der Erdanziehung zu entrinnen. Und wenn das Verhältnis 1:30 ist, so kann man selbst der riesigen Anziehung der Sonne trotzen und mit einer Geschwindigkeit von 17 Kilometer in der Sekunde über die äußere Planetenbahn hinaus in die unendliche Sternenwelt vordringen.

Von Newtons Zeit vergingen fast drei Jahrhunderte. Traumlos schlief die dem damaligen Menschen Schreck einflößende Spukgestalt einer im Weltenraum schwebenden Maschine. Dieser Schlaf war gesund und nötig, da alle Voraussetzungen materieller wie psychischer Art fehlten. Es fehlte der Geist, der das Wagnis für nötig hielt, es fehlten auch alle technischen Hilfsmittel. Das 18. Jahrhundert gab die analytische Mechanik und als Perle die Himmelsmechanik von Laplace, das 19. Jahrhundert die Eroberung und Ausnutzung der beiden größten Sklaven der Menschheit: des Dampfes und der Elektrizität und eine Ahnung der künftigen Revolution in der Wissenschaft. Das 20. Jahrhundert schenkte den Einblick in die strahlende Materie, Quanten- und Atomtheorie und die große allgemeine Relativitätstheorie Einsteins. Radio und der Menschenflug gaben letzte technische und

Von Meutehunden und Otterjagden

Von Wolf, Graf Baudissin

Im allgemeinen stellt sich der Deutsche unter der Jagd mit der Meute ein farbenprächtiges Bild vor, bei dem reiche Leute, die nur ihrem Vergnügen leben, mit Horridoh und Hussasa auf schnellen Rossen hinter den Hunden querfeldein brausen. Diese Vorstellung entspringt meist der Betrachtung alter Stiche, sei es nun der Bourbonenkönige oder der Lords und Squires im merry old England. Aber Gemälde und Stiche sind ja immer idealisiert. Erst die heutige hochentwickelte photographische Technik gibt dem Sportschriftsteller Gelegenheit, dem Leserkreis die Kenntnis der Jagd mit Meutehunden in einem wirklichkeitsgetreuen Anschauungsunterricht zu übermitteln.

In Deutschland bestehen zur Zeit nach langsamem Wiederaufbau in den letzten Jahren etwa 30 Schleppmeuten. Schleppen sind Jagden, bei denen nicht hinter lebendem Wild, sondern hinter einer künstlich gelegten Wildschleppe geritten wird. Man jagt auf Truppenübungsplätzen wie der Senne (wo zu Hubertus allerdings auch wieder ein Keiler ausgesetzt wird) oder in ausgesuchtem Gelände, unter Vermeidung von Flurschaden. Die dabei verwendeten



Der rein gezogene Otterhund, ein Nachkomme des alten Southern-Hound
Aufnahme „Sport & General“



Ankunft der Meute im Jagdgebiet. Aufnahme „Wide World"

Hunde sind meist englische Fuchshunde, mit denen hier weiter gezüchtet wird.

Das englische „Foxhound"-Blut herrscht auch in Frankreich in dem bunten Gemisch der dortigen „Chiens courants" vor. Die Franzosen haben zum erstenmal 1922 die verschiedenen Rassen ihrer Meutehunde durch Bilder und Maße mit 28 Typen genau festgelegt. Der Engländer kennt nur sechs Rassen von „hunting dogs", die genau durch Ausschüsse, Ausstellungen und Stammbäume seit vielen Jahren überwacht werden: Staghounds, Foxhounds, Harriers, Beagels, Otterhounds und die seit rund sechzig Jahren aus Frankreich eingeführten Bassets.

In Frankreich bestanden im Jahre 1913 etwa 280 Meuten, die heute auf rund 100 zusammengeschmolzen sind. Das Bild einer französischen Meute ist, wie gesagt, lange nicht so einheitlich wie das in England: die französischen Meuten zählen weniger



Die Suche am Flusse. Aufnahme „Adams"



Auf der Spur des Otters. Aufnahme „Wide World"

Hunde, weisen oft Kreuzungen der verschiedensten Rassen auf, die alles jagen, vom Hirsch, Damhirsch, Wildschwein und Reh bis zum Fuchs und Hasen. Oft vereinigen sich auch — hauptsächlich zur Sauhatz — verschiedene Meuten, und es ist durchaus gebräuchlich, dieselben Hunde sowohl zur Reitjagd als auch zum Stöbern auf der Schießjagd zu verwenden. Und noch ein bemerkenswerter Unterschied: in Frankreich erfolgen die Jagd und das Erlegen des Wildes mit vielem Blasen, man folgt dabei uralten Jagdgebräuchen (der Master und verschiedene auserkorene Mitglieder des „équipage", boutons genannt, führen ein großes Jagdhorn und rechnen es sich zur Ehre, darauf zu blasen, so unmusikalisch sie auch sein mögen) — im Gegensatz zu England, wo man den Sport des langen Galopps oder des Hinterherlaufens bevorzugt: es gibt in England 100 Fußmeuten, die an die Beine und die Ausdauer der Teilnehmer keine geringen Anforderungen stellen.

Einer Meute zu Fuß zu folgen ist in Frankreich fast unbekannt. Und hier ist es Privatsache einzelner Persönlichkeiten, einen „équipage" zu halten — in England dagegen gibt es Subskriptionsmeuten mit riesigen Teilnehmerzahlen. Die Jagden der wenigen großen französischen Meuten spielen sich in den vom Master gemieteten Staatswäldern ab und ähneln dem englischen, deutschen, ungarischen und italienischen Jagdreiten sehr wenig. Franzosen bringen der Fuchsjagd, die in England die Hauptsache ist (es gab dort 217 Fuchsmeuten im Jahre 1927), wenig Interesse entgegen, sie jagen die oben angeführten Tiere und den Wolf. So hat von 1902 bis 1914 die Meute Gençay, bei der sich auch Mestizen (Mutter Wölfin, Vater Hund der Poitourasse) befanden, 53 Wölfe zum Halali gebracht. Allerdings wird der Wolf bald ganz aus Frankreich verschwunden sein.

Beim englischen Foxhunting wird der sozusagen gehegte Fuchs aus den künstlichen, meist aus Ginster gepflanzten und mit künstlichen Bauen nebst Trockenlegungsröhren — der Fuchs liebt keine Nässe — angelegten Dickungen, „coverts" genannt, aufgestöbert und gejagt.

Über die wenigen Hirschjagden (10 Meuten in Großengland) kann man sich dahin kurz fassen, daß der Rothirsch, zuweilen auch ein weibliches Tier, zunächst von Jägern eingespürt, dann von einigen wenigen guten, aber nicht Laut gebenden Hunden, „tufters" genannt, aufgestöbert und von dem übrigen Rudel getrennt wird, bis dann die Jagd beginnt, die meist in einem Wasserlauf endet.

Die Jagd mit „harriers", Hasenhunden (1927 gab es 67 Harriermeuten mit Teilnehmern zu Pferde), die früher auch in Deutschland geübt wurde, vollzieht sich in ähnlicher Weise wie das „stag- and foxhunting", nur, daß sie viel weniger kostspielig ist und daß der Hase nicht geradeaus läuft wie Hirsch und Fuchs, sondern meist Haken schlagend in sein altes Revier zurückkehrt, — falls ihm dies beschieden sein sollte.

Der „harrier" ist eigentlich nichts anderes als ein leicht gebauter Fuchshund. Mit hare = Hase hat der Name nämlich nichts zu tun; manche behaupten, der harrier sei eine besondere uralte Rasse, von der schon Xenophon schrieb.

einem Kork verschlossen und mit einer Etikette, die die Entfernung der Probe vom Grunde des Moores angibt, versehen. Nicht überall haben wir es so bequem, daß wir unsere Proben den Aufschlüssen der Torfstiche entnehmen können. In unabgebauten Mooren arbeitet man mit einem Torfbohrer, der bis zur gewünschten Tiefe ins Torflager eingetrieben wird, worauf durch einen sinnreichen Mechanismus des Torfbohrers eine Probe in dieser Tiefe entnommen wird.

Haben wir nun unsre Serie von Torfproben lückenlos von 10 zu 10 Zentimeter entnommen, so erfolgt die weitere Untersuchung im Laboratorium. Jede Probe wird zerkleinert und mit 15 Prozent Salpetersäure (oder konzentrierter Natronlauge) aufgeschlämmt. Die Salpetersäure bewirkt in etwa ein bis zwei Tagen einen völligen Zerfall der Probe in die Einzelbestandteile, vorausgesetzt, daß die Probe bis zur Untersuchung feucht erhalten blieb, und zugleich Aufhellung der Reste. Von dem so gewonnenen Brei wird der Feinschlamm mit einem feinen Haarsieb abgesiebt und daraus werden mikroskopische Präparate in Glyzeringelatine angefertigt. In den so hergestellten Präparaten werden die Pollenkörner zunächst hinsichtlich ihrer Artzugehörigkeit bestimmt (qualitative Bestimmung) und dann mittels Kreuztisches bei etwa 200facher Vergrößerung gezählt (quantitative Bestimmung). Aus den gewonnenen absoluten Zahlen werden die Prozentzahlen der einzelnen Arten, bezogen auf die Gesamtsumme des Waldbaumpollens, berechnet; finden wir also z. B. in einem Präparate 111 Kiefern-, 30 Birken-, 6 Fichten-, 3 Weiden-Pollenkörner, so ergibt sich der Anteil der einzelnen Bäume in Prozenten des Waldes mit 74 Prozent Kiefer, 20 Prozent Birke, 4 Prozent Fichte und 2 Prozent Weide. Diese Prozentsätze bezeichnen wir als Pollenspektrum der einzelnen Schicht. Im weiteren Verlauf unserer Studien stellen wir unsre Zählungsergebnisse graphisch in Diagrammen dar. Ihnen entnehmen wir z. B., daß die Eiche erst in einer bestimmten Zeit im Gebiete erscheint und an Verbreitung zunimmt, bis sie später anderen Baumarten weichen muß. Diese graphische Darstellung des wechselnden Prozentanteiles der einzelnen Bäume im Laufe der Zeit nennen wir ein Pollendiagramm; es ist nichts anderes als die Entzifferung der Aufzeichnungen des Waldes, übertragen und übersetzt in die Sprache der modernen Wissenschaft. Wir sehen keinen großen Unterschied in der Tätigkeit unseres „Pollenanalytikers" und der Forschungsarbeit eines Papyrusforschers.

★

Wie nun der Altertumsforscher darangeht, aus den einzelnen Papyrusfunden die Geschichte eines längstverschwundenen Zeitalters zu erschließen, so wollen wir aus den Pollendiagrammen die Geschichte unsres Waldes erforschen. Wir gehen an die Beantwortung der Frage: „Was erzählt uns der Wald?" Er berichtet uns vor allem, daß die herrschende Baumart, also die waldbildende Baumart im Laufe der Jahrtausende, die zur Bildung des Torflagers notwendig waren, nicht immer dieselbe war. Dehnt man die Untersuchungen auf ein größeres Gebiet, sagen wir auf die Moore Bayerns, Polens, Schwedens oder Englands aus, so sehen wir, daß in jedem Gebiete der Wechsel ganz gesetzmäßig verläuft.

Wir müssen nun etwas weiter ausholen. Die europäischen Moore liegen nicht regellos in der Landschaft verstreut, sondern sind für bestimmte Gebiete, z. B. Südschweden, Norddeutschland oder den Nordrand der Alpen, charakteristisch. Es sind dies ehemals vergletscherte Gebiete. Wir müssen uns vorstellen, daß einst die Eisströme große Schuttmassen, sei es von Norden her, sei es aus den Alpen, vor sich hergeschoben und im Flachlande zur Ablagerung brachten. Zwischen diesen Schuttmassen bilden sich Wannen und Rinnen, ausgekleidet mit feinem Gletscherschlamm, die sich nach dem Rückgang des Eises mit Wasser füllen. So entstehen in der Moränenlandschaft viele Seen, die zum Teile heute noch erhalten sind, zum Teile heute verlandet sind, das heißt mit Torflagern ausgefüllt sind. Schilfrohr, Seggen, Schachtelhalme und Moose rücken in diesen flachen Mulden von den Rändern her gegen das Innere immer mehr vor, der offene Wasserspiegel wird immer kleiner, bis die ganze Mulde vom Sumpf erfüllt ist. Siedeln sich dann Torfmoose (Sphagnum-Arten) an, so wächst das Moor über den Grundwasserspiegel hinaus und wölbt sich auf — es bilden sich Hochmoore.

Die absterbenden Pflanzenmassen des Sumpfes und Hochmoores aber verwesen nicht, sondern werden zu Torf, der sich Schicht auf Schicht ablagert. Daß die Hochmoorbildung auch anders, z. B. durch Versumpfung von Wäldern, einsetzen kann, sei nur kurz erwähnt. Die Bestimmung des Anfangspunktes der Torfbildung, der in Mittel- und Nordeuropa meist in die Zeit nach der letzten Vergletscherung zu verlegen ist, ist von großer Bedeutung. Wir erfahren aus unseren Torfprofilen, wie in das ehemals vergletscherte Land allmählich der Wald einrückte und in welcher Reihenfolge die verschiedenen Baumarten in unserem Lande erscheinen.

Selbst auf die Gefahr hin, für den Nichtfachmann etwas weitschweifig zu werden, möchten wir doch eine Stelle aus einer Arbeit von Karl Bertsch hier wiedergeben, welche uns zeigt, daß die pollenanalytische Methode auch zur Feststellung der Einwanderungswege der einzelnen Waldbäume in das eisfrei gewordene Gebiet wertvolle Dienste leistet, ja sogar gestattet, die Länge der Zeit, die die einzelnen Bäume zur Wanderung bedurften, zu berechnen. Bertsch berichtet, daß die Kiefer Südwestdeutschland vom nörd-

lichen Teil der oberrheinischen Tiefebene aus wiederbesiedelt hat. Die größte Entfernung, bis zu welcher der Wind die Samen der Kiefer forträgt, beträgt 1 bis 2 Kilometer. Setzen wir als Durchschnitt 1,5 Kilometer. Da nun dieser Baum frühestens im Alter von 15 Jahren fruchtbar wird, so braucht er zu einem Weg von 10 Kilometern mindestens 100 Jahre.

„Im frühesten Postglazial bildete der nördliche Schwarzwald, der über 1000 Meter aufsteigt, für die Waldkiefer wahrscheinlich eine unüberwindliche Schranke. Die Zuwanderung dieses Baumes mußte also aus den nördlich des Schwarzwaldes gelegenen Teilen der oberrheinischen Tiefebene erfolgen. Um das Wasenried bei Sigmaringen zu erreichen, mußte die Kiefer einen Weg von 120 Kilometern zurücklegen, bis an den Federsee aber 130 Kilometer. Dazu brauchte sie mindestens 1200 und 1300 Jahre. Aber das sind Mindestzahlen, die nur dann zu erreichen waren, wenn jedesmal, sobald ein junges Kiefernbäumchen blühfähig und fruchtbar geworden war, der Wind einen Samen genau in der Richtung des Zieles zur größtmöglichen Entfernung verwehte. Das ist aber wenig wahrscheinlich. In Wirklichkeit wird die Wanderzeit viel länger gedauert haben." Für die Buche berechnet Bertsch die Wanderzeit von den Erhaltungsstandorten während der Eiszeit in Frankreich bis nach Sigmaringen auf weit über 8000 Jahre. In der Tat kann man in den Mooren, die auf den Wanderwegen liegen, eine zeitliche Verspätung des Auftretens der betreffenden Pollenart verfolgen.

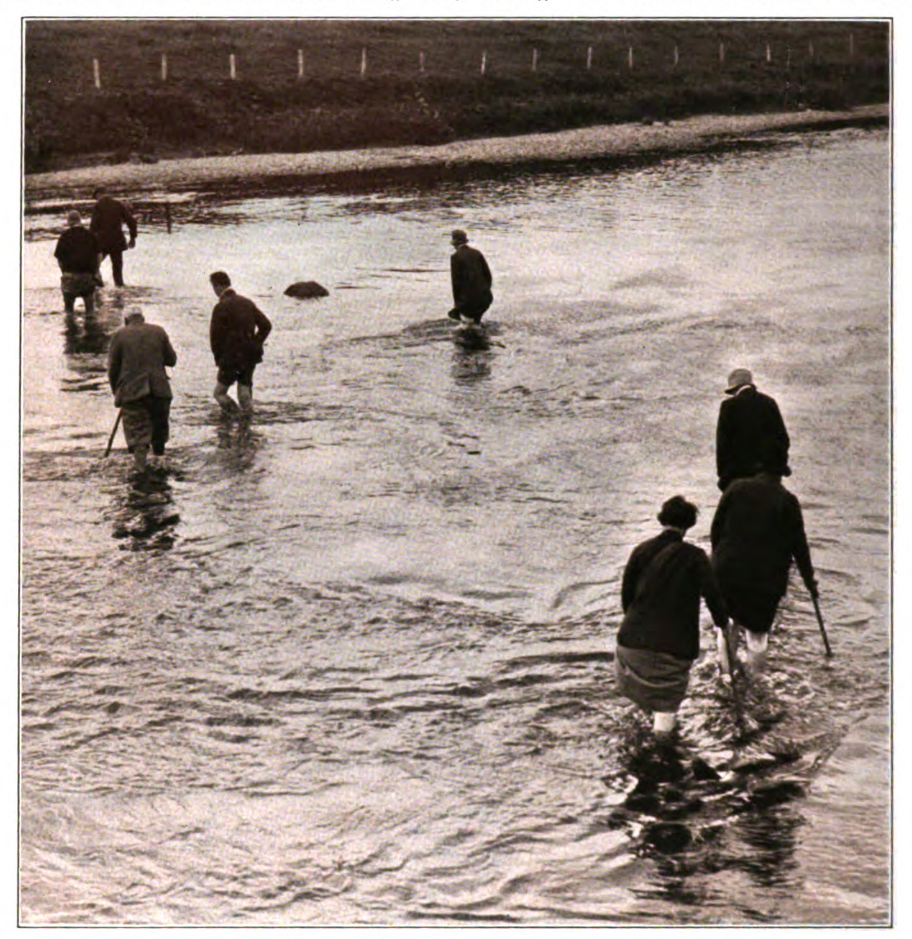
*

Unsere Untersuchungen machen uns nicht nur mit der Einwanderungsgeschichte der einzelnen Bäume bekannt, sondern aus den einzelnen Baumgeschichten können wir die Waldgeschichte einer Gegend erschließen. Wenn auch im großen ganzen die Waldgeschichte Mitteleuropas ziemlich gleichmäßig verlief, so ist es heute, wo die Forschungen noch lange nicht abgeschlossen sind, nicht angezeigt, zu verallgemeinern, sondern man wird vorsichtig nur die Ergebnisse anführen, die die Untersuchung eines enger begrenzten Gebietes zutage gefördert hat. Wir erzählen die Waldgeschichte des Inn- und Salzachgebietes.

Der erste Abschnitt umfaßt die Zeit, in der die Kiefer unbedingt vorherrschte. Diese Zeit wird als Kiefernzeit bezeichnet. In ihr ist auch schon die Birke spärlich vertreten und die Fichte meldet durch geringe Prozente bereits ihre Ankunft an. Im zweiten Abschnitt geht die Kiefer zurück, während es die Hasel nunmehr zu einem Maximum bringt, auch die Erle trifft ein; Fichte und Eichenmischwald vollziehen ihren Anstieg. Da die Kiefer immer noch die herrschende Holzart ist, wird danach und wegen des Haselmaximums diese Zeit die Kiefern-Haselzeit genannt. Der nun folgende dritte Abschnitt ist durch die maximale Ausdehnung des Eichenmischwaldes und zugleich der Fichte gekennzeichnet und wird deshalb Eichen-Fichtenzeit genannt. Kiefer und Hasel treten hier zurück, dafür kommen jetzt Buche und Tanne, ohne es jedoch zu besonderer Entwicklung während dieses Abschnittes zu bringen. Allmählich aber nimmt die Buche stark zu und beherrscht das Feld durchaus, während die Fichte sich auf die absteigende Linie begibt. Diese Buchenzeit dauert fast bis zur Gegenwart. Endlich ist als letzter Abschnitt noch die rezente Fichtenzeit zu erwähnen, die durch die menschliche Kulturtätigkeit hervorgerufen ist.

Soweit bewegen wir uns ganz auf dem Boden der Tatsachen. Der menschliche Geist begnügt sich aber zu keiner Zeit mit der bloßen Feststellung des Tatsächlichen, sondern sucht tiefer einzudringen und die Ursachen des tatsächlich Gegebenen zu ergründen. So auch hier. Wir fragen: Was sind die Ursachen dieses Baumwechsels, der sich auf weite Strecken verfolgen läßt? Man folgert sie aus den klimatischen Anforderungen, die die einzelnen Waldbäume heute stellen. Aus dem Wechsel der Baumarten schließen wir auf einen allmählichen Klimawechsel, der das Vordringen oder Zurückgehen dieser oder jener Baumart bedingte. Zuerst hat Blytt (1882 und 1876) aus dem Aufbau der skandinavischen Moore auf einen mehrfachen Wechsel des Klimas im Postglazial geschlossen und durch Sernander (1894, 1908, 1910) hat diese Ansicht Bestätigung, Abänderung und weiteren Ausbau gefunden. Nach dem Zurückweichen des Eises wurde das Klima allmählich günstiger; diese Übergangszeit nannten Blytt und Sernander die arktische und subarktische Zeit (jetzt meist als boreale Zeit bezeichnet). Ihr folgte dann eine Periode, die durch ein kontinentales Klima, durch Trockenheit und höhere Sommerwärme charakterisiert ist; sie wird die boreale Zeit genannt. Sie wurde abgelöst durch eine warme, aber feuchtere, die sogenannte atlantische Zeit. Am Ende derselben trat eine Austrocknung ein; es ist die Zeit des Grenzhorizontes der norddeutschen Moore. Sie war warm und trocken und wurde wegen dieser Ähnlichkeit mit der borealen Periode die subboreale Zeit genannt. Mit Ablauf dieses Zeitabschnittes trat eine erhebliche Klimaverschlechterung ein; die Niederschläge nahmen wieder zu und die Temperatur ab. Diese subatlantische Zeit, wie man diese Periode bezeichnet hat, dauert bis zur Gegenwart, und es macht den Eindruck, als ob das heute bei uns herrschende Klima nicht wesentlich von dem verschieden ist, das man für das Subatlantikum annimmt.

De Geer (1925) hat aus Untersuchungen an Bändertonen in Schweden in geistvoller Weise eine Zeitbestimmung der einzelnen postglazialen Perioden zu geben versucht, die wir mit einer Parallelisierung der Waldperioden im bayrischen Alpenvorland auf der folgenden Seite wiedergeben:



Die Teilnehmer beginnen ein „Stickle“ zu bilden. Aufnahme „Sport & General“

Rock, weißer Kragen, weiße Breeches und blaue Strümpfe oder Dartmoor (gegründet 1825) von der Kappe bis zu den Strümpfen alles blau mit weißem Plastron oder die älteste, 1790 gegründete Culmstock, bei der die Damen eine graue Jacke mit roten Aufschlägen und rotem Kragen tragen.

Culmstock jagt dreimal in der Woche; der Mindestbeitrag für neue Mitglieder beträgt rund 100 Mark jährlich. Ähnlich wie bei der Jagd zu Pferde ist jeder Teilnehmer willkommen; der einmalige Beitrag für eine einzige Jagd, den man „Cap“ nennt, beträgt bei der billigen volkstümlichen Otterjagd 3 Mark — oft auch noch weniger.

Die mit der Otterjagd verbundene Freude am „Draußensein“, wie auch das Wetter sein mag, ist typisch germanisch. Typisch englisch ist die viele Zeit, die jung und alt, reich und arm beiderlei Geschlechts für den Sport aufbringen. Die Culmstock z. B. ging vor dem Kriege, wenn die Heuernte in England begann, mit einer Menge Teilnehmer nach Irland, wo es keine Otternmeuten gibt, hinüber. — Auch sonst hat die „einfache“ Otterjagd, die in den schönen Sommermonaten von Mitte April bis Mitte September ausgeübt wird, der „teuren“ Jagd zu Pferde, die im Winterhalbjahr stattfindet, gegenüber viele Vorteile: beschauliche Freude an der Natur, an der stundenlangen Arbeit der Hunde — vielleicht auch an den schönen Picknicks. Man kennt dabei kein Gedränge unzähliger Reiter (in den Shires betragen die Jagdfelder ja oft hunderte).

Jedermann, ob Herzogin oder Schuljunge, fährt zum „Meet“ der Otterjagd dritter Klasse, man zieht sich um und übernachtet in den einfachsten Dorfkneipen, und die Picknicks spielen sich ländlich ab.



„Forming a stickle“, eine lebendige Absperrungslinie, die das Entkommen des Otters verhindern soll

Anwohnende Teilnehmer und besonders der Master schicken — früher im Dogcart, heute im Auto — einfache Dinge für die vielen Hungrigen heraus: einen riesigen Käse, mehrere Laibe Brot, einen großen einfachen Kuchen, die typischen englischen Korinthensemmeln, dazu Bier, Whisky und Limonade.

Das Meet einer Otternmeute ist ein äußerst malerisches Bild: die bunten Anzüge der Mitglieder, die Hunde, bei denen die reizenden drahthaarigen Terriers beim Publikum am beliebtesten sind, und das auch in der heißen Zeit am Ufer der Flüsse stets frische Grün!

Der Master begrüßt jeden einzelnen Jagdteilnehmer — und die Jagd beginnt. Zum Master taugt nur eine sehr volkstümliche, heitere und taktvolle Persönlichkeit, denn es ist nicht leicht, diese vielen Sportslustigen



Der 3. Hund von links hat den Otter gefaßt. Aufnahme „Wide World“

aller Gesellschaftsklassen in Ordnung zu halten. Auch während der Jagd selbst spielt der Master eine große Rolle: er kennt genau die Fährte des Otters und all die kleinen Anzeichen, an denen man seinen Verbleib feststellen kann. Zum Beispiel frißt der Otter Lachs und Forelle vom Kopfende an, während er Aale, seine Hauptnahrung, nur von der Mitte bis zum Schwanz vertilgt. Der Master paßt auf, daß alles wirklich weidgerecht zugeht, wozu auch gehört, daß er ein trächtiges Otternweibchen sofort erkennt und die Hunde abschlagen läßt.

Auf der „Suche", mit der die Jagd anfängt, werden von der Meute die Ufer der Bäche und Teiche abgesucht. Dabei kommt ihr zustatten, daß der Otter die penetranteste Fährte allen Wildes hat. Vor und hinter den Hunden beobachten viele Kundige die Wasserfläche, damit der Otter nicht entweicht, wenn er endlich aus einer Röhre unter der Wasseroberfläche von den nun wütend umherschwimmenden Hunden, die plötzlich stumm geworden sind, hochgemacht wird. Eine Kette von Blasen markiert den Weg, den der Otter unter Wasser schwimmt. Bei deren Anblick bemächtigt sich der Teilnehmer eine fieberhafte, für Nichtengländer fast unbegreifliche Aufregung. Ist das Wasser nicht zu hoch, so sperrt man auf zwei Seiten den Bach ab, indem die Teilnehmer, oft bis über die Knie stundenlang im Wasser stehend, eine lebendige Absperrungskette bilden: „forming a stickle". Hierbei bedienen sich Damen und Herren eines langen Stockes, der dringend notwendig ist, allein schon, um im sumpfigen Boden zu tasten. Echt englisch ist die große Wichtigkeit, die diesen Stöcken beigemessen wird — z. B. lassen „Culmstock" und „Courtenay Tracey" diese besonders in Salesbury anfertigen. „Courtenay Tracey" haben, als einzige Meute, am oberen Ende ihres Stockes einen Ring, der an die Zeiten erinnert, wo es noch für weidgerecht galt, dem Otter mit Netzen zu Leibe zu gehen.

Jeder „Kill" — bei uns sagt man auf gut deutsch „Halali" — eines Otters, der oft erst nach vielen Stunden erfolgt, wird feierlich mit einer Kerbe oder einem Nagel auf dem Stock vermerkt. Natürlich kommt der Flirt in weit ausgedehntem Maße zu seinem Recht. Manche Kerbe auf dem „Pole" erzählt da wohl auch von Dingen, die ein Geheimnis bleiben zwischen dem Stock und seinem Besitzer — oder seiner Besitzerin.



Halali bei der Otterjagd. Aufnahme „Sport & General"



Fischotter. Bronze von Prof. Max Esser



Erzherzogin Maria von Steiermark, geb. Prinzessin von Bayern Medaille aus dem Jahre 1600

zwanzig Jahre später etwa, von den ersten „Sengern und Brennern“ des Islam weggetrieben zu werden!

Dann wurde sie schlecht übermalt. Und das war mir recht: „Gut genug für die andern“. Auch verwitterte das schaurige Bild unter der modernen Farbendecke in ebensoviel Lustren, als es bisher Jahrhunderte gehalten hatte. Vierhundert Jahre dauerte sein „Verfall“. Zwanzig Jahre hielt seine „Rettung“.

Jetzt ist sie vollkommen unkenntlich, meine erste und einzige liebe Frau von Graz. Und das ist mir recht. Denn Jugendlieben soll man später nicht wiedersehen. Dem Türken und dem Grazer Gemeinderat, der wie stets die billigsten Künstler und Farben bestellte, sei Dank. Sie haben mir früh genug gezeigt, daß die völlig ferne Frau die schönste ist. Sie haben mir die erste Grazerin gegeben und genommen. Ja, das ist mir recht. Auf die letzte warte ich noch. Und das ist das Schönste: ewig auf die Schönste warten.

Denn schön waren sie immer. Die toskanischen Fürsten holten sie sich sogar mitten unter ihre ‚damigelle‘ hinein. Und ihre Bilder überstrahlen heute noch florentinische Schönheit. Kiselack aber, der berühmte schriftliche Kuckuck seines eigenen Namens, den Scheffel noch auf der seither gestürzten höchsten Zinne des Aggstein gelesen, Kiselack, der während der Audienz beim Kaiser Franz Joseph seinen Namen sogar in das allerhöchste Ebenholztischchen kaiserlicher Majestät geschnitzt, hat ein wunderbares Büchlein über Graz und die Grazerinnen geschrieben, eins der reizendsten, deutschen Reisebücher, voll von Graz und seinen Frauen!

Sogar Wien, dieses Wien, dessen Frauen Ungarinnen und Polinnen gefährlich zu werden vermögen, selbst den Russinnen (was die Pariserin nie zustande bringt), sogar Wien hat da einmal eine kleine Schlappe erlitten!

Sitze ich mit dem (älteren Lesern dieser lieben Zeitschrift unvergeßlichen und dem deutschen Romanschwärmer erst recht unentbehrlichen) Hanns von Zobeltitz und Ernst Decsey zusammen im Apollotheater zu Wien, in der Kaiserstadt der Frauenschönheit. Kokettiere immer ein wenig zum Nachbartisch nach dunklen Augen hinüber, die völlig mir gehören; so tief und beharrlich liegen sie in den meinen. Ich bin halb betäubt. Ich höre bloß ungefähr, daß Zobeltitz von der unglaublichen Schönheit der österreichischen Rasse spricht. „Unsere Frauen verlieben sich in Innsbruck und Bozen alle in Kaiserjägeroffiziere. Und erst die Wienerin! Da, am Nachbartische schon — —“

Ich fuhr zusammen wie Montezuma, als sein Reich entdeckt wurde. — „Dieses Mädel! Ah: Halb romanisch. Ein Schuß Orient; ein wenig slawische Backenbreite, aber grade so wenig, daß nicht die schöne Katze zum Vorschein kommt. Langgezogene, dunkle Augen. — — Diese Wienerinnen — — —!“



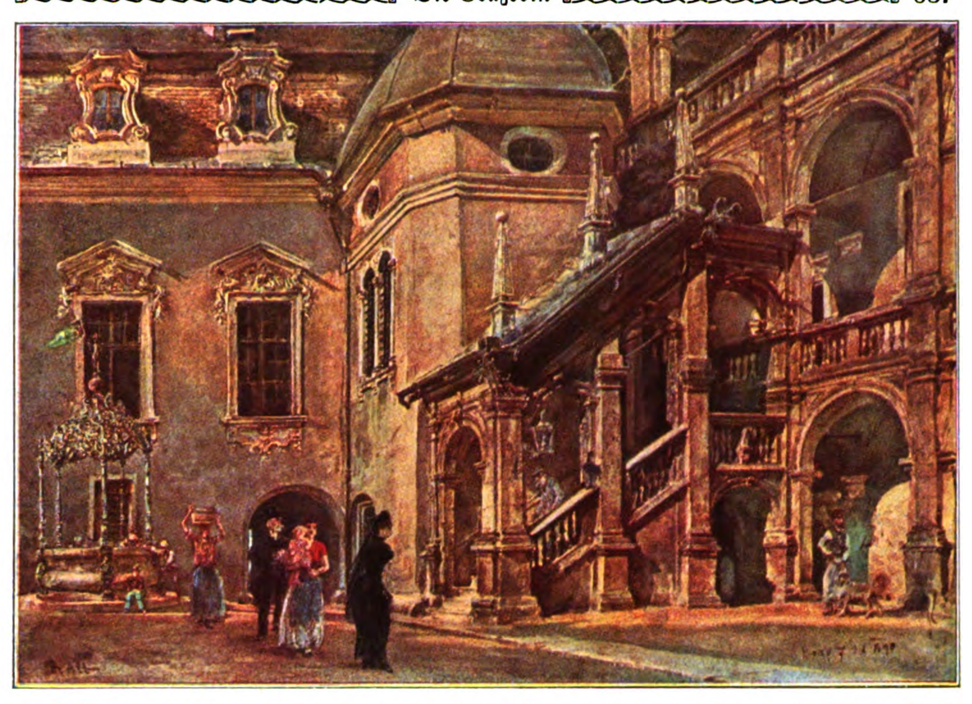
Antonia Gräfin Edling, Tochter der Gräfin Saurau, vermählt 1785 mit Andreas Vinzenz Garzarolli-Thurnlackh. Stich von Kauperz

Ich fahre noch einmal zusammen. Denn Decsey, ahnungslos darüber, daß ich von Der ganz ein wenig Liebes weiß, weil sie so entzückend hinter den Schultern ihres Bräutigams zurückzuschauen versteht, er sagt beinahe triumphierend: „Ist eine Grazerin aus der H— straße. Heißt — —“

Ein Wirbel von Schreck schlägt um mich, der sogleich



Gräfin Emma Wickenburg, geb. Gräfin d'Orsay Gemahlin des steirischen Statthalters Graf Wickenburg



Der Hof des Grazer Landhauses in der Herrengasse mit dem bronzenen Brunnen und dem Aufgange zum Rittersaal. Aquarell von Rudolf von Alt. Original im Besitze des Generaldirektors Albert Pollak in Wien

in einem kalten Guß endet. Denn der alte Zobeltitz sagt: „Ah so; richtig! Ich vergaß, genauer hinzuschauen. Wirklich, die wohlgeformten, wahrhaft schönen Hände, die geschmackvollen, nicht zu übertreffenden Schuhe, alles um eine Linie ‚gesünder', (wollen wir sagen) als im grazileren Wien. — Bartsch, ich muß wirklich immer an Ihre reizende Entdeckung jener Karossen am Grazer Bahnhof denken ..."

„Steirerwagerl, Kalesche, Landauer, Halbblut aus Ponigl, entzückende Pferderasse." Aber ich hätte den geliebten alten Zobeltitz damals gerne erwürgt.

Nicht, daß es stimmte. Ich wenigstens sah weder große Hände noch ebensolche Füße an ihr; aber ich maß mit entgötterten Augen und hatte Angst, die Grazerinnen allzu schön finden zu müssen, wie das denn stets mein Fluch und mein Segen war.

★

Ernst Decsey war es auch, der die „Zwirnhandschuhgrazerin" entdeckte. Ohne ihr wehe zu tun; der Pensionistentochter, die durch die halbe Welt transferiert worden war und deshalb nie zu einem Manne kam, bis sie in Graz endlich an ihrem treu mitgereisten Klavier und bei Wagner, Strauß, Puccini Ruhe fand, um in den Konzertsälen das allerbeste Publikum mitbilden zu helfen, das es vielleicht auf der Erde gibt! Denn was die Grazerin ist, das ist sie ganz. Wahrhaftig. Sie ist auch meist ganz untreu oder ganz treu. Sie lebt und stirbt in der Kunst, wenn sie nicht für einen Mann leben und sterben darf. Und oft lebt sie beiden vollwertig: dem Manne und der Kunst. Manchmal und leider sogar der Politik.

Denn das zweite große Grazer Grauen meines Lebens, nach dem Gottesplagenbild, verursachte die Tatsache, daß der alte Bismarck einmal aus politischen Gründen eine Grazerin küßte.

Mir sind die schweigenden Frauen die liebsten. Und das „mulier taceat in ecclesia" erstrecke ich auf den Sinn: „Das Weib selber ist eine Kirche."

Ach, dies Schweigende und Verschwiegene hab' ich so oft in Graz getroffen! Diese unermeßliche Gabe der Frau, bloß „dazusein". Zu stehen, zu sitzen. Zu schauen. Ahnung ahnen zu lassen. Zu gehen wie eine Wolke, der man rettungslos nachschauen muß: Hoch, fern, still.

Und dabei zufällig ein wenig Himmel freigeben; ahnungslos.

Diese Art oder Unart reicht aber sogar bis in die kleinen, alten Winkel, bis unter langsam tickende, tabakbraune Schwarzwalduhren in Vorstadtkaffeeschenken. Diese stille, diese ferne Rasse aus fernen Gegenden. Hier fremd, also scheu und geduckt, und damit viel lieblicher, erlösungsbedürftiger als daheim! Diese braunen Augen unter Ringellocken haben keine Mädchenkumpanei, mit

Die Erkenntnis stimmte ihn dankbar wie schon oft. Er hätte ihr eine Freude machen mögen. Warum bat er sie nicht, selbst mitzufahren? Sie würde es gern tun! Vielleicht entbehrte er sie sogar!

Dann sah er die Unmöglichkeit dieser Dinge ein. Es gab etwas, das fügte sich nicht in den Alltag, wie ihn die Menschen sich seit Jahrhunderten geschaffen! Es riß an seinem Innersten. Es gab etwas, was über diesen braven Alltag hinausging!

Hastig beendete er sein Frühstück. Fort jetzt! Fort! Es schien ihm, als könne er nicht rasch genug auf den Weg kommen! Er stand auf und nahm seinen Winterrock. Aber noch einmal von seinen Gefühlen übermannt faßte er Frau Anna bei den Schultern.

„Mache dir keine Sorge. Am Abend bin ich wieder da," tröstete er sie.

Aber es war ihm, als sage er Dinge, die sehr wohl anders sein könnten. Eigentümlich wurde ihm zumut, als müßte er Frau Anna und die Stuben und sein Haus noch einmal recht betrachten, als gehe er irgendwie für lange Zeit von ihnen fort. Und nun wiederholte sich ihm der Drang, Frau Anna zu sagen, wohin er gehe, warum er gehe und schon oft gegangen sei. Er meinte die Hand ausstrecken und sie zu sich ziehen zu müssen, damit er ihr alles erkläre. Und stand doch auch hier wieder vor der Unmöglichkeit. Solche Erklärung forderte Zeit! Und es litt ihn nicht länger! Und wer sollte verstehen, was er zu sagen hatte? Es konnten nur Schmerzen daraus kommen und Unfriede! Die Regung verflog. Fort nur! Noch einmal: Nur fort!

„Ade," sagte er zu Frau Anna.

Sie stand schon neben ihm, klein, zart neben seiner Breitschultrigkeit, und steckte ihm das Halstuch, das sie ihm umgeschlungen, im Rocke fest.

Seine Hand strich ihr über den grauen Scheitel.

Sie fühlte, daß jene heiß war. Auch ihr wurde eigentümlich zumut. Warum erzwang er nun wieder diese Fahrt? War er in diesen Brüchen so nötig? Oder hatte er ein anderes Ziel? Wieder suchte sie in dem Dunkel, das sie noch nie aufzuhellen vermocht hatte. Und grübelte doch nicht lange. Vielleicht war das Nichtwissen besser! Sie war auch so gewohnt, sich immer zu bescheiden. Sie begleitete Steinmann zum Wagen hinunter.

Hier standen sie Hand in Hand. Frau Anna fühlte abermals, wie die seine glühte. Aber sie sagte nichts mehr. Sie schmiegte sich nur einen Augenblick lang an ihn, als er sie auf die Stirn küßte.

Der Wind trieb die Nebel an den Bergen hin; aber ihr kalter Rauch strich auch an den beiden vorbei, die am Wagen standen.

Steinmann wandte sich an Jost, den Knecht, und gab ihm ein paar Weisungen: „Mach' dem Braunen eine Einreibung, er hinkt noch immer etwas. Bring' auch das beschädigte Geschirr zum Sattler."

Jost antwortete mürrisch und kurz wie immer. Man wußte nie, ob er recht verstanden hatte.

Als der Wagen nun fortrollte, sagte der Knecht zu Frau Anna: „Wenn der Meister nicht bald wiederkommt, muß er einen Schlitten zur Heimfahrt pumpen."

Sie bestätigte mit beschwertem Herzen: „Ja, es scheint Schnee zu geben."

Und aus ihr wichtigeren Sorgen heraus fragte sie: „Hat er nicht krank ausgesehen?"

Jost antwortete, er habe nichts bemerkt; aber — er war überhaupt nicht gewohnt, sich um anderer Befinden zu kümmern.

Steinmann saß im Wagen, hielt das Leitseil und die Peitsche, zog die Bremse an, wo die Straße sich senkte, und trieb das Pferd manchmal zur Eile, aber er tat alles das in einer Art von Taumel. Er hatte auch die Aufträge an den Knecht halb im Traume erteilt, geredet, geredet, damit man ihm nicht anmerke, wie ihn innerlich etwas mahnte, nicht zu fahren. Die Gedanken, die ihn jetzt heimsuchten, waren träge, aber ihre Zahl war so groß, daß gerade in ihrem langsamen, wälzenden Wechsel die größte Qual lag. Er spürte dumpf, daß sein Haus zurückblieb und das Dorf und der Knecht und — Frau Anna. Und dunkel war ihm, als habe er diesen beiden Wichtiges nicht gesagt, was er zu sagen beabsichtigt. Aber was es gewesen, darauf besann er sich nicht.

Nach einer Weile fror er heftiger. Er knüpfte den Mantel fester und sein schmerzender Kopf formte neue Einfälle. Mußte immer der Winteranfang ihm so in die Glieder fahren? Und war das nun jedesmal schwerer zu überwinden, weil das Alter die Widerstandsfähigkeit verminderte?

Die alte Klage erwachte wieder in ihm: Wie schnell doch die Zeit des Niedergangs gekommen war! Das meiste dahin, was seines Tages Inhalt gebildet hatte! Hier in Anderfluh, durch das er eben fuhr, die Häuser, vor Jahren erworben, gehörten nun einem andern! Dort die Bahn, die er hatte bauen helfen, die seine Entschlossenheit allen Widerwärtigkeiten zum Trotz durchgezwungen hatte! Sein Geld stak noch in dem Unternehmen. Aber an seiner Stelle regierten neue Leute! Und das Haus am Joch droben und das andere in Oberwald, an dem sein Fuhr-

ihren Zofen und Dueñas und Dienerinnen und französischen Köchen und Friseurs und Tanzmeistern. Und deren Töchtern!

Damals wimmelte es von hohen Emigranten. Und — jagten die deutschen Studenten einen hinaus? Es kam beständig höchstes südwestliches und lebendigstes südöstliches Blut in diese Stadt. Meine Jugend war voll stolzer Namensnähe. Meine Jugend war aber auch voll furlanischem, slowenischem, ungarischem, venezianischem, spanischem, schweizerischem und wallonischem Kleinmädelgehusch. Alle waren sie apart. Alle beinahe wunderschön! Keine regelmäßig schön. Was eine Schande und bloß für Hofburgschauspielerinnen gut genug ist.

Alle hatten Hände, Gelenke und Beine und Arme, die nicht hinter dem Grazer Bahnhof warteten. Alle, oder doch beinahe alle (außer sie waren aggressiv lieb mit mir und verführten mich, nicht ich sie) waren ambragrau oder blaßbraun, mit dunklen Augen, weil ich viel zu sehr das Gegenteil war und meine eigenen Augen nicht ausstehen konnte; unermüdlich versenkte ich sie in jene Nächte. Unermüdlich bereiteten mir jene braunen, dunklen, fernen Augen neue Auferstehung. So glücklich war ich, daß ich mir fortwährend unglückliche Liebe durch freiwillige Ferne konstruieren mußte. — In Graz geht selten der Wind. Als ich einmal jung war, wandelte so ein Mädel, das ich nur vom Sehen kannte, todschick, mit ganz schmalen Gelenken und reizenden Beinen, an mir in hellster Junifrische vorüber, einen ganzen Buschen Mohnrosen am weißen Kleid! Der Wind kam daher, riß alle ab und warf sie mir an Gesicht und Brust, daß ich aufschreien hätte können vor Glück! Sie sieht es, merkt sich mich.



Gräfin Eleonore Stürgkh, geb. Gräfin Maraviglia-Crivelli, Mutter des ermordeten österreichischen Ministerpräsidenten Karl Graf Stürgkh. Miniatur von Emanuel Peter. Sammlung Barthold Graf Stürgkh. Schloß Halbenrain

Mir aber war dies Eine genug. Als sie später mir zeigte, sie hätte mich gern, da blieb ich still und dankbar, weil mir das immer wieder so ergangen ist, daß die mich zu spät aus der Nähe liebbekamen, die ich einst aus der Ferne liebte. Ich dachte bloß an die unbeschreibliche Erfüllung, die mir der seltene Grazer Morgenwind zu Anfang Juni mit hundert schallend roten Mohnrosen von ihrer jungen, raschen Brust her zugetragen hatte. Schöner konnte es ja doch nicht werden.

Dies Anstaunen; als wär' ich „ganz was anderes"! Ich werde mich hüten, aus der Nähe zu beweisen, daß ich doch nur auch so



Carola Freiin von Münch-Bellinghausen
Miniatur von Moritz Daffinger. Original im Joanneum zu Graz



Kamin aus dem Speisesaal
des Palais der Grafen Attems in Graz

einer bin! Ja, und da fällt mir noch etwas von den Grazerinnen ein. Draußen in der großen Welt habe ich immer Frauen getroffen, die warteten auf den Endlichen und haben stets geglaubt, der „Andere" müsse es sein. Nur weil er der Andere ist. In Graz — war es Mangel oder Glück bei meinen Beobachtungsobjekten — habe ich wohl viel südheiß neuerungssüchtige Leidenschaft getroffen; aber ich kann mich nicht dieser seelischen, bloß gelangweilt neugierigen Untreue nach Dem entsinnen, der bloß „weiter her ist", oder „was anderes".

Dem „Andern", wenn er nicht „ganz ein Anderer" ist, dem sind, nach meiner Erfahrung bisher weder die Grazerin, noch die Wienerin aufgesessen.

Ja, noch ein wenig: Das „Anziehen", wie der Österreicher das Angekleidetsein einer Frau nennt, hat in Graz eine eigene Note. Im Norden habe ich oft gehört: „Na. Gestern war ich mal gekleidet? Einfach empörend! Schauen Sie nicht so! Ich meine: Herausfordernd!" Ich sehe die Dame an, kann mir's nicht vorstellen. Die Wienerin, die Polin, die Ungarin, die Kroatin (aber um Gottes willen schon nicht mehr die Italienerin), sie steckt in so einem Kleide drin, als ob sie entweder gar nicht, oder viel zu gut wüßte, wie empörend oder herausfordernd sie darin ist. Die Grazerin, soweit sie gut, sehr gut angezogen ist, bleibt eigentümlich streng und wenig leichtfertig. Bleibt halb englisch in älterer Art, halb die stilvolle, soignierte Modekatze neuer Prägung.

Und um doch mit etwas zu schließen, was unerwartet klingen könnte: Die ganz großen Leidenschaften meines Lebens habe ich nur, einzig nur in Graz empfangen. Durchlitten, durchlebt, manchmal bis nahe an den eigenen Tod, einmal bis zum Tode des unsinnig geliebten Mädchens.

Wenn ich die Leidenschaften nach Art einer Kerkerhaft als schwere, nach ihrer Dauer mit der Zeit von anderthalb Jahren bis lebenslänglich beginne, so galten sie: Der Tochter eines spanischen Emigranten aus Kastilien. — Einer venezianischen Marchesa. — Einer Kreolin. — Einer Triestinerin. — Einer Zürcherin aus friaulischem Blute. — Einer Wienerin aus altem, wallonischem Geschlecht. —

Bei meinem Unglück, nur auf den ersten Blick lieben zu können, wußte ich von all diesen früher nicht Art oder Rasse.

All das in Graz. Muß nicht endlich meine Liebe eine Grazerin sein?

Ich fürchte also und hoffe folgendes: Ich sehe sie endlich doch!

Ich bin entsetzt darüber, wie schön sie ist. Gehe täglich vorbei und sehe weg.

Die Türken entführen sie mir.

Ein Grazer Künstler übermalt sie. Und die Gemeinde läßt sie verwittern bis zur Unkenntlichkeit.

Denn dann bleibt sie mir allein. Wie Gott sie gab um die Zeit, als die Türken wegen zuviel Zirkus aus der Hagia Sophia eine Moschee machten.

Sie kann gar nicht schön und ferne genug sein: die nie erreichte Grazerin.

Er begriff jetzt halb. Zähneklappernd suchte er nach ihren Händen.

Sie zog ihm die Schuhe aus und schob ihn aufs Bett, deckte ihn zu und lief hinweg, um einen Wärmkrug zu holen.

Als sie zurückkam, lag er mit hochrotem Kopf und sprach kleine, halblaute, unverständliche Worte in sich hinein. Er kannte sie nun auch nicht mehr.

Sie schob ihm den Krug an die eiskalten Füße. Dann setzte sie sich ans Bett und schaute auf ihn nieder. Manchmal strich sie über die Decke und wieder einmal legte sie die kleine Hand auf seine glühende Stirn. Das schien ihm wohlzutun. Manchmal fragte sie: „Wie geht es dir?" oder „Kennst du mich?"

Als er aber gar nicht antwortete, kehrte ihre Angst verdoppelt wieder. Wenn doch der Großvater käme, dachte sie. Sie wollte ihm sagen, daß ein Arzt geholt werden müßte. Zuletzt, als der Kranke leise stöhnte, litt es sie nicht länger. Sie lief in die Stube hinunter, wo Zurmatten am Ofen stand und noch immer wartete, wie alles weiter gehen werde.

„Der Doktor muß kommen," sagte sie atemlos; „ich weiß mir nicht zu helfen."

„Vielleicht sollte man nach Hause berichten," meinte Zurmatten, dem die Verantwortung zu schwer wurde.

Marie achtete nicht recht auf diese Worte. Es kümmerte sie nicht, was sonst noch geschah. Wenn nur ein Arzt kam und ihr sagte, was sie für Steinmann tun konnte. Dann hörte sie den Großvater etwas von Frau Anna sagen. Da wunderte sie sich ein wenig: Vielleicht wäre es möglich, daß sie kommen müßte, dachte sie. Aber der Gedanke erschreckte sie nicht. Der Kranke lag da, in ihrer Kammer. Sie pflegte ihn, würde ihn pflegen, bis er selbst sie weggehen heißen würde! Sonst kümmerte sie nichts. Nichts, als daß er sich wieder erholte.

Dann peitschte die Angst sie aufs neue auf. „Ihr müßt nach Oberwald hinauf, Großvater," drängte sie. „Ihr müßt den Doktor holen."

Von allen andern Möglichkeiten sagte sie kein Wort. Sie dachte nicht an sie.

Als Zurmatten Hut und Mantel nahm und sich, von ihrem Willen bezwungen, in sich selbst hilflos, auf den Weg machte, lief sie zu Steinmann zurück.

Er lag noch immer wie vorher. Die Lippen formten Worte, und die großen, blauen Augen starrten an die Decke.

‚Stirb nur nicht,' dachte Meise. Dann erinnerte sie sich, daß sie noch einen sorgfältig aufbewahrten Rest Kölnisch Wasser hatte. Den holte sie aus der Kommode und befeuchtete ihm die Stirn. Auch den Wärmkrug erneuerte sie. Und löste ihm das Hemd am Halse, das ihm eng schien. Sie hätte tausend Dinge mehr tun mögen. Ihr von ihm ganz erfülltes Herz schlug ihr bis in die Hände, die ihm so viel Gutes zu tun suchten, als sie ersinnen konnte.

★

Der Arzt kam. Er war ein geschickter, verläßlicher Mann, der in den Fremdenzeiten von Oberwald viel Erfahrung gesammelt hatte.

Zurmatten merkte, daß er es befremdlich fand, Jakob Steinmann in seiner Hütte erkrankt anzutreffen. Er erklärte ihm ruhig und schlicht: „Er ist oft bei mir vorbeigekommen. Unterwegs ist ihn heute ein Übelbefinden angekommen. Da ist er eben im ersten besten Haus untergekrochen, wo er gewußt hat, daß man sich seiner annimmt."

Das schien dem Doktor einzuleuchten. Er ging rasch mit in die Kammer hinauf. „Ist denn jemand bei ihm?" fragte er unterwegs.

„Mein Enkelkind," antwortete Zurmatten. Er war jetzt nicht mehr verwirrt. Es mochte geschehen, was wollte! Meise sollten sie nicht schelten! Er hatte alles mit angesehen. Er wußte, daß sie gut war, der beste Mensch, der ihm begegnet! Und was die beiden zusammengebracht, — niemand hatte ein Recht, zu urteilen; denn wer wußte, wie so etwas kam!

Der Doktor, großgewachsen, von bäurischer, aber abgeschliffener Ungelenkigkeit, mit viel Haar auf dem Kopf und viel Menschenfreundlichkeit im Herzen, war über Meises Hüteramt nicht erstaunt. Aber sie selbst sah er zweimal an, als sein Blick auf ihr Gesicht gefallen war. Sapperlot, der Kranke hatte ja so etwas wie ein Christkind am Bett! Dann untersuchte er den fiebernden Mann. Zuweilen stieß er kleine Laute der Mißbilligung und des Bedenkens aus.

„Von Heimgehen keine Rede," murmelte er in sich hinein. Und dann: „Das kann eine böse Geschichte werden."

Plötzlich befahl er dann: „Ausziehen! Ausziehen, daß er zur Ruhe kommt."

Meise griff zu und half den Kranken entkleiden.

Steinmann schien nichts davon zu wissen. Ihr Name war ein paarmal in dem, was er flüsterte.

Auch Zurmatten stand in der Kammer und wartete. Zu ihm wendete sich der Doktor. „Er ist immer noch ein baumstarker Mensch; aber die packt es oft am ärgsten. Man sollte heimberichten. Es ist mit dem

Herzen nicht richtig. Vielleicht eine alte Sache." Dann drehte er sich Meise zu und sagte ihr, was zunächst zu tun sei: Feuer in den kleinen Ofen drüben! Keinen Augenblick allein lassen!

Das Mädchen schien ihm jung für so wichtige Pflege. Aber als er sie hantieren sah, faßte er Zutrauen. Dann versprach er Medizin zu schicken und am Morgen beizeiten wiederzukommen. Er war jetzt von seiner Aufgabe erfüllt. Der Patient war nicht der erste beste! Er war auch geladen mit Bedürfnis, sich mitzuteilen: Der reiche, alte Jakob Steinmann schwerkrank, da oben in der Hütte! Das würde die Leute wundern! Der Frau wollte er gleich selber telegraphieren, bemerkte er im Hinausgehen.

Zurmatten, der ihn hinunterbegleitet hatte, kehrte zurück.

Meise besorgte den Kranken nach des Doktors Geheiß. In wortlosem Eifer. Das Feuer brannte schon im Kamin.

„Seine Frau wird kommen," sagte der Großvater.

„Ja," antwortete Marie. Aber sie ließ sich nicht von ihrer Arbeit ablenken. War nicht alles gleichgültig, was geschah? Nur das eine wichtig, daß Jakob Steinmann sehr krank war! Er hatte viel von seinem Alter gesprochen in letzter Zeit! Und daß eine Gewalt sei, gegen die keiner ankomme. War die jetzt über ihm und ihr?

Da sie sich nicht weiter aussprach, verfolgte auch Zurmatten die Wahrscheinlichkeit nicht weiter, daß Frau Anna kommen werde. Da waren Marie und er! wiederholte er sich. Sie hatten in Frieden miteinander gelebt und niemandem Böses getan! Sie würden auch weiter zusammenhalten! Mochte kommen, was wollte!

Er ging in die Küche hinunter. Er machte selbst den Kaffee, für den Zeit war. Das war noch lange nicht das erstemal.

Eine Stunde danach klopfte es an die Haustür. Tonini stand draußen. Er habe Steinmann zufahren gesehen, sagte er. Ob er wohl noch hier sei? Der Mann machte ein sonderbares Gesicht.

Aber Zurmatten erzählte dieselbe Geschichte. Er, Tonini, wisse ja, daß Steinmann öfters eingekehrt sei. Heute habe er sich von einer Krankheit, die ihn unterwegs befallen, zu ihm geflüchtet. Er liege oben in der Kammer, wo die Enkelin ihn pflege. Auch Frau Anna werde kommen!

Tonini entfernte sich wieder. Er war ein gutmütiger Mensch. Es ließ sich nichts einwenden, dachte er. Überhaupt — was ging ihn anderer Leute Geschäft an!

Die Stunden glitten hin. So lautlos, wie der Schnee zur Erde sank. Die Flocken fielen dicht und schwer. In der Kammer wurde es dunkel.

Meise wollte nicht Licht machen, um den Kranken nicht zu stören, der immer noch leise und seltsam vor sich hinflüsterte. Manchmal meinte sie vor Beklemmung den Atem zu verlieren. Dann wieder war ihr, Steinmanns Hände müßten die ihren fassen. Sie hatte solche Not nach ihrem schutzhaften Griff. Und wieder manchmal erinnerte sie sich, daß vielleicht Frau Anna kommen würde. Der letzte Gedanke fing zuletzt an, sie ein wenig zu beunruhigen.

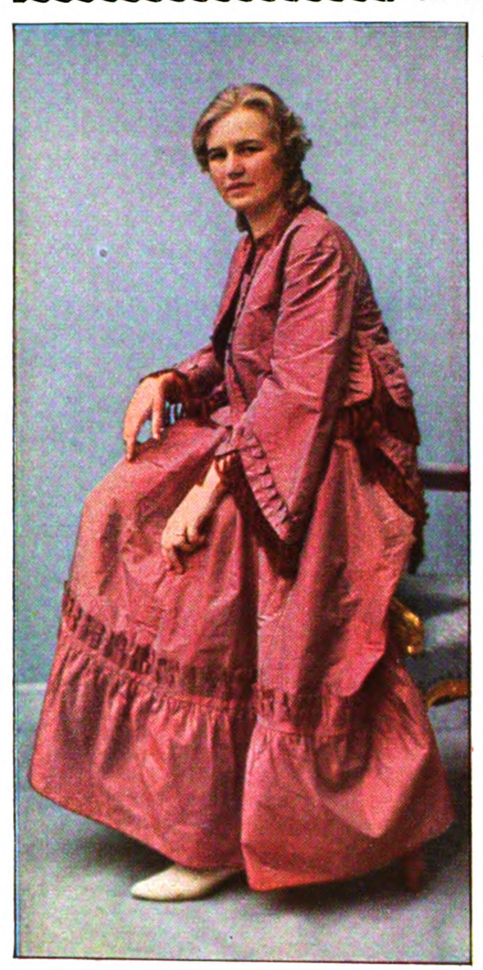
Es war aber tief in der Nacht, als Jost, der Knecht, im Schlitten, vor dem zwei dampfende Pferde gingen, Frau Anna zur Schönehütte brachte.

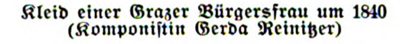
Als sie die Depesche des Arztes erhalten, hatte sie zu Hause eben begonnen, die wahrscheinlich baldige Rückkehr ihres Mannes zu bedenken. Die Depesche erregte sie, noch ehe sie sie öffnete. Es kamen viele Telegramme, waren besonders früher viele gekommen. Mit diesem jedoch ging es ihr sonderbar. Es schien ihr nur von ihrem Mann stammen und nichts Gutes enthalten zu können. Sie las und war nicht überrascht. Jakob Steinmann war krank! Er war ja schon krank abgefahren, hatte nur auch diese Fahrt wieder erzwungen! Dann aber befremdete sie die Örtlichkeit, wo sie ihn finden sollte! Einmal hatte er von dieser Hütte gesprochen, die in der Nähe seiner Brüche lag! War er verunglückt und dahin gebracht worden? Hatte er da irgendein Geschäft gehabt? Doch nein! Sie brauchte Ausreden vor sich selbst! Eine plötzliche Leere war in ihrem Herzen. Hatte sie nicht lange schon, ohne zu wissen, über diese Dinge nachgegrübelt, nach etwas gesucht, was sie nicht erriet, vielleicht nicht erraten wollte? Hatte sie nicht lange schon gewußt, daß etwas Jakob Steinmann fortziehe? Etwas, dessen Art anders war als Geschäft und Pflicht! Und stand sie jetzt vor der Lösung?

Sie hatte dann hastig ein paar Dinge für die Nacht zusammengerafft. Jost, dem Knecht, ließ sie entbieten, er solle sich tummeln.

Bald nachher war sie auf ungebahnter Straße durch dichtes Schneegestöber in die Dämmerung hinausgefahren.

Es war eine harte Geduldsprobe gewesen. Oft war ihr, sie müsse aus dem Schlitten springen und den Pferden voraneilen, die ihr wie Schnecken zu schleichen schienen. Hundert Möglichkeiten tauchten in ihrem Kopfe auf, keine klar, keine zu Ende gedacht. Immer blieb nur die Leere, eine Art Müdigkeit und Unlust, das Leben weiter zu





Kleid einer Grazer Bürgersfrau um 1840
(Komponistin Gerda Reinitzer)



Kostüm einer steirischen Hammerfrau
(Gräfin May Stürgkh)

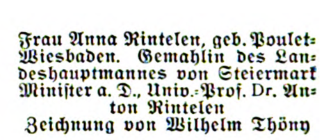
der strengen Hochrenaissance mit der bronzenen Brunnenlaube, die 1590 von Max Wening und dem Regensburger Stückgießer Thomas Auer um 860 Gulden gegossen wurde, gehört zu den schönsten Hoflösungen auf deutschem Boden.

Graz war nicht nur eine Stadt der Musik, des Theaters, der bildenden Kunst, der hohen Politik, sondern auch der Gelehrsamkeit. In seinen Mauern entstand das größte Werk deutschen Geistes des 16. Jahrhunderts: Johannes Keplers „Geheimnis des Weltbaues“. Obwohl die Jesuiten diesen berühmten württembergischen Protestanten hochschätzten, kam er auf die Liste der Auszuweisenden. Eine Liebesheirat, bei der aber die Liebe mehr auf seiner Seite, als auf der anderen war, mit der schon zweimal verheiratet gewesenen aber noch immer hübschen Barbara von Mühleck hatte ihn ohnehin länger, als er wollte, in Graz zurückgehalten.

Zur Unterhaltung der Prinzen und Prinzessinnen befand sich am Grazer Hof das weibliche Wunderwesen: Helene Antoine. Funkelnde schwarze Augen, rote Wangen und einen bis auf die Brust reichenden kastanienbraunen Bart. Der Augsburger Stecher Daniel Custodis hat dieses sonderbare Mädchen in seinem 18. Lebensjahr abkonterfeit. Auf dem viel später entstandenen Gemälde der ehemaligen herzoglichen Bibliothek zu Weimar von dem Kanzlisten Friedrich Wonna hat sich dieses Fräulein bereits in einen wohlgepflegten Mann verwandelt. Sie entstammte einer armen belgischen Familie und war als Kuriosum von ihren Eltern dem Bischof von Lüttich Ernst von Bayern geschenkt worden, der sie dann nach Graz weitergab.

Mit dem Tode des Kaisers Matthias war es auch mit der Grazer Hofhaltung für immer vorbei, denn Ferdinand II. nahm seit

1619 seinen Sitz in Wien. Mit dem herrlichen Barockbau seines Mausoleums neben der Domkirche, einem Werk seines Hofmalers und Hofarchitekten Peter de Pomis, nimmt diese Glanzzeit Abschied. Es ist der erste Bau barocken Geistes auf österreichischem und damit auf deutschem Boden. Dieser aus Lodi gebürtige Künstler, dessen Gemälde, soweit sie nicht noch in Kirchen hängen, in der steirischen Galerie vereinigt sind, wird in der Kunstwissenschaft als einer der hervorragendsten Medailleure der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts noch seinen Platz erhalten. Die anläßlich der Vermählung des Johann Ulrich Reichsfreiherrn von Eggenberg mit Sidonia Reichsfreiin von Thanhausen im Jahre 1620 von ihm geprägte Hochzeitsmedaille mit dem ungemein fein durchgebildeten Profil der beiden Brautleute stellt sie an die Seite der besten Leistungen damaliger Medaillenkunst. Durch achtunddreißig Jahre hat Peter de Pomis das Grazer Kunstleben beherrscht, von seinem Kaiser mit dreifachem Gehalt als Hofkammermaler, Mausoleums-Baumeister und Festungsingenieur bedacht, mit Gnadengaben ausgezeichnet und mit dem habsburgischen Hausorden, dem Goldenen Vlies, geehrt, starb er 1633 und wurde in der Grazer Mariahilferkirche bestattet, dessen Hauptaltar eines seiner besten Werke schmückt.



Frau Anna Rintelen, geb. Poulet-Wiesbaden. Gemahlin des Landeshauptmannes von Steiermark Minister a. D., Univ.-Prof. Dr. Anton Rintelen
Zeichnung von Wilhelm Thöny



Die drei Ohmeyerschen Töchter (Grazer Dreimäderlhaus)
Aquarell von Teltscher

Abgerückt von den großen weltgeschichtlichen Ereignissen gab es für Graz nur mehr Wirtschaft und Kunst. An die Stelle der habsburgischen Residenz waren die nicht minder prunkvoll geführten Höfe der steirischen Adeligen wie Attems, Eggenberg, Herberstein, Trautmannsdorf, Wildenstein getreten, die den Sommer auf ihren Landgütern, den Winter aber in der Stadt zubrachten. Glanzvolle Festlichkeiten wie die Vermählung des Kaisers Leopold mit Claudia Felicitas von Tirol in dem von Pietro Valnegro und Johann Baptist Nono erbauten prachtvollen Eggenberger Schloß oder die letzte Erbhuldigung



Im Seebad. Gemälde von Zenaïde Serebriakowa



Ecke aus dem „Saal der Schäferspiele“ im Schloß Eggenberg bei Graz

hann Veit Kauperz tätig, dessen graphisches Werk herrliche Bildnisse umfaßt. Wie die Eggenberger den Weißenkirchner, die Grafen Attems den Remp als Hausmaler hatten, so besaßen auch die steirischen Stifte ihre Künstler: Admont seinen Stammel, Vorau seinen Cyriak Hackhofer. Leider ist viel von den in jenen Tagen geschaffenen Kunstgütern schon unter Josef II. zugrunde gegangen. Wäre der Kunstbesitz der dreiundvierzig von ihm aufgehobenen steirischen Klöster heute im Joanneum vereinigt, es müßte mindestens doppelt so groß sein.

Von der drückenden Eintönigkeit des franzisceischen Österreich, das überdies seit 1793 die Grazer fortwährend mit unangenehmen „Jakobinerprozessen“ belästigte, brachten die Franzosen 1797 über Nacht Leben und Bewegung in die stille Stadt. Als sie 1809 einzogen, machten Generale wie Offiziere sofort bei den seit 1805 her bekannten Familien ihre Besuche. Dem Marschall Macdonald bot die reizende Gräfin Herberstein ihr Schloß Eggenberg als Wohnung an. Die Grazerinnen gerieten in arge Bedrängnis zwischen französischer Anmut und vaterländischer Anhänglichkeit. Ein Anonymus schildert die damaligen Grazerinnen: „Die Grazerinnen sind meist groß und schlank, mit einer sehr schönen Taille, welcher sie durch eine geschmackvolle Kleidung, allen Reiz zu geben wissen. Ihre Haut ist weiß, sie haben ein schönes, zärtliches, schmachtendes, forderndes Aug', mit offenem, einladendem Blick.“ Diese „einladenden Blicke“ haben die Franzosen bald verstanden. — Nach 1809 wurde es um den Schloßberg wieder recht still. Graz war ein künstlerisch und geistig regsames Provinzstädtchen Altösterreichs, in dem sich zwischen alten prachtvollen



Eleonore Gräfin Bardeau, geb. Altgräfin Salm
Radierung von Oskar Stössel

ein Mensch so viel leisten konnte, wie Jakob Steinmann. Meise kam ihr näher. Sie hatte Lust, mit ihr mehr von dem Mann dort zu sprechen; allein sie war so schlaff. Sie konnte sich nicht aufraffen.

Als ein bleicher Schein der Dämmerung in die Kammer fiel, sagte Meise: „Ich will Kaffee machen gehen. Sie haben noch gar nichts gehabt, seit Sie hier sind."

Die andere antwortete nicht. Der Kopf war ihr bleiern vom Denken und das Herz vor Angst. Was sollte werden? War Gefahr oder Rettung? Kam der Doktor wohl bald?

Der Tag war aber noch nicht völlig wach, als der Arzt schon ins Haus trat.

Der Kranke lag jetzt ganz still da. Seit einigen Augenblicken schien es, als habe das Fieber sich erschöpft. Hätten sich die Lider nicht von Zeit zu Zeit in nervösem Zucken gehoben und einen leeren, verstörten Blick gezeigt, hätte man meinen können, Steinmann schliefe.

Der Doktor zeigte eine gewisse Hast. Er hatte sich Vorwürfe gemacht, daß er die Nacht nicht dageblieben war, und schien ungeduldig, das jetzige Bild der Krankheit zu sehen. Er fragte Zurmatten, der Steinmanns Pferd besorgt hatte, schon im Flur nach dessen Ergehen.

Frau Anna hörte die lauten Worte, die die Männer wechselten. Sie schrak aus ihrer Erschlaffung auf. Als die beiden eintraten, stand sie am Bettende. Meise kam aus der Küche herauf und gesellte sich zu ihnen.

Der Doktor grüßte Frau Anna: „Gut, daß Ihr gleich gekommen seid."

„Habt Ihr Hoffnung?" fragte sie dagegen.

Der Doktor antwortete nicht. Er hatte den Kranken scharf beobachtet und begann die Untersuchung. Nach einer Weile richtete er sich auf. Er hatte die Art eines Mannes, der mit seinem Wissen am Ende ist. Ganz linkisch stand er da. Dann sagte er zu Frau Anna: „So viel ich weiß, habt Ihr eine Tochter."

Frau Anna verstand. Sie wurde sehr bleich.

„Es wäre gut, wenn Ihr ihr berichten würdet, falls sie ihn noch einmal sehen will," fuhr der Arzt fort.

Nun kam auch Marie näher, die neben dem Großvater stehen geblieben war. Sie hatte gehört. Aber sie glaubte nicht, was sie gehört hatte. Sie hatte sich in die Obhut dieses Menschen Jakob Steinmann hineingelebt, sich in sie wie in eine sichere, aller Weltnot entrückte Hütte verkrochen, und es schien ihr noch undenkbar, daß sie einmal wieder draußen stehen und sich mit andern Dingen als ihrer Liebe zu ihm würde auseinanderzusetzen haben. Sie suchte mit angsterfüllten Augen in Frau Annas Zügen. Dann begegneten sich ihre Blicke. ‚Gelt, das ist doch nicht?' fragte die Junge, und, ‚es scheint nicht anders zu sein,' antwortete mit den traurigen Augen die Ältere. Aber dabei war es, als streckten beide hilflose Arme nach etwas aus, was ihnen entgleiten wollte. In ihrer Hilflosigkeit und Angst aber waren sie wieder keines dem andern im Wege, sondern eher einander näher, weil eines vom andern fühlte, daß es im Grunde dasselbe litt.

Der Doktor erklärte: „Es ist kein Fieber mehr. Aber das ist zu plötzlich gekommen. Das Herz will nicht mehr."

Als ob diese Worte ein Leitweg seien, bat Frau Anna Zurmatten, ihr eine Depesche zu besorgen.

Er war sogleich bereit. Sie gingen miteinander in die Wohnstube hinunter. Frau Annas Gedanken arbeiteten. Hessi würde kommen! Vielleicht würde Felix sie begleiten! Sie würden in die Kammer oben treten, wo das Mädchen war, das junge Geschöpf mit den großen, weltfremden Augen! Und sie würden — wissen —

Einen Augenblick lang machte ihr das zu schaffen. Aber sie glitt darüber hinweg. Was bedeutete es neben der Tatsache, daß Jakob Steinmann starb! Und was konnten die andern sagen? Auch nicht mehr, als sie selbst! Und mußten suchen zu begreifen! Und — —

Dann schrieb sie das Telegramm und Zurmatten machte sich damit auf den Weg.

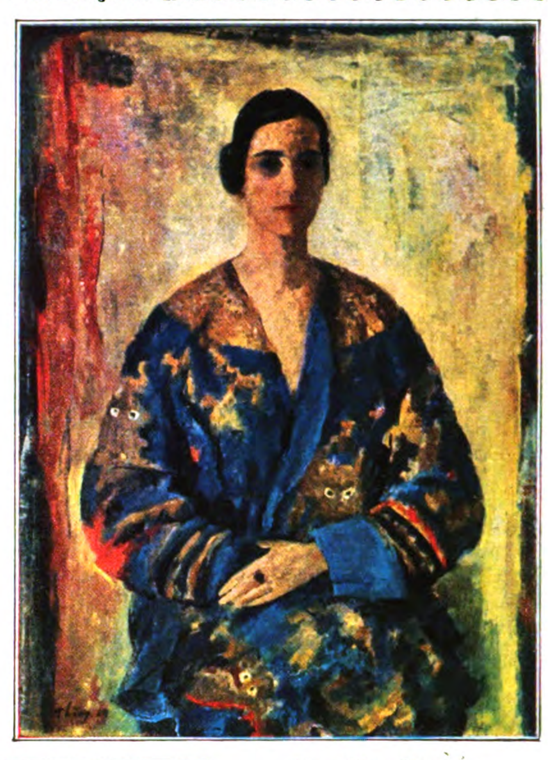
Droben sprach der Doktor mit Meise über das, was für den Kranken zu tun blieb. Es war ihm ein bißchen sonderbar, daß er zu ihr sprach und nicht zu der, die es am meisten anging, zu Frau Anna. Aber es war an der ganzen Sache so viel Merkwürdiges, daß er sich auch in das schickte. Zuletzt sagte er, daß er schon gleich nach Tisch wiederkommen werde.

Meise suchte nach Worten, meinte ihn schütteln zu müssen: Nimm dein Wissen zusammen, Mann! Du mußt helfen können, du mußt! Aber sie brachte keinen Laut aus der angstverschnürten Kehle.

Der Doktor ging zur Tür. Marie dachte daran, daß die Höflichkeit verlangen würde, ihn hinauszubegleiten; aber die Füße klebten ihr am Boden. Die Tür ging auf und wieder zu. Sie war allein. Nur Steinmann lag dort. Sein Atem ging kaum hörbar. Liebe und Verzweiflung schüttelten sie und drängten sie zu ihm hin. Sie kniete am Bett nieder und legte die Hände ganz am Rande auf die Decke. Sie wagte nicht, Jakob

1811 bereits in Graz das Joanneum, eine der reichhaltigsten Provinzsammlungen, gestiftet hatte und durch seine bürgerliche Heirat mit der hübschen Postmeistertochter Anna Plochl von Aussee enge Verbindung mit Steiermark und Graz angeknüpft hatte, konnte seinen kaiserlichen Bruder Franz für seinen Plan gewinnen: durch Steiermark die Bahn zu leiten. Im Jahre 1839 hielt er selbst in dem von ihm gegründeten Grazer Industrieverein über diesen Bahnbau Vorträge. Den Semmering mit einer Lokomotive zu bewältigen, hielt er damals noch selbst für undurchführbar. Am 21. Oktober des Jahres 1844 rollte der erste Zug in den Grazer Bahnhof, und zehn Jahre später fuhr als erster der Hofzug Kaiser Franz Josefs über den Semmering, — Ingenieur Ghegas Wunderwerk war Wirklichkeit geworden.

Das Schönste an dieser Stadt sind aber nicht die bewaldeten Berghöhen, auch nicht die herrliche Ries, „der Himmelwiesenweg“, wie Bartsch sie nennt, nicht die stillen Talschluchten, sondern die kleinen Mädchen und süßen Frauen. Der alte Biedermeierdichter Kumar besingt sie in seinem Almanach von 1817:



Frau Thea Trautner
Gemälde von Wilhelm Thöny
In Grazer Privatbesitz

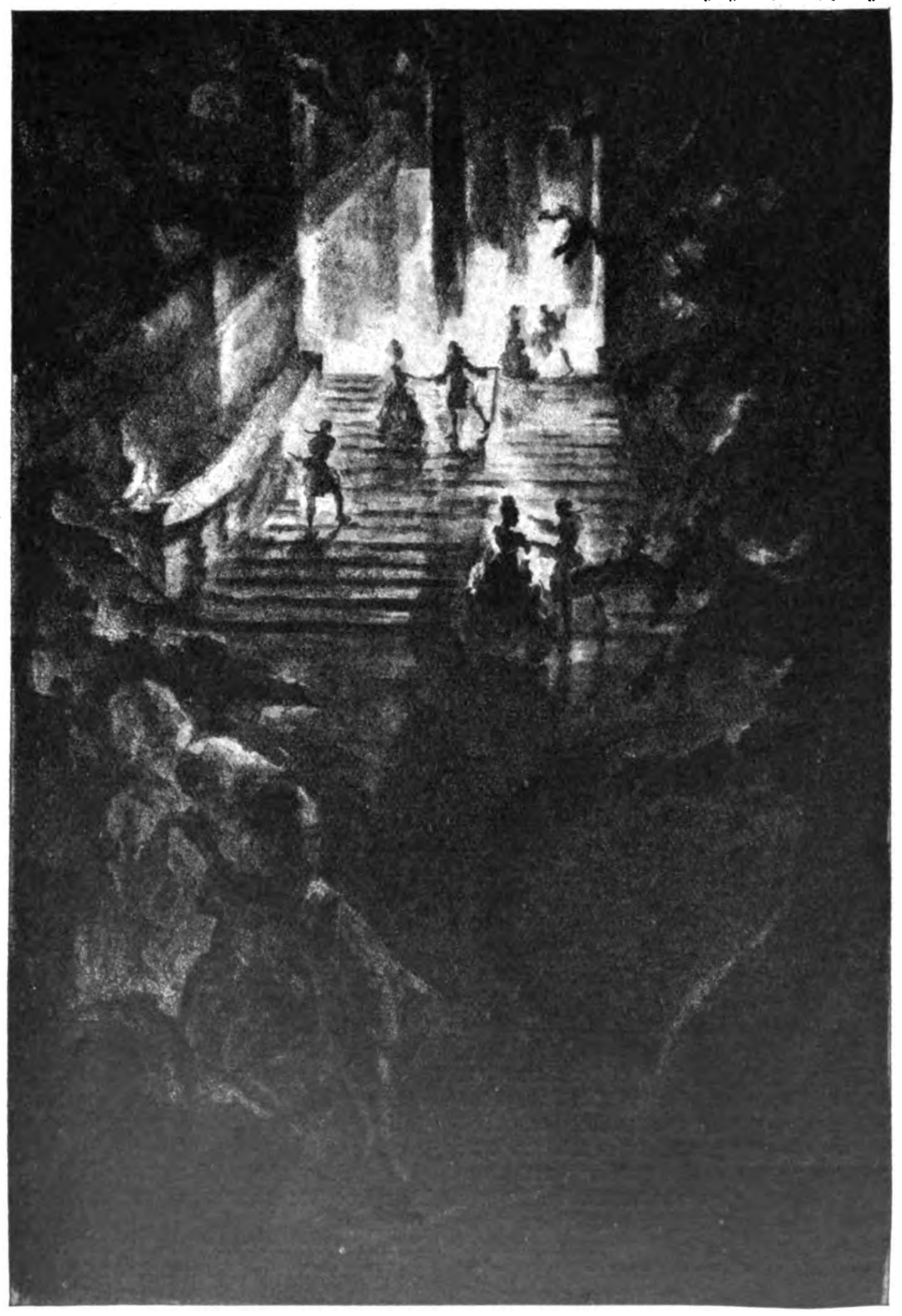


Frau Anna Hansa. Gemälde von Hermann Torggler
Original im Besitze von Dr. Friedrich Hansa in Graz

Sie sind, wie überall, die Quelle süßer Schmerzen,
Voll Unschuld auf der Stirn, voll Schelmerey im Herzen.
So schlimm dies Völkchen ist, wer — leider — liebt es nicht?
Ein schöner Blick war stets dem Weisen überlegen;
Ein Blick verjünget sein Gesicht,
Der Fromme sündigt ihretwegen,
Schielt übern Busen hin und spricht:
Ach, wär' kein Mädchen auf der Erden,
Wir würden alle selig werden! ...

Und so ist es nicht anders geworden in diesen hundert Jahren.

Und wenn einmal Eisenbahn und Autostraßen in Steiermark so sein werden, wie sie sein sollen, dann wird Graz wieder das werden, was es im alten Österreich einst war: eine Stadt des Reichtums, der Kunst und des frohen Lebensgenusses . . .



Schloßaufgang
Originallithographie von Karl Stratil

gelöscht, an sie, die Alltäglichkeit, recht eben für das stille Heute oder die kurze Rast des Morgen. Und zuletzt hatte ein Übermächtiges, die Jugend, sie entrechtet. Vielleicht hatte Jakob Steinmann einmal daran gedacht, sich ganz von ihr zu lösen, vielleicht es nur nicht über sich vermocht, halb aus Güte, halb aus jenem Undeutbaren, was sie ihm trotz allem unentbehrlich gemacht. Erst jetzt, so schien ihr, hatte sie ihn ganz verloren!

Die große Leere, die sie seit einiger Zeit in sich getragen, gähnte weiter, schmerzlicher. Aber dann erinnerte sie sich plötzlich, daß noch eine andere Jakob Steinmann verlor! In dieser andern war das alles noch frisch und stark, was Zeit und Prüfungen in ihr selbst still und bescheiden gemacht. Dem Mädchen dort am Bett zersplitterte der Inhalt seines Lebens im Augenblick seines höchstens Wertes! Sie fühlte das. Und wiederum konnte sie ihr nicht gram sein. Marie schaute sie ganz entgeistert und zerschmettert an. Wieder empfand sie eine Art mütterlichen Erbarmens. Die dort wußte noch wenig vom Leben! Und die dort mußte doch jemand sein, da Jakob Steinmann sie so hochgehalten!

Frau Anna näherte sich langsam dem Kopf des Bettes. Noch standen des Toten gebrochene Augen halb offen. Sie strich mit klugen, leichten Fingern darüber.

Meise gewahrte das. Und um des kleinen Liebesdienstes willen, den Frau Anna dem Toten tat, fühlte sie selbst sich nun rechtlos. Sie weinte, daß ihr ganzer Körper erschüttert wurde.

Frau Anna berührte mit der Hand ihre Schulter. Sie war viel älter. „Das ist jetzt nicht mehr zu ändern," sagte sie leise, beinahe ein wenig streng.

Marie stand auf. Sie erschrak, suchte umsonst nach Fassung.

„Sie sind noch jung," fuhr Frau Anna fort. Aber das Wort tat ihr sogleich leid; denn Meises Tränen stockten. Das Mädchen preßte die zitternden Lippen zusammen. Dann sagte sie: „Das hat keine Bedeutung," und wendete sich ab und ging aus der Stube.

Frau Anna fühlte, daß an dieser merkwürdigen Liebe mehr gewesen war, als irgend jemand wußte. Und wußte sie nicht selbst, was Jakob Steinmann wert gewesen? Sie konnte nicht anders, sie folgte Marie Zurmatten.

Sie fand sie im Flur an die Wand gelehnt. Ihre Hände waren naß von Tränen.

„Nicht," mahnte sie. Sie legte den Arm um ihre Hüfte und zog sie in die Wohnstube.

Der alte Zurmatten saß da.

„Mein Mann ist gestorben," teilte ihm Frau Anna mit. Sie führte Marie zur Bank am Tisch. Und aus irgendeinem Instinkt heraus, daß Tatsächlichkeiten besser die seltsamen Augenblicke überbrückten als Trostworte, begann sie das anzuordnen, was zunächst zu geschehen habe. Sobald die Tochter gekommen sein werde, sollte Jakob Steinmann nach Unterfurka zurückgeführt werden!

Meise fuhr auf. Sie wollten ihn fortnehmen! Das gab sie nicht zu!

„Du wirst mitkommen," sagte plötzlich Frau Anna. Der Augenblick gab ihr den Gedanken und das Du ein. Sie hätte die andere nicht wegstoßen können.

Meise wußte nicht, was denken und sagen. Beinahe meinte sie, Frau Annas Hand küssen zu müssen. Aber sie tat es nicht; man machte nicht soviel Wesens.

Auch Zurmatten ließ geschehen, was geschah. Tot war Jakob Steinmann! Und niemand tat Meise unrecht! Verwunderlich friedlich lösten sich die wirren Dinge! —

— — — — — — — — — — — —

Noch war der Morgen nicht vorbei, als Hessi und Felix angefahren kamen.

Frau Anna war ein wenig erregt, als sie sie kommen hörte.

Auch Zurmatten und Meise waren unruhig.

Hessi und ihr Mann hatten eine hastige Fahrt und während derselben eine heftig bewegte Unterhaltung gehabt. Zu Hause, bei Empfang der Todesnachricht, hatten sie nicht miteinander gesprochen. Hessi hatte die ein wenig verschüttete, ein wenig unter neuen Empfindungen lässig gewordene Liebe zum Vater jäh erwachen gefühlt, war von der plötzlichen Nachricht sehr erschüttert gewesen und hatte viel geweint. Unterwegs erst hatte sie sich etwas beruhigt.

Da hatte Felix, der Regierungsrat, Gelegenheit bekommen, zu sprechen.

„Hast du auch daran gedacht, wohin wir fahren müssen?" hatte er Hessi mit einem Gefühl starker moralischer Entrüstung gefragt.

Sie nickte und wischte neue Tränen ab. Aber ihre Trauer war größer als ihre Mißbilligung.

„Die Leute werden reden," fuhr Felix fort.

„Sie werden nicht vergessen, was für ein tüchtiger Mann der Vater gewesen," entgegnete Hessi gequält. Sie dachte an die Mutter, und ihr Leid ging ihr näher als der Gedanke an die Meinung der Leute.

Dann waren sie verstummt, nicht ganz miteinander zufrieden.

Von der Erregung des Augenblicks stumm und bleich gemacht, betraten sie am Ziel die

Zurmattenhütte. Sie kannten weder sie noch ihre Bewohner. Felix machte zornige Augen.

Zurmatten empfing sie in der Wohnstube. Es war ihm nicht wohl zumut. Aber was fragte sein hohes Alter noch viel nach den Menschen? Er sah den Ankommenden ruhig ins Gesicht.

„Die Frau ist oben in der Kammer," sagte er.

Und oben in der Kammer, wohin das junge Paar sich begab, standen die Frauen.

Frau Anna wartete auf der Schwelle. Die andere lehnte am Fenster und hielt der Tochter den Platz am Bett des Vaters frei.

Frau Anna war gefaßter und selbständiger als vielleicht je in ihrem Leben. Vielleicht war sie noch nicht klar in sich selbst. Aber ein seltsamer und heftiger Drang erfüllte sie: Niemand sollte von dem Toten dort Böses sagen! Auch nicht von dem Mädchen am Fenster.

Hessi sah sie ganz überrascht an. Es schien ihr, als sei die kleine, stille Mutter größer geworden. Sie fiel ihr dann um den Hals und weinte. Auch am Bett des Vaters weinte sie. Auflehnung stritt mit ihrer Trauer. Das Mädchen dort! Was sollte man denken oder sagen?

Felix war in der Nähe der Tür stehen geblieben und übersah die Lage, wie es einem Regierungsmann zukam, der über den Dingen stehen muß. Er betrachtete Marie Zurmatten kühl. Ihr Äußeres berührte ihn nicht. Er überzeugte sich nur, daß die Dinge so lägen, wie das Redewindlein seit geraumer Zeit durchs Land gesäuselt hatte. Dann richtete er den Blick auf die Schwiegermutter, wunderte sich über ihre Gefaßtheit, wie Hessi sich gewundert hatte, und tat darauf, was schicklich und geboten schien, er drückte ihr zum Beileid mit Würde und Wärme die Hand. „Es ist schnell gegangen," sagte er mit einem Blick auf die Leiche. Und da er bei dieser angelangt war, musterte er sie mit einiger Neugier. Nichts Kleines war an dem Toten, der im Leben soviel bedeutet hatte landauf und -ab! Aber er hätte doch manches anders machen sollen! Alle wackeren Leute würden das sagen!

Dann ließen ihn Selbstgerechtigkeit und Amtsbewußtsein seine weiteren Gedanken laut aussprechen: „Ich nehme an, daß wir den Vater sogleich heimbringen."

Frau Anna hörte die Worte, deren Ton mehr sagte als ihr Sinn und des Sprechers Meinung durchblicken ließ, an d i e s e m Ort dürfe der Tote nicht bleiben. Nun erst, da der erste Tadel fiel, der vielleicht manches bestätigte, was sie selbst empfand, drohte ihre Fassung zu versagen. Einen Augenblick zitterte sie. Sie wollte sich wehren. Sie suchte nach einem Ausdruck für ihre Gefühle.

Felix fühlte das. Er suchte abzulenken. „Die Zeit kommt über uns alle," drechselte er eine Redensart zurecht, wie sie ihm an einem Totenbett angezeigt schien.

Da streckte sich Frau Anna ein wenig. Jetzt wußte sie, was sie sagen wollte. „A u c h a n d e r e G e w a l t e n, n i c h t n u r d i e Z e i t," sagte sie. Dann suchte ihr Blick Marie.

Meise hatte noch immer am Fenster gelehnt. Sie fühlte sich allein, verstoßen. Die Neugekommenen schienen nicht gut von ihr zu denken! Plötzlich sah sie Frau Annas ausgestreckte Hand. Sie schluchzte auf. Sie ergriff schüchtern diese Hand, die man ihr bot.

„Sie kommt mit nach Unterfurka," sagte Frau Anna, gegen Felix gewendet.

Dieser und Hessi machten große Augen.

„Wir werden noch vieles miteinander zu reden haben," fuhr Frau Anna fort und hielt Meises Hand fest.

Die beiden andern sahen ein Bild. Sie konnten sich vor Staunen nicht helfen: In der Stube zu Unterfurka saßen zwei Frauen, nah beisammen, vielleicht Hand in Hand wie jetzt. Sie sprachen von Jakob Steinmann! Felix und Hessi wagten nicht zu sagen, wie seltsam das sei. Es fiel etwas Alltag ab.

Die Tür ging dann auf. Nun war auch Josef Zurmatten gekommen. Er dachte, daß er vielleicht nötig sei. Auch er sah Meise, deren Hand die Frau hielt, die kleine Meise, die ihm allein leid tat. Die Frau war gut zu ihr! Das bewegte ihn. Das war gut so! dachte er und liebte die kleine Meise mehr wie je. Es zuckte ihm heftig im weißen Bart.

*

Ein Gut am See. Alte, hohe Bäume umsäumen eine grüne Uferwiese, die eine Mauer gegen den Wellenschlag schützt. Ein mit Kieseln bestreuter Weg führt längs der Mauer hin, und ein paar Bänke gewähren einen Ausblick auf den See, die jenseitigen steilen, bewaldeten Ufer und ferne, schneebedeckte Berge. Eine kleine Kapelle läutet abends zum Ave. Dann kommen aus dem alten Wohnhaus, das höher als jene zwischen Tannen und Birken steht, alte Männer und Frauen und gehen zur Mette. Dann machen auch zwei Frauen Seite an Seite denselben Weg, Frau Anna Steinmann und Marie Zurmatten, die Leiterinnen des kleinen Altersheims.

Aus einem Vermächtnis des Jakob Steinmann, der wider die Gewalt der Zeit stritt, ist das Heim für die von der Zeit Überwundenen gegründet worden.

macht. Ja, ich weiß es genau — mit Schweizerkäse. Ich glaub', ich hab' sie in der Eile auf unserm Küchentisch liegen lassen ... Ich kann sie gar nicht finden . . ."

„Aber sowas, sowas," vermahnte Frau Poweleit, strich mit gewandter Hand fingerdick Butter auf eine Schwarzbrotscheibe, legte märchenhaft große Käseschnitten darauf und reichte die Herrlichkeit dem Kinde hin. Dessen Augen glänzten freudig, groß und blau. Es knickste und dankte.

Hierdurch schien der zweite Aufruf ergangen. Von allen Seiten streckten sich Hände. „Kleine, willst du 'nen Apfel? — Schokolade? — 'n Schlückchen Milch? — ein hartes Ei — eine Banane?"

Das Kind hatte nicht genug Arme, all die Gaben zu halten. Frau Mikuleit erhob schwachen Einspruch. „Nun aber mal mit Vernunft, mit Vernunft — allzuviel ist ungesund."

„Ach was, Kinder müssen essen und besonders so'n arm klein mager Ding ..."

Es begannen leise Meinungsverschiedenheiten.

Das Kind aber knickste und dankte und strahlte mit blauen Augen die Geber an. Es hob seinen Kittel, wobei ein angegrautes Unterröckchen zum Vorschein kam, legte alles herein und begann, bald von diesem, bald von jenem zu knabbern. Den Rest verpackte es sorgfältig in seinem Rucksack und sah jetzt ebenso satt und zufrieden aus wie seine gütigen Spender.

Weiter ratterte der Zug.

Mit leicht gekrümmtem Finger winkte es dem Kind: „Komm!" Es war das Mädchen, das neben ihrem Liebsten am Fenster saß und sich mit sinkendem Tag verlangender an ihn lehnte. Er sollte für unbestimmte Zeit ins Ausland gehen, um dort sein Heil zu versuchen und ihnen beiden eine Zukunft zu bauen. Sie begleitete ihn bis zum Grenzort und war zugleich froh und traurig darüber. Traurig, daß sie gar lange ihn entbehren sollte, froh, daß ihr nun zum erstenmal im Leben ein so ausgiebiges Zusammensein und in der kleinen Stadt, wo sie sich trennen sollten, gar eine gemeinsame Nacht vergönnt war. Da es nicht anging, daß sie vor dem Publikum sich liebkosten, fühlte das Mädchen das Bedürfnis, seiner inneren Zärtlichkeit in anderer Weise Ausdruck zu verleihen. Deshalb berief sie das Kind zu sich, nahm es auf den Schoß und begann ihm mit halblauter Stimme ein Märchen zu erzählen, ein unendlich süßes, weiches und zugleich trauriges Märchen von Brüderlein und Schwesterlein, die getrennt wurden und sich unter vielerlei Gefahr und Abenteuer durch die ganze weite Welt suchen mußten, bis sie endlich, endlich am Schluß sich fanden. — Das aber währte sehr lange.

Inzwischen hatte der Himmel sich rot verfärbt. In ungeheurem Pomp begann die Sonne ihren Niedergang hinter den Halbkreis des violetten Horizonts.

„Ach —" sagte Frau Poweleit, „seht doch, wie himmlisch — einfach golden!" (Sie hatte eigentlich nicht recht, denn alles war rot. Aber das merkte niemand, die anderen stimmten ihr vielmehr dankbar zu.)

„Das ist 'ne Stimmung!" sagte eine der vier Frauen, und ihr Busen wogte gewaltig.

„Rein zum Singen," fügte Frau Mikuleit hinzu. Und sie stimmte in ihrer etwas gellen Tonart viel zu hoch an:

„Goldne Abendsonne,
Wie bist du so schön!
Nie kann ohne Wonne
Deinen Glanz ich sehn."

Das Kind konnte auch „Goldne Abendsonne" singen. Die Mutter hatte es das Lied gelehrt. Zudem war sein Vater ja Sänger! Und es richtete von der Schulter des Mädchens, an der es in andächtiges Lauschen versunken gelehnt, sich auf, faltete fromm und mit Sorgfalt die Finger, was noch einige Mühe verursachte, und sang nun mit seiner weichen, klaren Stimme, für welche die gewählte Lage durchaus nicht zu hoch war, mit:

„Schon in früher Jugend
Sah ich gern nach dir —
Und der Trieb zur Tugend
Wurde wach in mir."

Immer hingegebener zitterte das Lied, von der Bewegung des Zuges noch vertieft, durch den Raum, bis es ausklang:

„Schuf uns ja doch beide
Eines Schöpfers Hand,
Dich im Strahlenkleide,
Mich im Staubgewand."

Hinter dem kleinen, mit dem Schild geschmückten Rücken des Kindes schmiegten die Liebenden dichter sich zusammen. Und ihre Lippen standen rot und dürstend ganz nah voreinander . . .

Als der letzte Ton verklungen war, herrschte im Abteil bereits eine alle Umrisse sanft verwischende Dämmerung. Lange fiel kein Wort.

Hinter einer kleinen Station, auf der matt gelbrote Laternen durch die Fenster des Wagens gelugt hatten und unkenntlich schwarze Menschenschatten vor dem Zuge auf und ab gehuscht waren, kam noch einmal der Schaffner herein, entzündete, ohne dem Publikum auch nur die geringste Beachtung zu

Jakob Steinmann jung bleiben wollte in der, die neben ihr saß.

Das ist die ewige Rückkehr ihrer Worte und Gedanken. Alle enden sie bei Jakob Steinmann. Dann finden sich oft ihre Hände, halten sich unbewußt.

Von einer zur andern rieselt das seltsame Wesen, die Erinnerung, und eine hält in der andern ein Stück von ihm, dem sie gehört.

An die Ufermauer plätschert kaum hörbar der See. Alte Frauen und Männer sammeln sich auf den Bänken drüben am Hause. Sie reden nicht mehr viel. Sie hoffen nicht mehr viel. Aber die meisten lieben noch das Leben.

Der Tag ist im Sinken.

Der Tag aller ist im Sinken. Weiter über die Welt rollen Schicksal und Zeit.



tief eingeschlafen, zudem brauste der Zug gerade laut donnernd zwischen hohen, schwarzen Waldwänden hin — meilenweit.

„Ein unbegreiflicher Leichtsinn . . ."

„Ob sie überhaupt ahnt, was die alte Burschkat für ein Weibsbild ist?"

„Sicher nicht."

„Tollheit! Niemand haßt Kinder gleich der Alten."

„So ist's. Nicht umsonst wird sie Marjellenschreck gerufen."

Ein Schweigen. Dann: „Aber was tun?"

„Die Alte wird wohl auf dem Bahnhof sein —"

„Sicherlich."

„Aber ich werde mit ihr reden, ich! Die Kleine kann die paar Wochen ebensogut bei mir bleiben —"

„Bei mir auch."

„Na ja — gewiß. Wenn sie mir über wird."

Gedämpftes Lachen.

„'n süßer Fratz!"

„Aber das Elend! Man muß sie doch erst mal ordentlich bewaschen und beflicken."

„Und ob!"

„Ich hab' noch anderthalb Ellen Gewebtes von vorigem Jahr. Da wird sich was draus schneidern lassen. In den dünnen Fahnen kann das Kind sich ja zu leicht erkälten."

„Nun natürlich."

„Man spürt das Würmchen gar nicht auf dem Knie, so leicht ist es. Bei der Kathi, meiner Nichte, wär' mir längst der Fuß eingeschlafen."

Frau Poweleit hatte den Angriff auf ihren reizbaren Blinddarm längst überwunden. „So recht was zum Herausfüttern," meinte sie. „Na, bei uns gibt's ja Eier, Schmand und Butter genug. Da sollt' es doch nicht mit rechten Dingen zugehen —"

„Selbstverständlich!"

Das Kind warf sich herum und gähnte im Schlaf.

„Pst — still!"

Frau Mikuleit legte den Finger auf die Lippen und die Frauen verstummten wieder.

*

Grau und kühl stieg der Morgen. Fröstelnd zogen die gebeugt und geknickt Schlummernden tiefer in sich selbst sich zusammen.

Dann war auf einmal alles wach. Stimmen schmetterten fanfarenartig von draußen herein: „Heißer Kaffee! Frische Semmeln! Warme Würstchen, Würst — — chen!"

Sonne leuchtete. Der Bahnhof einer großen Stadt wogte bunt, lärmend, sich anpreisend um den atemlos haltenden Zug. Tassen und Teller wurden aus- und eingereicht. Zeitungen flatterten an. Auf einmal dufteten, von Kinderhänden emporgehalten, erste Walderdbeeren durch die Luft.

„Sieh!" sagte das Liebespaar gleichzeitig zueinander. Und der Mann erstand sofort den kleinen buntbemalten Spankorb und reichte ihn dem Mädchen mit einer Gebärde, als wäre dies eine ganz seltene, juwelenverzierte Kostbarkeit. Sie aber schloß die Augen und barg das Gesicht in die kühlen, kleinen Früchte, die wie Rosen und Moos, wie Erde und Wein dufteten.

„Guten Morgen!" sagte da eine kleine, klingende Stimme vor ihnen. „Habt ihr gut geschlafen? Ich — so fein."

Sie streichelten das Kind und legten beide das Körbchen in seine Hände.

„Nimm!"

„O — danke!"

Und es lief zu Frau Mikuleit, um ihr die Pracht zu weisen. Die aber meinte: „Erst 'nen Schluck heiße Milch und 'nen ordentlichen Happen Brot mit Butter drauf. Hernach die Beerchen."

Und sie ließ dem Wort die Tat folgen.

Die Türen wurden laut lärmend wieder geschlossen. Heftig ruckte der Zug an, keuchte und glitt weiter ostwärts. Sechs Stunden noch. Sie zogen vorüber gleich den Landschaften draußen, bald kurzweilig zwischen Tal und Hügel, Fluß und Wiese wechselnd, bald lang und eintönig wie aufgewehte Sanddünen längs der Küste, hinter denen in schmalem Streifen das Meer blaut. Aber sie vergingen.

Schon war der Schaffner mit der Ankündigung, die nächste Station wäre Meitschen, durch den Wagen gegangen (ein anderer dieses Mal, ein ganz junger, noch milchbärtiger Mann). Er hatte die Fahrkarten eingeholt und gemeint, daß der Ort in einer halben Stunde erreicht sein würde.

Mikuleits und Poweleits hatten daraufhin eine fieberhafte Geschäftigkeit entfaltet, Bündel zusammengepackt, Körbe und Schachteln geordnet und gezählt, Koffer herabgewälzt und unter den Sitzen vorgezogen, dem Kind das Rucksäckchen aufgeschnallt und es ein paarmal als Gepäckstück mitgezählt. Schließlich hatten sie es geheißen, sich nun zu verabschieden. Da war es, ein wenig schwankend von den vielen Kurven, die der Zug in dieser Gegend gerade zu beschreiben hatte, von einem zum andern gegangen, hatte sein Händchen gegeben und wohlerzogen „Auf Wiedersehen" und „Glückliche Weiterreise" gesagt. Und das Publikum hatte sein weiches blondes Haar gestreichelt, es auf den Handrücken gepatscht oder ihm heimlich etwas Süßes zugesteckt.



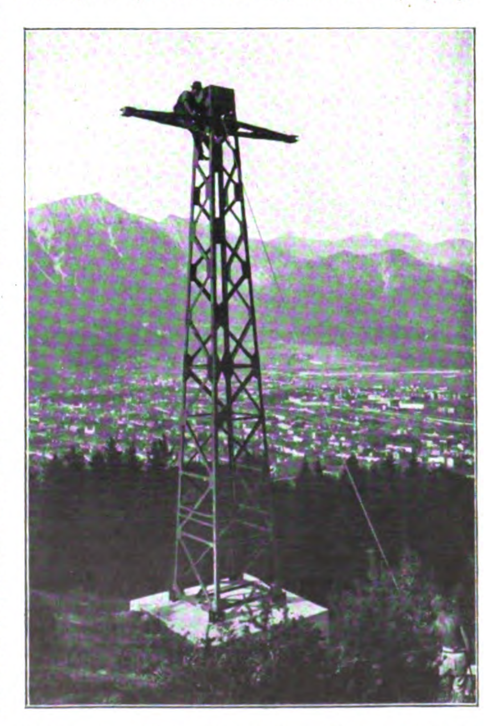
Oben das Wasserschloß, am Fuß der 30 m hohen Gefällstufe das Krafthaus des Werkes Töging am Inn

Die Alpen als Riesenkraftquelle der Zukunft

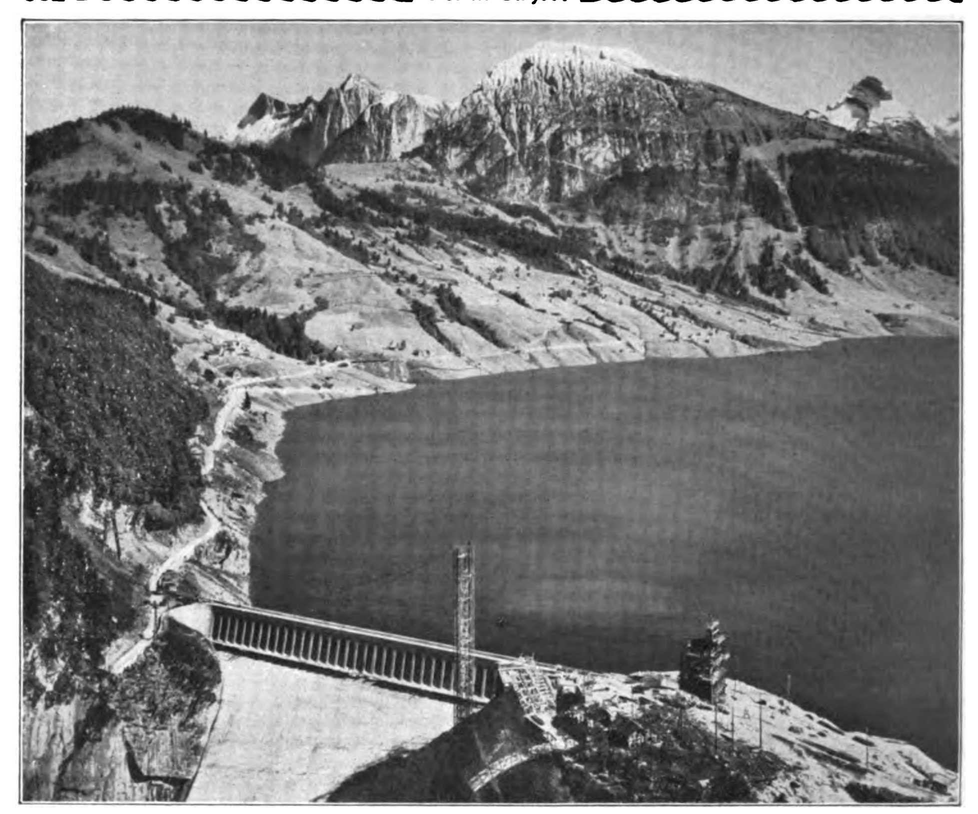
Von Dr. A. Bayer

Wir wissen, daß die Kohle einmal zu Ende gehen wird. Dieser Gedanke macht uns aber vorerst noch wenig Sorgen. Wir bauen sie ruhig weiter ab. Unser Verbrauch steigt. Mögen spätere Geschlechter zusehen, wie sie ohne Kohle zurechtkommen! Etwas anderes ist es, was sich uns unangenehm bemerkbar macht: die oberen, Kohle führenden Schichten der Erde sind abgebaut. Man muß in immer größere Tiefen hinabsteigen, wenn man diese Quelle weiter ausschöpfen will, die unsern ganzen Verkehr, unsere ganze Industrie speist, die uns Wärme und Licht spendet. Je mehr Schwierigkeiten der Abbau macht, je tiefer wir vordringen müssen, desto teurer wird die Kohle. Dabei steigt der Verbrauch, insbesondere infolge der industriellen Anforderungen, immer mehr. Angesichts dieser Umstände hat man nach neuen Kraftquellen Umschau gehalten.

Der 25. August 1891 ist der ewig denkwürdige Tag, der ein neues Zeitalter einleitete. Da wurde zum erstenmal aus Wasser erzeugte elektrische Kraft auf eine weitere Entfernung fortgeleitet, um fern vom Orte ihrer Gewinnung ausgenutzt zu werden. An diesem Tag gelang der Versuch der elektrischen Kraftübertragung zwischen Lauffen am Neckar und Frankfurt a. M. Seitdem wissen wir, daß uns in der Energie des Wassers eine neue Kraftquelle zur Verfügung steht. Wir sind nicht mehr auf die Kohle allein angewiesen. In immer ausgedehnterem Umfang setzte die Ausnützung der Wasserkräfte unserer Erde ein. Der alte Satz vom Werden und Vergehen bekommt eine neue Variante: die Zeit wird kommen, wo die Kohle in weitem Umfange durch die elektrische aus Wasser erzeugte Energie ersetzt sein wird. — Wo Wasser ist, da steht auch Energie zur Verfügung. Dieser Satz gilt ohne jede Einschränkung. Das Wasser braucht nicht zu fließen, es braucht nicht in einer bestimmten Höhe zu



Mastmontage für die Speiseleitung Rutzwerk-Zirl bei Innsbruck (Arlbergbahn)



Der aufgestaute See des Kraftwerkes Wäggital

liegen. Die Technik hat neuerdings auch Mittel und Wege gefunden, um ruhende, tief gelegene Gewässer zur Erzeugung von elektrischem Strom auszunutzen. Am einfachsten und bequemsten aber ist es, den elektrischen Strom aus Wasserkräften zu gewinnen, die sich schon von Natur aus als besonders günstig erweisen. Die in einer Wasserkraft zur Verfügung stehende Energie setzt sich aus zwei Komponenten zusammen: zunächst einmal aus der Wassermenge und dann aus dem Druck, unter dem diese dahinströmt. Der Druck aber hängt von der Höhe ab, aus der das Wasser kommt. Nirgends liegen nun die Bedingungen günstiger als in den Gebirgen. Hier hat man vor allem einen erheblichen Druck zur Verfügung, so daß man auch bei verhältnismäßig geringer Wassermenge beträchtliche Mengen von elektrischer Energie erzeugen kann. Unter den Gebirgen Europas aber stehen die Alpen obenan. In ihren Bächen und Flüssen bietet sich eine schier unerschöpfliche Quelle nutzbarer Energie. Angesichts der steigenden Schwierigkeiten bei der Gewinnung und Beförderung der Kohle kann man nur bedauern, daß man sie nicht schon früher zu verwerten verstand. Seit Urzeiten kennt man diese Energie nur als zerstörendes Element. Unter unsäglicher Mühe ist es dem Menschen gelungen, sie wenigstens einigermaßen zu bändigen. Aber noch immer sind Überschwemmungen an der Tagesordnung. Gebäude und ganze Ortschaften werden fast alljährlich zerstört. Erst dadurch, daß es gelungen ist, die wilden Gewässer dienstbar zu machen, sie zu zwingen, Arbeit zu leisten, ist der Sieg des Menschen zu einem vollständigen geworden. Ob der Gebirgsbach im Sommer fast versiegt, ob er zur Zeit der Schneeschmelze ungeheure Wassermassen führt — seine Leistung wird geregelt, das Elektrizitätswerk arbeitet ruhig weiter. Nichts ändert sich an den Verhältnissen des Stromes, den es in sein Leitungsnetz schickt.

Die Fortschritte der Technik ermöglichen es heute, in großzügigem Maße an die Erschließung der Alpen für die Zwecke der Krafterzeugung heranzugehen. Eine ganze Anzahl von Elektrizitätswerken ist bereits erstanden. Weitere sind im Bau. Aber noch ist nur ein sehr geringer Teil der zur Verfügung stehenden Wasserkräfte ausgenutzt. Die Verwertung der übrigen schreitet rasch vorwärts. Die Alpen stehen im Begriffe, zur Grundlage industrieller Betätigung zu werden. In immer weiterem Umfange beginnen sie, den Strom für Verkehrszwecke,

Von Meutehunden und Otterjagden

Von Wolf, Graf Baudissin

Im allgemeinen stellt sich der Deutsche unter der Jagd mit der Meute ein farbenprächtiges Bild vor, bei dem reiche Leute, die nur ihrem Vergnügen leben, mit Horridoh und Hussasa auf schnellen Rossen hinter den Hunden querfeldein brausen. Diese Vorstellung entspringt meist der Betrachtung alter Stiche, sei es nun der Bourbonenkönige oder der Lords und Squires im merry old England. Aber Gemälde und Stiche sind ja immer idealisiert. Erst die heutige hochentwickelte photographische Technik gibt dem Sportschriftsteller Gelegenheit, dem Leserkreis die Kenntnis der Jagd mit Meutehunden in einem wirklichkeitsgetreuen Anschauungsunterricht zu übermitteln.

In Deutschland bestehen zur Zeit nach langsamem Wiederaufbau in den letzten Jahren etwa 30 Schleppmeuten. Schleppen sind Jagden, bei denen nicht hinter lebendem Wild, sondern hinter einer künstlich gelegten Wildschleppe geritten wird. Man jagt auf Truppenübungsplätzen wie der Senne (wo zu Hubertus allerdings auch wieder ein Keiler ausgesetzt wird) oder in ausgesuchtem Gelände, unter Vermeldung von Flurschaden. Die dabei verwendeten



Der rein gezogene Otterhund, ein Nachkomme des alten Southern-Hound
Aufnahme „Sport & General"



Ankunft der Meute im Jagdgebiet. Aufnahme „Wide World"

Hunde sind meist englische Fuchshunde, mit denen hier weiter gezüchtet wird.

Das englische „Foxhound"-Blut herrscht auch in Frankreich in dem bunten Gemisch der dortigen „Chiens courants" vor. Die Franzosen haben zum erstenmal 1922 die verschiedenen Rassen ihrer Meutehunde durch Bilder und Maße mit 28 Typen genau festgelegt. Der Engländer kennt nur sechs Rassen von „hunting dogs", die genau durch Ausschüsse, Ausstellungen und Stammbäume seit vielen Jahren überwacht werden: Staghounds, Foxhounds, Harriers, Beagels, Otterhounds und die seit rund sechzig Jahren aus Frankreich eingeführten Bassets.

In Frankreich bestanden im Jahre 1913 etwa 280 Meuten, die heute auf rund 100 zusammengeschmolzen sind. Das Bild einer französischen Meute ist, wie gesagt, lange nicht so einheitlich wie das in England: die französischen Meuten zählen weniger



Die Suche am Flusse. Aufnahme „Adams"



Auf der Spur des Otters. Aufnahme „Wide World"

Hunde, weisen oft Kreuzungen der verschiedensten Rassen auf, die alles jagen, vom Hirsch, Damhirsch, Wildschwein und Reh bis zum Fuchs und Hasen. Oft vereinigen sich auch -- hauptsächlich zur Sauhatz — verschiedene Meuten, und es ist durchaus gebräuchlich, dieselben Hunde sowohl zur Reitjagd als auch zum Stöbern auf der Schießjagd zu verwenden. Und noch ein bemerkenswerter Unterschied: in Frankreich erfolgen die Jagd und das Erlegen des Wildes mit vielem Blasen, man folgt dabei uralten Jagdgebräuchen (der Master und verschiedene auserkorene Mitglieder des „équipage", boutons genannt, führen ein großes Jagdhorn und rechnen es sich zur Ehre, darauf zu blasen, so unmusikalisch sie auch sein mögen) — im Gegensatz zu England, wo man den Sport des langen Galopps oder des Hinterherlaufens bevorzugt: es gibt in England 100 Fußmeuten, die an die Beine und die Ausdauer der Teilnehmer keine geringen Anforderungen stellen.

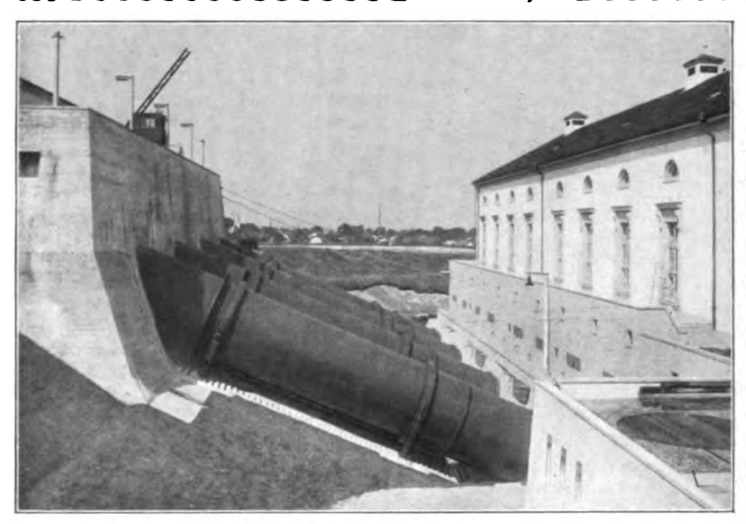
Einer Meute zu Fuß zu folgen ist in Frankreich fast unbekannt. Und hier ist es Privatsache einzelner Persönlichkeiten, einen „équipage" zu halten — in England dagegen gibt es Subskriptionsmeuten mit riesigen Teilnehmerzahlen. Die Jagden der wenigen großen französischen Meuten spielen sich in den vom Master gemieteten Staatswäldern ab und ähneln dem englischen, deutschen, ungarischen und italienischen Jagdreiten sehr wenig. Franzosen bringen der Fuchsjagd, die in England die Hauptsache ist (es gab dort 217 Fuchsmeuten im Jahre 1927), wenig Interesse entgegen, sie jagen die oben angeführten Tiere und den Wolf. So hat von 1902 bis 1914 die Meute Gençay, bei der sich auch Mestizen (Mutter Wölfin, Vater Hund der Poitourasse) befanden, 53 Wölfe zum Halali gebracht. Allerdings wird der Wolf bald ganz aus Frankreich verschwunden sein.

Beim englischen Foxhunting wird der sozusagen gehegte Fuchs aus den künstlichen, meist aus Ginster gepflanzten und mit künstlichen Bauen nebst Trockenlegungsröhren — der Fuchs liebt keine Nässe — angelegten Dickungen, „coverts" genannt, aufgestöbert und gejagt.

Über die wenigen Hirschjagden (10 Meuten in Großengland) kann man sich dahin kurz fassen, daß der Rothirsch, zuweilen auch ein weibliches Tier, zunächst von Jägern eingespürt, dann von einigen wenigen guten, aber nicht Laut gebenden Hunden, „tufters" genannt, aufgestöbert und von dem übrigen Rudel getrennt wird, bis dann die Jagd beginnt, die meist in einem Wasserlauf endet.

Die Jagd mit „harriers", Hasenhunden (1927 gab es 67 Harriermeuten mit Teilnehmern zu Pferde), die früher auch in Deutschland geübt wurde, vollzieht sich in ähnlicher Weise wie das „stag- and foxhunting", nur, daß sie viel weniger kostspielig ist und daß der Hase nicht geradeaus läuft wie Hirsch und Fuchs, sondern meist Haken schlagend in sein altes Revier zurückkehrt, — falls ihm dies beschieden sein sollte.

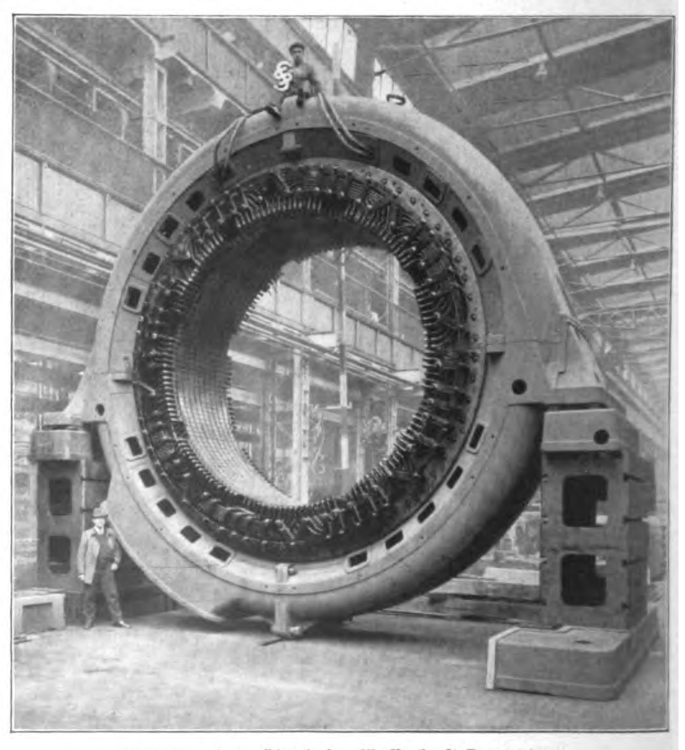
Der „harrier" ist eigentlich nichts anderes als ein leicht gebauter Fuchshund. Mit hare = Hase hat der Name nämlich nichts zu tun; manche behaupten, der harrier sei eine besondere uralte Rasse, von der schon Xenophon schrieb.



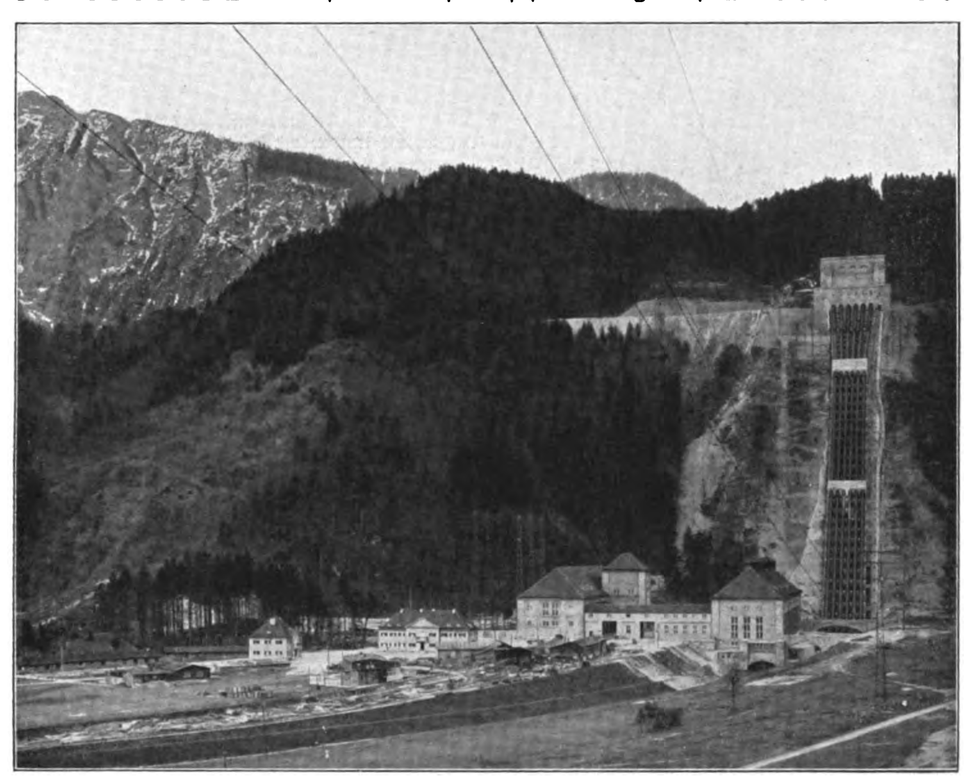
Blick auf die Rohrbahn mit vier schmiedeeisernen Druckrohren von je 5 m Lichtweite des Isarkraftwerkes II. Aufkirchen

dung finden, die Elektrisierung der Bahnen durchzuführen. Besonderes Interesse erregt auch das Innwerk Töging, das ziemlich weit draußen im Flachland in der Nähe der Einmündung der Salzach in den Inn gelegen ist. Obgleich es sich so weit weg von den Alpen befindet, ist es mit seinen 144 450 Pferdekräften das größte Wasserkraftwerk Deutschlands. Das dem Kraftwerk zugeleitete Wasser wird in fünfzehn Turbinen ausgenutzt, von denen jede 9630 Pferdestärken leistet und in der Sekunde 38,8 Kubikmeter Wasser verbraucht. Man hat hier eine 30 Meter hohe Geländestufe einbezogen. Auf ihrer Höhe liegt das Wasserschloß, in dem der Zulauf nach den Turbinen geregelt wird. Fünfzehn mächtige Rohre

see, um weitere Elektrizitätswerke zu speisen. Eigenartig gestaltet sich die Verwertung der Wasserkräfte der Isar. Sie dient, wie bereits erwähnt, zunächst einmal dazu, um unter Benutzung eines teilweise im Tunnel durch einen Bergrücken hindurchgeführten Kanals den Walchensee wieder aufzufüllen. Dann wird auch oberhalb Münchens elektrischer Strom gewonnen. Unterhalb Münchens setzt nun der oben geschilderte Ausbau in vier Stufen ein. An der mittleren Isar erstehen Kraftwerke zu Finsing, Aufkirchen, Eitting und Pfrombach. Oberhalb von Finsing erstreckt sich ein zehn Kilometer langer Stausee, aus dem das Wasser für das Finsinger Werk entnommen wird. Die vier Werke zusammen liefern ständig 113 200 Pferdestärken. Ihre Jahresleistung beläuft sich auf 480 Millionen Kilowattstunden, wovon ein Teil der allgemeinen Versorgung des Landes und damit — infolge des Ausgleichs — ganz Deutschlands dienen, während ein anderer der deutschen Reichsbahn zur Verfügung gestellt wird. Die alpinen Wasserkräfte werden zu sehr großem Teil Verwen-



Ständer eines Einphasen-Wasserkraft-Generators für das Walchenseewerk mit 250 Umdrehungen in der Minute



Rohrbahn und Wasserschloß des Walchensee-Kraftwerkes

führen vom Wasserschloß zum Maschinenhaus herab und unmittelbar in die Turbinen hinein.

Töging ist außer in technischer auch noch in anderer Hinsicht typisch. Man fragt sich unwillkürlich, warum man hier ein derartig großes Kraftwerk baut, wo doch weit und breit kein größerer Ort zu sehen ist, in dem die Elektrizität Verwendung finden könnte. Eben deswegen! Hier ist noch freies Gelände und hier ist Platz! Auf diesem Platz soll ein großes Industriegebiet erblühen. Fabriken sollen aus der Erde wachsen. Sie stehen zum Teil bereits. Andere sind im Bau begriffen. Nicht lange wird es vielleicht mehr dauern, dann werden wir an Töging ein kennzeichnendes Beispiel für das Werden der Industriegebiete haben. Vielleicht zieht auch aus den Kohlengebieten ein Teil der Industrie dorthin.

Im benachbarten Österreich weiß man den Wert der Wasserkräfte gleichfalls zu schätzen, die in den Alpen zur Verfügung stehen. Ein zielbewußter Ausbau hat bereits eingesetzt. Die Elektrisierung der österreichischen Bundesbahnen ist in Aussicht genommen und teilweise schon durchgeführt. Vor kurzem wurde die Elektrisierung der für den Verkehr so wichtigen Arlbergbahn vollendet, für die besondere Kraftwerke, und zwar das Spullerseekraftwerk und das Rutzwerk in Dienst gestellt wurden. Das Rutzwerk liefert den gewöhnlich benötigten Strom. Das Spullerseekraftwerk gibt weiteren Strom ab, wenn der Bedarf ansteigt. Ferner ist die Salzkammergutlinie elektrisiert worden. Weitere Elektrisierungen sind durchgeführt oder in Aussicht genommen. In den Gosauwerken haben wir wieder einen stufenweisen Ausbau in vier Zentralen. Unter den zahlreichen österreichischen Kraftwerken stellt eines eine besondere Merkwürdigkeit dar: es steht bei Jenbach am Inn. Aber nicht die Wasserkräfte dieses Stromes sind es, die die Turbinen speisen, sondern die des hoch oben hinter einem Bergriegel gelegenen Achensees, der vom Tale aus nicht sichtbar ist.

In ganz besonders weitem Umfange dienen die Alpen in der Schweiz als Kraftquelle. Hier ist vor allem die Zahl der Stauseen eine sehr große, teilweise sind auch natürliche Seen zu Stauseen ausgebaut worden, wie z. B. der für die Elektrisierung der Gotthardbahn nutzbar gemachte Ritomsee. Aber auch Flußläufe und Gebirgsbäche liefern Energie, die in einer erheblichen Anzahl von Kraftwerken in elektrischen Strom umgewandelt wird. Über das ganze Gebiet der Schweiz zieht ein Netz von Leitungsdrähten dahin. Ähnlich ist es im Norden



Die Teilnehmer beginnen ein „Stickle" zu bilden. Aufnahme „Sport & General"

Rock, weißer Kragen, weiße Breeches und blaue Strümpfe oder Dartmoor (gegründet 1825) von der Kappe bis zu den Strümpfen alles blau mit weißem Plastron oder die älteste, 1790 gegründete Culmstock, bei der die Damen eine graue Jacke mit roten Aufschlägen und rotem Kragen tragen.

Culmstock jagt dreimal in der Woche; der Mindestbeitrag für neue Mitglieder beträgt rund 100 Mark jährlich. Ähnlich wie bei der Jagd zu Pferde ist jeder Teilnehmer willkommen; der einmalige Beitrag für eine einzige Jagd, den man „Cap" nennt, beträgt bei der billigen volkstümlichen Otterjagd 3 Mark — oft auch noch weniger.

Die mit der Otterjagd verbundene Freude am „Draußensein", wie auch das Wetter sein mag, ist typisch germanisch. Typisch englisch ist die viele Zeit, die jung und alt, reich und arm beiderlei Geschlechts für den Sport aufbringen. Die Culmstock z. B. ging vor dem Kriege, wenn die Heuernte in England begann, mit einer Menge Teilnehmer nach Irland, wo es keine Otternmeuten gibt, hinüber. — Auch sonst hat die „einfache" Otterjagd, die in den schönen Sommermonaten von Mitte April bis Mitte September ausgeübt wird, der „teuren" Jagd zu Pferde, die im Winterhalbjahr stattfindet, gegenüber viele Vorteile: beschauliche Freude an der Natur, an der stundenlangen Arbeit der Hunde — vielleicht auch an den schönen Picknicks. Man kennt dabei kein Gedränge unzähliger Reiter (in den Shires betragen die Jagdfelder ja oft hunderte).

Jedermann, ob Herzogin oder Schuljunge, fährt zum „Meet" der Otterjagd dritter Klasse, man zieht sich um und übernachtet in den einfachsten Dorfkneipen, und die Picknicks spielen sich ländlich ab.



„Forming a stickle“, eine lebendige Absperrungslinie, die das Entkommen des Otters verhindern soll

Anwohnende Teilnehmer und besonders der Master schicken — früher im Dogcart, heute im Auto — einfache Dinge für die vielen Hungrigen heraus: einen riesigen Käse, mehrere Laibe Brot, einen großen einfachen Kuchen, die typischen englischen Korinthensemmeln, dazu Bier, Whisky und Limonade.

Das Meet einer Otternmeute ist ein äußerst malerisches Bild: die bunten Anzüge der Mitglieder, die Hunde, bei denen die reizenden drahthaarigen Terriers beim Publikum am beliebtesten sind, und das auch in der heißen Zeit am Ufer der Flüsse stets frische Grün!

Der Master begrüßt jeden einzelnen Jagdteilnehmer — und die Jagd beginnt. Zum Master taugt nur eine sehr volkstümliche, heitere und taktvolle Persönlichkeit, denn es ist nicht leicht, diese vielen Sportslustigen



Der 3. Hund von links hat den Otter gefaßt. Aufnahme „Wide World“

auch verarmten Unglücklichen. Schon nach den Kreuzzügen machten verarmte Ritter als Strauchdiebe und Wegelagerer die Landstraßen unsicher, Kreuzpilger in grauleinenen Kutten mit Muscheln besetzt erzählten Mordsgeschichten vom heiligen Land, andere handelten mit falschen Reliquien. Seit dem 13. Jahrhundert wurden zahllose Bettelmönche zur Landplage, stellenlose Geistliche (Goliarden) kamen schon seit der karolingischen Zeit auf die Landstraße, bereicherten mit Musik und lateinischer Poesie (carmina burana) das Vagabundenleben und ließen in unserem heutigen Landstreicherjargon reiche Spuren zurück. Sie bettelten natürlich vorwiegend wieder bei den geistlichen Herren.

Auch heute gibt es solche Spezialisten des Betteltums, Leute, die mit gefälschten Papieren (linken Flebben) z. B. gerade die Landgeistlichen ansprechen, oder andere, die einen gewissen Schatz an hebräischen Ausdrücken und Formeln besitzen und — selbst meist nicht Juden — auf die Wohltätigkeitskassen der jüdischen Gemeinden in den Städten spekulieren. Auch die verbummelten Studenten fehlen zu keiner Zeit. Geiler von Kaisersberg sagt von ihnen: Sie „ziehen nachmals, wenn sie die Völlerei gewohnt worden sind, in den Landen herum: der eine wird ein Gaukler oder Spielmann, der andere ein Tellerschlecker, der dritte ein Theriakskrämer, der vierte ein Pater, der fünfte ein Hänselein, oder sonst ein Lotterbube, wenn es anders so wohl gerät, daß sie nicht etwa gar zu Schelmen oder Dieben werden." Wenn heute freilich ein Akademiker auf die Landstraße gerät, so hat dies meist besondere, später zu erörternde Gründe.

In vergangenen Jahrhunderten war die Schar der Gaukler größer und vielgestaltiger als heute, aber manche Typen haben sich bis in unsere Tage gerettet. Freifechter von der Feder, Steinkauer, Wasserkünstler, die uns in alten Stichen erfreuen, sind wohl ausgestorben, aber Akrobaten, Taschenspieler, Kraftmenschen, Feuerfresser, Tierstimmenimitatoren (schon im 9. Jahrhundert bezeugt), Hungerkünstler (schon im 16. Jahrhundert in Augsburg) ziehen auch noch heute umher. Marktschreier verkaufen nicht mehr Quirinusöl, Skorpionöl, Elefantenschmalz, Planetensteine, aber doch ähnliche, gleich unnütze Dinge. Kleine Handfertigkeiten, wie sie die Russen in unseren Gefangenenlagern vorzuweisen wußten, bringen auch heute noch manchem Landstreicher mehr Geld ein als das gewöhnliche Betteln. Der neueste Trick, den ich kennenlernte, war die Fähigkeit eines Vaganten, 14 Volkstänze und moderne Steps glänzend zu beherrschen. Er hatte auf seinen Wanderschaften, bei denen er sich vielfach der Lastautos bediente, die ihn oft auf lange Strecken umsonst mitnahmen, stets einen anständigen dunklen Anzug bei sich. Kam er in irgendein Dorf oder Städtchen, in denen eine Hochzeit oder Vereinsfestlichkeit oder dergleichen war, so erbot er sich, die neuesten Tänze vorzumachen oder mit den Damen zu tanzen. So erwarb er sich ganz ansehnliche Summen, Gelegenheit zum Trinken und sonstige Annehmlichkeiten.

*

Der Zusammenhang des Vagantentums mit dem ernsten Verbrecher ist heute nicht mehr so innig wie in den vergangenen Jahrhunderten, besonders in der Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg. Damals waren die „streichenden Übeltäter" und „gartierenden Knechte" für das Landvolk eine schwere Plage. Die berüchtigten Räuberbanden empfingen zu allen Zeiten ihre Nachrichten vielfach durch die Landstreicher (Nikolaus List; Pant; Löbl; Hoschenek; Lipps-Tullian; Klostermayer, der bayrische Hiesel; Johannes Bückler, der Schinderhannes; Jakob Koller, der Zauberjackl) oder tauchten bei schärferen Verfolgungen im fahrenden Volk unter. Aber auch heute ist die Kriminalität vieler Landstreicher gemischt; nicht nur schwerere Affektdelikte (Körperverletzung) finden sich neben den Haftstrafen wegen Bettels und Landstreichens und neben den Arbeitshausfristen, sondern auch kleinere Eigentumsvergehen sind nicht selten (Gelegenheitsdiebstähle). Bei dem zünftigen Dieb und Einbrecher hingegen, dem Berufsverbrecher, weist das Strafregister nur selten Bettel- und Landstreicherstrafen auf. Dem großen aktiven bewußten Verbrecher gegenüber bleibt heute der Vagant doch mehr ein Trottel.

Verhältnismäßig gering ist gegenwärtig die Teilnahme der Handwerksburschen. Seit dem 15. Jahrhundert wurde das Wandern in bestimmten Gewerben von einzelnen Städten verlangt. So schrieb Würzburg z. B. 1611 einen Wanderzwang von zwei Jahren in einem Stück vor, außer bei Meistersöhnen. Hans Sachs z. B. wanderte von Nürnberg nach Regensburg, Passau, Braunau, Ötting, Burghausen, Wels, Salzburg, Reichenhall, München, Landshut, Würzburg, Frankfurt a. M., Koblenz, Köln, Aachen (1511 bis 1516) und stand dabei natürlich an verschiedenen Orten in Arbeit. Über den Winter hielten die Gesellen meist an einem oder zwei Plätzen aus.

Das Frühjahr tut 'ran kommen,
Gesellen werden frisch.
Sie nehmen Stock und Degen
Und treten vor Meisters Tisch.

„Herr Meister, wir wollen rechnen,
Jetzt kommt die Wanderzeit.
Ihr habt uns diesen Winter
Gehudelt und geheit."

Heute gibt es außer gewissen katholischen Verbänden, die alle Zünfte einschließen, keine Gesellenschenke, keine Zuschickgesellen, keine entsprechenden Bräuche mehr. Das Wandern der Gesellen ist nicht mehr organi-



Fischotter. Bronze von Prof. Max Esser

Epilepsie, 10 Prozent an einfachem Alkoholismus, 4 Prozent an erworbener Geisteskrankheit litten.

Unter den Arbeitshäuslern (die Einweisung lautet bis auf zwei Jahre) finden sich auch vereinzelte Angehörige besserer Stände, selbst Akademiker. Zwei Ursachen sind es, die auch solche Gebildete auf jene tiefe Stufe herabdrückten: der Alkoholismus und eine besondere Form der Geistesstörung, die Schizophrenie. Es gibt Trinker mit solch unwiderstehlicher Sucht, daß alle Versuche der Rettung mißlingen: sie machen sich im Beruf, in der Gesellschaft, in der Familie unmöglich und enden schließlich auf der Landstraße oder im Landarmenhaus.

Die Schizophrenie ist eine schleichende, stille geistige Zerstörung, deren erste Anzeichen oft schon im Jugendalter für den Kundigen deutlich werden. Vielleicht besteht der junge Mann gerade noch die Reifeprüfung, aber dann wechselt er im Studium von Fach zu Fach; bald betreibt er ganz abwegige Interessen, bald sitzt er untätig monatelang herum. Er hat keine Pläne, die er durchhält. Die Liebe der Angehörigen versucht es immer wieder, ihn zu einer bestimmten Berufswahl zu bringen: umsonst. Er vermag keine Gründe für sein seltsames Verhalten anzugeben: er versandet. Solange die Eltern noch leben, weist man ihn einem Gärtner, einem Landwirt zur Hilfe zu, doch kommt er zu keiner dauernden Tätigkeit. Sind die Angehörigen tot, so endet er — vielleicht nach kurzem Aufenthalt in der Irrenanstalt — auf der Landstraße als ein verschrobener, einsamer, verkommener Mann.

★

Neben dieser bunten Schar der Wanderarmen und der geistigen und körperlichen Krüppel gibt es auch heute noch den eigentlichen Berufsbettler. Manche der oben erwähnten Typen der spätmittelalterlichen Landstraßen wandert noch heute. Man kann nicht leugnen, reizvolle und eigenartige Charaktere unter diesen Vaganten zu finden. Wenn man sich erzählen läßt, wie ein passionierter Wanderer in seinem 3. Lebensjahrzehnt zu Fuß über die Alpen nach Italien kommt, wie sich in seiner Perspektive die Fremde ausnimmt, wie er es versteht, die deutschen Landsleute am Vesuv, auf Sizilien zu schröpfen, — wie er nach Ägypten und schließlich Indien gerät und mit mancherlei Kenntnissen bereichert es schließlich doch fertig bringt, als Fünfzigjähriger die deutsche Heimat wieder zu erreichen, so kann man eine gewisse Freude nicht unterdrücken, daß es auch heute noch einige Originale gibt.

Ich kannte einen Weltwanderer, der mit so guter Kenntnis der arabischen Umgangssprache zurückkehrte, daß er den gelehrten Vertreter dieses Faches an einer Universität in Verlegenheit brachte. Auch in den Vereinigten Staaten Nordamerikas gibt es Vaganten, nur bedienen sie sich dort anderer Lebensformen: sie eignen sich ausrangierte Autos an und fahren los. Manche kleineren Städte geben ihnen als Ortsgeschenk Benzol, nur um sie möglichst schnell wieder los zu werden.

Jack London weiß in seinen Abenteuern des Schienenstranges (Trampfahrten durch Nordamerika) Ergötzliches zu berichten. In Deutschland werden die tiefstehenden als Knopftalfer (Pfennigbettler) von den anderen gering geachtet, sie „arbeiten" besonders erfolgreich am Zahltag nachmittag z. B. in den Saargrubendistrikten. Der Speckjäger steht viel höher, er hat seinen festen Bezirk (Tirach) und kennt seine Kundschaft; oft reist er mit Frau und Kind (Henne und Schrawiner). Der Kommandoschieber hat ein dauerndes Standquartier in einer wilden Penne; von dort geht er auf Beute aus. Der Ladenstoßer sucht in den Städten die kleinen Kaufleute auf; die Schmalmacher, meist organisiert, betteln gegen Abend in den Arbeiterwirtschaften. Die Klufttalfer kennen sich untereinander wie seinerzeit die fränkischen Opferstockdiebe; sie suchen — besonders in Ostpreußen — handgewebte Hemden zu erbeuten. Die Briefbettler, Tappenreiter (Anfertiger falscher Ausweispapiere), Krankheitssimulanten, falschen Epileptiker (Grantnern) sind hochstehende Spezialisten, die sich zum Teil auch noch durch das alte Rotwelsch verständigen können. Lateinische, griechische, hebräische, spanische, englische, französische, tschechoslowakische Worte finden sich in dieser alten Berufssprache vereint.

Die bisherigen Maßnahmen der Gesellschaft und des Staates haben nicht viel gegen das Bettler- und Landstreicherwesen vermocht.

Das Arbeitshaus war zwar gefürchtet, besserte jedoch ebensowenig, als es vom Vagieren abschreckte. Die ungezählten kleinen Haftstrafen waren ganz zwecklos. Einer unserer neuen Strafgesetzentwürfe sucht das „gemeinschädliche" Verhalten dieser Personen von den eigentlichen Verbrechen und Vergehen zu sondern und bemüht sich, die Arbeitshausstrafe zweckmäßiger auszubauen. Bisher haben schon die Arbeiterkolonien manches Elend zu lindern und die Rückkehr in geordnete soziale Verhältnisse zu erleichtern gesucht. Doch wird man sich vergeblich bemühen, das Übel ganz auszurotten.

Gewalt über ihnen

Roman von Ernst Zahn

(Schluß)

Jakob Steinmann schlief wenig in der darauf folgenden Nacht. Er wälzte sich von einer Seite zur andern in einer unerklärlichen Unruhe. Einmal, als er aus kurzem Schlummer auffuhr, fror ihn heftig. Er wußte, daß er fieberte. Ein Fieberthermometer lag drüben in der Kommode. Aber er wies den Gedanken, sich von der Tatsächlichkeit seiner Erkrankung zu überzeugen, von sich. Und wenn er morgen kaum mehr aufrecht stehen könnte, fahren würde er doch! Er *wollte* nicht noch einmal, noch ein anderes Mal hier stillgelegt werden! Jetzt, da seine Zeit ohnehin hinschmolz wie neuer Schnee in der Frühlingssonne! Festhalten mußte man die Tage, halten mit krallenden, hastigen Händen! Freilich, vielleicht, indem er das eine Wiedersehen mit Meise noch erzwang, verunmöglichte er andere! Wer konnte wissen, ob Trotz oder Nachgiebigkeit klüger, Schonung des Körpers oder Widerstand gegen seine Schwäche das rechte war? Wer konnte wissen? Aber zu Versuchen blieb keine Zeit mehr! Keine Zeit mehr blieb zu sparen. Der flüchtige Augenblick mußte gepackt werden!

Am andern Morgen, als er aufstand, waren ihm die Beine schwer wie Blei. Die Stirn schmerzte ihn. Und immer wieder überrann ihn das Frösteln. Einen Augenblick schwankte er und sah aus dem Fenster. Die Nebel rauchten aus dem Tal herauf. Es mußte kalt sein! Neuer Schnee war im Anzug. Das, was er vorhatte, ging vielleicht nicht gut aus! Aber wenn er jetzt klein beigab, mußte auch Meise empfinden, wie alt er geworden war! Niemals! Er konnte ihr sagen, daß er sich unwohl fühle, sie darauf vorbereiten, daß er sich wieder eine Weile pflegen müsse. Das war leichter, als wenn sie umsonst wartete!

Frau Anna trat jetzt in die Schlafstube. Sie war geraume Zeit vor ihm aufgestanden. Nun kam sie, ihm ihre Bedenken mitzuteilen: Er hätte gestern und in der Nacht unpäßlich geschienen! Draußen aber wehte, wie sie vom offenen Fenster aus bemerkte, ein harscher Wind! „*Muß* denn die Fahrt heute sein, Jakob?" fragte sie.

Sogleich stieg ihm das Blut. Man wollte ihn hindern. Er haßte das Gerede. „Natürlich fahre ich," antwortete er.

Ihre Augen suchten in seinem blassen Gesicht. „Es wird schlecht Wetter geben," entgegnete sie.

Er drehte ihr jäh den Rücken zu. „Ich werde nicht auf einmal zimperlich werden," grollte er.

„Die Jahre nehmen einem den freien Willen," widersprach sie aus ihrer Angst heraus.

„Das will ich noch sehen," gab er zurück. Er schlug die Schublade, die er am Waschtisch aufgezogen, heftig zu.

Frau Anna schwieg und unterdrückte einen Seufzer. Dann suchte sie seinen schwersten Mantel hervor und legte ein dickes Wollhalstuch daneben.

Steinmann sah es und sein Zorn verrauchte sogleich. Ganz von fern spürte er wieder einmal das Unrecht, das er ihr tat, und wie gut sie es meinte. Aber ihr Bild verblaßte sogleich wieder und zerrann in nichts. Und seine Seele suchte nach Meise, die die Jugend, das Feuer des Lebens war.

„Du mußt mich nicht mit Gewalt alt und krank machen," sprach er aber in versöhnlichem Ton zu Frau Anna. „Je mehr man nachgibt, um so weniger leistet man nachher."

Sie erwiderte tapfer: „Du hast schon ein paarmal einsehen müssen, daß man seine Jahre nicht zwingen kann."

Er antwortete nicht mehr.

Sie gingen dann in die Wohnstube hinunter. Steinmann schickte eine Magd zu Jost, dem Knecht, damit er das Fuhrwerk vors Haus stellte.

„Nimm ihn mit, fahr' nicht selber," bat Frau Anna.

Er entgegnete freundlich, bemüht, ihr nicht weh zu tun: „Rede mir nicht darein, Mutter. Du weißt, ich ertrage das nicht."

Sie blickte auf die Tasse, vor der sie saß. Die Augen waren ihr feucht.

Steinmann bemerkte wohl, daß sie noch immer bekümmert war. Die alte, nie erloschene Liebe zu ihr regte sich wieder, eine seltsame, im Laufe der Jahre veränderte Liebe. Er wußte, daß sie etwas vom Besten gewesen, was seine Zeit ihm geschenkt. Er war in ihrer Liebe gegangen wie in einer sanften, guten Luft und hatte dabei nie groß bedacht, woher ihm das Behagen kam!

Die Erkenntnis stimmte ihn dankbar wie schon oft. Er hätte ihr eine Freude machen mögen. Warum bat er sie nicht, selbst mitzufahren? Sie würde es gern tun! Vielleicht entbehrte er sie sogar!

Dann sah er die Unmöglichkeit dieser Dinge ein. Es gab etwas, das fügte sich nicht in den Alltag, wie ihn die Menschen sich seit Jahrhunderten geschaffen! Es riß an seinem Innersten. Es gab etwas, was über diesen braven Alltag hinausging!

Hastig beendete er sein Frühstück. Fort jetzt! Fort! Es schien ihm, als könne er nicht rasch genug auf den Weg kommen! Er stand auf und nahm seinen Winterrock. Aber noch einmal von seinen Gefühlen übermannt faßte er Frau Anna bei den Schultern.

„Mache dir keine Sorge. Am Abend bin ich wieder da," tröstete er sie.

Aber es war ihm, als sage er Dinge, die sehr wohl anders sein könnten. Eigentümlich wurde ihm zumut, als müßte er Frau Anna und die Stuben und sein Haus noch einmal recht betrachten, als gehe er irgendwie für lange Zeit von ihnen fort. Und nun wiederholte sich ihm der Drang, Frau Anna zu sagen, wohin er gehe, warum er gehe und schon oft gegangen sei. Er meinte die Hand ausstrecken und sie zu sich ziehen zu müssen, damit er ihr alles erkläre. Und stand doch auch hier wieder vor der Unmöglichkeit. Solche Erklärung forderte Zeit! Und es litt ihn nicht länger! Und wer sollte verstehen, was er zu sagen hatte? Es konnten nur Schmerzen daraus kommen und Unfriede! Die Regung verflog. Fort nur! Noch einmal: Nur fort!

„Ade," sagte er zu Frau Anna.

Sie stand schon neben ihm, klein, zart neben seiner Breitschultrigkeit, und steckte ihm das Halstuch, das sie ihm umgeschlungen, im Rocke fest.

Seine Hand strich ihr über den grauen Scheitel.

Sie fühlte, daß jene heiß war. Auch ihr wurde eigentümlich zumut. Warum erzwang er nun wieder diese Fahrt? War er in diesen Brüchen so nötig? Oder hatte er ein anderes Ziel? Wieder suchte sie in dem Dunkel, das sie noch nie aufzuhellen vermocht hatte. Und grübelte doch nicht lange. Vielleicht war das Nichtwissen besser! Sie war auch so gewohnt, sich immer zu bescheiden. Sie begleitete Steinmann zum Wagen hinunter.

Hier standen sie Hand in Hand. Frau Anna fühlte abermals, wie die seine glühte. Aber sie sagte nichts mehr. Sie schmiegte sich nur einen Augenblick lang an ihn, als er sie auf die Stirn küßte.

Der Wind trieb die Nebel an den Bergen hin; aber ihr kalter Rauch strich auch an den beiden vorbei, die am Wagen standen.

Steinmann wandte sich an Jost, den Knecht, und gab ihm ein paar Weisungen: „Mach' dem Braunen eine Einreibung, er hinkt noch immer etwas. Bring' auch das beschädigte Geschirr zum Sattler."

Jost antwortete mürrisch und kurz wie immer. Man wußte nie, ob er recht verstanden hatte.

Als der Wagen nun fortrollte, sagte der Knecht zu Frau Anna: „Wenn der Meister nicht bald wiederkommt, muß er einen Schlitten zur Heimfahrt pumpen."

Sie bestätigte mit beschwertem Herzen: „Ja, es scheint Schnee zu geben."

Und aus ihr wichtigeren Sorgen heraus fragte sie: „Hat er nicht krank ausgesehen?"

Jost antwortete, er habe nichts bemerkt; aber — er war überhaupt nicht gewohnt, sich um anderer Befinden zu kümmern.

Steinmann saß im Wagen, hielt das Leitseil und die Peitsche, zog die Bremse an, wo die Straße sich senkte, und trieb das Pferd manchmal zur Eile, aber er tat alles das in einer Art von Taumel. Er hatte auch die Aufträge an den Knecht halb im Traume erteilt, geredet, geredet, damit man ihm nicht anmerke, wie ihn innerlich etwas mahnte, nicht zu fahren. Die Gedanken, die ihn jetzt heimsuchten, waren träge, aber ihre Zahl war so groß, daß gerade in ihrem langsamen, wälzenden Wechsel die größte Qual lag. Er spürte dumpf, daß sein Haus zurückblieb und das Dorf und der Knecht und — Frau Anna. Und dunkel war ihm, als habe er diesen beiden Wichtiges nicht gesagt, was er zu sagen beabsichtigt. Aber was es gewesen, darauf besann er sich nicht.

Nach einer Weile fror er heftiger. Er knüpfte den Mantel fester und sein schmerzender Kopf formte neue Einfälle. Mußte immer der Winteranfang ihm so in die Glieder fahren? Und war das nun jedesmal schwerer zu überwinden, weil das Alter die Widerstandsfähigkeit verminderte?

Die alte Klage erwachte wieder in ihm: Wie schnell doch die Zeit des Niedergangs gekommen war! Das meiste dahin, was seines Tages Inhalt gebildet hatte! Hier in Anderfluh, durch das er eben fuhr, die Häuser, vor Jahren erworben, gehörten nun einem andern! Dort die Bahn, die er hatte bauen helfen, die seine Entschlossenheit allen Widerwärtigkeiten zum Trotz durchgezwungen hatte! Sein Geld stak noch in dem Unternehmen. Aber an seiner Stelle regierten neue Leute! Und das Haus am Joch droben und das andere in Oberwald, an dem sein Fuhr-

Wahrheit. Jedermann, der 25 Cents eingezahlt hat, kann 5000 Dollar dafür herausbekommen. Freilich muß er die unerläßliche Bedingung erfüllen, die Auszahlung entweder nicht zu erleben, oder den größeren der beiden Beträge als Vollinvalide einzukassieren. Das Schild verspricht nichts, was nicht gehalten wird: die Versicherungsgesellschaft zahlt wirklich den großen Betrag für den kleinen, sie hat es schon oft getan und ist bereit, es immer wieder zu tun. —

Große amerikanische Zeitschriften, die ihre Inseratseiten zu unvorstellbar hohen Tarifen vergeben, unterhalten besondere Kontrollkommissionen, die sich mit der Prüfung der Anzeigentexte auf ihre objektive Wahrheit hin zu befassen haben. Die Kommissionen unternehmen gelegentlich Reisen zum Niederlassungsort des Inserenten, kontrollieren mit wichtiger Miene Betriebe, sehen Geschäftsbücher ein, prüfen Umsatzziffern.

Freilich unterläßt eine solche Zeitschrift es nicht, dem Leser von dieser Kontrolltätigkeit Mitteilung zu machen! Sie erhöht damit den Wert des Inserats und selbstverständlich auch den Inseraten-Tarif. Niemand kann die fanatische Wahrheitsliebe einer solchen Zeitschrift bezweifeln; aber niemandem gegenüber wird die Zeitschrift abstreiten können, daß die Kontrolle des Inserenten nebenher ein einträgliches Geschäft ist. —

Eifervoll betonte Wahrheitsliebe tut sichere Wirkung; eine kaum mindere Anziehung übt harmloser, eingängiger Humor aus.

Eine Fabrik elektrisch betriebener Kühlapparate preist ihr Erzeugnis mit dem folgenden Brief einer Kundin an:

„Lieber Mr. . . .

Als Käuferin Ihres elektrisch betriebenen Kühlapparates muß ich Ihnen leider mitteilen, daß ich durch diesen Apparat meine ausgezeichnete Köchin verloren habe. Früher kam oft ein Klempner in unser Haus, um den Eiskasten in Ordnung zu bringen, an dem es alle Weile Reparaturen gab. Der Klempner und die Köchin schienen sich gut zu gefallen. Jetzt, da wir den Kühlapparat haben, kommt der Klempner nie mehr zu uns. Deshalb hat die Köchin gekündigt.“ —

In Detroit sah ich im Schaufenster einer Unternehmung, die gebrauchte Automobile feilbietet, einen besonders arg mitgenommenen Ford-Wagen älteren Jahrgangs, der kaum beachtet worden wäre, hätte nicht, ans Vorderrad gelehnt, ein Schild für ihn geworben. Der Text des Schildes lautete:

> **Lachen Sie nicht! Eines Tages werden Sie auch alt und klapprig sein!**

Nicht ganz so arglos mehr ist der hier folgende Versuch einer Steigerung des Konsums: In Amerika werden gedörrte Weizen- und Reiskörner mit Milch übergossen als Frühstücksgericht verwendet. Erst später kam auch der Gebrauch von Gerstenkörnern zum gleichen Zweck in Übung. Bringt man nun solche gedörrte Gerste anstatt mit Milch mit Hopfen in Verbindung, so entsteht ein Getränk, das der anspruchslose amerikanische Geschmack als — Bier bezeichnet.

Für den Verkäufer des Gerstepräparats wäre es ganz angenehm, den Käufer wissen zu lassen, daß er mit Hilfe dieses Frühstücksgerichts auch „Bier brauen“ kann. Aber die Gesetze des Landes verbieten ja den Verkauf von Rezepten für alkoholische Getränke.

Wie half sich der Fabrikant?

Er legte jedem Paket des Präparats eine kleine Warnung bei, mit dem Wortlaut:

> **Achtung! Nicht mit Hopfen in Verbindung bringen! Sonst entsteht Bier!**

*

Der diesjährige Kongreß der I. A. A. („International Advertising Association“), der in Berlin tagt, wird von Amerika besonders stark beschickt sein. Die amerikanischen Propagandakünstler werden den Kollegen der Alten Welt voll Stolz das Ergebnis ihrer Arbeit zeigen: daß sie es nicht nur in jenen Methoden weit gebracht haben, deren Ziel es ist, den Konsumenten im Kampf gegen die Konkurrenz an sich zu ziehen, sondern auch in der anderen viel wichtigeren Kunst, Bedürfnisse zu schaffen, ahnungslose Mitmenschen ohne Erbarmen in Konsumenten zu wandeln.

Die deutschen Fachleute werden neugierig hinhören, und diejenigen, die des Rats am nötigsten bedürfen, die Händler und die Fabrikanten, werden vielleicht geneigt sein, in der nachahmenden Anwendung der amerikanischen Rezepte das Heil und die Heilung zu sehen. Aber die Praxis wird sehr bald auf zwei Tatsachen stoßen, in denen sich die andere Einstellung Europas ausspricht.

Der Amerikaner hört gern hin: er *will* gelenkt sein, weil er es bequemer findet, einer Autorität Folge zu leisten als, selbst denkend, eine Entscheidung zu fällen; der europäische Individualismus widerstrebt solchem Gehorsam und wird weniger primitiv umworben werden müssen.

Und zweitens: es ist natürlich um vieles leichter, durch Schaffung neuer Bedürfnisse in einem reichen Lande den Verbrauch zu steigern als bei uns, denen der Krieg weniger gut bekommen ist.

Deshalb wird der Ruf, der dem Menschen befiehlt, Konsument zu werden, in Europa anders klingen müssen als drüben. Und er wird, auch auf den richtigen Ton gebracht, bei weitem nicht den umwälzenden Widerhall finden wie in dem glücklicheren Amerika.

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Abenteuer auf Akershus

Tagebuchblätter von Grete Gulbransson

Und so will ich noch einmal zum Abschied auf das ehrwürdige Akershus gehen. Jene ernste und romantische Festung, die seit unzähligen Jahrhunderten die Hafeneinfahrt ins alte und nun wieder neue Oslo beherrscht.

Der kristallklare Spätnachmittag strahlt allgewaltig über den großen Platz vor der Zugbrücke herein. Drin, im Revier der hohen Mauern, wird diese Lichtflut in warmen Reflexen zurückgeworfen und verfängt sich golden im Laubwerk der Riesenbäume. Langsam geh' ich den steilen Weg zum Schloß hinauf.

Der Fjord liegt wie ein schimmerndes Schild nah unter der Sonnenscheibe, alles ist in Glanz und Poesie gebadet. Jetzt will ich hinaufsteigen in den prachtvollen Saal von Christian Quardt (Christian IV. von Dänemark und Norwegen) und noch einmal in den tiefen Fensternischen stehn, deren Wächteraugen Meer und Land in meilenweitem Umkreis überschauen. Doch das mächtigrunde, dunkelrote, mit dicken schwarzen Eisenknöpfen beschlagne Tor ist geschlossen. Oben auf dem Wall, gegen den klaren Himmel abgezeichnet, patrouilliert ein Gardist.

Ich steig' zu ihm hinauf und sag', ich will in die Festung.

Ein treuherziges Kindergesicht mit quellklaren Augen, oder noch eher: das reine Angesicht der Kreatur schaut mir unter dem feschen, schwarz bebuschten Soldatenhut entgegen, und ich erhalte Antwort in einer mir völlig unverständlichen Bauernsprache.

Soviel jedoch wird mir klar, der Schlüssel von Akershus hängt hier in seinem kleinen Schilderhaus auf dem Wall, aber er darf nicht die Verantwortung übernehmen, mich in die Festung zu lassen.

Ach — er tät's gern — und seine hellblauen Augen blicken unsicher. Ich lass' ihn aber in Ruh und entlock' ihm nur ein entzücktes Grinsen, indem es mir spontan herausfährt: „Det var da Fan" (Das ist zum Teufelholen). Daraufhin tät' er mir das Tor noch lieber aufsperren.

Ich geh' aber die vielen Treppen hinunter zur Kommandantur, die in einem der winzigen, idyllischen Häuschen hinter der Zugbrücke und dem alten Torbogen ist.

Ein himmellanger, schlanker Soldat verhandelt mit mir dort und sagt, daß ich morgen vormittag drüben im Haus des Kommandeurs vielleicht die Erlaubnis bekommen könnte, hineinzugehen.

Ich klage laut und lamentiere und sag': jetzt, jetzt, in dieser romantischen Abendstunde will ich hinein!

Der Soldat lacht, und aus dem Haus tritt ein anderer Sergeant, dem man seine militärische Charge ansieht, obwohl er in Zivil ist. Er fragt, was denn da los sei, und man sagt ihm, daß diese fremde Dame durchaus in die Festung möchte. Wir sprechen ein paar Worte zusammen, und er wendet sich ins Wachtzimmer zurück, wo er sich einen großen Bund Schlüssel geben läßt und einen Gardisten herbeikommandiert (dasselbe klaräugige, bäurisch treuherzige Exemplar wie auf dem Wall), und ohne viel Federlesens zieht er mit mir los.

Außer dem Gardisten begleitet uns noch ein junger Zivilist. Der Sergeant ist der Mann für mich und wartet mir auf mit dem, was mir gefällt. Erst führt er mich im Bereich der kleinen, uralten Häuschen herum und sagt mir, daß es die Arreste für die Offiziere seien. Sie sehen eher aus wie Liebesnesterchen in Krähwinkel. Schmale, verlockende Haustürchen unter Blumen und Rankenwerk, friedliche Bänkchen davor, blitzende Scheiben unter niederen, behaglichen Dächern. Und liebevoll gepflegte, kleine Blumengärtlein.

Ich lach' und sag': ich glaub', hier möcht' ich auch in Arrest sitzen. Dann führt er mich einen engen, dunklen Weg unter dem steilen Schloßberg hin und sperrt dort eine Türe auf, um mir sein eigentliches Reich zu zeigen. Es ist die Regimentsmusik.

In einem öden, leeren Raum steht ein großer alter Schrank, den schließt er mit Stolz vor mir auf, und da liegen alle die Noten der Regimentskapelle ordentlich gestapelt in abgegriffenen Umschlägen übereinander — Märsche, Ouvertüren, Walzer und Mazurkas, — das ist sein Arbeitsfeld. Er ist der Tambour der Musik. „Ich bin ja nur ein Bombardist!" sagt er mit einer phantastischen, graziösen Verbeugung, die ich sofort kollegial lächelnd und mit einer Geste erwidere, die ihm sagt: „Und ich bin nur ein Dichtervagabund!"

Ich danke ihm voller Verständnis, daß er mir die große Freude macht, mir alles dies zu zeigen, rede von dem Geist dieser alten Gebäude, dieses Raumes, wo die braven, alten Instrumente an den kahlen Wänden herumlehnen, und vom göttlichen Geist der Musik. (Ich hab' doch wirklich das Glück, immer wieder mit der Musik zusammenzutreffen!)



Er begriff jetzt halb. Zähneklappernd suchte er nach ihren Händen.

Sie zog ihm die Schuhe aus und schob ihn aufs Bett, deckte ihn zu und lief hinweg, um einen Wärmkrug zu holen.

Als sie zurückkam, lag er mit hochrotem Kopf und sprach kleine, halblaute, unverständliche Worte in sich hinein. Er kannte sie nun auch nicht mehr.

Sie schob ihm den Krug an die eiskalten Füße. Dann setzte sie sich ans Bett und schaute auf ihn nieder. Manchmal strich sie über die Decke und wieder einmal legte sie die kleine Hand auf seine glühende Stirn. Das schien ihm wohlzutun. Manchmal fragte sie: „Wie geht es dir?“ oder „Kennst du mich?“

Als er aber gar nicht antwortete, kehrte ihre Angst verdoppelt wieder. Wenn doch der Großvater käme, dachte sie. Sie wollte ihm sagen, daß ein Arzt geholt werden müßte. Zuletzt, als der Kranke leise stöhnte, litt es sie nicht länger. Sie lief in die Stube hinunter, wo Zurmatten am Ofen stand und noch immer wartete, wie alles weiter gehen werde.

„Der Doktor muß kommen,“ sagte sie atemlos; „ich weiß mir nicht zu helfen.“

„Vielleicht sollte man nach Hause berichten,“ meinte Zurmatten, dem die Verantwortung zu schwer wurde.

Marie achtete nicht recht auf diese Worte. Es kümmerte sie nicht, was sonst noch geschah. Wenn nur ein Arzt kam und ihr sagte, was sie für Steinmann tun konnte. Dann hörte sie den Großvater etwas von Frau Anna sagen. Da wunderte sie sich ein wenig: Vielleicht wäre es möglich, daß sie kommen müßte, dachte sie. Aber der Gedanke erschreckte sie nicht. Der Kranke lag da, in ihrer Kammer. Sie pflegte ihn, würde ihn pflegen, bis er selbst sie weggehen heißen würde! Sonst kümmerte sie nichts. Nichts, als daß er sich wieder erholte.

Dann peitschte die Angst sie aufs neue auf. „Ihr müßt nach Oberwald hinauf, Großvater,“ drängte sie. „Ihr müßt den Doktor holen.“

Von allen andern Möglichkeiten sagte sie kein Wort. Sie dachte nicht an sie.

Als Zurmatten Hut und Mantel nahm und sich, von ihrem Willen bezwungen, in sich selbst hilflos, auf den Weg machte, lief sie zu Steinmann zurück.

Er lag noch immer wie vorher. Die Lippen formten Worte, und die großen, blauen Augen starrten an die Decke.

‚Stirb nur nicht,‘ dachte Meise. Dann erinnerte sie sich, daß sie noch einen sorgfältig aufbewahrten Rest Kölnisch Wasser hatte. Den holte sie aus der Kommode und befeuchtete ihm die Stirn. Auch den Wärmkrug erneuerte sie. Und löste ihm das Hemd am Halse, das ihm eng schien. Sie hätte tausend Dinge mehr tun mögen. Ihr von ihm ganz erfülltes Herz schlug ihr bis in die Hände, die ihm so viel Gutes zu tun suchten, als sie ersinnen konnte.

*

Der Arzt kam. Er war ein geschickter, verläßlicher Mann, der in den Fremdenzeiten von Oberwald viel Erfahrung gesammelt hatte.

Zurmatten merkte, daß er es befremdlich fand, Jakob Steinmann in seiner Hütte erkrankt anzutreffen. Er erklärte ihm ruhig und schlicht: „Er ist oft bei mir vorbeigekommen. Unterwegs ist ihn heute ein Übelbefinden angekommen. Da ist er eben im ersten besten Haus untergekrochen, wo er gewußt hat, daß man sich seiner annimmt.“

Das schien dem Doktor einzuleuchten. Er ging rasch mit in die Kammer hinauf. „Ist denn jemand bei ihm?“ fragte er unterwegs.

„Mein Enkelkind,“ antwortete Zurmatten. Er war jetzt nicht mehr verwirrt. Es mochte geschehen, was wollte! Meise sollten sie nicht schelten! Er hatte alles mit angesehen. Er wußte, daß sie gut war, der beste Mensch, der ihm begegnet! Und was die beiden zusammengebracht, — niemand hatte ein Recht, zu urteilen; denn wer wußte, wie so etwas kam!

Der Doktor, großgewachsen, von bäurischer, aber abgeschliffener Ungelenkigkeit, mit viel Haar auf dem Kopf und viel Menschenfreundlichkeit im Herzen, war über Meises Hüteramt nicht erstaunt. Aber sie selbst sah er zweimal an, als sein Blick auf ihr Gesicht gefallen war. Sapperlot, der Kranke hatte ja so etwas wie ein Christkind am Bett! Dann untersuchte er den fiebernden Mann. Zuweilen stieß er kleine Laute der Mißbilligung und des Bedenkens aus.

„Von Heimgehen keine Rede,“ murmelte er in sich hinein. Und dann: „Das kann eine böse Geschichte werden.“

Plötzlich befahl er dann: „Ausziehen! Ausziehen, daß er zur Ruhe kommt.“

Meise griff zu und half den Kranken entkleiden.

Steinmann schien nichts davon zu wissen. Ihr Name war ein paarmal in dem, was er flüsterte.

Auch Zurmatten stand in der Kammer und wartete. Zu ihm wendete sich der Doktor. „Er ist immer noch ein baumstarker Mensch; aber die packt es oft am ärgsten. Man sollte heimberichten. Es ist mit dem

Herzen nicht richtig. Vielleicht eine alte Sache." Dann drehte er sich Meise zu und sagte ihr, was zunächst zu tun sei: Feuer in den kleinen Ofen drüben! Keinen Augenblick allein lassen!

Das Mädchen schien ihm jung für so wichtige Pflege. Aber als er sie hantieren sah, faßte er Zutrauen. Dann versprach er Medizin zu schicken und am Morgen beizeiten wiederzukommen. Er war jetzt von seiner Aufgabe erfüllt. Der Patient war nicht der erste beste! Er war auch geladen mit Bedürfnis, sich mitzuteilen: Der reiche, alte Jakob Steinmann schwerkrank, da oben in der Hütte! Das würde die Leute wundern! Der Frau wollte er gleich selber telegraphieren, bemerkte er im Hinausgehen.

Zurmatten, der ihn hinunterbegleitet hatte, kehrte zurück.

Meise besorgte den Kranken nach des Doktors Geheiß. In wortlosem Eifer. Das Feuer brannte schon im Kamin.

„Seine Frau wird kommen," sagte der Großvater.

„Ja," antwortete Marie. Aber sie ließ sich nicht von ihrer Arbeit ablenken. War nicht alles gleichgültig, was geschah? Nur das eine wichtig, daß Jakob Steinmann sehr krank war! Er hatte viel von seinem Alter gesprochen in letzter Zeit! Und daß eine Gewalt sei, gegen die keiner ankomme. War die jetzt über ihm und ihr?

Da sie sich nicht weiter aussprach, verfolgte auch Zurmatten die Wahrscheinlichkeit nicht weiter, daß Frau Anna kommen werde. Da waren Marie und er! wiederholte er sich. Sie hatten in Frieden miteinander gelebt und niemandem Böses getan! Sie würden auch weiter zusammenhalten! Mochte kommen, was wollte!

Er ging in die Küche hinunter. Er machte selbst den Kaffee, für den Zeit war. Das war noch lange nicht das erstemal.

Eine Stunde danach klopfte es an die Haustür. Tonini stand draußen. Er habe Steinmann zufahren gesehen, sagte er. Ob er wohl noch hier sei? Der Mann machte ein sonderbares Gesicht.

Aber Zurmatten erzählte dieselbe Geschichte. Er, Tonini, wisse ja, daß Steinmann öfters eingekehrt sei. Heute habe er sich von einer Krankheit, die ihn unterwegs befallen, zu ihm geflüchtet. Er liege oben in der Kammer, wo die Enkelin ihn pflege. Auch Frau Anna werde kommen!

Tonini entfernte sich wieder. Er war ein gutmütiger Mensch. Es ließ sich nichts einwenden, dachte er. Überhaupt — was ging ihn anderer Leute Geschäft an!

Die Stunden glitten hin. So lautlos, wie der Schnee zur Erde sank. Die Flocken fielen dicht und schwer. In der Kammer wurde es dunkel.

Meise wollte nicht Licht machen, um den Kranken nicht zu stören, der immer noch leise und seltsam vor sich hinflüsterte. Manchmal meinte sie vor Beklemmung den Atem zu verlieren. Dann wieder war ihr, Steinmanns Hände müßten die ihren fassen. Sie hatte solche Not nach ihrem schutzhaften Griff. Und wieder manchmal erinnerte sie sich, daß vielleicht Frau Anna kommen würde. Der letzte Gedanke fing zuletzt an, sie ein wenig zu beunruhigen.

Es war aber tief in der Nacht, als Jost, der Knecht, im Schlitten, vor dem zwei dampfende Pferde gingen, Frau Anna zur Schönehütte brachte.

Als sie die Depesche des Arztes erhalten, hatte sie zu Hause eben begonnen, die wahrscheinlich baldige Rückkehr ihres Mannes zu bedenken. Die Depesche erregte sie, noch ehe sie sie öffnete. Es kamen viele Telegramme, waren besonders früher viele gekommen. Mit diesem jedoch ging es ihr sonderbar. Es schien ihr nur von ihrem Mann stammen und nichts Gutes enthalten zu können. Sie las und war nicht überrascht. Jakob Steinmann war krank! Er war ja schon krank abgefahren, hatte nur auch diese Fahrt wieder erzwungen! Dann aber befremdete sie die Örtlichkeit, wo sie ihn finden sollte! Einmal hatte er von dieser Hütte gesprochen, die in der Nähe seiner Brüche lag! War er verunglückt und dahin gebracht worden? Hatte er da irgendein Geschäft gehabt? Doch nein! Sie brauchte Ausreden vor sich selbst! Eine plötzliche Leere war in ihrem Herzen. Hatte sie nicht lange schon, ohne zu wissen, über diese Dinge nachgegrübelt, nach etwas gesucht, was sie nicht erriet, vielleicht nicht erraten wollte? Hatte sie nicht lange schon gewußt, daß etwas Jakob Steinmann fortziehe? Etwas, dessen Art anders war als Geschäft und Pflicht! Und stand sie jetzt vor der Lösung?

Sie hatte dann hastig ein paar Dinge für die Nacht zusammengerafft. Jost, dem Knecht, ließ sie entbieten, er solle sich tummeln.

Bald nachher war sie auf ungebahnter Straße durch dichtes Schneegestöber in die Dämmerung hinausgefahren.

Es war eine harte Geduldsprobe gewesen. Oft war ihr, sie müsse aus dem Schlitten springen und den Pferden voraneilen, die ihr wie Schnecken zu schleichen schienen. Hundert Möglichkeiten tauchten in ihrem Kopfe auf, keine klar, keine zu Ende gedacht. Immer blieb nur die Leere, eine Art Müdigkeit und Unlust, das Leben weiter zu

leben, daneben die wie Dornen aufstechende Neugier: Was wirst du heute noch wissen? Und wieder die andere Frage: Was wird es mit Jakob sein? Ist er schwer krank? Ist er tot? Fest und unumstößlich war nur die Gewißheit in ihr geblieben, daß sie ihn liebte, wie er auch immer gewesen sein mochte und was immer sie von ihm hören würde. Aber die verzweifelte Unruhe, die neugierdurchseuchte Angst: Was wird am Ende dieser Schlittenreise sein? brandeten wie Wellen daran empor.

Darüber war der Tag vollends gestorben, wurde es dunkler und dunkler, bis sie das Schneien nur noch als ein geheimnisvolles Rauschen hörte und als kalte, stichartige Berührung empfand, wenn ihr der Wind Flocken auf Hand oder Gesicht peitschte.

Das Gefährt hatte das Schönehaus erreicht. Es war stockfinster auf der Straße gewesen; aber Jost, der den Weg kannte, hatte, über die Achsel zurückschreiend, berichtet, daß man bald am Ziel sein werde. Dann hatte Frau Anna rote Fenster aus weißdunklem Nichts auftauchen gesehen. Ankunft, Ausstieg aus dem Schlitten, Auftauchen einer Mannsperson mit langem, weißem Bart: Die Ereignisse hatten sich überstürzt.

„Wohnt hier Josef Zurmatten?" fragte Frau Anna.

„Der bin ich," antwortete der Weißbart.

„Wo soll der Schlitten hin?" fragte Frau Anna, kaum wissend, was sie zuerst sagen und fragen solle.

Zurmatten riet, daß Jost nach Oberwald zurückfahre und dort einstelle.

Frau Anna entnahm diesem Bescheid, daß an eine Heimfahrt in der Nacht nicht zu denken sei. Ihre angstvolle Neugier brannte sie heißer. Aber sie wagte noch immer nicht zu fragen. Fast ohne Besinnung hieß sie Jost tun, wie der andere geraten hatte.

Jost machte ein freches Gesicht. Was denn los sei? fragte er Zurmatten.

„Steinmann ist sehr krank," antwortete dieser kurz und verwirrt und folgte Frau Anna, die schon die verschneiten Steinstufen hinanstieg.

Jost blieb nichts übrig, als wegzufahren. Er war verdrießlich, daß er nicht bessere Auskunft bekommen; aber es störte ihn auch etwas innerlich. Es würde doch dem Meister nichts gegeben haben!? Es täte ihm leid, beim Eid.

Frau Anna stieß die Haustür auf. Sie war nicht auf einmal selbständiger und eigenmächtig geworden; sie taumelte gleichsam nur blindlings vorwärts, einer Entscheidung entgegen.

Zurmatten holte sie im Flur ein. Er wußte nicht, wie er sich der Frau gegenüber benehmen sollte. Nur das eine stand ihm fest: keines sollte Meise etwas zuleide tun! Der nicht! Dann sagte er zum drittenmal seinen Spruch: Jakob Steinmann sei hie und da bei ihm eingekehrt. Auch heute wieder! Vielleicht habe er schon gefühlt, wie krank er sei. Dann habe er nicht mehr in das Wetter hinausgekonnt. Und der Doktor sehe die Sache als bös an.

Frau Anna hörte zu und sah verloren aus. Sie wußte nicht, welche Tür zu ihrem Mann führte.

„Euer Mann liegt oben in einer Kammer," stotterte Zurmatten. Er öffnete die Tür zur Wohnstube. Vielleicht wollte die Frau dort ablegen.

Aber Frau Anna ging vorbei auf die Treppe zu.

Er mußte ihr den Weiterweg zeigen.

Kurz nachher ging die Tür zu Meises Stube auf.

Einen Augenblick zögerte Frau Anna auf der Schwelle. Neben Steinmanns Bett stand ein Mädchen. Ein Stich ging ihr durch die Brust. Die dort war jung, zierlich und hatte ein Gesichtlein — mein Gott! Und sie, Frau Anna, hatte es gewußt, wenn sie es sich auch nie gestanden hatte. Ein kleiner Trotz kam sie an, ein flüchtiger Wille, umzukehren. Aber schon war es vorüber und sie trat dicht ans Bett.

Das Mädchen, so schien ihr, hatte gegrüßt. Sie nickte mechanisch nach der Richtung, wo diese stand. Dann bog sie sich ein wenig zu Steinmann nieder.

Der Kranke wußte von nichts. Er hatte die starren Augen an der Decke und redete halblaute Dinge vor sich hin. Zuweilen hob sich seine Brust zu einem kurzen Husten, der ihn zu schmerzen schien. Manchmal erhob er auch die Hand, als suchte er etwas.

Diese Gebärde war schon lange gewesen und Meise hatte dann immer die wandernde Hand ergriffen; denn dann war er eine Weile wieder still geworden. Sie machte auch jetzt eine unwillkürliche Bewegung nach ihm hin. Sie war nicht scheu. Ehe Frau Anna gekommen war, hatte ihr alles viel schwieriger geschienen. Bei ihrem Eintritt noch hatte ihr der Gedanke weh getan, daß ihr jemand das Recht an diesem Bett streitig machen wolle. Aber schon schien es ihr ganz unmöglich, daß sie fort könne oder entbehrlich sei.

Steinmann flüsterte lauter. Man hörte einen Namen: Meise und noch einmal Meise. Im Ton lag eine solche Innigkeit, daß er mehr erklärte als eine lange Erzählung.

Frau Anna blickte sich nach Marie um. Hieß s i e so? Natürlich hieß sie so.

„Er ruft Sie," sagte sie und trat beiseite.

Meise nahm ihren Platz ein und tat wie vorher, ergriff Steinmanns Hand.

Sogleich wurde er still.

Aber Meise schien es gerecht, daß sie der andern sagte, es sei nicht ihr Verdienst. „Er ist nicht bei Sinnen," erklärte sie.

Frau Anna fühlte sich so müde, daß sie meinte umsinken zu müssen. Sie zog einen Stuhl heran und setzte sich.

Weil sie nun aber schon einmal zu sprechen begonnen, erzählte Meise weiter, daß der Doktor kurz vor Frau Annas Ankunft Medikamente geschickt habe und am Morgen schon früh wieder da sein wolle. Zuerst habe die Krankheit sie gar nicht so erschreckt. Es sei dann plötzlich so schlimm geworden.

Sie wußte dann nicht mehr so recht, wie sie weiterfahren sollte, obschon sie gern eine große Stille vermieden hätte. Aber die andere antwortete ja nicht. Sie saß so — so fremd da, als könne sie sich nicht in die Stube hineinfinden.

Frau Anna hörte, was gesprochen wurde, verstand es auch, aber ihr Kopf vermochte nicht alles zu verarbeiten. Sie dachte über das Mädchen nach. Daß es aus einer Zeit kam, über die sie selbst längst hinaus war. Und daß sie selbst nie ein solches Wunder von Lieblichkeit gewesen sei. Das Mädchen — das erstaunte sie anfangs — mußte Jakob Steinmann sehr lieb haben! Etwas umzitterte jene, als atme jede Bewegung, jeder Hauch diese Liebe. Dann dachte sie, daß in ihr, Frau Anna, etwas Ähnliches sei. Man merkte es ihr nur nicht so an. Jakob Steinmann wenigstens hatte es nicht gemerkt!

Der Kranke regte sich wieder. Er hustete, stöhnte dann leise, und plötzlich schien ihm der Atem zu fehlen. Es huschte eine fahle Blässe über sein Gesicht.

Marie bückte sich näher. Sie umklammerte die Hand, die sie hielt, auch noch mit der andern. Angst schüttelte sie.

Aber der Anfall ging sogleich vorüber und das leise Phantasieren begann von neuem.

‚Hatte die Frau das gesehen?' dachte Marie. Wenn ihr, Meise, doch jemand sagen könnte, wie es mit der Krankheit sei? Ob wirklich Gefahr sei? Sie hatte einen solchen Drang, zu reden, zu fragen. Und sie hielt sich nicht länger. „Nicht wahr," fragte sie Frau Anna, „er muß nicht sterben?"

Die andere sah die Qual und Furcht in ihren Augen. Sie zürnte ihr nicht, gar nicht. Sie war ihr fast gut, dem kleinen, armen Ding. „Das kann wohl niemand sagen," antwortete sie.

Von da an war es wie eine Brücke zwischen den beiden Frauen. Sie wechselten nicht viele Worte. Nur dann und wann sagte eine etwas, was auf die Pflege Bezug hatte.

Frau Anna: „Ich glaube, Schnee würde für die Wickel besser sein als Kaltwasser."

Meise: „Ich hole sogleich welchen; ich hole eine Schüssel voll."

Zurmatten hatte alle die Zeit an der Tür gestanden. Er sprach nicht. Er sah verwundert, wie sie sich in das Unerhörte dieses Beisammenseins fügten, wie es sich nach und nach fast zu einem natürlichen Vorgang gestaltete.

Mit Marie, die nach dem Schnee ging, begab auch er sich hinaus.

Aber auch sie sprachen nicht miteinander. Meise hatte nicht Zeit. Und Zurmatten wußte nicht, was er sagen sollte. Er dachte, man müsse ganz still sein und warten und geschehen lassen.

Die zwei Frauen wachten die ganze Nacht. Manchmal fiel einer ein, sie sollte der andern anbieten, sich ein wenig niederzulegen. Aber keine tat etwas dergleichen. Jede wußte sogleich wieder, daß die andere ja nicht würde fort wollen. Und jede fand es natürlich, daß die andere da war.

In den letzten Nachtstunden nahm das Phantasieren des Kranken den Charakter wilder Erinnerungen an. Er schien sich wieder auf dem Gipfel seiner früheren Tätigkeit zu fühlen. Jetzt glaubte er sich oben an gletscherumsäumter Alp und sprach mit den Sennen von Auffahrt und vom Stand der Weide, jetzt redete er von neuer Reklame, die der Hebung des Fremdenverkehrs in Andersluh dienen sollte. Der Bahnbau beschäftigte ihn und einmal sah er sich wohl im Landsgemeindering von Seeburg; denn er rief: „Glaubt dem scheinheiligen Pfaffen nicht!"

Frau Anna saß am Bett und hörte zu. Sie zittterte vor dem, was er vielleicht noch reden werde. Es gab viele Dinge, die sie lieber nicht mehr wissen wollte.

Aber auch Meise, die ab und zu ging und nicht stillsitzen mochte, hörte seine Worte, und es kam ihr zu Bewußtsein, was für ein Ausallenherausmann Jakob Steinmann gewesen. Weil sie sich jetzt aber vor der kleinen, bescheidenen Frau am Bett nicht mehr fürchtete, sagte sie zu ihr: „Er hat viel in seinem Kopf getragen. Wir gewöhnlichen Leute können nicht begreifen, wie man so viel überdenken kann."

Frau Anna nickte dazu. Was sagte das kleine Mädchen? Hatte es dasselbe scheue Staunen in sich, das sie selbst erfüllt, daß



Im Seebad. Gemälde von Zenaïde Serebriakowa

ein Mensch so viel leisten konnte, wie Jakob Steinmann. Meise kam ihr näher. Sie hatte Lust, mit ihr mehr von dem Mann dort zu sprechen; allein sie war so schlaff. Sie konnte sich nicht aufraffen.

Als ein bleicher Schein der Dämmerung in die Kammer fiel, sagte Meise: „Ich will Kaffee machen gehen. Sie haben noch gar nichts gehabt, seit Sie hier sind."

Die andere antwortete nicht. Der Kopf war ihr bleiern vom Denken und das Herz vor Angst. Was sollte werden? War Gefahr oder Rettung? Kam der Doktor wohl bald?

Der Tag war aber noch nicht völlig wach, als der Arzt schon ins Haus trat.

Der Kranke lag jetzt ganz still da. Seit einigen Augenblicken schien es, als habe das Fieber sich erschöpft. Hätten sich die Lider nicht von Zeit zu Zeit in nervösem Zucken gehoben und einen leeren, verstörten Blick gezeigt, hätte man meinen können, Steinmann schliefe.

Der Doktor zeigte eine gewisse Hast. Er hatte sich Vorwürfe gemacht, daß er die Nacht nicht dageblieben war, und schien ungeduldig, das jetzige Bild der Krankheit zu sehen. Er fragte Zurmatten, der Steinmanns Pferd besorgt hatte, schon im Flur nach dessen Ergehen.

Frau Anna hörte die lauten Worte, die die Männer wechselten. Sie schrak aus ihrer Erschlaffung auf. Als die beiden eintraten, stand sie am Bettende. Meise kam aus der Küche herauf und gesellte sich zu ihnen.

Der Doktor grüßte Frau Anna: „Gut, daß Ihr gleich gekommen seid."

„Habt Ihr Hoffnung?" fragte sie dagegen.

Der Doktor antwortete nicht. Er hatte den Kranken scharf beobachtet und begann die Untersuchung. Nach einer Weile richtete er sich auf. Er hatte die Art eines Mannes, der mit seinem Wissen am Ende ist. Ganz linkisch stand er da. Dann sagte er zu Frau Anna: „So viel ich weiß, habt Ihr eine Tochter."

Frau Anna verstand. Sie wurde sehr bleich.

„Es wäre gut, wenn Ihr ihr berichten würdet, falls sie ihn noch einmal sehen will," fuhr der Arzt fort.

Nun kam auch Marie näher, die neben dem Großvater stehen geblieben war. Sie hatte gehört. Aber sie glaubte nicht, was sie gehört hatte. Sie hatte sich in die Obhut dieses Menschen Jakob Steinmann hineingelebt, sich in sie wie in eine sichere, aller Weltnot entrückte Hütte verkrochen, und es schien ihr noch undenkbar, daß sie einmal wieder draußen stehen und sich mit andern Dingen als ihrer Liebe zu ihm würde auseinanderzusetzen haben. Sie suchte mit angsterfüllten Augen in Frau Annas Zügen. Dann begegneten sich ihre Blicke. ‚Gelt, das ist doch nicht?' fragte die Junge, und, ‚es scheint nicht anders zu sein,' antwortete mit den traurigen Augen die Ältere. Aber dabei war es, als streckten beide hilflose Arme nach etwas aus, was ihnen entgleiten wollte. In ihrer Hilflosigkeit und Angst aber waren sie wieder keines dem andern im Wege, sondern eher einander näher, weil eines vom andern fühlte, daß es im Grunde dasselbe litt.

Der Doktor erklärte: „Es ist kein Fieber mehr. Aber das ist zu plötzlich gekommen. Das Herz will nicht mehr."

Als ob diese Worte ein Leitweg seien, bat Frau Anna Zurmatten, ihr eine Depesche zu besorgen.

Er war sogleich bereit. Sie gingen miteinander in die Wohnstube hinunter. Frau Annas Gedanken arbeiteten. Hessi würde kommen! Vielleicht würde Felix sie begleiten! Sie würden in die Kammer oben treten, wo das Mädchen war, das junge Geschöpf mit den großen, weltfremden Augen! Und sie würden — wissen —

Einen Augenblick lang machte ihr das zu schaffen. Aber sie glitt darüber hinweg. Was bedeutete es neben der Tatsache, daß Jakob Steinmann starb! Und was konnten die andern sagen? Auch nicht mehr, als sie selbst! Und mußten suchen zu begreifen! Und — —

Dann schrieb sie das Telegramm und Zurmatten machte sich damit auf den Weg.

Droben sprach der Doktor mit Meise über das, was für den Kranken zu tun blieb. Es war ihm ein bißchen sonderbar, daß er zu ihr sprach und nicht zu der, die es am meisten anging, zu Frau Anna. Aber es war an der ganzen Sache so viel Merkwürdiges, daß er sich auch in das schickte. Zuletzt sagte er, daß er schon gleich nach Tisch wiederkommen werde.

Meise suchte nach Worten, meinte ihn schütteln zu müssen: Nimm dein Wissen zusammen, Mann! Du mußt helfen können, du mußt! Aber sie brachte keinen Laut aus der angstverschnürten Kehle.

Der Doktor ging zur Tür. Marie dachte daran, daß die Höflichkeit verlangen würde, ihn hinauszubegleiten; aber die Füße klebten ihr am Boden. Die Tür ging auf und wieder zu. Sie war allein. Nur Steinmann lag dort. Sein Atem ging kaum hörbar. Liebe und Verzweiflung schüttelten sie und drängten sie zu ihm hin. Sie kniete am Bett nieder und legte die Hände ganz am Rande auf die Decke. Sie wagte nicht, Jakob

Steinmann selbst anzufassen; sie wußte nicht warum. Sie kniete nur und meinte, er müsse nach ihr greifen und sie halten, wie das oft gewesen war.

*

Eine Weile war es totenstill in der Kammer. Der Tag wachte völlig auf. Es hatte zu schneien aufgehört; aber der Himmel hing noch voll grauer Wolken. Nun aber stahl sich irgendwo etwas Sonne durch. Man merkte es in der Kammer. Es war irgendeine Bewegung an der Wand, kein eigentliches Licht oder gar Gold, sondern nur eine Helligkeit, als sei das gelbweiße Getäfel blasser geworden.

Meise schaute auf. Da gewahrte sie, daß Steinmanns Augen weit offenstanden. Sein Blick war nicht mehr verwirrt. Es war etwas Besinnliches darin, das von Dingen zu künden schien, die ihn tief beschäftigten.

Marie wagte nicht, einen Laut von sich zu geben. Sie hatte große Furcht, daß sie jetzt irgend etwas tun könnte, was für den Kranken nicht gut sein würde.

Plötzlich wendete Steinmann den Kopf ein wenig ihr zu. Seine Augen wanderten noch. Allmählich aber kam das Erkennen in seinen Blick.

Meise war da! Gut! Ganz gut! Er war zu ihr heraufgefahren! Er erinnerte sich!

Das Gefühl einer großen Friedlichkeit, das ihn in ihrer Nähe immer befiel, stellte sich auch jetzt wieder ein. Er atmete tief auf.

„Komm nur näher," bat er und streckte nun wirklich die Arme aus, wie sie es sich vorher gedacht hatte.

Meise zögerte. Durfte sie? Schadete es ihm nicht? Und — kam nicht vielleicht jeden Augenblick — die Frau?

Aber dann überwältigte die Freude darüber, daß er bei Besinnung war und sie kannte, alle Bedenken. Sie schmiegte sich an ihn, und er nahm sie dicht an sich.

„Ich habe keine Kraft," klagte er.

Die Tür ging leise auf. Frau Anna kam zurück. Sie blieb stehen und schaute auf die beiden. Ihr Herz brannte. Aber plötzlich gewahrte sie, daß Jakob Steinmann über Marie Zurmattens braunen Kopf hinweg sie anstarrte. Er hatte sie erkannt.

Steinmanns Blut sott in einer einzigen gewaltigen Erregung auf. Gedanken jagten sich. Wo kam sie her? Hatte man sie gerufen? Dunkel erinnerte er sich, daß ein Arzt dagewesen. Er war krank! Darum war sie hier! Darum diese Ohnmacht des Willens und Könnens! Es ging vielleicht zu Ende! Aber — das war der Augenblick zu reden! Zu erklären! Die Frau dort! Er hatte nie viel Zeit gehabt an sie zu denken! Aber sie war immer dagewesen! Und es war gut gewesen, daß sie es war! Er hatte nur immer vergessen, sie sein Leben mitleben zu lassen, hatte ihr auch von dem einen noch nicht erzählt, von dem Größten, was er noch spät erreicht! Er hatte ihr nicht erzählt, nur gefühlt, daß sie es wissen sollte. Jetzt — war der Augenblick! — Auch Meise war da! Wenn die andere sie sah, mußte sie verstehen!

Jakob Steinmann richtete sich hoch auf und in diesem Aufrichten zog er auch Marie empor. Mit beiden Händen hielt er ihre Schultern umklammert. Er versuchte sie zu wenden, damit Frau Anna ihr Gesicht sehe und sie Frau Anna.

Der Augenblick war von der ganzen Wucht seines Willens erfüllt. Er mußte Worte finden, daß man das Unmöglichste verstünde! Es wollte wie ein Schrei aus ihm heraus. Wie alles war und gekommen! Daß er noch einmal jung geworden!

Sein Blut rauschte, daß alle Adern pochten. Er fühlte das Klopfen seines Herzens am Halse. Worte drängten ihm auf die Lippen: Du dort, Anna, und die hier, die — Ihr müßt Raum haben nebeneinander! Oder etwas anderes, Bedeutsameres: Begreift! Es gibt Dinge, die sich in keine Regel und kein Gesetz zwängen lassen! Aber er wußte nicht, welches von beiden er zuerst herausstoßen müsse. Und da! Es wurde zu viel der Anspannung. Er zuckte. Statt der Worte entfuhr ihm ein Ächzen, wie das eines verendenden Tieres. Er griff nach dem Herzen. Es war, als zerspringe es. Dann knickte er in sich selbst zusammen.

Meise tastete in hilfloser Angst nach ihm, wie er so in die Kissen fiel. Sie wußte, was das war!

Aber auch Frau Anna wußte Bescheid. Sie hatte ihn nicht umsonst ein Leben hindurch auswendig gelernt mit seinen Schwächen und Härten, seinem Willen, seinem Ehrgeiz und seiner heimlichen Güte.

Sie erriet, daß er zu ihr hatte reden, verstand vieles von dem, was er noch hatte klarmachen wollen. Ein Strahl zuckte weite Jahre zurück und erhellte sie. Antworten kamen ihr, nach denen sie den Mann dort hundertmal hatte fragen wollen und die ihr nie geworden waren. Erkenntnisse gingen ihr auf: Sie war diesem unruhevollen, ewig von Plänen zu Werken schreitenden Manne eine Art Ruhepol gewesen in ihrem selbstverständlichen, anspruchslosen Dasein. Immer war das Erlebnis, das Außergewöhnliche, gekommen, Aufgabe, Erwartung, Erfolg, und hatten den Gedanken an sie aus-

Mit Genehmigung des Bavaria-Verlags



Schloßaufgang
Originallithographie von Karl Stratil

gelöscht, an sie, die Alltäglichkeit, recht eben für das stille Heute oder die kurze Rast des Morgen. Und zuletzt hatte ein Übermächtiges, die Jugend, sie entrechtet. Vielleicht hatte Jakob Steinmann einmal daran gedacht, sich ganz von ihr zu lösen, vielleicht es nur nicht über sich vermocht, halb aus Güte, halb aus jenem Undeutbaren, was sie ihm trotz allem unentbehrlich gemacht. Erst jetzt, so schien ihr, hatte sie ihn ganz verloren!

Die große Leere, die sie seit einiger Zeit in sich getragen, gähnte weiter, schmerzlicher. Aber dann erinnerte sie sich plötzlich, daß noch eine andere Jakob Steinmann verlor! In dieser andern war das alles noch frisch und stark, was Zeit und Prüfungen in ihr selbst still und bescheiden gemacht. Dem Mädchen dort am Bett zersplitterte der Inhalt seines Lebens im Augenblick seines höchstens Wertes! Sie fühlte das. Und wiederum konnte sie ihr nicht gram sein. Marie schaute sie ganz entgeistert und zerschmettert an. Wieder empfand sie eine Art mütterlichen Erbarmens. Die dort wußte noch wenig vom Leben! Und die dort mußte doch jemand sein, da Jakob Steinmann sie so hochgehalten!

Frau Anna näherte sich langsam dem Kopf des Bettes. Noch standen des Toten gebrochene Augen halb offen. Sie strich mit klugen, leichten Fingern darüber.

Meise gewahrte das. Und um des kleinen Liebesdienstes willen, den Frau Anna dem Toten tat, fühlte sie selbst sich nun rechtlos. Sie meinte, daß ihr ganzer Körper erschüttert wurde.

Frau Anna berührte mit der Hand ihre Schulter. Sie war viel älter. „Das ist jetzt nicht mehr zu ändern," sagte sie leise, beinahe ein wenig streng.

Marie stand auf. Sie erschrak, suchte umsonst nach Fassung.

„Sie sind noch jung," fuhr Frau Anna fort. Aber das Wort tat ihr sogleich leid; denn Meises Tränen stockten. Das Mädchen preßte die zitternden Lippen zusammen. Dann sagte sie: „Das hat keine Bedeutung," und wendete sich ab und ging aus der Stube.

Frau Anna fühlte, daß an dieser merkwürdigen Liebe mehr gewesen war, als irgend jemand wußte. Und wußte sie nicht selbst, was Jakob Steinmann wert gewesen? Sie konnte nicht anders, sie folgte Marie Zurmatten.

Sie fand sie im Flur an die Wand gelehnt. Ihre Hände waren naß von Tränen.

„Nicht," mahnte sie. Sie legte den Arm um ihre Hüfte und zog sie in die Wohnstube.

Der alte Zurmatten saß da.

„Mein Mann ist gestorben," teilte ihm Frau Anna mit. Sie führte Marie zur Bank am Tisch. Und aus irgendeinem Instinkt heraus, daß Tatsächlichkeiten besser die seltsamen Augenblicke überbrückten als Trostworte, begann sie das anzuordnen, was zunächst zu geschehen habe. Sobald die Tochter gekommen sein werde, sollte Jakob Steinmann nach Unterfurka zurückgeführt werden!

Meise fuhr auf. Sie wollten ihn fortnehmen! Das gab sie nicht zu!

„Du wirst mitkommen," sagte plötzlich Frau Anna. Der Augenblick gab ihr den Gedanken und das Du ein. Sie hätte die andere nicht wegstoßen können.

Meise wußte nicht, was denken und sagen. Beinahe meinte sie, Frau Annas Hand küssen zu müssen. Aber sie tat es nicht; man machte nicht soviel Wesens.

Auch Zurmatten ließ geschehen, was geschah. Tot war Jakob Steinmann! Und niemand tat Meise unrecht! Verwunderlich friedlich lösten sich die wirren Dinge! —

— — — — — — — — — — —

Noch war der Morgen nicht vorbei, als Hessi und Felix angefahren kamen.

Frau Anna war ein wenig erregt, als sie sie kommen hörte.

Auch Zurmatten und Meise waren unruhig.

Hessi und ihr Mann hatten eine hastige Fahrt und während derselben eine heftig bewegte Unterhaltung gehabt. Zu Hause, bei Empfang der Todesnachricht, hatten sie nicht miteinander gesprochen. Hessi hatte die ein wenig verschüttete, ein wenig unter neuen Empfindungen lässig gewordene Liebe zum Vater jäh erwachen gefühlt, war von der plötzlichen Nachricht sehr erschüttert gewesen und hatte viel geweint. Unterwegs erst hatte sie sich etwas beruhigt.

Da hatte Felix, der Regierungsrat, Gelegenheit bekommen, zu sprechen.

„Hast du auch daran gedacht, wohin wir fahren müssen?" hatte er Hessi mit einem Gefühl starker moralischer Entrüstung gefragt.

Sie nickte und wischte neue Tränen ab. Aber ihre Trauer war größer als ihre Mißbilligung.

„Die Leute werden reden," fuhr Felix fort.

„Sie werden nicht vergessen, was für ein tüchtiger Mann der Vater gewesen," entgegnete Hessi gequält. Sie dachte an die Mutter, und ihr Leid ging ihr näher als der Gedanke an die Meinung der Leute.

Dann waren sie verstummt, nicht ganz miteinander zufrieden.

Von der Erregung des Augenblicks stumm und bleich gemacht, betraten sie am Ziel die

Zurmattenhütte. Sie kannten weder sie noch ihre Bewohner. Felix machte zornige Augen.

Zurmatten empfing sie in der Wohnstube. Es war ihm nicht wohl zumut. Aber was fragte sein hohes Alter noch viel nach den Menschen? Er sah den Ankommenden ruhig ins Gesicht.

„Die Frau ist oben in der Kammer," sagte er.

Und oben in der Kammer, wohin das junge Paar sich begab, standen die Frauen. Frau Anna wartete auf der Schwelle. Die andere lehnte am Fenster und hielt der Tochter den Platz am Bett des Vaters frei.

Frau Anna war gefaßter und selbständiger als vielleicht je in ihrem Leben. Vielleicht war sie noch nicht klar in sich selbst. Aber ein seltsamer und heftiger Drang erfüllte sie: Niemand sollte von dem Toten dort Böses sagen! Auch nicht von dem Mädchen am Fenster.

Hessi sah sie ganz überrascht an. Es schien ihr, als sei die kleine, stille Mutter größer geworden. Sie fiel ihr dann um den Hals und weinte. Auch am Bett des Vaters weinte sie. Auflehnung stritt mit ihrer Trauer. Das Mädchen dort! Was sollte man denken oder sagen?

Felix war in der Nähe der Tür stehen geblieben und übersah die Lage, wie es einem Regierungsmann zukam, der über den Dingen stehen muß. Er betrachtete Marie Zurmatten kühl. Ihr Äußeres berührte ihn nicht. Er überzeugte sich nur, daß die Dinge so lägen, wie das Redewindlein seit geraumer Zeit durchs Land gesäuselt hatte. Dann richtete er den Blick auf die Schwiegermutter, wunderte sich über ihre Gefaßtheit, wie Hessi sich gewundert hatte, und tat darauf, was schicklich und geboten schien, er drückte ihr zum Beileid mit Würde und Wärme die Hand. „Es ist schnell gegangen," sagte er mit einem Blick auf die Leiche. Und da er bei dieser angelangt war, musterte er sie mit einiger Neugier. Nichts Kleines war an dem Toten, der im Leben soviel bedeutet hatte landauf und -ab! Aber er hätte doch manches anders machen sollen! Alle wackeren Leute würden das sagen!

Dann ließen ihn Selbstgerechtigkeit und Amtsbewußtsein seine weiteren Gedanken laut aussprechen: „Ich nehme an, daß wir den Vater sogleich heimbringen."

Frau Anna hörte die Worte, deren Ton mehr sagte als ihr Sinn und des Sprechers Meinung durchblicken ließ, an *diesem* Ort dürfe der Tote nicht bleiben. Nun erst, da der erste Tadel fiel, der vielleicht manches bestätigte, was sie selbst empfand, drohte ihre Fassung zu versagen. Einen Augenblick zitterte sie. Sie wollte sich wehren. Sie suchte nach einem Ausdruck für ihre Gefühle.

Felix fühlte das. Er suchte abzulenken. „Die Zeit kommt über uns alle," drechselte er eine Redensart zurecht, wie sie ihm an einem Totenbett angezeigt schien.

Da streckte sich Frau Anna ein wenig. Jetzt wußte sie, was sie sagen wollte. „*Auch andere Gewalten, nicht nur die Zeit*," sagte sie. Dann suchte ihr Blick Marie.

Meise hatte noch immer am Fenster gelehnt. Sie fühlte sich allein, verstoßen. Die Neugekommenen schienen nicht gut von ihr zu denken! Plötzlich sah sie Frau Annas ausgestreckte Hand. Sie schluchzte auf. Sie ergriff schüchtern diese Hand, die man ihr bot.

„Sie kommt mit nach Unterfurka," sagte Frau Anna, gegen Felix gewendet.

Dieser und Hessi machten große Augen.

„Wir werden noch vieles miteinander zu reden haben," fuhr Frau Anna fort und hielt Meises Hand fest.

Die beiden andern sahen ein Bild. Sie konnten sich vor Staunen nicht helfen: In der Stube zu Unterfurka saßen zwei Frauen, nah beisammen, vielleicht Hand in Hand wie jetzt. Sie sprachen von Jakob Steinmann! Felix und Hessi wagten nicht zu sagen, wie seltsam das sei. Es fiel etwas Alltag ab.

Die Tür ging dann auf. Nun war auch Josef Zurmatten gekommen. Er dachte, daß er vielleicht nötig sei. Auch er sah Meise, deren Hand die Frau hielt, die kleine Meise, die ihm allein leid tat. Die Frau war gut zu ihr! Das bewegte ihn. Das war gut so! dachte er und liebte die kleine Meise mehr wie je. Es zuckte ihm heftig im weißen Bart.

*

Ein Gut am See. Alte, hohe Bäume umsäumen eine grüne Uferwiese, die eine Mauer gegen den Wellenschlag schützt. Ein mit Kieseln bestreuter Weg führt längs der Mauer hin, und ein paar Bänke gewähren einen Ausblick auf den See, die jenseitigen steilen, bewaldeten Ufer und ferne, schneebedeckte Berge. Eine kleine Kapelle läutet abends zum Ave. Dann kommen aus dem alten Wohnhaus, das höher als jene zwischen Tannen und Birken steht, alte Männer und Frauen und gehen zur Mette. Dann machen auch zwei Frauen Seite an Seite denselben Weg, Frau Anna Steinmann und Marie Zurmatten, die Leiterinnen des kleinen Altersheims.

Aus einem Vermächtnis des Jakob Steinmann, der wider die Gewalt der Zeit stritt, ist das Heim für die von der Zeit Überwundenen gegründet worden.

Die Hütte an der Schöne ist leer. Ihre Läden sind geschlossen, als sei sie aus dem letzten Winterschlaf nicht mehr erwacht. Josef Zurmatten, der bald neunzigjährige, der älteste Insasse des Heims, sitzt zuweilen in einem Lehnstuhl unten am See und staunt in die Ferne, sieht nicht diese, sondern ein weites, durchschrittenes Leben, auf dessen letzten Wegen zwei Leute, ein eigenwilliger Mann und ein kleines Mädchen, neben ihm gegangen. Das Gerede um sie, das im Lande ging, ist jetzt still geworden. Friede, sinnt Josef Zurmatten, blinzelt, schläft ein wenig und wacht wieder auf, um zu denken, daß Schlafen bald sein Tagwerk sei, und daß er in naher Zeit einmal vergessen werde aufzuwachen.

Ein Windlein kommt über den See; der Alte spürt es im Bart und an den Schläfen; es ist wie ein Streicheln einer Hand. Friede, nickt Zurmatten.

Dann dreht er sich sachte zur Seite: Still! Laß sie gehen!

Drüben, wo ein Boothaus in eine Bucht des Gartens gebaut ist, sind an der Seemauer Frau Anna und Meise erschienen. Dort steht eine abseitige Bank. Eine Weide hält das grüne Zelt ihrer feinblättrigen Äste über sie und läßt viele Zweige gleich langem, schwer niederrieselndem Frauenhaar ins Wasser hängen.

Vieles liegt hinter Frau Anna und Marie: Ein Begräbnis auf dem Friedhof von Unterfurka, Gespräche um das Was und Warum dessen, was Jakob Steinmanns Weg und Wille gewesen, Mißverständnisse zwischen den Kindern, dem Regierungsmann in Seedorf und seiner Frau einerseits und Frau Anna anderseits, die zum Staunen und zur weiblichen Bekrittelung seitens der Öffentlichkeit als erste Insassen ihres Wohlfahrtsheims Zurmatten und seine Enkelin geholt hatte, Mißverständnisse, Versöhnung und leise Entfernung. Dann die langsame Lehre, das Sichkennen- und Sichverstehenlernen zweier Menschen.

Jetzt wissen die zwei Frauen vieles voneinander, und was sie nicht wissen, daran lernen sie noch. Was sie aber zusammengebracht und sie ein wenig alles Außenstehende vergessen läßt, das ist das Eingemeinsame, das unverwundene und unverwindbare, das, was von ihnen Jakob Steinmann gehört hat. Sie lauschten es langsam auseinander heraus. Meise sah, wie Frau Anna dem einen Mann gelebt und auf ihn immer wach gewartet hatte, und Frau Anna erkannte, wie Marie denselben Menschen in sich aufgenommen und den in ihr Wesen gewordenen aus sich nicht mehr ausmerzen konnte. Eifersucht, die Giftmischerin der Liebe, vermochte die Erkenntnis nicht zu töten, daß um Jakob Steinmann, den Menschen, etwas Großes gewesen war, und das Bewußtsein, ihn zu besitzen oder besessen zu haben, die verbinden mußte, die sich dessen rühmen durften. So stark war die Erinnerung der Liebe, daß sie die Zweifel und die Mißgunst auslöschte.

Auf Vorschlag Frau Annas hatten sich die beiden Frauen zu gemeinsamer Arbeit zusammengetan.

Mehr als diese eint sie die gemeinsame Muße. Sie sitzen zuweilen auf der einsamen Bank, und wie Zurmatten schauen sie hinaus auf den See und ins gelebte Leben.

Ein Gespräch!

Frau Anna hebt es an.

„Nun sind wir schon ein Jahr beisammen.“

Darauf Meise: „Das Jahr war lang.“

„Ohne ihn,“ stimmt Frau Anna bei.

„Er war wie eine Heimat,“ fährt Meise fort.

Frau Anna: „Er hatte eine feste und sichere Hand.“

„Hast du sein Bild auch so klar in dir?“

„Als ob ich ihn noch vor mir sähe. Das vergißt sich nicht mehr.“

„Nein!“

Meise sieht ins Leere. Ihre Augen sind naß.

„Vielleicht — du bist noch so jung —“ zweifelt Frau Anna.

„Er bleibt in mir, wie er in dir geblieben ist.“

So handeln sie von dem, der ihnen der Gültige war.

Dann kommen sie manchmal auf sich selber.

Meise sagt: „Ich muß immer wieder staunen, daß du mir verziehen hast.“

„Dir?“ fragt Frau Anna. „Was kannst du für die Gewalt über dir? Und dann — du nahmst ihn nicht ganz.“

„K o n n t e ihn nicht nehmen.“

„Wir Frauen gehen durch das Leben der Männer wie ein Licht über einen Weg. Es erlischt manchmal. Ein anderes kommt. Aber manche haften in ihrer Erinnerung.“

„Du sprichst schöne Worte, Frau Anna.“

„Ich versuche nur dir zu erzählen, wie mir das alles erscheint.“ —

Wiederum manchmal wendet sich ihr Gespräch den alten Heiminsassen zu.

„Die Katrine sagte heute, sie freue sich auf den Tod,“ erzählt Meise.

„Da ist der Wachtmeister Wolf anderer Meinung,“ entgegnet Frau Anna. „Er sagt, er habe nicht Zeit zum Sterben.“

„Weißt du noch, wie i h m vor dem Alter grauste?“ fragt Marie leise.

Frau Anna nickt und denkt daran, wie

er trägt rote, blaue und gelbe Bergblumen auf seinem Hut und auf seinen Schultern das weiße Lamm. Sie aber erkennt in ihm das Lamm Gottes, „welches hinwegnimmt die Sünden der Welt".

Die Schöpferin des Grimmingtors erweist sich in diesem schönen Sinngedicht wiederum als eine nachdenkliche Erzählerin von Rang und Tiefe, die überdies hier lyrischer wirkt als in manchem ihrer gereimten Gedichte.

In manchem Lebenszug verwandt mit Paula Grogger ist die in Pforzheim geborene Schwarzwalddichterin Auguste Supper. Ihr neuer Roman Der Gaukler ist vielleicht durch Kolbenheyers großes Paracelsuswerk, vielleicht auch durch Hauptmanns mißglückten Till Eulenspiegel angeregt, aber er geht und steht durchaus auf eigenen Füßen, dieser Dr. Sansasyl. Heilkünstler und Vagabund, der mit seinem Medizinkarren, seinem Gaul und seinem klugen Äffchen durch die Lande zieht, Salben und Arzneien verkauft, mehr aber noch durch seine Klugheit und sein Wissen um allerhand dunkle Geschehnisse hilft und heilt. Ein heftiges Läuten im Bergtal drunten schreckt den Müden aus seinen Träumen. Ein hübsches Mädchen belehrt ihn auf seine Frage, daß man gegen die Welschen läute. Die Geschichte spielt nämlich vor zweieinhalb Jahrhunderten, als die Stadt Calw (und auch Pforzheim) von den Franzosen niedergebrannt wurde . . .

Das drohende Heranziehen der Franzosen liegt wie eine schattende Gewitterwolke über der Erzählung. Der Gaukler macht im Gasthaus zur Krone Quartier und erregt bald Aufsehen durch seine wissenden, klugen und hinterhaltigen Reden, wenn er mit jemand ins Gespräch kommt. Er fühlt sich seltsam hingezogen zu dem Bürgermeister, der gegen die Übermacht der Feinde sich nicht anders wehren kann, als die Stadt dem Durchzug freizugeben, die Wertsachen und wichtigen Papiere möglichst in Sicherheit zu bringen. Auch der Fahrende hält dies für das klügste. Wirklich ziehen die Franzosen ohne wesentliche Brandschatzung hindurch. Da wird weit außerhalb der Stadt ein Schuß auf den führenden General abgegeben, der ihn verwundet. Sofort kehren die Franzosen um und brennen die Stadt nieder. Der Bürgermeister soll Spießruten laufen und gehängt werden. Da naht sich ihm der Gaukler, der inzwischen in ihm seinen lange gesuchten Sohn vermutet hat. Durch ein letztes Gespräch wird diese Vermutung Gewißheit, aber der Vater vermag nichts mehr für den Sohn zu tun, als ihn durch ein paar Gifttropfen vor der öffentlichen Schmach zu bewahren.

Diese dürren Sparren der Tatsachenfolge sind nun durchrankt und umblüht von Nebenhandlungen und Szenen farbigsten Lebens, in denen auch die Liebe zu ihrem Recht kommt. Auguste Supper versteht es meisterhaft, uns die Menschen so ferner Vergangenheit nahe zu bringen, und wie ihr Gaukler auf alle, die ihm unterwegs begegnen, eine seltsame Anziehungskraft ausübt, so wirkt er auch für den Leser fesselnd von seinem ersten Auftreten bis zum bedeutenden Schluß. Die Kunst der gedankenreichen Dichterin schimmert in diesem Werke köstlicher als je, sie zeigt sich auch darin, wie das Historische kaum sichtbar gemacht wird, obwohl es doch das eigentliche Gerüst der Geschehnisse abgibt; man sieht es so wenig wie bei einem gesunden, kräftigen Körper das Skelett und empfindet doch die Schönheit der Struktur unter dem lebendigen Fleisch.

Offenbar hat unsere heutige Not die Dichtung, vielleicht auch in ihrem Ursprung beeinflußt, manches Wort, das da fällt, könnte auch heute gesprochen sein; so sind die Menschen, obwohl sicher in den Rahmen jener Epoche und jener Landschaft gestellt, doch eigentlich zeitlos. Das Dumpfe, Schwere, das über dem Ganzen liegt und auch im Stil, wie das Raunen ewigen Windes widerklingt, scheint Wolken, die aus weiter Ferne gewandert sind, mit denen zu vereinen, die über uns stehen.

. . . Gegen so reife Erzählungskunst einer Berufenen hat nun freilich ein Auch-Erzähler, wenn man ihn kurz darauf liest, einen gar schweren Stand. Siegfried Trebitsch, wohlbekannt als Verdeutscher der Shawschen Werke, ist trotz sonstiger Vorzüge in seinem Roman Renate Aldringen mehr Berichterstatter als Dichter, und die Menschen wie die Vorgänge sind allzu schablonenhaft gezeichnet, als daß sie den Leser innerlich bewegen könnten. Trebitsch sucht, wohl mit Absicht im Gegensatz zu seinen sonstigen Schriften, diesmal ganz schlicht zu erzählen. Er berichtet von einem Zwanzigjährigen, der leidenschaftlich in eine reife Schönheit, Renate Aldringen, verliebt ist. Sie liebt natürlich einen anderen, einen ebenfalls gereiften Herrn, der es aber vorzieht, des Jünlings „mondäner" Mutter den Hof zu machen. Oswald benutzt einen einsamen Spaziergang mit Renate dazu, sie zu überfallen und (unter Beißen und Kratzen der Geliebten) zu umschlingen. Aber die Folge ist nicht „Verlobung", wie er in seinem jugendlichen Unverstand meint, sondern noch weitere Entfremdung zwischen den beiden. Da Renate auch ihrerseits bei Herrn von Trojan, so heißt der Erwählte ihres Herzens, keine Gegenliebe findet, so läßt sie sich gelegentlich in die Wellen des Kärntner Sees, an dem diese Sommergeschichte spielt, gleiten, und der bestürzte Oswald sucht vergebens, sie zu retten. In dem ganzen Roman ist auch nicht ein einziger Mensch, mit dem man sich innerlich beschäftigen kann. Insofern nur hat der Waschzettel recht, wenn er besagt, Trebitsch bereite mit diesem Roman dem Leser eine Überraschung.

Neue französische Romane. Von Univ.-Prof. Dr. Ernst Robert Curtius

Die Weltgeltung der modernen französischen Literatur beruht in erster Linie auf ihren großen Romanschöpfungen. Namen wie Balzac und Stendhal, Flaubert und Zola, Anatole France und Romain Rolland bezeugen das aufs einleuchtendste. Sie haben klassische Schilderungen der modernen Gesellschaft gegeben, deren Wirkung bis heute unerschöpft ist.

Die jüngste französische Literatur setzt diese Überlieferung würdig fort. Sie hat gerade auf dem Gebiete des Romans eine Fülle interessanter Werke hervorgebracht, von denen einige sich den besten Schöpfungen des 19. Jahrhunderts zur Seite stellen.

Die bedeutendste Erscheinung ist das große Romanwerk von Marcel Proust (1871—1922), das sich „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit" betitelt. Es läßt sich in keine Schule oder Richtung einordnen, sondern ist der Ausdruck einer genialen Persönlichkeit von völlig originaler Prägung und Sehweise. Der Form nach ist es eine Ich-Erzählung, die sich zeitlich von den achtziger Jahren bis in den Weltkrieg erstreckt. Der Verfasser führt uns durch die Welt der Großbourgeoisie und des Hochadels, aber auch in die Sphären der Kunst und der Literatur. Der Schauplatz des umfangreichen Werkes (es zählt über ein Dutzend Bände) wechselt zwischen der kleinen Provinzstadt Cambrai, den Luxushotels der normannischen Küste und Paris. Die Handlung tritt zurück hinter einem filigranfeinen Gewebe aus psychologischer Beobachtung, Gesellschaftsanalyse und philosophischer Reflexion über Leben und Kunst. Proust ist einer der ganz großen Schriftsteller, vor denen sich die Geister scheiden. Entweder ist der Leser von ihm so gefesselt, daß er staunend eine ganz neue Welt entdeckt — oder er fühlt sich durch die Neuheit dieser Kunst befremdet und vermag ihr nicht zu folgen: ein Schauspiel, das sich angesichts jedes großen Stilwandels wiederholt — man denke nur an die widersprechende Beurteilung, die Wagners Musik bei ihrem ersten Auftreten fand. Die ersten Bände von Prousts Werk liegen in deutscher Übersetzung vor. („Swanns Weg" und „Im Schatten der jungen Mädchen", Berlin, Verlag der Schmiede.)

Die verwirrende Problematik unserer Epoche wird in Frankreich natürlich ebenso empfunden wie bei uns. Sie äußert sich in verwandten, wenn auch nicht in genau denselben Formen. Der Kampf der Generationen, der Gegensatz zwischen Eltern und Kindern, die Erschütterung der überlieferten, sittlichen Anschauungen und all die daraus erwachsenden Konflikte beschäftigen den französischen Roman. In den „Falschmünzern" von André Gide (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) werden uns die Irrungen und Wirrungen der entwurzelten modernen Jugend vorgeführt; die Empörung gegen Familie und Erziehung, die ja auch bei uns immer wieder erörtert wird. Gides subtil andeutende, von Ironie und Geist blitzende Kunst bietet literarische Genüsse von seltener Erlesenheit.

In ganz anderer Weise hat Roger Martin du Gard dasselbe Thema angefaßt. Er führt uns in streng objektiver, dramatisch bewegter, meisterhaft aufbauender Darstellung die Geschichte einer Familie vor („Die Thibaults", bisher sechs Bände; Wien, Paul Zsolnay), den Konflikt zwischen der starren Autorität des Vaters, der dem konservativen, streng katholischen Bürgertum angehört, und den Söhnen, denen nur die Wahl zwischen äußerlichem Kompromiß oder offenem Bruch übrig bleibt. Aber damit ist der Inhalt des Werkes bei weitem nicht erschöpft; denn viele Lebensläufe kreuzen sich in ihm, und so ergeben sich immer neue Querschnitte durch die Krisen unserer Zeit. In die heutige französische Wirklichkeit führen wenige Romane so gut ein wie diese groß angelegte Schilderung.

Auch der blendende Erzähler Paul Morand hat ein offenes Auge für die Problematik unserer Zeit. Morand ist ein passionierter Globetrotter, der sein ganzes Leben auf Reisen zubringt. Er hat das Welt- und Raumgefühl des modernsten Menschen, der überall und nirgends auf diesem Erdball zu Hause ist und keine Entfernungen mehr kennt. Diesem Tempo entsprechen die überraschenden Verkürzungen von Morands Stil. Von seinen Büchern sei besonders „Der lebende Buddha" empfohlen, ein Roman, der das Kulturproblem Europa-Asien behandelt, aber ohne philosophischen Ballast, sondern ganz im Menschlichen bleibend.

Die Bücher Paul Morands besitzen eine Eleganz und einen Charme, denen nichts an die Seite zu stellen wäre — gäbe es nicht Jean Giraudoux. Die Sprache von Giraudoux gleicht einem phantastischen Feuerwerk, in dem unaufhörlich neue Farben- und Beleuchtungswirkungen dargeboten werden. Alles, wovon er spricht, verwandelt Giraudoux in ein zauberhaftes Fluidum aus Geist, Witz, Gefühl und Grazie. Etwas Jean-Paulisches steckt in diesem jungen Franzosen, der im bürgerlichen Leben Beamter des französischen Außenministeriums ist. Man lese von ihm „Bella" oder „Eglantine" (Leipzig, Inselverlag) und lasse sich von diesem Charmeur die zarten Schönheiten Frankreichs deuten.

Wer den hier gegebenen Hinweisen folgt, wird eine abwechslungsreiche Reise durch literarisches Neuland machen und wahrscheinlich feststellen können, daß das heutige Frankreich, soweit es sich im Roman spiegelt, ein ganz anderes Aussehen zeigt als vor dem Kriege.



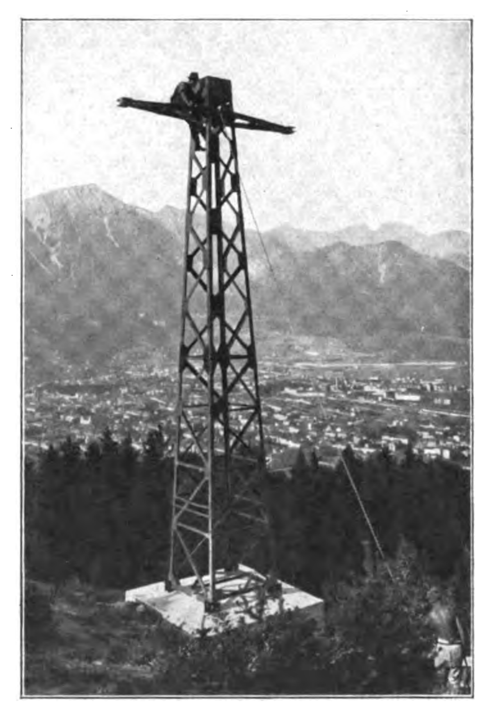
Oben das Wasserschloß, am Fuß der 30 m hohen Gefällstufe das Krafthaus des Werkes Töging am Inn

Die Alpen als Riesenkraftquelle der Zukunft

Von Dr. A. Bayer

Wir wissen, daß die Kohle einmal zu Ende gehen wird. Dieser Gedanke macht uns aber vorerst noch wenig Sorgen. Wir bauen sie ruhig weiter ab. Unser Verbrauch steigt. Mögen spätere Geschlechter zusehen, wie sie ohne Kohle zurechtkommen! Etwas anderes ist es, was sich uns unangenehm bemerkbar macht: die oberen, Kohle führenden Schichten der Erde sind abgebaut. Man muß in immer größere Tiefen hinabsteigen, wenn man diese Quelle weiter ausschöpfen will, die unsern ganzen Verkehr, unsere ganze Industrie speist, die uns Wärme und Licht spendet. Je mehr Schwierigkeiten der Abbau macht, je tiefer wir vordringen müssen, desto teurer wird die Kohle. Dabei steigt der Verbrauch, insbesondere infolge der industriellen Anforderungen, immer mehr. Angesichts dieser Umstände hat man nach neuen Kraftquellen Umschau gehalten.

Der 25. August 1891 ist der ewig denkwürdige Tag, der ein neues Zeitalter einleitete. Da wurde zum erstenmal aus Wasser erzeugte elektrische Kraft auf eine weitere Entfernung fortgeleitet, um fern vom Orte ihrer Gewinnung ausgenutzt zu werden. An diesem Tag gelang der Versuch der elektrischen Kraftübertragung zwischen Lauffen am Neckar und Frankfurt a. M. Seitdem wissen wir, daß uns in der Energie des Wassers eine neue Kraftquelle zur Verfügung steht. Wir sind nicht mehr auf die Kohle allein angewiesen. In immer ausgedehnterem Umfang setzte die Ausnützung der Wasserkräfte unserer Erde ein. Der alte Satz vom Werden und Vergehen bekommt eine neue Variante: die Zeit wird kommen, wo die Kohle in weitem Umfange durch die elektrische aus Wasser erzeugte Energie ersetzt sein wird. — Wo Wasser ist, da steht auch Energie zur Verfügung. Dieser Satz gilt ohne jede Einschränkung. Das Wasser braucht nicht zu fließen, es braucht nicht in einer bestimmten Höhe zu



Mastmontage für die Speiseleitung Rutzwerk-Zirl bei Innsbruck (Arlbergbahn)



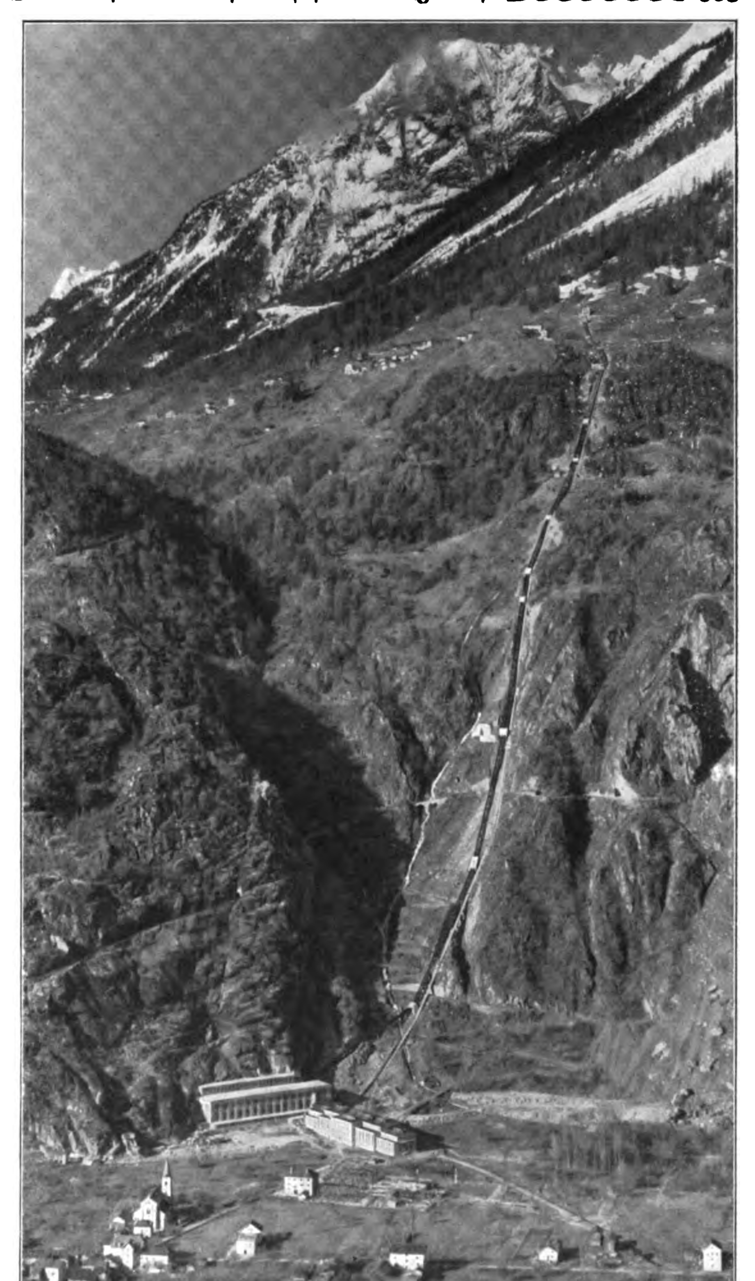
Der aufgestaute See des Kraftwerkes Wäggital

liegen. Die Technik hat neuerdings auch Mittel und Wege gefunden, um ruhende, tief gelegene Gewässer zur Erzeugung von elektrischem Strom auszunutzen. Am einfachsten und bequemsten aber ist es, den elektrischen Strom aus Wasserkräften zu gewinnen, die sich schon von Natur aus als besonders günstig erweisen. Die in einer Wasserkraft zur Verfügung stehende Energie setzt sich aus zwei Komponenten zusammen: zunächst einmal aus der Wassermenge und dann aus dem Druck, unter dem diese dahinströmt. Der Druck aber hängt von der Höhe ab, aus der das Wasser kommt. Nirgends liegen nun die Bedingungen günstiger als in den Gebirgen. Hier hat man vor allem einen erheblichen Druck zur Verfügung, so daß man auch bei verhältnismäßig geringer Wassermenge beträchtliche Mengen von elektrischer Energie erzeugen kann. Unter den Gebirgen Europas aber stehen die Alpen obenan. In ihren Bächen und Flüssen bietet sich eine schier unerschöpfliche Quelle nutzbarer Energie. Angesichts der steigenden Schwierigkeiten bei der Gewinnung und Beförderung der Kohle kann man nur bedauern, daß man sie nicht schon früher zu verwerten verstand. Seit Urzeiten kennt man diese Energie nur als zerstörendes Element. Unter unsäglicher Mühe ist es dem Menschen gelungen, sie wenigstens einigermaßen zu bändigen. Aber noch immer sind Überschwemmungen an der Tagesordnung. Gebäude und ganze Ortschaften werden fast alljährlich zerstört. Erst dadurch, daß es gelungen ist, die wilden Gewässer dienstbar zu machen, sie zu zwingen, Arbeit zu leisten, ist der Sieg des Menschen zu einem vollständigen geworden. Ob der Gebirgsbach im Sommer fast versiegt, ob er zur Zeit der Schneeschmelze ungeheure Wassermassen führt — seine Leistung wird geregelt, das Elektrizitätswerk arbeitet ruhig weiter. Nichts ändert sich an den Verhältnissen des Stromes, den es in sein Leitungsnetz schickt.

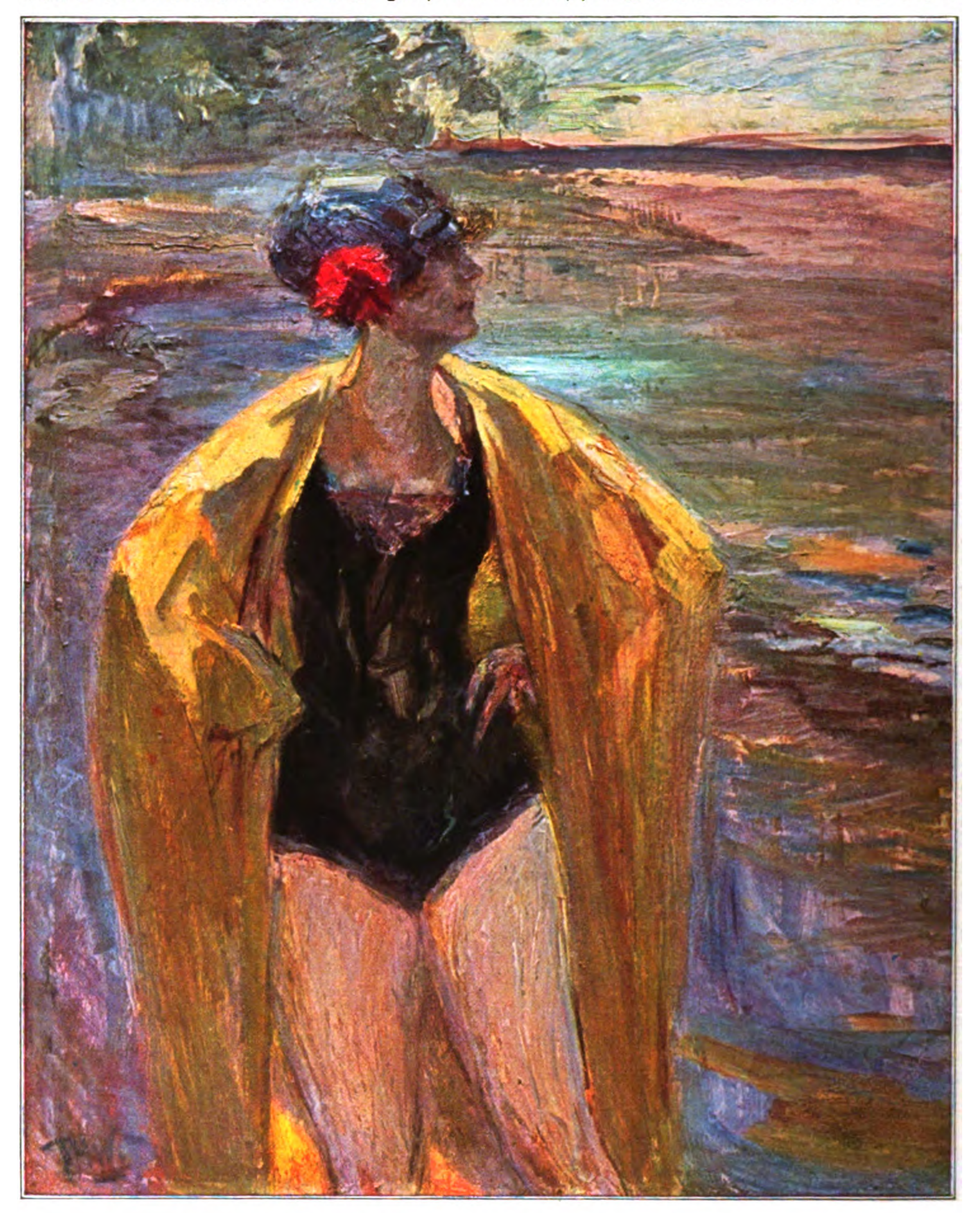
Die Fortschritte der Technik ermöglichen es heute, in großzügigem Maße an die Erschließung der Alpen für die Zwecke der Krafterzeugung heranzugehen. Eine ganze Anzahl von Elektrizitätswerken ist bereits erstanden. Weitere sind im Bau. Aber noch ist nur ein sehr geringer Teil der zur Verfügung stehenden Wasserkräfte ausgenutzt. Die Verwertung der übrigen schreitet rasch vorwärts. Die Alpen stehen im Begriffe, zur Grundlage industrieller Betätigung zu werden. In immer weiterem Umfange beginnen sie, den Strom für Verkehrszwecke,

sowie zur Heizung und Beleuchtung zu liefern.

Ein Bild, das sich gegenwärtig bereits häufig im Alpengebiet zeigt, das wir mit der Zeit immer häufiger sehen werden und das in Zukunft vielleicht zur Monotonie werden wird: irgendwo stürzte ein Wasserfall hernieder oder lag in der Höhe ein See. Vom Wasserfall ist nichts mehr zu sehen. Der Spiegel des Sees hat sich gesenkt. Von der Höhe aber führen Rohrleitungen herab, in denen das Wasser dem unten stehenden Kraftwerk zugeführt wird. Aus den Rohrleitungen strömt es unmittelbar in die Turbinen, die dadurch in rasche Umdrehungen versetzt werden. Auf der Welle der Turbinen aber sitzt der Stromerzeuger, der „Generator“. Er dreht sich mit der Turbine zusammen. Der in ihm entstehende Strom fließt in die Leitung. Dieses Bild ändert sich je nach den örtlichen Verhältnissen bald in der einen, bald in der anderen Weise. Hier hat man, um ein Senken des Wasserspiegels zu verhüten und um die landschaftliche Schönheit zu erhalten, eine besondere Zuleitung für den See geschaffen, durch die sein Spiegel immer auf der gleichen Höhe gehalten wird. So füllt man z. B. den Walchensee dadurch wieder auf, daß man ihm von der Isar her Wasser zuführt. Anderswo erstand ein künstlicher See. Gewaltige Sperrmauern wurden quer über ein Flußbett weggeführt, hinter denen sich das Wasser aufstaute. Der Stausee füllt sich im Frühjahr zur Zeit der Schneeschmelze. Er nimmt dabei soviel Wasser auf, daß er auch in der wasserarmen Zeit einen genügenden Vorrat davon enthält. Aus ihm läßt man nach Bedarf das zum Betrieb der Turbinen dienende Wasser ab. Das Elektrizitätswerk steht am Fuß der



Druckleitung des Kraftwerkes Vernayez der Schweizer Bundes-Bahnen



Am Strande. Gemälde von Paul Herrmann-Walburg

den Besucher, aber auch für den Maler besteht darin, daß die Zimmereinrichtung nicht erst zusammengetragen wurde, sondern bis auf den kleinsten Gebrauchsgegenstand aus der Goethezeit stammt und erhalten wurde, bis die letzte der Familie 1915 als 90jährige starb. Diese Zimmer sind durch die Großen Weimars, von Goethe bis Liszt, geweiht, und der Maler Claudius durfte sich hier wie in der Überlieferung seines eigenen Geschlechts fühlen.

Die Anmut der Tänzerin Leni Riefenstahl wird schon viele unsrer Leser entzückt haben. Sie ist eine von den seltenen Künstlerinnen, welche, unverwöhnt durch den Erfolg, ein Stück Natur geblieben sind. Der ungarische Zeichner Arató hat sie in einigen Bewegungsstudien von frischer Lebendigkeit dargestellt.

★

C. Boulets „Dame mit Rosen“ zeigt den beliebten Bildnismaler als einen

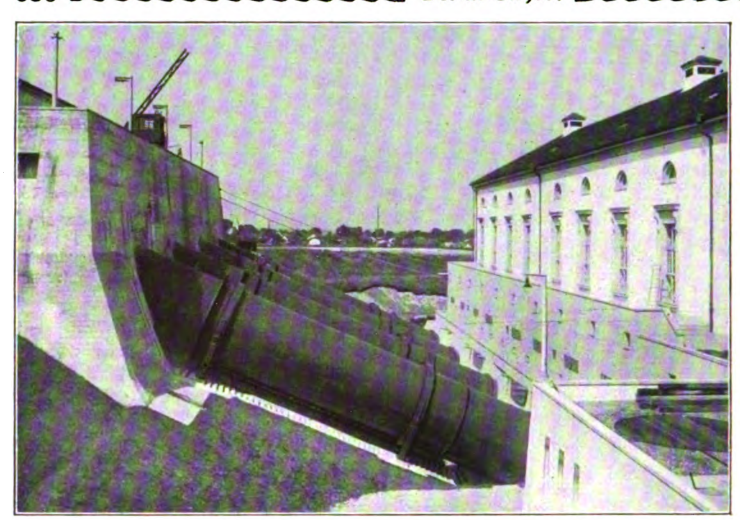


Gelbes Biedermeierzimmer im Kirms-Krackow-Haus zu Weimar. Gemälde von Prof. Wilhelm Claudius

begeisterten und einschmeichelnden Verehrer weiblicher Schönheit. Auf der letzten Seite des Heftes veröffentlichen wir einige lustige farbige Scherenschnitte von Dorle Jacob-Coburg. Wie uns Kurt Reukauf mitteilt, war die junge Künstlerin ein Wunderkind. Schon mit drei Jahren begann sie zu zeichnen, mit zehn stellte sie im Coburger Kunstverein aus. Ihre schlagfertige Auffassungsgabe und naive Gestaltungskraft wurden ihr in der Zeitung bestätigt, und dieser ersten Ermunterung folgten bald andre, z. B. von Julius Diez und Heinrich Zille. Dorle Jacob hat sich selbständig entwickelt, namentlich als Scherenkünstlerin, und wie man sieht, verfügt sie über ein gesundes Formgefühl und einen fröhlichen Farbensinn, so daß sie ihre humorvollen Einfälle aufs glücklichste gestalten kann.

★

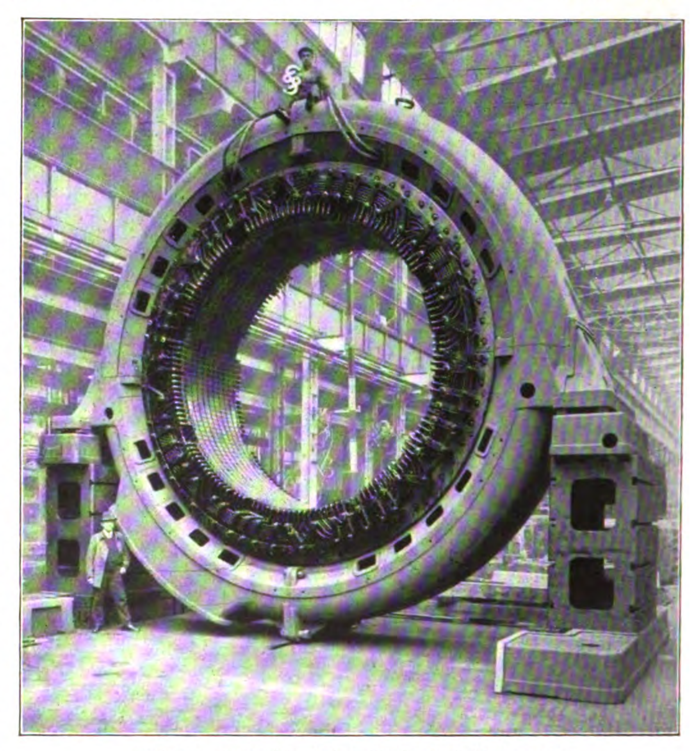
„Klares Erfassen der Form im großen bei ruhiger Geschlossenheit der Farbe, abhold jeder modernen Originalitätssucht, denn



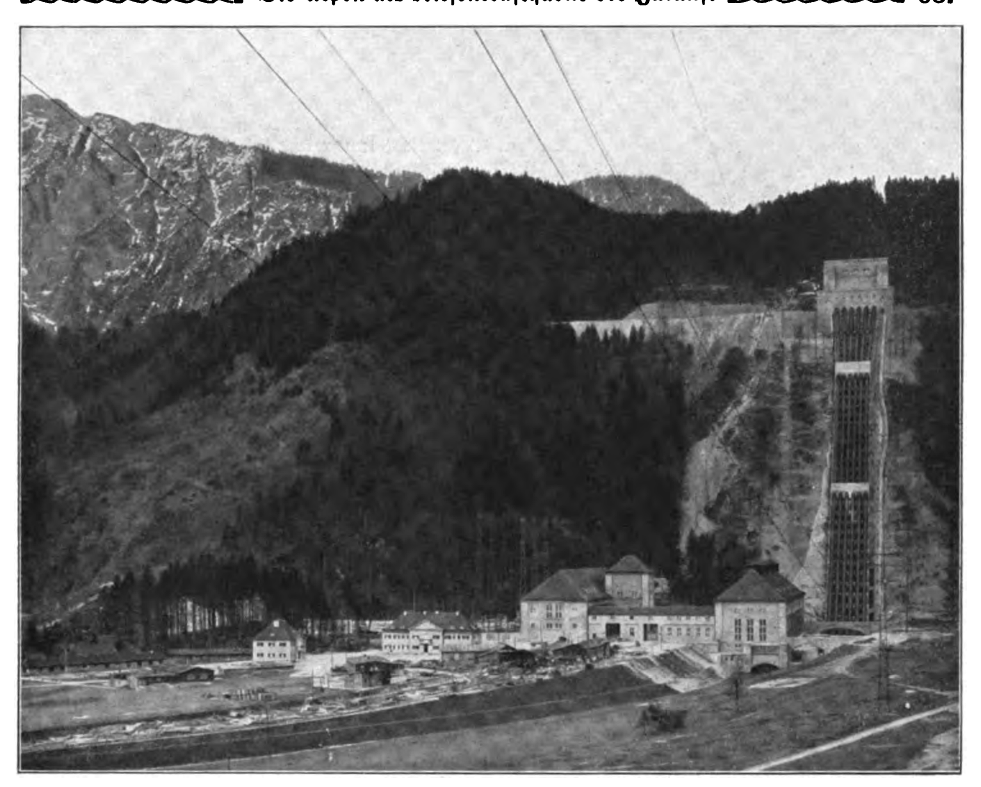
Blick auf die Rohrbahn mit vier schmiedeeisernen Druckrohren von je 5 m Lichtweite des Isarkraftwerkes II. Aufkirchen

dung finden, die Elektrisierung der Bahnen durchzuführen. Besonderes Interesse erregt auch das Innwerk Töging, das ziemlich weit draußen im Flachland in der Nähe der Einmündung der Salzach in den Inn gelegen ist. Obgleich es sich so weit weg von den Alpen befindet, ist es mit seinen 144 450 Pferdekräften das größte Wasserkraftwerk Deutschlands. Das dem Kraftwerk zugeleitete Wasser wird in fünfzehn Turbinen ausgenutzt, von denen jede 9630 Pferdestärken leistet und in der Sekunde 38,8 Kubikmeter Wasser verbraucht. Man hat hier eine 30 Meter hohe Geländestufe einbezogen. Auf ihrer Höhe liegt das Wasserschloß, in dem der Zulauf nach den Turbinen geregelt wird. Fünfzehn mächtige Rohre

see, um weitere Elektrizitätswerke zu speisen. Eigenartig gestaltet sich die Verwertung der Wasserkräfte der Isar. Sie dient, wie bereits erwähnt, zunächst einmal dazu, um unter Benutzung eines teilweise im Tunnel durch einen Bergrücken hindurchgeführten Kanals den Walchensee wieder aufzufüllen. Dann wird auch oberhalb Münchens elektrischer Strom gewonnen. Unterhalb Münchens setzt nun der oben geschilderte Ausbau in vier Stufen ein. An der mittleren Isar erstehen Kraftwerke zu Finsing, Aufkirchen, Eitting und Pfrombach. Oberhalb von Finsing erstreckt sich ein zehn Kilometer langer Stausee, aus dem das Wasser für das Finsinger Werk entnommen wird. Die vier Werke zusammen liefern ständig 113 200 Pferdestärken. Ihre Jahresleistung beläuft sich auf 480 Millionen Kilowattstunden, wovon ein Teil der allgemeinen Versorgung des Landes und damit — infolge des Ausgleichs — ganz Deutschlands dienen, während ein anderer der deutschen Reichsbahn zur Verfügung gestellt wird. Die alpinen Wasserkräfte werden zu sehr großem Teil Verwen-



Ständer eines Einphasen-Wasserkraft-Generators für das Walchenseewerk mit 250 Umdrehungen in der Minute



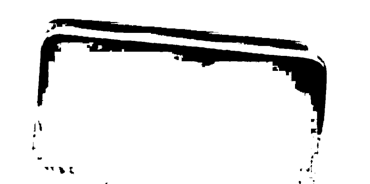
Rohrbahn und Wasserschloß des Walchensee-Kraftwerkes

führen vom Wasserschloß zum Maschinenhaus herab und unmittelbar in die Turbinen hinein.

Töging ist außer in technischer auch noch in anderer Hinsicht typisch. Man fragt sich unwillkürlich, warum man hier ein derartig großes Kraftwerk baut, wo doch weit und breit kein größerer Ort zu sehen ist, in dem die Elektrizität Verwendung finden könnte. Eben deswegen! Hier ist noch freies Gelände und hier ist Platz! Auf diesem Platz soll ein großes Industriegebiet erblühen. Fabriken sollen aus der Erde wachsen. Sie stehen zum Teil bereits. Andere sind im Bau begriffen. Nicht lange wird es vielleicht mehr dauern, dann werden wir an Töging ein kennzeichnendes Beispiel für das Werden der Industriegebiete haben. Vielleicht zieht auch aus den Kohlengebieten ein Teil der Industrie dorthin.

Im benachbarten Österreich weiß man den Wert der Wasserkräfte gleichfalls zu schätzen, die in den Alpen zur Verfügung stehen. Ein zielbewußter Ausbau hat bereits eingesetzt. Die Elektrisierung der österreichischen Bundesbahnen ist in Aussicht genommen und teilweise schon durchgeführt. Vor kurzem wurde die Elektrisierung der für den Verkehr so wichtigen Arlbergbahn vollendet, für die besondere Kraftwerke, und zwar das Spullerseekraftwerk und das Rutzwerk in Dienst gestellt wurden. Das Rutzwerk liefert den gewöhnlich benötigten Strom. Das Spullerseekraftwerk gibt weiteren Strom ab, wenn der Bedarf ansteigt. Ferner ist die Salzkammergutlinie elektrisiert worden. Weitere Elektrisierungen sind durchgeführt oder in Aussicht genommen. In den Gosauwerken haben wir wieder einen stufenweisen Ausbau in vier Zentralen. Unter den zahlreichen österreichischen Kraftwerken stellt eines eine besondere Merkwürdigkeit dar: es steht bei Jenbach am Inn. Aber nicht die Wasserkräfte dieses Stromes sind es, die die Turbinen speisen, sondern die des hoch oben hinter einem Bergriegel gelegenen Achensees, der vom Tale aus nicht sichtbar ist.

In ganz besonders weitem Umfange dienen die Alpen in der Schweiz als Kraftquelle. Hier ist vor allem die Zahl der Stauseen eine sehr große, teilweise sind auch natürliche Seen zu Stauseen ausgebaut worden, wie z. B. der für die Elektrisierung der Gotthardbahn nutzbar gemachte Ritomsee. Aber auch Flußläufe und Gebirgsbäche liefern Energie, die in einer erheblichen Anzahl von Kraftwerken in elektrischen Strom umgewandelt wird. Über das ganze Gebiet der Schweiz zieht ein Netz von Leitungsdrähten dahin. Ähnlich ist es im Norden



auch verarmten Unglücklichen. Schon nach den Kreuzzügen machten verarmte Ritter als Strauchdiebe und Wegelagerer die Landstraßen unsicher, Kreuzpilger in grauleinenen Kutten mit Muscheln besetzt erzählten Mordsgeschichten vom heiligen Land, andere handelten mit falschen Reliquien. Seit dem 13. Jahrhundert wurden zahllose Bettelmönche zur Landplage, stellenlose Geistliche (Goliarden) kamen schon seit der karolingischen Zeit auf die Landstraße, bereicherten mit Musik und lateinischer Poesie (carmina burana) das Vagabundenleben und ließen in unserem heutigen Landstreicherjargon reiche Spuren zurück. Sie bettelten natürlich vorwiegend wieder bei den geistlichen Herren.

Auch heute gibt es solche Spezialisten des Betteltums, Leute, die mit gefälschten Papieren (linken Flebben) z. B. gerade die Landgeistlichen ansprechen, oder andere, die einen gewissen Schatz an hebräischen Ausdrücken und Formeln besitzen und — selbst meist nicht Juden — auf die Wohltätigkeitskassen der jüdischen Gemeinden in den Städten spekulieren. Auch die verbummelten Studenten fehlen zu keiner Zeit. Geiler von Kaisersberg sagt von ihnen: Sie „ziehen nachmals, wenn sie die Völlerei gewohnt worden sind, in den Landen herum: der eine wird ein Gaukler oder Spielmann, der andere ein Tellerschlecker, der dritte ein Theriakskrämer, der vierte ein Pater, der fünfte ein Hänselein, oder sonst ein Lotterbube, wenn es anders so wohl gerät, daß sie nicht etwa gar zu Schelmen oder Dieben werden." Wenn heute freilich ein Akademiker auf die Landstraße gerät, so hat dies meist besondere, später zu erörternde Gründe.

In vergangenen Jahrhunderten war die Schar der Gaukler größer und vielgestaltiger als heute, aber manche Typen haben sich bis in unsere Tage gerettet. Freifechter von der Feder, Steinkauer, Wasserkünstler, die uns in alten Stichen erfreuen, sind wohl ausgestorben, aber Akrobaten, Taschenspieler, Kraftmenschen, Feuerfresser, Tierstimmenimitatoren (schon im 9. Jahrhundert bezeugt), Hungerkünstler (schon im 16. Jahrhundert in Augsburg) ziehen auch noch heute umher. Marktschreier verkaufen nicht mehr Quirinusöl, Skorpionöl, Elefantenschmalz, Planetensteine, aber doch ähnliche, gleich unnütze Dinge. Kleine Handfertigkeiten, wie sie die Russen in unseren Gefangenenlagern vorzuweisen wußten, bringen auch heute noch manchem Landstreicher mehr Geld ein als das gewöhnliche Betteln. Der neueste Trick, den ich kennenlernte, war die Fähigkeit eines Vaganten, 14 Volkstänze und moderne Steps glänzend zu beherrschen. Er hatte auf seinen Wanderschaften, bei denen er sich vielfach der Lastautos bediente, die ihn oft auf lange Strecken umsonst mitnahmen, stets einen anständigen dunklen Anzug bei sich. Kam er in irgendein Dorf oder Städtchen, in denen eine Hochzeit oder Vereinsfestlichkeit oder dergleichen war, so erbot er sich, die neuesten Tänze vorzumachen oder mit den Damen zu tanzen. So erwarb er sich ganz ansehnliche Summen, Gelegenheit zum Trinken und sonstige Annehmlichkeiten.

*

Der Zusammenhang des Vagantentums mit dem ernsten Verbrecher ist heute nicht mehr so innig wie in den vergangenen Jahrhunderten, besonders in der Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg. Damals waren die „streichenden Übeltäter" und „gartierenden Knechte" für das Landvolk eine schwere Plage. Die berüchtigten Räuberbanden empfingen zu allen Zeiten ihre Nachrichten vielfach durch die Landstreicher (Nikolaus List; Pant; Löbl; Hoschenek; Lipps-Tullian; Klostermayer, der bayrische Hiesel; Johannes Bückler, der Schinderhannes; Jakob Koller, der Zauberjackl) oder tauchten bei schärferen Verfolgungen im fahrenden Volk unter. Aber auch heute ist die Kriminalität vieler Landstreicher gemischt; nicht nur schwerere Affektdelikte (Körperverletzung) finden sich neben den Haftstrafen wegen Bettels und Landstreichens und neben den Arbeitshausfristen, sondern auch kleinere Eigentumsvergehen sind nicht selten (Gelegenheitsdiebstähle). Bei dem zünftigen Dieb und Einbrecher hingegen, dem Berufsverbrecher, weist das Strafregister nur selten Bettel- und Landstreicherstrafen auf. Dem großen aktiven bewußten Verbrecher gegenüber bleibt heute der Vagant doch mehr ein Trottel.

Verhältnismäßig gering ist gegenwärtig die Teilnahme der Handwerksburschen. Seit dem 15. Jahrhundert wurde das Wandern in bestimmten Gewerben von einzelnen Städten verlangt. So schrieb Würzburg z. B. 1611 einen Wanderzwang von zwei Jahren in einem Stück vor, außer bei Meistersöhnen. Hans Sachs z. B. wanderte von Nürnberg nach Regensburg, Passau, Braunau, Ötting, Burghausen, Wels, Salzburg, Reichenhall, München, Landshut, Würzburg, Frankfurt a. M., Koblenz, Köln, Aachen (1511 bis 1516) und stand dabei natürlich an verschiedenen Orten in Arbeit. Über den Winter hielten die Gesellen meist an einem oder zwei Plätzen aus.

Das Frühjahr tut 'ran kommen,
Gesellen werden frisch.
Sie nehmen Stock und Degen
Und treten vor Meisters Tisch.

„Herr Meister, wir wollen rechnen,
Jetzt kommt die Wanderzeit.
Ihr habt uns diesen Winter
Gehudelt und geheit."

Heute gibt es außer gewissen katholischen Verbänden, die alle Zünfte einschließen, keine Gesellenschenke, keine Zuschickgesellen, keine entsprechenden Bräuche mehr. Das Wandern der Gesellen ist nicht mehr organi-



Familiengraphik von Toni Lommer

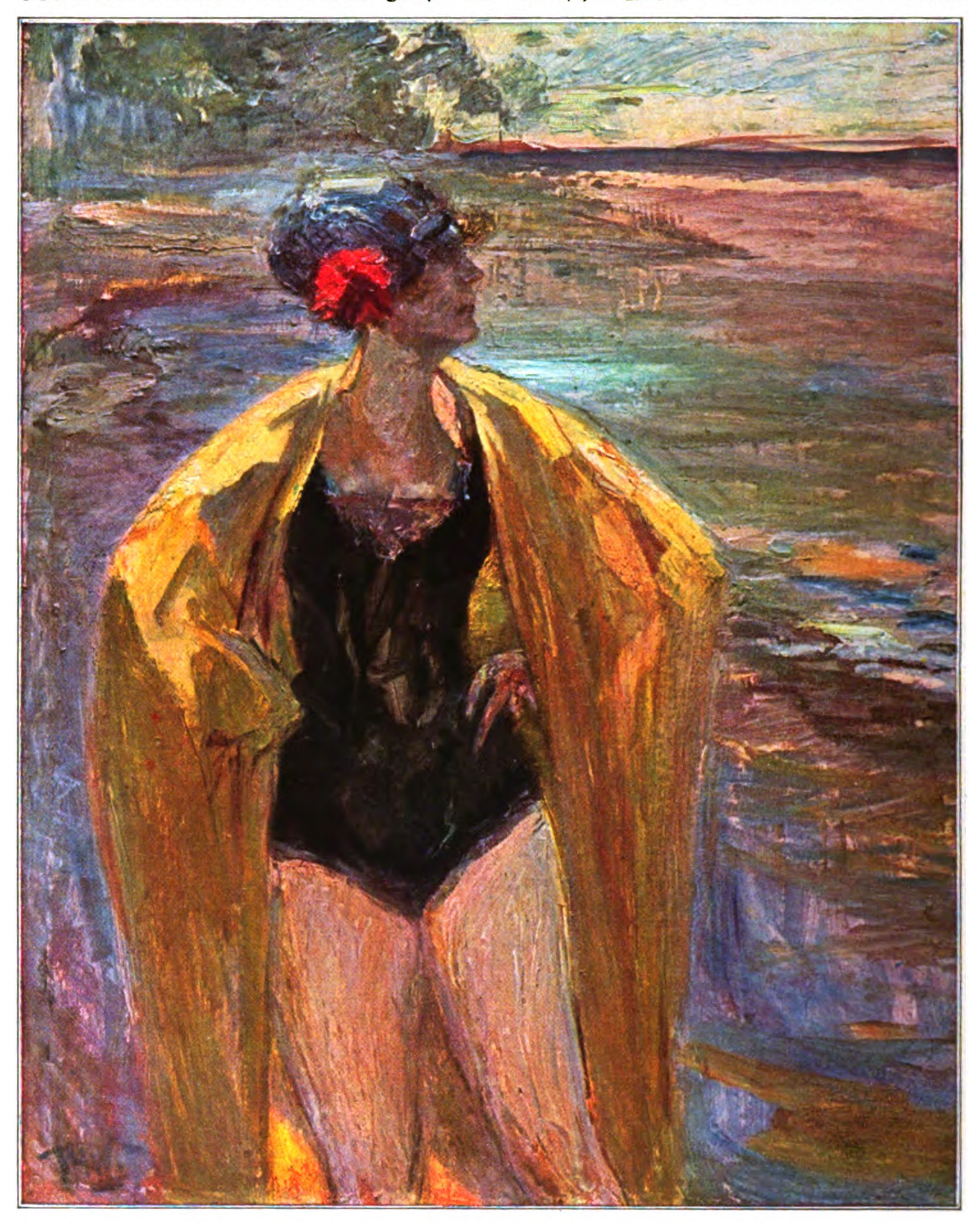
kungsvolle Bild „Am Strande“ verdanken, stammt aus Wien (geb. 1875), ist aber ziemlich spät zur Kunst gekommen, denn nach kurzem juristischem Studium besuchte er in seiner Vaterstadt die Hochschule für Bodenkultur und war bis 1909 als Landwirt in Ungarn tätig. Erst in diesem Jahr ging er nach München, um sein künstlerisches Talent bei Strützel und bei Hayek auszubilden. Nach dem Kriege wurde er von Professor Baer eingeladen, der Luitpoldgruppe beizutreten. Herrmann ist auch als Radierer hervorgetreten, unter anderm mit einer Folge von Blättern, die er „Das Weib“ benannt hat und in der seine gesunde Freude an Gottes schönster Schöpfung jubelt, ein hohes Lied voll Reinheit und Leidenschaft. Auch in seinem Strandbild schwingt etwas von dieser Stimmung mit. Aber am stärksten wirkt hier doch der Zusammenklang der Farben. Beherrscht wird es durch den gelben Bademantel. Der Fleischton, das Schwarz des Anzugs, das Blau der Kappe, die rote Blume und das in unzähligen Tönungen bewegte Meer — wie hell und froh tönt das alles, fanfarenhaft!

★

Gegenüber diesem lauten Bilde das schlichte Biedermeierzimmer von Prof. Wilhelm Claudius, dem Urgroßneffen des Wandsbecker Boten. Claudius (geb. 1854) hat lange vorwiegend als tüchtiger Illustrator gearbeitet; seit 1900 etwa malt er Landschaften aus seiner holsteinischen Heimat oder aus der Umgegend Dresdens, wo er seit 1879 wohnt, auch Bildnisse, vor allem aber Innenräume. Unser Zimmer stammt aus dem Kirms-Krackow-Hause, einer der weniger bekannten Sehenswürdigkeiten Weimars. Das Haus, seit 1917 zugängig, liegt in der Jakobstraße und hat über 300 Jahre den Familien gehört, deren Namen es trägt; Joachim Kirms war herzoglicher Rat unter Karl August, sein junger Sohn Franz war Geschäftsführer des Theaters und stand als solcher Goethe nahe. Franz Kirms heiratete mit 73 Jahren die 44jährige Karoline Krackow, die Erzieherin der Kinder Maria Pawlownas, also auch der späteren Kaiserin Augusta. Der besondere Reiz des Hauses für



Autopuppen. Aus der Werkstatt von Elsbeth Beißwenger. (Ausstellung im Landesmuseum zu Stuttgart)



Am Strande. Gemälde von Paul Herrmann-Walburg

den Besucher, aber auch für den Maler besteht darin, daß die Zimmereinrichtung nicht erst zusammengetragen wurde, sondern bis auf den kleinsten Gebrauchsgegenstand aus der Goethezeit stammt und erhalten wurde, bis die letzte der Familie 1915 als 90jährige starb. Diese Zimmer sind durch die Großen Weimars, von Goethe bis Liszt, geweiht, und der Maler Claudius durfte sich hier wie in der Überlieferung seines eigenen Geschlechts fühlen.

Die Anmut der Tänzerin Leni Riefenstahl wird schon viele unsrer Leser entzückt haben. Sie ist eine von den seltenen Künstlerinnen, welche, unverwöhnt durch den Erfolg, ein Stück Natur geblieben sind. Der ungarische Zeichner Arató hat sie in einigen Bewegungsstudien von frischer Lebendigkeit dargestellt.

★

C. Boulets „Dame mit Rosen“ zeigt den beliebten Bildnismaler als einen



Gelbes Biedermeierzimmer im Kirms-Krackow-Haus zu Weimar. Gemälde von Prof. Wilhelm Claudius

begeisterten und einschmeichelnden Verehrer weiblicher Schönheit. Auf der letzten Seite des Heftes veröffentlichen wir einige lustige farbige Scherenschnitte von Dorle Jacob-Coburg. Wie uns Kurt Reukauf mitteilt, war die junge Künstlerin ein Wunderkind. Schon mit drei Jahren begann sie zu zeichnen, mit zehn stellte sie im Coburger Kunstverein aus. Ihre schlagfertige Auffassungsgabe und naive Gestaltungskraft wurden ihr in der Zeitung bestätigt, und dieser ersten Ermunterung folgten bald andre, z. B. von Julius Diez und Heinrich Zille. Dorle Jacob hat sich selbständig entwickelt, namentlich als Scherenkünstlerin, und wie man sieht, verfügt sie über ein gesundes Formgefühl und einen fröhlichen Farbensinn, so daß sie ihre humorvollen Einfälle aufs glücklichste gestalten kann.

★

„Klares Erfassen der Form im großen bei ruhiger Geschlossenheit der Farbe, abhold jeder modernen Originalitätssucht, denn

natürlich zu dem Ergebnis: „Der Dollar, den du zu uns bringst, der ist — glaubt es mir, liebe Kunden — dieser Dollar ist der größte Dollar der Vereinigten Staaten!“ Das heißt nichts anderes als „Wir haben die billigsten Preise!“ Aber es ist anders gesagt. Es ist so gesagt, daß es den Kunden interessiert, daß es ihm neu erscheint, daß er hinhören muß. Das Wort vom „größten Dollar der Vereinigten Staaten“ ist ein typisches Beispiel für die Kunst des amerikanischen Propagandamannes, Altes in eine neue Form zu kleiden, Ermüdung zu vermeiden, die ewige Neugierde wachzuhalten.

*

An vielen Fahrkartenschaltern auch kleiner Eisenbahnstationen in den Vereinigten Staaten hängt ein Pappschild:

„5000 Dollar für 25 Cents!“

Natürlich erregt es jedermanns Neugierde. Natürlich ist keiner, der es zum ersten Male sieht, zu müde, um zu fragen, was diese wenigen Worte bedeuten. Und doch sind sie, in eine neue Form gekleidet, etwas ganz Altes. Das Schild sagt nichts anderes als: „Hier kann jemand sich so versichern lassen, daß er unter gewissen Umständen für seine als Prämie gezahlten 25 Cents 5000 Dollar erhält.“

Stünde ein Wort von „Versicherung“ auf dem Schild, niemand würde es beachten, keiner wäre neugierig. Aber so, in der aufreizend ungewissen Form, veranlaßt es viele, den Beamten am Schalter zu fragen: „Wo gibt's die Chance eines solchen Tausches?“

Der Beamte reicht wortlos dem Fragenden eine Drucksache heraus, die Drucksache ist eine Versicherungspolice gegen Tod oder Invalidität, verursacht durch einen Unfall während der jetzt anzutretenden Fahrt. Die Drucksache steckt der Einfachheit halber in einem Briefumschlag. Macht der Reisende von dem Vorschlag, sich versichern zu lassen, Gebrauch, so adressiert er den Umschlag an seine Adresse oder an die eines Freundes, damit die Police nicht, was ihren Wert illusorisch machte, mit ihm selbst am Unfall teilnimmt. —

Das kleine Schild am Schalterfenster erregt nicht nur die Neugierde, es ist auch suggestiv. Und wir sind ja alle so bereit, einer Suggestion zu gehorchen, wenn sie nur gut vorgetragen wird!

Es übte auf mich gar keinen Einfluß aus, daß ein Freund mir die vorzüglichen Eigenschaften einer amerikanischen Rasiercreme immer wieder pries. Und als ich mir zufällig diese Creme einmal kaufte und sie das erstemal gebraucht hatte, fand ich noch immer nicht, daß sie sich sonderlich von anderen Präparaten unterschied. Aber dann las ich den kleinen Zettel, der der Tube beilag und auf dem erzählt wurde, das Eigentümliche des Präparats sei, daß die Barthaare, auch wenn sie sonst flach an der Haut entlang wachsen, sich unter der Wirkung eines besonderen Bestandteils der Creme senkrecht aufstellen. „Jedes einzelne Haar steht da und wartet aufs Herannahen der Klinge, die dann leicht und schmerzlos ihre Arbeit verrichtet.“

Ich habe keine Ahnung, ob es eine chemische Substanz gibt, die imstande ist, auf mein Barthaar einen solchen Einfluß auszuüben. Ich neige eher dazu, es zu bezweifeln. Trotzdem hat der suggestive Text des kleinen Zettels mich besiegt. Ich spüre jetzt alle Morgen, wie jedes Haar sich ordentlich bäumt, wie es sich vor Entzücken gar nicht lassen kann, daß es jetzt bald geköpft wird. Ich werde nie wieder ein anderes Rasiermittel gebrauchen, bin sein treuer Konsument!

Die Kauf-Suggestion muß, wie alle Suggestionen, richtig, das heißt am rechten Ort und in rechter Form, vorgetragen werden.

Eine Kofferfabrik wählte zu ihrer Schutzmarke einen Koffer, auf dem, die vier Beine eng beieinander, ein Elefant steht: die Schutzmarke will eindeutig die Haltbarkeit des Fabrikats zeigen, da es doch eine so ungeheure Last zu tragen imstande ist. Als die Fabrik die Schutzmarke einführte, inserierte sie das Elefantenbild und darunter die notariell beglaubigte Bestätigung, daß wirklich ein Elefant auf einem Koffer ihres Fabrikats gestanden und daß der Koffer die Belastung ausgehalten habe.

Das Inserat übte auf den Geschäftsgang der Firma keinen wesentlichen Einfluß aus. Bis die Reklameleute den Gedanken hatten, die gleiche Tatsache dem Publikum auf eine andere Art zu melden. Das geschah in der Beschreibung einer riesigen Menschenansammlung im Neuyorker Zoologischen Garten, Grund der Ansammlung war nichts anderes als die Vorführung desselben Tatbestandes, den die Schutzmarke dartut.

Diese im lokalen Teil der Zeitungen gut aufgemachte Beschreibung der Szene tat stärkere Wirkung als das Siegel des beglaubigenden Notars. Erst sie hat, wozu die nüchterne Urkunde nicht imstande war, die Schutzmarke wirklich durchgesetzt und wurde der erste Schritt zu ihrer Popularität.

*

Unerläßliches Merkmal aller amerikanischen Werbekunst ist: der Lockruf darf nicht lügen, er muß die absolute Wahrheit enthalten. Das Wort vom amerikanischen „Reklame-Schwindel“ ist insofern unrichtig, als der Propagandamann genau weiß: auf unwahren Behauptungen ertappt zu werden, ist gefährlich, diskreditiert für lange Zeit den angepriesenen Artikel und die anpreisende Firma.

Die aufregenden Worte des Pappschilds am Eisenbahnschalter enthalten die reine



Dame mit Rosen. Gemälde von C. Boulet

und Erbärmliche mit Liebe umfängt, weil er auch hier einen Funken Göttliches ahnt. Diese „Auswanderer" sind nicht mehr die Freiligrathschen; sie sind viel schlimmer dran. Aber vielleicht begibt sich das Wunder, daß sie in der Fremde ihr Glück finden, aus dem Willen zum Leben durch Arbeit. — Auf S. 675 veröffentlichen wir eine Radierung von dem Wiener Karl Stratil. Dieses Blatt stammt aus demselben Rokoko, das Somoff so zärtlich liebt. Aber man spürt: hier wird ein Totentanz getanzt, der Totentanz einer Kultur, deren Glanz und deren Musik selbst im nächtlichen Grausen dieses Bildes noch wahrnehmbar sind.

★

Dieses Heft beschließt den 43. Jahrgang von Velhagen & Klasings Monatsheften. Wir haben unsern Lesern zu danken, nicht nur für die Treue, die sie uns, zu einem sehr großen Teil bereits seit vielen Jahren, halten, sondern auch für lebendige Mitarbeit, die sich tagtäglich, mit jeder Post bekundet. Wir freuen uns über jedes freundliche Wort,

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Abenteuer auf Akershus

Tagebuchblätter von Grete Gulbransson

Und so will ich noch einmal zum Abschied auf das ehrwürdige Akershus gehen. Jene ernste und romantische Festung, die seit unzähligen Jahrhunderten die Hafeneinfahrt ins alte und nun wieder neue Oslo beherrscht.

Der kristallklare Spätnachmittag strahlt allgewaltig über den großen Platz vor der Zugbrücke herein. Drin, im Revier der hohen Mauern, wird diese Lichtflut in warmen Reflexen zurückgeworfen und verfängt sich golden im Laubwerk der Riesenbäume. Langsam geh' ich den steilen Weg zum Schloß hinauf.

Der Fjord liegt wie ein schimmerndes Schild nah unter der Sonnenscheibe, alles ist in Glanz und Poesie gebadet. Jetzt will ich hinaufsteigen in den prachtvollen Saal von Christian Quardt (Christian IV. von Dänemark und Norwegen) und noch einmal in den tiefen Fensternischen stehn, deren Wächteraugen Meer und Land in meilenweitem Umkreis überschauen. Doch das mächtigrunde, dunkelrote, mit dicken schwarzen Eisenknöpfen beschlagne Tor ist geschlossen. Oben auf dem Wall, gegen den klaren Himmel abgezeichnet, patrouilliert ein Gardist.

Ich steig' zu ihm hinauf und sag', ich will in die Festung.

Ein treuherziges Kindergesicht mit quellklaren Augen, oder noch eher: das reine Angesicht der Kreatur schaut mir unter dem feschen, schwarz bebuschten Soldatenhut entgegen, und ich erhalte Antwort in einer mir völlig unverständlichen Bauernsprache.

Soviel jedoch wird mir klar, der Schlüssel von Akershus hängt hier in seinem kleinen Schilderhaus auf dem Wall, aber er darf nicht die Verantwortung übernehmen, mich in die Festung zu lassen.

Ach — er tät's gern — und seine hellblauen Augen blicken unsicher. Ich lass' ihn aber in Ruh und entlock' ihm nur ein entzücktes Grinsen, indem es mir spontan herausfährt: „Det var da Fan“ (Das ist zum Teufelholen). Daraufhin tät' er mir das Tor noch lieber aufsperren.

Ich geh' aber die vielen Treppen hinunter zur Kommandantur, die in einem der winzigen, idyllischen Häuschen hinter der Zugbrücke und dem alten Torbogen ist.

Ein himmellanger, schlanker Soldat verhandelt mit mir dort und sagt, daß ich morgen vormittag drüben im Haus des Kommandeurs vielleicht die Erlaubnis bekommen könnte, hineinzugehen.

Ich klage laut und lamentiere und sag': jetzt, jetzt, in dieser romantischen Abendstunde will ich hinein!

Der Soldat lacht, und aus dem Haus tritt ein anderer Sergeant, dem man seine militärische Charge ansieht, obwohl er in Zivil ist. Er fragt, was denn da los sei, und man sagt ihm, daß diese fremde Dame durchaus in die Festung möchte. Wir sprechen ein paar Worte zusammen, und er wendet sich ins Wachtzimmer zurück, wo er sich einen großen Bund Schlüssel geben läßt und einen Gardisten herbeikommandiert (dasselbe klaräugige, bäurisch treuherzige Exemplar wie auf dem Wall), und ohne viel Federlesens zieht er mit mir los.

Außer dem Gardisten begleitet uns noch ein junger Zivilist. Der Sergeant ist der Mann für mich und wartet mir auf mit dem, was mir gefällt. Erst führt er mich im Bereich der kleinen, uralten Häuschen herum und sagt mir, daß es die Arreste für die Offiziere seien. Sie sehen eher aus wie Liebesnesterchen in Krähwinkel. Schmale, verlockende Haustürchen unter Blumen und Rankenwerk, friedliche Bänkchen davor, blitzende Scheiben unter niederen, behaglichen Dächern. Und liebevoll gepflegte, kleine Blumengärtlein.

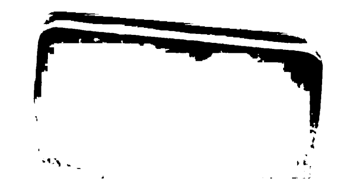
Ich lach' und sag': ich glaub', hier möcht' ich auch in Arrest sitzen. Dann führt er mich einen engen, dunklen Weg unter dem steilen Schloßberg hin und sperrt dort eine Türe auf, um mir sein eigentliches Reich zu zeigen. Es ist die Regimentsmusik.

In einem öden, leeren Raum steht ein großer alter Schrank, den schließt er mit Stolz vor mir auf, und da liegen alle die Noten der Regimentskapelle ordentlich gestapelt in abgegriffenen Umschlägen übereinander — Märsche, Ouvertüren, Walzer und Mazurkas, — das ist sein Arbeitsfeld. Er ist der Tambour der Musik. „Ich bin ja nur ein Bombardist!“ sagt er mit einer phantastischen, graziösen Verbeugung, die ich sofort kollegial lächelnd und mit einer Geste erwidere, die ihm sagt: „Und ich bin nur ein Dichtervagabund!“

Ich danke ihm voller Verständnis, daß er mir die große Freude macht, mir alles dies zu zeigen, rede von dem Geist dieser alten Gebäude, dieses Raumes, wo die braven, alten Instrumente an den kahlen Wänden herumlehnen, und vom göttlichen Geist der Musik. (Ich hab' doch wirklich das Glück, immer wieder mit der Musik zusammenzutreffen!)



Die Auswandernden. Gemälde von Hans Baluschek



„Das ist recht! So ist's recht!“ ruf' ich begeistert. „So soll man sein Vaterland lieben. So lieb' ich auch das meine! Von ganzem Herzen!“ — „Ja, nicht wahr?“ ruft nun er, und wir strecken einander die Hand hin. Der junge Gardist steht mit funkelnden Augen und zuckendem Gesicht daneben.

Und dies alles noch auf den Wällen von Akershus, im wundersamen rosa Abendschein, während drüben auf der anderen Seite zwischen dem Gezweig eben in unwahrscheinlicher Größe tief honiggelb der Vollmond langsam heraufsteigt.

Jetzt ist die Stunde, von Peter Turdensjold zu reden, diesem kühnen Seehelden des 17. Jahrhunderts, der durch tolle Verwegenheit die Festung Fredrikssten den Schweden mit einer Handvoll Getreuen abgenommen hat und den die Norweger vergöttern.

Ich sag' dem Bombardisten: „Wissen Sie, wo ich von hier aus hingehen will?“

„Nein,“ sagt er.

„Nach Fredrikshall, nach Fredrikssten im Angedenken an Turdensjold! Ich liebe ihn! Ich habe zwei Bilder von ihm in meinem Hotelzimmer hängen!“

Diese Rede wirkt auf meine beiden Begleiter gewaltig. Sie stehen beide stramm und salutieren, und der Bombardist sagt mit feierlicher Stimme: „Ich spreche der gnädigen Frau in Turdensjolds Namen den Dank aus!“

Nach diesem Ausbruch müssen wir ein wenig schweigen und gehen langsam auf den Wällen hin. Er zeigt mir jetzt auch noch den furchtbaren Gefängnisturm „Ottekanten“ und dann nochmals eine von ihm ganz besonders geliebte Aussicht, von wo aus man die ganze Stadt weit über ihre Hügel hingebreitet liegen sieht. „Also morgen kommen Sie bestimmt wieder?“ fragt der Bombardist.

„Ja, das tu' ich,“ sag' ich und wende mich auch zu dem jungen Gardisten, um zu fragen, ob er Zigaretten raucht.

Er errötet tief und salutiert. Es ist entzückend, so oft man ihn anredet, errötet er, und seine jungen blanken Augen sprühen Funken der Geehrtheit und Verlegenheit. „Wollen Sie Ihren Namen in mein Buch schreiben?“ frag' ich ihn, und er schreibt mit schönen Schnörkeln: „Gardist 283 Resnes.“

„Ist dies alles nun nicht prachtvoll?“ fragt ihn ohne Herablassung der hingerissene Bombardist. „Ja!“ ruft der junge Soldat aus voller Überzeugung und salutiert.

Er ist aus Bergen und auch er liebt seine Heimat über alles. So sind wir drei auf den abendlichen Wällen von Akershus einig in diesem echten und guten Gefühl: Daß wir unsere Heimat über alles lieben und für sie unser Blut lassen würden. Denn dies verlangt nun der Bombardist von mir, daß ich es gelobe. Daß ich nicht zögern würde, mein Blut für meine Heimat hinzugeben, grade wie er und der Gardist für die ihre. Und ich glaube bei Gott, ich sage keine Lüge, wenn ich sage: „Ja!“

Liebes Ländle! Liebes kleines Vorarlberg, so grüß' ich dich mit meinem Herzen aus weiter Ferne.

Der Gardist schaut auf die Uhr, salutiert und bittet um Entschuldigung. Er muß um 7 Uhr auf Wache.

Also nimmt ihm der Bombardist die großen Schlüsselbunde ab, und er marschiert mit wehendem Helmbusch taktfest davon.

Der Bombardist begleitet mich über die Zugbrücke und den weiten Platz davor. Denn dort hat er mir noch etwas ganz Besonderes zu zeigen. Nämlich einen tausendjährigen Pappelbaum, an dem in früheren Jahrhunderten die Menschen gehenkt wurden. Und damit aber ist's genug für heute.

Am andern Morgen, dem 1. Oktober, geh' ich gleich nach dem Frühstück wieder auf Akershus mit zwei großen Schachteln Zigaretten für den Bombardisten und Gardisten.

Es ist ein blauer, wonniger und lauer Herbsttag, wieder ganz Poesie. Ein milder, kosender Wind spielt mit dem goldenen Laub der uralten Bäume und treibt es raschelnd am Boden hin. Und herrliche Wolken spielen am klaren Himmel über dem Fjord.

Als alte Bekannte marschier' ich vergnügt an dem wachhabenden Gardisten vorbei über die Zugbrücke und auf die Wälle hinauf unter dem Jomfrutorn, wo die Kanonen stehn. Der Fjord ist phantastisch schön in dieser unruhvollen Luft. Im Osten ist das Wasser silbern und blendend, die Inseln dunkel drin. Grad' vor meiner Nase ist's, als ginge ein Strich durch die weite Flut, und mir zur Rechten im Westen ist derselbe Fjord azurblau und blank, die Inseln leuchten in scharfen Farben.

Die Wasserfläche ist voll rieselnder Wellen, alles ringsum rieselt und raschelt und rauscht und zittert, die Zweige zu meinen Häupten, das Gras zu meinen Füßen. Die Sonne brennt blendend wie im Sommer. Hoch und grell ragt das Schloß aus dem feurigen Herbstlaub auf. Und nun springt durch all dies Flackern und Wehen mein Bombardist daher, in seiner knappen dunklen Uniform mit roten Streifen und Metallknöpfen, auf dem Kragen rechts und links je eine silberne Leier. Seine blauen guten Augen strahlen stolz, und er küßt mir mit großem Umstand die Hand. Dann muß er mit seiner Trommel in den Jomfrutorn hinauf, wo alsbald die Musikprobe losgeht.

Die taktfesten Czardasmelodien werden vom Wind verweht und rauschen nur manchmal traumhaft im Rauschen der Bäume mit.

Hingegeben dieser idyllischen Stunde lehne ich an der tausendjährigen Mauer des Jomfrutornes und lausche dem zweifachen Konzert. Dann muß ich aber auf die Wachtstube hinunter, um auch dem Gardisten 283 seine Zigaretten zu bringen.

Ich muß eine Zeitlang auf ihn warten und schau' mir das altertümliche, stilvolle Soldatenleben derweil an. Die Uniform der Gardisten hat ganz weite, bauschige Hosen mit

breiten, weißen Streifen an den Seiten. Die Jäckchen sind lächerlich kurz und knapp mit Schößchen wie bei einem weiblichen Schlierseer Bauernkittel. Die Gürtel sind so eng wie nur irgend möglich geschnallt. Die Hüte, die an jene der Carabinieri erinnern, so schief wie nur irgend möglich aufgesetzt und von einem feschen Kinnriemen gehalten.

Alle diese Gardisten sehen sich ähnlich, wie ein Ei dem anderen. Ich würde von selbst meinen Freund nie herauskennen. Die Gewehre sind in einer Reihe unter dem kleinen, vorstehenden Dach des romantischen Häuschens die Mauer entlang aufgehängt.

Wie die Musikprobe ihre Pause hat, erwarte ich den Bombardisten wieder unter dem Jomfrutorn, und wir wandeln nun in ruhigen Gesprächen auf den Wällen und in den Gräben von Akershus in der Morgensonne herum. Er erzählt mir, daß er das Recht hat, die große Glocke der Festung dreimal im Jahr zu läuten. Nur er. Am 1. Januar und an den beiden nationalen Festtagen: 17. Mai und 7. Juni. — Er hat dieses Privilegium von seinem Vater geerbt. — Dann erzählt er mir, daß die Musikkapelle eine Posaune hat, die auf einem deutschen Kriegsschiff die schreckliche Seeschlacht am Skagerrak mitgemacht hat.

Der Bombardist ist unsäglich beglückt über meine Huld, die sein ehrliches, vaterlandstreues Wesen vollauf verdient, und er küßt mir beim Abschied wieder mit den deutschen Worten die Hand: „Adieu, liebe Frau —“

Seine Kameraden, die mit allen ihren blitzenden Knöpfen im kupfernen Herbstlaub des Hügels unter dem Jomfrutorn in der Sonne gelagert ihre Pause verbringen, beobachten dieses außerordentliche Abenteuer ihres Sergeanten, das sich da vor ihren Augen abspielt, mit gespanntem Interesse und alle grüßen wie ein Mann in echter Kameradschaftlichkeit das „Mädchen aus der Fremde“ — wie es nun wehmütig und feierlich Abschied winkt und durch das große Mauertor für immer verschwindet.

Bei der Venus von Milo. Von Ludwig Fulda

Nach Jahren hatt' ich wieder einmal
Im Louvre den Antikensaal
Andächtig betreten
Und wollte beten
Zu meiner alten Flamme von Melos.
Da stand sie, trotz mangelnden Armen fehllos,
Reif und doch keusch, herb und doch weich,
In ihrer anmutvollen Blöße,
In ihrer hoheitvollen Größe
Göttin und Weib zugleich.

Doch ach, mißratenes Stelldichein!
Ich blieb nicht lange mit ihr allein.
In Rudeln kamen sie angerückt,
Die Globetrotter aus allen Zonen,
Um mehr gelangweilt als entzückt
Von unerbittlichen Ciceronen
Die Schönheit, statt sie frank und frei
Mit offenen Augen zu erfassen,
In hergeleierter Litanei
Haarklein sich explizieren zu lassen.

Warum der Troß mich nicht vertrieb?
Ich litt, ich ächzte; jedoch ich blieb
Wie festgebannt
Und wartete, mehr und mehr gespannt,
Ob unter den dicken und dürren Damen,
Die gingen und kamen
In wahrer Unermeßlichkeit
Der Häßlichkeit,
Nicht endlich, endlich eine käme,
So jung, so schmuck, so wohlgestalt,
Daß der Vollendung Urgewalt
Nicht gar zu grausam sie beschäme.

Doch hätt' ich darauf gewiß vergebens
Gelauert den ganzen Rest meines Lebens.
Die schönen Frauen,
Die gehen aus triftigem Grunde nie,
So scheint es, in eine Galerie,
Um klassische Göttinnen anzuschauen.
Die wollen keineswegs erbaut sein
Von einem marmornen Exempel;
Sie wollen selber angeschaut sein
Und angebetet im eigenen Tempel.
Sie fordern für ihren Jugendlenz
Tagtägliche, stündliche Weihrauchspenden,
Und alle Gebilde von Künstlerhänden
Sind ihnen lästige Konkurrenz.

Nur eines will mir nicht in den Sinn:
Warum die holde Milosierin
Mit unbeirrbar sanftem Gesicht
Herniederblickt in ewiger Dauer
Auf ihre Beschauer;
Es lohnt sich nicht.

Neues vom Büchertisch

Romane und Novellen. Von Karl Strecker

Günther Birkenfeld: Dritter Hof links (Berlin, Bruno Cassirer) — Adele Gerhard: Die Hand Gottes (Leipzig, Phil. Reclam) — Oskar Jellinek: Der Sohn (Berlin, Wien, Paul Zsolnay) — Paula Grogger: Das Gleichnis von der Weberin (Breslau, Ostdeutsche Verlagsanstalt) — Auguste Supper: Der Gaukler (Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt) — Siegfried Trebitsch: Renate Aldringen (Berlin, S. Fischer)

Wenn man die ersten Seiten des Romans Dritter Hof links von Günther Birkenfeld liest, glaubt man sich in die achtziger Jahre zurückversetzt: in die Zeit der Hermann Conradi, Bleibtreu, Holz und Schlaf, wo die Elendsmalerei der Hinterhäuser mit den Darstellungsmitteln eines waschechten Naturalismus Brauch war. Im dritten Hof eines Armenviertels bewohnt die Aufwartefrau Witwe Schwarzer mit ihren drei herangewachsenen Kindern die Flucht eines einzigen Zimmers. Um es gleich vorweg zu sagen: dieser Zustand ist der Hauptgrund für die unheilvolle Entwicklung der Kinder und den Untergang der Familie. Die Mutter erkennt am Schluß des Romans: „Wenn zu viele Menschen und zu eng beieinander leben müssen, werden sie schlecht! Davon kommt das meiste Unheil unter unsersgleichen.“ Aber was nützt diese Erkenntnis der verständigen Mutter, wenn es ihr und den anderen unmöglich ist, sich aus der Verstrikkung zu lösen? Die Arbeitslosigkeit kommt hinzu, und es ist von einleuchtender Folgerichtigkeit, wenn die beiden Töchter Erna und Lenchen immer tiefer sinken und schließlich nicht mehr nach Hause kommen, sondern der Straße gehören.

Weniger überzeugend ist das Schicksal des Sohnes Paul. Dieser, ein hübscher, kräftiger, gesunder Junge, obendrein begabt und tatkräftig, trägt andere Bestimmungen in sich. Seine geschlechtliche Entwicklung mag mit ihren Abwegen folgerichtig gezeichnet sein, aber daß es einem so brauchbaren und arbeitswilligen Jungen in einer Millionenstadt niemals gelingen sollte, einen anderen Beruf zu finden als den (vorübergehenden) eines Boxers und eines Plakatträgers, ist unwahrscheinlich. Auch die Arbeitslosigkeit hat Ebbe und Flut und gerade Leute von diesem Kaliber können wohl zeitweise, aber nicht immer und endgültig von ihr verschlungen sein. Paul hat zuerst ein Liebesabenteuer mit einer reichen, verheirateten Dame; das Verhältnis ist aus, sobald sie ihn einmal im Vorüberfahren als Plakatträger auf der Straße erkennt. Dann kommt er in eine üble Boxerbande, die sehr naturgetreu geschildert wird. Ein Verbrecher, der ihr angehört, verletzt Paul bei einem Zweikampf in der Stammkneipe (natürlich geht es um ein Mädel) durch einen unfairen Fußtritt in den Unterleib; mit der Athletenlaufbahn ist es aus; er muß krank zu Hause liegen, sucht zeitweise wieder Beschäftigung, aber schließlich weiß die gute Mutter keinen anderen Ausweg als Paul, seine arbeitslose Liebste und sich selbst durch Gasvergiftung zu erlösen.

Wenn dieser Roman eines jungen märkischen Erzählers (Jahrgang 1901) anfangs an die naturalistischen Hinterhausgeschichten der achtziger, neunziger Jahre erinnert, so trügt dieser Eindruck, wie etwa der eines startenden Flugzeugs, das anfangs dicht über den Boden hinstreicht. Bald erhebt sich der Roman zu einer beträchtlichen Höhe der Erzählungskunst. Statt breit auszumalen, sich an Kleinigkeiten zu verlieren, gibt Birkenfeld kurze, oft nur andeutende Begebenheiten, die wie Einschaltungen aussehen, aber die jeweilige Lage hell beleuchten und charakteristisch deuten. Alles ist echt und erstaunlich gut beobachtet. Sehr stark wird das Geschlechtliche betont, und hier scheut der junge Erzähler nicht vor manchen Kraßheiten zurück. Aber auch hier zeichnet den Verfasser eine knappe Sachlichkeit und Kühle aus, die meilenweit entfernt ist von lüsternem Behagen. Eine in solchem Alter seltene Reife.

Was aber zu großen Hoffnungen bei Birkenfeld berechtigt, ist seine frühe Perspektive, sein Blick für das Wesentliche. Der Stoff gäbe jungen Schriftstellern anderer Wesensart (wir haben ihrer genug) die prächtigste Gelegenheit zu zwei Hauptzugmitteln des heutigen Schrifttums: dem Breittreten der erotischen und der sozialpolitischen Motive. Birkenfeld geht nicht einen Augenblick als Leisetreter um diese Fragen herum, im Gegenteil, er packt sie an der Wurzel, er scheut nicht vor dem Äußersten zurück und sein Paul landet schließlich in radikal-kommunistischer Anschauung. Aber beide Momente werden nicht als willkommener Stoff zur Köderung eines modernen Leserpublikums breitgewalzt, sondern streng logisch, knapp und oft beinahe nebensächlich als Folgerung behandelt, als Erfüllung von Naturgesetzen, die in den Umständen, Verhältnissen, schließlich in dem Menschen selbst liegen.

Und hierauf scheint es dem Verfasser vor allem anzukommen: er wollte Menschen aus dem Proletariat der Großstadt gestalten, und das ist ihm durchweg gelungen, vor allem in der Mutter. Diese alte Frau, der Kummer, Not und Mühe immer die getreuesten Lebensgefährten waren, hat ihrem tapferen Gemüt eine wunderbare Heiterkeit bewahrt. Es ist das eigentlich Tragische des Buchs, daß dieser ungewöhnliche Frohsinn einer starken Seele, stückweis gebrochen, nach und nach gelähmt wird, bis die Alte endlich in der leeren Küche hockt, „wie das versteinerte Antlitz dieser steinernen Riesenstadt. Tränen rinnen einzeln durch die tiefen Wangenfurchen, graue Strähnen hängen, wirr und dünn, wie zerzaust von einem Sturm, über die hohlen Schläfen."

Wer als objektiver, nicht von Modeschlagworten betäubter Leser, erkennen will, was wirklich in der Erzählungskunst an dem „neuen sachlichen" Stil gegenüber dem alten Wahres und Gutes ist, der lese nach diesem Roman des vielversprechenden jungen Dichters Die Hand Gottes von Adele Gerhard. Damit soll die feine, kluge Dichterin nicht etwa in ein ungünstiges Licht gestellt werden, es ist vornehmlich eine Frage des künstlerischen Stils und — der Erlebnisse. Das Buch enthält zwei zarte Novellen, deren Zusammenstellung insofern nicht glücklich wirkt, als beide sehr ähnliche Motive in derselben Landschaft und in derselben Tonart behandeln. Beide Male gibt das Ehedreieck den Grundriß. In der Titelnovelle wird das Schicksal einer vom Blitz zersplitterten Birke als Sinnbild für die „Hand Gottes" genommen, die eine friedliche Ehe plötzlich zerbricht. Lena fühlt sich zu ihrem Schwager hingezogen, einer feinen Künstlernatur, die dem Anschein nach seelisch im Gegensatz zu dem derberen Bruder und Ehemann steht, welcher ein Gasthaus in den oberbayrischen Vorbergen gepachtet hat. In Wahrheit ist aber dieser Wirt „ein zarteres Gefüge, als je die anderen von ihm glaubten". Er merkt die aufsteigende Liebe zwischen den beiden früher als sie selber und — er geht still davon, nimmt ein Schlafmittel, von dem man nicht wieder erwacht. Dieser Schluß hat einen matten Glanz wie ein silbernes, feinziseliertes Kunstwerk. Der Liebhaber ist etwas literarisch und mit den Augen der Frau gesehen. „Er stieß das Fenster mit der feinen, schlanken Hand weiter auf . . . mit suchenden Träumeraugen schaute Ulrich hinaus". Daß die starke und naturwüchsige Lena gerade für diesen Ästheten, der eigentlich nichts tut, als daß er zu Naturerscheinungen geblümte Anmerkungen macht, so entflammt ist, leuchtet nicht ganz ein. Ein paar Striche hätten genügt, ihn sympathischer und bedeutender zu machen.

Die zweite Novelle, mit dem nicht ganz deckenden Titel „Torfstich", erzählt von einem stark und innerlich zueinander gehörenden Ehepaar, das durch den Krieg, durch lange Trennung in Unheil und Wirrsale gerät. Kurz vor der Rückkehr ihres Gatten gibt Gudula einem Kinde das Leben, das ihr Haß gegen den Vater, ihren Verführer, sogleich tötet. Veit ist zuerst ahnungslos, kommt dann auf die Spur des Unglücks und glaubt schon, alles sei verloren und zerbrochen, als der wahre Aufschluß über Gudulas Empfindungen ihn zu ihr zurückführt und ihre Ehe fester kittet als je. In beiden Novellen werden die Begebenheiten durch das skizzenhafte Herausheben weniger Höhepunkte veranschaulicht, auch das Seelenleben wird nur mit einer Art Punktierkunst dargestellt, die bei den männlichen Gestalten nicht einmal das trifft, was man in der Plastik die „Leitpunkte" nennt. In der zweiten Novelle kommt ein gewisser „Jörgen" vor, von dem man überhaupt nichts erfährt, obwohl er häufiger Begleiter und Gast des Ehepaares ist. Ihre zartfrauliche Kunst offenbart Adele Gerhard in den seelischen Konflikten der weiblichen Gestalten; obwohl auch hier vieles in der Andeutung stecken bleibt, sind die Kämpfe und Nöte dieser Naturen doch echt und sprechen von tiefem Gefühl.

Die Art der Naturschilderung bei Adele Gerhard gäbe Anlaß zu einer Betrachtung über die heutige Verwendung dieses besonderen Bestandteiles der Erzählungskunst. Natürlich wird man einem Dichter hier mit keinen doktrinären Vorschriften und Programmpunkten kommen dürfen, obwohl es die ganz Klugen der „Modernen" daran nicht fehlen lassen. Oft werden die Seelenregungen der geschilderten Menschen, namentlich der Nichtgroßstädter, von der Landschaft, der Atmosphäre, der Witterung und dem wechselnden Antlitz des Himmels beeinflußt und mitbestimmt. Wo aber ohne diese zwingende Begründung wechselnde Eindrücke eines Spazierganges wahllos und bedeutungslos in die Erzählung eingeflochten werden, und noch dazu nach einem gewissen Zahlenverhältnis meßbar (etwa siebzig Zeilen „Handlung", drei Zeilen Naturschilderung), da könnte nur Genialität in der Erfassung der Natur dies Verfahren genießbar machen . . .

Ein so straffer Berichterstatter wie Oskar Jellinek kommt in seiner Erzählung Der Sohn sogar ganz ohne Naturschilderung aus, wobei freilich der Umstand mitspricht, daß es sich hier um abstrakte Fragen handelt. Der österreichische Dichter, unsern Lesern durch seine preisgekrönte Meisternovelle „Der Bauernrichter" bekannt geworden, hat ein tiefes Problem mit kristallener Klarheit behandelt. Richard Gabriel ist der Sohn einer Jüdin und eines Priesters. Der in dieser Abkunft begründete Zwiespalt seines Wesens wird dadurch verschärft, daß er nach Neigung und Bestimmung den geistlichen Beruf erwählt. Schon als junger Schüler bekundet er eine unbezwingliche Neigung, dem Lehrstoff auf seine eigene Art

beizukommen, wodurch es zu häufigen Zusammenstößen mit der Lehrerschaft kommt. Als er einmal in der Literaturstunde das Goethesche Gedicht „Prometheus" aufsagen soll, weigert er sich, weil dies Gedicht eine Beschimpfung jeglicher Gottheit enthalte. Zum Gehorsam statt der Kritik ermahnt, soll er sich zur nächsten Stunde auf das Gedicht vorbereiten, er aber sagt statt dessen „Johanna Sebus" auf. Er findet in Prometheus „schamloseste Gottesleugnung, absolute Gottlosigkeit". Und als man ihm noch einmal Bedenkzeit gibt, trägt er statt des Goetheschen Gedichtes die Bergpredigt vor. Empört über diese Dreistigkeit greift der Lehrer nach ihm, um ihn vor den Direktor zu bringen. Gabriel aber springt aus dem Fenster und entflieht. Eine Lehrerkonferenz will schon die schwerste Bestrafung des Widerspenstigen beschließen, als seine Mutter, die eine kleine Gastwirtschaft betreibt, flehentlich um Gnade für ihn bittet. Daraufhin lassen die gütigen Lehrer es noch einmal bei einem Verweise bewenden, und Gabriel leistet die gewünschte Abbitte. Bald aber ereilt den selbstgewissen Starrkopf sein Geschick. Es war Sitte an diesem katholischen Gymnasium, daß zum feierlich begangenen Fest Mariä Empfängnis jeder Schüler der höheren Klassen eine Marienhuldigung auf goldgeränderten Blättern zu schreiben hat. Gabriels Arbeit ist die bei weitem umfangreichste. Und als er die Arbeit abgegeben hat, verschwindet er. Was enthält seine Schrift? Im Grunde eine schwere Lästerung der Jungfrau Maria. Unter der Überschrift Mater dolorosa. In meisterhafter Form erzählt er den letzten Leidensweg Christi und sucht nachzuweisen, daß Maria sich überhaupt um ihren Sohn nicht gekümmert habe. Sie sei dem erwachsenen Jesus überhaupt nur einmal begegnet, bei der Hochzeit zu Kana, wo sie sich vor dem Volk mit der göttlichen Begabung des Sohnes gebrüstet und seine Wunderkraft vorzeitig herausgefordert habe. Das Maria bei der Kreuzigung Christi zugegen gewesen, sei eine Erfindung des Johannes. Und die eigentliche Mater dolorosa sei die Mutter des Barrabas gewesen, die, aufgelöst von Schmerz, den Pilatus flehentlich um Gnade für ihren Sohn bat, so daß der Heiland in seiner übermenschlichen Güte auf sie hinwies mit den Worten „Mater dolorosa", und Pilatus eigentlich erst auf Christi Wink hin den Barrabas begnadigte.

Gabriel, gewiß, daß ihm nach diesem Bekenntnis die Ausschließung aus der Schule bevorsteht, geht freiwillig in den Tod.

Die bedeutende Novelle wird dem großen Stoff in der Form wie in der Erfassung des Wesentlichen vollkommen gerecht: wir erleben das Schicksal eines Genies, das in seinem Zwiespalt zwischen Glaubensinbrunst und zersetzender Kritik tragisch enden muß. Kein leichter Vorwurf für eine Erzählung, aber mit vorbildlicher Kunst gemeistert.

Einen reizvollen Gegensatz zwischen männlicher und weiblicher Dichtung, zugleich zwischen Männerschicksal und Frauenschicksal findet man beim Vergleich dieses durchaus maskulinen Werkes mit dem Gleichnis von der Weberin von Paula Grogger, das in jeder Hinsicht feminin anmutet. Eine Frauenlegende, die doch zugleich sinnbildliche Bedeutung für Künstlers Erdenwallen hat. „Die Sage geht, daß eine Jungfrau einen alten Einsiedel besuchte, der im Leumund der allergrößten Heiligkeit und Weisheit stand."

So der Beginn. Die Jungfrau findet nach sehr langem und eifrigem Suchen in einer abgelegenen Gebirgshütte den seltsamen Eremiten, der tagsüber draußen Schafe hütet und Waldarbeiten verrichtet, abends heimkehrt mit vielen Waldblumen am Hut, die er sorgfältig einwässert. Als hätte er sie erwartet, nimmt er die Magd auf, kümmert sich aber nicht um sie. Sich selbst überlassen, da er den ganzen Tag nicht zu Hause ist, beginnt sie auf dem Anger zu spinnen. Einmal rollt ihr die Spule unversehens ins Gras, davon wird ein grüner Faden, einmal in den Quell, davon wird er silberhell, einmal treibt ihn der Wind in den Enzian, der färbt ihn in unbeschreiblich schönes Blau. Das Mädchen nutzt dies zauberhafte Geheimnis aus, sie färbt ihre Fäden mit gelben Faltern, violetten Glocken, roten Nelken und schafft sich so einen Vorrat von wunderbar schönen Fäden. Der Alte baut ihr einen Webstuhl und leitet sie an, ihr Garn zur Anfertigung prächtiger Muster zu verwenden. Nachdem alle Fäden verbraucht sind, schickte der Alte, der tiefbetrübt über ein verlorenes Lamm ist, sie mit ihrem Webstuhl in die Welt. Und dort erlebt sie nun Menschenschicksal, Künstlerschicksal. Zuerst muß sie darben und betteln und ist ohne Obdach, dann findet sie Anerkennung, Bewunderung und viele Aufträge. Sie spinnt unausgesetzt und spinnt ihr ganzes Leben, das sie nicht erlebt, in die bunten Bilder: Freud und Leid, Liebe und Sünde, Armut und Hoffart. Sie aber bleibt demütig und allen Verlockungen unzugänglich, ja durch ihre Gewebe strahlt mehr und mehr der Schein eines ewigen Lichts, seitdem sie nur die Gaben der Armen und Unglücklichen mitfühlend annimmt. Das verdrießt den bösen Feind und er sucht sie zu verderben. Nachdem seine Verführungskünste an ihrer Festigkeit gescheitert sind, versucht er es mit bösem Leumund. Die einst Gefeierte und Bewunderte wird zum Spielball für Bosheit, Neid, überheblichen Spott und Krittelsucht. Niemand erkennt, daß sie den langen, schweren Weg der Berufung gegangen ist und ihr reifes Herz voll der Erlebnisse und Leiden „gegen die erlernte Schulweisheit in die Waage legen kann". Mit den Jahren nimmt sie Gunst und Ungunst der Menschen ruhiger. Und eines Tages endlich kommt der alte Eremit aus seiner Bergeinsamkeit zu ihr,

er trägt rote, blaue und gelbe Bergblumen auf seinem Hut und auf seinen Schultern das weiße Lamm. Sie aber erkennt in ihm das Lamm Gottes, „welches hinwegnimmt die Sünden der Welt".

Die Schöpferin des Grimmingtors erweist sich in diesem schönen Sinngedicht wiederum als eine nachdenkliche Erzählerin von Rang und Tiefe, die überdies hier lyrischer wirkt als in manchem ihrer gereimten Gedichte.

In manchem Lebenszug verwandt mit Paula Grogger ist die in Pforzheim geborene Schwarzwalddichterin Auguste Supper. Ihr neuer Roman Der Gaukler ist vielleicht durch Kolbenheyers großes Paracelsuswerk, vielleicht auch durch Hauptmanns mißglückten Till Eulenspiegel angeregt, aber er geht und steht durchaus auf eigenen Füßen, dieser Dr. Sansasyl. Heilkünstler und Vagabund, der mit seinem Medizinkarren, seinem Gaul und seinem klugen Äffchen durch die Lande zieht, Salben und Arzneien verkauft, mehr aber noch durch seine Klugheit und sein Wissen um allerhand dunkle Geschehnisse hilft und heilt. Ein heftiges Läuten im Bergtal drunten schreckt den Müden aus seinen Träumen. Ein hübsches Mädchen belehrt ihn auf seine Frage, daß man gegen die Welschen läute. Die Geschichte spielt nämlich vor zweieinhalb Jahrhunderten, als die Stadt Calw (und auch Pforzheim) von den Franzosen niedergebrannt wurde . . .

Das drohende Heranziehen der Franzosen liegt wie eine schattende Gewitterwolke über der Erzählung. Der Gaukler macht im Gasthaus zur Krone Quartier und erregt bald Aufsehen durch seine wissenden, klugen und hinterhaltigen Reden, wenn er mit jemand ins Gespräch kommt. Er fühlt sich seltsam hingezogen zu dem Bürgermeister, der gegen die Übermacht der Feinde sich nicht anders wehren kann, als die Stadt dem Durchzug freizugeben, die Wertsachen und wichtigen Papiere möglichst in Sicherheit zu bringen. Auch der Fahrende hält dies für das klügste. Wirklich ziehen die Franzosen ohne wesentliche Brandschatzung hindurch. Da wird weit außerhalb der Stadt ein Schuß auf den führenden General abgegeben, der ihn verwundet. Sofort kehren die Franzosen um und brennen die Stadt nieder. Der Bürgermeister soll Spießruten laufen und gehängt werden. Da naht sich ihm der Gaukler, der inzwischen in ihm seinen lange gesuchten Sohn vermutet hat. Durch ein letztes Gespräch wird diese Vermutung Gewißheit, aber der Vater vermag nichts mehr für den Sohn zu tun, als ihn durch ein paar Gifttropfen vor der öffentlichen Schmach zu bewahren.

Diese dürren Sparren der Tatsachenfolge sind nun durchrankt und umblüht von Nebenhandlungen und Szenen farbigsten Lebens, in denen auch die Liebe zu ihrem Recht kommt. Auguste Supper versteht es meisterhaft, uns die Menschen so ferner Vergangenheit nahe zu bringen, und wie ihr Gaukler auf alle, die ihm unterwegs begegnen, eine seltsame Anziehungskraft ausübt, so wirkt er auch für den Leser fesselnd von seinem ersten Auftreten bis zum bedeutenden Schluß. Die Kunst der gedankenreichen Dichterin schimmert in diesem Werke köstlicher als je, sie zeigt sich auch darin, wie das Historische kaum sichtbar gemacht wird, obwohl es doch das eigentliche Gerüst der Geschehnisse abgibt; man sieht es so wenig wie bei einem gesunden, kräftigen Körper das Skelett und empfindet doch die Schönheit der Struktur unter dem lebendigen Fleisch.

Offenbar hat unsere heutige Not die Dichtung, vielleicht auch in ihrem Ursprung beeinflußt, manches Wort, das da fällt, könnte auch heute gesprochen sein; so sind die Menschen, obwohl sicher in den Rahmen jener Epoche und jener Landschaft gestellt, doch eigentlich zeitlos. Das Dumpfe, Schwere, das über dem Ganzen liegt und auch im Stil, wie das Raunen ewigen Windes widerklingt, scheint Wolken, die aus weiter Ferne gewandert sind, mit denen zu vereinen, die über uns stehen.

. . . Gegen so reife Erzählungskunst einer Berufenen hat nun freilich ein Auch-Erzähler, wenn man ihn kurz darauf liest, einen gar schweren Stand. Siegfried Trebitsch, wohlbekannt als Verdeutscher der Shawschen Werke, ist trotz sonstiger Vorzüge in seinem Roman Renate Aldringen mehr Berichterstatter als Dichter, und die Menschen wie die Vorgänge sind allzu schablonenhaft gezeichnet, als daß sie den Leser innerlich bewegen könnten. Trebitsch sucht, wohl mit Absicht im Gegensatz zu seinen sonstigen Schriften, diesmal ganz schlicht zu erzählen. Er berichtet von einem Zwanzigjährigen, der leidenschaftlich in eine reife Schönheit, Renate Aldringen, verliebt ist. Sie liebt natürlich einen anderen, einen ebenfalls gereiften Herrn, der es aber vorzieht, des Jünlings „mondäner" Mutter den Hof zu machen. Oswald benutzt einen einsamen Spaziergang mit Renate dazu, sie zu überfallen und (unter Beißen und Kratzen der Geliebten) zu umschlingen. Aber die Folge ist nicht „Verlobung", wie er in seinem jugendlichen Unverstand meint, sondern noch weitere Entfremdung zwischen den beiden. Da Renate auch ihrerseits bei Herrn von Trojan, so heißt der Erwählte ihres Herzens, keine Gegenliebe findet, so läßt sie sich gelegentlich in die Wellen des Kärntner Sees, an dem diese Sommergeschichte spielt, gleiten, und der bestürzte Oswald sucht vergebens, sie zu retten. In dem ganzen Roman ist auch nicht ein einziger Mensch, mit dem man sich innerlich beschäftigen kann. Insofern nur hat der Waschzettel recht, wenn er besagt, Trebitsch bereite mit diesem Roman dem Leser eine Überraschung.

Neue französische Romane. Von Univ.-Prof. Dr. Ernst Robert Curtius

Die Weltgeltung der modernen französischen Literatur beruht in erster Linie auf ihren großen Romanschöpfungen. Namen wie Balzac und Stendhal, Flaubert und Zola, Anatole France und Romain Rolland bezeugen das aufs einleuchtendste. Sie haben klassische Schilderungen der modernen Gesellschaft gegeben, deren Wirkung bis heute unerschöpft ist.

Die jüngste französische Literatur setzt diese Überlieferung würdig fort. Sie hat gerade auf dem Gebiete des Romans eine Fülle interessanter Werke hervorgebracht, von denen einige sich den besten Schöpfungen des 19. Jahrhunderts zur Seite stellen.

Die bedeutendste Erscheinung ist das große Romanwerk von Marcel Proust (1871—1922), das sich „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit" betitelt. Es läßt sich in keine Schule oder Richtung einordnen, sondern ist der Ausdruck einer genialen Persönlichkeit von völlig origineller Prägung und Sehweise. Der Form nach ist es eine Ich-Erzählung, die sich zeitlich von den achtziger Jahren bis in den Weltkrieg erstreckt. Der Verfasser führt uns durch die Welt der Großbourgeoisie und des Hochadels, aber auch in die Sphären der Kunst und der Literatur. Der Schauplatz des umfangreichen Werkes (es zählt über ein Dutzend Bände) wechselt zwischen der kleinen Provinzstadt Cambrai, den Luxushotels der normannischen Küste und Paris. Die Handlung tritt zurück hinter einem filigranfeinen Gewebe aus psychologischer Beobachtung, Gesellschaftsanalyse und philosophischer Reflexion über Leben und Kunst. Proust ist einer der ganz großen Schriftsteller, vor denen sich die Geister scheiden. Entweder ist der Leser von ihm so gefesselt, daß er staunend eine ganz neue Welt entdeckt — oder er fühlt sich durch die Neuheit dieser Kunst befremdet und vermag ihr nicht zu folgen: ein Schauspiel, das sich angesichts jedes großen Stilwandels wiederholt — man denke nur an die widersprechende Beurteilung, die Wagners Musik bei ihrem ersten Auftreten fand. Die ersten Bände von Prousts Werk liegen in deutscher Übersetzung vor. („Swanns Weg" und „Im Schatten der jungen Mädchen", Berlin, Verlag der Schmiede.)

Die verwirrende Problematik unserer Epoche wird in Frankreich natürlich ebenso empfunden wie bei uns. Sie äußert sich in verwandten, wenn auch nicht in genau denselben Formen. Der Kampf der Generationen, der Gegensatz zwischen Eltern und Kindern, die Erschütterung der überlieferten, sittlichen Anschauungen und all die daraus erwachsenden Konflikte beschäftigen den französischen Roman. In den „Falschmünzern" von André Gide (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) werden uns die Irrungen und Wirrungen der entwurzelten modernen Jugend vorgeführt; die Empörung gegen Familie und Erziehung, die ja auch bei uns immer wieder erörtert wird. Gides subtil andeutende, von Ironie und Geist blitzende Kunst bietet literarische Genüsse von seltener Erlesenheit.

In ganz anderer Weise hat Roger Martin du Gard dasselbe Thema angefaßt. Er führt uns in streng objektiver, dramatisch bewegter, meisterhaft aufbauender Darstellung die Geschichte einer Familie vor („Die Thibaults", bisher sechs Bände; Wien, Paul Zsolnay), den Konflikt zwischen der starren Autorität des Vaters, der dem konservativen, streng katholischen Bürgertum angehört, und den Söhnen, denen nur die Wahl zwischen äußerlichem Kompromiß oder offenem Bruch übrig bleibt. Aber damit ist der Inhalt des Werkes bei weitem nicht erschöpft; denn viele Lebensläufe kreuzen sich in ihm, und so ergeben sich immer neue Querschnitte durch die Krisen unserer Zeit. In die heutige französische Wirklichkeit führen wenige Romane so gut ein wie diese groß angelegte Schilderung.

Auch der blendende Erzähler Paul Morand hat ein offenes Auge für die Problematik unserer Zeit. Morand ist ein passionierter Globetrotter, der sein ganzes Leben auf Reisen zubringt. Er hat das Welt- und Raumgefühl des modernsten Menschen, der überall und nirgends auf diesem Erdball zu Hause ist und keine Entfernungen mehr kennt. Diesem Tempo entsprechen die überraschenden Verkürzungen von Morands Stil. Von seinen Büchern sei besonders „Der lebende Buddha" empfohlen, ein Roman, der das Kulturproblem Europa-Asien behandelt, aber ohne philosophischen Ballast, sondern ganz im Menschlichen bleibend.

Die Bücher Paul Morands besitzen eine Eleganz und einen Charme, denen nichts an die Seite zu stellen wäre — gäbe es nicht Jean Giraudoux. Die Sprache von Giraudoux gleicht einem phantastischen Feuerwerk, in dem unaufhörlich neue Farben- und Beleuchtungswirkungen dargeboten werden. Alles, wovon er spricht, verwandelt Giraudoux in ein zauberhaftes Fluidum aus Geist, Witz, Gefühl und Grazie. Etwas Jean-Paulisches steckt in diesem jungen Franzosen, der im bürgerlichen Leben Beamter des französischen Außenministeriums ist. Man lese von ihm „Bella" oder „Eglantine" (Leipzig, Inselverlag) und lasse sich von diesem Charmeur die zarten Schönheiten Frankreichs deuten.

Wer den hier gegebenen Hinweisen folgt, wird eine abwechslungsreiche Reise durch literarisches Neuland machen und wahrscheinlich feststellen können, daß das heutige Frankreich, soweit es sich im Roman spiegelt, ein ganz anderes Aussehen zeigt als vor dem Kriege.

Illustrierte Rundschau

Konstantin Somoff — Toni Lommers Familiengraphik — Elsbeth Beißwengers Autopuppen — Paul Herrmann-Walburg — Wilhelm Claudius — Leni Riesenstahl von Arató — C. Boulets „Dame mit Rosen“ — Scherenschnitte von Dorle Jacob — Zu unsern Bildern — Unser neuer Jahrgang

Konstantin Somoff ist in Deutschland so bekannt wie kein andrer russischer Maler der neueren Zeit geworden. Seine altertümelnde Liebenswürdigkeit im Bunde mit einer etwas parfümierten, aber die Grenzen des guten Geschmacks nicht überschreitenden Erotik hatte es leicht, sich einzuschmeicheln, und auch heut noch erfreut ein Bild wie das „Gartenfest“ nicht nur gegenständlich, denn Somoff verfügt über eine lichte Palette mit fröhlichen, aber niemals lauten Farben. Es ist immer, als wenn er uns Kammermusik von Mozart zu hören gäbe. Somoff, der in diesem Jahre sechzigjährige, ist von der Graphik hergekommen, und man merkt seinen Blättern und Tafelbildern an, daß er literarische Neigungen hat. Er kennt die Zeiten der großen Katharina und Ludwigs XIV., aber auch das frühe Biedermeier bis zum Wiener Kongreß etwa ist ihm vertraut, als hätte er es erlebt. So heiter seine Bilder sind: eine verschwiegene Schwermut ist darüber gebreitet. Somoff beklagt die schöne, bunte, aber leider gestorbene Welt, und wenn man liest, wie es heute in Rußland aussieht, will uns dieser galante Romantiker vollends unzeitgemäß erscheinen, ein letzter Nachläufer, ein bunter Schmetterling an einem grauen Spätherbsttag.

★

Daß Toni Lommer ein Süddeutscher ist, sieht man seinen Graphiken sofort an. Es steckt jener barocke Schwung darin, der im Süden, namentlich in Bayern und in Österreich, so volksmäßig eingedeutscht erscheint, und die Erfindung verrät jenen heiteren Spieltrieb, der im Norden bei weitem nicht so selbstverständlich gedeiht. Gewiß, auch in Berlin und Hamburg gibt es künstlerische Glückwunschkarten. Aber nur in



Gartenfest. Gemälde von Konstantin Somoff



Familiengraphik von Toni Lommer

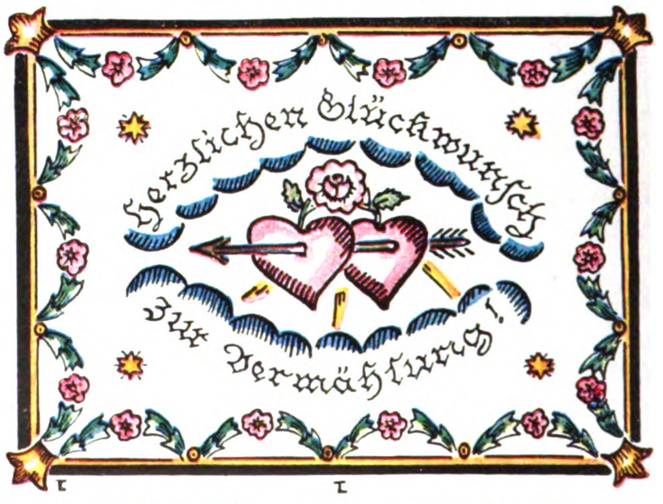
München konnte der Ausdruck „Familiengraphik" geprägt werden, für eine Kunst, die nicht bloß zu Neujahr munter wird, sondern zur Verlobung wie zur Vermählung ihre Karte abgibt, an Geburtstagen vorspricht und sogar eine so bürgerliche Sache wie eine Beförderung im Amt mit harmlos ironisierender Fröhlichkeit feiert. Toni Lommer hat seine Ausbildung als Buchdrucker begonnen und dann auf der Münchner Kunstgewerbeschule und der graphischen Akademie zu Leipzig vertieft. Er schuf Druckerzeichen und Werkmarken, Anzeigen und Werbeschriften in großer Anzahl und für die verschiedenartigsten Industrien, immer aber mit einem humorigen Unterton. Man rechnet, nach einem Vorurteil, diese Gebrauchskunst nicht als ganz vollwertig. Lommer ist andrer Meinung. Er will die Kunst auch dem einfachen Mann nahebringen, der keine Zeit und keine Vorbildung hat, um Bildergalerien zu besuchen und zu genießen. Reklame aber kommt jedermann vor Augen. Auf ihrem Felde gilt es, wie Lommer mit Recht fordert, durch gepflegten Geschmack und lebensvollen Inhalt wahrhaft volkstümliche Werke zu schaffen.

★

Die neuzeitliche Architektur, die auf äußerste Zweckmäßigkeit ausgeht und jedem Schmuck den Krieg erklärt, reißt sie doch sogar zum Kummer des Malers die Bilder von den Wänden, hat wie das meiste auf der Welt alte Bestrebungen wieder aufgenommen und spricht nur noch rücksichtsloser aus, was die Älteren unter uns bereits vor dreißig Jahren gehört haben. Damals ging der Säuberungskampf vor allem auch gegen die Nippestische in unsern Damenzimmern und all den staubfängerischen Kram, der sich auf Wandbrettern und Schränken breit machte, und Professor Pazaurek konnte im Landesmuseum zu Stuttgart seine Schreckenskammer eröffnen, die noch im Krieg um herrliche Hindenburgbierkannen und Blindgängervasen vermehrt wurde. Aber der erwachsene Mensch braucht auch sein Spielzeug, und allem Sachlichkeitsgerede zum Trotz schafft er sich neue nichtsnutzige Niedlichkeiten, allerdings kunstgewerblich aufgeputzt, und in demselben Stuttgart Pazaureks waren viele Dinge in einer reizenden Ausstellung zu sehen. Aus ihr stammen Elsbeth Beißwengers Autopuppen, farbige Ungeheuer von grotesker Wirkung, dazu bestimmt, Träger oder gar — der Aberglaube ist unsterblich — Bürgen guter Wünsche zu sein. Es ist wirklich sonderbar: wir sind mit Recht auf das Auto als ein Beispiel strengster technischer Sachlichkeit stolz. Es sieht schon lange nicht mehr wie eine Kutsche ohne Deichsel aus, sondern verrät bereits in seinem Äußern, daß es geschaffen ist, um den Menschen im Kampf mit der Zeit siegen zu lassen. Und schon hängen wir ans Fenster so eine burleske Puppe und würden es als ein Zeichen des Unglücks betrachten, wenn wir sie verlören. Die Theorie ist immer strenger und schwächer als die Praxis, und das ist ein Glück.

★

Der Münchner Maler Paul Herrmann-Walburg, dem wir das wir-



Familiengraphik von Toni Lommer, München-Pasing



Familiengraphik von Toni Lommer

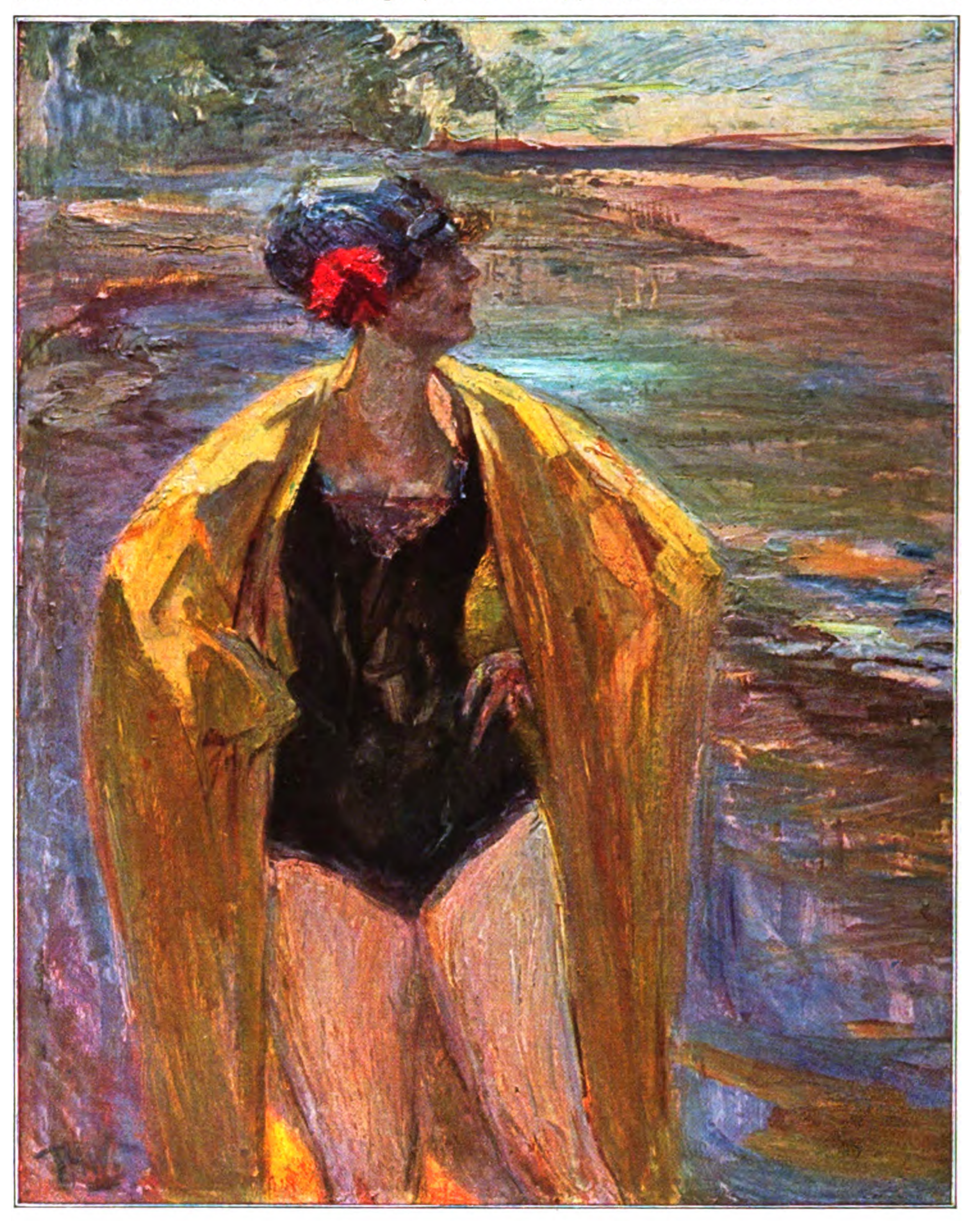
kungsvolle Bild „Am Strande“ verdanken, stammt aus Wien (geb. 1875), ist aber ziemlich spät zur Kunst gekommen, denn nach kurzem juristischem Studium besuchte er in seiner Vaterstadt die Hochschule für Bodenkultur und war bis 1909 als Landwirt in Ungarn tätig. Erst in diesem Jahr ging er nach München, um sein künstlerisches Talent bei Strützel und bei Hayek auszubilden. Nach dem Kriege wurde er von Professor Baer eingeladen, der Luitpoldgruppe beizutreten. Herrmann ist auch als Radierer hervorgetreten, unter anderm mit einer Folge von Blättern, die er „Das Weib“ benannt hat und in der seine gesunde Freude an Gottes schönster Schöpfung jubelt, ein hohes Lied voll Reinheit und Leidenschaft. Auch in seinem Strandbild schwingt etwas von dieser Stimmung mit. Aber am stärksten wirkt hier doch der Zusammenklang der Farben. Beherrscht wird es durch den gelben Bademantel. Der Fleischton, das Schwarz des Anzugs, das Blau der Kappe, die rote Blume und das in unzähligen Tönungen bewegte Meer — wie hell und froh tönt das alles, fanfarenhaft!

★

Gegenüber diesem lauten Bilde das schlichte Biedermeierzimmer von Prof. Wilhelm Claudius, dem Urgroßneffen des Wandsbecker Boten. Claudius (geb. 1854) hat lange vorwiegend als tüchtiger Illustrator gearbeitet; seit 1900 etwa malt er Landschaften aus seiner holsteinischen Heimat oder aus der Umgegend Dresdens, wo er seit 1879 wohnt, auch Bildnisse, vor allem aber Innenräume. Unser Zimmer stammt aus dem Kirms-Krackow-Hause, einer der weniger bekannten Sehenswürdigkeiten Weimars. Das Haus, seit 1917 zugängig, liegt in der Jakobstraße und hat über 300 Jahre den Familien gehört, deren Namen es trägt; Joachim Kirms war herzoglicher Rat unter Karl August, sein junger Sohn Franz war Geschäftsführer des Theaters und stand als solcher Goethe nahe. Franz Kirms heiratete mit 73 Jahren die 44jährige Karoline Krackow, die Erzieherin der Kinder Maria Pawlownas, also auch der späteren Kaiserin Augusta. Der besondere Reiz des Hauses für



Autopuppen. Aus der Werkstatt von Elsbeth Beißwenger. (Ausstellung im Landesmuseum zu Stuttgart)



Am Strande. Gemälde von Paul Herrmann-Walburg

den Besucher, aber auch für den Maler besteht darin, daß die Zimmereinrichtung nicht erst zusammengetragen wurde, sondern bis auf den kleinsten Gebrauchsgegenstand aus der Goethezeit stammt und erhalten wurde, bis die letzte der Familie 1915 als 90jährige starb. Diese Zimmer sind durch die Großen Weimars, von Goethe bis Liszt, geweiht, und der Maler Claudius durfte sich hier wie in der Überlieferung seines eigenen Geschlechts fühlen.

Die Anmut der Tänzerin Leni Riefenstahl wird schon viele unsrer Leser entzückt haben. Sie ist eine von den seltenen Künstlerinnen, welche, unverwöhnt durch den Erfolg, ein Stück Natur geblieben sind. Der ungarische Zeichner Arató hat sie in einigen Bewegungsstudien von frischer Lebendigkeit dargestellt.

★

C. Boulets „Dame mit Rosen“ zeigt den beliebten Bildnismaler als einen

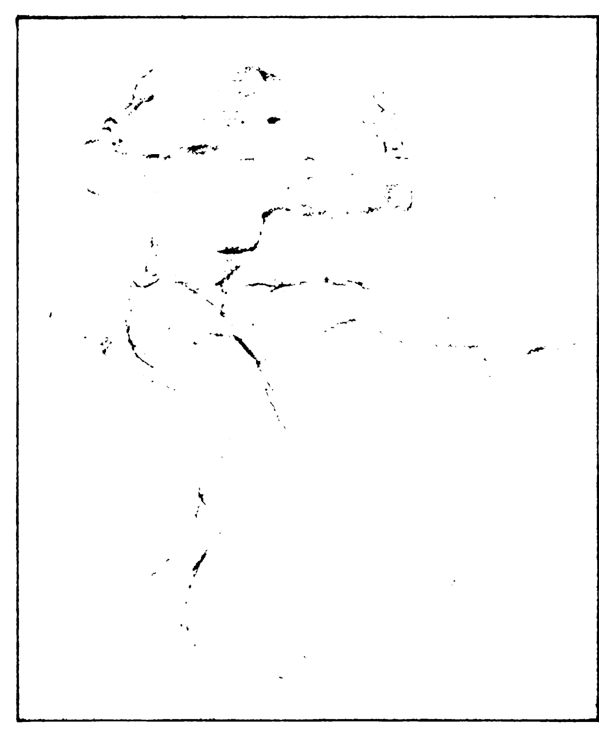


Gelbes Biedermeierzimmer im Kirms-Krackow-Haus zu Weimar. Gemälde von Prof. Wilhelm Claudius

begeisterten und einschmeichelnden Verehrer weiblicher Schönheit. Auf der letzten Seite des Heftes veröffentlichen wir einige lustige farbige Scherenschnitte von Dorle Jacob-Coburg. Wie uns Kurt Neukauf mitteilt, war die junge Künstlerin ein Wunderkind. Schon mit drei Jahren begann sie zu zeichnen, mit zehn stellte sie im Coburger Kunstverein aus. Ihre schlagfertige Auffassungsgabe und naive Gestaltungskraft wurden ihr in der Zeitung bestätigt, und dieser ersten Ermunterung folgten bald andre, z. B. von Julius Diez und Heinrich Zille. Dorle Jacob hat sich selbständig entwickelt, namentlich als Scherenkünstlerin, und wie man sieht, verfügt sie über ein gesundes Formgefühl und einen fröhlichen Farbensinn, so daß sie ihre humorvollen Einfälle aufs glücklichste gestalten kann.

★

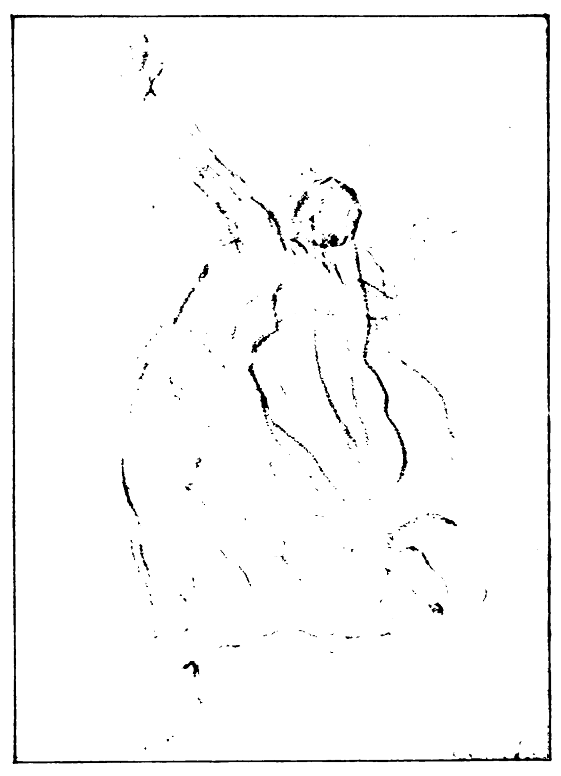
„Klares Erfassen der Form im großen bei ruhiger Geschlossenheit der Farbe, abhold jeder modernen Originalitätssucht, denn



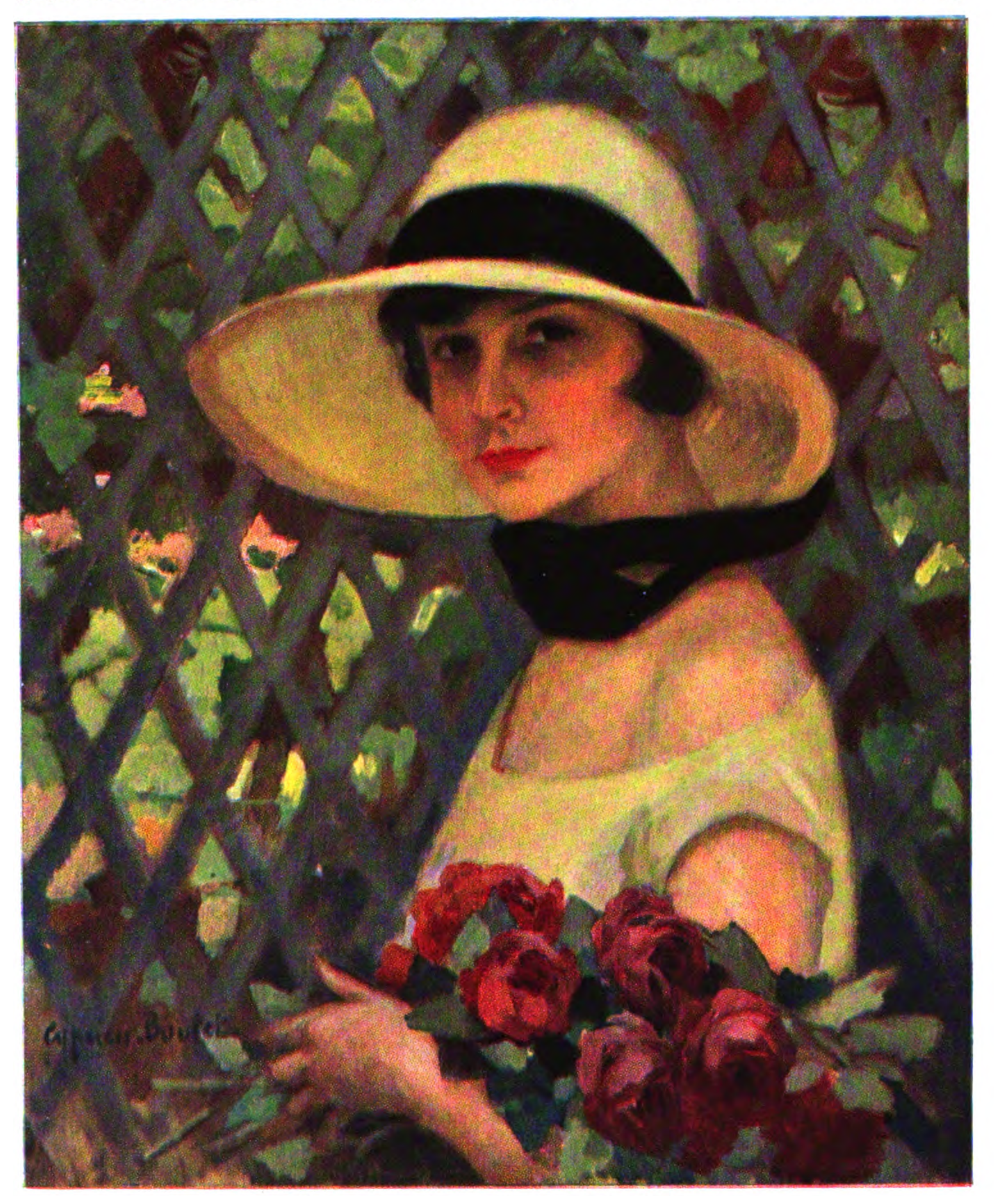
Leni Riefenstahl. Zeichnung von Arató

„Fußballspieler" (zw. S. 624 u. 625). — Auch Max Esser, einer der hervorragendsten, wenn nicht der beste Tierplastiker, den wir haben, ist unsern Lesern gut bekannt. Sein „Fischotter" (zw. S. 664/665) zeigt ihn wieder als den Meister der geschlossenen Form und einer Auffassung, die das Modell wohl stilisiert, aber dennoch naturnah bleibt. — Ausgezeichnet in der Beherrschung des menschlichen Körpers ist die in Paris malende Russin Zenaide Serebriakova mit ihrem farbig wiedergegebenen Strandbild (zw. S. 672 u. 673). — Tief ergriffen werden wir durch Hans Baluscheks „Auswanderer". Er ist der Maler des armen Großstadtvolkes, bei schwerer Arbeit und billigen Vergnügungen. Er macht aus öden Bauplätzen weit draußen und nächtlichen Stadtbahndämmen Visionen von stärkstem Eindruck, und wenn man ihm eine „Tendenz" nachsagen kann, so nur die eine, daß er das Geringe, das Ärmliche

das Echte ist immer neu" — mit diesen knappen Worten umreißt der Wiener Maler Heinrich Krause (geb. 1885) seine Kunst. Daß er das Wesentliche trifft, beweist das Titelbild dieses Heftes. Man sieht, er strebt nach einem strengen, freskohaften Stil im Sinn der alten Meister, und er erreicht es, daß man vor diesem Bild sich an Velazquez erinnert. — Ein an vielen entzückenden Feinheiten reiches Gemälde ist die romantische Hafenstadt von Herbert von Reyl-Harnisch (zw. S. 600/601). Dieser Maler steht mitten in modernen Strömungen, was Farbe und Form angeht, aber er ist nicht bloß Techniker, sondern Poet, und das macht sein Werk so liebenswürdig. — Auch „Der Gefangene" des Spaniers José Romero de Torres zählt zur neuen Malerei, man würde früher gesagt haben: es ist ein Genrebild, ein ungewöhnlich ergreifendes (zw. S. 608/609). — Josse Goossens „Tanz" (zw. S. 615/617) ist von der niederrheinischen Fröhlichkeit des Künstlers erfüllt. — Von Eberhard Encke, den wir kürzlich erst an dieser Stelle kurz charakterisiert haben, zeigen wir die glänzend gelungene Gruppe



Leni Riefenstahl. Zeichnung von Arató



Dame mit Rosen. Gemälde von C. Boulet

und Erbärmliche mit Liebe umfängt, weil er auch hier einen Funken Göttliches ahnt. Diese „Auswanderer“ sind nicht mehr die Freiligrathschen; sie sind viel schlimmer dran. Aber vielleicht begibt sich das Wunder, daß sie in der Fremde ihr Glück finden, aus dem Willen zum Leben durch Arbeit. — Auf S. 675 veröffentlichen wir eine Radierung von dem Wiener Karl Stratil. Dieses Blatt stammt aus demselben Rokoko, das Somoff so zärtlich liebt. Aber man spürt: hier wird ein Totentanz getanzt, der Totentanz einer Kultur, deren Glanz und deren Musik selbst im nächtlichen Grausen dieses Bildes noch wahrnehmbar sind.

★

Dieses Heft beschließt den 43. Jahrgang von Velhagen & Klasings Monatsheften. Wir haben unsern Lesern zu danken, nicht nur für die Treue, die sie uns, zu einem sehr großen Teil bereits seit vielen Jahren, halten, sondern auch für lebendige Mitarbeit, die sich tagtäglich, mit jeder Post bekundet. Wir freuen uns über jedes freundliche Wort,



Der Akrobat
Farbiger Scherenschnitt von Dorle Jacob-Coburg

auch über jedes Wort der Kritik, denn wer dies oder jenes anders haben möchte, weil wir zu modern oder zu altmodisch sind, beweist, daß diese Hefte zu seinen Angelegenheiten gehören. Sie werden nicht gehalten, weil es hübsch wirkt, wenn die vornehmste deutsche Monatsschrift auf dem Tisch liegt oder in festlichen Bänden den Bücherschrank füllt. Sie werden gehalten, weil sie mit Romanen und Novellen, Bildern und Aufsätzen immer wieder anregen und packen, zu Entscheidungen aufrufen.

Der verflossene Jahrgang hat dies letzte in besonders augenfälliger Weise durch das Preisausschreiben über das Eigenheim der jungen Welt, der neuen Zeit getan. Noch sind wir damit beschäftigt, die in Massen eingelaufenen Stimmzettel zu sichten — einer ist darunter, der einem unsrer Leser 25 000 RM. zum Bau eines Hauses sichert! Im nächsten Heft wird die Entscheidung der preisrichtenden Leser mitgeteilt werden. Jeder, der das in ganz Deutschland Aufsehen erregende Preisausschreiben verfolgt hat, wird gleich uns gespannt sein: welcher Entwurf wird die meisten Stimmen auf sich vereinigen?

Das Septemberheft eröffnet den neuen Jahrgang unsrer Monatshefte. An andrer Stelle nennen wir einiges von dem, was er bringen wird, voran den neuen Roman von Gustav Frenssen. Wie bisher wird die Zeitschrift, losgelöst von allen Parteifragen der Politik, von konfessionellen



Der Gymnasiast
Farbiger Scherenschnitt von Dorle Jacob-Coburg

Kämpfen und von ästhetischen Streitereien, alte Überlieferung pflegen und neuen Anschauungen die Tore offenhalten. Weitherzigkeit im Bunde mit Treue hat den Heften ihren einzig dastehenden Erfolg verschafft und führt ihr als Mitarbeiter und Leser immer von neuem zu, was sie braucht:

Jugend!



Die gestohlene Puppe. Farbiger Scherenschnitt von Dorle Jacob-Coburg

Herausgeber: Paul Oskar Höcker und Dr. Paul Weiglin
Verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin — Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Herm. Goldschmiedt G. m. b. H. in Wien I. Verantwortlich: Dr. Emmerich Morava in Wien I, Wollzeile 11 — Nachdruck des Inhalts verboten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

